MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80630-2

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

ROCHAU, AUGUST LUDWIG

TITLE:

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN LANDES...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1870-1872

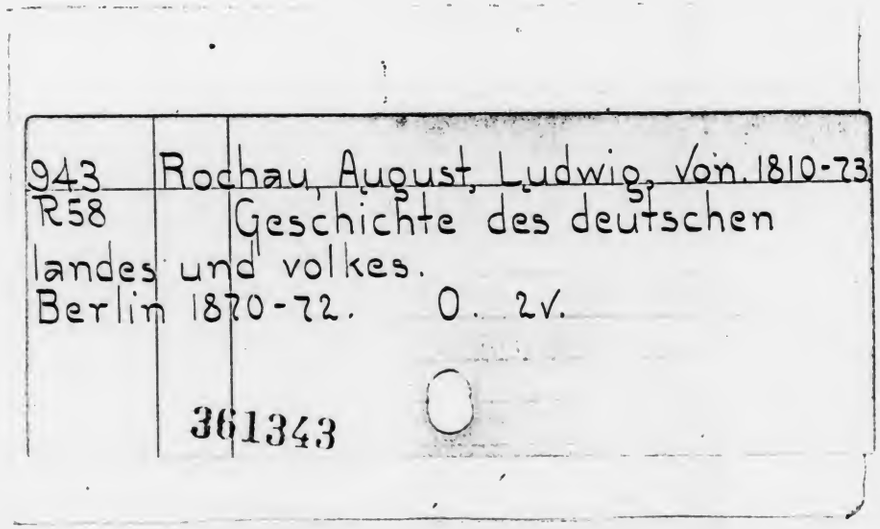
Master Negative #

92-80630-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

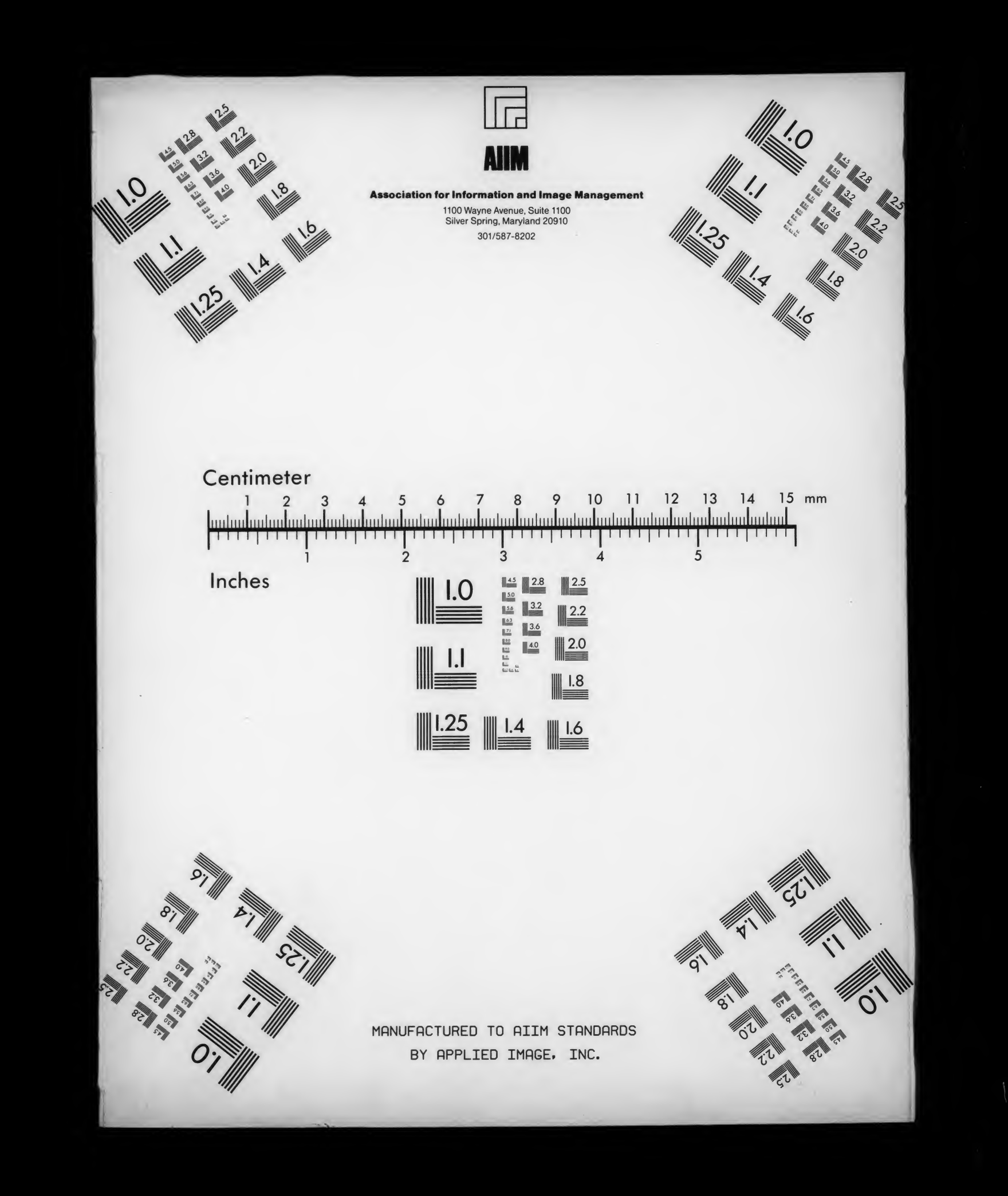


Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 07.06.1992 INITIALS EmL
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 1


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

SCHOENHOF & MOELLER
BOSTON
40, WINTER STREET, 40

943 R58
1

Columbia College
in the City of New York

SIGILLUM COLLEGII COLUMBIÆ NOVI EBORACI 1754

Library.

28. 622 2/2
462/2

Geschichte

des

Deutschen Landes und Volkes.

Von

A. L. von Rochau.

Erster Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1870.

11 Ab 99 HED

Vorwort.

Es war meine Absicht, den Plan dieses Buchs, seinen Grundzügen nach, in einer Vorrede darzulegen, den Leser insbesondere von vorn herein auf gewisse wegweisende Gesichtspunkte, Durchblicke und Wahrzeichen aufmerksam zu machen, die ich dem sachlichen Stoffe der deutschen Geschichte zum Behufe der Veranschaulichung ihres Getriebes, ihres Zusammenhanges ihrer Zwecke abgewonnen zu haben glaube. Der Augenblick indessen, in welchem das Buch fertig gedruckt vor mir liegt, überhebt mich dieser Aufgabe. Angesichts der Ereignisse des Sommers 1870 und ihrer unausbleiblichen Wirkungen auf die innere wie die äußere Gestaltung Deutschlands, genügt die Bemerkung, daß ich in der deutschen Vergangenheit vor allen Dingen die tausendjährige Vorbe-

MAR 3 1894 Bange 100 2 v.

173291

reitung deſſen nachzuweiſen geſucht, was entweder vor unſer Aller Augen bereits geſchehen iſt, oder doch, als die nothwendige Ergänzung des Geſchehenen, nach allgemeiner Ueberzeugung nahe bevorſteht.

Den zweiten Theil des Buchs, welcher die deutſche Geſchichte bis auf die jüngſten Tage fortführen ſoll, gedenke ich im Laufe des nächſten Jahres zu beendigen.

Heidelberg, 15. Sept. 1870.

Der Verf.

Inhalt.

		Seite
Vorwort		III
I.	Das älteſte Deutſchland, ſeine Bewohner und ſeine Nachbarn	1
II.	Geſchichtliche Anfänge; die Römerkriege bis zum Tode des Kaiſers Valentinian	22
III.	Das Zeitalter der Völkerwanderung	78
IV.	Ergebniſſe der Völkerwanderung	115
V.	Verfaſſungen und Geſetze	125
VI.	Die fränkiſche Vormacht bis zum Verfall des merowingiſchen Königthums	135
VII.	Die Zeit der Reichshauptmannſchaft	149
VIII.	Das fränkiſche Reich auf der Höhe ſeiner Macht unter Pippin und Karl dem Großen	168
IX.	Ludwig der Fromme, ſeine Söhne und Enkel	202
X.	Die Anfänge des deutſchen Reichs unter Arnulf, Ludwig und Konrad I.	243
XI.	Die ſächſiſchen Könige; Erneuerung des Kaiſerthums	256
XII.	Die fränkiſchen Kaiſer	318
XIII.	Lothar von Sachſen	416
XIV.	Die Hohenſtaufen	429

Berichtigungen.

Abgesehen von einer Anzahl augenfälliger Interpunktionsfehler — namentlich S. 53 Z. 20, S. 54 Z. 5, S. 81 Z. 9, S. 181 Z. 16, S. 199 Z. 3, S. 329 Z. 5 — bedarf es zur Richtigstellung des Textes folgender Verbesserungen:

S. 10 Z. 2 v. o. statt Sitten lies Sitte
" 34 " 7 und S. 35 Z. 2 v. o. statt Sigambrer lies Sikambrer
" 52 " 16 v. o. statt Mie lies Mit
" 90 " 15 v. o. indessen zu streichen.
" 94 " 14 v. o. statt Aetius scheuete lies Geiserich schürte
" 105 " 5 v. u. " Vorgängern lies Vorgängen
" 119 " 6 v. u. " drei lies zwei
" 143 " 10 v. o. " welchem lies welchen
" 184 " 12 v. o. hinter sich einzuschalten: der Name
" 192 " 13 v. u. statt Magdeburg lies Ratzeburg
" 217 " 7 v. o. " hatten lies hatte
" 218 " 6 v. u " Hamburg lies Lauenburg
" 218 " 5 v. u. " dieser lies diesen
" 219 " 3 v. o. " Hamburgs lies Lauenburgs
" 224 " 9 v. u. " derselben lies denselben
" 227 " 2 v. u. hinter dem einzuschalten künftigen
" 233 " 3 v. o. statt des zweiten dem lies den
" 235 " 10 v. o. " sämmtliche lies sämmtlichen
" 270 " 10 v. u. " gekommen lies gekommenen
" 284 " 5 v. u. " des zweiten dem lies den
" 300 " 14 v. u. " fast lies fort
" 321 " 17 v. o. " Heinrich lies Konrad
" 328 " 10 v. u. " Bonifacius lies Benedikt
" 332 " 7 v. o. " haben lies hatten
" 345 " 3 v. o. hinter die einzuschalten: seit Otto d. G.
" 376 " 10 v. o. statt Pater lies Peter
" 441 " 12 v. o. " dem lies den
" 460 " 5 v. o. Mantua zu streichen.
" 482 " 2 v. o. statt Gegenkaiser lies Gegenkönig
" 503 " 13 v. u. " Fried- lies Friede
" 528 " 1 v. u. " der lies das

I.

Das älteste Deutschland, seine Bewohner und seine Nachbarn.

Daß die Deutschen ein Zweig der großen Völkerfamilie sind, welche man die indo-europäische nennt, Urstammesgenossen der Inder, Perser, Griechen, Italier, Kelten, Slawen, wird durch den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Sprachen aller dieser Völker bezeugt, und daß sie ihre erste Heimat in Hochasien gehabt, ist demgemäß im hohen Grade wahrscheinlich. Zu welcher Zeit aber, auf welchen Wegen und unter welchen Umständen die Deutschen aus ihren Ursitzen in das Land gekommen, welchem sie den Namen gegeben, darüber fehlt jede geschichtliche Kunde und jeder durch Schlußfolgerung gewonnene Nachweis. Daß sie jedoch nicht die ersten Bewohner dieses Landes gewesen, daß ihnen vielmehr im Besitze desselben andere Völker, theils bekannter (keltischer), theils unbekannter Abkunft vorausgegangen, davon giebt geschichtliche Ueberlieferung und dunkle Volkssage Zeugnisse, welche durch die in Grabstätten und an ehemaligen Siedelplätzen, besonders in den Pfahlbauten, aufgefundenen Ueberbleibsel vordeutschen menschlichen Daseins vielfältige Bestätigung erhalten.

Die Anfänge der Geschichte des deutschen Landes fallen in die Mitte des letzten Jahrhunderts vor Beginn unsrer Zeitrechnung. Fremde und Feinde sind es, denen Deutschland die ältesten Erinnerungen an seine Vergangenheit verdankt. Die

ersten flüchtigen Nachrichten, welche Cäsar über das bis dahin unbekannte und unzugängliche Land gegeben, welches er mit dem Schwerdt in der Hand so zu sagen entdeckt und aufgeschlossen, wurden in den nächstfolgenden Jahrhunderten durch eine Reihe römischer und griechischer Schriftsteller ergänzt, unter denen, dem Range nach, Tacitus obenan steht, und aus deren Beschreibungen sich zunächst ein ziemlich anschauliches geographisches Bild gewinnen läßt.

Deutschland, das Land der deutschen Zunge, das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet, wurde zu der Zeit, wo es anfing, sich der Beobachtung als ein gleichartiges Ganze darzustellen, im Osten begränzt durch den oberen und mittleren Lauf der Weichsel, während es in der Nähe der Mündungen dieses Flusses auf das rechte Ufer desselben hinübergriff, tief in das heutige Ostpreußen und vielleicht bis nach Litthauen hinein. Südwärts reichte Deutschland, in Böhmen überdies durch keltisches Gebiet unterbrochen, nur bis an die Donau, und höchstens in der Nähe ihrer Quellen über dieselbe hinaus, während es in dem Alpenlande allerdings schon in frühester Zeit einige deutsche Inseln gab, namentlich die Gebiete der Chabilker und Tulinger im Rhonethal. Die westliche Gränze des deutschen Sprachgebiets lief längs der Vogesen und der Haardt, unterhalb Trier über die Mosel hinweg und am südlichen Rande der Ardennen bis in die Nähe der Scheldemündung, wonach also ein Theil Rheinpreußens außerhalb dieser Linie liegen blieb, fast das ganze heutige Belgien aber von derselben einbegriffen wurde, wiewohl nicht ohne Unterbrechungen durch eingesprengte Gebiete keltischer Zunge. Im Norden wurden auch die skandinavischen Länder, die man freilich nur vom Hörensagen kannte, zu Deutschland gerechnet.

Von ungeheuern Wäldern und Mooren durchzogen, dem Austreten der Flüsse und den Sturmfluthen des Meeres schutzlos preisgegeben, war Deutschland rauhen Klima's und von

geringer Fruchtbarkeit, ein Aufenthalt des Schreckens für den durch seinen Himmel und seine Erde verwöhnten Südländer, ein Land, in welchem die Römer das Leben nur dem erträglich fanden, dem es die Heimat sei.. Fast alle wichtigeren deutschen Flüsse werden von den Römern schon mit ihren heutigen Namen bezeichnet, während sich von den damaligen Benennungen der Gebirge kaum eine andere erhalten hat, als der Gattungsname Hercynia, Bergwald, in seiner Anwendung auf den Harz und die Haardt.

Deutschland war der Wohnsitz einer großen Anzahl kleiner Völkerschaften, von denen manche gruppenweise, vermöge dieser oder jener öffentlichen Einrichtungen und Zwecke, unter einem Bundes- oder Stammesnamen, in einem gewissen Verbande mit einander standen, deren Gesammtheit aber, ungeachtet eines lebhaften Bewußtseins der Blutsverwandtschaft, keine andere äußere Gemeinschaft mit einander hatte, als die Körperbildung und den Gebrauch der nämlichen, wenn auch ohne Zweifel schon damals in mancherlei verschiedenen Mundarten auseinander gegangenen Sprache.

Ob diese Sprache auch nur einen gemeinschaftlichen Namen für die Völker hatte, von denen sie gesprochen wurde, ist ungewiß. Die große Menge der alten Personen- und Ortsnamen jedoch, in denen das Wort „deutsch" anklingt, insbesondere aber der Name des angeblichen Stammvaters der Deutschen, Tiusko, macht es höchst wahrscheinlich, daß dasselbe bis in die Urzeit hinaufreiche, wiewohl sein Gebrauch erst vom vierten Jahrhundert an urkundlich beglaubigt ist, durch die Bibelübersetzung des Wulfila nämlich, das älteste Schriftdenkmal der deutschen Sprache, welches auf uns gekommen ist und vielleicht überhaupt jemals vorhanden war. Wenn, nach der Auslegung der Sprachforscher, „deutsch" von dem Worte „Thiuda", welches „Volk" bedeutet, abzuleiten ist, so darf man mit gutem Grunde annehmen, daß dieser Ausdruck ursprünglich nicht Volk überhaupt

besagt, sondern „unser“ Volk, sei es, daß derselbe von dem göttlichen Ahnherrn Tisko hergenommen, sei es, daß dieser vermeinte Eigenname nur ein von dem bereits vorhandenen Volksnamen hergenommenes und auf den Ahnherrn übertragenes Beiwort gewesen: sei es, daß die Deutschen sich das „Volk Tisko's“ nannten, oder Tisko den „deutschen Gott“.

Der Gesammtname, unter welchem wir die Deutschen zuerst durch die Römer kennen lernen, ist der der Germanen. Die Römer ihrerseits haben denselben bei den keltischen Nachbarn der Deutschen vorgefunden. Ob der Name Germanen deutschen oder keltischen Ursprungs sei, und was er sprachlich bedeute, ist zweifelhaft. Als hinlänglich bezeugt läßt sich dagegen annehmen, daß derselbe ursprünglich nur der Bundesgenossenschaft einiger kleinen deutschen Stämme angehörte, der Eburonen, Condrusier u. s. w., die in vorgeschichtlicher Zeit in das bis dahin nur von Kelten bewohnte Land jenseits des Unterrheins und der Maas einbrachen und deren Bundesname von den Kelten auf alle übrigen Deutschen, mit denen sie später in Berührung kamen, übertragen wurde, während er bei den Deutschen selbst ohne Zweifel niemals in diesem umfassenden Sinne in heimischen Gebrauch kam.

Die Einzelnamen der deutschen Völkerschaften und ihrer verschiedenen Gruppen sind in manchen Fällen hergenommen von der Bewaffnung, der Tracht, den Wohnsitzen; oft aber entziehen sie sich jeder Deutung. Bei einer der Unterabtheilungen des deutschen Volkes, auf welche die römischen Schriftsteller besonderes Gewicht legen, bei der Gliederung desselben in Ingävonen, Istävonen und Hermionen ist Wortsinn und Eintheilungsgrund so wenig mit einiger Sicherheit zu erkennen, wie die örtliche Lage; es läßt sich nur vermuthen, daß jene Eintheilung mit der heutigen Unterscheidung von Nieder-, Mittel- und Oberdeutschen einige Aehnlichkeit gehabt, wie-

wohl sie in thatsächlichen Wirkungen viel weniger scharf hervortritt, als diese.

Deutlicher ist das Bild, welches sich von den Völkerschaften gewinnen läßt, die unter dem Namen der Sweben zusammengefaßt werden. Die Bedeutung des Namens der Sweben freilich ist eben so unklar, wie die Art der Gemeinschaft, welche dieselben in gewissem Sinne zu einem Ganzen zu machen scheint; aber die wichtigsten Bestandtheile dieses Ganzen lassen sich mit Sicherheit unterscheiden und eben so treten einige kennzeichnende Merkmale bei denselben hervor, insbesondere rauhere Sitten und größere kriegerische Wildheit, als bei andern deutschen Völkerschaften.

Im vergleichsweise hellsten Lichte erscheint eine Anzahl kleiner geschlossener Stämme, welche in festen Wohnsitzen ihre Einzelnamen und ihre Persönlichkeit lange genug behaupteten, um in Krieg und Frieden zum Gegenstande einer sorgfältigen Beobachtung zu werden. Die frühesten römischen Berichte zeigen uns die deutschen Völker in folgender Gruppirung über das Land vertheilt.

Zwischen den Vogesen und dem Rhein, von unterhalb Worms bis oberhalb Straßburg, wohnten die Vangionen, Nemeter und Tribokker, die ältesten deutschen Ansiedler auf dem linken Ufer des Oberrheins, von welchem sie die früheren keltischen Bewohner in unbekannter Zeit verdrängt hatten. Von der Mündung des Main bis unterhalb des heutigen Köln werden in frühester Zeit auf dem linken Rheinufer weder deutsche noch keltische Völker genannt, zum Zeichen, daß diese Gegenden wahrscheinlich ein zwischen Deutschen und Kelten streitiger Boden, und höchstens sehr schwach bewohnt waren, wie denn auch die Römer dort demnächst Raum fanden zur Ansiedlung mehrerer deutscher Völkerschaften, die freiwillig oder gezwungen über den Rhein gingen. — Weiter stromabwärts, zwischen Rhein und Maas, saßen die Gugerner und an den

Mündungen dieser Flüsse, besonders auf den von ihnen gebildeten Inseln, die Kaninefaten und Bataver, angeblich Auswanderer aus dem Chattenlande, eine der streitbarsten deutschen Völkerschaften, und gleichwohl eine der ersten, welche, und zwar ohne vorhergegangenen Krieg, der römischen Botmäßigkeit verfallen sollte, die demgemäß anfänglich mit wohlberechneter Schonung gegen sie gehandhabt wurde, indem man ihnen insbesondere jede Art von Abgaben erließ und blos bundesgenössischen Waffendienst von ihnen verlangte. Landeinwärts zur Linken, in den Ardennen und über einen großen Theil von Belgien ausgebreitet, untermischt mit kleinen keltischen Völkerschaften (von denen die Menapier sogar an einigen Punkten auch des rechten Rheinufers festen Fuß hatten) saßen die schon oben genannten Eburonen und Condrusier mit ihren Bundesgenossen, die frühesten Inhaber des Namens der Germanen, der jedoch in seiner besondern Anwendung auf diese Völkerschaften frühzeitig außer Uebung kam und dem der Tungern Platz machte. Im Herzen von Belgien ansässig waren die Adnatuker, durch ihre Schicksale wie durch ihre Thaten das namhafteste unter den deutschen Völkern der linken Rheinseite. Die nördlichen Niederlande, bis an die Ems, waren im Besitz der Friesen, welche, eben so wie die Bataver, frühzeitig in Abhängigkeit von den Römern geriethen, ohne von denselben besiegt zu sein; nicht weil es ihnen an Freiheitssinn und kriegerischem Muth gefehlt hätte, sondern durch Unbehülflichkeit und Unentschlossenheit. Neben den Friesen, an den Küsten der Nordsee, auf beiden Seiten der Weser wohnten die Chauken, kriegstüchtig, aber weniger kampflustig, als die meisten ihrer Sprachgenossen, von ähnlicher Schwerfälligkeit, wie die Bataver und Friesen, und deshalb in beständiger Gefahr, gleich diesen ein Spielzeug der thatkräftigen römischen Politik zu werden, obgleich sie von den römischen Waffen, schon ihrer örtlichen Lage wegen, wenig zu fürchten hatten.

Eine Reihe von Völkern, eben so rüstigen Sinnes wie tapfern Armes, hatte Westphalen in Besitz. Vor allen andern sind die Sigambrer zu nennen, auf beiden Ufern der Ruhr, längere Zeit die Vorkämpfer der Deutschen gegen die Römer, von denen sie sich jedoch unter Tiberius, nicht sowohl durch Gewalt, als in Folge gütlichen Vertrags, zum Theil auf das linke Rheinufer übersiedeln ließen. Nächst den Sigambrern standen die Usipeter, Tenkterer und Brukterer, in den von der Lippe durchflossenen Landschaften in vorderster Reihe zu Schutz und Trutz gegen die Römer. Das Münsterland hatten die Marsen inne, ein kleines aber äußerst kriegerisches Volk. An der mittleren Ems, von der sie den Namen führten, waren die Ampsivarier seßhaft. An der Sieg und in einem großen Theile von Nassau wohnten die Ubier, einst ein mächtiges Volk, aber durch unglückliche Kriege mit ihren swebischen Nachbarn, den Chatten, tief heruntergekommen und von dem ersten Erscheinen der Römer an deren freiwillige Bundesgenossen: alle diese Völkerschaften, mit mehreren andern, vereinigten sich später in dem großen Frankenbunde, in welchem die frühern Einzelnamen bald verloren gingen, mit Ausnahme des der Sigambrer, die den eigentlichen Kern des Bundes bildeten.

Das wichtigste Glied einer wesentlich anders gearteten Völkergruppe waren die Cherusker, nördlich vom Harz, westlich bis in die Wesergebirge hineinreichend, östlich an die Elbe angelehnt, Erbfeinde der Sweben, das heißt hier der Chatten*), ihrer südlichen Gränznachbarn, in den Römerkriegen jedoch zuweilen mit ihnen verbündet. An der mittlern Weser, zwischen Cheruskern und Chauken, waren die Wohnsitze der Argrivarier, im Lüneburgischen saß das kleine aber gefürchtete Volk der Langobarden — Langbärte — neben ihnen auf dem rechten

*) Noch heute, und obgleich von der alten Feindschaft keine Spur mehr vorhanden ist, heißt es im ehemaligen Cheruskerlande beim Beginn einer Rauferei: Auf ihn, er ist ein Hesse!

Elbufer werden die Teutonen genannt, auch Juthonen oder Juten geheißen, vermuthlich einstmalige Bewohner von Jütland. Südschleswig hatten die Angeln inne, das nördliche Holstein die Swardonen — Schwerdtmänner — im südlichen Holstein erscheinen seit Anfang des zweiten Jahrhunderts die Sachsen, in ihrer eigenen Mundart Sassen genannt, deren von ihrer eigenartigen Waffe — Saaß*) — hergenommener Name später auf die Mehrzahl dieser und anderer benachbarten Völkerschaften überging. Das Land südlich vom Harz und bis in den Taunus hinein besaßen die Chatten, in deren Namen sich bereits der der Hessen erkennen läßt, ein wahres Soldatenvolk, kriegstüchtig wie kaum ein anderes in Deutschland, vermöge strenger Mannszucht und verhältnißmäßig ausgebildeter militärischer Taktik. In Nassau stießen sie mit den Mattiakern zusammen, welche den Rheingau und die Gegend von Wiesbaden mit ihren bereits berühmten Heilquellen inne hatten. Oestliche Nachbarn der Chatten in Thüringen waren die gleichfalls swebischen Hermunduren, deren Gebiet südwärts bis über den obern Main hinaufreichte. Ebenfalls in den oberen Maingegenden, innerhalb sehr unbestimmter Gränzen, war der ursprüngliche Wohnsitz des swebischen Hauptvolkes, der Markomannen. wahrscheinlich so geheißen, weil sie die stärkste Gränzwacht gegen die Kelten bildeten. Der größte Theil des Landes zwischen Main, Rhein und Donau aber, der sogenannte Donauwinkel, ehemals im Besitze der keltischen Helvetier, die in unvordenklicher Zeit aus demselben durch die Sweben nach der Schweiz verdrängt worden, war ein verödeter Gränzbezirk, in welchem die Markomannen zwar den Meister spielten, den sie aber selbst nicht zu ihrem eigentlichen Gebiete rechneten, sondern vielmehr als schützende Wüste betrachteten. Da indessen die Markomannen

*) Die Sense heißt plattdeutsch: Saiß. Die Sachsen sind vielleicht Sensenmänner, freilich nicht nach polnischer Art, sondern indem sie die Sensenklinge zum Schwerdt machen.

demnächst, kurz vor oder kurz nach Anfang unserer Zeitrechnung, nach Böhmen übersiedelten, indem sie die bisherigen keltischen Bewohner desselben, die Bojer, aus dem Lande vertrieben, welches diese von Alters her inne gehabt und dem in alle Zukunft der Name blieb, welchen sie ihm gegeben — Bojenheim, Boheim — so entstanden in dem Donauwinkel bald neue Verhältnisse, die späterer Erwähnung vorbehalten bleiben müssen. — Neben den Markomannen in Böhmen erscheinen, als deren östliche Nachbarn in Mähren, die Quaden, wahrscheinlich ihre Begleiter auf dem Eroberungszuge gegen die Bojer.

Jenseits der Elbe waren die Semnonen, in der Mark Brandenburg, die namhafteste swebische Völkerschaft, Hüterin der heiligen Stätte, wo die großen gemeinschaftlichen Götterfeste aller Sweben gefeiert wurden. Im mecklenburgischen und pommernschen Binnenlande hatten die Vandalen ihre Sitze, aus denen sie einige Jahrhunderte später auf die Wanderschaft auszogen, um ihren Namen zum Schrecken der ganzen alten Welt zu machen. Die pommernsche Küste gehörte den Rugiern, von denen die größte deutsche Insel den Namen hat, den Turkiliagern und Skirren. In Westpreußen wohnten die Burgunder. Posen, das Königreich Polen diesseits der Weichsel, Schlesien waren unter eine Menge wenig bekannter Völkerschaften vertheilt, welche unter dem Gesammtnamen der Lugier begriffen wurden — Naharwalen, Arier, Buren u. s. w. — und die eine geschichtliche Bedeutung erst in späterer Zeit und unter verändertem Namen gewonnen haben. — Jenseits der Weichsel endlich bildeten im Nordosten die Gothen in Ostpreußen, das sie bis an den Pregel inne hatten, den am weitesten vorgeschobenen Posten der Deutschen, während im Südosten die Bastarner längs der Karpathen und der Donau eine ähnliche wiewohl ungünstigere Stellung einnahmen — eine vereinzelte deutsche Gruppe im Lande der Sarmaten, durch

Wechselheirathen mit denselben verschwägert und der guten väterlichen Sitten vielfach entfremdet.

Von den Völkerschaften in den skandinavischen Landen kommen hier nur die jütländischen Kimbern in Betracht, als die einzige, welche während des ersten Jahrtausends der deutschen Geschichte in dieselbe eingreift, während die Dänen, Schweden, Norweger von dem Augenblicke an, wo sie überhaupt den historischen Schauplatz betreten, sich nicht als Deutsche, sondern nur als deren nahe Verwandte erweisen.

Von größerem Belang ist es, einen Blick auf die unmittelbaren Nachbarländer und deren Bevölkerung zu werfen, mit denen die Deutschen von Anbeginn in einem mehr oder weniger lebhaften Wechselverkehr des Kriegs und des Friedens standen.

Längs ihrer ganzen Süd- und Westgränze waren die Deutschen von Völkern keltischen Stammes umgeben. Auf der Donaulinie hatten sich, in der südlichen Hälfte von Unterösterreich und in Ungarn bis zum Plattensee, die aus Böhmen vertriebenen Bojer festgesetzt. In Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und einem Theil von Tyrol saßen von Alters her die Noriker und die Taurisker, von denen noch heute ein Theil der Alpen benannt ist. Das baierische Flachland, von dem Gebirge bis zur Donau, hatten die Vindelikier inne, deren Hintermänner, in den baierischen Alpen, Tyrol und Graubünden, die Rhätier, von dem fremdartigen Stamme der Etrusker, waren. Die Schweiz war im Besitz der aus Deutschland verdrängten Helvetier; die vorzugsweise sogenannten Gallier berührten sich mit den Deutschen im Oberelsaß; die Belgen waren Gränzvolk vom Oberelsaß bis in die Nähe der Mündungen des Rheins und der Maas. Auf der Ostseite waren die nördlichsten Nachbarn der Deutschen die Aisten, die heutigen Litthauer, welche die Ostseeprovinzen bis zum Samlande (zwischen dem frischen und dem kurischen Haff) inne hatten, und die

ihren Namen auf Esthland vererbt haben, obgleich dieses später in Besitz der finnischen Völkerschaft gekommen, welche noch jetzt die große Mehrheit seiner Bewohner ausmacht. Weiter südlich, im preußischen Masuren und dem benachbarten Polen, stießen die Deutschen mit den Wenden zusammen, unter deren Namen wohl alle Slawen überhaupt begriffen waren. Der obere Lauf der Weichsel trennte die Deutschen von den Skythen und Sarmaten, halbwilden Völkern, sei es persischen, sei es tatarischen Stammes, die später vor den Slawen verschwanden, oder auch in ihnen aufgingen. Im Südosten endlich, zwischen Donau und Drau, gab es einen Berührungspunkt zwischen den Deutschen und den Pannoniern, einem Zweige der illyrischen Völkerfamilie, welche einen großen Theil Ungarns und der adriatischen Küstenländer ausfüllte und von der heute noch die Albanesen in Epirus und einigen benachbarten Gegenden übrig geblieben sind.

Von allen ihren Nachbarn unterschieden sich die Deutschen durch Eigenschaften, Sitten und Einrichtungen, welche sie, nach dem Urtheil der Römer, als ein „nur sich selbst ähnliches“ und bevorzugtes Geschlecht kennzeichneten. Körperlich zunächst durch den hohen Wuchs, den mächtigen Gliederbau, das rothblonde Haar, das trotzige blaue Auge — Eigenschaften, welche, nach den Berichten der Zeitgenossen, allen Deutschen gemein waren, den Männern nicht nur, sondern auch den Weibern, so daß ihre vielen Hunderttausende den staunenden Blicken der Römer sämmtlich wie aus einem Guß erschienen. Der leiblichen Ebenbürtigkeit der beiden Geschlechter entsprach das Wechselverhältniß derselben. Das Weib stand in hoher Achtung, man begegnete ihm mit ehrerbietiger Scheu, und ihm vorzugsweise wurde Sehergabe zugeschrieben. Hand in Hand mit der Verehrung des Weibes ging die Heilighaltung der Ehe, welche eine kräftige Nachkommenschaft dadurch gewährleistete, daß sie nicht verfrüht, sondern erst in der Vollkraft der

Jugend eingegangen wurde. Die Lebensgemeinschaft von Mann und Frau erstreckte sich bis auf das Schlachtfeld; des verwundeten oder erschöpften Kriegers wartete die weibliche Pflege in unmittelbarer Nähe und manche beginnende Niederlage wurde durch den begeisternden Zuspruch oder den Verzweiflungsschrei der das Heer begleitenden Weiber in Sieg verwandelt; die Gefangenschaft ihrer Frauen und Töchter war den Deutschen furchtbarer, als der Verlust der eignen Freiheit. Strenge Keuschheit aber verlangte die Sitte nicht bloß vom Weibe, sondern auch vom Manne und die Verletzung derselben wurde hier wie dort mit unauslöschlicher öffentlicher Schande bestraft.

Die Pflicht der Gastfreundschaft gegen Bekannte und Unbekannte ging bis zur völligen Erschöpfung der Vorräthe des Hauses; beim Abschied verweigerten Wirth und Gast einander kein noch so werthvolles Geschenk. Das gegebene Wort einzulösen, selbst um den Preis der höchsten Güter des Lebens, galt für eine selbstverständliche Sache von Treu und Glauben.

Als die herrschende Untugend der Deutschen kennt schon das Alterthum die Trunksucht. Bei den häufig wiederkehrenden öffentlichen Gelagen zumal, denen die Frauen jedoch niemals beiwohnten, pflegte in dem Landesgetränk, dem Waizen- und Gerstenbier, Tag und Nacht hindurch gezecht zu werden, wobei es dann oft von kurzem Wortwechsel zu blutigen Thaten kam. Nicht weniger leidenschaftlich waren die Deutschen dem Spiel ergeben, das, obgleich es nüchternen Sinnes, beinahe geschäftsmäßig betrieben zu werden pflegte, Manchen dahin brachte, nachdem er seine ganze Habe verloren, seine eigene Person auf den letzten Wurf zu setzen.

Eine weitere Schwäche der Deutschen war ihre Scheu vor friedlicher Arbeit, die bis zum Aergerniß selbst für die Römer ging. Der Ackerbau insbesondere wurde, zumeist wohl in Folge davon, daß das persönliche Grundeigenthum fast ganz fehlte, ohne Lust und Liebe zur Sache und nur so weit betrieben, als

die Nothwendigkeit gebieterisch verlangte. Die Viehzucht lieferte die Haupterfordernisse des Lebensunterhalts. Demnächst war eine ergiebige Hülfsquelle die Jagd, welche in Wald, Haide und Moor einen reichen Wildstand vorfand, in welchem auch der Auerochs, der Wisent und das Elk nicht fehlte.

Die Wohnung war der einfachsten Art, aber keine Hütte, sondern Haus und Hof. Zur Kleidung dienten nur die eignen Erzeugnisse des Landes und des häuslichen Gewerbfleißes, insbesondere Pelz und Leinwand; das weibliche weiße Gewand war nicht ohne farbige Verzierung und die Männer trugen, wenn auch nicht allgemein, eng an die Glieder anschließende Kleider.

Gold und Silber kannte man zwar, legte aber keinen großen Werth darauf. Nur in den Gränzgegenden waren fremde Münzen von bestimmten Gattungen und altbekanntem Gepräge im Umlauf. Für den einheimischen Verkehr genügte der Tauschhandel. Das Ausland aber hatte wenig Gegenstände des Bedürfnisses oder des Begehrs zu bieten. Einer dieser Gegenstände war der Wein; bei manchen deutschen Völkerschaften indessen wurde die Einfuhr desselben im Namen der guten Sitten unbedingt verboten. Nächst den edlen Metallen war übrigens auch das Eisen nicht in Menge vorhanden, so daß es selbst zu Waffen sehr sparsam verwendet wurde.

Kein deutsches Volk bewohnte Städte oder auch nur zusammenhängende Dörfer; an einem geregelten Staatswesen aber fehlte es nirgends. Jedes einzelne Volksgebiet hatte seine feste Eintheilung in Gaue und Hunderte. Diese letzte Bezeichnung, ursprünglich von der Zahl der Bewohner, sei es der waffenfähigen Männer, sei es der Familienhäupter hergenommen, hatte ohne Zweifel die Bedeutung einer Markgenossenschaft, die ihrerseits wieder in Zehntschaften, d. h. kleine Gemeinden eingetheilt werden mochte, scheint aber die römischen Beobachter, welche sich an den buchstäblichen Wortsinn hielten,

zu mancherlei Mißverständnissen veranlaßt zu haben, wie zum Beispiel bei der Angabe von den hundert Gauen der Semnonen, deren Uebertreibung handgreiflich ist.

Die eigentliche politische Einheit im deutschen Staatswesen bildete ohne Zweifel der Gau. Aus einer Mehrzahl von Gauen baute sich der Volksstaat auf. Bei großer Verschiedenheit der deutschen Verfassungen stimmten sie doch alle darin überein, der öffentlichen Freiheit einen sehr weiten Spielraum zu gewähren. Die Grundzüge der öffentlichen Einrichtungen waren durchaus republikanischer Natur und nur selten wurde einer Art von Königthum ein bescheidener Platz darin eingeräumt.

Dagegen zeigen die deutschen Verfassungen durchweg einen stark hervortretenden aristokratischen Bestandtheil. Ueberall, so weit sich sehen läßt, erscheinen einzelne Geschlechter, wenn nicht mit gesetzlichen Vorrechten, so doch mit besonderm Ansehn und Einfluß ausgestattet und vorzugsweise berufen zu den öffentlichen Aemtern und Würden, deren Inhaber in Bezug auf die Staatsgeschäfte das Recht der Vorberathung und des Vorschlags hatten.

Die Entscheidung jedoch war bei der Landesgemeinde (Gauversammlung), in welcher jeder freie Mann gleichen Sitz und gleiche Stimme hatte. Die regelmäßigen Tage der Landesgemeinde wurden zu Vollmond oder zu Neumond unter dem Vorsitz des Priesters abgehalten, dessen Amt es überhaupt war, gewissen staatlichen Handlungen eine gewisse Weihe zu geben. Am vorhergehenden Abend pflegte eine Schmauserei stattzufinden, wie sie auch heute wieder, unter dem Namen der Vorversammlungen, üblich sind, und die man sehr mißverständlich als Bestandtheil eines Systems der doppelten Berathung, im Rausch und bei nüchternem Muthe, aufgefaßt hat. — In den Händen der Landesgemeinde lag die ganze Staatsgewalt. Sie übte das Recht des Kriegs und des Friedens, und von ihr

wurde die Wahl des Heerführers getroffen, bei welcher nicht, wie bei andern Aemtern, in der Regel das edle Geschlecht, sondern das kriegerische Verdienst den Ausschlag gab. In der Landesgemeinde wurde der Jüngling, mit dem Eintritt in das waffenfähige Alter, durch Verleihung von Spieß und Schild mündig gesprochen. Bei der Landesgemeinde allein war in Friedenszeiten das Recht über Leben und Tod, in Fällen schwerer Verbrechen gegen das Gemeinwesen. Verräther und Ueberläufer wurden nach Spruch der Landesgemeinde gehenkt, Feigheit und unnatürliche Laster — die man wohl erst durch den Verkehr mit dem längst in die tiefsten Gräuel versunkenen Römer kennen gelernt — durch den noch schimpflichern Tod des Ersäufens bestraft. Nur in Kriegszeiten und nach Standrecht waren auch Leibesstrafen zulässig; aber nur der Priester konnte dieselben vollziehen, gleichsam im Auftrage der Götter.

Geringere Vergehen wurden nur mit Bußen belegt. So namentlich die Verletzungen des Eigenthums und der Person, Mord und Todtschlag einbegriffen, bei denen sich das Gemeinwesen nicht für unmittelbar betheiligt hielt, die vielmehr, zunächst wenigstens, der Selbsthülfe des Geschädigten oder seiner Familie anheimgegeben blieben und die in der Regel auf dem Wege des Vertrags durch die Gestellung von Pferden, Rindern, Schafen gesühnt wurden. Im Unvermögensfalle des Schuldigen mußte die nähere oder entferntere Verwandtschaft desselben für ihn aufkommen. Dem Staat gebührte ein Antheil an der geleisteten Buße. Für bürgerliche Streithändel gab es gewählte Richter, welche von Ort zu Ort zogen und, unter Beistand einer Anzahl von Männern aus dem Hundert, Recht sprachen.

Außerhalb der Landesgemeinde und des Landesrechts standen die Unfreien: theils Hintersassen, welche ihrem Herrn nicht zu persönlichen Diensten, sondern nur zu Abgaben von dem Ertrage eines ihnen verliehenen Grundstücks verpflichtet waren,

theils Sklaven in der härtesten Bedeutung des Wortes. Auch der freie Mann konnte, und zwar selbst vertragsmäßig, dieser äußersten Form der Knechtschaft verfallen, die indessen der deutschen Art von jeher zuwider war, so daß man sich der einheimischen Sklaven so bald wie möglich durch den Verkauf ins Ausland entledigte.*)

Nach der Behauptung der römischen Berichterstatter gab es bei den deutschen Völkern kein persönliches Eigenthum an Grund und Boden, womit denn einer der stärksten Antriebe der wirthschaftlichen Entwickelung fehlte. Alljährlich, heißt es, fand innerhalb des einzelnen Stammesgebietes oder Gau's eine neue Ackervertheilung statt, um das gleiche Anrecht Aller an das Gesammteigenthum zu wahren und um zu verhindern, daß der Mann zu fest mit seiner Scholle verwachse und von seiner kriegerischen Beweglichkeit dadurch einbüße. Die Ungleichheit der einzelnen Ackerloose und die Bemessung derselben, je nach Amt und Würde, war dabei keineswegs ausgeschlossen. Des Grund und Bodens war indessen für Alle mehr als genug. —

*) Ueber das Zahlenverhältniß der freien zu der unfreien Bevölkerung giebt es keine zeitgenössischen Angaben. Aus sachlichen Umständen jedoch läßt sich mit Zuversicht folgern, daß die Freiheit die Regel, die Unfreiheit die Ausnahme gewesen. Die vermeinte Beweisführung J. G. A. Wirth's, daß die Freien nur den fünfundzwanzigsten, vielleicht nur den fünfzigsten Theil der Gesammtbevölkerung ausgemacht, läuft auf einen handgreiflichen Widersinn hinaus. Wenn Wirth nicht vor der Folgerung zurückschrickt, daß die Deutschen ihre Schlachten mit Sklavenheeren geschlagen, so liegt seine vollständige Widerlegung schon in der Natur der Sache. Die Rolle des Herrn ist in demselben Augenblick ausgespielt, wo er sich fünfundzwanzig bewaffneten Knechten gegenüberstellt, geschweige denn, daß dieselbe bei solchem Zahlenverhältniß Jahrhunderte lang fortgesetzt werden könnte. Die Geschichte des Alterthums kennt manche Fälle der großen Staatsgefahr, in denen Sklaven zum Kriegsdienst herangezogen wurden, immer aber war die Freilassung die selbstverständliche Folge einer solchen Maßregel. Noch in unsern Tagen wurde der Leibeigene in Rußland durch den Kriegsdienst ein freier Mann. Gegen den gesunden Menschenverstand und die allgemeine Erfahrung kann keine noch so künstliche Berechnung aufkommen.

So die römische Darstellung, welche manchen Zweifeln Raum läßt, namentlich dem Zweifel, ob diese Einrichtungen nicht vielmehr dem Grundsatze nach, als in der Uebung bestanden und ob dieser Grundsatz allgemein, oder nur für einige Völkerschaften galt. Als gewiß läßt sich übrigens annehmen, daß Wald und Waide jedem Gemeindegliede zu freiester Benutzung standen. So weit Hab und Gut im Privateigenthum war, wurde es nach unverbrüchlichen Regeln und vorzugsweise nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt. Nur das Schlachtroß des Vaters erbte nicht der älteste, sondern der streitbarste Sohn.

Im Gegensatze zu den Galliern hatten die Deutschen keinen vom Volke abgesonderten Priesterstand, noch eine religiöse Geheimlehre, noch ein umständliches gottesdienstliches Ceremoniell. In Tempelwohnungen eingeengt, oder zum Gegenstande bildlicher Darstellungen gemacht zu werden, erachteten sie der göttlichen Hoheit für unwürdig. Die Gottheit, sagt Tacitus, war ihnen ein Geheimniß, das nur in der Ehrfurcht erschaut wird. In heiligen alten Hainen, die nur an geweihten Tagen und mit Schauern betreten wurden, suchte man die Nähe der Gottheit. Hier wurde dieselbe mit Opfern, und, Angesichts großer Entscheidungen, selbst mit Menschenopfern gefeiert oder versöhnt. Hier wurden nach beendigtem Kriege die Feldzeichen aufgepflanzt, von hier wurden sie im Beginne neuen Krieges feierlich abgeholt. Hier standen zum Dienste der Gottheit geheiligte Rosse bereit, aus deren Schnauben und Wiehern Stimmen der Weissagung herausgehört wurden.*)

*) In Mecklenburg, Pommern u. s. w. läßt sich eine ganze Reihe solcher Stätten nachweisen, denen der wendische Name Schwerin, Thiergarten, gemein ist. Ob diese Roßgärten und ein entsprechender deutscher Name von den Slaven bei ihrer Einwanderung vorgefunden, oder ob dieselben von ihnen nach deutschem Beispiel eingerichtet und benannt sind, muß dahin gestellt bleiben. Möglich auch, daß der fragliche Gebrauch den Deutschen und den Slaven von jeher gemein war.

Aus der deutschen Götterwelt sind, abgesehen von der skandinavischen Ueberlieferung, die nicht hierher gehört, nur geringe Bruchstücke übrig geblieben, eine kleine Zahl schattenhafter Figuren, von dem römischen Gewährsmann meistens unter falschem Namen eingeführt und mißdeutet, so daß deren wahre Natur erst in der Zeit erkennbar wird, wo die einheimischen Quellen der deutschen Geschichte zu fließen beginnen, das heißt, in einer Zeit, wo der alte Glaube bereits im Erlöschen ist. Unter dem Namen des Merkur wird uns Wodan vorgestellt, der oberste der deutschen Götter, der noch heute als der wilde Jäger in der Volkssage lebt. Einer ähnlichen Verwechslung unterliegt Thunar, der Donnergott, welcher dem fünften Wochentage den Namen gegeben. In dem Tiusko des Tacitus aber, von dessem Sohne Mannus das ganze deutsche Volk abstammt, ist der deutsche Kriegsgott, Tiu oder Ziu, nach welchem der Dienstag benannt, nicht zu verkennen. Bloß aus römischem Berichte kennen wir überdies noch die segenspendende Erdgöttin, Hertha oder Nerthus geheißen, deren Heiligthum, auf einer Insel im Meere, in jungfräulichem Walde und an einem geheimnißvollen See gelegen, der Schauplatz eines großen Friedens- und Freudenfestes war, das von den Küstenvölkern in langen Zwischenräumen gemeinschaftlich gefeiert wurde.

Lesen und Schreiben waren den Deutschen völlig unbekannte Künste, und wenn man sich bereits der Runen bediente, welche in späterer Zeit als Schriftzeichen gebraucht wurden, so geschah es doch nur, um damit die Loose zu bezeichnen, durch deren Werfen der Wille der Götter und die Zukunft erkundet wurden. Die Geschichte des Volkes lebte jedoch in den von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Heldenliedern und Kriegsgesängen.

Den Krieg betrachtete der Deutsche als seinen eigentlichen Lebensberuf. Von dem Tage an, wo er in der Landesgemeinde als waffenfähig anerkannt worden war, blieb er

Wehrmann, so lange sein Arm Schild und Speer zu führen vermochte. Nur bewaffnet erschien er selbst beim Festgelage, in der Rathsversammlung, in der Landesgemeinde. Der Ruhm der deutschen Tapferkeit erfüllte frühzeitig ganz Europa und war bald selbst nach Asien gedrungen. Im Jahre der Zerstörung Jerusalems zeugte Josephus bei seinen Landsleuten von den Deutschen: sie haben eine Seele, die den Tod verachtet. Die Hauptstärke der deutschen Heere bestand in dem Fußvolke, die Hauptwaffe aber war für Fußvolk und Reiterei der Speer, welcher zu Wurf und Stoß gleichmäßig gebraucht wurde. Fehlte daneben auch nicht das Schwerdt, so war es doch keineswegs in Jedermanns Hand. Als Schutzwaffe diente ein hölzener Schild; Helm und Panzer waren selten. Die einzelnen Schlachthaufen wurden je nach Geschlechtern, Wehrgenossenschaften und Gauen gebildet, so daß schon deren Zusammensetzung den äußersten Grad der Festigkeit verbürgte. Die Wucht des Angriffs der deutschen Heere galt für größer, als ihre Ausdauer im Vertheidigungskampfe, insbesondere bei Hitze und Durst. Aber den in einer verlornen Schlacht gefallenen Anführer zu überleben, oder den Schild auf der Flucht zurückzulassen, war eine unauslöschliche Schande, die Manchen dazu trieb, Hand an sich selber zu legen.

Die deutschen Pferde, obgleich unansehnlich und nicht durch Schnelligkeit ausgezeichnet, erlangten gleichwohl, vermöge unabläßiger Uebung und sorgfältiger Abrichtung, eine große Leistungsfähigkeit zu Kriegszwecken. Sie wurden ohne Sattel und Bügel geritten, hingegen möglichst reich aufgezäumt, und die Reiter saßen, nach Oertlichkeit und Umständen, ab, um zu Fuß zu kämpfen, sicher, die Pferde dort wiederzufinden, wo sie dieselben zurückgelassen. Nicht selten kam es vor, daß die Reiterei von einer gleichen Anzahl persönlicher Waffenbrüder zu Fuß, „Beigänger“ genannt, in den Kampf begleitet wurde, welche, indem sie die Mähnen der Pferde packten, im vollen Laufe mit

denselben gleichen Schritt hielten, den Stoß des Angriffs verdoppelten, und die kampfunfähig gewordenen Reiter augenblicklich ersetzten. Auch der Manövrirfähigkeit der Reiterei in Massen zollten die Römer ihre Anerkennung.

In der Befestigungs- und Belagerungskunst dagegen waren die Deutschen sehr schwach und von dem Kriegsmaschinenwesen, der Artillerie des Alterthums, die von den Römern längst zu einer hohen Ausbildung gebracht worden war, fehlte ihnen jede Kenntniß.

Vermöge ihres ganzen Kulturzustandes überhaupt und insbesondere bei ihrer Zersplitterung in unzählige kleine Völkerschaften, die nicht selten in der heftigsten Feindschaft mit einander lagen, waren die Deutschen, den Römern gegenüber, von vorn herein so sehr im militärischen Nachtheil, daß ihr erfolgreicher Widerstand gegen deren weltbeherrschende Macht von jeher fast wunderbar erschienen ist. Spanien war derselben, wenn auch erst nach langem Kampfe, vollständig erlegen, Britannien ohne große Anstrengung erobert, Gallien binnen sieben Jahren aus einem freien Lande zur unterwürfigen römischen Provinz gemacht. Deutschland, obgleich an kriegerischen Hülfsmitteln fast aller Art weit ärmer, als jene Länder, hielt den Angriffen der stärksten Heere Stand, welche Rom jemals in's Feld geführt, nicht zwar, ohne große Niederlagen und einzelne kriegerische Ueberfluthungen zu erleiden, wohl aber, ohne daß die römische Herrschaft, über einige Gränzstriche hinaus, jemals festen Fuß auf deutschem Boden gefaßt hätte. Die größere Hälfte Deutschlands wurde sogar niemals von einem bewaffneten Römer mit Augen gesehen. Seit zweihundert Jahren schon, ruft Tacitus im bittern Tone und mit schlimmer Ahnung aus, wird Deutschland von uns besiegt! Und erklärend fügt er hinzu: furchtbarer, als die Macht des Partherkönigs, ist uns die Freiheit der Deutschen.

Vor Alters, hieß es, seien die Gallier den Deutschen im Kriege überlegen gewesen und selbst als Eroberer in deren Land eingedrungen; aber schon zu Cäsar's Zeit hatte sich das Verhältniß völlig umgekehrt, dergestalt, daß, wie der römische Feldherr aussagt, die Gallier mit den Deutschen sich nicht einmal mehr zu vergleichen wagten. Die tapfersten gallischen Gränzvölker, die Trevirer und die Nervier, setzten eine Ehre darin, deutscher Abkunft sein zu wollen.

Neben den selten unterbrochenen Volkskriegen waren bei den Deutschen Freischaarenzüge im Schwange, zur Ausfüllung gleichsam der in dem deutschen Lebensberuf durch gelegentliche Friedenszeiten entstehenden Lücken. Wer als Häuptling Einfluß, oder als Kriegsmann Namen und Ansehen besaß, mochte heute oder morgen einen größern oder kleinern Haufen kampflustiger junger Leute anwerben, um mit denselben auf kriegerische Abentheuer auszuziehen. Der eingegangene Dienstvertrag, oder, nach heutiger Ausdrucksweise, der geleistete Fahneneid, verpflichtete gegen den Führer auf Leben und Tod. Dem Gefolge gebührte, statt des Soldes, der Lebensunterhalt und demnächst ein Theil an der Beute. — Durch solche Freischaarenzüge wurden mit der Zeit gewaltige Eroberungen gemacht, von denen freilich nur die wenigsten Bestand hatten, weil der Rückhalt an einem festgegründeten Vaterlande fehlte.

II.

Geſchichtliche Anfänge; die Römerkriege bis zum Tode des Kaiſers Valentinian.

Das erſte deutſche Volk, welches im Alterthum genannt wird, iſt das vom Mittelpunkte der alten Welt am weiteſten entlegene: die Gothen, am friſchen Haff, zwiſchen Weichſel und Pregel. Auf einer von Maſſilia aus um das Jahr 330 v. Chr. unternommenen Entdeckungsreiſe lernte ſie der griechiſche Seefahrer Pytheas kennen, als unmittelbare Nachbarn der Bewohner der Bernſteinküſte. Erſt nach anderthalbhundert Jahren und am entgegengeſetzten Ende der deutſchen Welt taucht ein zweiter deutſcher Volksname aus dem Dunkel der Vorzeit hervor: der der Baſtarner in den Donaulanden. Um das Jahr 170 v. Chr. traten ſie, als Bundesgenoſſen oder als Miethstruppen des Königs Perſeus von Makedonien im Kriege gegen die Römer, mit 10,000 Reitern und eben ſo vielen Beigängern, auf den geſchichtlichen Schauplatz. Von den Zeitgenoſſen, denen das Deutſchthum noch völlig fremd war, wurden ſie Kelten geheißen, und erſt hundertundzwanzig Jahre ſpäter, wo ſie, gleichzeitig mit der Aufſchließung Deutſchlands durch Cäſar, als Hülfsvölker des Königs Mithridates von Pontus abermals in Krieg mit den Römern geriethen, war die Berichtigung des früheren Irrthums möglich.

Während der Zwiſchenzeit zwiſchen dieſen beiden Kriegen aber war bereits ein viel ernſtlicherer Zuſammenſtoß zwiſchen

den Deutſchen und Römern vor ſich gegangen. Inmitten tiefer Ruhe und Sicherheit ſah Rom plötzlich ſeine ſchützenden nördlichen Provinzen an verſchiedenen Stellen von der Ueberſchwemmung durch eine wahre Völkerwanderung bedroht. Hunderttauſende gewaltiger Kriegsmänner, unbekannter Abkunft, erſchienen von Norden her mit Weib und Kind und fahrender Habe an den römiſchen Gränzen und forderten Einlaß, oder wenigſtens Durchlaß. Durch einen Einbruch des Meeres, hieß es, aus ihrer Heimath vertrieben, ſuchten ſie neue Wohnſitze, in Güte wo möglich, im Nothfalle aber auch mit Gewalt. Die Hauptmaſſe der Auswanderer wurde durch zwei Völkerſchaften gebildet, welche ſich Kimbern und Teutonen nannten, beide, wie es ſcheint, und trotz des keltiſch klingenden Namens der erſtern, deutſchen Stammes. In dritter Reihe ſtanden die gleichfalls deutſchen Ambronen, deren in der urſprünglichen Heimath zurückgebliebene Ueberbleibſel man in den ſpätern Sachſen erkennen will. Demnächſt ſchloſſen ſich den Kimbern und Teutonen jedoch auch einige unzweifelhaft keltiſche Völkerſchaften an, namentlich die helvetiſchen Tiguriner.

Von den römiſchen Befehlshabern mit ihren Forderungen abgewieſen oder hingehalten, ſchritten die Deutſchen im Jahre 113 bei Noreja, im adriatiſchen Küſtenlande, zum erſten Angriffe, der mit einer furchtbaren Niederlage der Römer endete. Der damit begonnene Krieg dauerte zwölf Jahre lang, während deren die Kimbern und Teutonen mit ihren Bundesgenoſſen, bald vereinigt, bald nach Völkerſchaften getrennt, längs den nördlichen Gränzen des römiſchen Reiches, in den Alpen, in Gallien und Spanien hin und her zogen, und noch vier große Feldſchlachten gegen die Römer gewannen. Rom war an den Rand des Verderbens gebracht, an Muth und an Mannſchaft faſt erſchöpft, als endlich der Conſul Marius, unter Aufbietung der letzten Kräfte des Staats, das Glück der römiſchen Waffen in dem äußerſten Augenblicke wiederherſtellte, wo die Kimbern und Teutonen im Begriffe

waren, von Gallien aus in Italien einzubrechen und den Feind in seiner Hauptstadt aufzusuchen, die letztern auf der geraden Linie durch Savoyen, die erstern auf dem Umwege durch die tyroler Gebirge. Die Teutonen aber wurden im Jahr 102 bei Aquae Sextiae, dem heutigen Aix, und die Kimbern im folgenden Jahre bei Vercelli durch Marius nicht bloß geschlagen, sondern auch vernichtet. Hier wie dort tödteten, bei der schließlichen Erstürmung der Wagenburg, viele deutsche Weiber erst ihre Kinder, dann sich selbst. Gleichwohl fehlte es den Römern nicht an Gefangenen für den Triumphzug des Marius. Unter den Siegeszeichen ragte am meisten hervor der Teutonenfürst Teutobod, ein Riese von Gestalt und von Körperkraft, und dennoch schwachherziger, als so manches Weib seines Volkes. — Die Tiguriner, welche an dem Kampfe nicht Theil genommen, kehrten unbehelligt in die Schweiz zurück. Von den Kimbern und Teutonen entgingen der Niederlage 6000 Mann, die zur Bewachung der gemachten Beute in Belgien zurückgelassen waren, wo sie später unter dem Namen der Aduatuker den Römern zu schaffen machten. Aber auch den in die Knechtschaft verkauften Ueberbleibseln der Kimbern und Teutonen sollte noch ein Tag der Rache leuchten. Einige Jahrzehnte nach den Siegen des Marius brach in Italien ein Sklavenaufstand aus, welcher bald zum wirklichen Kriege anschwoll und bei dem für Rom eine Zeit lang Sein oder Nichtsein in Frage stand. Kimbern und Teutonen bildeten einen beträchtlichen Bestandtheil des Sklavenheeres, und war ihnen der schließliche Sieg nicht beschieden, so konnten sie doch, nach blutiger Vergeltung der erlittenen Schmach, mit den Waffen in der Hand sterben.

Bis dahin waren die Römer nur mit einzelnen deutschen Völkerschaften und am dritten Orte in Berührung gekommen; Deutschland und dessen innere Zustände hingegen scheinen sie noch ein volles Menschenalter nach Beendigung des Kimbern- und Teutonenkrieges kaum von Hörensagen gekannt zu haben. Der nächste Krieg mit den Deutschen indessen führte sie bis an die Gränzen des Landes derselben, und verschaffte ihnen einigen Einblick in dessen allgemeine Verhältnisse.

Auf dem linken Ufer des Oberrheins, wo seit unbekannter Zeit die kleinen deutschen Völkerschaften der Vangionen, Nemeter und Tribokker ansässig waren, begann um das Jahr 70 v. Chr. eine neue deutsche Einwanderung, herbeigeführt durch einen langwierigen Kampf um die Vormacht in Gallien, welcher zwischen den Aeduern (in Burgund) und den Arvernern (in der Auvergne) geführt wurde. Die Bundesgenossen der letztern, die Sequaner (in der Freigrafschaft), riefen deutsche Hülfe herbei, die ihnen von dem markomannischen Häuptling Ariovist mit einer in den verschiedensten Gegenden Deutschlands zusammengeworbenen Freischaar von 15,000 Mann geleistet wurde. In mehreren Schlachten wurden die Aeduer zu Boden geworfen und zur Annahme der härtesten Friedensbedingungen gezwungen. Schlimmer aber, als den Besiegten, erging es den gallischen Bundesgenossen der Sieger. Auf dem Gebiete der Sequaner, das dem Rhein und der alten Heimat zunächst gelegen, verlangte Ariovist mit seiner Gefolgschaft sich anzusiedeln. Zu diesem Zweck wurde zunächst ein Drittel des sequanischen Grund und Bodens in Anspruch genommen, bald aber, nachdem Ariovist einen großen Aufstand seiner unfreiwilligen Gastfreunde und Nachbarn niedergeschlagen und starken Nachschub kriegs- und beutelustiger Landsleute erhalten, so daß die Zahl derselben binnen 14 Jahren auf hundertundzwanzigtausend gestiegen war, begehrte er ein zweites Drittel des Sequanergebietes. Daß weitere Forderungen nicht ausbleiben würden, war vorauszusehen. Die gemeinschaftliche Gefahr, welche die Gallier mit wachsender Ueberfluthung ihres Landes durch die Deutschen bedrohete, bewirkte zwar eine Schlichtung ihrer innern Zerwürfnisse und den Entschluß des gemeinschaft-

lichen Handelns, ihre Kraft und ihr Muth der Selbſthülfe aber war bereits gebrochen. Auf das römiſche Schwerdt wurde die galliſche Hoffnung geſetzt.

Rom hatte vorlängſt in Gallien feſten Fuß gefaßt und ſeine erſte Provinz dieſſeits der Alpen beſtand jetzt aus Languedoc, Provence und Dauphiné, während das ganze übrige Gallien von der römiſchen Herrſchaft noch unberührt war. Vor dem damaligen Statthalter dieſer Provinz, Cäſar, erſchien im Jahre 57 eine Geſandtſchaft faſt aller galliſchen Völkerſchaften und bat fußfällig und mit Thränen um Beiſtand und Schutz gegen Arioviſt. Die ihm hiemit gebotene Gelegenheit, die römiſche Herrſchaft und ſeinen eigenen Einfluß zu erweitern, wurde von Cäſar mit beiden Händen ergriffen. Zunächſt freilich ſuchte er, nach römiſcher Staatsſitte, dem Arioviſt auf dem Wege der Unterhandlungen den Vortheil abzugewinnen, ſich ſelbſt in die Lage des zum Kriege gezwungenen Theils zu bringen; als aber Arioviſt die Einladung Cäſar's zu einer perſönlichen Zuſammenkunft und überhaupt die römiſche Einmiſchung in ſeine galliſchen Händel mit Stolz und nicht ohne gute völkerrechtliche Gründe zurückwies, da brach Cäſar ſofort mit ſeinen Legionen auf und rückte in Eilmärſchen vor, zumal ihm Kunde gekommen, daß eine große ſwebiſche Heeresmacht im Begriffe ſei, auch den Unterrhein zu überſchreiten, deren etwaige Vereinigung mit der Mannſchaft des Arioviſt die Gefahr ſeines Unternehmens im hohen Grade ſteigern würde. Arioviſt ſetzte ſich gleichfalls in Bewegung. Es galt, wer dem andern in der Beſetzung von Veſontio (Beſançon) zuvorkommen werde, der Hauptſtadt der Sequaner, welche durch ihre feſte Lage ein wichtiger Stützpunkt für ihren militäriſchen Inhaber werden mußte. Cäſar gewann den Vorſprung. Während das römiſche Heer in Veſontio einige Tage Halt machte, verbreiteten ſich in demſelben die erſten nähern Nachrichten über den Feind, dem es entgegenging. Gallier

und römiſche Kaufleute, die mit den Deutſchen Verkehr gehabt, ſagten aus, dieſelben ſeien Männer von übermächtigem Körperbau, von beiſpielloſer Tapferkeit und unglaublicher Fertigkeit in der Handhabung der Waffen, und ſo furchtbaren Ausſehens, daß man nicht einmal ihren Blick ertragen könne. Von ſolchen Eindrücken, durch Augenzeugen mit der Beredſamkeit des erlittenen Schreckens wiedergegeben, wurde alsbald das römiſche Heer angeſteckt. Zuerſt waren es die Stabsoffiziere und höhern Verwaltungsbeamten, welche Cäſar aus ſeinem perſönlichen Anhange von Rom in das Lager mitgenommen hatte, Neulinge im Kriege, deren Muth durch jene Schilderungen erſchüttert wurde. In Menge verlangten ſie Urlaub, unter dem erſten beſten Vorwande. Auch die Wenigen, welche aus Schaam zurückblieben, trugen alle Zeichen der tiefſten Niedergeſchlagenheit zur Schau, und zeigten ſogar verweinte Augen. Von den Offizieren übertrug ſich die Entmuthigung auf die Soldaten. Im ganzen Lager wurden Teſtamente gemacht. Und ſo weit ging die Furcht vor dem bevorſtehenden Kampfe, daß man Cäſar zu verſtehen gab, das Heer werde beim Befehl zum Ausrücken den Gehorſam verweigern.

In dieſer Lage der Dinge berief Cäſar eine Verſammlung von Soldaten und Offizieren aller Grade. Nachdem er dieſelbe zuerſt heftig darüber angelaſſen, daß man ſich herausnehme, in Angelegenheiten des Dienſtes überhaupt eine eigne Meinung zu haben, behauptete er, unter Anführung von Beiſpielen und Gründen, mit großem Nachdruck die militäriſche Ueberlegenheit der Römer über die Deutſchen. Wenn aber dennoch, ſchloß er, das Heer, wie er vernommen, ſich weigern ſollte zu marſchiren, ſo werde er mit der zehnten Legion allein, deren er ſicher ſei, ausrücken, und zwar, ſeinem früheren Vorſatze eines längern Aufſchubs zuwider, am nächſten Morgen. — Dieſer redneriſche Kraftſtreich ſchlug durch. Im Nu war die Muthloſigkeit in freudige Kampfluſt umgewandelt. Die zehnte

Legion ſagte feierlichen Dank für das bezeugte Vertrauen, die übrigen Legionen leiſteten Abbitte. Zur feſtgeſetzten Stunde fand der Aufbruch ſtatt und nach ſiebentägigem angeſtrengten Marſche ſtand Cäſar zwei Meilen vom Lager des Arioviſt.

Dieſer erbot ſich jetzt zu der Unterredung mit Cäſar, die er früher abgelehnt. Auf halbem Wege trafen die beiden Feldherrn zuſammen. Die Anſprache Cäſars an Arioviſt war gemäßigt, ſeine wichtigſte Forderung ging dahin, daß kein weiterer Nachſchub deutſcher Mannſchaft über den Rhein gerufen werde. Arioviſt blieb dabei, daß die fraglichen Angelegenheiten die Römer nichts angehen, daß er innerhalb ſeines Machtgebiets in Gallien unbehelligt ſein wolle, wie er ſeinerſeits die Römer im Bereiche ihrer galliſchen Beſitzungen ungeſtört laſſe. Nachdem Rede und Gegenrede eine Weile hin- und hergegangen waren, begann ein Geplänkel zwiſchen den Reitern der beiderſeitigen Bedeckung, welches den Abbruch der ohnehin ausſichtsloſen Verhandlung nothwendig machte. Ein weiterer Verſuch, zu einer Verſtändigung zu kommen, endete damit, daß Arioviſt die auf ſeinen eigenen Betrieb zu ihm geſchickten Geſandten Cäſar's als Spione in Ketten legen ließ, ſei es in Folge eines Treubruchs, oder eines Mißverſtändniſſes.

Binnen der nächſtfolgenden Tage kamen die beiden feindlichen Heere, eine Stunde vom Rhein und wahrſcheinlich in der Nähe von Baſel, bis auf ſechshundert Schritte an einander heran. Während zwiſchen beiden Lagern täglich Reitergefechte vorfielen, hielt ſich die Hauptmacht der Deutſchen, obgleich an Zahl den Römern überlegen, beharrlich hinter Wall und Graben, ſo oft ihnen auch die Schlacht von Cäſar angeboten wurde. Durch Gefangene endlich erfuhr der römiſche Feldherr die Urſache dieſes Zauderns: die weiſen Frauen der Deutſchen, welche nach dem Brauche des Volks die Looſe geworfen, hatten Unheil verkündet, wenn vor Neumond geſchlagen werde.

Auf dieſe Nachricht entſchloß ſich Cäſar zum unverweilten

Angriff. Widerwillig und Schlimmes ahnend betraten die Deutſchen das Schlachtfeld, auf deſſen Rückſeite ſie die Wagenburg für Weib und Kind aufſchlugen, um den Männern die Flucht zu erſchweren. Mit wüthendem Ungeſtüm ſtürzten die beiden Heere aufeinander, ſo daß es im erſten Anlauf zum Handgemenge kam. Auf jeder Seite wich der eine Flügel; die römiſche Kriegskunſt aber gab den Ausſchlag. Der Tag endete mit der Niederlage und der wilden Flucht der Deutſchen nach dem Rheine zu. Aber nur Wenigen von ihnen gelang es, mit Arioviſt ſelbſt, das rechte Ufer des Fluſſes ſchwimmend oder auf Fahrzeugen zu erreichen. — Die Vangionen, Nemeter und Tribokker indeſſen behaupteten ſich gleichwohl in ihren linksrheiniſchen Wohnſitzen.

Im folgenden Jahre unternahm Cäſar einen Feldzug zur Unterwerfung der Belgen, in deſſen Laufe er das unter ihnen anſäſſige deutſche Volk der Aduatuker, Nachkommen der Kimbern und Teutonen, nach verzweifelter Gegenwehr überwältigte. Den dritten deutſchen Krieg führte Cäſar, wiederum im folgenden Jahre, gegen die Uſipeter und Tenkterer. Von den Sweben gedrängt, hatten dieſelben, bei 400,000 Köpfe ſtark, unterhalb Köln den Rhein überſchritten, und ſich des Gebiets der keltiſchen Menapier bemächtigt. Den benachbarten galliſchen Völkerſchaften aber galt der deutſche Eroberer, trotz der von ihren Landsleuten mit Arioviſt gemachten Erfahrungen, nicht als ein neuer gemeinſchaftlicher Feind, ſondern als ein willkommener Bundesgenoſſe gegen die inzwiſchen bedrohlich gewachſene römiſche Macht. Es handelte ſich für Cäſar darum, der Gefahr eines galliſchen Aufſtandes zuvorzukommen und zugleich den dargebotenen Anlaß zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft im nördlichen Gallien zu benutzen. Zwiſchen Maas und Rhein ſtießen Deutſche und Römer aufeinander. Nachdem ſich Cäſar durch Verrath der ſämmtlichen deutſchen Anführer bemächtigt, überfiel er unverſehens das deutſche Lager, welches

fast ohne Widerstand genommen und zu einer großen Schlachtbank gemacht wurde. Was dem Schwerdte entrann, fand größten Theils auf der Flucht in Maas und Rhein seinen Tod. Fast die gesammte deutsche Reiterei indessen, welche zum Fouragiren ausgezogen war und an dem Kampfe nicht theilgenommen hatte, konnte sich auf das rechte Rheinufer retten, wo sie von den Sikambern gastlich aufgenommen wurde.

Dorthin beschloß Cäsar den flüchtigen Tenkterern und Usipetern zu folgen, unter dem Vorwande, daß er ein Recht auf deren Auslieferung durch die Sikambern habe und mit der Absicht, den Deutschen zu zeigen, daß die Römer den Rhein eben so wohl überschreiten können, wie sie selbst. Verrätherisch an dem eignen Lande und Volke gingen ihm dabei die Ubier zur Hand. Auf einer Pfahlbrücke, der ersten, welche der Rhein jemals getragen, rückte zum ersten Male ein römisches Heer in Deutschland ein. Der Feind indessen, welchem es galt, zeigte sich nicht, und ihn in den Wäldern aufzusuchen, in die derselbe sich mit seiner ganzen beweglichen Habe zurückgezogen, trug Cäsar Bedenken. Er begnügte sich also, die verlassenen Wohnungen niederbrennen und die Getreidefelder abmähen zu lassen, und nachdem er ohne andere Kriegsthaten achtzehn Tage am rechten Rheinufer zugebracht, räumte er dasselbe wieder, indem er die Brücke hinter sich abbrach.

Eine unmittelbare Folge dieses Feldzugs war die Ausbreitung und Befestigung der römischen Herrschaft auf dem linken Ufer des Unterrheins. Zum Schutze gegen neue Ueberfälle von jenseits des Flusses und zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung unter den verschiedenen Völkerschaften des belgischen Landes wurden mehrere befestigte Lager in demselben angelegt, deren Besatzungen natürlich von der Einwohnerschaft unterhalten werden mußten, die da gegen auswärtige Feinde vertheidigt und vor inneren Zerwürfnissen bewahrt werden sollten. Außerdem brachte der völkerrechtliche Gebrauch es mit

sich, daß die Schützlinge, als Unterpfand ihrer Treue, Geiseln zu liefern und als Gegenleistung für den ihnen gewährten Beistand, Hülfstruppen zu stellen hatten. Zunächst für die von Cäsar nunmehr beabsichtigte und demnächst ausgeführte Landung in Britannien.

Während Cäsar im Sommer des Jahres 53 jenseits des Kanals beschäftigt war, bereitete sich in Belgien ein Aufstand vor, bei welchem die deutschen Eburonen und Aduatuker, trotz der unlängst erlittenen schweren Niederlage, mit den keltischen Trevirern und Nerviern gemeinschaftliche Sache machten. Auf die Nachricht davon, kehrte der römische Feldherr in Eile aus Britannien zurück, vermochte aber doch nicht, zu verhindern, daß das eine seiner festen Lager mit fünf Cohorten den Eburonen in die Hände fiel, während ein anderes und größeres erst im letzten Augenblicke entsetzt werden konnte. Durch die Anwesenheit Cäsar's und die ersten Erfolge desselben halb entmuthigt, riefen die Aufständischen die Hülfe der rechtsrheinischen Deutschen an, die sich indessen, bei der frischen Erinnerung an die doppelte Niederlage des Arioviſt und der Usipeter und Tenkterer, nicht sehr willig zeigten, ihr Glück im Keltenlande vom Neuen zu versuchen. Auf die unabläſſigen Bitten der Trevirer wurde zwar endlich Hülfsmannschaft versprochen und in Bewegung gesetzt, aber sie kam zu spät, um die Unterdrückung des Aufstandes zu verhindern.

Cäsar entschloß sich jetzt, zum zweiten Male über den Rhein zu gehen, um sich von dieser Seite her wo möglich auf die Dauer Ruhe zu schaffen. Noch im Herbst schlug er die zweite Brücke über den Fluß, wenig oberhalb der Stelle, wo die erste gestanden. Wie das vorige Mal kamen ihm die Ubier mit demüthigen Worten und Dienstanerbietungen entgegen: nicht sie seien es gewesen, die den Trevirern Hülfe leisten wollen, sondern die Sweben (also, der Oertlichkeit nach, zunächst die Chatten); sie, die Ubier, stehen ganz zu Cäsar's Befehl. Dem-

gemäß wurden dem römischen Feldherrn von den Ubiern alle Kundschafterdienste geleistet, die er von ihnen verlangte. Zum Kampfe auf deutschem Boden kam es indessen auch dies Mal nicht. Die bedrohten Sweben zogen sich vor den Römern in das Innere des Landes, bis an den Fuß des Harzes, zurück, wiederum wagte Cäsar nicht, zu folgen, und wiederum kehrte er nach einigen Tagen auf das linke Rheinufer zurück. Die dortigen deutschen Völkerschaften aber wurden nunmehr, eben so wie die Belgen, der römischen Herrschaft vollends unterworfen, oder, wie die Eburonen und Aduatuker, mit wiederholten Vertilgungskriegen heimgesucht.

Von der rechtsrheinischen Seite her wurde noch ein Versuch gemacht, den Römern die in diesen Raub- und Mordkriegen zusammengebrachte Beute wieder abzujagen. Eine Schaar von 2000 sikambrischen Reitern überfiel das römische Lager im Lande der Aduatuker, wo diese Beute aufgehäuft worden, und war nahe daran, sich desselben zu bemächtigen, als ein unerwarteter Entsatz und die Annäherung Cäsar's selbst den verwegenen Handstreich vereitelte.

Der von Cäsar über die linksrheinischen Deutschen gewonnene Erfolg war so vollständig, daß dieselben sich an dem im folgenden Jahre, 52, unternommenen allgemeinen Aufstande der Gallier gegen die römische Herrschaft nur mit sehr schwachen Streitkräften betheiligen konnten. Auf römischer Seite aber fochten jetzt zum ersten Male deutsche Soldtruppen, welche Cäsar auf dem rechten Rheinufer, wahrscheinlich bei den Ubiern, geworben. Nach des römischen Feldherrn eignem Berichte gab die deutsche Reiterei in dem entscheidenden Kampfe den Ausschlag. Mit der Festung Alesia fiel das letzte Bollwerk des Aufstandes, mit dem Führer desselben, Vercingetorix, starb der letzte gallische Nationalheld unter dem Henkerbeile Cäsar's. Die Gallier waren von jetzt an ein völlig unterjochtes Volk und die linksrheinischen Deutschen

theilten ihr Schicksal. So insbesondere hinsichtlich der Dienstpflicht im römischen Heere. Im Begriffe, Gallien zu verlassen, bildete Cäsar aus deutscher Mannschaft eine eigene Legion (6000 Mann), welche ihn nach Italien begleitete und ihm einige Jahre später in der Schlacht bei Pharsalus die Alleinherrschaft über die römische Welt gewann. Aber auch in dem unabhängigen Deutschland fehlte es den Werbern Cäsar's und seiner Nachfolger hinfort nicht an Rekruten, welche im römischen Dienste Sold, Abentheuer und Beute suchten, und bald sollte es dahin kommen, daß selbst deutsche Fürstensöhne in das römische Heer, wie in eine hohe Schule der Kriegskunst, eintraten.

Das ganze linksrheinische Land, so weit es ausschließlich oder vorzugsweise von Deutschen bewohnt war, von den Vogesen bis zur Mündung der Schelde (Elsaß, Rheinbaiern, Rheinhessen, Rheinpreußen und der größte Theil des heutigen Belgien), wurde seit der Eroberung durch Cäsar zwar als ein Bestandtheil oder Anhängsel des nunmehr römischen Gallien betrachtet, erhielt aber in der römischen Staatssprache den Namen des „obern" und des „untern Deutschland" — zwei getrennte Verwaltungsbezirke, deren Gränze in die Nähe des unteren Laufes der Mosel fiel. Das unabhängige Land zwischen Rhein und Weichsel, Donau und Meer dagegen hieß bei den Römern „Großdeutschland".

Aus den beiden Jahrzehnten, welche den deutschen Kriegen Cäsar's zunächst folgten, fehlen fast alle Nachrichten über Deutschland. Das einzige bemerkenswerthe Ereigniß in diesem Zeitraum ist die durch Agrippa, den Statthalter des Augustus in Gallien, im Jahre 37 v. Chr. bewerkstelligte Uebersiedelung der Ubier, der alten Römerfreunde, auf das linke Rheinufer, sei es, um dieselben vor der Feindschaft ihrer deutschen Nachbarn zu schützen, sei es, um sich ihrer selbst vollends und ein für alle Mal zu versichern. Auf dem neuen Gebiete der Ubier entstand später die von der Gemahlin des Kaisers

Claudius benannte Stadt Colonia Agrippina, das heutige Köln.

Erst die Geschichte des Jahres 30 spricht wieder von einem deutschen Kriege. Linksrheinische deutsche Völker waren aufgestanden, Sweben vom rechten Flußufer ihnen zu Hülfe gekommen, die Römer aber siegten. Weitere anderthalb Jahrzehnte später brach eine Schaar Sigambrer, Usipeter und Tenkterer über den Rhein in Gallien ein und brachte dem römischen Feldherrn Lollius eine schwere Niederlage bei, in welcher eine der römischen Legionen ihren Adler verlor — den ersten, welcher den Deutschen in die Hände fiel.

Um dieselbe Zeit wurde die schon von Cäsar begonnene, von Augustus im Jahr 34 mit großem Kraftaufwande wieder aufgenommene Eroberung der Alpenländer zwischen Karst und Bodensee durch dessen Stiefsöhne Drusus und Tiberius vollendet. Die tapfern Völkerschaften der österreichischen, baierischen und graubündener Hochgebirge, die Noriker und Rhätier sammt den Bewohnern der baierischen Ebene, den Vindelikiern, wurden, nach verzweifelter Gegenwehr, unterworfen oder vernichtet, und vom Jahre 15 v. Chr. an war die Donau, von ihrer Quelle bis nach Ungarn hinein, eben so wie der Rhein, ein Festungsgraben des römischen Reiches gegen die Deutschen.

Mit diesem Zustande der Dinge war für die Römer die Zeit gekommen, nachdem sie sich hundert Jahre lang meistens vertheidigungsweise gegen die Deutschen verhalten, nunmehr zum planmäßigen und beharrlichen Angriffe gegen dieselben vorzugehen. Drusus, der bewährte Feldherr, erhielt den Auftrag, den gefährlichsten aller Feinde Roms im eigenen Lande aufzusuchen und unschädlich zu machen. Dieses große Unternehmen wurde jedoch auffallender Weise an der entlegensten und schwierigsten Stelle angefaßt — nicht von der Donau oder dem Oberrhein aus, sondern am Unterrhein, wo die kriegerische Kraft Deutschlands schon in manchen blutigen

Erfahrungen erprobt worden war. Ein erster Feldzug, im Jahre 12 v. Chr. von Drusus gegen die Sigambrer und Usipeter unternommen, blieb erfolglos. Ein zweiter Angriff wurde mit Hülfe einer auf dem Rhein gebauten Flotte und unter dem Beistande der Bataver, der niederländischen Inselbewohner, welche durch Einschüchterung oder Bestechung auf die römische Seite gebracht sein mochten, von der Nordsee aus gemacht. Die Friesen, ihrerseits, die Bewohner des holländischen Festlandes, beobachteten eine zweideutige Neutralität. Mittels eines von ihm selbst gebauten und nach ihm benannten Canals, zwischen Rhein und Yssel, gelangte Drusus durch den Flevus, ein erst im 13. Jahrhundert durch eine Sturmfluth in die Südersee verwandeltes Binnenwasser, und durch dessen Abfluß in die Nordsee, die bis dahin nie ein römisches Schiff getragen und bis an die Mündung der Ems. Wind und Wetter aber zwangen ihn bald, unverrichteter Sache zurückzukehren.

Im Jahre 11 v. Chr. machte Drusus einen neuen Einfall in das Land der Sikambrer, der ihn mit seinem Heere in große Gefahr brachte. Gleichwohl gelang es ihm, in der Nähe von Paderborn die Festung Aliso anzulegen, welche demnächst ein Hauptstützpunkt der militärischen Unternehmungen der Römer in Deutschland wurde.

Das folgende Jahr verwendete Drusus vorzugsweise auf die Ergänzung und Verstärkung der Festungslinie, deren Bau zum Schutze der Rheingränze schon Cäsar begonnen hatte. Bei fünfzig Castelle wurden nach und nach längs des linken Flußufers errichtet und selbst auf das rechte Ufer griff das römische Festungssystem in den Taunus hinüber. Der wichtigste dieser festen Punkte wurde, vermöge seiner Lage, alsbald Mainz.

Von hier aus rückte Drusus im Jahre 9 v. Chr. in das Land der Chatten ein und drang unter blutigen Kämpfen durch den Thüringer Wald und durch das Land der Cherusker bis an die Elbe vor. Hier, heißt es, trieb ihn die fast übernatür-

liche Erscheinung eines unheilverkündenden Weibes zur Umkehr. Drusus starb auf dem Rückmarsch, und sein ziemlich entmuthigtes Heer gelangte nur unter großen Schwierigkeiten an den Rhein zurück.

Der Oberbefehl, welchen Drusus geführt hatte, ging auf dessen Bruder Tiberius über, der durch alle Mittel der Gewalt und der List größere Erfolge gegen die Deutschen zu gewinnen wußte, als sein Vorgänger. Nachdem Augustus, der seinen Sohn bis nach Gallien begleitet hatte, durch Verrath die gefährlichsten Gränzvölker ihrer Führer beraubt, — sie waren zu Friedensverhandlungen in sein Lager gekommen, wurden, wie einst bei ähnlicher Gelegenheit von Cäsar geschehen, als Gefangene zurückgehalten und starben von eigener Hand — bemächtigte sich Tiberius des Landes der Sikambrer, führte einen Theil derselben über den Rhein, um sie neben den Ubiern anzusiedeln und brachte binnen zwei Jahren die zwischen Rhein und Weser ansässigen Völker unter die wenigstens mittelbare römische Botmäßigkeit. Sein Werk wurde von seinem Nachfolger, Domitius Ahenobarbus, ergänzt und fortgesetzt. Domitius führte durch die westphälischen und niedersächsischen Moorgründe, die den militärischen Bewegungen der Römer sehr hinderlich waren, feste Heerstraßen, freilich nur in Gestalt von Knüppeldämmen — die „langen Brücken" genannt — aber gleichwohl zur wesentlichen Erleichterung der kriegerischen Unternehmungen während der nächsten Jahrzehnte, und gelangte auf einem seiner Streifzüge sogar bis auf das rechte Ufer der Elbe — wahrscheinlich nicht ohne große Gefahr, denn Augustus erließ ein Verbot der künftigen Ueberschreitung dieses Flusses.

Unter dem Nachfolger des Domitius standen die deutschen Völker zwischen Rhein und Weser in Masse auf gegen die römische Herrschaft. Nach dreijährigem unentschiedenen Kampfe erhielt Tiberius zum zweiten Male den Oberbefehl gegen die

Deutschen. Auch dieses Mal war ihm das Glück günstig. Ein Theil der empörten Völker wurde zu Boden geschlagen, ein anderer Theil, wie die Cherusker und die Chauken, streckte die Waffen. Bis an die Gränzen des Landes der Semnonen drang Tiberius an der Elbe vor, unterstützt von einer römischen Flotte, welche von der Nordsee aus den Fluß hinaufgefahren war. Als Tiberius im fünften Jahre n. Chr. nach Italien zurückkehrte, gab es kaum ein unabhängiges deutsches Volk mehr vom Rhein bis zu der Elbe und dem Erzgebirge.

In dem noch freien Deutschland war die Vormacht bei den Markomannen. Noch unlängst Meister des Landes zwischen Main, Rhein und Donau, aus welchem sie vor langen Jahren die Helvetier nach der Schweiz verdrängt, hatten sie sich, in nicht genau zu bestimmender Zeit und unter unbekannten Umständen, nach Böhmen geworfen und sich desselben auf Kosten seiner bisherigen keltischen Bevölkerung, der Bojer, bemächtigt. Daß diese Eroberung eigentlich ein Rückzug vor dem wachsenden Andrange der römischen Macht gewesen, ist an sich nicht unwahrscheinlich, wiewohl nicht die mindeste geschichtliche Nachricht von irgend einem Angriffe spricht, den die Römer bis dahin gegen die oberrheinischen deutschen Lande gemacht hätten, sei es, daß das ehemals helvetische Gebiet immer noch eine von den Deutschen nur gelegentlich durchstreifte Einöde war, die nicht der Eroberung werth schien, sei es, daß die Römer mit den Deutschen am Oberrhein Friede zu halten für nöthig fanden, so lange sie mit deren Landsleuten am Unterrhein sehr ernstlich zu thun hatten.

Indessen auch in ihren neuen Wohnsitzen sahen die Markomannen alsbald von einer andern Seite her die gefährliche Nachbarschaft der Römer wieder an sich herantreten; denn nach der Eroberung der Alpenländer und Vindelikiens war Böhmen nur noch durch die Donau und einen niedrigen Gebirgswall von dem römischen Reichsgebiete getrennt. Durch den Druck

der Gefahr verwandelte sich, unter der Hand eines staatsklugen und ehrgeizigen Führers, die markomannische Volksverfassung in eine politisch-militärische Rüstung zu Schutz und Trutz. Marbod, der Feldhauptmann bei der Eroberung Böhmens, groß angelegt von der Natur, mit allen Hülfsmitteln römischer Bildung ausgestattet, eben dadurch aber auch dem Deutschthum entfremdet, wußte sein Amt in eine Würde zu verwandeln, die dem Königthum nahe kam. Die deutschen Völker, weit und breit auf dem rechten Ufer der Elbe, schlossen sich, freiwillig oder gezwungen, dem Markomannenstaate an. Ein stehendes Heer, zuletzt auf 70,000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei gebracht, wurde in der Hand Marbod's zu einer den römischen Legionen ebenbürtigen Macht. So sehr, daß Rom anfing, Marbod zu fürchten. Im Jahre 6 n. Chr. wurde ein Feldzug gegen die Markomannen beschlossen, der mit nicht weniger als zwölf Legionen, gleichzeitig von der deutschen und der ungarischen Seite her, unternommen werden sollte. Erst im letzten Augenblicke trat ein großer Aufstand der Pannonier und Dalmatier dazwischen, welcher die römischen Waffen drei Jahre lang beschäftigte. Marbod nahm den ihm in dieser Lage angebotenen Frieden an.

Im nordwestlichen Deutschland ging um die nämliche Zeit die römische Statthalterschaft auf Quinctilius Varus über, einen besonders in Verwaltungsgeschäften erfahrenen Mann, dem die Aufgabe zufiel, das mit den Waffen eroberte Land nunmehr auch durch staatliche Einrichtungen dem Reiche einzuverleiben. Römische Besteuerung, römische Gesetze, römische Gerichtsbarkeit wurden von Varus aus Machtvollkommenheit des Siegers eingeführt und mit eiserner Hand ausgeübt. Abgaben, die sie nie gekannt, wurden von den Deutschen gefordert und zwangsweise beigetrieben; in einer Sprache, welche sie nicht verstanden, vor fremden unberufenen Richtern und nach Regeln, die mit allen ihren Rechtsbegriffen im Widerspruch

standen, wurden ihre Streitigkeiten um Mein und Dein verhandelt und entschieden; einem Strafgesetze sahen sie sich unterworfen, gegen das sich ihr Verstand und ihr Stolz gleichmäßig empörte: manche Handlung, welche bisher höchstens durch eine Anzahl Rinder oder Schafe gebüßt war, brachte jetzt den Thäter unter das Henkerbeil, ja sogar schimpfliche Ruthenstreiche von der Hand des römischen Gerichtsdieners trafen den Rücken des freien Mannes!

Zwei oder drei Jahre eines solchen Regimentes waren hinreichend, die demselben unterworfenen deutschen Völkerschaften mit einem Hasse zu erfüllen, welcher beim ersten Anlasse zum wildesten Ausbruche zu kommen drohte. Zu der leidenschaftlichen Spannung der Gemüther aber mußte Plan, Leitung, rechtzeitiger Entschluß hinzukommen, wenn der entscheidende Streich nicht an der gepanzerten römischen Herrschermacht abprallen sollte, wie es den Galliern und andern benachbarten Völkern in hundert ähnlichen Fällen geschehen war. Hermann, Segimars Sohn, einem edlen Geschlecht der Cherusker angehörig, nahm die Vorbereitung des Aufstandes in die Hand, ein Jüngling an Jahren, aber, nach dem Zeugniß seines bittersten Feindes*) unter den römischen Geschichtsschreibern, durch Scharfblick, Geistesgegenwart und Ueberlegung eben so sehr zur Führerrolle berufen, wie durch das Feuer der Seele, welches ihm aus Gesicht und Auge sprühte, und durch seinen starken Arm. Er war die Seele der Verschwörung, welche bald alle Völkerschaften des Landes zwischen Rhein und Weser in dem Entschlusse und Plane der Befreiung von dem römischen Joche vereinigte — der tief angelegten Verschwörung, welche, schwachherzigen Ableugnungen oder Bemäntelungen zum Trotz, sonnenklar ist und so groß, wie die beste der patriotischen Thaten, von denen die

*) Vell. Pat. II. 118. Juvenis, genere nobilis, manu fortis, sensu celer, ultra barbarum promptus ingenio, ardorem animi vultu oculisque praeferens, haud imprudenter speculatus.

Geschichte weiß. Glücklich die Zeit und das Volk, wo, wie heute fast allenthalben, jede gute Sache mit offenem Gesichte auftreten kann; wenn es aber gilt, die Vernichtung des Vaterlandes durch fremde Uebermacht abzuwenden, dann ist jedes Mittel, welches zum Zweck führt, das rechte.

Im Sommer des Jahres 9 n. Chr. hatte Varus im Herzen Niedersachsens, nahe der Weser, ein Standlager bezogen, dessen Besatzung aus mehr als viertehalb der besten römischen Legionen, drei Geschwadern römischer Reiterei und verschiedenen Abtheilungen gallischer Hülfstruppen bestand — im Ganzen, nach geringem Anschlage, bei 40,000 Mann. Mit andern deutschen Häuptlingen, unter denen namentlich sein Schwiegervater, Segest, befand sich im römischen Lager auch Hermann, der früher im kaiserlichen Heere gedient hatte, in den römischen Ritterstand aufgenommen war und bei Varus in hohem Ansehen stand. Segest, politischer Nebenbuhler und persönlicher Feind Hermanns, der dessen Tochter Thusnelda nur durch Entführung zu seinem Weibe hatte machen können, Segest — so rühmte er sich wenigstens hinterdrein — machte dem Varus wiederholt Anzeige von den Anschlägen Hermann's, bot sogar seine eigene Person zum Unterpfande für die Wahrheit seiner Aussagen, fand aber kein Gehör.

Auf die Nachricht von einem, wahrscheinlich künstlich angefachten, Aufstande in seinem Rücken, setzte sich Varus im Anfange des September mit seiner ganzen Truppenmacht in der Richtung nach dem Rheine zu in Bewegung. Beunruhigende Botschaften begleiteten ihn. Bald erschwerten Wind und Wetter und umgestürzte Bäume den Marsch. Dann brach der Sturm eines allgemeinen Volksaufstandes über das römische Heer herein. Selbst Segest wurde von demselben fortgerissen. — Nächst den Cheruskern waren Brukterer, Marsen und Chatten dem Aufgebot Hermanns gefolgt. Zwei Tagemärsche hindurch kämpften die Römer mit gewohnter Tapferkeit und Mannszucht gegen das Verhängniß. Der dritte Morgen fand das römische Heer halb aufgelöst in den Schluchten des Teutoburger Waldes. Unter Sturm und Regen und mit brausendem Schlachtgesang stürzten sich die Deutschen von allen Seiten auf den Feind. Der Widerstand war schwach und hoffnunglos. Varus, verwundet, stürzte sich in das eigene Schwerdt, wie einst sein Vater und Großvater in ähnlichem Falle. Das römische Heer wurde vernichtet. Kaum ein Bote kam zurück. Was das Schwerdt nicht fraß, verfiel der Knechtschaft und mancher edle Römer hütete hinfort eine deutsche Viehheerde. Furchtbare Rache aber wurde an den gefangenen römischen Juristen genommen, welche das Heiligthum der Deutschen angetastet, ihr heimisches Recht. Gefangene Obersten und Hauptleute wurden den Göttern geopfert. Den Kopf des Varus schickte Hermann als Siegeszeichen an Marbod. Unter der Beute waren die Adler der gefallenen Legionen. — Die römischen Festungswerke im Lande wurden mit gewaffneter Hand genommen, mit Ausnahme des starken Alise, welches die Besatzung nach langer Belagerung bei Nacht und Nebel räumte.

Die Nachricht von der Niederlage im Teutoburger Walde traf in Rom zusammen mit der Feier des nach dreijährigem Kriege endlich gewonnenen schließlichen Sieges über die Dalmatier und Pannonier. Der Eindruck, den sie hervorbrachte, war darum nicht weniger furchtbar. Man sah im Geiste bereits alle Schrecken des Krieges gegen die Kimbern und Teutonen sich erneuern. Der Kaiser Augustus selbst, dessen lange Regierung niemals einen auch nur von ferne ähnlichen Unfall erlitten, glaubte sich am Wendepunkte seines Glückes angekommen. Monate lang ließ er Bart und Haar wachsen und in Anfällen düsterer Schwermuth forderte er mit verzweifeltem Aufschrei von Varus seine Legionen zurück.

Die der Lage der Dinge entsprechenden militärischen Maßregeln wurden indessen nicht vernachlässigt. Durch Zwangs-

aushebung, die nur mit den strengsten Maßregeln durchgeführt werden konnte, wurde ein neues Heer geschaffen, mit welchem Tiberius zum dritten Male als Oberbefehlshaber nach Deutschland ging. Seine Eile, seine Anordnungen, seine ganze Haltung zeugten von einer ernstlichen Furcht vor dem weitern angriffsweisen Vorgehen der Deutschen, das demnächst auch Gallien wieder in Aufruhr bringen konnte. Wider Erwarten jedoch hielten sich dieselben in ihren Gränzen, welche Tiberius in den Jahren 10 und 11 sogar mit einigen kleinen Einfällen heimsuchen durfte, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen.

Während der beiden folgenden Jahre wurde von beiden Seite Friede gehalten. Deutschland schien durch innere Zerwürfnisse gelähmt. Die Cherusker zumal waren zwischen Hermann und Segest in eine Volks- und eine Adelsparthei gespalten, welche einander mit wechselndem Glück bekämpften, so daß bald der eine, bald der andere ihrer Führer in die Gewalt der Gegner gerieth.

Als im Jahre 14 nach dem Tode des Augustus das Kaiserthum an Tiberius kam, ging der Oberbefehl an der Rheingränze auf dessen Neffen, Germanicus, den Sohn des Drusus, über. Längs derselben hatten acht Legionen ihre Standquartiere, welche, auf die Nachricht von dem erfolgten Thronwechsel, erst in dumpfe Gährung, dann in offene Meuterei geriethen: nicht der finstere und alternde Tiberius, sondern der jugendliche und in der Soldatengunst hoch stehende Germanicus sollte Kaiser sein. Germanicus selbst brachte, mit Gefahr für Leib und Leben, die Legionen zum Gehorsam zurück, und um sich der mühsam wiederhergestellten Mannszucht zu versichern, unternahm er einen neuen Krieg gegen die Deutschen. Mit einem nächtlichen Ueberfall wurde derselbe begonnen. Ein großes Volksfest hatte die Marsen, sorglos in Folge des ungewöhnlich langen Friedens, in ihrem heiligen Tannenhain — so läßt sich wenigstens

das sonst unverständliche Wort Tanfana deuten — versammelt, und der Feier des Tages war Abspannung und Ruhe gefolgt, als die Römer von verschiedenen Seiten her auf den Festplatz hereinbrachen. Es entstand kein Kampf, sondern ein Gemetzel. Das Heiligthum selbst wurde zerstört, das Land weit und breit verwüstet. Die blitzschnell verbreitete Kunde von dieser That brachte die benachbarten Völkerschaften, Brukterer, Usipeter und andere sofort in Bewegung. Sie verlegten dem römischen Heere auf dem Rückmarsch den Weg, und erst nach langem zweifelhaften Kampfe gelang es dem Germanicus, sich nach dem Rheine durchzuschlagen.

Im folgenden Jahre rückte Germanicus von Mainz aus mit vier Legionen und vielen tausend Mann Hülfstruppen in das Land der Chatten, während sein Unterfeldherr, Cäcina, mit einer eben so großen Streitmacht über den Unterrhein ging. Unvorbereitet auf einen so gewaltigen Angriff, mußten die Chatten ihr Land sammt dessen Hauptorte, Mattium, preisgeben, und eben so konnte Cäcina die Marsen zum zweiten Male ungestraft heimsuchen. Als Germanicus sich wieder dem Rhein zuwandte, erschien Sigismund, der Sohn Segest's, in seinem Lager, mit der Bitte um Hülfe für seinen von Hermann schwer bedrängten Vater, im Vertrauen auf dessen frühere Verdienste um Rom. Unlängst aus der Gefangenschaft Segest's befreit, war Hermann jetzt drauf und dran, sich Genugthuung zu nehmen, und vor allen Dingen sein Weib der väterlichen Gewalt zu entreißen, die sich Thusnelda's wieder bemächtigt hatte. — Germanicus beeilte sich, der an ihn ergangenen Aufforderung zu folgen, rückte in das Cheruskerland ein und entsetzte den hart belagerten Segest. Zum Dank lieferte dieser die eigene Tochter an die Römer aus. Thusnelda, selbst in dieser furchtbaren Stunde ein Bild der weiblichen Würde und des ungebeugten Stolzes, wurde drei Jahre später mit ihrem in der Gefangenschaft gebornen Sohne

im Triumphzuge des Germanicus dem römischen Volke zur Schau gestellt. Segest, der den Muth gehabt, diesem Schauspiele beizuwohnen, aß das römische Gnadenbrod in Gallien bis an das Ende seiner ehrlosen Tage.

Die Gefangenschaft seines Weibes brachte Hermann zur Raserei. Er durchflog das Land und rief aller Orten mit flammenden Worten zum Rachekriege gegen den Todfeind, den römischen Frauenräuber, den fremden Tyrannen. Seine Rede zündete; und bald stand das ganze Volk der Cherusker, das bisher im Wunsche des Friedens und des Krieges getheilt gewesen war, in Waffen und mehrere der Nachbarvölker schlossen sich demselben an. Germanicus seinerseits schickte sich an, dem drohenden Sturme zu begegnen. Von der Ems aus sollte diesmal der Angriff geschehen. Dorthin schiffte sich Germanicus mit 4 Legionen ein, während Cäcina mit einer ähnlichen Truppenmacht und die Reiterei, je auf verschiedenen Landwegen, dahin aufbrachen. Nach der Vereinigung des ganzen Heeres richtete Germanicus seinen Marsch nach der Wahlstatt der Varusschlacht. Man fand sie bedeckt mit den bleichenden Gebeinen der vor sechs Jahren gefallenen Römer, denen von dem durch diesen Anblick tief erschütterten Heere eine Leichenfeier gehalten und ein gemeinschaftlicher Grabhügel errichtet wurde. Hermann, der bis dahin ausgewichen war, stellte sich in der Nähe des Schauplatzes seines ersten Sieges. Es kam zu einer heißen Schlacht, welche nach römischen Angaben unentschieden blieb, die aber zur Folge hatte, daß Germanicus ohne weitern Verzug seine Schiffe wieder bestieg und Cäcina den Befehl gab, sich gleichfalls in möglichster Eile nach dem Rhein zurückzuziehen, während die stark gelichtete Reiterei auf dem Heimwege, wie es auf dem Herwege geschehen war, die Flotte längs der Küste begleiten sollte. Die Deutschen folgten dem Heere Cäcina's auf der Ferse, und machten in einem sumpfigen Thale einen stürmischen Angriff.

Alle Vortheile waren auf deutscher Seite, als die Dunkelheit dem langen Kampfe ein Ziel setzte. In ihrem mühsam errichteten Lager durchwachten die Römer eine Schreckensnacht, ohne hinlängliches Feuer, halb überschwemmt durch die von den benachbarten Bergen auf ihren Lagerplatz abgeleiteten Bäche und in fieberhafter Aufregung erhalten durch den Siegesjubel und die wilden Schlachtgesänge der Deutschen, welche von den Höhen rings umher herunterschallten. Selbst das alte Soldatenherz Cäcina's, der von der Pike auf gedient und vierzig Feldzüge hinter sich hatte, wurde durch die Furchtbarkeit der Lage erschüttert. Im Halbschlummer sah er die blutige Gestalt des Varus aus den Sümpfen des Teutoburger Waldes aufsteigen und ihm winken.

Mit anbrechendem Morgen setzte sich das römische Heer wieder in Bewegung, ohne die Marschordnung einzuhalten, fast tumultuarisch. Bei der ersten Stockung des schwerfälligen Zuges gab Hermann das Zeichen zum Angriff, mit dem Rufe, daß der Tag der zweiten Varusschlacht gekommen sei. Sein Wort und das Traumgesicht Cäcina's schien sich erfüllen zu sollen. Die Legionen wankten, konnten kaum ihre Adler, kaum den Feldherrn selbst retten, welchem das Pferd unter dem Leibe erstochen war. Die Deutschen glaubten den Tag bereits gewonnen zu haben und stürzten sich auf die Beute. Dadurch bekamen die Römer Luft und Zeit, aus den Bergen heraus das Freie zu erreichen und ein Lager aufzuschlagen. Die nächste Nacht jedoch war schlimmer als die vorhergehende. Ohne Zelte und sonstiges Lagergeräth, ohne Verbandzeug, in völliger Finsterniß, mußten die Soldaten ihr Nachtmahl mit schlammbespritzten und blutgetränkten Lebensmitteln halten, unter lautem Wehklagen, daß der nächste Tag für so viele Tausende der letzte sein werde.

Im deutschen Kriegsrathe wurde unterdessen, gegen die warnende Stimme Hermann's, auf den Vorschlag seines Oheims Ingwiomar beschlossen, das römische Lager mit Anbruch des

Morgens zu stürmen. Darauf hatte Cäcina gerechnet, darauf sich und seine Truppen vorbereitet. Im ersten Anlauf gelangten die deutschen Sturmhaufen über den Graben und auf den absichtlich schwach vertheidigten Wall; hinter demselben aber standen die Römer in Reih und Glied, ausgerüstet mit dem Muthe der Verzweiflung. Der römische Gegenangriff warf die Deutschen aus dem Lager und endete mit einer Niederlage derselben, welche den Truppen Cäcina's die kaum mehr gehoffte Möglichkeit gab, die Standquartiere am Rhein wieder zu erreichen, wo man, auf voreilige Schreckensnachrichten hin, das Heer bereits verloren gegeben hatte und nur durch die Geistesgegenwart der Agrippina, der Gemahlin des Germanicus, verhindert worden war, die stehende Brücke zum Schutze gegen die vermeinlich bereits im Anmarsch begriffenen Deutschen abzubrechen. — Von den mit Germanicus eingeschifften Truppen entgingen zwei Legionen mit Mühe der Vernichtung durch ein Naturereigniß. Zur Erleichterung der Flotte ans Land gesetzt, wurden sie von einer Sturmfluth überfallen, welche die niederländische Küste weit und breit überschwemmte. Uebel zugerichtet und von dem Nothwendigsten entblößt, mußten die Legionen wieder an Bord genommen werden. —

Der ganze Feldzug war offenbar mißlungen und es gab mehr als eine aus demselben davon getragene Scharte auszuwetzen. Dazu traf Germanicus seine Anstalten mit dem äußersten Kraftaufwande. Nach einigen vorbereitenden Streifzügen in Hessen und Westphalen fuhr Germanicus auf einer Flotte von mehr als tausend Schiffen, bemannt mit acht Legionen, zahlreicher Reiterei und einer Menge von Hülfstruppen aus Gallien, Rhätien und Deutschland selbst, wieder nach der Ems, um von hier aus in das Herz des Landes einzudringen. Chauken und Angrivarier unterwarfen sich seinem Befehl und leisteten oder versprachen doch Beistand und Zuzug. Die zum Widerstande verbündeten Völker zogen sich über die Weser

zurück. Ueber den Fluß hinweg hatte Hermann eine Unterredung mit seinem im römischen Solde dienenden Bruder, Flavus geheißen, in welcher der Vorkämpfer und der Verräther der vaterländischen Sache hart aufeinander stießen und die mit einem Zweikampf geendet haben würde, wenn der durch die schneidenden Worte seines Bruders in blinde Wuth gebrachte Flavus nicht gewaltsam verhindert worden wäre, zu Pferde durch die Weser zu setzen.

Germanicus ließ seine Reiterei durch verschiedene Furthen über den Fluß gehen und eine Brücke schlagen, um mit dem Fußvolk zu folgen. In einem Vorgefechte wurde seine batavische Reiterei mit ihrem Anführer, Chariowald, zusammengehauen. Auf einer schmalen Ebene zwischen dem Flusse und den dessen Lauf begleitenden Anhöhen, Idisiawisus — die Elsenwiese — geheißen, kam es zur Hauptschlacht. Auf beiden Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit gestritten, die römische Kriegskunst aber behielt die Oberhand. Hermann selbst, schwer verwundet, entkam nur durch die Schnelligkeit seines Rosses, und, so argwöhnte man wenigstens, mit Hülfe der unter die römische Fahne gepreßten Chauken, die ihn erkannten und durchließen. Ob aber der Sieg des Germanicus so groß und sein Verlust so gering gewesen, wie er sich dessen rühmte, läßt sich bezweifeln, da ihm die Deutschen, tief erbittert über die auf dem Kampfplatze aufgerichteten römischen Siegeszeichen, kurz darauf eine neue Schlacht liefern konnten, deren Ausgang mindestens unentschieden blieb. Der alte Ingwiomar führte den Oberbefehl, welchen Hermann seiner Wunde wegen hatte abgeben müssen, mit jugendlichem Feuer, und brachte die Römer dergestalt in's Gedränge, daß Germanicus die Legionen nur mit äußerster Preisgebung seiner eigenen Person dahin bringen konnte, den wüthenden Anfällen der Deutschen Stand zu halten. Allem Anschein nach behaupteten diese das Schlachtfeld. Die Inschrift, welche Germanicus auf einem in der Nähe desselben

errichteten Denkmale zurückließ, und welche von der Niederwerfung der Völker zwischen Rhein und Elbe sprach, war jedenfalls eine prahlerische Unwahrheit. Vor Ende des Sommers und ohne einen Fuß breit des gewonnenen Bodens behaupten zu können, mußte sich Germanicus wieder einschiffen. Kaum in See gegangen aber wurde seine Flotte von einem Sturm überfallen, der einen Theil derselben vernichtete, den Rest in alle Winde und selbst bis nach Britannien zerstreute. Der Feldherr selbst, mit einem einzigen Schiffe, rettete sich an die Küste des Chaukenlandes. Von dort nach dem Rhein zurückgekehrt, ließ er zunächst die Trümmer seines schiffbrüchigen Heeres auf den Inseln und an den Küsten der Nordsee zusammenlesen, und machte dann, der späten Jahreszeit ungeachtet, noch einen doppelten Einfall in das Chatten- und das Marsenland, um den Deutschen zu zeigen, daß die römische Macht nicht gebrochen sei durch die erlittenen Unfälle.

Germanicus gedachte den Krieg gegen die Deutschen im nächsten Jahre mit aller Macht wieder aufzunehmen, und hoffte, denselben dies Mal zu Ende zu führen; der Kaiser Tiberius aber, der zu viele eigene Erfahrungen in Deutschland gemacht hatte, um sich durch die Siegesberichte und die ehrgeizigen Hoffnungen seines Neffen über den Stand der dortigen Dinge täuschen zu lassen, that Einsprache: es seien der Thaten genug geschehen, der Opfer genug gebracht; man solle die Deutschen hinfort ihrer eignen Uneinigkeit überlassen. Germanicus folgte mit schwerem Herzen seiner Abberufung, die sich hinterdrein als der ein für alle Mal ausgesprochene Verzicht Rom's auf die Eroberung Deutschlands erweisen sollte.

Daß Tiberius in seiner Rechnung auf die Uneinigkeit der Deutschen nicht geirrt hatte, dafür lieferte schon das zweitnächste Jahr den vollen Beweis. Während der bisherigen Römerkriege und in Folge derselben hatten sich in Deutschland zwei Vormächte gebildet, zwischen denen der feindliche

Gegensatz unmöglich ausbleiben konnte — das Markomannenreich Marbod's in Böhmen und der Bund der Völkerschaften im Wesergebiet, die Hermann um sich gesammelt. Die Nebenbuhlerschaft dieser beiden Mächte war eine mit deren Dasein selbst gegebene Nothwendigkeit — ganz unabhängig von den vorhandenen Verschiedenheiten der Verfassung, von der Persönlichkeit der leitenden Männer, von irgend welchen zufälligen Umständen: die Zeit selbst stellte die erste leise Frage nach dem rechten Träger der Geschicke Deutschlands. Der unvermeidliche Zusammenstoß zwischen Hermann und Marbod erfolgte im Jahre 19. Daß die Markomannen in den Römerkriegen der letzten Jahre neutral geblieben und daß die Cherusker die Langobarden und Semnonen aus der markomannischen Staatsgemeinschaft in die cheruskische hinübergezogen, war der doppelte — nicht sowohl Grund, als Anlaß des Bruchs. Es kam zu einer großen Schlacht, welche zwar unentschieden blieb, in deren Folge aber Abfall und Aufstand Marbod zwangen, seine Zuflucht zu Tiberius zu nehmen, welcher ihm Ravenna zum Wohnorte anwies, wo er 18 Jahre später in hohem Alter starb. Sein Nachfolger auf dem Throne wurde, unterstützt durch den römischen Einfluß, der Gothe Katwalda.

Wenn Hermann seine Absichten gegen die Markomannen nicht weiter verfolgt hat, so ist es ohne Zweifel nur unterblieben, weil ihm das Schicksal die Zeit dazu nicht gegönnt. Gewiß ist, daß er fortfuhr, seine Anstrengungen auf die Verstärkung der schützenden deutschen Macht zu richten, an deren Spitze ihn sein natürlicher Beruf und seine Erfolge gestellt hatten, und nicht unwahrscheinlich, daß diese Bestrebungen mit den öffentlichen Gewohnheiten und den Freiheitsbegriffen der Deutschen in Widerstreit geriethen. Seine eigenen Verwandten nahmen Parthei gegen ihn. Schon vor dem Markomannenkriege war sein Oheim Ingwiomar zu Marbod geflohen, in dessen Heere er dem eigenen Neffen und bisherigen Mitkämpfer

entgegentrat. Zwei Jahre später wurde Hermann von Mitgliedern seiner Familie meuchlings umgebracht, im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens, und im dreizehnten seines Regimentes: er war, sagt Tacitus, ohne Frage der Befreier Deutschlands, er hat Rom auf der Höhe seiner Macht bekämpft und ist (wenn auch in einzelnen Schlachten) im Kriege nie besiegt worden.

Dem Tode Hermann's folgten wüthende Partheikämpfe unter den Cheruskern, in denen der ganze Adel des Volkes zu Grunde ging. Von seinen vornehmen Geschlechtern blieb zuletzt nur ein Neffe Hermann's übrig, der in Rom geborene und erzogene Sohn des abtrünnigen Flavus, Italicus geheißen. Diesen beriefen die Cherusker aus Rom an ihre Spitze. Italicus konnte indessen keinen festen Boden in dem Volke gewinnen, welchem er zwar durch die Abkunft angehörte, durch seine Lebensgewohnheiten aber fremd war. Von seinen eigenen Landsleuten vertrieben und mit fremdem Beistande wieder zurückgeführt, nahm er ein dunkles Ende. Die Cherusker aber, noch unlängst das ruhmvollste Volk Deutschlands, sanken in raschem Falle so tief, daß sie vor Ablauf des Jahrhunderts durch den Vergleich ihrer damaligen Stellung mit ihrer großen Vergangenheit zum Gespött geworden waren.

Auch das Markomannenreich gerieth nach dem Sturze Marbod's auf lange Zeit in unaufhaltsamen Verfall. Dessen Nachfolger, Katwalda, konnte sich nur kurze Zeit behaupten und mußte gleichfalls ein Unterkommen bei den Römern suchen. Unter beständigen inneren Unruhen und Thronwechseln wurde und blieb der Markomannenstaat während mehrerer Geschlechtsalter ein Spielzeug in den Händen der römischen Politik. — Aehnlich war das Schicksal des von dem flüchtigen markomannischen Partheigänger Vannius, unter römischem Beistande, im Quadenlande, Mähren, gestifteten Königreichs. Auch Vannius mußte, nach einem unglücklichen Kriege mit deutschen Nachbarvölkern,

seine Zuflucht zu den Römern nehmen. Sein Reich wurde zwischen seinen zwei Neffen, Vangio und Sido, getheilt, welche sich um die römische Gunst um so eifriger bewarben, je verhaßter sie ihrem eigenen Volke waren.

Seit dem letzten Feldzuge des Germanicus griff die römische Herrschaft, am Oberrhein wie am Unterrhein, immer noch beträchtlich über den Fluß hinaus. Hier waren die Friesen, im holländischen Festlande, weniger durch Waffen als durch Furcht, zinsbar geworden; dort hatten die Römer das ehemals helvetische, dann lange Zeit wüst gelegene und endlich durch die Auswanderung der Markomannen nach Böhmen vollends herrenlos gewordene Gebiet zwischen Main, Donau und Rhein, auf welchem sich inzwischen allerlei gallisches Gesindel,*) nach dem Ausdrucke des Tacitus, angesiedelt, in militärischen Besitz genommen. Dieses, von der daselbst eingeführten Besteuerung so genannte „Zehntland", wurde durch Wall und Graben, dessen im Lauf zweier Jahrhunderte allmälig weiter vorgeschobene Linie sich heute noch, unter dem Namen des Pfahlgrabens, von Regensburg bis in die Nähe von Deutz verfolgen läßt, von dem unabhängigen Deutschland abgesperrt und durch eine geschlossene Postenkette gegen die von dorther täglich drohenden Ueberfälle geschützt. Unter diesem Schutze wurde das Zehntland der Sache nach allmälig eine römische Provinz, obgleich die Staatssprache dasselbe nicht als eine solche bezeichnete.

Die Friesen wurden durch den wachsenden Druck der römischen Steuern im Jahre 27 zu einem Aufstande gebracht, der mit der Vertreibung der in ihr Land gelegten römischen Besatzung endete. Tiberius, der deutschen Kriege satt, machte keine Anstalt zur Wiederunterwerfung der Friesen, die erst zwanzig Jahre später vom Neuen in die Abhängigkeit von Rom geriethen.

Zum deutlichen Zeichen, daß die kriegerische Ueberlegen-

*) Levissimus quisque Gallorum.

heit der Römer über die Deutschen im Rückgange sei, schritten die letzteren demnächst von der Vertheidigung wieder zum Angriff. Um die Mitte des Jahrhunderts erschienen die Chauken mit einer Flotte an der Mündung des Rheins und machten auf dessen linkem Ufer einen Einfall in das römische „untere Deutschland“ — der erste deutsche Kriegszug zur See, von welchem wir lesen — und einige Jahre später wagten die Chatten sogar, zwischen den römischen Festungen hindurch, in das linksrheinische „obere Deutschland“ einzubrechen. Beide Unternehmungen mißlangen; die Niederlage der Chauken hatte die abermalige Unterjochung der Friesen zur Folge, und die Chatten wurden gezwungen, Bürgschaft für ihr künftiges Verhalten durch die Stellung von Geiseln zu leisten: von einer Erneuerung der früheren Eroberungspläne gegen Deutschland jedoch war nicht die Rede.

Mie dem Abnehmen der Römergefahr loderten die inneren Streitigkeiten der Deutschen um so heftiger empor. Die Ampsivarier wurden von den Chauken, zehn Jahre nach deren verunglücktem Angriff auf die römischen Besitzungen am Unterrhein, aus ihren Wohnsitzen an der Ems verdrängt und, unter heimathlosem Umherirren, von den Nachbarvölkern aufgerieben. Um dieselbe Zeit, im Jahre 59, führten die Hermunduren mit den Chatten Krieg um eine heilige Salzquelle; die Chatten verloren die Hauptschlacht und was von den Besiegten auf dem Kampfplatze übrig blieb, Mann und Roß, wurde dem Wodan geopfert. Gegen die Brukterer verbündeten sich die Nachbarvölker zu einem gemeinschaftlichen Rachekriege, in welchem, nach Tacitus Bericht, deren 60,000 umkamen. „Nicht durch römische Waffen und Geschosse,“ ruft der Geschichtsschreiber frohlockend aus, „sondern den Römern zum Schauspiel und zur Augenweide! Geben die Götter, daß diese Völker, wo nicht in der Liebe zu uns, so wenigstens im Hasse gegen einander verharren, denn in der Bedrängniß des Reichs kann

uns das Schicksal nichts Größeres mehr gewähren, als die Zwietracht der Feinde!“

Noch vor diesem letzterwähnten Ereignisse indessen war es wieder zu einem großen Kriege gegen die Römer gekommen. Der Thronstreit zwischen den Kaisern Vitellius und Vespasian gab den Anlaß zu einem Aufstande der Bataver und Caninefaten, auf den Inseln der Rheinmündungen, gegen die römische Herrschaft, welcher diese Völkerschaften, eben so wie die Friesen, nicht durch Waffengewalt, sondern durch unzeitige Neutralität verfallen waren. Claudius Civilis hieß der Mann, welcher, als angeblicher Partheigänger des Vespasian, seine Landsleute im Jahre 69 zu den Waffen rief. In mehreren Gefechten gegen die Truppen des Vitellius siegreich, und verstärkt durch einige unter römischer Fahne dienende batavische Fähnlein, welche bei erster Gelegenheit zu ihm übergingen, riß Civilius auch die Friesen und einen Theil der Völkerschaften des linken Rheinufers, des „untern Deutschland,“ mit sich fort; die Ubier jedoch hielten, wie gewöhnlich, zu den Römern. Bald setzten sich auch die benachbarten rechtsrheinischen Deutschen, Mattiaker, Chatten, Usipeter, zur Unterstützung, der Bataver in Bewegung. Die glückverheißenden Weissagungen der Seherin Velleda, welche, aus geheimnißvoller Einsamkeit im Bruktererlande, einen großen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten übte, schürten das Feuer. Die Römer mußten sich auf die Vertheidigung ihrer Festungen beschränken; es kam sogar zur Belagerung von Mainz, ihres Hauptwaffenplatzes am Rhein. Ein festes Lager bei Gelduba wurde von den Deutschen mit stürmender Hand genommen. Durch die sich häufenden Mißerfolge in blinde Wuth versetzt, ermordeten die römischen Truppen ihren eigenen Feldherrn, Hordonius Flaccus.

Inzwischen war der Thronkrieg durch den Sieg des Vespasian entschieden, Civilis konnte die Rolle eines Verfechters der Sache desselben nicht länger behaupten und Rom hatte freie

Hand zur Verstärkung seiner Streitkräfte am Rhein gewonnen. In dieser schwierigen Lage kam dem Civilis ein Aufstand der Gallier zu Hülfe. Die Trevirer, welche die römische Herrschaft von jeher am ungeduldigsten getragen, machten den Anfang und ein Theil der benachbarten gallischen Völkerschaften, folgte ihrem Beispiel. Man glaubte die Zeit gekommen, die alte Unabhängigkeit wieder herzustellen, ein selbstständiges gallisches Reich zu errichten. Im ersten Anlaufe und unter nachdrücklichem Beistande der Bataver wurden mehrere wichtige militärische Vortheile gewonnen, die sämmtlichen festen Plätze der Römer auf dem linken Rheinufer, mit Ausnahme von Mainz, erobert, ja sogar einige römische Legionen, nachdem dieselben ihren zweiten Feldherrn, Vocula, gleichfalls ermordet, dahin gebracht, dem nunmehr feierlich ausgerufenen „gallischen Reiche" den Eid der Treue zu leisten. Civilis und seine Bataver indessen verweigerten dem gallischen Reiche die Huldigung, sei es, daß sie die Nichtigkeit der mit diesem pomphaften Namen belegten Sache begriffen, sei es, daß sie nicht gesonnen waren, die augenblickliche Kriegsgemeinschaft mit den Galliern zu einem dauernden staatlichen Verhältnisse werden zu lassen, in welchem ihnen überdies, vermöge ihrer Minderzahl, die untergeordnete Rolle zugefallen sein würde.

So weit waren die Dinge im Sommer des Jahres 70 gediehen, als der neue Statthalter Vespasian's, Cerealis, mit großer Heeresmacht in Gallien einrückte. Ein gallischer Reichstag, der nach Rheims ausgeschrieben war, um über die Mittel zur Abwehr der Gefahr zu beschließen, haderte über begangene Mißgriffe oder Unterlassungsfehler, über die Oberhauptsfrage, über die künftige Hauptstadt und ging unverrichteter Sache auseinander. Bei der Annäherung des Cerealis kehrten die zuvor abgefallenen Legionen sofort in Schaam und Reue unter die römische Fahne zurück und machten die meisten der Völkerschaften, welche sich an dem Aufstande betheiligt, oder doch

wenigstens gewankt hatten, Frieden auf eigene Hand. So die Ubier, welche sich die Verzeihung für ihren, freilich nur nothgedrungenen, Anschluß an den Aufstand dadurch erkauften, daß sie die nach Köln in vermeinte Sicherheit gebrachte Frau und Schwester des Civilis an die Römer auslieferten, und eine Hülfsschaar von Chauken und Friesen auf dem Durchmarsche durch ihre Stadt verrätherisch niedermetzelten. Nach tapferm Widerstande im Felde öffneten auch die Trevirer dem Cerealis die Thore ihrer Stadt, aus welcher sich viele der besten Patrioten zuvor geflüchtet hatten und die von dem römischen Feldherrn nur mit größter Anstrengung gegen die Zerstörungs- und Plünderungswuth seiner Soldaten geschützt wurde. — Unter den Mauern von Trier lagerte das römische Heer, als die Bataver, vereinigt mit den ihnen noch übrig gebliebenen gallischen Bundesgenossen und verstärkt durch Freischaaren von jenseits des Rheins, namentlich Brukterern und Tenkterern, unvermuthet im Morgengrauen zum Angriffe schritten. Von Anfang und bis zum entscheidenden Augenblicke waren die Römer im äußersten Nachtheil. Cerealis selbst, seine Niederlage voraussehend, suchte den Tod. Eine unverhoffte Wendung des Kampfes jedoch, die nur durch das Eingreifen eines Gottes erklärlich schien, gab ihm einen theuer erkauften Sieg, der überdies nicht verhinderte, daß ihm Civilis binnen Kurzem an dem Ufer der Waal eine neue Schlacht lieferte, welche unentschieden blieb. Neue Verstärkungen der Römer nöthigten die Bataver jedoch, sich auf ihre Inseln zurückzuziehen. Hier wurde der Widerstand, mit Hülfe von künstlichen Ueberschwemmungen und einer aus dem Stegreif geschaffenen Flotte, noch eine Zeit lang mit gutem Erfolge fortgesetzt. Bei einem gegen die römische Flotte nächtlicher Weile ausgeführten Ueberfalle wurde sogar das Admiralschiff des Cerealis genommen, welches man den Rhein und die Lippe hinauf führte, als Weihegeschenk für Velleda. Auch Cerealis seinerseits huldigte der einflußreichen

Seherin, indem er sie mit Botschaften und Geschenken — das heißt Bestechungsversuchen — anging. Nach mancher tapfern That jedoch ließ das Selbstvertrauen der Bataver nach und sah sich Civilis veranlaßt, mit Cerealis in Unterhandlungen zu treten, von denen man, in Ermangelung bestimmter Nachrichten, annehmen darf, daß sie zu einem glimpflichen Abkommen geführt haben.

Das Dunkel, welches auf dem Ausgange des batavischen Krieges liegt, erstreckt sich, mit wenigen kurzen Unterbrechungen, auf die ganze deutsche Geschichte eines beinahe vollen Jahrhunderts. Wahrscheinlich ist es indessen, daß wenigstens die nächsten Jahrzehnte desselben einen vergleichsweise friedlichen Verlauf nahmen, daß die Römer im Besitz des wieder gewonnenen linken Rheinufers und der batavischen Inseln ungestört blieben, dagegen aber auch die Erneuerung ihrer früheren Einfälle auf das rechte Ufer des Flusses, abwärts der Einmündung des Main, kaum mehr wagten. Der Kaiser Domitian in den neunziger Jahren wollte freilich, um den von ihm, wie von manchem seiner Vorgänger, angenommenen Ehrennamen Germanicus zu rechtfertigen, einen siegreichen Feldzug gegen die Chatten geführt haben, auf welche, seit dem Verfall der Cherusker, die Vormacht im westlichen Deutschland übergegangen war, allein es handelte sich dabei, allem Anscheine nach, nur um die Wiederholung einer schon fünfzig Jahre früher von Caligula aufgeführten Comödie: Landung auf dem rechten Rheinufer, Niederbrennen einiger Häuser, Rückkehr, ohne einen Feind gesehen zu haben, Verkleidung gallischer Miethlinge in deutsche Gefangene und endlich lügnerischer Triumphzug, der nicht einmal das römische Gassen-Publikum täuschte.

Die schon von Cäsar unter den deutschen Völkern begonnenen Werbungen für den römischen Kriegsdienst hatten unter dessen Nachfolgern der Art ihren Fortgang genommen, daß bald ein beträchtlicher Theil der römischen Heere aus deutschen

Miethstruppen bestand. Ihrer Zuverlässigkeit wegen wurden sie vorzugsweise in die kaiserliche Leibwache aufgenommen — eine Begünstigung, welche, zumal bei den häufigen Thronstreitigkeiten, eine entsprechende politische Bedeutung mit sich brachte. In den römischen Bürgerkriegen spielten deutsche Söldner, seit Cäsar's Zeit, eine Rolle, deren Wichtigkeit mit dem fortschreitenden Verfall der einheimischen Wehrkraft des Reiches fortwährend zunahm, und es mochte nicht selten geschehen, daß bei den Kämpfen der Gegenkaiser deutsche Waffen den Ausschlag gaben.

Daß in solchen Kriegen deutsche Truppen auf beiden Seiten standen und auf dem Schlachtfelde einander feindlich begegneten, verstand sich gewissermaßen von selbst, und war jeden Falls nicht unnatürlicher, als die selten ruhenden innern deutschen Kriege, die sich dann und wann bis zum Vernichtungskampfe unter blutsverwandten Völkerschaften steigerten — Erscheinungen, die sich bei ähnlichen öffentlichen Verhältnissen und selbst innerhalb viel höherer Culturzustände allenthalben wiederholen, in Gallien wie in Spanien, in Italien wie in Griechenland, Erscheinungen, denen gegenüber ein nüchternes Urtheil viel besser am Platze ist, als patriotische Wehklagen. Die Deutschen waren, eben so wie Gallier, Griechen u. s. w. eine Race, aber keine Nation, sie hatten, gleich diesen, eine Heimat, aber kein gemeinsames Vaterland, eine Unzahl von Staaten, aber keinen Gesammtstaat — kurz, es fehlten ihnen die wichtigsten politischen Besitzthümer, welche keine Menschenfamilie auf die Welt mitbringt, die vielmehr durch lange und blutige Arbeit erworben sein wollen. Ohne diese Besitzthümer aber konnten auch die denselben entsprechenden Eigenschaften und Pflichten nicht vorhanden sein: kein politisches Gesammtbewußtsein, ohne staatliche Gesammtexistenz, keine Einigkeit, ohne gemeinschaftliche Sache, keine Hingebung an ein Ganzes, das nicht da war. Die Spanier, Gallier, Griechen

gingen an diesem Mangel zu Grunde, den Italiern half das römische Schwerdt darüber hinweg, indem es sie zum Nationalstaat einigte, die Deutschen behaupteten sich zwar mit den Waffen, trotz des großen Nachtheils, in welchem sie sich, den Römern gegenüber, vermöge jener Lücke in ihrem öffentlichen Dasein befanden; die aus ihrem Verfassungszustande hervorgehenden politischen Schwächen aber von sich abzuthun, wäre eine übermenschliche Leistung gewesen, deren Unmöglichkeit überdies nachträglich durch eine zweitausendjährige Geschichte zur Handgreiflichkeit gebracht ist.

Mit dem Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung traten die südöstlichen Völkerschaften Deutschlands in den Vordergrund des Kampfes gegen die Römer, der bis dahin in erster Reihe von den nordwestlichen Völkern geführt worden war. Die Markomannen und Quaden, welche bisher mit Rom in einem, wenn nicht gerade ehrenvollen, so doch vortheilhaften Verhältnisse gestanden, weigerten sich, dem Kaiser Domitian in einem Kriege gegen die Daken, die unter dem Könige Dekebalus in Moldau, Wallachei, Siebenbürgen und einem Theile von Ungarn ein mächtiges Reich gegründet hatten, Zuzug zu leisten. Darüber kam es zum Bruch der lange gehaltenen Freundschaft. Domitian erlitt gegen die Markomannen und Quaden eine Niederlage, die jedoch durch seinen Nachfolger, Nerva, bald darauf, im Jahre 96, durch einen Sieg wieder ausgeglichen wurde.

Was während der beiden nächsten Menschenalter in Deutschland nun zwischen Deutschen und Römern geschehen, darüber fehlen fast alle Nachrichten. Erst aus den sechsziger Jahren des zweiten Jahrhunderts ist wieder ein großes Ereigniß, oder vielmehr der Anfang desselben, dem Gedächtniß aufbewahrt.

Nachdem der Drang der Noth nachgelassen, welche die von der römischen Macht zunächst bedrohten deutschen Völker zeit- und theilweise zum Zusammenhalten und gemeinsamen

Handeln gebracht hatte, war die zur Zeit Hermann's zum ersten Male aufgetauchte Frage von einem umfassenden und dauernden Verbande zu Schutz und Trutz wieder von der Oberfläche verschwunden. Anderthalb Jahrhunderte später aber sehen wir plötzlich einen fast allgemeinen deutschen Bund gegen Rom fertig dastehen. Die Formen desselben, die Namen seiner Urheber, die Ursachen und Umstände seines Entstehens, die Einzelheiten seines Verlaufs sind unbekannt; daß es dabei aber auf nichts Geringeres abgesehen war, als auf die Vernichtung des römischen Reiches, läßt sich nicht bezweifeln.

Wenige Jahre nach dem Beginn der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius (161) setzten sich die deutschen Völker von der Nord- und Ostsee bis an die Donau fast gleichzeitig gegen die römische Weltmacht in Bewegung. Gothen, Vandalen, Langobarden, Hermunduren, Chauken, Chatten, Semnonen, Markomannen, Quaden, Peukiner, Bastarer, kurz die meisten der altbekannten deutschen Völkerschaften standen neben vielen andern, deren Name jetzt zum ersten Male gehört wurde, in der Schlachtreihe gegen die Römer. Auch einige sarmatische Völker schlossen sich dem Bunde an. Die Spitze desselben aber bildeten die Markomannen, von denen denn auch der jetzt beginnende Krieg vorzugsweise benannt wurde.

Lange Jahre wogte der Kampf, unter wechselnden Erfolgen und mit mehreren Unterbrechungen, hin und her. Mehrmals sah sich Rom im Mittelpunkte seiner Macht, in Italien selbst, bedroht; die Chatten drangen durch das Zehntland, durch Rhätien hindurch und über die Alpen hinweg bis an die italienische Gränze vor, die Markomannen und Quaden belagerten Aquileja am adriatischen Meere, das kaum noch zu rechter Zeit entsetzt werden konnte. Wie in früheren Zeiten der äußersten Bedrängniß, bewaffnete man in Rom Sklaven und Sträflinge, um die gelichteten Heere zu ergänzen. Marcus Aurelius erlebte das Ende des Krieges nicht. Erst sein

Sohn und Nachfolger, Commodus, gelangte mit Hülfe von Geldzahlungen, die einen Theil der verbündeten Völker auf seine Seite brachten, im Anfange der achtziger Jahre zu einem dauernden Frieden. Die Gränzen des Reiches wurden für dies Mal noch gerettet, die militärische Uebermacht der Römer über die Deutschen aber war und blieb verloren.

Nach den Anstrengungen und Erschütterungen des markomannischen Kriegs folgt wieder eine lange Pause in der deutschen Geschichte — nicht, weil die Ereignisse, sondern weil die Berichterstatter fehlen. Große Veränderungen, deren Verlauf in Schweigen eingehüllt ist, waren vielmehr im Innern Deutschlands vor sich gegangen, als es im dritten Jahrhundert seinen Wettkampf mit Rom vom Neuen aufnahm. Die Mehrzahl der kleinen deutschen Völkerschaften war, theilweise vielleicht in Folge der im Markomannenkriege gemachten Erfahrungen und erlittenen Schicksale, aus der bisherigen Vereinzelung herausgetreten, um sich zu festen und dauernden Bundesgenossenschaften zu vereinigen, die unter den Namen der Allemannen, Franken, Sachsen und Gothen auf Jahrhunderte hinaus die Hauptträger der deutschen Geschichte wurden.

Unter welchen Umständen, auf welche Bedingungen, in welchen Formen diese Verbindungen zu Stande kamen, ob insbesondere durch freie Vereinbarung, oder, was jeden Falls das bei Weitem Wahrscheinlichere, durch eine unwiderstehliche Macht der Verhältnisse, ist eben so unbekannt, wie der eigentliche Zeitpunkt ihres Entstehens. Unverkennbar dagegen, wenn auch nicht ausgesprochen, ist der Zweck dieser Bündnisse: die Bekämpfung des römischen Reichs auf dessen eigenem Gebiete. Jede dieser Bundesgenossenschaften führte diesen Kampf gewöhnlich auf eigene Hand, und wenn hie und da ein theilweise gemeinschaftliches Handeln stattfand, so waren doch auch die Fälle der inneren Feindseligkeit, insbesondere zwischen Franken und Sachsen und zwischen den einzelnen unter dem

Namen der Gothen zusammengefaßten Völkerschaften, keineswegs selten.

Als ein kleines Volk in der Nähe der Bernsteinküste waren die Gothen bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. genannt. Von diesen ihren Stammsitzen aus wendeten sie sich, angeblich in Folge von Uebervölkerung, südwärts; wahrscheinlich lange vor Anfang unserer Zeitreichnung, denn schon bei dem Sturze Marbod's waren sie thätig und einer der Ihrigen, wie oben erwähnt, wurde dessen Nachfolger im Markomannenreiche. Andere Ostseevölker — Gepiden, Vandalen, Rugier, Heruler, Burgunder — schlossen sich den Gothen an.

Der Hauptstrom der Auswanderung ging, allem Anscheine nach, die Weichsel hinauf und riß die auf deren linkem Ufer ansäßigen deutschen Völkerschaften, die vielnamigen Lugier, mit sich fort. Auch sarmatische Völker, von jenseits der Weichsel, wie namentlich die Alanen, folgten dem gewaltigen Zuge. So gelangte, ohne Zweifel in sehr langsamer Bewegung, die bereits hochangeschwollene Völkerfluth in die Donauländer, wo auch die Peukiner und Bastarer, von jeher die am weitesten nach Südost vorgeschobenen deutschen Vorposten, sich mit derselben vereinigten. Hier, an den Gränzen des römischen Reiches, stießen die Auswanderer im Anfange des dritten Jahrhunderts mit den Römern zusammen, von denen sie, nach dem vorherrschenden Volke, vorzugsweise mit dem Namen der Gothen benannt wurden, wiewohl auch viele der darunter begriffenen Völkerschaften ihre Einzelnamen beibehielten und früher oder später in selbstständiger Rolle wieder auftraten.

Der Name der Sachsen ist, wie bereits angegeben, seit Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bekannt, als der einer Völkerschaft auf dem rechten Ufer der untern Elbe und den benachbarten Inseln. Anderthalbhundert Jahre später erscheint derselbe in einer neuen Bedeutung, als die gemeinschaftliche Bezeichnung aller Völker des nordwestlichen deutschen Flachlandes

jenseits des Harzes, einschließlich Schleswig-Holsteins, deren frühere Einzelnamen, Cherusker, Chauken, Angrivarier, von jetzt an mehr und mehr zurücktreten. Die geschichtliche Rolle der Sachsen, in dieser neuen Bedeutung des Wortes, beginnt in den siebenziger Jahren des dritten Jahrhunderts, wo sie sich, während der Regierung des Kaisers Probus, als Seeräuber und besonders durch Ausplünderung der gallischen Küstenländer gefährlich machen.

Der Name der Allemannen wird nicht vor dem Zeitpunkte genannt, wo dieselben als eine mächtige Bundesgenossenschaft in die Geschichte eingreifen. Von einem Einzelvolke ist derselbe wahrscheinlich niemals geführt worden, wie denn auch schon sein Klang eine bunte Zusammensetzung andeutet. Bruchtheile der Usipeter, Tenkterer, Markomannen und Hermunduren mögen den wesentlichen Stoff zur Bildung der allemannischen Bundesgenossenschaft hergegeben haben, die im Anfange des dritten Jahrhunderts in den Maingegenden erscheint, welche seit der Auswanderung der Markomannen nach Böhmen und bei der gefährlichen Nachbarschaft des römischen Zehntlandes vermuthlich nur schwach bevölkert waren und kriegslustigen Abentheurern einen willkommenen Sammelplatz boten.

Gleichfalls neu war endlich der Name der Franken, als dieselben in den vierziger Jahren des dritten Jahrhunderts den geschichtlichen Schauplatz betraten. Der Wortsinn desselben ist so ungewiß, wie die Zeit seiner Entstehung. Die verschiedenen Stämme dagegen, welche unter dem Namen der Franken begriffen wurden, lassen sich ziemlich genau dahin bestimmen, daß sie vorzugsweise der ursprünglichen Bevölkerung von Westphalen und der beiden Ufer des Unterrheins angehörten, daß die Sikambrer den Kern derselben bildeten, und daß auch die Chatten bei der fränkischen Bundesgenossenschaft soweit betheiligt waren, daß die alte Stammesfeindschaft zwischen ihnen und den Cheruskern nunmehr für die Dauer von Jahrhunderten auf Franken und Sachsen überging.

Das erste Zusammentreffen der Römer mit den Allemannen ereignete sich im Jahre 213. Kaiser Caracalla rühmte sich eines großen, am Main erfochtenen, Sieges über dieselben, während er in Wirklichkeit den Frieden von ihnen erkaufen mußte. Auf einem bald darauf unternommen Kriegszuge nach dem Orient stieß Caracalla in den Donauländern auf die Gothen, denen er einige unbedeutende Treffen lieferte. Schon in den zwanziger Jahren jedoch fand sich der Kaiser Alexander Severus genöthigt, sich mit den Gothen durch die Zahlung von Jahrgeldern abzufinden. Um die Mitte der dreißiger Jahre traf Alexander Severus große Rüstungen zu einem Feldzuge gegen die Allemannen, der jedoch erst von seinem Nachfolger, Maximinus, der den Beinamen des „Thrakers" führte, aber Sohn eines gothischen Vaters war, in Vollzug gesetzt wurde. Maximinus, von dessen Riesenhaftigkeit man Wunderdinge erzählt, rückte 236 mit gewaltiger Heeresmacht von Mainz aus in das Allemannenland, verwüstete dasselbe weit und breit, gewann eine Schlacht, deren Schauplatz ein ungeheurer Sumpf war, aus welchem er selbst nur mit Mühe vom Versinken gerettet wurde, und schickte großsprecherische Siegesberichte an den römischen Senat.

Nicht lange indessen, und die Deutschen ihrerseits durchbrachen die römischen Gränzen. Zuerst waren es die Franken, welche in Gallien einfielen. Eine kleine Schaar derselben, die das Land ausgeplündert hatte, wurde im Jahre 242 bei Mainz aufgefangen und vernichtet. Demnächst sah sich Gallien durch Raubzüge der Allemannen der Art heimgesucht, daß der römische Feldherr Posthumius, welcher unter dem Kaiser Gallienus 261 die Sicherheit des Landes für einige Zeit wiederherstellte, von den Galliern mit überströmendem Danke als Erretter gefeiert wurde. Zum Befehlshaber an dem Gränz-

walle des Zehntlandes ernannt, verwendete Posthumius sieben Jahre auf die Wiederherstellung und Verstärkung dieser Schutzwehr gegen die Deutschen, die sich indessen nach seinem Tode sofort wieder als unzulänglich erwies, indem die wichtigsten Werke derselben alsbald genommen und zerstört wurden. Ihre Vortheile verfolgend, drangen die Allemannen sogar durch Rhätien und über die Alpen bis an den Gardasee, wo sie jedoch vom Kaiser Claudius II. eine Niederlage erlitten.

Unterdessen war es auch zwischen den Römern und den Gothen, unter ihren Königen Ostrogotha und Kniwa, zur Erneuerung des Krieges gekommen, in welchem der Kaiser Decius 251 seinen Tod in den Sümpfen der Donau fand, und den dessen Nachfolger, Gallus, nur durch einen schimpflichen Frieden, unter Anerkennung der Tributpflichtigkeit Roms gegen die Gothen, beendigen konnte. Dauernde Ruhe aber ward damit nicht gewonnen. Mit dem Ausbleiben der Jahrgelder, welche der römische Schatz, beim raschen Abnehmen seiner Hülfsquellen, nicht regelmäßig aufzubringen vermochte, erneuerten sich die Angriffe der Gothen. Zu Lande und vom Schwarzen Meere aus — zuweilen auf Tausenden von Schiffen — wurden die östlichen Provinzen des Reichs fort und fort mit Plünderung und Verwüstung heimgesucht, Trepezunt und viele andere kleinasiatische Städte, das reiche Ephesus mit seinem prachtvollen Dianatempel, das große Nikomedia mit seinen Hunderttausenden von Einwohnern, erobert und zerstört, Byzanz, die Hauptstadt des Ostens, die demnächst den Namen Constantinopel annahm, bedroht, Korinth, Argos, Sparta, Athen, die griechischen Inseln ausgeraubt. — Endlich kam Hülfe durch Kaiser Claudius II., der bei Naissus, in der Nähe von Thessalonich, im Jahre 270 einen großen Sieg über die Gothen erfocht. Sein Nachfolger, Aurelian, hatte indessen noch harte Kämpfe mit denselben zu bestehen, ehe es, nach langen und geheimnißvollen Unterhandlungen, im Jahre 271 zu einem Friedensschlusse kam, über dessen Inhalt die Geschichtsschreiber schweigen, dessen thatsächliche Folge aber war, daß die Gothen sich über die Donau zurückzogen, während Aurelian die jenseits des Flusses belegene Provinz Dacien (Moldau, Walachei, Siebenbürgen) ein für alle Mal räumte, indem er die dortigen Besatzungen und die dort ansässigen Römer abberief.

Noch bevor er der Gothen entledigt war, hatte Aurelian die Allemannen zu bekämpfen, welche, dies Mal in Verbindung mit den Markomannen, vom Neuen in Italien einbrachen, tief in das Land eindrangen und ein solches Schrecken verbreiteten, daß man sich in der Hauptstadt selbst nicht mehr sicher fühlte, und eiligst Hand anlegte, die Festungswerke derselben zu verstärken und zu ergänzen. Als aber die Deutschen, mit Beute beladen, ihren Rückzug antraten, sahen die Römer darin nur die wunderbare Wirkung der nach Befragung der sibyllinischen Bücher angewendeten Zaubermittel, wobei sogar die seit vielen Jahrhunderten in Rom außer Gebrauch gekommenen Menschenopfer erneuert worden zu sein scheinen.

Als der Kaiser Probus im Jahre 276 den Thron bestieg, fand er den größten Theil Galliens von Franken, Allemannen und Sachsen überschwemmt und ausgeplündert. Die Franken hatten sich zunächst der Inseln in den Rheinmündungen bemächtigt, wo sie in den Batavern — Stammgenossen der Chatten — ein nahe verwandtes Volk fanden, und von wo aus sie ihre Eroberungen zu erweitern suchten und Seeräuberzüge bis in das Mittelländische Meer machten. In diesem Raubkriege zur See wetteiferten mit den Franken die Sachsen.

Vom Ober- und Mittelrhein aus waren andere deutsche Völker, also vor allen die angränzenden Allemannen, in Gallien eingebrochen und hatten eine große Zahl der wichtigsten Städte

des Landes erobert. Auch Vandalen und Burgunder, früher der Bundesgenossenschaft der Gothen angehörig (die freilich längst durch innere Zerwürfnisse zerrüttet war, wie denn, zum Beispiel, die Burgunder gegen die Gepiden um die Mitte des Jahrhunderts und wiederum die Gepiden unter dem Könige Fastida gegen die Gothen unter dem Könige Ostrogotha einen unglücklichen Krieg geführt hatten) befanden sich bereits unter den deutschen Eroberern in Gallien. Probus, unter Anwendung aller äußersten Mittel, warf die Deutschen wieder aus Gallien (ausschließlich jedoch der batavischen Inseln) hinaus, stellte den Gränzwall des Zehntlandes wieder her, baute neue Festungen auf deutschem Boden und bedrängte die Allemannen so hart, daß sie demüthig um Frieden baten, Hülfsmannschaft stellten und sogar Abgaben versprachen. Als Entschädigung brachte er den Deutschen die Weinrebe, deren früher diesseits der Alpen im italienischen Handelsinteresse verbotenen Anbau er nicht bloß gestattete, sondern auch selbst betrieb, und die erst seit seiner Zeit an den Ufern des Rheins einheimisch geworden ist. Eine Anzahl gefangener Franken wurde von Probus an den Küsten des Schwarzen Meeres angesiedelt. Dort aber bemächtigten sie sich bald einiger Schiffe, plünderten die Gestade Asiens, Griechenlands, Afrikas, Siciliens, wo sie selbst Syrakus eroberten, und gelangten, nach vielen Kämpfen und Verlusten, wieder an die heimatlichen Ufer des Rheins zurück. — An der untern Donau betrieb Probus die massenhafte Uebersiedelung deutscher Völkerschaften, der Bastarner insbesondere, die mit den Gothen zerfallen waren, auf das benachbarte römische Gebiet — ein Vortheil des Augenblicks, der früher oder später in eine neue Gefahr für das Reich umschlagen mußte.

Unter dem Kaiser Constantius, gegen Ende des dritten Jahrhunderts, gingen die batavischen Inseln den Franken wieder verloren, und unter dessen Sohn, Constantin, blieben sie

selbst auf dem rechten Rheinufer nicht unangefochten. Nachdem derselbe einen Einfall der Franken in Gallien zurückgewiesen und die in Gefangenschaft gerathenen Führer desselben, Askarich und Radagast, in Trier, dem Volke zum Schauspiel, von wilden Thieren hatte zerreißen lassen, ging er über den Rhein, in der Nähe von Köln, kehrte jedoch bald wieder zurück, ohne große Dinge verrichtet zu haben. Die mitgebrachten Gefangenen indessen wurden im Trierer Circus gleichfalls zu Tode gehetzt. Ein Rachezug der Franken nach Gallien scheiterte an der Uebermacht, welche Constantin zu Gebote stand. Zur Feier seines Sieges stiftete der Kaiser in Trier sogenannte „fränkische Spiele", die alljährlich im Circus begangen werden sollten.

Die Allemannen scheinen von den Kämpfen der Franken gegen Constantin, der unter dem wirksamen Beistande ihres Fürsten, Krokus, auf den Thron gelangt war (306), wenig berührt worden zu sein. Was der Kaiser Probus ihnen abgewonnen, erwarben sie von dessen nächsten Nachfolgern wieder zurück, ohne daß über das Wie und Wann bestimmte Nachweisungen vorhanden wären. Jeden Falls vom Ende des dritten Jahrhunderts an war der Rhein auch von Mainz aufwärts die Gränze des römischen Reiches, waren die Allemannen im festen Besitze des Zehntlandes, also eines beträchtlichen Theiles von Baiern und des ganzen Baden und Würtemberg nördlich von der Donau, während das ursprünglich zu Rhätien gehörige Gebiet zwischen diesem Flusse und dem Bodensee unter Deutschen und Römern noch streitig blieb. Zum Schutze dieser Landschaft und der benachbarten Gegenden gegen die Allemannen wurde von Constantin die nach ihm benannte Stadt Constanz angelegt.

Mit den Gothen stand Constantin während seiner langen Regierung meistens nicht nur auf dem Friedensfuße, sondern auch in bundesgenössischem Verhältnisse, das freilich durch große

Zugeständnisse und insbesondere durch Zahlung von Jahrgeldern erkauft werden mußte. Gothische Hülfstruppen waren es, welche ihn, im Kampfe mit dem Gegenkaiser Licinius, 325 zum Alleinherrscher des römischen Reichs machten, und von da an, 40,000 Mann stark, den Kern seiner Heere bildeten. Die an der untern Donau schon von Probus begonnene Ansiedlung deutscher Völkerschaften auf römischem Boden wurde von Constantin fortgesetzt. So wurden namentlich die Vandalen, nachdem sie von den Gothen eine schwere Niederlage erlitten, von Constantin aufgenommen und in Ungarn ansässig gemacht, wo sie vierzig Jahre lang den Römern unterthänig blieben. — Das leidliche Verhältniß zwischen den Gothen und den Römern erlitt erst in den sechziger Jahren wieder eine ernstliche Störung, welche durch den Kaiser Valens und den Gothenkönig Athanarich in einer persönlichen Zusammenkunft beigelegt wurde, die mitten auf der Donau stattfand, weil Athanarich sich auf einen ihm früher auferlegten Eid berief, daß er die Donau niemals überschreiten werde.

In Güte oder durch Gewalt waren die Deutschen längs der ganzen Gränze des römischen Reichs zur Ruhe gebracht, als Constantin im Jahre 337 starb. Der unter Meineid und Mord geführte Streit seiner Söhne, Brüder und Neffen um das Reich, zu dessen erster Hauptstadt er Constantinopel gemacht hatte, lockte die Deutschen zu neuen Angriffen. Zwar blieb Constantius II. in dem Familien- und Bürgerkriege schließlich der alleinige Sieger, aber die Franken machten sich gleichwohl wieder zu Meistern der batavischen Inseln und des benachbarten Belgien, und erzwangen, wie es scheint, dies Mal die kaiserliche Anerkennung ihrer Eroberung.

Demnächst brachen die Allemannen über den Oberrhein, bemächtigten sich des Landes weit und breit, und erlangten die urkundliche Einräumung des linken Rheinufers, zwischen dem Fluß und den Vogesen, mit Ausnahme der festen Städte. Bald

darauf machten sie einen Einfall in die bis jetzt noch keltische Schweiz, der indessen blutig zurückgewiesen wurde.

Unterdessen war es geschehen, daß ein Sachse oder Franke, Oberst der kaiserlichen Leibwache, im Jahre 350 sich unter dem Namen Magnentius zum Gegenkaiser aufgeworfen; er wurde jedoch nach zwei Jahren von Constantius II. in einer furchtbaren Schlacht besiegt, welche die besten Streitkräfte des Reichs vernichtete. Wenige Jahre später wurde ein anderer Deutscher, Silvanus geheißen, in Köln von den römischen Legionen zum Kaiser ausgerufen, aber bald nachher durch Meuchelmord beseitigt.

Um die nämliche Zeit aber begann ein neuer Ansturm der Deutschen gegen das römische Reich. Die Franken gewannen und zerstörten das mächtige Köln, die Allemannen nahmen und schleiften die Städte des Elsaß — Straßburg, Zabern, Mainz — die Sachsen, vom Meere her, setzten sich im nördlichen Gallien fest. Zur Rettung des Landes sandte Constantius seinen Neffen Julian, welcher die Franken wieder aus Köln verdrängte und den Allemannen, unter ihrem reckenhaften Feldherrn Chnodomar, im Jahre 357 in der Nähe von Straßburg eine große Schlacht lieferte, die er mit Hülfe von batavischen Söldnerschaaren gewann. Chnodomar selbst wurde, in Folge des Sturzes seines Pferdes, gefangen und sein persönliches Geleit, 200 Mann stark, theilte freiwillig das Schicksal des Führers. Die Ueberbleibsel des geschlagenen Heers retteten sich theils, wie einst Ariovist, schwimmend über den Rhein, theils fanden sie in dessen Wellen ihren Tod.

Wie vierhundert Jahre früher, zur Zeit Cäsar's, war das ganze linke Rheinufer, von Basel bis wenigstens nach Köln, wieder in die Gewalt der Römer gefallen. Aber auch auf der rechten Seite des Flusses verfolgte Julian den gewonnenen Vortheil. Trotz der vorgerückten Jahreszeit und der schwierigen Stimmung seiner Truppen setzte er über den Rhein und

zog dann mainaufwärts, die wohlangebaute Landschaft auszuplündern und zu verwüsten. — Die Allemannen gingen dem römischen Heere aus dem Wege und schlossen, nachdem Julian ein altes Festungswerk in ihrem Lande wiederhergestellt hatte, mit demselben einen zehnmonatlichen Waffenstillstand, während dessen sie sich verpflichteten, die Besatzung jenes Kastells mit Lebensmitteln zu versehen.

Damit hatte denn Julian freie Hand gewonnen, sich gegen die Franken und Sachsen zu wenden, durch deren Raubzüge das nördliche Gallien unterdessen hart mitgenommen war. Im Sommer 358 zog Julian von Paris aus gegen die Franken zu Felde und zwang dieselben zu einem Frieden, der sie zwar im Besitz des Landes zwischen Rhein und Schelde ließ, sie aber den Römern kriegsdienstpflichtig machte. Hierauf kehrte Julian an den Rhein zurück, zu neuen Unternehmungen gegen die Allemannen, die den Erfolg hatten, daß zwei allemannische Fürsten, Swomar und Hortar, für ihre dem Rheine nächst gelegenen Gaue um Frieden baten, der ihnen gegen die Freilassung aller römischen Gefangenen und gegen das Versprechen von gewissen Lieferungen zugestanden wurde. Hortar ließ sich von Julian sogar zu einer Verschwörung gegen seine bei dem Frieden nicht betheiligten Landsleute gewinnen, deren Fürsten er bei sich zu einem Gastmahl versammelte, um sie einem Ueberfalle durch die Römer verrätherisch preiszugeben. Dieser Anschlag mißlang, aber Julian durchzog das ganze Land der Allemannen, „bis an die Gränzen der Burgunder" (die also damals, nachdem sie von der Ostseeküste mit den Gothen nach den Ländern an der unteren Donau gewandert, ihren Wohnsitz jeden Falls im Herzen Deutschlands hatten, wiewohl es an näherer Bestimmung derselben fehlt) mit Feuer und Schwerdt, und erzwang von den sämmtlichen allemannischen Fürsten den Frieden auf ähnliche Bedingungen, wie Swomar und Hortar sie angenommen. Die Zahl der durch diese Verträge aus deutscher Gefangenschaft befreiten Römer belief sich auf 20,000. Hortar erlitt später den Tod des Verräthers, freilich nicht von deutscher, sondern von römischer Hand.

Im Jahre 360 vom Kaiser Constantius aus Gallien nach dem Orient abberufen, wurde Julian von seinem Heere, das zum großen Theile aus Deutschen bestand, die sich nur diesseits der Alpen zu dienen verpflichtet hatten, zum Gegenkaiser ausgerufen. Bald darauf und nachdem er noch zwei erfolgreiche Feldzüge gegen Franken und Allemannen unternommen, ging Julian nach Italien ab und entledigte damit Deutschland des gefährlichsten Gegners, den es seit langer Zeit gehabt hatte.

Nach seiner Entfernung ermannten sich Allemannen und Franken alsbald zu verstärktem Angriffe auf Gallien, während die Sachsen anfingen, sich auch gegen Britannien zu wenden. Ein großer Theil Galliens war bereits in die Gewalt der Deutschen gefallen, als es dem Kaiser Valentinian und seinem Feldherrn Jovinus gelang, dieselben durch eine Reihe von Siegen wieder zurückzuwerfen. Im Jahre 368 folgte ihnen Valentinian mit einem starken Heere über den Rhein. Nach einer schweren Niederlage der Allemannen wurde ein Friede gemacht, welcher die Rheingränze, wenigstens von Mainz aufwärts, der Hauptsache nach wiederherstellte, den Römern aber auch das Recht oder den Vorwand gab, einzelne Festungswerke auf dem rechten Ufer des Flusses anzulegen.

Am Unterrhein und an der Seeküste wurde demnächst durch einen verrätherischen Ueberfall gegen die Sachsen, mit denen unmittelbar vorher ein Vertrag abgeschlossen war, gleichfalls einige Ruhe geschafft. Bald jedoch regten sich die Allemannen von Neuem. Valentinian warb gegen dieselben um die Bundesgenossenschaft der in ihren Rücken ansässigen Burgunder, mit denen die Allemannen längst wegen des streitigen Besitzes einer Salzquelle verfeindet waren, und dieser Plan

war seiner Ausführung nahe, als er durch Mißverständniß oder Mißtrauen vereitelt wurde. Als der Kaiser demnächst in Erfahrung gebracht, daß das Oberhaupt der Allemannen, Makrianus genannt, eines der Taunusbäder gebrauchte, versuchte er, sich desselben durch Ueberfall zu bemächtigen. Auch dieser Anschlag, dessen Ausführung Valentinian selbst in die Hand genommen, mißlang. Da anderweitige Gewaltmittel gleichfalls versagten, so ließ sich Valentinian, dessen Anwesenheit an einem andern Punkte des Reichs nothwendig geworden, angelegen sein, auf dem Wege der Güte zum Ziele zu kommen. Um indessen zur Aussöhnung mit Makrianus zu gelangen, mußte er sich dazu verstehen, den Frieden in Person auf allemannischem Boden abzuschließen. Die Bedingungen desselben sind nicht bekannt; man weiß nur, daß er gehalten wurde, so lange Makrianus lebte. —

Aber schon wartete an der Donau ein neuer deutscher Krieg auf Valentinian. Die Quaden, gereizt durch den Versuch, eine römische Festung auf ihrem Boden zu bauen, waren zum Angriff geschritten. Bei einer Unterhandlung mit den Gesandten derselben starb der Kaiser 375 in einem heftigen Zornanfalle am Schlag.

Bis zum Tode Valentinian's hatte das römische Reich seinen Grund und Boden, mit Ausnahme weniger Bruchstücke, die zumal in den Donauländern verloren gegangen waren, behauptet. Noch erstreckte sich die kaiserliche Macht von der Meerenge von Gibraltar bis zum Tigris, vom Rande der Sahara bis an den Gränzwall zwischen England und Schottland; noch reichte Deutschland kaum über den Rhein und die Donau hinaus, die dem Reiche seit vierhundert Jahren als Festungsgraben gegen den Hauptfeind gedient hatten. Fast jede Scholle Landes, welche die Deutschen in Augenblicken des militärischen

Uebergewichts gewonnen, war ihnen bald darauf durch große kaiserliche Feldherrn wieder entrissen worden, jeder ihrer Siege wieder durch eine darauf folgende Niederlage ausgeglichen. Kurz, die äußern Ergebnisse des langen Kampfes waren geringfügig, in so fern sie einander nahezu aufwogen. Um so ungleicher dagegen waren die Wirkungen nach Innen, welche der Verlauf des Kampfes für die beiden Theile mit sich gebracht: hier die Beschleunigung der Altersschwäche und des Verfalls, dort die Steigerung der jugendlichen Kraft und des Wachsthums.

Das römische Reich war längst dazu verurtheilt, an seiner übermäßigen Ausdehnung und an dem Despotismus zu Grunde zu gehen, ohne welchen es weder zusammengehalten noch verwaltet werden konnte. Mancherlei Nebenursachen wirkten mit zur Erfüllung dieses Verhängnisses: die bis zum Gräuel gesteigerte Sittenlosigkeit, die überhand nehmende Sklavenwirthschaft, die mit beiden in Zusammenhang stehende Entvölkerung Italiens, die Ausartung der hauptstädtischen Bürgerschaft in eine Gemeinde von Staatsbettlern und Tagedieben, das Emporkommen eines neuen Glaubens, welcher mit der staatlichen Ueberlieferung Roms in schneidendem Widerspruch stand, und der von dem abgelebten römischen Geschlechte wohl mit den Lippen bekannt, aber nicht mehr in frisches Fleisch und Blut des alten Staats- und Volkskörpers verwandelt werden konnte. Von wie vielen und wie schweren inneren Gebrechen aber auch das römische Reich geschwächt war, erschüttert wurde sein mächtiger Bau nur durch die von außen her gegen denselben geführten Stöße. Und unter allen Völkern der damaligen Welt waren die Deutschen das einzige, dessen Arm hinreichte, um den Sturmbock gegen die Riesenmauern Roms, gegen das tausendjährige Werk einer beispiellosen Staatskunst und Staatskraft, in Bewegung zu setzen.

Gegen Ende des vierten Jahrhunderts war es noch nicht gelungen, eine bleibende Bresche in dieses Werk zu legen;

bei ziemlich unversehrter Außenseite aber war dasselbe gleichwohl nur noch eine Ruine.

In dem langen Kampfe gegen die Deutschen hatte Rom alle seine ungeheuren Hülfsmittel bis zur Erschöpfung in Anspruch nehmen müssen. Das weite Reich hatte nicht mehr Menschen genug zur hinlänglichen Ergänzung der Heere, so daß man dem Feinde nur noch mit der theuer und immer theurer erkauften Hülfe seiner eignen Landsleute die Spitze bieten konnte. Der Staatsschatz aber sah seine Hülfsquellen allmälig versiechen, und die härteste Erpressung vermochte oft nicht, die erforderlichen Erträge für den zur Vertheidigung des Reichs nöthigen Aufwand zu liefern. Der unbarmherzige Steuerdruck seinerseits beschleunigte das weitere Verarmen und die fortgesetzte Abnahme der Bevölkerung. Eine Anzahl römischer Provinzen, insbesondere Gallien und demnächst Britannien, war von den Deutschen durch oft wiederholte Einfälle bereits der Art verwüstet und ausgeplündert, daß die militärische Behauptung derselben nur noch ein Ehrenpunkt zu sein schien — eine drückende Last, ohne alle Entschädigung.

Angesichts der Erschöpfung, welche der Krieg im römischen Reiche hervorbrachte, erscheint es fast wunderbar, daß die Deutschen den Kampf fort und fort, nicht blos mit ungeschwächter, sondern selbst mit wachsender Kraft führen konnten. Sieg und Niederlage hatten sich, wie gesagt, auf beiden Seiten ziemlich gleich vertheilt, der Krieg war hüben und drüben mit gleicher Grausamkeit und Zerstörungswuth geführt worden, und Deutschland kaum weniger oft der Schauplatz desselben gewesen, als das römische Reich: und dennoch, während Rom sich zusehends verblutete, erstarkten augenscheinlich die Deutschen. Während das römische Reich im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit wahrscheinlich eine Einwohnerzahl von wenigstens 200 Millionen gehabt, hatte die Bevölkerung Deutschlands in jener Periode schwerlich 5 Millionen übersteigen können und in-

zwischen war wohl kaum ein Menschenalter ohne innere und äußere Kriege vergangen, die Hunderttausende gefressen. Wie tief die Bevölkerung des Reichs im Laufe der nächsten Jahrhunderte gesunken, läßt sich nicht abschätzen, von den Deutschen aber darf man, auf Grundlage der geschichtlichen Ereignisse, annehmen, daß ihre Kopfzahl in dem nämlichen Zeitraum eher gestiegen, als gefallen. Mit diesem scharfen Gegensatze ist ein geschichtliches Räthsel gegeben, dessen Schlüssel, bei aller Abneigung gegen allgemeine Redensarten und unbestimmte Begriffe, doch nur in dem Wesen und den Wirkungen von Freiheit und Unfreiheit, von sittlicher Kraft und Demoralisation gesucht werden kann.

Ueber die Gestaltung der inneren Verhältnisse der deutschen Völker und insbesondere ihrer Verfassungszustände, fehlt es, seit den Berichten des Tacitus, an allen Mittheilungen, welche einen tiefern Einblick gewährten und eine Entwickelung erkennen ließen. Nur aus vereinzelten Andeutungen läßt sich folgern, daß während der fast ununterbrochenen Kämpfe gegen das römische Reich, wie es denn auch kaum anders sein konnte, unter dem Druck der Kriegsnothwendigkeiten fast überall ein erbliches Fürstenthum, in den Händen herzoglicher Geschlechter, mehr und mehr zur Geltung gekommen sei. Bei denjenigen deutschen Völkern, welche von jeher, oder doch seit langer Zeit, unter einer Art Königthum gelebt hatten, war die Macht desselben durch mehrhundertjährige Uebung naturgemäß beträchtlich gestiegen, und hatte die monarchische Verfassung ohne Zweifel festere Formen angenommen; daß aber innerhalb derselben immer noch ein großes Maß öffentlicher Freiheit bestand, ist durch vollgültige Zeugnisse aus späterer Zeit hinlänglich bewiesen.

Deutlicher, als bei den übrigen deutschen Völkern, traten die Merkmale dieser Entwickelung bei den Gothen hervor. Bei der großen Ausdehnung der Länder und Völker, in denen und

über welche ſie die mittelbare oder unmittelbare Herrſchaft gewannen, war ihr Gebiet gegen Ende des vierten Jahrhunderts in zwei Königreiche aus einander gegangen, das der Oſtgothen und das der Weſtgothen. Das erſtere derſelben, unter der Regierung des Geſchlechts der Amaler, erſtreckte ſich vom Pruth oder Dnieſter längs des Schwarzen Meeres bis an den Fuß des Kaukaſus. Im Beſitze der Weſtgothen, an deren Spitze das Geſchlecht der Balthen ſtand, war das Land zwiſchen den genannten beiden Flüſſen und der Donau und der Theiß. Nach Norden hin reichte das Machtgebiet der Gothen bis in unbekannte Ferne, wahrſcheinlich bis in ihre urſprünglichen Wohnſitze an der Oſtſee hinauf. — Die Hälfte von Ungarn, die Moldau und Walachei, Südrußland waren dem Lande der deutſchen Zunge einverleibt, welche dort ihre Nebenbuhlerinnen zwar nicht gänzlich verdrängt hatte, aber doch ohne Zweifel beherrſchte.

Einige Unterabtheilungen der Gothen, wie die Gruthungen, Therwinger, Thaiſalen und viele der von ihnen abhängigen Völker ſowohl deutſchen, wie ſarmatiſchen, ſkythiſchen und ſlawiſchen Stammes, Burgunder, Gepiden, Vandalen, Heruler, Alanen u. ſ. w. behielten oder erhielten übrigens eingeborene Erbfürſten, wonach denn der Zuſammenhang der gothiſchen Reiche mit ihren Gliedern ein feſter weder ſein, noch werden konnte.

In langer Nachbarſchaft des römiſchen Reichs und vielfältigem Verkehr mit demſelben hatten ſich die Weſtgothen, früher als irgend ein anderes deutſches Volk, ein gewiſſes Maß römiſcher Bildung angeeignet und bereits im Beginn des vierten Jahrhunderts angefangen, ſich dem Chriſtenthume zuzuwenden. Die Gothen folgten dabei der Lehre des Arius, wie nach ihnen, mit einziger Ausnahme der Franken, alle übrigen deutſchen Völker, über deren Faſſungsvermögen die Gleichheit der Gottheit und ihres Geſchöpfes hinauszugehen ſchien,

und deren Geiſt erſt durch Jahrhunderte der prieſterlichen Bearbeitung dahin gebracht werden konnte, ſich auch in dieſes Glaubensgeheimniß zu ergeben. Für das nächſtfolgende Zeitalter ging aus dem Gegenſatze zwiſchen dem katholiſchen und dem arianiſchen Bekenntniſſe eine geſchichtliche Triebkraft hervor, welche auf die Geſchicke mehrerer der deutſchen Völker und Reiche im Auslande von entſcheidendem Einfluſſe war.

III.

Das Zeitalter der Völkerwanderung.

Schon seit anderthalb Jahrhunderten wenigstens war die Mehrzahl der deutschen Stämme in einer lebhaften Bewegung begriffen, welche manche derselben aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen in weit entfernte Gegenden geführt hatte, als ein von Asien ausgehender Stoß dieser Bewegung den Umfang und die Wucht gab, vermöge deren sie zu der vorzugsweise so genannten „Völkerwanderung" wurde.

Im Jahre des Todes des Kaisers Valentinian, 375, erschien an den Gränzen des Reiches der Ostgothen ein bis dahin in Europa unbekanntes und nie genanntes Volk von Eroberern, die Hunnen. Daß sie aus dem hochasiatischen Steppenlande kamen und tatarischen Stammes waren, ist erst durch die Forschung der Neuzeit festgestellt, oder doch höchst wahrscheinlich gemacht. Ihnen selbst war, während der ohne Zweifel sehr langen Dauer ihrer Wanderung, die Erinnerung an ihren Ursprung verloren gegangen, wie es denn überhaupt weder eine geschichtliche noch eine religiöse Ueberlieferung bei ihnen gegeben haben soll. Schon die Außenseite der Hunnen zeugte von beispielloser Rohheit. Von kleiner vierschrötiger Gestalt, von abschreckender Häßlichkeit des breiten und stumpfen Gesichts, in Felle eingehüllt, die nicht gewechselt wurden, bis sie in Fetzen vom Leibe fielen, konnte man sie, nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen, eher für zweibeinige Bestien halten,

als für Menschen. Der Wohnsitz des Hunnen war sein Pferd, mit welchem er gleichsam zu einem Körper zusammen gewachsen und auf dem er selbst seine Nachtruhe abzuhalten im Stande war. Weiber und Kinder wohnten auf Karren. Roß, Lanze und Bogen führten die Hunnen mit Meisterschaft, und ihre Tapferkeit war eben so groß, wie ihre Barbarei. Vom ersten Augenblick ihres Zusammentreffens mit den europäischen Völkern erregten sie ein Entsetzen, welches seinen Ausdruck in der Sage fand: die Hunnen seien in der Wüste von bösen Geistern gezeugt und von Hexen — Alraunen nennt sie der gothische Berichterstatter — geboren.

Im Lande der Ostgothen herrschte der König Hermanrich, der in einer sehr langen und glücklichen Regierung den Ruhm und die Macht seines Volkes hoch erhoben hatte. Gleichwohl brachte schon der erste Zusammenstoß mit den Hunnen, an deren Spitze der König Balamir stand, dem ostgothischen Reiche Verderben. Die von den Gothen abhängigen Alanen, an den Ufern des Don und des Asowschen Meeres ansässig, machten beim Andrange der Hunnen, vielleicht ihrer Stammverwandten, sofort gemeinschaftliche Sache mit denselben. Andere benachbarte Völker des Gothenreichs folgten diesem Beispiel, oder wichen doch der hunnischen Macht. Der König Hermanrich, entmuthigt durch diese Anfänge und gebeugt von der Last von mehr als hundert Jahren, wagte keine Entscheidungsschlacht und stürzte sich in sein Schwerdt. — Einer der gothischen Unterkönige, Withimer, stellte sich den Hunnen entgegen, verlor aber gegen dieselben Schlacht und Leben. Die Ostgothen, am Widerstande verzweifelnd, wichen nunmehr in Masse westwärts vor den Hunnen zurück. Diese folgten. Am Dniester stießen sie auf den Westgothenkönig, Athanarich, der ihnen mit großer Heeresmacht und in fester Stellung den Weg verlegte. Aber die Hunnen setzten an einer unbewachten Stelle über den Fluß und schlugen und zersprengten das Heer Athanarich's. Auf

dieſe Schreckensnachricht wendete ſich das ganze weſtgothiſche Volk flüchtig nach der Donau, während der König ſelbſt, treu ſeinem Schwur, das römiſche Gebiet nicht zu betreten, ſich mit den geretteten Ueberbleibſeln des Heeres in den ſiebenbürgiſchen Bergen feſtſetzte.

In athemloſer Flucht an dem Ufer der Donau angekommen, ſchickten die Gothen ihren Biſchof Wulfila an den Kaiſer Valens ab, um Aufnahme im römiſchen Gebiete und um Schutz zu bitten. Dieſe Bitte wurde unter ſehr harten Bedingungen gewährt: die Flüchtlinge ſollten zuvor ihre Waffen ablegen und Weiber und Kinder als Geiſeln übergeben. Nur auf Rettung vor den Hunnen bedacht, machten die Gothen keine Widerrede und in tumultuariſcher Haſt, bei Tag und bei Nacht, wurde der Uebergang über die Donau bewerkſtelligt, auf Schiffen, Flößen, Baumſtämmen und ſelbſt durch Schwimmen. Die auf dem römiſchen Ufer unter militäriſcher Aufſicht angeſammelte und zuſammengedrängte Menge der Flüchtlinge zählte nach Hunderttauſenden von Köpfen. Bald entſtand Mangel an Lebensmitteln, den die römiſche Habſucht ſchonungslos ausbeutete. Der Statthalter Lupicinus und der militäriſche Befehlshaber Maximus gaben dabei das Beiſpiel. Die elendeſten Nahrungsmittel wurden den Gothen nur zu den übertriebenſten Preiſen verabfolgt, und als denſelben die anderweitigen Zahlungsmittel ausgingen, verlangte man Sklaven in Tauſch — einen Sohn oder eine Tochter gegen einen todten Hund. Mit der Noth der gothiſchen Gäſte wuchs der Uebermuth der römiſchen Wirthe; ſelbſt an den Weibern der Gothen vergriffen ſie ſich.

Endlich aber war das Maß der Mißhandlung und der Schmach, das die Gothen ertragen konnten, erfüllt, und ſie ermannten ſich zur Nothwehr der Verzweiflung. Mit den Waffen, die ſie entweder heimlich mitgebracht, oder deren Belaſſung ſie durch Beſtechung erlangt hatten, fielen ſie verwüſtend und plündernd in die benachbarten Ortſchaften. Lupicinus bot die verfügbaren Truppen auf, um Einhalt zu thun, die Gothen, geführt von Fridigern, ſtellten ſich ihm entgegen und gewannen eine Schlacht, in welcher das römiſche Heer vernichtet und alle Feldzeichen deſſelben erbeutet wurden. — Die Gothen hatten ſich ſelbſt wieder gefunden.

Bald erhielt Fridigern Zuzug von einer ſtarken Schaar gothiſcher Söldner im römiſchen Dienſt, die ſich, von Adrianopel, aus ihren Landsleuten anſchloß. So verſtärkt, begannen die Gothen einen furchtbaren Rachekrieg, in welchem ſie, unter Mord und Brand, Thrakien, Makedonien, Theſſalien durchzogen und ſelbſt an die Thore von Konſtantinopel pochten. Von allen Seiten ſtrömten ihnen die über dieſe Länder zerſtreuten Deutſchen zu, Freie und Sklaven. Die Oſtgothen, welche unterdeſſen, geführt von Safrach und Alatheus, gleichfalls und ohne römiſche Erlaubniß über die Donau gekommen, machten mit Fridigern gemeinſchaftliche Sache.

Bis zum Herbſte des Jahres 377 waren die Römer nicht im Stande, den Gothen ein Heer entgegenzuſtellen, das denſelben gewachſen geweſen wäre. Endlich gelang es dem Kaiſer Valens, aus Abendland und Morgenland eine gewaltige Kriegsmacht zuſammenzuziehen, vor welcher die Gothen anfangs zurückwichen. Am nördlichen Fuße des Balkan jedoch, bei Markianopolis, ſtellten ſie ſich zur Entſcheidungsſchlacht, die vom frühen Morgen bis zum Abend währte, und mit einer ſchweren Niederlage der Römer endigte. Die Gothen brachen jetzt von Neuem durch das Gebirge, in die ſüdlich deſſelben gelegenen römiſchen Provinzen ein, und ſetzten, unter fortwährenden Siegen, deren Verheerung fort. Durch einen kaiſerlichen Feldherrn deutſchen Namens, Frigerid, wurde zwar eine gothiſche Heeresabtheilung in Illyrien vernichtet, aber die allgemeine Kriegslage erlitt dadurch keine Veränderung.

Abermals entbot der Kaiser Valens, von Antiochien aus, wo er auf einem Kriegszuge gegen die Perser Halt gemacht, die ganze verfügbare Macht seines die Regierung in Rom führenden Neffen Gratian zur Hülfe gegen die Gothen. Dieser hatte im Frühjahr 378 bereits einen Theil seiner Truppen in Bewegung gesetzt, als die Allemannen, die Entblößung der Gränze benutzend, bei 40,000 Mann stark, über den Rhein gingen, wahrscheinlich oberhalb Basel, und den Rücken des römischen Heeres bedrohten. Gratian jedoch bot den Allemannen sofort die Stirn und schlug dieselben bis zur Vernichtung. Er verfolgte seinen Sieg sogar bis auf das rechte Rheinufer und zwang die Allemannen, oder doch einen Theil derselben, nach weiteren harten Kämpfen im Schwarzwalde, zu einem Frieden, welcher sie verpflichtete, ihm Hülfstruppen zu stellen.

Gratian trat jetzt den unterbrochenen Marsch nach dem Orient wieder an. Aber er kam zu spät. Der Kaiser Valens, der sich selbst an die Spitze des morgenländischen Heeres gestellt und im Vertrauen auf dessen inzwischen wiederhergestellte Stärke den gehofften Sieg nicht mit seinem Neffen theilen wollen, hatte das Zusammentreffen mit den Gothen beschleunigt und bei Adrianopel durch Fridigern, Safrach und Alatheus am 9. August 378 eine furchtbare Niederlage erlitten. Zwei Drittel des römischen Heeres, mit fünf und dreißig Obersten, blieben auf der Wahlstatt. Valens selbst ward nach dem Tage der Schlacht nicht wieder gesehen.

In Folge dieses Ereignisses trat Gratian, dem jetzt die Alleinherrschaft über das ganze Reich zufiel, den Rückzug nach Gallien an, ohne sich mit den Gothen gemessen zu haben, nachdem er einen hochbegabten jungen Spanier, Theodosius, zu seinem Mitkaiser für den Orient ernannt (379). Die Gothen, deren rohe Kraft inzwischen an den Mauern von Adrianopel und anderen festen Städten zerschellt war, fingen gleichwohl

an, sich in den eroberten Provinzen häuslich niederzulassen und einzurichten. Theodosius, ohne die militärischen Nothwendigkeiten der Lage zu vernachlässigen, benutzte diese Anfänge einer friedlichen Stimmung, um zu einem Abkommen mit den Gothen zu gelangen. Nachdem, seit dem Tode Fridigerns, der König Athanarich wieder an die Spitze der Gothen getreten war, schloß Theodosius mit demselben einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, durch welchen den Gothen, unter dem Namen römischer Bundesgenossen, das Land auf dem rechten Ufer der Donau bis nach Thrakien, zu Eigenthum verliehen wurde, mit dem Rechte, nach eigenen Gesetzen und unter eigenen Königen auf demselben zu leben. Zur Befestigung des neuen Freundschaftsverhältnisses kam, auf die Einladung des Theodosius, Athanarich, seines alten Schwurs endlich sich entbindend, nach Constantinopel, wo er von dem Kaiser auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit empfangen wurde; als er, wenige Wochen nach seiner Ankunft, starb, erschien Theodosius selbst an der Spitze des Grabgefolges. — Für die östlichen Länder des Reichs folgte diesen Ereignissen eine Reihe verhältnißmäßig ruhiger Jahre. Im Westen dagegen wurde der Kampf gegen die Römer in vorderster Reihe von den Franken fortgeführt, und diesseits und jenseits des Unterrheins mit wechselndem Glück gestritten.

Nach Gratian's Tode erbte dessen junger Bruder Valentinian II. die abendländische Krone; aber sein Minister, der Franke Arbogast, war der wirkliche Machthaber in Rom, und ein Versuch des Kaisers, den Minister zu verabschieden, kostete ihm das Leben. Arbogast setzte einen Scheinkaiser, Eugen, auf den leer gewordenen Thron, und suchte und fand, als Theodosius Miene machte, den Tod seines Mitkaisers und Schwagers zu rächen, die Bundesgenossenschaft seiner zuvor hart von ihm bekämpften Landsleute, der Franken. Nach gewaltigen Rüstungen rückten Theodosius und Eugen, oder vielmehr Arbogast, gegen einander ins Feld, dieser durch fränkische Hülfstruppen,

jener durch 20,000 Mann Gothen verstärkt, unter deren Führern sich Stilicho und Alarich bereits Namen gemacht hatten, die bald laut durch die Welt klingen sollten. Bei Aquileja, das schon mehrmals die Stätte großer kriegerischer Entscheidungen gewesen, kam es im Herbst 394 zur Schlacht, welche Theodosius, nach langem Ringen, gewann. Eugen wurde gefangen und enthauptet, Arbogast tödtete sich selbst; von den Gothen, welche Theodosius ins Vordertreffen gestellt, war die Hälfte gefallen — nach der Ansicht der Römer zum Gewinn vielmehr, als zum Verlust der Sache, für welche sie gefochten.

Wenige Monate nach dem Siege, der ihm die Alleinherrschaft im römischen Reiche gewonnen, starb Theodosius, nachdem er, zwar nicht das Reich selbst, dessen Einheit bis jetzt immer, trotz aller Vervielfältigung der kaiserlichen Würde, dem Grundsatze nach, oder vermöge politischer Fiktion, aufrecht erhalten worden war, aber die Regierung des Reichs zwischen seinen Söhnen, Honorius und Arkadius, getheilt hatte. Der achtzehnjährige Honorius, sollte unter dem Beirath seines Schwagers, des Vandalen Stilicho, in Rom, sein elfjähriger Bruder, unter der Vormundschaft des Galliers Rufinus, des Befehlshabers der Leibwache, in Constantinopel herrschen.

Gegen das Regiment des Rufinus erhob sich alsbald der Gothenfürst Alarich, sei es, weil sein Ehrgeiz bei der neuen Vertheilung der Aemter und Würden nicht seine Rechnung gefunden, sei es, weil Rufinus den Gothen die üblichen Geschenke verweigerte, durch welche das römische Reich sich längst gewöhnt hatte, Ruhe und Frieden von den benachbarten deutschen Völkern zu erkaufen. Alarich sammelte einen großen Theil der gothischen Mannschaft zu einem Raubzuge durch Griechenland. Thessalien, Böotien, Attika, der Peloponnes wurden ausgeplündert. Nur Theben widerstand; Athen, beschützt durch seinen glorreichen Namen, durfte sich loskaufen. Rufinus konnte oder wollte den Verwüstungen Alarichs keinen Einhalt thun,

wies die Dienstanerbietungen Stilicho's eifersüchtig zurück, und wurde auf dessen Betrieb ermordet. Ein nunmehr von Stilicho zu Schiff gegen die Gothen abgesendetes Heer konnte nichts ausrichten, und es blieb der Regierung in Constantinopel zuletzt kein anderes Mittel, als die Beschwichtigung Alarich's durch die Befriedigung seines Ehrgeizes: Alarich wurde zum Statthalter von Illyrien ernannt und seine Truppen traten in kaiserlichen Sold. — Ein anderer gothischer Kriegsmann, Gainas, Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache in Constantinopel, der in starkem Verdachte stand, sich des Thrones selbst bemächtigen zu wollen, mußte einem Volksaufstande in Constantinopel weichen und sich, nach schweren Verlusten, mit dem Reste seiner Mannschaft über die Donau flüchten, wo er im Jahre 400 den Hunnen erlag.

Bald darauf gelang es dem Hofe in Constantinopel, sich auch Alarich's, der in Illyrien immer noch ein unbequemer Nachbar war, wenigstens für einige Zeit vollends zu entledigen. Stilicho, der Machthaber im abendländischen Reiche, war von der Regierung des morgenländischen Reiches, die nach dem Tode des Rufinus auf den Verschnittenen Eutropius übergegangen war, geächtet worden und Alarich erhielt den Auftrag, diese Acht zu vollziehen.

Im Jahre 403 rückte Alarich in Italien ein, das bis jetzt, abgesehen von einigen Streifzügen durch seine oberländischen Provinzen, von den deutschen Kriegen noch verschont geblieben war. Um so größeres Schrecken ging dem gothischen Heere voraus. Honorius brachte seine kaiserliche Person hinter den Wällen von Ravenna in Sicherheit, das, weit und breit von Sümpfen umgeben, gegen jeden Angriff geschützt schien. Stilicho bot die noch vorhandenen Militärkräfte des Reiches im weitesten Umfange auf, zur Vertheidigung; aus Gallien zumal und aus Britannien wurden sämmtliche Legionen nach Italien abberufen. Alarich war bereits über den Po vor-

gedrungen, als ihm Stilicho von den Alpen aus in den Rücken fiel und bei Pollentia eine Schlacht lieferte, deren Ausgang zweifelhaft blieb, die Gothen aber nicht hinderte, ihren Marsch auf Rom fortzusetzen. Bevor indessen dieses Ziel erreicht wurde, kam ein Vertrag zu Stande, welcher den Gothen ungehinderten Abzug mit aller ihrer Beute, dem Alarich ein Jahrgeld und eine Vergrößerung des Gebiets seiner Statthalterschaft durch den zum abendländischen Reiche gehörigen Theil Illyriens gewährleistete. Diesen „Sieg" feierte der Kaiser Honorius demnächst durch einen Triumphzug, bei welchem eine Festinschrift verkündigte, daß das Volk der Gothen für immer gebändigt sei.

Kaum hatte Alarich Italien geräumt, als ein neues deutsches Heer, geführt von Radagast über die Alpen in Italien einbrach, Hunderttausende von Kriegsmännern, über deren Herkunft nur berichtet wird, daß sie den Völkern zwischen dem Rheine und der Donau angehört haben. Eine Abtheilung der Truppen des Radagast wurde vernichtet, die Masse derselben aber scheint von Stilicho durch Anweisung auf Gallien, welches dem Reiche ohnehin bereits so gut wie verloren war, abgekauft worden zu sein.

Durch die Abberufung der Legionen aus Gallien war in der That dieses Land, dessen keltische Bevölkerung längst jede selbstständige Widerstandskraft verloren hatte, dem Ersten preisgegeben, der Besitz davon ergreifen wollte. Aus dem Jahre 407 melden die Berichte das Einrücken einer Menge deutscher und fremder Völkerschaften in Gallien. Vandalen, Sweben, Burgunder, Allemannen, Sachsen, Gothen, Alanen bemächtigten sich verschiedener Theile des Landes und setzten sich darin fest. Die Städte auf dem linken Rheinufer, in denen sich das Römerthum, inmitten ländlicher deutscher Umgebung, behauptet hatte, fielen in die Hände der Deutschen und wurden geschleift; Mainz zuerst. Zerstörung, Mord, Brand, die äußersten Gräuel

aller Art begleiteten die Eroberung, und wurden von den getauften Völkern mit derselben Barbarei geübt, wie von den ungetauften; es war das Kriegsrecht und die Kriegssitte der Zeit, in deren Handhabung gerade bei den Deutschen eine besondere Milde vorauszusetzen, durchaus kein vernünftiger Grund vorhanden ist.

Um die Zerrüttung der öffentlichen Zustände in Gallien zu vollenden, trat ein von den aus Britannien abrückenden Legionen ausgerufener Gegenkaiser auf, ein gemeiner Soldat, Namens Constantinus, welcher die Deutschen auf seine Seite zu bringen suchte, um sich mit ihrem Beistande gegen Honorius zu behaupten. Stilicho hatte inzwischen so viel freie Hand in Italien gewonnen, daß er Truppen zur Wiederbesetzung Galliens in Bewegung setzen konnte. Die Dinge in Gallien jedoch waren bereits so weit gediehen, daß die römische Streitmacht zur Bewältigung derselben nicht mehr ausreichte, sondern nach Italien zurückweichen mußte.

Zu gleicher Zeit, 408, erschien Alarich von Neuem in drohender Haltung an der italienisch-illyrischen Gränze; er verlangte die Zahlung rückständiger Jahrgelder und Ersatz der zum Behufe der militärischen Beitreibung derselben aufgewendeten Kosten. In der That wurde, trotz lebhaften Widerspruchs, auf Stiliche's Betrieb beschlossen, Alarich mit 4000 Pfund Gold abzufinden. Im Senate aber und am Hofe empörte sich ein Rest alten römischen Stolzes gegen diese Demüthigung und gegen deren Urheber. Stilicho wurde bei Honorius so lange angeklagt und verdächtigt, bis dieser seine Einwilligung gab zu dessen Ermordung. Mit ihm wurden seine Angehörigen, selbst die eigene Schwester des Kaisers, seine Gemahlin Serena, und eine große Zahl seiner Landsleute in ganz Italien niedergemacht.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen und auf die Verweigerung der ihm in Aussicht gestellten Zahlung, rückte

Alarich in Italien ein und gelangte, ohne Widerstand zu finden, bis an die Thore von Rom. Die Mauern der Stadt waren zu stark für die Kriegskunst der Gothen, aber durch Sperrung der Zufuhren wurde sie bald zu Unterhandlungen gezwungen. Alarich, der anfänglich nicht viel weniger als alles Hab und Gut der Römer als Lösegeld und Brandschatzung verlangt, ließ sich endlich auf fünftausend Pfund Gold und dreißigtausend Pfund Silber herunterdingen, zu denen noch einige Naturallieferungen, mehrere tausend seidene Gewänder, viele Centner Gewürze u. s. w. hinzukamen. Rom, das sich so viele Jahrhunderte lang mit dem Marke der reichsten Länder dreier Welttheile gemästet, vermochte das zum Loskauf von Mord und Brand erforderliche Gold und Silber — wenig mehr als 3 Millionen Thaler im Werth — nur unter Anwendung der äußersten Mittel aufzubringen. Selbst die Bildsäule der römischen Tapferkeit wurde dem Gothenkönige zugewogen. Das werthvollste Beutestück Alarich's aber war die Freiheit von 40,000 Sklaven, die sich aus Rom in sein Lager gerettet.

Alarich zog mit seinem Heere nordwärts, beeilte sich jedoch nicht, Italien zu verlassen, machte vielmehr in Etrurien Halt und fand dort Grund oder Vorwand, die Regierung des Honorius in Ravenna, der sich inzwischen mit dem Gegenkaiser Constantinus verglichen und Verstärkung aus Dalmatien an sich gezogen, des Friedensbruchs anzuklagen. Rom wurde von Neuem belagert und durch Hungersnoth dahin gebracht, auf das Geheiß Alarich's den Stadtobersten Attalus zum Kaiser auszurufen, und den Gothen, als dessen Bundesgenossen, die Thore zu öffnen. Rom, der härtesten Bedrängniß entledigt, war einige Tage von Krönungsjubel erfüllt. Der Gothenkönig lachte bei dem kaiserlichen Possenspiele. Und da der neue Kaiser seine Rolle nicht begriff, sondern Alarich gegenüber einen eigenen Willen haben wollte, so währte das Einverständniß nicht lange. Auf dem Wege nach Ravenna, zur Belagerung des Honorius, schritt Alarich bei Rimini, im Angesichte des ganzen Heeres, zur feierlichen Absetzung des Attalus, dessen Scepter und Purpurmantel mit Vergleichsvorschlägen an Honorius gesandt wurden. Da jedoch die Unterhandlungen zwischen Alarich und Honorius nicht zum Ziele führten, so wendete sich der Gothenkönig von dem uneinnehmbaren Ravenna zum dritten Male gegen Rom. Hier war kaum die Rede mehr von Widerstand. Am 24. August 410 hielt Alarich, nicht mehr als angeblicher Bundesgenosse, sondern als erklärter Feind seinen Einzug in die Stadt, welche Jahrhunderte lang die Welt beherrscht. Alarich hatte seinen Truppen die Plünderung Roms versprochen, mit dem Verbot jedoch, die heiligen Stätten und Diejenigen, welche in den Schutz derselben geflüchtet, anzutasten und mit der Ermahnung, sich des unnöthigen Blutvergießens zu enthalten. Der Erfolg war, wie er von den Umständen und dem Sittenzustande der Zeit zu erwarten stand. Die Gräuel der Eroberung, welche römische Legionen tausend Mal gegen feindliche Städte ausgeübt, kamen jetzt über Rom. Aus der weiteren Geschichte Roms erhellt indessen, daß dasselbe keineswegs, wie übertreibende Zeitgenossen berichten, von dem Heere Alarich's niedergebrannt und ausgemordet worden sei, denn Rom blieb auch nach der gothischen Eroberung eine großartige und volkreiche Stadt.

Aus unbekannten Ursachen räumte Alarich Rom schon nach sechs Tagen, um sich nach Unteritalien zu wenden. Im Jahre 411 starb er in Cosenza, und wurde in dem Bette des benachbarten Flusses mit großen Schätzen begraben. Athaulf, der Schwager Alarich's, wurde dessen Nachfolger. Wahrscheinlich im Einverständniß mit Honorius, dessen Schwester Placidia er aus einer Gefangenen zu seiner Gemahlin gemacht, verließ Athaulf im Jahre 412 Italien, um nach Gallien zu gehen und dort, in Verbindung mit dem kaiserlichen Feld-

herrn Constantius, welcher inzwischen den Gegenkaiser Constantinus beseitigt, einen geordneten Zustand wiederherzustellen. Bald jedoch kam es zu einem neuen Bruch zwischen Gothen und Römern, in dessen Folge Athaulf mit seinem Heere über die Pyrenäen in Spanien einrückte, wohin ihm bereits drei Jahre vorher Vandalen, Sweben, Alanen, die vermuthlich dem Geleite des Radagast angehört hatten, vorausgegangen waren. Ein großer Theil Spaniens, das von römischen Truppen entblößt, und dessen einst so gewaltige Volkskraft durch den römischen Despotismus gebrochen war, wurde eine leichte Beute der Deutschen und ihrer skythischen oder tatarischen Waffengefährten, der Alanen; das Baskenland jedoch, das auch gegen die Römer seine Unbhängigkeit immer behauptet, und einige andere Gebirgslandschaften, so wie eine Anzahl fester Städte, insbesondere an der Küste, wurden indessen entweder gar nicht, oder doch erst nach sehr langen Kämpfen bezwungen. Jedes der genannten Völker gründete in Spanien ein eigenes Reich, von denen das westgothische den festesten Bestand gewann und bald, über die Pyrenäen hinweg, tief nach Gallien hineingriff.

Das römische Regiment in Gallien behauptete sich nur noch mühsam und in immer engeren Gränzen gegen die von allen Seiten eindringenden Feinde. Vom Norden her rückten die Franken, jetzt weniger mit vereinzelten Raubzügen, als mit stätigem und desto drohenderen Eroberschritt heran. Vor ihrer Macht mußte die damalige Hauptstadt des Landes, das große prächtige Trier, Sitz der Provinzialregierung und Residenz vieler Kaiser, geräumt und die Statthalterei nach dem weit von den deutschen Gränzen entfernten Arles verlegt werden. Vier Mal wurde Trier von den Franken mit Sturm genommen, bis es endlich als ein Schutthaufen in ihren Händen blieb. Ein ähnliches Schicksal hatte Köln, das für lange Zeit aus der Geschichte ganz verschwand. Nächst dem linken Rheinufer, von Mainz bis an die Mündungen des Flusses,

waren Belgien, Flandern, Artois und ein Theil Lothringens und der Champagne gegen Ende des ersten Viertels des fünften Jahrhunderts im festen Besitze der Franken.

Vom Main aufwärts hatten, nach manchem Wechsel des Kriegsglücks, die Allemannen das Land auf beiden Ufern des Rheins schließlich behauptet. Seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts waren sie auch im Besitze des größten Theils der Schweiz, aus welcher die keltische Bevölkerung und die römische Kultur spurlos verschwand. — Jenseits der Vogesen — vielleicht jedoch auch stellenweise an den Rhein gränzend, namentlich bei Worms*) — waren die Burgunder, nachdem sie sich, von der untern Donau aus, durch das mittlere Deutschland einen Weg nach Gallien gebahnt, seßhaft geworden, in leidlichem Einverständniß, wie es scheint, mit den Römern und als eine Art örtlicher Schutzwehr derselben gegen Franken und Allemannen. In der Bretagne, wo das Keltenthum bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, hatte sich dasselbe unter der Regierung des Honorius zu einer Empörung aufgerafft, zu deren Unterdrückung die römische Macht nicht mehr ausreichte. Von den Pyrenäen herüber, wie schon gesagt, bemächtigten sich die Westgothen der angränzenden gallischen Landschaften. Derjenige Theil Galliens endlich, welcher der römischen Statthalterei, wenigstens der Form nach, bis jetzt noch unterworfen blieb, wurde durch räuberische Landstreicherbanden, sogenannte Bagauden, die von altersher in unruhigen Zeiten eine Geissel dieser Provinz gewesen, in immer tiefern Verfall gebracht. Manche Gallier selbst hofften das Ende dieses Elends nur noch von den deutschen Eroberern, und sogar unter den Römern gab es Männer, welche scharfsichtig und unbefangen

*) Der König Gunther des Nibelungenliedes ist jeden Falls eine historische Figur aus dem 5. Jahrhundert und nicht bloß das deutsche Heldengedicht, sondern auch alte Schriftsteller nennen die Burgunder Anwohner des Rheins.

genug waren, den Nerv der siegreichen Macht der Deutschen in der sittlichen Kraft zu erkennen, in der „Keuschheit und der strengen Zucht," welche sich dieselben, trotz aller kriegerischen Verwilderung, im Gegensatze zu der in Sünden und Lastern verkommenen römischen Welt, zu erhalten vermocht.

Italien selbst hatte, nach dem Abzuge Alarich's, einige Jahrzehnte der Ruhe vor den Deutschen, welche durch die massenhaften Auswanderungen wahrscheinlich zu sehr geschwächt waren, um neue Unternehmungen jenseits der Alpen wagen zu können. Auch für das morgenländische Reich trat, nachdem es der Westgothen entledigt war, eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe ein, indem die in den Donauländern immer noch in großer Zahl zurückgebliebenen deutschen Völkerschaften, Ostgothen, Heruler, Rugier, Skirren, Gepiden, durch innere Zerwürfnisse und Kriege unter einander der constantinopolitanischen Staatskunst leichtes Spiel gaben. Auch die unlängst so furchtbaren Hunnen hielten sich, gegen Zahlung kaiserlicher Jahrgelder, im Norden der Donau und des Schwarzen Meeres als friedliche Nachbarn, und stellten dem Reiche, gegen angemessene Löhnung, Söldnerheere bis zur Stärke von 60,000 Mann.

Ueber das, was im Innern Deutschlands vorgegangen, seitdem die Angriffskriege der Römer auf dasselbe aufgehört, weiß die Geschichte so viel wie nichts zu berichten. Bei dem in den Anfang des fünften Jahrhunderts fallenden Erscheinen des Volkes der Thüringer in dem Lande, als dessen Inhaber früher die Hermunduren genannt wurden, handelt es sich ohne Zweifel bloß um einen Namenswechsel, vielleicht sogar nur um eine Veränderung der Aussprache. Von anderweitigen Veränderungen der Völkerverhältnisse des deutschen Binnenlandes fehlt alle Nachricht.

In der Regierung des westlichen Reiches folgte dem Kaiser Honorius im Jahre 425 sein achtjähriger Neffe, Valentinian III.,

Sohn der Placidia, die sich nach dem frühzeitigen Tode ihres ersten Gatten, Athaulf, mit dem römischen Statthalter in Gallien, Constantius, verheirathet hatte. Placidia führte die Vormundschaft über ihren Sohn unter dem Beistande des Aetius, eines angesehenen Staats- und Kriegsmannes, Sohnes eines gothischen Vaters und einer römischen Mutter. Aetius fürchtete einen Nebenbuhler in der Person des Bonifacius, Statthalters von Afrika, und suchte denselben zu stürzen; Bonifacius aber berief die Vandalen zu seinem Beistande herbei und diese, welche in Spanien an den Westgothen (die unter den beiden nächsten Nachfolgern des 415 gestorbenen Athaulf, Wallia und Theodorich, bereits die Sweben besiegt und die Alanen unter ihre Botmäßigkeit gebracht) gefährliche und überlegene Nachbarn hatten, folgten bereitwillig dem an sie ergangenen Rufe.

Fünfzigtausend Köpfe stark waren die Vandalen über die Pyrenäen gegangen und achtzigtausend Köpfe, jedes Alters und jedes Geschlechts zählten sie, als sie sich einige zwanzig Jahre später, 429, von Andalusien aus, dem sie nach so kurzer Herrschaft den bleibenden Namen zurückließen, nach Afrika einschifften. In kurzer Zeit und ohne nennenswerthen Widerstand fiel die große und reiche Provinz dieses Namens, Tunis und Algerien, in die Gewalt des Vandalenkönigs Geiserich. — Karthago wurde die Hauptstadt des afrikanischen Vandalenreiches. Die Masse der einheimischen Bevölkerung blieb im Besitz ihres Grund und Bodens, wurde aber unter strenge Gesetze gestellt, die insbesondere ihrer Sittenlosigkeit steuern sollten; auf Ehebruch stand nach vandalischem Rechte der Tod.

Obgleich nunmehr das mittelländische Meer zwischen Vandalen und Gothen lag, kam es doch, und zwar gerade in Folge einer Verschwägerung der königlichen Familien beider Völker, zu einer tödtlichen Verfeindung zwischen Geiserich und Theodorich, die den Vandalenkönig veranlaßte, sich im Interesse

seiner Sicherheit mit den Hunnen in Verbindung zu setzen. Der Schwerpunkt des Reiches derselben lag jetzt in Ungarn, wo, in der Nähe von Tokai, ihr König Attila, welcher seit 428 mit seinem Bruder Bleda an der Spitze der Hunnen gestanden und 445 Alleinherrscher geworden, mit barbarischer Pracht in einem hölzernen Palaste Hof hielt. Mit dem morgenländischen Reiche hatten die Hunnen Krieg geführt oder Frieden gehalten, je nachdem die Jahrgelder aus Constantinopel regelmäßig und reichlich flossen oder nicht. Gegen den abendländischen Hof wurde Attila durch beleidigten Stolz zu heftigem Zorne gereizt, als man in Rom die Werbung des Hunnenkönigs um die Schwester des Kaisers Valentinian III., Honoria, die selbst sich ihm zur Gattin angeboten hatte, zurückwies. — Aetius scheute die Erbitterung des Hunnenkönigs, und es gelang ihm, die Spitze derselben zunächst gegen Gallien zu lenken, an welchem die Westgothen eben so sehr betheiligt waren, wie die Römer selbst.

Im Jahre 449 oder 450 brach Attila mit einem ungeheuren Heere auf. Die in den Donauländern noch zurückgebliebenen deutschen Völker, welche zwar unter eignen Königen, aber in Abhängigkeit von den Hunnen standen, Ostgothen, Gepiden und andere, mußten seinem Zuge folgen. Die Donau entlang und durch das ohne Zweifel stark entvölkerte Deutschland hindurch, Quaden, Markomannen, Thüringer mit sich fortreißend, gelangte Attila ohne Widerstand bis an den Rhein, wo, in Folge eines Zwiespalts unter den Franken und nach vorgängiger Uebereinkunft, auch fränkische Truppen zu ihm stießen. Jenseits des Flusses stellten sich der burgundische König, Gunther, mit Zehntausend der Seinigen den Hunnen in den Weg, und wurde überrannt. Unaufgehalten ging ihr Marsch bis in das Herz Galliens hinein. Erst vor den Mauern von Orleans, das sich zur Wehr setzte, machte Attila Halt zur Belagerung.

Unterdessen aber hatte sich eine große Bundesgenossenschaft der von den Hunnen bedrohten Staaten und Völker gebildet. Römer und Westgothen, die Attila vergeblich im voraus gegen einander aufgehetzt, standen zu einander in der gemeinschaftlichen Gefahr. Die Alanen, unter ihrem Könige Sangipan, mußten sich dem Bunde, wenn auch widerwillig und mit verrätherischen Hintergedanken, anschließen. Die jetzt unabhängigen Bretagner, ein Theil der Franken und selbst Sachsen leisteten demselben freiwilligen Zuzug. So wurde ein Heer zusammengebracht, welches sich mit den Hunderttausenden Attila's messen konnte und an dessen Spitze der römische Feldherr Aetius und der westgothische König Theodorich standen.

In der letzten Stunde, als die Widerstandskraft von Orleans völlig erschöpft war, erschienen Aetius und Theodorich im Angesichte der an sich selbst bereits verzweifelnden Stadt. Attila mußte die Belagerung aufheben und den Rückzug antreten. In der weiten Ebene der Champagne aber, die ihm ein günstiges Schlachtfeld für seine zahllosen Reitergeschwader bot, stellte er sich, und bei Chalons kam es zur Schlacht, der größten, welche je geschlagen worden. Nach den Angaben der Zeitgenossen führte Attila fünf- oder gar siebenmalhundertausend Mann ins Gefecht. Die Römer, Gothen und ihre Bundesgenossen waren kaum weniger zahlreich. Aetius und Theodorich nahmen die verdächtigen Alanen in ihre Mitte, während Attila die deutschen Hülfsvölker, gegen welche er seinerseits hinlänglichen Grund zum Mißtrauen hatte, auf beide Flügel vertheilte. Hier wie dort scheint der Erfolg den Argwohn gerechtfertigt zu haben; denn im Centrum wurde der Kampf durch die Westgothen entschieden, denen in der Schlachtordnung der rechte Flügel angewiesen war, und von dem Eingreifen der deutschen Bundesgenossen Attila's in die Ereignisse ist nicht die Rede. Zwei bis dreimalhunderttausend Mann sollen auf beiden Seiten gefallen sein, bevor eine Sturm- und Regen-

nacht der Schlacht ein Ende machte. Attila glaubte dieselbe verloren zu haben, zog sich in sein Lager zurück und ließ dort einen Scheiterhaufen errichten, um seine Person und seine Schätze nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Dieser jedoch fand sich außer Stande, seinen Sieg zu verfolgen, und so konnte Attila ungehindert wieder über den Rhein zurückgehen. Die Westgothen ihrerseits, deren König Theodorich gefallen, waren schon vorher durch dessen Sohn, Thorismund, im halben Zerwürfniß mit Aetius, in das eigene Land zurückgeführt.

Im folgenden Jahre, 452, erschien Attila an der nordöstlichen Gränze von Italien, zur Rache wegen der erlittenen Beleidigung und Niederlage. Aquileja, an dessen Mauern so mancher Kriegssturm von dieser Seite her abgeprallt war, wurde nach dreimonatlicher Belagerung von ihm genommen und von Grund aus dergestalt zerstört, daß schon nach kurzer Zeit der Ort kaum mehr zu erkennen war, wo die mächtige Stadt gestanden. Bis an den Po machten sich die Hunnen mit Feuer und Schwert zu Meistern des Landes, von dessen Küstenstriche sich ein Theil der Bevölkerung auf die dem Ufer benachbarten Sandbänke des adriatischen Meeres rettete, auf denen aus einem Lager von Flüchtlingen allmälig das stolze Venedig emporwuchs. — Die Regierung Valentinians III. war wehrlos. Der Kaiser selbst dachte vielmehr an Flucht, als an Kampf. Sogar der Sieger bei Chalons, Aetius, gab kleinmüthige Rathschläge. Man verlegte sich also aufs Unterhandeln, und brachte es dahin, daß Attila sich seine weiteren Pläne und Ansprüche abkaufen ließ. Papst Leo, einer der Gesandten Valentinian's an den Hunnenkönig, hatte ein Wunder gewirkt!

Rom und das übrige von Attila verschonte Italien indessen gewann durch dessen Abzug nur eine kurze Frist. Nachdem das abendländische Reich in Aetius, den Valentinian, als vermeintlichen Verräther, eigenhändig ermordete, seinen

letzten großen Kriegsmann verloren, warf sich Geiserich, der afrikanische Vandalenkönig, unter dem ersten besten Vorwande im Jahre 455 auf das hülflose Italien, eroberte Rom im ersten Anlaufe und ließ die Stadt in vierzehntägiger Plünderung vollständig ausrauben — wie zur Rache für das sechshundert Jahre zuvor von den Römern zerstörte Karthago. Der Ausplünderung Roms folgte die Verheerung der Küstenländer des südlichen Italien durch die Vandalen, welche mit ihrer aus dem Nichts geschaffenen Flotte bereits das mittelländische Meer beherrschten.

Um die nämliche Zeit traten die Sachsen, längst Herren der Nordsee und als Seeräuber an allen Küsten derselben gefürchtet, die Eroberung Britanniens an. Seit dem ersten Viertel des fünften Jahrhundert hatte das römische Britannien, das heißt, das heutige England, durch den Abzug der Legionen thatsächlich aufgehört, ein Bestandtheil des Reiches zu sein. Die Bevölkerung aber war durch vierhundertjährige despotische Fremdherrschaft unfähig geworden, auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbst zu helfen. Schotten und Iren, welche ihre Unabhängigkeit und damit die Naturkraft ihres Keltenthums bewahrt hatten, stürzten sich raubgierig auf das Land ihrer verrömerten und entnervten Nachbarn und fanden dort leichte Beute. Die Britannier, in ihrer Hülflosigkeit, wandten sich um Beistand an die Sachsen und Angeln, obgleich sie dieselben wohl schwerlich anders, als mit den Waffen in der Hand und als Seeräuber kennen gelernt. Auf die Einladung des britannischen Königs Vortigern gingen die Brüder Hengist und Horsa im Jahre 449 mit einer Freischaar, welche auf drei Schiffen Platz hatte, nach England. So schwach der Zuzug war, er reichte hin, um dem hart bedrängten Vortigern den Sieg über die Feinde zu verschaffen. Gefährlicher aber, als diese, wurden bald die Bundesgenossen. Die Sachsen und Angeln setzten sich in Britannien fest, sie

erhielten Nachschub aus der Heimat und deren Nachbarschaft, es kam zum Vertilgungskriege gegen die Britannier, und binnen weniger Jahrzehnte wurden dieselben nicht nur in England, mit Ausnahme von Wales und Cornwallis, und überhaupt der Westküste der Insel, wo sie sich im Schutze der Gebirge behaupteten, sondern auch im südlichen Schottland ausgerottet; drei Viertheile Großbritanniens waren aus einem keltischen in ein deutsches Land verwandelt.

Auch im Osten der deutschen Welt traten um die Mitte des fünften Jahrhunderts große Ereignisse mit weitreichenden Wirkungen ein. Attila starb 453, seine unzähligen Söhne haderten um die Erbschaft und die dem Hunnenreiche einverleibten deutschen Völker ermannten sich zur Selbstbefreiung. Ardarich, der Gepidenkönig, trat an die Spitze des Aufstandes, dem sich alle Deutschen in den Donauländern anschlossen, und der mit einem großen Siege über die Hunnen endigte, welcher 455 an einem Flusse in Ungarn, Netad genannt, von Ardarich gewonnen wurde. Die Hunnen wichen ostwärts zurück, die Gepiden, Ostgothen, Langobarden, Heruler, Rugier, Skirren u. s. w. theilten sich in die Länder längs der Donau, vom Schwarzen Meere bis in die Nähe von Wien.

In Rom bemächtigte sich nach dem Abzuge Geiserich's der Swebe Rikimer der obersten Gewalt, die er, als Befehlshaber der bewaffneten Macht, sechzehn Jahre lang ausübte, bald unter dem Namen eines von ihm eingesetzten Scheinkaisers, bald auch ohne eine solche Maske. Nach seinem Tode (471) machten sich noch einige Jahre lang mehrere unbedeutende Männer den Kaisertitel streitig, der schließlich dem Knaben Romulus Augustulus zufiel.

Ein junger deutscher Kriegsmann, Odoaker, mit einem unter den Donauvölkern geworbenen Geleite von Herulern, Rugiern, Skirren, Turkilingern u. s. w. brach um diese Zeit in Italien ein, führte, unter dem Vorwande den entthronten

Vorgänger des jungen Kaisers zu rächen, seine Truppen gegen Romulus Augustulus ins Feld, nahm denselben in Ravenna gefangen, erklärte seine Entsetzung und schickte ihn nach Unteritalien auf ein Landgut in die Verbannung. Unter dem Titel eines Königs der (deutschen?) Völker machte Odoaker sich selbst zum Herrn von Rom und ganz Italien. Das abendländische Kaiserthum, schon längst nur ein Werkzeug in der Hand deutscher Machthaber, hatte auch dem Namen nach aufgehört.

Das römische Reich jedoch, das auch nach seiner dauernden Zweitheilung immer noch in gewissem Sinne als ein Ganzes gegolten hatte, bestand fort in Gestalt des Kaiserthums in Constantinopel, welches seine Ansprüche auf die verloren gegangenen abendländischen Provinzen noch keineswegs aufgab. Mit eignen Mitteln konnten diese Ansprüche freilich zur Zeit nicht geltend gemacht werden, für die kräftige Hand und den unternehmenden Ehrgeiz eines Dritten aber war, nach den herrschenden Staatsbegriffen, die Vollmacht des morgenländischen Kaisers immer noch eine Sache von Belang.

Der Bewerber um den kaiserlichen Auftrag zur Wiedereroberung Italiens für das Reich fand sich in der Person des Königs der Ostgothen. — Obgleich bei der Befreiung der östlichen deutschen Völker von der hunnischen Herrschaft die Gepiden in erster Reihe gestanden, erhoben sich doch die Ostgothen bald zur Vormacht in den Donauländen. Unter der Führung dreier Brüder, Theodemir, Walamir, Widimir, machten sie die Gepiden, Skirren, Rugier u. s. w. von sich abhängig, und führten sie eine Reihe erfolgreicher Kriege gegen das morgenländische Reich, mit welchem sie jedoch zeitweise auch in gutem Einverständnisse lebten. Im Anfange der siebenziger Jahre wurde Theodemir's Sohn, Theoderich, alleiniger König der Ostgothen, ein junger Mann, von nicht geringen natürlichen Gaben und durch seine Erziehung am Hofe von Constanti-

nopel mit allen Hülfsmitteln der römisch-griechischen Bildung ausgestattet. Auf die Nachricht von der Absetzung des Romulus Augustulus durch Odoaker, ließ sich Theoderich von dem morgenländischen Kaiser Zeno, bei welchem er in hoher Gunst oder vielleicht auch in großer Furcht stand, den Auftrag zur Reichsexecution gegen den Usurpator ertheilen.

Der Kriegszug der Ostgothen gegen Italien, in offener Volksversammlung beschlossen, war eine allgemeine Auswanderung mit Weib und Kind, Hab und Gut. Schwerfällig ging die Bewegung donauaufwärts. Oft mußten sich die Ostgothen den Weg mit dem Schwerdte in der Hand bahnen und erst nach mehreren Jahren erreichten sie den italienischen Boden. Nachdem Theoderich hier drei Schlachten gegen Odoaker geliefert und gewonnen, belagerte er denselben in Ravenna und nöthigte ihn durch Aushungerung zu einer Capitulation, kraft welcher die Herrschaft über Italien zwischen Theoderich und Odoaker getheilt werden sollte. Bald aber wurde dieser Vertrag verrätherisch und mit Schändung des den Deutschen sonst so heiligen Gastrechts gebrochen. Bei einem Schmause, zu welchem Theoderich den Odoaker geladen, ließ er denselben 493 ermorden. — Der Ostgothenkönig war Alleinherrscher in Italien, einschließlich der Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica.

Einige Jahre zuvor war der letzte Rest von Gallien — abgesehen von der entlegenen Bretagne — unter deutsche Botmäßigkeit gefallen. Im Innern dieses Landes stand bei dem Sturze des abendländischen Kaiserthrons noch ein kleines Gebiet auf den römischen Namen und wurde durch den römischen Befehlshaber Syagrius noch weitere zehn Jahre behauptet. Erst 486 machte ein Sieg, welchen der fränkische Chlodwig bei Soissons über Syagrius gewonnen, dem letzten Ueberbleibsel der römischen Herrschaft in Gallien ein Ende. Franken, Westgothen, Burgunder, Allemannen waren von jetzt an, neben den auf die äußerste Nordwestküste beschränkten Kelten, die Herren des Landes,

das nach dem Namen des vom Erfolge am meisten begünstigten dieser Völker Frankreich genannt werden sollte. Die deutschen Völker ließen sich theils ein Drittel, theils zwei Drittel des eroberten Grund und Bodens abtreten und eine beträchtliche Zahl derselben zerstreute sich ohne Zweifel alsbald in der Eigenschaft großer Gutsbesitzer über das ganze Land.

Das künftige Frankreich wurde indessen bald zu enge für die verschiedenen Machthaber, die sich in dasselbe getheilt hatten. Der fränkische König Chlodwig fand sich zunächst durch die Nachbarschaft der Allemannen belästigt, griff sie an und besiegte sie 496 nach hartem Kampfe in einer Schlacht, die nach der herkömmlichen Annahme bei Zülpich geliefert wurde, und in deren Folge die Allemannen auf der linken Rheinseite in dauernde Abhängigkeit von den Franken geriethen.

Nach Beendigung dieses Krieges nahm Chlodwig zu Rheims die Taufe, wie er es im Augenblicke der höchsten Bedrängniß in der Schlacht bei Zülpich dem Christengotte gelobt, wofern derselbe, durch die Erhörung seines Stoßgebets um den Sieg, erweise, daß er stärker sei, als die deutschen Götter, die ihn im Stiche gelassen. Sei es Zufall oder Berechnung, der Frankenkönig trat dem katholischen Glaubensbekenntnisse bei, welchem die Römer durchweg angehörten, während die Deutschen allgemein der Lehre des Arius anhingen — eine Wahl, welche, wie schon angedeutet, von großer Bedeutung für die Zukunft des Frankenreiches werden sollte.

Die nächste Folge des Eintritts Chlodwig's in die römische Glaubensgenossenschaft war die bereits sehr werthvoll gewordene Gunst der Geistlichkeit. Werthvoll insbesondere für einen Fürsten, wie Chlodwig, welcher von einem leidenschaftlichen Ehrgeiz beherrscht wurde, und der zwar eine große Verstandes- und Willenskraft besaß, dessen Machtmittel aber seinen Wünschen und Plänen keineswegs gleichkamen. Um zu seinen Zielen zu gelangen, durfte Chlodwig fortan die ver-

brecherischsten und ruchlosesten Wege gehen, ohne jemals auf Einrede von Seiten der Kirche zu stoßen, deren Würdenträger doch sonst schon oft ein nachdrückliches Wort in öffentlichen Angelegenheiten mitgesprochen. Im Gegentheil, was immer Chlodwig durch rohe Schandthaten oder falsches Spiel gewann, das galt den Wortführern der Kirche als wohlverdiente Belohnung der Rechtgläubigkeit, „mit welcher er vor dem Herrn wandelte und dessen Gebote that."

Einen ersten Gewinn an Land und Leuten zog Chlodwig aus seiner Bekehrung durch die nunmehr erfolgende freiwillige Unterwerfung der Bretagner unter die fränkische Herrschaft, deren sie sich bis dahin mit großer Tapferkeit erwehrt. Demnächst fand er in seinem Katholicismus einen wirksamen Beistand bei einer Unternehmung gegen das ketzerische Burgund. Durch Bruderkrieg und Brudermord hatte die in Burgund herrschende königliche Familie den Staat, dessen Schwerpunkt jetzt im Rhonegebiet lag, tief zerrüttet, als Chlodwig den rechten Augenblick zur Einmischung gekommen glaubte. Im Jahre 500 rückte er ins Feld gegen die beiden burgundischen Könige, die Brüder Gundobald und Godegisel, deren letzterer im geheimen Einverständnisse mit ihm stand. Gundobald erlitt durch den Verrath seines Bruders eine schwere Niederlage und in Folge derselben eine harte Belagerung in seiner Hauptstadt Avignon. Vermuthlich unter der drohenden Vermittelung Theoderich's, des Königs der Ostgothen, kam indessen ein Vergleich zu Stande, kraft dessen die Burgunder den Franken zinspflichtig werden sollten. Nach dem Abzuge Chlodwig's indessen brach Gundobald den Vertrag, ermordete Godegisel und machte sich zum alleinigen Herrn Burgunds.

Chlodwig seinerseits war inzwischen in Händel mit dem Westgothenkönig Alarich gerathen, der in Toulouse Hof hielt. Auch hier suchte Theoderich zu vermitteln, aber vergebens. Chlodwig gab die Losung aus, die ketzerischen Arianer dürfen

keinen Antheil haben an dem Boden des rechtgläubigen Frankreich. Die römische Klerisei im Gebiete Alarich's arbeitete insgeheim für den katholischen Reichsfeind. In der Nähe von Poitiers stießen Westgothen und Franken im Jahre 507 auf einander. Alarich wurde von Chlodwig im Zweikampf erschlagen, die Franken siegten, die westgothische Hauptstadt Toulouse, mit einem großen Theil des westgothischen Gebiets diesseits der Pyrenäen, fiel in ihre Gewalt. Im folgenden Jahre aber erschien Theoderich, der Ostgothe, auf dem südfranzösischen Kriegsschauplatze. Das Land zunächst der Alpen und des mittelländischen Meeres, die Provence, nahm er auf Kosten der Burgunder, die Chlodwig Heerfolge hatten leisten müssen, in eigenen Besitz, das Land von der Rhone bis zu den Pyrenäen und von den Pyrenäen bis zu der Loire behauptete oder gewann er für seinen Enkel Amalarich, den Sohn des bei Poitiers gefallenen Alarich. Chlodwig trug dies Mal wenig oder gar keine Beute davon, während Theoderich jetzt der mächtigste Fürst Europas geworden war.

Durch seinen Auszug zur Eroberung Italiens nämlich hatte Theoderich sich keineswegs losgesagt und abgelöst von dem frühern ungarischen Heimatlande. Bruchtheile des ostgothischen Volkes und verwandter Stämme waren dort zurückgeblieben, welche dem Anspruche Theoderich's auf fortdauernde Herrschaft in dem westlichen Ungarn und den adriatischen Küstenländern hinreichende Stützpunkte gewährten. Zur Aufrechterhaltung der Verbindung Italiens mit jenem Gebiete wurde die Behauptung der östlichen Alpen nothwendig, von denen aus sich die unmittelbare Herrschaft Theoderich's bald bis in die Hochgebirge der Schweiz und über dieselben hinaus bis in die Provence ausdehnte. Im Namen seines Enkels Amalarich und als dessen Vormund regierte er überdies das westgothische Reich. In diesem weiten Machtgebiete waltete Theoderich mit starkem Willen, mit starkem Arm und großer

Klugheit. Unter seinen Zeitgenossen gewann er sich den Namen „des Großen“, und im Heldenliede der deutschen Völker lebte er fort als der mächtige und weise „Dieterich von Bern“, das heißt, von Verona, seiner gewöhnlichen Residenz.

In Folge, ohne Zweifel, des Uebergewichts, welches der König der Ostgothen gewonnen und das dem byzantinischen Reiche gefährlich werden konnte, setzte sich der Kaiser Anastasius mit dessen Nebenbuhler Chlodwig in Verbindung. Nach der byzantinischen Staatstheorie bestand, wie schon gesagt, das römische Reich von Rechtswegen immer noch in seinem vollen Umfange und selbst die deutschen Eroberer der demselben einst angehörigen Länder ließen jene politische Fiktion unter Umständen, der Form nach, gelten. So jetzt Chlodwig. Er nahm den ihm von Constantinopel aus übertragenen Titel eines römischen Consuls,*) begleitet von den orientalischen Wahrzeichen der königlichen Würde, Purpurmantel und Diadem, mit großer Feierlichkeit entgegen, und seine Stellung wurde dadurch in den Augen der Franken, allem Anschein zufolge, beträchtlich gehoben.

Im Norden Frankreichs fand der Ehrgeiz Chlodwig's einen freieren Spielraum, als im Süden. Statt des mächtigen Theoderich, stand ihm dort nur eine Anzahl kleiner fränkischer Könige gegenüber, deren keiner ihm von ferne gewachsen war. Durch Uebermacht, durch Meuchelmord, durch eigenhändig vollzogenen Todtschlag entledigte sich Chlodwig aller dieser Nebenbuhler und als er 511, im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters und im dreißigsten seiner Regierung, starb, war das ganze Volk der Franken auf der linken Seite des Rheins unter der Herrschaft seines Hauses, der Merowinger, vereinigt.

*) Vielleicht auch den Namen eines römischen „Patricius“, der zwar in einer solchen Anwendung wo möglich noch inhaltsloser war, als der eines Consuls, aber gleichwohl in der byzantinisch-römischen Hof- und Staatssprache lange Zeit eine beträchtliche Rolle spielte.

Die vier Söhne Chlodwig's, Theuderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar theilten sich in das fränkische Königthum, während das Reich selbst in einer gewissen Einheit fortbestehen sollte. Paris, wo Chlodwig den Sitz seiner Regierung aufgeschlagen, blieb die Hauptstadt des Landes. Nächst Paris wurden Metz, Orleans und Soissons den vier Brüdern als Residenzen durch das Loos angewiesen. Der älteste derselben, Theuderich, welchem Metz zufiel, wurde der Arm und die Seele der Regierung. Dank seiner natürlichen Ueberlegenheit konnte das unklare und sich selbst widersprechende Verhältniß eines vierfachen Königthums in einem ungetheilten Staate für einige Zeit bestehen, sogar unbeschadet der weitern Ausdehnung der Gränzen des fränkischen Reichs.

Im Innern Deutschlands, auf dessen Zustände seit dem Beginn der Völkerwanderung nur gelegentliche Streiflichter fallen, hatte sich während des fünften Jahrhunderts zwischen dem obern Laufe der Weser, Elbe, Donau und dem böhmischen Gebirge ein großes thüringisches Königreich gebildet. Chlodwig war der Sohn einer Königin der Thüringer, Basina, gewesen, die dessen Vater, Childerich, ihrem Gemahl, Basinus, bei welchem er als Flüchtling gastliche Aufnahme gefunden, entführt. Dem Basinus waren seine drei Söhne, Baderich, Hermanfried und Berthar im Königthum gefolgt. Hermanfried, gestachelt durch den Ehrgeiz seiner Gemahlin Amalaberga, Tochter oder Nichte Theoderich's des Großen, machte sich durch Beseitigung seiner Brüder zum Alleinherrscher, angeblich unter Beistand der Franken, denen er hinterdrein die ihnen gemachten Versprechungen nicht hielt. Jeden Falls suchte und fand der fränkische König Theuderich in jenen Vorgängern irgend einen Anlaß oder Vorwand zum Kriege gegen Hermanfried. Er ging im Jahre 530 mit einem großen Heere über den Rhein, bis dahin den Gränzfluß fränkischen Reiches, verschaffte sich sächsischen Zuzug, neuntausend mit Spieß und Saaß ausgerüstete

Männer, deren Wuchs und Haltung die Franken mit Staunen und Scheu erfüllte, und gewann an der Unstrut, bei Scheidungen, einen großen Sieg über die Thüringer. Hermanfried, zur Unterhandlung auf fränkisches Gebiet eingeladen, begab sich nach Zülpich, wurde dort von Theuderich mit allen Zeichen der Gastfreundschaft empfangen, bei einem Gange um die Stadt aber, wie aus Versehen, von der hohen Mauer hinabgestürzt. Seine Familie flüchtete sich nach Italien. Das Reich der Thüringer aber löste sich auf und die demselben angehörig gewesenen Länder fielen theils unter fränkische Botmäßigkeit, theils an die Sachsen.*)

Um dieselbe Zeit mögen auch die rechtsrheinischen Franken**) in irgend einen Verband mit dem fränkischen Reiche getreten sein. Zur Unterscheidung der alten Stammsitze des Volkes von dem eroberten Gallien kamen die Worte Austrien und Neustrien — Ostreich und West- oder Neureich — in Gebrauch, Ausdrücke, die mit der Zeit ihre Anwendung auf den Gegensatz zwischen dem romanisirten und dem deutsch gebliebenen Theil des fränkischen Reiches überhaupt fanden, und von denen der eine, freilich mit sehr veränderter Bedeutung, noch heute in dem Namen Oesterreich fortlebt.

Theodorich der Große starb im Jahre 526. Das Doppelreich, welches er mit Kraft und Klugheit zusammengehalten und beherrscht hatte, fiel mit seinem Tode in zwei selbstständigen

*) Wie man insbesondere an demjenigen Theile des ehemaligen „Nordthüringen" annehmen darf, der politisch und sprachlich später zu Niedersachsen gehörte, namentlich von einigen Harzgegenden und dem Magdeburger Lande. Dabei hat es sich indessen vermuthlich nur um die Wiederherstellung eines altgeschichtlichen Verhältnisses gehandelt, das durch thüringische Eroberung gestört war.

**) Die Unterscheidung zwischen salischen und ripuarischen Franken bleibt für uns gänzlich außer Betracht, weil sich über die Bedeutung derselben nichts Gewisses und nichts Wahrscheinliches beibringen läßt.

Theilen seinen beiden Enkeln zu, Amalarich, dem Könige der Westgothen, für den Theodorich die Regentschaft geführt, und Athalarich, einem zehnjährigen Knaben, der den ostgothischen Thron unter Vormundschaft seiner Mutter Amalaswintha bestieg. Mit diesem Wechsel wurden alle die den beiden gothischen Reichen feindlichen Kräfte entfesselt, welche die Macht und die Staatskunst Theodorich's des Großen bis dahin niedergehalten. Vor allem wurde in Italien der Gegensatz zwischen Römerthum und Deutschthum lebendig, welcher in diesem Lande aus einleuchtenden Gründen stärker war, als sonstwo, und der hier nur durch die zwischen beiden Nationalitäten in der Mitte stehende mächtige Persönlichkeit Theodorich's hatte einigermaßen unschädlich gemacht werden können. Demnächst rührte sich die Opposition des Katholicismus gegen das ketzerische Königshaus. Dazu kam endlich eine Neubelebung der Hoffnungen und Pläne eroberungslustiger Nachbarn, welche gegen Theodorich nicht hatten aufkommen können.

Eine erste Einbuße erlitt das ostgothische Reich durch scheinbar freiwilligen Vertrag, kraft dessen die Regentin, Amalaswintha, die Provence, welche Theodorich dem Burgunderkönige Gundobald weggenommen, an dessen Sohn Godomar zurück gab. Die Burgunder indessen sollten sich dieses Erfolges nicht lange erfreuen. Die Franken, welche im Anfange der zwanziger Jahre einen unglücklichen Krieg gegen Godomar geführt, glaubten die Zeit der Vergeltung gekommen. Da der fränkische König Theuderich, nicht ohne Gefahr für Leib und Leben, sich weigerte, an dem Kriege gegen Godomar, dessen Tochter er geheirathet, theilzunehmen, so wurde der Angriff auf Burgund von seinen Brüdern, Chlotar und Childebert, unternommen. Das ganze Land, mit seiner damaligen Hauptstadt, Autun, fiel 534 in die Gewalt der Franken, Burgund wurde dem Reiche derselben einverleibt und das burgundische Königshaus verschwand, nach hundertundzwanzigjährigem Be-

stehen, spurlos aus der Geschichte, während Land und Volk auch in der nunmehrigen Abhängigkeit von den Franken ihren Namen und ihre innere Verfassung beibehielten, um später, wenn auch in veränderten Gränzen, wieder zur politischen Selbstständigkeit zu gelangen.

Theuderich seinerseits eroberte unterdessen den Rest der ostgothischen Besitzungen in Frankreich, zu denen auch die Auvergne gehörte. Ein Theil des westgothischen Gebietes diesseits der Pyrenäen war schon früher durch einen Angriff, bei welchem der König Amalarich das Leben verloren, an das Frankenreich gekommen, das sich jetzt ohne Unterbrechung vom Kanal bis an das mittelländische Meer und von der Saale bis nahe an den Fuß des spanisch-französischen Gränzgebirges erstreckte, und dessen Uebergewicht über alle benachbarten Staaten nunmehr unbestritten war.

Während dieser Vorgänge rüstete sich im Osten ein Feind der Deutschen, der längere Zeit kaum noch gefährlich geschienen hatte, nämlich das byzantinische Reich. Kaiser Justinian regierte dasselbe mit der Umsicht eines guten Geschäftsmannes und zwei große Feldherrn standen ihm zu Gebote, Belisar und Narses. Justinian fand die Zeit günstig zur Erneuerung der niemals aufgegebenen Ansprüche des Reichs auf die verloren gegangenen Provinzen.

Zuerst war es das Vandalenreich, welches durch blutige Thronstreitigkeiten und schwere Regierungssünden dem Kaiser Justinian Anlaß zum bewaffneten Einschreiten gab. Belisar führte 533 ein großes Heer nach Afrika und eroberte binnen Jahr und Tag das ganze Land der Vandalen, von Tripolis bis über die Meerenge von Gibraltar hinaus. Der letzte König derselben, Gelimar, wurde in Constantinopel im Triumph aufgeführt und verbrachte den Rest seines Lebens auf einem Landgute in Kleinasien, das ihm Justinian verliehen. Spätere Aufstandsversuche der Vandalen wurden leicht

unterdrückt, und in Folge derselben die übrig gebliebene waffenfähige Bevölkerung im römischen Kriegsdienst weit und breit zerstreut.

In dem leichten afrikanischen Erfolge lag eine Ermuthigung zu einem ähnlichen Unternehmen gegen Italien. Im Jahr 535 schritt Justinian zum Angriff auf die Ostgothen. Narses, ein Verschnittener, und doch ein Mann, führte das byzantinische Heer. Die katholische Geistlichkeit und die römische Bürgerschaft der Städte empfingen ihn theils mit offenen Armen, theils wenigstens mit stillen Siegeswünschen. Aber die Gothen, inmitten blutiger Thronstreitigkeiten, leisteten starken Widerstand. Zuerst unter Theodat, der die Regentin Amalaswintha nach dem Tode ihres Sohnes Athalarich meuchlings beseitigt hatte, dann unter Wittich (Vitiges). Das zu den Byzantinern offen übergetretene Mailand wurde durch die Gothen von Grund aus zerstört und 300,000 seiner Einwohner verloren dabei das Leben (538).

Beide kriegführende Theile warben eifrig um die Bundesgenossenschaft der Franken, welche von Byzantinern wie von Ostgothen Geld nahmen und mit beiden falsches Spiel spielten. Nachdem sie den Ostgothen unter der Hand eine burgundische Hülfsschaar geschickt, ließen sie sich von Justinian einen urkundlichen Verzicht auf Gallien ausstellen,*) das noch von Chlodwig als eine Provinz des römischen Reichs anerkannt worden war, und schickten dann ein großes Heer über die Alpen (539), um in Italien für eigene Rechnung kriegerische Geschäfte zu machen. An der Spitze desselben stand Theudebert, der Sohn des inzwischen verstorbenen Theuderich. Nach einem ersten verrätherischen Ueberfall gegen die Gothen jedoch, die

*) Zum Zeichen, daß sie sich jetzt als Inhaber einer vollgültigen Souveränetät ansahen, ließen die Frankenkönige nunmehr auch Goldmünzen prägen, zu deren Beglaubigung im Verkehr das Bild des Kaisers bis dahin für unentbehrlich gegolten hatte.

ihn als Bundesgenossen empfangen hatten, und einem unmittelbar darauf folgenden scharfen Zusammentreffen mit den Byzantinern wurde Theudebert durch Hungersnoth und Seuchen gezwungen, nach Frankreich zurückzukehren. Demnächst indessen erneuerte er seine Angriffe, und es gelang ihm, sich einiger Landstriche in Oberitalien, namentlich in den Alpengegenden, zu bemächtigen, die ihm nach der Hand von dem Nachfolger Wittich's, dem Könige Totilas, gegen das Versprechen der Neutralität förmlich abgetreten wurden.

Diese Uebereinkunft wurde ausnahmsweise gehalten, nicht blos von Theudebert, sondern nach dessen 547 erfolgtem Tode auch von dessen Sohn Theudebald, welcher die vom Kaiser Justinian ausgehenden Versuchungen zum Vertragsbruch standhaft zurückwies. Gleichwohl gewannen die Byzantiner mehr und mehr das Uebergewicht über die Gothen. Im elften Jahre seiner Regierung, 552, erlitt Totilas durch Narses in den Apenninen eine schwere Niederlage, in welcher er seinen Tod fand. Sein Nachfolger, Tejas, fiel zehn Monate später in einer Schlacht bei Cumä in der Nähe von Neapel. Aus Frankenland und Allemannien kamen den Gothen endlich zwei Freischaarenzüge zu Hülfe, bei 75,000 Mann unter den Herzogen Leuthar und Butilin, aber ihr Beistand artete bald aus in einen Raubzug durch Italien, der nach furchtbarer Verwüstung des Landes mit dem Untergang der beutegierigen Abentheurer endigte, die theils durch das Schwerdt der Byzantiner, theils durch Seuchen und Elend bis fast auf den letzten Mann umkamen.

Das ostgothische Volk war in dem zwanzigjährigen Kriege, der zuletzt mit der Wuth der Blutrache geführt worden, so gut wie vernichtet. Trümmer desselben sollen sich in die Hochgebirge der Schweiz und wohl auch Tyrols geflüchtet haben. Die Geschichte und der Name der Ostgothen war mit dem Ende der fünfziger Jahre erloschen.

Mit den Ostgothen hatte, allem Anscheine nach, ein Theil der übrigen deutschen Donauvölker, freiwillig oder gezwungen, den Zug nach Italien angetreten, die Rugier, Skirren und Turkilinger, deren Namen seit dieser Zeit aus der Geschichte verschwinden. In ihren bisherigen Sitzen in Ungarn zurückgeblieben waren die Gepiden, Heruler und Langobarden. Wann und wie die letzteren aus ihren ursprünglichen Sitzen an der untern Elbe an die untere Donau gelangt, darüber giebt es nur dunkle Ueberlieferungen, denen zufolge ihre Wanderung in das vierte Jahrhundert zu fallen scheint, also in eine viel spätere Zeit, als die Uebersiedlung der Gothen und ihrer Begleiter von den Küsten der Ostsee an die des Schwarzen Meeres. Nachdem sie sich in den Theißgegenden ansässig gemacht, fielen die Langobarden unter die Botmäßigkeit ihrer dortigen Nachbarn, der durch Rauhheit und wilde Sitten verrufenen Heruler, gegen deren König Rodulf sie im Anfange des sechsten Jahrhunderts durch Verzweiflung zu einem Aufstande getrieben wurden, der mit Zertrümmerung des herulischen Staatswesens endigte. Das Volk der Heruler selbst wurde nach allen Richtungen versprengt; ein Theil derselben kehrte nach dem Norden zurück, von welchem sie vor Jahrhunderten ausgezogen, ein anderer trat auf römisches Gebiet über, ein dritter schloß sich den Gepiden an. Von jetzt an gab es wohl hier und da noch herulische Heerhaufen, die sich nach wie vor durch wilde Tapferkeit hervorthaten, das Volk, dem sie angehörten, aber war verschwunden und das Land, welches sie innegehabt, eine leere Stätte.

Die Langobarden ihrerseits geriethen jetzt mit ihren südlichen Nachbarn, den Gepiden, die zwischen der Donau und den Karpathen ein ansehnliches Reich gegründet, in Zerwürfnisse, die sich zu tödtlicher Feindschaft steigerten. Bei ihren häufigen Kriegen pflegten beide Theile eifrig um den Beistand des Kaisers Justinian (527—565) zu werben, welcher, dem

augenscheinlichen Interesse des Reiches gemäß, immer nach der Seite des schwächern Volkes, der Langobarden, hinneigte, ohne demselben jedoch jemals zum entschiedenen Uebergewichte zu verhelfen. Der leidenschaftliche Haß gegen die Gepiden trieb die Langobarden endlich, um hohen Preis die Bundesgenossenschaft der Avaren zu erkaufen, der nahen Verwandten und vielleicht selbst der Nachkommen der Hunnen, welche vor hundert Jahren durch die tapfere Hand der Gepiden, unter König Ardarich, nach Asien zurückgeworfen worden. Dieser unnatürlichen Bundesgenossenschaft erlagen die Gepiden, um das Jahr 560, in einer Schlacht, in welcher ihr ganzes Heer seinen Untergang fand. Der Langobardenkönig Alboin erschlug mit eigner Hand den Gepidenkönig Kunimund, dessen Schädel er sich als Trinkschaale herrichten ließ. Die Gepiden schlossen sich theils den Langobarden an, theils geriethen sie in die harte Knechtschaft der Avaren, in welcher kümmerliche Reste des einst ruhmvollen Volkes ein elendes Dasein noch Jahrhunderte lang fortschleppten.*) Die Langobarden aber, nunmehr in unheimlicher Vereinsamung inmitten wildfremder Nachbarn, machten sich bald nach ihrem unrühmlichen Siege über die Gepiden auf, zur Eroberung Italiens und nach ihrem Abzuge aus Ungarn, im Jahre 568, verscholl der deutsche Name in den Donaulanden, wo er so lange der herrschende gewesen. Ungarn, Gallizien, Rumänien, Siebenbürgen blieben, wenn nicht als Einöden, so doch als staatlose Länder zurück, die dem ersten bewaffneten Einwanderer zur leichten Beute werden mußten.**)

*) Die letzte Nachricht, welche den Namen der Gepiden nennt, fällt in das neunte Jahrhundert, wo ein Reisender aus Salzburg noch Ueberbleibsel derselben vorfand.

**) Nach einem Berichte eines Belgiers, der den Orient in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts besuchte, wohnte noch damals in der Krim'schen Tartarei ein Volk deutscher Zunge, das dem Chan achthundert Bogenschützen stellte; die letzten Reste, ohne Zweifel, der durch die Völkerwanderung an das Schwarze Meer geführten Gothen, im weitesten Sinne des Worts.

Die Lage der Langobarden in Ungarn, gegenüber dem wachsenden Andrange feindlicher Völker aus Nord und Ost, war ohne Zweifel längst eine schwierige und durch die Preisgebung der Gepiden wahrscheinlich vollends unhaltbar geworden. Als nunmehr einziges deutsches Volk in den Donauländern und von jeher gering an Zahl, konnten sie ihren gefährlichen Wachtposten auf der Gränze zwischen der europäischen und asiatischen Welt unmöglich auf die Dauer behaupten. Unter gütlichem Abkommen mit den Avaren, denen sie ihr Land mit dem Vorbehalt einräumten, bei etwaiger Rückkehr wieder Aufnahme in der bisherigen Heimat zu finden, traten sie im Frühjahr 568 unter ihrem König Alboin in Masse die Auswanderung nach Italien an — auf Einladung des kaiserlichen Feldherrn Narses, wie es heißt, der Italien seit der Vernichtung des ostgothischen Reiches, in Frieden aber mit großer Strenge verwaltet und jetzt eine ihm vom Hofe in Constantinopel, trotz seiner Verdienste, zugefügte tödtliche Beleidigung zu rächen hatte. — Ueberbleibsel anderer deutschen und selbst fremden Völker schlossen sich ihnen an. Binnen sechs Monaten erreichten sie die Gebirgspässe, welche in das Venetianische führen, und die sie, auf Veranstaltung des Narses, unbesetzt fanden. Ein beträchtlicher Theil Oberitaliens fiel ohne Widerstand in ihre Gewalt. So insbesondere das aus seinen Trümmern inzwischen wieder erstandene Mailand. Nur Pavia leistete hartnäckige Gegenwehr und wurde erst nach mehrjähriger harter Belagerung gewonnen (572). Wie in Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit machte Alboin Pavia zur Hauptstadt des langobardischen Staats, welcher sich über Ober- und Mittelitalien bis in die Nähe von Rom erstreckte und mit

dessen Errichtung die Völkerwanderung, so weit die deutschen Völker an derselben betheiligt gewesen, ihren Abschluß erhielt. Nachdem ein großer Theil dieser Völker Jahrhunderte lang in Morgenland und Abendland, in Nord und Süd von Schicksalswellen oder dem eigenen Wandertriebe hin- und hergeworfen worden, hatten sie alle, so viel ihrer überhaupt noch vorhanden, jetzt die Stätte gefunden, auf welcher sie bestimmt waren, entweder ein für alle Mal Wurzel zu schlagen, oder über kurz oder lang zu verdorren. Vorbehaltlich allerdings des langsamen Vordringens und Zurückweichens einzelner Stammes- und Sprachgränzen und vielfachen Wechsels der Staatenbildung.

IV.

Ergebnisse der Völkerwanderung.

Durch den Völkersturm, welcher das abendländische Reich, Stück um Stück, zertrümmert hatte, war auch das alte Deutschland aus seinen Angeln gehoben und dessen frühere Gliederung in fast allen ihren Theilen verrenkt. Ein politischer Schwerpunkt des Landes, wie er ehemals, bei aller Zerfahrenheit seiner öffentlichen Verhältnisse, in Zeiten der Noth und Gefahr sich von selbst hergestellt, bald bei den Sikambrern, bald bei den Cheruskern, bald bei den Markomannen, kurz bei irgend einer Vormacht, die ihren Beruf durch Kraft und That erweisen konnte, ein solcher Schwerpunkt war in Deutschland nicht mehr vorhanden, ja sogar nicht ein Mal mehr möglich. Deutschland glich einem Körper, von welchem Kopf, Herz und Arm sich losgelöst haben, aus welchem die Seele ausgezogen ist, um sich auf eine Mehrzahl neuer Leiber zu vertheilen, in denen ihre ursprüngliche Natur verloren gehen muß. Stark entvölkert durch fortgesetzte massenhafte Auswanderungen und, mehr als je, ohne innern Halt und Zusammenhang, war das nämliche Deutschland, das so lange dem römischen Reiche das Gleichgewicht gehalten und dasselbe zuletzt überwogen, jetzt zur militärischen und politischen Unbedeutenheit herabgesunken neben den Staaten, die sich aus

seinem Fleisch und Blut in der Fremde gebildet. Diese Staaten waren zwar durch die Deutschen geschaffen, aber, mit kaum einer einzigen Ausnahme, keine Erweiterungen Deutschlands, selbst nicht in dem beschränkten Sinne, in welchem die Donauländer einige Jahrhunderte lang für eine solche hatten gelten können. Das Zahlenverhältniß der deutschen zu der fremden Bevölkerung in den eroberten Ländern, in Verbindung mit der kulturgeschichtlichen Ueberlegenheit der Besiegten über die Sieger, machte den raschern oder langsameren Untergang des Deutschthums in den meisten dieser Länder zu einer unabwendbaren Nothwendigkeit. Wie groß man sich die kriegerischen Gefolgschaften und die Wanderzüge ganzer Völker denken möge, welche sich Galliens, Spaniens, Italiens bemächtigten, sie konnten doch nur nach Hunderttausenden zählen, während die alteingesessene keltische und römische Bevölkerung, trotz aller Verwüstungen durch das Schwerdt, den Hunger, die Pest, sich ohne Zweifel immer noch auf wenigstens eben so viele Millionen belief. Und diese Millionen, wie weit sie hinter jenen Hunderttausenden an sittlicher Kraft zurückstehen mochten, waren denselben ohne alle Frage, wie gesagt, weit überlegen an Geistesbildung und in den tausendfachen Künsten des Lebens, welche einem Krieger- und Bauernvolke überflüssig sind, deren Bedürfniß sich aber innerhalb der neuen Staatsverhältnisse auch den Deutschen bald genug fühlbar machen mußte. Dazu kam, daß dem Christenthum, welchem sich die Deutschen kurz vor, oder bald nach ihren Eroberungen zuwandten, eine Geistlichkeit vorstand, deren Mitglieder fast ausschließlich römischen Ursprungs und römischer Gesinnung waren, und in dieser Eigenschaft bewußte oder unbewußte Gegner des Deutschthums, Gegner, die demselben durch Stellung und Einfluß sehr gefährlich werden sollten. Es kam dazu ferner der Mangel, entweder einer deutschen Schriftsprache überhaupt, oder doch einer

solchen, welche der Menge geläufig gewesen wäre, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, die vorgefundene römische Staats- und Amtssprache zum ausschließlichen Schriftgebrauch anzunehmen. Endlich kam dazu, daß ein Theil der deutschen Völker, wie namentlich die Gothen, durch Jahrhunderte langen engen Wechselverkehr mit den Römern, ihrer heimatlichen Art, Sitte und Sprache bereits halb entfremdet waren, als sie sich inmitten römischer Bevölkerung für immer niederließen.

Nach allen diesen Umständen war der Untergang des Deutschthums in den eroberten Ländern ein von vorn herein gegebenes Verhängniß. Das einzige deutsche Volk, welches demselben entging, waren die Angelsachsen, die ihre Zukunft freilich nur um einen ähnlichen furchtbaren Preis sicherstellen konnten, wie einst die Juden bei ihrem Einzuge in Palästina: durch die Ausrottung der eingebornen Bevölkerung.

England wurde und blieb, mit kurzer Unterbrechung durch die Dänenherrschaft, ein halbes Jahrtausend lang, bis zur normannischen Eroberung im Jahre 1066, ein deutscher Staat, dem nichts fehlte, um ein Stück Deutschland zu sein, als der räumliche Zusammenhang, der aber in Folge dieses einen Mangels für die deutsche Geschichte schon am Tage seines Entstehens und für immer verloren ging.

Das Letztere gilt auch von dem Vandalenreiche in Afrika. Inmitten einer ungeheuren Mehrheit von Einwohnern fremder Nationalität scheinen die Eroberer von Karthago gleichwohl ihr Deutschthum bis an das Ende ihres, freilich nur kurzen, staatlichen Daseins behauptet zu haben; die Plünderung Roms durch Geiserich, im Jahre 455, ist jedoch das letzte Ereigniß, welches sie in eine gewisse Berührung mit der deutschen Geschichte bringt, insofern diese damals auch auf italienischem Boden spielte. Nach der Vernichtung ihres Staatswesens durch Belisar, den Feldherrn des Kaisers Justinian (534),

verschwanden die Vandalen sehr rasch von dem afrikanischen Boden, in dem sie keine festen Wurzeln hatten schlagen können.*)

Auch für die Westgothen hörte jede Gemeinschaft mit Deutschland auf, nachdem sie sich in Spanien ansässig gemacht. Höchstens vermöge ihrer Beziehungen zu dem Frankenreiche und durch dessen Vermittelung wurde hier und da noch ein Fall gegeben, welcher die deutsche Geschichte veranlassen kann, einen gelegentlichen Blick über die Pyrenäen hinweg zu werfen. Das Deutschthum der Westgothen scheint in Spanien frühzeitig in Verfall gerathen zu sein. Seit dem Sturze ihres Reiches durch die Schlacht bei Xerez de la Frontera (711) ist jeden Falls keine Spur reinen gothischen Volksthums mehr bemerklich, sondern nur noch der allerdings beträchtliche Antheil, den dasselbe an der Zusammensetzung der heutigen spanischen Nationalität und Sprache hat.

Mit den Ostgothen dagegen und ihren Nachfolgern in der Herrschaft über Italien, den Langobarden, blieb Deutschland während der ganzen Dauer derselben in gewissen Wechselbeziehungen, die freilich, der Hauptsache nach, einstweilen nur durch das Frankenreich vermittelt wurden. In Italien, zumal in der Lombardei, hat demgemäß auch das Deutschthum viel länger Bestand gehabt, als in Spanien, nicht bloß unter den fürstlichen Geschlechtern und dem Adel**) sondern auch in ländlichen Ansiedlungen, wie es denn bekanntlich in der Nachbar-

*) Spuren ihres Dagewesenseins scheinen sich übrigens noch in der Körperbildung eines Theils der Berbern des Atlas vorzufinden, unter denen man Leute mit blondem Haar, blauen Augen und auffallend weißer Haut antrifft, die auch im Gesichtsausdruck mit dem herrschenden Typus nichts gemein haben.

**) Wie denn z. B. der Name Garibaldi lebendiges Zeugniß von dem deutschen Ursprunge des Mannes giebt.

schaft von Verona erst seit Menschengedenken erloschen ist. In den Städten dagegen, auch der Lombardei, gewann der Romanismus naturgemäß sehr bald die Oberhand, und sie wurden demnächst, mit Mailand an der Spitze, obwohl dessen Bevölkerung den Stempel ihrer theilweise deutschen Abstammung noch heute im Gesichte trägt, die leidenschaftlichen Vorkämpfer der aus der Mischung des deutschen und römischen Bluts hervorgegangenen italienischen Nationalität.

In der engsten Verbindung mit dem Mutterlande blieben auf mehrere Jahrhunderte hinaus die deutschen Eroberer Galliens. Ihre Stammesgenossenschaft und Nachbarschaft mit den in der alten Heimat zurückgebliebenen Franken verzögerte die innerliche Entfremdung und erleichterte die Fortdauer einer mannigfachen äußern Gemeinschaft. Lange Zeit spielte die deutsche Geschichte vielmehr auf fränkischem Reichs- als auf deutschem Volksboden. Freilich gab es zwischen dem einen und dem andern einige Jahrhunderte lang kaum eine erkennbare Gränze. Der fränkische Staat griff tief und immer tiefer nach Deutschland hinein, während seinerseits das deutsche Volksthum sein räumliches Gebiet weit über die Vogesen hinaus vorschob. Römisch war die Sprache des Staats, deutsch die des Hofs, des Adels, des Heeres. Der Name Deutschlands aber schien in Gefahr, gleich dem Galliens, von dem Namen des Frankenreichs verschlungen zu werden.

Nachdem Thüringen dem fränkischen Staatswesen durch Gewalt der Waffen einverleibt worden, konnte Süddeutschland dem nunmehr von drei Seiten her auf ihm lastenden Druck der fränkischen Macht unmöglich widerstehen. Nächst den Allemannen, deren rechtsrheinisches Gebiet bis an den Lech reichte, werden seit Ende des fünften Jahrhunderts als Bewohner Süddeutschlands die „Bojoarier“ oder „Bajuvaren“, das heißt die Baiern, genannt, deren Name so deutlich auf Böhmen

hinweist, daß man kaum umhin kann, die Nachkommen der alten Markomannen in ihnen zu erkennen, die sich, verstärkt ohne Zweifel durch Bruchtheile anderer deutscher Völker, von Böhmen aus der benachbarten Landschaften bemächtigt haben werden, welche das römische Reich seit dem Beginne seines Verfalls, eine um die andere, aufgeben mußte.

Ueber den Verlauf dieser Eroberung, über die Zeit und die Umstände, unter denen Kelten, Rhätier und Römer insbesondere aus den Ländern im Süden der Donau durch die Deutschen verdrängt wurden, weiß die Geschichte wenig oder nichts zu berichten. Wir müssen uns vielmehr mit der Thatsache begnügen, daß dort im Zeitalter der Völkerwanderung ein ansehnliches neues Gebiet für das Deutschthum gewonnen wurde, nämlich alles Land zwischen der Donau und den südlichen Abhängen der Alpen, so weit dasselbe, zwischen Rhein und Lech und in der mittleren Schweiz, nicht bereits früher durch die Allemannen in Besitz genommen worden war, und daß die Insassen dieses Landes mit Ende des fünften Jahrhunderts unter dem neuen Namen der Baiern in die deutsche Geschichte eintreten.

Unfähig, ihre bisherige Selbstständigkeit, gegenüber dem fränkischen Reiche, zu behaupten, scheinen die Allemannen und die Baiern sich demselben freiwillig angeschlossen zu haben, in so weit wenigstens, als sie die voraussichtliche Anwendung von Waffengewalt nicht abwarteten. Den Baiern wurde der Fortbestand ihres erblichen Herzogthums unter dem Geschlechte der Agilolfinger, dessen erstgenanntes Oberhaupt den Namen Garibald führt, von den Frankenkönigen ausdrücklich gewährleistet.

Als Schlußergebniß der Völkerwanderung tritt in Deutschland und den verwandten und benachbarten Ländern die folgende Vertheilung der Völker und Staaten hervor. Von den

durch die Deutschen im Gebiet des ehemaligen römischen Reichs gegründeten Staaten waren nur noch fünf übrig geblieben: der swebische im nördlichen Portugal und in Galicien, der westgothische, der fränkische, der langobardische und der angelsächsische. Der letztere, freilich noch in verschiedene Königreiche getheilt, aber schon jetzt, dem feindlichen Keltenthum gegenüber, zu einer gewissen national-politischen Einheit verbunden, hatte sich rasch über den größten Theil von England und über das südliche Schottland ausgedehnt, aber am Fuße der Gebirge von Wales und Cornwallis Halt gemacht und weder in Hochschottland noch in Irland Fuß gefaßt.

Dem Swebenstaate stand ein nahes Ende bevor. Im Jahre 585 wurde der Swebenkönig Andeca von dem westgothischen Könige Leovigild mit Krieg überzogen, gestürzt und das Swebenland dem Gothenreiche einverleibt, dem nunmehr ganz Spanien angehörte, mit Ausnahme des freien Baskenlandes und einiger festen Küstenpunkte, welche die Byzantiner noch im Namen des römisches Reiches am Mittelmeer inne hatten, und das sich überdies, trotz der gegen die Franken erlittenen Verluste, über die Pyrenäen hinaus wenigstens bis an die Garonne erstreckte.

Der langobardische Staat umfaßte fast ganz Ober- und Mittelitalien, wo jedoch Venedig seine junge Freiheit behauptete, während Rom, Ravenna, Spoleto und einige andere Punkte unter byzantinischer Oberherrschaft blieben. Ganz Unteritalien, wenigstens von Capua abwärts, blieb gleichfalls einstweilen bei dem griechischen Reich, dem erst später durch langobardische Eroberung nächst Spoleto auch Capua, Benevent, Salerno u. s. w. entrissen wurden, welche, als selbstständige Herzogthümer unter langobardischen Fürstengeschlechtern, das Reich Alboins selbst um mehrere Jahrhunderte überlebten.

Der fränkische Staat endlich begriff das ganze heutige

Frankreich, mit Ausnahme des westgothischen Landstrichs im Süden der Garonne, Septimanien geheißen, und ganz Deutschland, mit Ausnahme des Landes der Sachsen und der Friesen, die im nordwestlichen Flachlande, zwischen Rhein und Elbe, ihre Unabhängigkeit behaupteten.

„Ganz Deutschland" aber war gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in seiner Ausdehnung von West nach Ost kaum noch die Hälfte dessen, was es bei seinem Eintritte in die Geschichte gewesen. Zwischen der Elbe und der Weichsel war, abgesehen von der westlichen Hälfte von Holstein, das Deutschthum vor dem Slawenthum gänzlich verschwunden, welches sich selbst diesseits der Elbe in die Lüneburger Haide, tief nach Thüringen hinein, gegen Koburg, Fulda, Baireuth und bis in die Nähe von Bamberg vorgedrängt hatte. Auf die Fragen nach dem Wann und Wie der slawischen Einwanderung giebt die Geschichte keine Antwort.*) Daß die deutschen Völker bei ihren Wanderzügen nach dem Süden jene weiten Länder gänzlich geräumt haben sollten, ist indessen, mindestens gesagt, im höchsten Grade unwahrscheinlich; man kann vielmehr nur annehmen, daß die ursprüngliche Einwohnerschaft des östlichen Deutschland durch massenhafte Auswanderung zu sehr geschwächt worden, um den aus Nord und Ost andringenden Slawen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Wie die Deutschen in das römische Reich, so brachen ohne Zweifel die Slawen in Deutsch-

*) Die erste Erwähnung der Wenden, als Anwohner der Ostsee, fällt in das Jahr 595, und die der böhmischen Tschechen in eine noch etwas spätere Zeit; in dem einen wie in dem andern Falle aber erscheinen die Slawen als massenhafte und alteingesessene Bevölkerung der von ihnen in Besitz genommenen ehemals deutschen Länder. — Von den übriggebliebenen deutschen Volksresten in den nunmehr slawischen Gebieten kommt eine deutliche Spur nur in der Lausitz vor, in so fern dort die Verehrung Wodan's und Thor's auch in der slawischen Zeit stattgefunden haben soll.

land als Eroberer ein. Und zwar als Eroberer, die, allem Anscheine nach, keinen Rest der überwältigten Völkerschaften in ihrer Mitte übrig ließen. — Einigen Ersatz für die im Norden erlittenen Verluste hatte Deutschland in seiner Erweiterung nach Süden gefunden, wo es jetzt bis über den Kamm der Alpen hinausreichte, wiewohl es auch donauaufwärts vom Osten her durch Slawen und Awaren zurückgedrängt war, nämlich bis an die Enns, welche die Gränze des baierischen Gebietes bildete.

Während die deutschen Völker, welche sich im römischen Reichsgebiete niedergelassen, Franken, Gothen, Langobarden u. s. w. mit alleiniger Ausnahme der Angelsachsen, das in den von ihnen eroberten Ländern herrschende Christenthum längst angenommen, waren ihre Stammesgenossen in der alten Heimat dem Glauben der Väter durchweg treu geblieben. Unter den mit den Franken in nachbarschaftlichem Verkehr und in staatlichem Verbande stehenden Allemannen, Baiern und Thüringern mochte die neue Religion allerdings schon vor Ende des sechsten Jahrhunderts vereinzelte Anhänger gefunden haben; in die Masse des Volkes war sie jedenfalls noch nicht eingedrungen und die freien Friesen und Sachsen vollends waren von jedem Einflusse derselben bis dahin gänzlich unberührt. Von sittlichen und geistigen Wirkungen des Christenthums, im Gegensatze zu dem heidnischen Götterglauben, ließ sich bis jetzt auch bei den deutschen Völkern wenig oder gar nichts wahrnehmen; denn wenn, beispielsweise, die christlichen Franken vor den heidnischen Sachsen einigen Vorsprung in Sachen des Wissens und Könnens gewonnen hatten, so verdankten sie denselben nicht ihrer Kirchenlehre, sondern ihrer engen Berührung mit den Ueberbleibseln der römischen Kultur, und diese Fortschritte wurden überdies mehr als aufgewogen durch einen unter deutschen Völkern bis

dahin unerhörten Verfall der öffentlichen Sitten, die bei den Franken freilich von jeher einen vergleichsweise sehr niedrigen Stand gehabt, binnen der ersten Jahrhunderte nach deren Bekehrung zum Christenthume aber immer tiefer sanken. Und zwar unter der unmittelbaren Einwirkung des Christenthums selbst, welches den alten Glauben, die alte Sitte, die alten Heiligthümer zerstörte, ohne dafür einstweilen einen andern Ersatz bieten zu können, als ein Formelwesen, das dem Verstande und dem Herzen der Neubekehrten gleich unverständlich war.

V.

Verfassungen und Gesetze.

Die deutschen Staats- und Rechtsverfassungen wurden durch die Ereignisse des Zeitalters der Völkerwanderung zwar stark beeinflußt, in ihren Grundzügen jedoch nicht wesentlich verändert. Wenn in den langen Eroberungskriegen der ausgewanderten Völker das durch freie Wahl übertragene herzogliche Amt sich früher oder später in ein erbliches Königthum verwandelte, so blieben die Rechts- und Machtbefugnisse desselben doch noch ziemlich eng begränzt und behauptete das Volk, nach wie vor, in öffentlichen Dingen einen maßgebenden Einfluß und sogar bei Fragen von Krieg und Frieden hier und da die entscheidende Stimme.*) Für ein wichtiges Ehrenrecht des königlichen Hauses der Franken galt die dessen Mitgliedern ausschließlich zugestandene Auszeichnung durch langes, wallendes Haupthaar. War eine Hofhaltung bereits vorhanden, so verriethen sich doch deren bescheidene Anfänge schon durch die Namen ihrer vornehmsten Beamten: der Marschalk, zum Beispiel, dem Wortlaute seines Titels nach, war ursprünglich kein anderer als der Pferdeknecht.**) Die Einkünfte des Königs

*) Theuderich konnte sich nur mit Lebensgefahr, wie erwähnt worden, der Betheiligung an dem Kriege gegen die Burgunder entziehen und Chlotar wurde zu einem später zu erwähnenden Angriffe auf die Sachsen durch den Volkswillen gezwungen.

**) Daß das Amt des Majordomus nicht hierher gehört, wird sich später ergeben. (S. 144.)

bestanden hauptsächlich in seinem persönlichen Antheil an der Kriegsbeute und in dem Ertrage der ihm daraus angewiesenen Güter. Steuern zahlte, wie von jeher, kein freier Mann. Ueber die Dienstmannen seines Geleites, die er aus eigenen Mitteln besolden konnte, mochte der König ziemlich unbedingt verfügen, aber nicht über das Landesaufgebot. Die vom fränkischen Reiche abhängigen deutschen Völker, Allemannen, Baiern, Thüringer waren dem Könige, in der Person ihrer Herzöge, zur Kriegsfolge verpflichtet, in ihren inneren Angelegenheiten aber, allem Anscheine nach, gänzlich frei von der Einmischung des herrschenden Staats.

Der Adel, welcher in der alten Heimat auf Familieneinfluß, großem Grundeigenthum, überlieferter Sitte beruht hatte, oder noch beruhte, wurde bei den ausgewanderten Völkern durch den Eintritt in ganz neue Verhältnisse naturgemäß geschwächt und trat mit der Zeit mehr und mehr gegen das innerhalb derselben nothwendiger Weise sich ausbildende militärische und politische Beamtenthum zurück, aus welchem sich gleichzeitig eine neue Art von Aristokratie herausbildete. Auf das deutsche Mutterland dehnte sich diese Wandlung später gleichfalls aus, einstweilen aber war der alte Adel dort nicht blos lebendig geblieben, sondern er hatte sich selbst verstärkt und zu einer gesetzlichen Anerkennung gebracht, die ihm in der ältern Zeit gänzlich gefehlt.

Das Drittel oder die zwei Drittel des Grund und Bodens, welche sich die Deutschen in den eroberten Ländern von den Besiegten hatten abtreten lassen, waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, zum beträchtlichsten Theile als Gemeingut des herrschenden Volkes vorbehalten worden, um zu Staatszwecken verwaltet oder verwendet zu werden. Die Verfügung über dieses öffentliche Eigenthum mußte, der Natur der Sache nach, dem Könige anheimfallen, wenn auch sicherlich nicht von vorn herein ohne eine gewisse Mitwirkung des Volkes, oder seiner

Bevollmächtigten. Das Wesen des öffentlichen Eigenthums brachte es mit sich, daß Besoldungen und Belohnungen aus demselben nur auf Zeit, namentlich auf Lebensdauer, verliehen wurden, um den Grundstock des Gemeinguts für die künftigen Geschlechter unverletzt zu erhalten. Damit war der Keim des Lehenswesens gegeben, das später den ganzen Staatskörper überwuchern und aufsaugen sollte.

Die alte deutsche Landeseintheilung in Gaue, Hunderte (Marken) und Zehnten (Gemeinden) wurde von den Franken auch auf ihr neues Heimatland übertragen. An die Spitze des Gaus und seiner Unterabtheilungen trat jetzt je ein vom Könige ernannter oder doch bestätigter Beamter, welcher unter dem Namen des Grafen, des Hundertmannes (Centenarius) und des Zehntmannes (Tunginus) die Leitung der bürgerlichen Geschäfte hatte und im Kriege das Aufgebot seines Verwaltungsbezirks führte; die Gauverfassung blieb indessen immer noch die Schutzwehr der öffentlichen Freiheit, indem sie die Mitwirkung des Volks bei Handhabung des Rechts und Ausübung der Verwaltung gewährleistete. Auch die oberste Reichsgewalt blieb getheilt zwischen dem Könige und der allgemeinen Volksversammlung, dem „Märzfelde“, welches, zunächst zum Zweck einer Heer- und Waffenschau, in dem Monat abgehalten zu werden pflegte, von welchem es den Namen führte.

Von der Gauverfassung ausgeschlossen blieben die von den deutschen Eroberern vorgefundenen Städte und deren römische Bevölkerung. Man beließ die Römer bei ihren Gemeindeeinrichtungen und Rechtsgewohnheiten, machte sie aber zu zinspflichtigen Unterthanen.

Das Recht haftete überhaupt an der Person, nach Abstammung, bürgerlichem Range und Geschlecht.

Eben so wie der Römer stand der Franke, der Allemanne, der Baier u. s. w. allenthalben im Reiche unter den gleichsam angeborenen Gesetzen seines eigenen Volks, welche, nachdem sie

sich seit uralten Zeiten als bloßes Gewohnheitsrecht in Kraft erhalten, vom sechsten Jahrhundert an für alle wichtigern deutschen Stämme aufgezeichnet wurden und zwar, in Uebereinstimmung mit dem ganzen Schriftwesen der damaligen Zeit, in lateinischer Sprache, die dem großen Haufen natürlicher Weise unverständlich war und blieb, und also wesentlich dazu beitrug, das Volk seinem eigenen Rechte zu entfremden.

Für das älteste der deutschen Gesetzbücher gilt das der salischen Franken, dem die übrigen mehr oder weniger nachgebildet zu sein scheinen, wiewohl es in einigen derselben auch nicht an bemerkenswerthen Abweichungen fehlt.

Aus vielen wesentlichen Bestimmungen dieser Bücher ergiebt sich, daß die rechtlichen und sittlichen Anschauungen und Gewohnheiten der Deutschen in dem halben Jahrtausend, welches seit den Schilderungen des Tacitus verflossen, der Hauptsache nach unverändert geblieben waren. Immer noch galt, zum Beispiel, für alle freien Männer des fränkischen Volks die alte republikanische Gleichheit vor dem Gesetze, kraft deren der Adel von jeher nur eine thatsächliche, aber keine rechtliche Bedeutung gehabt hatte. Krieg, Eroberung, Königthum hatten immer noch keinen andern Unterschied der Geburts-Stände unter den Franken aufkommen lassen, als den alten Gegensatz zwischen Freien und Unfreien. Frei und allen seinen Volksgenossen ebenbürtig war, nach wie vor, jeder Franke, der auf eigenem Grund und Boden saß. Desgleichen hatten sich die beiden alten Formen der Unfreiheit, die strenge Leibeigenschaft und die Hörigkeit des Hintersassen, in ihrem ursprünglichen Unterschiede erhalten.

Den Hintersassen an bürgerlichem Range gleichgestellt waren die Römer. Gegen den Unfreien war der Freie, wie von jeher, in allen rechtlichen Verhältnissen hoch bevorzugt und eben so in vielen wichtigen Beziehungen, wenn auch nur mittelbar, der Reiche gegen den Armen. Auf der Ehe zwischen

Freien und Unfreien stand in der Regel der Verlust der eignen Freiheit und die aus ungleichen Ehen hervorgegangenen Kinder folgten, wie es die spätere Rechtssprache ausdrückte, der „ärgern Hand".

Wie von altersher galt Leib und Leben des freien Mannes, mit wenigen Vorbehalten, für unantastbar. Die Todesstrafe war nur in gewissen äußersten Fällen statthaft, jede andere Körperstrafe unbedingt ausgeschlossen. Selbst die schwersten Verbrechen konnten mit Geld und Gut gesühnt werden:*) der Mord durch ein „Wehrgeld" von zweihundert Schillingen, die dem Werthe von hundert Ochsen gleichkamen. Außer dem Wehrgelde, welches der Familie des Erschlagenen zufiel, mußte ein Drittheil desselben als „Friedgeld" an den Richter und den Staat gezahlt werden. Die Buße des Mordes stand auch auf Menschenraub, Entmannung, Entweihung eines Grabes, Nothzucht. Die weibliche Schaam überhaupt war, ganz entsprechend der ältesten deutschen Sitte und Zucht, unter den strengsten Schutz gestellt; schon die lüsterne Berührung der Hand wurde mit fünfzehn Schillingen gebüßt. Auf der Tödtung eines Weibes oder eines Kindes aber stand das dreifache Wehrgeld, das sich nochmals verdreifachte, also auf achtzehnhundert Schillinge stieg, wenn der Leichnam von dem Mörder verscharrt, ins Wasser versenkt oder verbrannt war, um die Missethat zu verheimlichen. Dieselbe Strafe traf den durch Mehrere verübten mörderischen Ueberfall im eigenen Hause. Bevorzugt durch ein höheres Wehrgeld waren überdies die königlichen Dienstmannen, die Staatsbeamten, die Geistlichen. Der Graf und der Kriegsmann im Felde wurde durch ein Wehrgeld von sechshundert Schillingen geschützt; bei den Geistlichen

*) Nach der ausdrücklichen Bestimmung einiger Gesetzbücher sogar die Ermordung des Königs oder des Herzogs. Die meisten derselben schweigen jedoch über den Fürstenmord und nur eins derselben setzt darauf den Tod.

stieg dasselbe von dreihundert, für den Diakonus, bis auf neunhundert, für den Bischof. — Das Wehrgeld des Römers und des Hintersassen dagegen betrug die Hälfte des Wehrgeldes des freien Franken. Der Tod des Leibeignen vollends kostete nur fünfunddreißig Schillinge — nicht mehr, als der Diebstahl eines Stieres, oder eines Walachen und zehn Schillinge weniger, als die Entwendung eines Leithundes, eines Jagdfalken, eines Hengstes. Dagegen konnte auch der Leibeigene sich in der Regel durch Leistung der Buße von anderweitiger Strafe lösen.

Zu den schwersten Rechtsverletzungen, nach dem Morde und den demselben gleichgestellten Verbrechen, gehörten Beleidigungen, Verleumdungen und falsche Anklagen. Wer Jemand des Mordes oder einer gleichgeltenden Vergehung fälschlich beschuldigte, mußte das volle Wehrgeld zahlen, das der Angeklagte verwirkt haben würde. Die Buße für den Vorwurf der Hexerei betrug hundertsiebenundachtzig Schillinge. Wer dem Andern nachsagte, daß er den Schild vor dem Feinde weggeworfen, mußte fünfundvierzig Schillinge zahlen. Das Schimpfwort Fuchs wurde mit drei, der Spottname Haase mit sechs Schillingen gebüßt.

Der zahlungsunfähige Rechtsbrecher mußte nackt, mit dem weißen Stocke in der Hand, von Haus und Hof wandern und seine Verwandtschaft — bis zum fünften Grade, wie es scheint — hatte, wie vor Alters, für ihn aufzukommen. Waren auch die Verwandten außer Stande, die Buße zu leisten, so verfiel der Schuldige der Leibeigenschaft oder der Blutrache, die in den grausamsten Formen geübt werden durfte. Denn von den Römern hatten die Franken die Kunst der langsamen Todesqualen gelernt, die den Deutschen vor Zeiten unbekannt gewesen, und die nicht minder scheußliche Anwendung der Folter, welche zwar jetzt noch nicht auf freie Männer, wohl aber auf

Leibeigene angewendet wurde, die, nach dem Zeugniß des Tacitus, zu seiner Zeit kaum jemals auch nur einen Schlag von ihrem Herrn zu erleiden hatten.

Die Gesetzbücher einiger andern deutschen Völker, namentlich der Allemannen und der Baiern, weichen von den fränkischen zunächst dadurch ab, daß sie das Wehrgeld und die Bußen überhaupt durchweg und zum Theil sehr beträchtlich niedriger stellen, also die Sühne der verbrecherischen Handlungen erleichtern, wobei denn freilich auch die wahrscheinlich geringere Wohlhabenheit der Bewohner des rechtsrheinischen Landes in Anschlag zu bringen ist. Ihrer spätern Entstehung gemäß zeigt sich in diesen Gesetzbüchern auch der inzwischen mächtig gewachsene Einfluß der Geistlichkeit in manchen Festsetzungen, die der Herrschsucht und dem Eigennutze der Kirche zu dienen bestimmt sind. Die Schenkungen und Vermächtnisse an die Kirche werden möglichst begünstigt; für Diebstahl an geistlichem Gut muß neunfacher, und wenn derselbe in der Kirche selbst begangen ist, drei Mal neunfacher Ersatz geleistet werden; die Geistlichen, Mönche, Nonnen und selbst die Leibeigenen der Kirche haben das doppelte Wehrgeld ihrer Volks- oder Standesgenossen; das Asylrecht der Kirchen wird für alle Fälle gewährleistet, und damit der Handhabung von Recht und Gerechtigkeit das schwerste Hinderniß geschaffen; die Versäumniß der Sonntagsfeier wird, nach dreimaliger Wiederholung, mit dem Verluste des dritten Theiles des Vermögens und der nochmalige Rückfall sogar mit der Verurtheilung in die Leibeigenschaft, zu Nutz und Frommen der beleidigten Kirche, bestraft.

Im Gegensatze zu der Rechtsgleichheit aller freien Franken, die nur durch Amt und Würden unterbrochen werden kann, zeigen sich bei den Allemannen und in noch höherem Grade bei den Baiern beträchtliche Unterschiede des angeborenen bürgerlichen Ranges mit wichtiger gesetzlicher Wirkung. Es gab

gemeinfreie, mittlere und vornehme Allemannen, mit abgestuftem Wehrgelde und entsprechend steigender Leistungspflicht zur Sühne eigener Schuld. Bei den Baiern war der Herzog durch ein ungewöhnlich hohes Wehrgeld — neunhundertsechzig Schillinge — bevorzugt. Die übrigen Mitglieder des Hauses der Agilolfinger hatten zwei Drittel des Wehrgeldes des Herzogs, und fünf große, namentlich aufgeführte Geschlechter wiederum die Hälfte des Wehrgeldes der Agilolfinger, nämlich dreihundertzwanzig Schillinge, während das Wehrgeld der übrigen Freien nur hundertundsechzig Schillinge betrug. Wer aber auf Befehl des Königs oder des Herzogs einen Andern getödtet hatte, der wurde durch das baierische Gesetz für straflos erklärt. — Ohne Beispiel bei allen übrigen deutschen Völkern war die von dem baierischen Gesetzbuche für gewisse Fälle angeordnete Strafe der Stockprügel.

Die Gesetze der am Ende des sechsten Jahrhunderts noch unabhängigen deutschen Völker, der Friesen und Sachsen, wurden allerdings erst nach deren Einverleibung in das Frankenreich und auf Betrieb Karls des Großen schriftlich abgefaßt, ihr Inhalt jedoch reicht ohne Zweifel hinauf in die Zeit der übrigen deutschen Rechtsbücher, und giebt durch seine Uebereinstimmung mit den Grundzügen derselben lebendiges Zeugniß von der wesentlichen Einheit, die sich der deutsche Volksgeist, bei allem Wechsel der Schicksale und der größten Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, bewahrt hatte. Als eine Besonderheit der letztgenannten Gesetze, die nur noch das thüringische Rechtsbuch mit ihnen gemein hat, mag erwähnt werden, daß sie, die am meisten frei geblieben von dem Einflusse der fränkischen Geschichte und besonders der fränkischen Staatsentwickelung, übereinstimmend nicht nur einen ausgebildeten Adel kennen, sondern denselben auch zum ersten Male bei seinem deutschen Namen nennen, indem sie dessen Angehörige

als „Adalinge“ oder „Edelinge“, im Gegensatze zu den „Frilingen“, aufführen.

Die Anwendung der Gesetze geschah, wie in der Urzeit, durch die Volksgemeinde, bald des Gaues, bald des Hunderts, welche sich zu festgesetzten Zeiten unter freiem Himmel am „Mal“ oder „Malberge“ versammelte. Jeder freie Gaugenosse hatte nicht blos Zutritt zu der Gemeindeversammlung, sondern war sogar bei empfindlicher Geldbuße verpflichtet, zu erscheinen. Im Gau führte der Graf, im Hundert der Centenar den Vorsitz. Ein gewählter Richter stand ihm zur Seite. Auch das Gesetzbuch sollte nicht fehlen. Strenge Strafandrohungen gewährleisteten den ungestörten Verlauf der gerichtlichen Verhandlung. Der Antheil der versammelten Gemeinde an der Rechtsprechung ist ungewiß, das Urtheil erfolgte aber jeden Falls nur unter ihrer Mitwirkung, so vermuthlich, daß sie die Thatfrage zu entscheiden hatte, während dem Richter die Beantwortung der Rechtsfrage zukam.

Nach fränkischem Rechte wurden, statt des Richters, sieben Männer aus der Volksversammlung aufgerufen, Rachinburgen (Rechtsbürgen?) geheißen, welche das Recht zu finden und zu sprechen hatten. Gewöhnlich hatte nicht der Ankläger die Schuld des Angeklagten sondern dieser seine Unschuld zu beweisen, und zwar, in Ermangelung von Zeugen, durch den Reinigungseid, den er mit einer Anzahl von „Eideshelfern“ — Männern, die ihren guten Glauben an seine Unschuld beschworen — zu leisten hatte. Wenn die erforderlichen Eideshelfer nicht beigebracht werden konnten, trat als letzte Auskunft zur Ermittelung der Wahrheit das „Gottesurtheil“ ein, durch welches die Entscheidung dem Loose, der Feuer- oder Kesselprobe,*)

*) Die erstere bestand darin, daß man über eine glühende Pflugschaar hinwegging, die letztere in dem Eintauchen der Hand in siedendes Wasser.

dem Zweikampf *) — der selbst bei Streitigkeiten über Mein und Dein stattfinden durfte — anheimgestellt wurde. — Die Vollziehung des Urtheils war die Sache des Grafen; die Todesstrafe aber mußte der Ankläger selbst vollstrecken.

*) Der gerichtliche Zweikampf war höchst wahrscheinlich schon in uralter Zeit üblich, als ein Ausdruck des Grundsatzes, daß für unlösbare Rechtsfragen eine höchste Instanz in der Macht gesucht werden muß. Einen unverkennbaren Berührungspunkt mit diesem Grundsatze hat auch die Einrichtung der Eideshelfer.

VI.

Die fränkische Vormacht bis zum Verfall des merowingischen Königthums.

Das fränkische Reich hatte seine großen Erfolge seit dem Tode Chlodwig's unter vielfach ungünstigen Umständen gewonnen: ungeachtet der Neuheit und Unsicherheit der Gesammtlage des Staats in einem eroberten Lande und gegenüber der feindseligen Mehrheit eines unterjochten fremden Volkes, trotz des Verfassungsfehlers, kraft dessen die königliche Regierung in verschiedene Hände gelegt war und inmitten blutigen Familienhaders und ruchloser Verbrechen der Machthaber gegen ihr eigenes Fleisch und Blut. Wenn die Franken sich binnen kurzer Zeit zur obersten Machtstellung in der germanischen Welt aufgeschwungen, so verdankten sie es ohne Zweifel hauptsächlich dem Umstande, daß die politische Organisation der angränzenden und verwandten Völker noch weit mangelhafter war, als die ihrige, namentlich im Punkte der Einheit des Staatswillens, welcher, unter sonst gleichartigen Verhältnissen, den Ausschlag geben mußte. Um so mehr, als der Staatsgewalt bei den Franken ein besonders strammes Militärwesen zur Verfügung stand, vermöge dessen sie immer zum Angriff bereit, und, bei verhältnißmäßig hoch ausgebildeter Kriegskunst und guter Mannszucht, von vorn herein im größten Vortheil gegen die mehr auf die Vertheidigung eingerichteten Nachbarn waren. — Die ganze Stärke des fränkischen Heeres

bestand im Fußvolk. Der deutsche kurze Spieß, zu Wurf und Stoß gleich brauchbar, war noch immer die Hauptwaffe der Franken. Zu demselben kam jetzt eine zweischneidige Streitaxt, deren Wucht im Handgemenge den Ausschlag zu geben pflegte.

Die vier Söhne Chlodwig's hatten, so lange Theuderich lebte, diesem, als dem ältesten, gewöhnlich die Führerrolle zugestanden, und waren durch ihn in leidlichem Einverständnisse mit einander erhalten worden. Als indessen, kurz vor dem Tode Theuderich's, der zweitälteste Sohn Chlodwig's, Chlodomar, gegen die Burgunder gefallen war, bemächtigten sich die beiden jüngern Brüder, Childebert und Chlotar, seines Antheils am Reich, indem sie Chlodomar's junge Söhne eigenhändig ermordeten. Nachdem Theuderich gestorben, wurde dessen Sohn, Theudobert, von einem ähnlichen Schicksal bedroht, dem er jedoch durch ein Bündniß mit dem einen seiner Oheime gegen den andern entging. Es kam zum Kriege, der durch Vergleich beendigt wurde. Von jetzt an hielten die Söhne und Enkel Chlodwig's wieder Frieden unter einander. Theudobert starb 547, sein einziger Sohn, Theudobald, sieben Jahre später und vier Jahre darauf auch der kinderlose Childebert.

So wurde die von Chlodwig gegründete und inzwischen gewaltig herangewachsene Macht des Frankenreiches, nach siebenundvierzigjähriger Theilung, 558 wieder in einer Hand vereinigt, in der Hand Chlotar's, des jüngsten Sohnes ihres Stifters. Das einzige geschichtliche Ereigniß von Belang, welches sich an den Namen Chlotar's knüpft, ist ein wider dessen Willen durch die Beutegier seines Volkes herbeigeführter Krieg gegen die Sachsen, welcher mit der Vernichtung des in deren Land eingebrochenen fränkischen Heeres endigte.

Als Chlotar, nachdem er kurz zuvor einen aufrührerischen Sohn mit dessen Frau und Töchtern zu Tode martern lassen,

im Jahre 560 starb, theilten seine ihn überlebenden vier Söhne, nachdem sie die väterliche Erbschaft einander eine Zeit lang mit den Waffen in der Hand streitig gemacht, das Reich vom Neuen in der Art, daß Charibert den Sitz seiner Regierung in Paris nahm, Guntram in Orleans, Chilperich in Soissons, Sigbert in Metz oder Rheims. Die Gränzen der zu diesen Städten gehörigen Verwaltungsgebiete lassen sich nicht deutlich erkennen; das wichtigste und ausgedehnteste derselben aber war ohne Zweifel dasjenige, welches, unter dem Namen Austrasien oder Austrien, dem zweitjüngsten der Brüder, Sigbert, zu Theil wurde, das Ostland des Reiches mit fast rein deutscher Bevölkerung. Der größte Theil dieses Landes, Allemannien, Baiern, Thüringen bildete den neuesten Erwerb und den unsichersten Besitz des fränkischen Reiches und überdies, vermöge gefährlicher Nachbarschaften, dessen schwächste Gränze. So fiel denn die Rolle des Vorkämpfers des fränkischen Reiches dem Könige Sigbert von selber zu.

Kaum zur Regierung gelangt, hatte Sigbert einen Einfall der Awaren abzuwehren, die von Ungarn aus bis nach Thüringen vordrangen und dessen Bevölkerung in Aufruhr gegen die fränkische Herrschaft brachten. Nach glücklich beendigtem Feldzuge zurückkehrend, fand Sigbert seine Hauptstadt Rheims und andere austrasische Plätze durch seinen Bruder Chilperich in Besitz genommen, der jedoch nicht bloß diese Beute wieder fahren lassen mußte, sondern auch aus dem eigenen Lande vertrieben wurde und seine Wiedereinsetzung nur der Großmuth Sigbert's verdankte.

Bald darauf brachen die Awaren vom Neuen in Thüringen ein, schlugen das Heer Sigbert's und nahmen den König selbst gefangen. In persönlicher Verhandlung mit dem Chan der Awaren gelang es Sigbert indessen durch große Geschenke und schöne Worte, seine Freiheit, den Abzug der Awaren und die Zusage dauernden Friedens zu erlangen.

Als um das Jahr 568 der König von Paris, Charibert, kinderlos starb, bemächtigten sich seine drei Brüder durch gewaltthätigen Zugriff seines Antheils am Reiche, dessen räumliche Eintheilung dadurch vollends in die größte Verwirrung gerieth, so daß die Nebenbuhlerschaft und die Ländergier seiner Beherrscher neuen Spielraum erhielt. Bei einem Angriffe indessen, welchen die Langobarden, nachdem sie sich Oberitaliens bemächtigt, auf das fränkische Alpenland machten, vereinigte die gemeinschaftliche Gefahr die Brüder Sigbert und Guntram zu gemeinschaftlicher Abwehr, durch welche die Langobarden, nach anfänglichem großen Erfolge, blutig zurückgewiesen wurden.

Der Unfriede im königlichen Hause sollte jedoch durch weibliche Leidenschaften bald zur verzehrenden Flamme angefacht werden. Schon Chlotar hatte, unbeschadet seines rechtgläubigen Christenthums, zwei Schwestern gleichzeitig zu Frauen gehabt. Von einigen seiner Söhne wurde sein Beispiel der Vielweiberei noch überboten. Charibert von Paris ehelichte vier oder fünf Frauen niedriger Geburt, die alle den Titel der Königin führten. Guntram von Orleans hatte zwei oder drei Weiber, deren jede die Kinder der andern ums Leben zu bringen trachtete. Chilperich von Soissons hielt sich, neben mehreren angetrauten Frauen, eine Beischläferin, Fredegunde, die eine fast unbeschränkte Herrschaft über ihn ausübte.

Im Gegensatz zu seinen Brüdern hatte Sigbert eine Gemahlin aus königlichem Stamme gewählt, mit welcher er in reiner Ehe lebte: Brunhilde, die Tochter Athanagild's, des Königs der Westgothen, schön, klug und von ihrem Vater überaus reich ausgestattet. Chilperich, beschämt durch das Beispiel der Ehe seines Bruders, oder gereizt durch die Aussicht auf große Mitgift, warb um die ältere Schwester Brunhildens, Galswintha, die ihm bewilligt wurde gegen das Versprechen, seine bisherigen Weiber und Beischläferinnen von sich

zu thun. Fredegunde gewann jedoch bald wieder ihre alte Herrschaft über Chilperich. Galswintha, welche nach dem Wortbruche Chilperich's in ihre Heimat zurückzukehren verlangte, wurde eines Morgens todt im Bette gefunden und wenige Tage darauf heirathete Chilperich die Fredegunde. Brunhilde trieb Sigbert, ihre Schwester zu rächen, und nun entbrannte, von wüthendem Weiberhaß unablässig geschürt, ein Vertilgungskampf, dessen Blut und Flammen noch ein halbes Jahrtausend später in dem Nibelungenliede widerleuchten.

So undankbar die Aufzählung dieser Ereignisse zu sein scheint, so lassen sie sich doch nicht mit Stillschweigen übergehen. Im Jahre 575 wurde Sigbert in der Ebene bei Vitry in dem Augenblicke ermordet, wo er als Sieger über Chilperich von dessen eigenen Leuten auf den Schild gehoben und zum Könige an dessen Statt ausgerufen worden war. In Folge davon gerieth Brunhilde in Gefangenschaft und konnte ihr junger Sohn, Childebert, nur mit Mühe nach Austrasien gerettet werden. Der Krieg indessen wurde dadurch nicht unterbrochen. Ein älterer Sohn Chilperich's, Merwig, schlug sich auf die Seite der Feinde seines Vaters, befreite Brunhilde und heirathete sie. Beide fielen aber bald darauf Chilperich in die Hände, welcher Brunhilde auffallender Weise losgab, Merwig dagegen scheeren ließ, um ihn in's Kloster zu schicken, das also schon damals die wesentlichen Eigenschaften des Zuchthauses hatte. Um demselben zu entgehen, suchte und fand Merwig den Tod durch befreundete Hand.

Drei Söhne, welche Fredegunde dem Chilperich geboren, starben rasch hintereinander weg. Der Verdacht, diese Todesfälle durch Zauberkünste verursacht zu haben, wurde von Fredegunde auf ihren Stiefsohn Chlodwig geworfen; durch die Folter erpreßte Zeugnisse bekräftigten die Anklage und Chlodwig büßte dieselbe mit dem Leben. Mit ihm wurde auch

seine Mutter, die verstoßene Königin Andovera, unter Qualen getödtet.

Da Chilperich jetzt seinen letzten männlichen Erben verloren hatte, so traten die austrasischen Großen, im Namen ihres jungen Königs Childebert, mit demselben in Unterhandlungen, welche, trotz des heftigen Widerstandes der unversöhnlichen Brunhilde, zu einem Friedensschluß führten, welcher Childebert die Erbschaft Chilperich's zusprach. Aber nur unter der von Chilperich gestellten Bedingung eines Bündnisses gegen seinen Bruder, Guntram von Orleans, der sich während des bisherigen Krieges bald auf die eine bald auf die andere Seite geschlagen, große Beute an Land und Leuten davon getragen, zuletzt jedoch, weil gleichfalls aller seiner Söhne beraubt, Childebert zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. So begann der Krieg mit gewechselten und bald abermals wechselnden Rollen vom Neuen. Als im Anfange der achtziger Jahre wiederum eine gewisse Waffenruhe eintrat, erhielt die Eifersucht Brunhilde's und Fredegunde's einen neuen Stachel dadurch, daß die erstere ihre Tochter, Ingundis, an Hermangild, den ältern Sohn des westgothischen Königs Leovigild, verheirathete, die zweite ihre Tochter, Rigunthis, dem jüngern Sohn Leovigild's, Reccared, verlobte. Während der Brautfahrt der Rigunthis nach Spanien — die übrigens ihr Ziel niemals erreichte, sondern, nach wiederholter Ausplünderung, schließlich nach Paris zurückkehren mußte, worauf Reccared eine Tochter Brunhilde's zum Weibe nahm — wurde Chilperich von unbekannter Hand ermordet; 584.

Wenige Monate vor seinem Tode hatte ihm Fredegunde wieder einen Sohn, Chlotar, geboren, nicht ohne den Verdacht, daß nicht der König, sondern der Palastbeamte Landerich dessen Vater sei. Ein angeblicher oder wirklicher Bruder Chilperich's, der lange Jahre als Flüchtling in Constantinopel gelebt hatte, Gundobald, trat jetzt mit Erschaftsansprüchen hervor. Von den austrasischen Machthabern, aus mancherlei

Gründen der Leidenschaft oder Selbstsucht, unterstützt, hatte er Anfangs großen Erfolg. Fredegunde flüchtete sich mit ihrem Sohne unter den Schutz Guntram's, der sich ihrer mit ungewohntem Nachdruck annahm und auch seinen Neffen Childebert, den jetzt herangewachsenen König von Austrasien, durch eine persönliche Zusammenkunft auf ihre Seite brachte. Gundobald und sein Anhang wurden unter Gräueln aller Art zu Falle gebracht, Fredegunde triumphirte, Brunhilde und die mit ihr einverstandenen austrasischen Großen mußten die weiteren Anschläge ihres Hasses und ihres Ehrgeizes vertagen. Aufruhr und Verschwörung, Gift und Dolch, Tücke und Gewaltthat blieben darum nicht weniger die alltäglichen Werkzeuge der fränkischen Geschichte.

Als Guntram im Jahre 593 starb, gelangte Childebert ohne Schwierigkeit zu der ihm längst zugesagten Nachfolge in dessen Reich. Childebert's Gesinnungen gegen Fredegunde und Chlotar hatten sich inzwischen wieder geändert. Obgleich Fredegunde die angezweifelte eheliche Geburt ihres Sohnes mit dreihundert Eideshelfern beschworen, sollte derselbe jetzt doch vom Reiche verdrängt werden. Fredegunde indessen stellte sich selbst mit Landerich an die Spitze des Heeres und gewann einen großen Sieg über Childebert. Dieser starb 596 an Gift. Sein Reich wurde unter seine beiden unmündigen Söhne Theudobert und Theuderich verloost, so daß jener Austrasien, dieser Burgund erhielt. Hier wie dort führten Großbeamte des Staats das Regiment, mit möglichstem Ausschluß des Einflusses der Großmutter der beiden Könige, Brunhilde. Fredegunde indessen fand die Umstände der weitern Verfolgung der unlängst gewonnenen Vortheile günstig, führte wiederum das neustrische Heer persönlich ins Feld, gewann Paris, das aus der Erbschaft Charibert's an Guntram und von diesem an Childebert und seine Söhne gekommen war, und starb dort 597 auf der Höhe ihres Glücks, indem sie ihrem zwölfjährigen

Sohne Chlotar ein beträchtlich vergrößertes und gestärktes Reich hinterließ. Auf Anstiften Brunhilde's indessen, wie es scheint, erfolgte alsbald ein Angriff auf dasselbe durch die vereinigte Macht der Austrasier und Burgunder, welche Chlotar an den Rand des Verderbens brachte. Bald aber entstand, geschürt durch Brunhilde, die inzwischen mit ihrem ältern Enkel Theudobert zerfallen war, heftiger Zwiespalt zwischen Austrasien und Burgund, welcher dahin führte, daß Elsaß, Sundgau, Thurgau und benachbarte Landstriche mit deutscher Bevölkerung, welche wider die Natur der Verhältnisse zu Burgund geschlagen worden waren, dem austrasischen Reiche einverleibt wurden. Theuderich und Brunhilde suchten jetzt die Bundesgenossenschaft Chlotar's. Theudobert, in mehreren Schlachten besiegt, wurde gefangen genommen, in Fesseln vor seinen Bruder geführt, seiner königlichen Würde durch die Priesterweihe entkleidet und hinterdrein ermordet; seinem kleinen Sohne Merwig zerschmetterte man auf Befehl Theuderich's den Kopf an einem Felsen. Der Streit um die Beute brachte demnächst Theuderich und Chlotar gegen einander in Waffen. Noch vor Beginn des Feldzugs indessen starb Theudorich, mit Hinterlassung von vier Söhnen im Kindesalter, unter der Obhut ihrer Urgroßmutter Brunhilde. Das burgundische Heer, führerlos geworden, ging auseinander; um so eifriger aber betrieb Chlotar seinen Kriegsplan. Dabei kam ihm der Haß einiger burgundischen Großen gegen Brunhilde und die Erbitterung der Austrasier über die durch die Burgunder erlittene Niederlage zu Hülfe. Die mächtigsten und namhaftesten Männer beider Völker verschworen sich mit Chlotar zum Untergange der alten Königin und ihrer Urenkel. Mit gewohnter Willens- und Thatkraft hatte Brunhilde gegen Chlotar gerüstet, als die beiden Heere aber an der Aisne in der Champagne zusammentrafen, kam der Verrath zum Ausbruch und gewann Chlotar den Sieg ohne Kampf. Seine Rache an der

Todfeindin seines Hauses war die eines Wütherichs. Die achtzigjährige Brunhilde wurde mit Schimpf und Hohn überhäuft, drei Tage lang gemartert und endlich an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und zu Tode geschleift.*) Ihre vier Urenkel starben theils gleichfalls eines gewaltsamen Todes, theils verschwanden sie spurlos. Vom Jahre 613 an war Chlotar II. im alleinigen und unbestrittenen Besitze der Herrschaft über das wiedervereinigte Frankenreich.

In dem langen Zeitraum der kriegerischen Zerrüttung und des häufigen Wechsels der Herrschaft, welchem das Frankenreich, meistens unter Weiberregiment und unmündigen Königen, durchgemacht, waren in den Verfassungszuständen desselben mannigfaltige Veränderungen vor sich gegangen. Nicht nur hatte das königliche Ansehen schwere Einbuße gelitten, sondern auch die alte Volksfreiheit war in jenen Wirren und Kämpfen zu Schaden gekommen, während die Macht der großen Herren, die ihren Beistand zu verkaufen und ihren Einfluß auszubeuten gelernt, fortwährend zugenommen. Die großen Grundeigenthümer und Grundbesitzer auf Lebenszeit, die Würdenträger des Staats, die Kirchenfürsten — sie alle hatten die Mißgeschicke des Reichs benutzt zur Vermehrung ihres Reichthums und zur Befestigung ihrer Stellung. Viele von ihnen fanden allerdings in den wilden Abendtheuern der Zeit ihren Untergang, ihr *Stand* aber, oder ihr *Amt* ging gehoben und gestärkt aus denselben hervor — gehoben und gestärkt auf Kosten des Volks sowohl wie des Königthums.

Den augenfälligsten Gewinn trug das Großamt des Majordomus**) davon. Der Inhaber dieses Amtes hatte, allem

*) Chlotar's geistlicher Biograph, Fredegar, rühmt ihm gleichwohl nach: „daß er ein sehr geduldiger Mann war, gelehrt und gottesfürchtig, gütig und theilnehmend gegen Jedermann.“ Zum bessern Verständniß wird hinzugefügt: „daß er den Priestern und Kirchen große Geschenke gab.“

**) Daß die ehemals übliche Uebersetzung dieses Titels durch „Haus-

Anscheine nach, von Haus aus lediglich, oder doch hauptsächlich, die Obhut des nach dem Rechte der Eroberung erworbenen gemeinschaftlichen Grund und Bodens, welcher theils an die fränkischen Kriegsmänner, entweder zu freiem Eigenthum oder zu lebenslänglichem Nießbrauch, verliehen, theils als eine Art unbeweglichen Staatsschatzes vorbehalten wurde. Demgemäß wurde der Majordomus nicht vom Könige bestellt, sondern aus dem Volke gewählt und zwar ursprünglich von Jahr zu Jahr, als dessen Vertreter bei der Verwaltung des öffentlichen Eigenthums. In dieser Eigenschaft hatte der Majordomus allerdings von vorn herein die wirksamsten Mittel des Einflusses in Händen, deren erfolgreiche Benutzung im Interesse der eigenen Macht aber wurde erst möglich dadurch, daß sich sein Amt in den Nöthen und Wirrnissen der Zeit aus einem auf kurze Frist verliehenen in ein lebenslängliches umgestaltete, ja zuletzt in ein erbliches verwandelte. Bereits gegen das Ende der Kriegsperiode, welche durch die Namen Brunhilde's und Fredegunde's gekennzeichnet ist, waren die Majordomus von Neustrien, Burgund und selbst Austrasien die wichtigsten Männer des Reichs und die eigentlichen Werkmeister der Ereignisse. Vorzugsweise den beiden Majordomus von Burgund und Austrasien, Warnachar und Rado, verdankte auch Chlotar II. seinen leichten Sieg über Brunhilde, und durch die Bestätigung

meier" und die Auffassung des damit verbundenen Amtes als einer Art Haushofmeisterstelle eine völlig verkehrte ist, braucht heute nicht mehr nachgewiesen zu werden. Die Luden'sche Uebersetzung durch „Hausältester" mag buchstäblich richtig sein, ist aber durchaus unverständlich, und L.'s Annahme, daß durch domus die Gesammtheit der Dienstmannen, das „Geleite" bezeichnet worden, nichts weniger als erwiesen. Es scheint daher angemessen, den urkundlichen Ausdruck, unbekümmert um seine buchstäbliche Auslegung, bis dahin beizubehalten, wo die Erweiterung des anfänglichen beschränkten Charakters des fraglichen Amtes eine Bezeichnung gestattet, welche dem Sprachgebrauch und dem Verständniß unserer Zeit entspricht.

derselben in ihren bisherigen Würden und Machtbefugnissen mußte er sich ihren Beistand erkaufen.

Damit war denn, auch nach der Wiederherstellung der Einheit des Königthums, eine gewisse Selbstständigkeit der wichtigsten Glieder des Reichs vom Neuen anerkannt.*) Ein weiteres Zugeständniß in der nämlichen Richtung machte Chlotar II. dadurch, daß er den Austrasiern 622 in der Person seines sechzehnjährigen Sohnes Dagobert wieder einen eigenen König gab, wahrscheinlich genöthigt durch den allmälig schärfer hervortretenden Gegensatz zwischen der romanischen und der deutschen Hälfte seines Reiches, welcher nach und nach das herrschende Volk der Franken selbst ergriff, und die Scheidung desselben in zwei verschiedene Nationalitäten vorbereitete. Die Gränzlinie zwischen Austrasien und Neustrasien zog sich, längs der Vogesen und der Ardennen, bis an die untere Schelde hin, ohne Zweifel in wesentlicher Uebereinstimmung mit der Sprachgränze, welche jedoch den genannten Fluß in dem heutigen Flandern auch schon damals überschritt.

Als Majordomus von Austrasien, das heißt, als der eigentliche Machthaber im Reich, wurde Pippin von Landen bestellt, oder vielleicht auch nur anerkannt, ein niederländischer Großer, der bei dem Sturze Brunhilde's und ihrer Urenkel eine Hauptrolle gespielt. Als indessen Chlotar II. 628 starb, bemächtigte sich Dagobert auch des größten Theiles von Neustrien, indem er seinem jüngern Bruder, Charibert, nur Aquitanien einräumte, das Land zwischen der Rhone, der Loire und der Gränze des westgothischen Reiches, das immer noch über die Pyrenäen nach Languedoc und Roussillon — Septimanien — herausgriff. Aber schon nach wenigen Jahren — Charibert war inzwischen gestorben und das ganze

*) Nach dem Tode Warnachar's erlangte übrigens Chlotar auf einer Reichsversammlung zu Troyes, daß das Amt des Majordomus von Burgund und von Neustrien im Interesse der Einheit des Reichs vereinigt wurde.

Frankenreich wieder in der Hand Dagobert's vereinigt — sah sich dieser veranlaßt, seinen erst dreijährigen Sohn, Sigbert, in Metz zum Könige von Austrasien ausrufen zu lassen und eine eigene Regentschaft für dies Land zu bestellen, so daß also eine gemeinschaftliche Regierung nicht mehr ertragen werden zu können schien.

Ueber die Zustände und Ereignisse im Innern Deutschlands ist bis zu diesem Zeitpunkte immer noch wenig oder nichts zu berichten. Nur einige in Krieg und Frieden stattfindende Berührungen mit auswärtigen Völkern und Ländern sind zu erwähnen. So namentlich erneuerte Einfälle der Awaren, welche sich indessen seit dem thüringischen Frieden nicht mehr gegen das nördliche, sondern gegen das südliche Deutschland richteten, gegen Baiern, von dem das Awarenland nur durch die Enns getrennt war. Mit ihren südlichen Gränznachbarn, den Langobarden dagegen, traten die Baiern in freundschaftliche Verhältnisse, welche die Besorgniß und das Einschreiten des fränkischen Königthums zur Folge hatte.

Die Langobarden hatten nämlich, von den Tagen der Eroberung Oberitaliens an, in fast ununterbrochener Feindschaft mit den Franken gelebt. Zwar zerfiel das langobardische Reich, nachdem sein Gründer, Alboin, schon 573 auf Anstiften seiner Gemahlin Rosamunde, der Tochter des von ihm erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, ermordet und sein Nachfolger, Kleph, bereits zwei Jahre später gleichfalls gewaltsamen Todes gestorben war, in einige dreißig selbstständige Herzogthümer, aber die Kriegslust und die Angriffskraft der Langobarden wurde dadurch zunächst so wenig geschwächt, daß sich das fränkische Reich ihrer wiederholten Eroberungsversuche in den Alpenländern kaum erwehren konnte. Erst durch ein Bündniß der Franken mit den Byzantinern, die gleichfalls mit den Langobarden in fortwährender Fehde lagen, wurden die letztern dahin gebracht, die Staatsgewalt wieder in die Hand eines

Königs zu legen. Anthari, der Sohn Kleph's, wurde auf den Schild gehoben. Er machte Frieden mit den Franken. Als er sich aber bald darauf, nach hochromantischer Werbung, mit Theudelinde, der Tochter des Herzogs Garibald von Baiern, vermählte, kam es durch den Argwohn und die Eifersucht der fränkischen Politik, die in dieser Verbindung eine Gefahr erblickte, zu einem neuen Kriege, in welchem die Langobarden zwar hart bedrängt wurden, schließlich aber doch die Oberhand behielten. Als bald darauf, um 590, Anthari starb, gaben die Langobarden die Königswahl in die Hand Theudelindens, welche den Herzog Agilulf auf den Thron erhob, indem sie sich mit ihm vermählte.

An der Nordgränze des fränkischen Reiches traten, während der Regierung Dagobert's, die Sachsen wieder auf den geschichtlichen Schauplatz, von welchem sie seit dem mißlungenen Angriffe Chlotar's I. auf ihre Unabhängigkeit verschwunden. Dagobert gerieth mit den Sachsen in einen Krieg, welcher eine so ungünstige Wendung für ihn nahm, daß er seinen Vater aus Neustrien zu Hülfe rufen mußte. Chlotar II. fiel mit großer Heeresmacht in das Sachsenland ein, ließ alle Sachsen niedermachen, welche ihm in die Hände fielen, wenn sie länger waren, als sein Schwerdt, zog aber schließlich wieder ab, ohne des Landes und des Volkes Meister geworden zu sein.

Einige Jahre später, um das Jahr 630, fand der erste schwere Zusammenstoß zwischen Deutschen und Slawen statt, von dem sich geschichtliche Kunde erhalten. Ein in Böhmen eingewanderter Franke, Namens Samo, hatte die dort ansässigen slawischen Stämme im Anfange des siebenten Jahrhunderts, zum Schutze gegen die Raubzüge der Awaren, in ein geordnetes Gemeinwesen gebracht, das er selbst mehrere Jahrzehnte hindurch mit gutem Erfolge regierte. Die Ermordung einiger fränkischen Kaufleute im Lande Samo's jedoch führte

einen allgemeinen Krieg der Deutschen gegen die angränzenden Slawen überhaupt herbei.

Die Langobarden, Allemannen und Baiern zogen gegen die Südslawen ins Feld, während zugleich ein fränkisches Heer in Böhmen einrückte. Der Feldzug im Süden wurde mit großem Erfolg durchgeführt, der Angriff gegen Samo aber mißlang so vollständig, daß die Franken, mit Zurücklassung von Gepäck und Heergeräth, aus dem Feindeslande fliehen mußten und daß das dem Frankenreiche von Thüringen aus unlängst einverleibte slawische Volk der Sorben, zwischen Saale und Elbe, abfallen und sich dem Reiche Samo's anschließen konnte.

Im nächsten Jahre wurden in Mainz große Rüstungen zu einem zweiten Feldzuge gegen Samo gemacht, die Erneuerung des Kriegs aber unterblieb, angeblich, weil sich die Sachsen erboten, das Unternehmen allein auszuführen, gegen Nachlaß eines ihnen gleichfalls angeblich auferlegten Tributs von 500 Kühen. Die Sachsen waren es indessen nicht, sondern die Thüringer, welche die Niederlage des austrasischen Heeres rächten, oder doch wenigstens die inzwischen zum heftigen Angriffe übergegangenen Slawen in ihre Gränzen zurückwiesen. Durch glückliche Kämpfe gegen Samo gewann Thüringen bald so sehr an Kraft und Bedeutung, daß es sich aus der bisherigen Lage einer eroberten fränkischen Provinz herausarbeiten und eine ähnliche Selbstständigkeit, wie Schwaben und Baiern, unter einem erblichen Herzoge beanspruchen konnte. Gegen diese Neuerung wurde zwar im Namen des austrasischen Königthums ein Reichsheer aufgeboten, durch einen großen Sieg an der Unstrut aber erzwang der thüringische Herzog, Radulf, die förmliche Anerkennung derselben.

VII.

Die Zeit der Reichshauptmannschaft.

Dagobert starb im Jahr 638 — der letzte der merovingischen Könige, welcher eine persönliche Rolle in der Geschichte des Reiches gespielt. Seine Nachkommen, die einander noch während eines Zeitraums von mehr als hundert Jahren auf den fränkischen Thronen folgten, waren ohne Ausnahme Kinder oder Schwachköpfe, die auch nur mit Namen zu nennen nur in den seltensten Fällen der Mühe werth ist. Das Oberhaupt des Reichs verwandelte sich in ein bloßes Sinnbild der öffentlichen Sache, welches zwar immer noch der Gegenstand einer gewissen überlieferten Scheu oder Schonung sein mochte, dem jedoch jeder lebendige Zusammenhang mit dem Staatswesen fehlte. Die dem politischen Gemeinwesen unentbehrliche Kraft des Regimentes aber übertrug sich, gleichsam von selbst und vermöge des staatlichen Naturtriebes der Selbsterhaltung, auf das Amt des Majordomus, das man, bei seiner späteren Ausdehnung innerhalb schwer zu bestimmender Gränzen, füglich mit dem gleichfalls weitreichenden doch unbestimmten Namen der Reichshauptmannschaft*) bezeichnen kann. Dem Könige blieben die äußeren Merkmale seiner Würde vorbehalten, aber er war die Gliederpuppe und das Sprachrohr des Reichshauptmanns und selbst mit seinem Haushalt lediglich auf die

*) Entsprechend der französischen lieutenance générale du royaume.

ihm von demselben ausgeworfenen Jahrgelder angewiesen. Und so vollständig und hoffnungslos war dieses Nichts des Königthums, daß im Laufe dreier Menschenalter kaum irgend eine Regung der Auflehnung desselben gegen die Allgewalt der Reichshauptmannschaft bemerklich wurde.

Wohl aber kam es hie und da zur Empörung, sei es des Volksgeistes, sei es der geistlichen und weltlichen Aristokratie, gegen die angemaßte Macht der Reichshauptmannschaft. Grimoald, Sohn Pippin's von Landen, und gleich diesem Majordomus von Austrasien, soll bei einem vorzeitigen Versuche, die Merovinger vom Thron zu verdrängen, an dem öffentlichen Widerstande gescheitert und zu Grunde gegangen sein. Hebroin, Reichshauptmann von Neustrien, weil er den Thron eigenmächtig, wiewohl mit einem Merovinger, besetzte, wurde gestürzt und ins Kloster gesteckt. Um der Wiederholung solcher Unternehmungen vorzubauen, wurde, nachdem um 670 das ganze Reich wieder ein Mal unter dem Könige Childerich II. vereinigt war, verfassungsmäßig festgestellt, daß Austrasien, Neustrien und Burgund je einen aus der eigenen Mitte gewählten Reichshauptmann haben und daß das Amt desselben nicht mehr lebenslänglich sein sollte. Aber dieses Gesetz blieb nicht lange in Kraft. Nachdem Childerich II., wie so viele seiner Vorgänger, von Mörderhand gestorben war, entkam Hebroin aus dem Gefängniß und durch seltene Willens- und Thatkraft gelang es ihm, sich von Neuem der Reichshauptmannschaft in Neustrien zu bemächtigen, die er mit eiserner Hand gegen seine Feinde und Nebenbuhler handhabte. Das Bestreben, seine Macht auch in Austrasien zur Anerkennung zu bringen, dessen Thron damals unbesetzt war und eine Reihe von Jahren unbesetzt blieb, brachte dieses Land gegen ihn in Waffen. Pippin von Herstall, Enkel Pippin's von Landen und Neffe Grimoald's, stand an der Spitze der Austrasier, über welche jedoch Hebroin die Oberhand behielt bis zu seiner

Ermordung im Jahr 681. Der Krieg zwischen den beiden Hälften des Reichs, mehrmals unterbrochen und erneuert, fand seinen Schluß in einem großen Siege, welchen Pippin 687 bei Testri, an der Somme, über die Neustrier gewann, und der ihm das Schicksal des ganzen Frankenreiches in die Hand gab. Pippin indessen, gewarnt wahrscheinlich durch das Beispiel seines Oheims Grimoald, benutzte sein Kriegsglück mit seltener Mäßigung, schonte Leben und Eigenthum der geschlagenen Feinde, gegen das Versprechen, das Schwerdt nicht wieder gegen ihn zu erheben, und huldigte dem in seine Gewalt gefallenen Könige von Neustrien, Theuderich III. Dagegen ließ er sich als alleinigen Reichshauptmann*) des ganzen Frankenreichs anerkennen, dessen Schwerpunkt von nun an mehr und mehr nach Austrasien rückte, wo das jetzige Regiment im Boden des reinen deutschen Volksthums die kräftigsten Wurzeln hatte.

Zur vollen Ausnutzung der Vortheile und Hülfsmittel dieses neuen Verhältnisses bedurfte es der Befestigung und Ausbreitung der fränkischen Herrschaft auf der rechten Rheinseite, wo Allemannen, Baiern und Thüringer unter den Wirren des Reichs das sie an dasselbe knüpfende Band mehr oder weniger abgestreift hatten, während Sachsen und Friesen noch in ungebrochener Kraft als gefährliche Nachbarn, oder vielmehr stets kampfbereite Feinde dastanden.

Für die aus diesen Verhältnissen sich ergebenden Aufgaben kam der fränkischen Staatskunst das alte Bündniß mit der Kirche zu Statten, dessen Vortheile sich seit den Zeiten Chlodwig's in inneren und auswärtigen Verhältnissen schon oft bewährt hatten. Die fränkischen Machthaber begriffen,

*) Später stellte Pippin die Reichshauptmannschaft in Neustrien und Burgund wieder her, gab dieselbe aber so bald wie möglich seinen eigenen Söhnen.

daß das Christenthum wirksame Mittel biete, den unbändigen Sinn der Deutschen zu zähmen, ihren Freiheitsstolz zu brechen, ihre Widerstandskraft zu lähmen, und die Geistlichkeit lernte durch manche schlimme Erfahrung, daß die Bekehrung, besonders der Norddeutschen, ohne den Beistand der Waffen ein mißliches Unternehmen sei. So machten denn Staat und Kirche wieder einmal gemeinschaftliche Sache zu einem religiösen und einem weltlichen Zweck.

Als die ersten christlichen Glaubensboten, welche im rechtsrheinischen Deutschland mit einigem Erfolg auftraten, werden irländische Mönche genannt, die, wie namentlich Gallus, Columban, Fridolin, im Anfange des siebenten Jahrhunderts in der Schweiz und am Bodensee predigten*), tauften, Klöster stifteten. In Baiern erschien um die nämliche Zeit der heilige Emmeran, ein Franke, als Missionar am Hofe des Herzogs Theodo zu Regensburg, wo er die wohlwollendste Aufnahme fand und das Bekehrungswerk mehrere Jahre lang erfolgreich betrieb, bis er, von der Herzogstochter Uta eines Angriffs auf ihre Keuschheit beschuldigt, die Flucht ergriff, von den Brüdern Uta's aber eingeholt und niedergehauen wurde. Der heilige Kilian kam einige Jahrzehnte später als Missionar zu den rechtsrheinischen Franken und es soll ihm die friedliche Bekehrung der Bevölkerung von Würzburg und der Umgegend gelungen sein. Daß aber das Heidenthum auch in Süddeutschland nicht ohne Anwendung von Waffengewalt

*) Wenn Männer keltischer Abstammung und Zunge in diesen Gegenden das Apostelamt ausüben konnten, so möchte man daraus folgern, daß um jene Zeit das Keltenthum, obgleich nichts mehr von demselben verlautet, dort noch nicht ausgestorben gewesen sein könne. — Die christliche Liebe verhinderte übrigens einige der heiligen Männer nicht, Denjenigen, welche ihre Lehren nicht anhören wollten, anzuwünschen: daß alle ihre Kinder vor ihnen sterben, und daß sie selbst in Armuth, Hülfslosigkeit und Wahnsinn bis zum höchsten Alter leben möchten.

vollends besiegt worden, davon zeugt wenigstens die Sage, derzufolge die dem alten Glauben treu gebliebenen Allemannen von einem fränkischen Herzoge in einer Schlacht an der rauhen Alp vernichtet worden, in welcher 15,000 von ihnen auf dem Platze geblieben seien.

Wie dem indessen auch sei, gegen Ende des siebenten Jahrhunderts war die gütliche oder die Zwangsbekehrung Süddeutschlands, wenigstens der Form nach, dem Anscheine zufolge so ziemlich vollendet. Aber es handelte sich gleichwohl immer noch darum, diese kirchlichen Erfolge zum Vortheil des fränkischen Staats gegen die unbotmäßigen Süddeutschen auszunutzen, und dazu bedurfte es nicht bloß des fortdauernden Beistandes der Geistlichkeit, sondern auch nachhaltiger kriegerischer Anstrengungen, denen Pippin nicht gewachsen war und die einer späteren Zeit vorbehalten bleiben mußten.

Die norddeutschen Stämme dagegen, Thüringer, Sachsen, Friesen, waren bis zu dieser Zeit von dem Christenthum noch kaum berührt. Einzelne Sendboten des neuen Glaubens zwar konnten, insbesondere von den britischen Inseln aus, bei ihnen Zutritt finden, aber keine nennenswerthen und dauernden Erfolge gewinnen. Erst in den letzten Jahren des siebenten Jahrhunderts nahm das Christenthum unter den Friesen einen sichtlichen Fortgang. Der Fürst derselben, Radbod, wahrscheinlich ein nach altem Brauch gewählter Herzog, verlor nämlich in einem unglücklichen Kriege gegen Pippin Westfriesland, wo nunmehr eine Schaar angelsächsischer Mönche, von dem Reichshauptmann freigebig ausgestattet mit Hab und Gut, unter dem Schutze der fränkischen Waffen das Bekehrungswerk begann. Binnen kürzester Frist und ohne Zweifel durch die kräftigsten Maßregeln wurde eine große Zahl der Friesen vermocht, die Taufe anzunehmen. In Ostfriesland*)

*) Die damalige Gränze zwischen West- und Ostfriesland lag an der

jedoch behauptete sich Radbod in voller Unabhängigkeit und in seinem alten Glauben, indem er den Bekehrungseifer der christlichen Priester, welche ihn durch die Drohung mit dem ewigen Feuer in die Hürde zu scheuchen gedachten, mit der Versicherung abwies, daß er mit seinen Vorfahren lieber zur Hölle verdammt sein, als ohne dieselben die Freuden des christlichen Himmels theilen wolle. Immer mit der Hand am Schwerdt, blieb Radbod auch nach dem erlittenen Verluste so furchtbar, daß Pippin ihn endlich dadurch zu entwaffnen suchte, daß er die Tochter des Friesenfürsten, Teutsinda, für seinen Sohn Grimoald zum Weibe warb.

Im Süden und Westen des Reichs führte Pippin glückliche Kriege gegen die Basken, Bretagner und Aquitanier, in denen die nationale (bei den letztgenannten, die westgothische)

Yssel, so daß das letztere auch die jetzigen holländischen Provinzen Friesland, Drenthe, Gröningen und Oberyssel einbegriff. Das ganze Friesenland aber erstreckte sich im siebenten und achten Jahrhundert viel weiter, als zur Römerzeit, wo nur das Gebiet zwischen der Waal und der Ems mit diesem Namen bezeichnet wurde. Auf der einen Seite hatten die Friesen sich über die Inseln an den Mündungen des Rheins und der Schelde, wo sie früher nur stellenweise ansässig gewesen, ausgebreitet, sei es, daß deren ursprünglich batavische Bevölkerung dem Zuge ihrer fränkischen Stammesgenossen nach Gallien gefolgt, oder daß sie von den Friesen verdrängt oder aufgesogen war; auf der anderen Seite hatten sie die Ems überschritten und einen Theil der deutschen Nordseeküsten und Nordseeinseln bevölkert, oder doch ihren Namen auf die dortigen Chauken, wahrscheinlich ihre nahen Verwandten, übertragen. Der weitere Lauf der Ereignisse aber gab dem sächsischen Volksthum die Oberhand über das friesische in dessen ganzem Gebiete, wie insbesondere dadurch bezeugt wird, daß die eigenartige Sprache der Friesen — und mit ihr zugleich die oberdeutsche Mundart der auf dem linken Ufer des Unterrheins, in Flandern, zurückgebliebenen Franken — unter dem überwiegenden Einflusse der sächsischen Zunge, des Plattdeutschen, allenthalben abstarb. Im Volksmunde leben die Ueberreste des Friesischen nur noch in einigen Gegenden der holländischen Provinz Friesland, im oldenburgischen Saterlande, auf Helgeland und auf einigen schleswigschen Inseln und Küstenpunkten.

Feindseligkeit gegen die aufgezwungene fränkische Herrschaft noch sehr lebendig war, und als er im Jahre 714 starb, hinterließ er die inneren und äußeren Verhältnisse des Reiches besser geordnet, als sie seit langer Zeit gewesen, wiewohl in der Lage der Dinge nach der deutschen Seite hin Vieles zu wünschen übrig blieb.

Sein Tod jedoch brachte eine neue Erschütterung der öffentlichen Zustände hervor. Zunächst in Folge davon, daß Pippin gleichzeitig zwei Frauen gehabt, Plektrude und Alpheid, und von beiden Nachkommen hinterließ, von jener einen Enkel, Theudoald, von dieser zwei Söhne, Karl und Hildebrand. Nach Pippin's letztem Willen sollte ihm sein Enkel Theudewald, ein unehelicher Sohn Grimoald's*), im Amte folgen. Um einer Nebenbuhlerschaft gegen denselben innerhalb des eignen Hauses vorzubeugen, ließ dessen Großmutter Plektrude ihren Stiefsohn Karl (Hildebrand schien nicht in Betracht zu kommen) gefangen setzen, während sich Neustrien und Burgund unter dem eigenmächtig gewählten Reichshauptmann Raginfrid gegen die austrasische Oberherrlichkeit empörten. Der Anhang Theudewald's war zu schwach, diesen Aufstand zu dämpfen und in Folge einer erlittenen Niederlage verlor Theudewald selbst das Leben. Jetzt trat Karl, seiner Haft entkommen, wie von Rechtswegen an dessen Stelle, Plektrude aber, obgleich sie ihm keinen Mitbewerber mehr entgegenzusetzen hatte, wollte gleichwohl ihrem Stiefsohne das Feld nicht räumen und die ohnehin zur Zeit schwachen Kräfte Austrasiens**) blieben getheilt. Karl

---

*) Dieser war kurz vor dem Tode Pippin's von dem Friesen Rantgar ermordet worden, im Auftrage Radbod's, wie es heißt, der vielleicht seine Tochter Teutsinda an Grimoald zu rächen hatte.

**) Da das rechtsrheinische Süddeutschland gänzlich versagte, so war Austrasien mit seinen Hülfsquellen im Wesentlichen auf die deutsche Bevölkerung des linken Rheinufers und des rechtsrheinischen fränkischen Stammlandes angewiesen.

sammelte zwar rasch eine ansehnliche Parthei um sich, die er mit Vertrauen und mit Begeisterung zu erfüllen wußte, aber auch die Feinde mehrten sich und die Unsicherheit der Lage nahm zu. Denn die Neustrier hatten einen mächtigen Bundesgenossen geworben, welcher auf dem Platze erschien, als Karl kaum seine Streitkräfte gesammelt. Radbod mit seinen unversöhnlichen Friesen brach von Norden herein, und überfluthete zunächst Westfriesland, während die Neustrier von Süden her schon bis an die Maas vorgedrungen waren. Zugleich fielen die Sachsen verwüstend in das dem austrasischen Machtgebiete angehörige Land der Hessen ein, die jetzt zum ersten Male mit diesem Namen genannt werden, wiewohl auch ihr früherer Name, der Chatten, noch nicht verklungen ist.

Karl wandte sich zuerst gegen den gefährlichsten Feind, die Friesen, mußte aber vor demselben zurückweichen. Radbod folgte nach, und unter den Mauern von Köln, das Plektrude mit ihrem austrasischen Anhange besetzt hielt, trafen die Friesen mit ihren Bundesgenossen, den Neustriern, zusammen, denen ihr Reichshauptmann, Raginfrid, in der Person eines Mönchs einen neuen König, Chilperich II., gegeben hatte, dessen merovingische Abkunft sehr zweifelhaft war. Die Belagerung der festen Stadt am Rhein durch zwei verschiedene Heere, deren nationaler und Glaubenshaß durch den gemeinschaftlichen Kriegszweck schwerlich getilgt werden konnte, hatte indessen schlechten Fortgang und schließlich ließen sich Raginfrid und Radbod aus dem reichen Schatze der Königin Plektrude abkaufen.

Bei ihrem Rückzuge stießen die Neustrier auf Karl, welcher der vereinigten Macht der Feinde in die Ardennen ausgewichen war. Nach einem ersten Siege Raginfrid's und darauf folgenden vergeblichen Unterhandlungen gewann Karl die Oberhand. Die Neustrier wurden auf Paris zurückgeworfen, in dessen Angesicht Karl umkehrte zur Belagerung von Köln, welches mit den Reichthümern Plektrude's in seine

Gewalt fiel. Die Königin selbst entkam nach Baiern, ihrem Heimatlande.

Damit war die Reichshauptmannschaft über Austrasien im Jahre 717 für Karl endgültig gewonnen. Noch aber fehlte dem Lande der unentbehrliche König. Karl machte einen bis dahin unbekannten Merovinger ausfindig, den er unter dem Namen Chlotar's III. auf den Thron setzte. Im folgenden Jahre wurden die immer noch von den Sachsen heimgesuchten Gränzländer des Reichs vom Feinde befreit, der bis an die Weser verfolgt worden sein soll. Dann wandte sich Karl gegen die Neustrier, welche unterdessen ihre Streitkräfte wieder gesammelt und in dem Herzoge Eudo von Aquitanien, durch Geldzahlungen und durch die Anerkennung der längst von ihm beanspruchten Selbstständigkeit, einen starken Kampfgenossen gefunden hatten. Die entscheidende Schlacht wurde 719 von Karl gewonnen. Chilperich II., Raginfrid und Eudo flohen über die Loire nach Aquitanien. Von Orleans aus begann Karl Friedensverhandlungen mit Eudo, welche unter der Bedingung der Auslieferung Chilperich's und seiner Schätze zum Abschluß kamen. Da aber um die nämliche und ohne Zweifel sehr gelegene Zeit der austrasische König Chlotar III. gestorben war, so war Großmuth gegen Chilperich das eigenste Interesse Karl's. Chilperich wurde von ihm als König des wiederhergestellten Gesammtreichs der Franken anerkannt, während er sich selbst, unter Abdankung Raginfrid's, die alleinige Reichshauptmannschaft zusprechen ließ.

Nach diesen Erfolgen war die Zeit gekommen, die Angelegenheiten des Reichs auch auf der Ostseite des Rheins in Ordnung zu bringen. Radbod's im Jahr 719 erfolgter Tod erleichterte die Wiedergewinnung Westfrieslands und die Erneuerung des dortigen Bekehrungswerks. Gegen die Sachsen wurden in den nächsten Jahren erfolgreiche Feldzüge unternommen. Demnächst brachte Karl die Allemannen mit ihrem

damaligen Herzog, Landfrid, zur Huldigung, die Pippin von Herstall seiner Zeit von ihnen nicht hatte erzwingen können. Alsdann wurden die Baiern durch Waffengewalt und Unterhandlungen mit dem von Karl eingesetzten, aber dem Hause der Agilolfinger entnommenen Herzog Hugbert zur Wiederanerkennung der fränkischen Oberherrlichkeit gebracht.

Zweifelhaft ist das Verhältniß, in welchem Thüringen um diese Zeit zu dem fränkischen Reiche stand, und eben so scheint es ungewiß, ob dort das von Radulf gestiftete erbliche Herzogthum noch fortdauerte. Man darf indessen annehmen, daß die Thüringer, in fortwährender Bedrängniß durch ihre nördlichen und östlichen Nachbarn, die Sachsen und die Wenden, nicht die Kraft und nicht den Willen gehabt, die unter Radulf gewonnene thatsächliche Unabhängigkeit von dem Reiche zu behaupten. Jeden Falls hatte das Christenthum in den letzten Jahrzehnten Eingang in Thüringen gefunden, wenn auch nur als eine Sache der Form und ohne dem heidnischen Geiste des Volks ernstlichen Eintrag zu thun. So bot denn Thüringen den gemeinschaftlichen Interessen der Kirche*) und des fränkischen Staats einen vorzugsweise günstigen Spielraum.

Ein von apostolischem Feuereifer nach Deutschland geführter Angelsachse, Winfried, mit dem Mönchsnamen Bonifacius, verlegte, im Einverständniß mit dem Reichshauptmann und mit besonderen päpstlichen Vollmachten**) ausgestattet,

*) Die sorgfältige Pflege dieser Interessengemeinschaft hinderte Karl übrigens nicht, in den bereits übermäßig angewachsenen weltlichen Besitz der Geistlichkeit, nach Umständen und nach Ansehen der Personen, mit derber Hand zu Gunsten des Staats und seiner Diener einzugreifen und sich dadurch mancher übeln Nachrede auszusetzen. Sein gutes Verhältniß zu den obersten Kirchengewalten jedoch wurde dadurch nicht gestört.

**) Unter den ihm darin eingeschärften Vorschriften ist diejenige bemerkenswerth, welche jeden zwei Mal oder mit einer Wittwe verheiratheten Mann vom Priesterthum ausschließt

den Mittelpunkt seiner Mission nach Thüringen. Bei begeisterter Hingabe an seinen Beruf, rastloser Thätigkeit, und kräftiger Unterstützung durch eine Anzahl priesterlicher Freunde und Gehülfen, fehlte es ihm nicht an großem Erfolg, den er jedoch, seinem eigenen Geständnisse nach, hauptsächlich dem mächtigen Schutze Karl's und der Furcht vor den fränkischen Waffen verdankte. Gleichwohl gelang es ihm, durch die Zerstörung der heidnischen Heiligthümer und die Gründung einer Menge von Bisthümern, Klöstern und Kirchen, die neben dem Bekehrungswerke herging, demselben Bestand zu geben. Die Schonungslosigkeit jedoch und die Gewaltthaten von denen dasselbe begleitet war, riefen, wie hier vorgreifend erwähnt werden mag, endlich die Volksrache auf sein Haupt herab. Auf einer Missionsreise in Westfriesland wurde Bonifacius 755 erschlagen. Seine Grabstätte in der von ihm gestifteten Abtei zu Fulda blieb bis in die neueste Zeit ein Sammelplatz für die Männer der streitenden Kirche.

Der Reichshauptmann hatte eine Reihe von Jahren darauf verwendet, seine Herrschaft über das Frankenreich zu befestigen und den Zusammenhang desselben mit dem rechtsrheinischen Deutschland wiederherzustellen, als von Süden her eine neue große Gefahr gegen ihn und sein Volk heraufzog. Nachdem die Araber durch die Schlacht bei Xerez de la Frontera das westgothische Reich vernichtet und sich zu Herren von Spanien gemacht, bemächtigten sie sich auch der Besitzungen, welche den Westgothen in Languedoc und Roussillon noch übrig geblieben waren, und beunruhigten von hier aus durch häufige Raubzüge die benachbarten fränkischen Lande, besonders das Gebiet des Herzogs Eudo von Aquitanien, ohne daß Karl freie Hand zu ernstlichen Gegenmaßregeln gefunden hätte. Als aber im Jahr 731 der ehrgeizige und kühne Abderrhaman als Statthalter des Chalifen von Damaskus nach Spanien gekommen war und sofort zu einem großen Kriege gegen die Franken rüstete,

ging ihm Karl mit dem Aufgebot des ganzen Reiches entgegen. Bei Poitiers stießen die beiden Heere, je Hunderttausende stark, im Oktober 732 auf einander. Sieben Tage vergingen in Vorbereitungen, dann kam es zur Schlacht. Der wilde Sturm des arabischen Angriffs brach sich an den dichten Reihen der Deutschen, die nach den Worten des Chronisten „mit starken Herzen und mächtigen Leibern wie eine Mauer dastanden und die Araber mit eiserner Hand niederstreckten"; aber die Nacht brach herein, ohne daß eine Entscheidung erfolgt wäre. Als jedoch am folgenden Morgen das Heer Karl's zur Erneuerung des Kampfes aufrückte, fand es keinem Feind mehr sich gegenüber. Die Araber hatten in aller Stille, mit Zurücklassung ihres Lagers, das Feld geräumt und dadurch ihre Niederlage bekannt — die erste, welche sie unter der Fahne des Islam erlitten. Ihr Feldherr Abderrhaman blieb mit vielen Tausenden der Seinigen todt auf dem Schlachtfelde zurück; dem Sieger Karl aber gab seit dem Tage bei Poitiers die Bewunderung des Volkes den ehrenden Beinamen Martell, der Hammer.

Seinen Sieg zu verfolgen fühlte sich Karl, allem Anscheine nach, nicht stark genug, denn die Araber konnten sich in den Besitzungen behaupten, die sie den Westgothen diesseits der Pyrenäen abgewonnen. Ein neuer Einfall der Friesen, unter dem Herzoge Poppo, dem Nachfolger Radbod's, Unruhen in Burgund, dessen Große sich abermals gegen die austrasische Obergewalt sträubten und dafür von Amt und Lehen vertrieben wurden, ein Bruderkrieg zwischen den Söhnen Eudo's von Aquitanien, ein Angriff der Sachsen auf die fränkischen Gränzlande, beschäftigten Karl Martell während der nächsten Jahre. Inzwischen aber hatten die Araber sich wieder gesammelt, ihre Herrschaft in Languedoc weiter ausgedehnt und neue Raubzüge bis über die Rhone hinaus unternommen. Von Haß und Rachsucht getrieben, traten die Burgunder in

ein Einverständniß mit den Arabern, welches diesen Avignon in die Hände lieferte und die ganze Provence ihrer Verwüstung preisgab. Im Jahre 737 jedoch erschien Karl Martell mit großer Heeresmacht auf dem Schauplatze dieser Ereignisse. In mehreren Feldschlachten siegreich, eroberte er die Mehrzahl der von den Arabern gewonnenen Städte, Nismes, Arles, Avignon u. s. w. An den Mauern von Narbonne jedoch scheiterte sein Kriegsglück; er mußte diesen wichtigen Platz und die benachbarte Landschaft in der Gewalt der Saracenen lassen, als ihn ein neuer Einbruch der Sachsen in das fränkische Gebiet nach Norden abrief. Nachdem die Sachsen zurückgeworfen und bis an die Lippe verfolgt waren, kehrte Karl Martell nochmals in das Küstenland am Mittelländischen Meere zurück, um dort die durch den burgundischen Verrath gestörte staatliche Ordnung vollends wiederherzustellen; die Saracenen jedoch blieben dies Mal unangefochten in den Besitzungen, die ihnen noch verblieben waren.

Während seines Aufenthaltes in Südfrankreich gelangte an Karl Martell die wiederholte dringende Aufforderung des Papstes Gregor II., nach Italien zu kommen und Rom von seiner damaligen Bedrängniß durch den Langobardenkönig Luitprand zu befreien. Der Reichshauptmann konnte sich nicht dazu entschließen, dieser verführerischen Einladung Folge zu leisten; wenn jedoch demnächst zwischen Luitprand und Gregor ein Abkommen stattfand, welches beide Theile einstweilen befriedigte, so scheint dasselbe unter Karl Martell's Vermittlung abgeschlossen zu sein, wodurch dann das gute Einverständniß zwischen der römischen Kurie und den fränkischen Machthabern einen neuen Vorschub erhalten mußte.

Frühzeitig gealtert in den rastlosen Anstrengungen und Kämpfen seines stürmischen Lebens, starb Karl Martell 741, nachdem er kaum das fünfzigste Jahr überschritten. Nach einer letztwilligen Verfügung, welche er vor seinem Tode von

den Großen des Reichs hatte genehmigen und bestätigen lassen, sollte ihm sein ältester Sohn, Karlmann, in Austrasien, der zweite, Pippin, mit dem Beinamen der Kurze, in Neustrien und Burgund nachfolgen. Hinterdrein jedoch war auch einem dritten, von einer anderen Frau geborenen Sohne, Grifo, auf Betreiben der Mutter desselben, Swanhilde, von dem sterbenden Vater ein Erbtheil an Land und Leuten zugesprochen worden, zur großen Unzufriedenheit der durch diese nachträgliche Anordnung betroffenen Provinzen.

Gestützt auf die Volksmeinung widersetzten sich Karlmann und Pippin der Dreitheilung des Reichs, indem sie sich zugleich der Person Grifo's bemächtigten. Die Sache desselben fand jedoch mächtige Verfechter in Odilo, Herzog von Baiern, und Hunald, Sohn und Nachfolger des Herzogs Eudo von Aquitanien, denen sich demnächst Theudewald, Herzog von Allemannien anschloß. Die Absicht der drei Fürsten war dabei ohne Zweifel, das Zerwürfniß unter den Söhnen Karl Martell's für den Zweck der eigenen Unabhängigkeit auszubeuten. Auch mit den Sachsen wurden Einverständnisse hergestellt. Angesichts der somit entstandenen Schwierigkeiten ihrer Lage fanden sich Karlmann und Pippin veranlaßt, den seit vier Jahren erledigt gewesenen Thron 742 wieder mit einem Könige aus dem Geschlechte der Merovinger, Childerich III. geheißen, zu besetzen. Obgleich aber mit diesem Zugeständnisse an die staatlichen Gewohnheiten der Franken deren guter Wille vollends gewonnen zu sein schien, wurde der Krieg gegen die Bundesgenossenschaft der Aquitanier und der rechtsrheinischen deutschen Völker längere Zeit ohne dauernde Entscheidung geführt — bald an der Loire, bald am Lech, bald an den Gränzen des Sachsenlandes. Im Laufe von vier bis fünf Jahren indessen gewannen die fränkischen Waffen die Oberhand. Zuerst wurden die Aquitanier zur Ruhe gebracht, dann die Sachsen so weit gebändigt, daß einem Theil derselben die

Zwangstaufe angethan werden konnte, darauf die Allemannen, unter Treubruch und verrätherischem Ueberfall, zur Unterwerfung gebracht und, um sie für die Zukunft unschädlich zu machen, das erbliche Herzogthum derselben aufgehoben*). Den Baiern dagegen war zur Zeit nicht mit Gewalt beizukommen, und es scheint zwischen ihnen und dem fränkischen Reiche nur eine thatsächliche Waffenruhe eingetreten zu sein.

Aus allen diesen Ereignissen ergaben sich für die fränkischen Machthaber weitere Beweggründe zur Pflege des guten Einverständnisses mit der Kirche, deren rasch zunehmender Einfluß ihrer Staatskunst die wirksamsten Dienste, insbesondere gegenüber den unbotmäßigen deutschen Völkern, leisten konnte. Während Bonifacius mit unermüdlichem Eifer und dem besten Erfolge daran arbeitete, die deutsche Christenheit in möglichst unmittelbare geistliche Abhängigkeit vom römischen Papste zu bringen, dessen Anspruch auf die kirchliche Oberhoheit damals in der katholischen Welt noch keineswegs allgemein anerkannt war, thaten Karlmann und Pippin das Ihrige, um das Ansehen und den Einfluß des Bonifacius zu unterstützen und zu stärken. So namentlich durch dessen Erhebung zum Erzbischof von Mainz, mit dessen Amt der Primat über die gesammte deutsche Kirche verbunden wurde, und durch die auf ihren Betrieb veranstaltete Einrichtung jährlicher Synoden**), die sofort einen beträchtlichen politischen Einfluß gewannen, und aus

*) Der letzte Herzog der Allemannen, Landfrid, Theudewald's Sohn, ist als Flüchtling in Baiern verschollen.

**) Auf der zweiten dieser Synoden wurde im Jahr 743 die Formel festgestellt, nach welcher die zur Taufe herangezogenen Deutschen dem Donar, Wodan, allen Unholden, allen Teufelswerken und Teufelsworten feierlich absagen sollten — nächst der Bibelübersetzung des Wulfila das älteste Denkmal deutscher Schriftsprache, das auf uns gekommen und dem heutigen Leser auch ohne Kenntniß der alten Sprachformen, der Hauptsache nach, leicht verständlich.

denen demnächst die förmliche Reichsstandschaft der geistlichen Würdenträger hervorging.

Seitdem die Franken ein großes Land erobert und sich über dasselbe zerstreut, waren ihre ursprünglichen Volksversammlungen natürlicher Weise nach und nach in Abgang gekommen. Zur Zeit des ersten Chlodwig und seiner nächsten Nachfolger mochten sich die Eroberer immerhin noch nahe genug beisammen halten, um in großer Zahl auf dem „Märzfelde" zur Heerschau und zur Ausübung des allgemeinen Stimmrechts erscheinen zu können. Die allmälige Ausbreitung der Franken über ein weites Gebiet erschwerte diese Massenversammlungen mehr und mehr, und die mit der Theilnahme an denselben verbunden gewesenen bürgerlichen Befugnisse erloschen natürlich für den großen Haufen durch Nichtgebrauch. Um so leichter, als gleichzeitig aus den neuen öffentlichen Verhältnissen eine neue Aristokratie hervorwuchs, welche die gemeine Freiheit bald überwucherte. Die von vorn herein unvermeidliche Ungleichheit in der Vertheilung des eroberten Grund und Bodens mußte fort und fort zunehmen im Sturm und Drang der selten unterbrochenen inneren Kriege, welche in der Regel massenhafte Gütereinziehungen für den unterliegenden Theil zur Folge hatten. In häufigen Confiscationen ging das freie Grundeigenthum unter, und die nachfolgenden neuen Verleihungen lieferten den fast unerschöpflichen Stoff zum Auf- und Ausbau des Lehenswesens, welches den Besitz des Grund und Bodens auf Widerruf, beziehungsweise Heimfall, stellte, und den Inhaber desselben in ein Verhältniß der persönlichen Abhängigkeit von einem Obereigenthümer brachte. Gegen den schlimmsten Mißbrauch dieses Verhältnisses von Seiten des Lehnsherrn schützte von vorn herein das natürliche Zusammenhalten der Lehnsträger oder Vassallen, so wie das aus deren gemeinschaftlichen Interessen sich herausbildende Gewohnheitsrecht, und in dem Maße, in welchem das Lehnswesen die ursprüngliche Stammesverfassung mit ihrem freien Grundeigenthum und der dadurch bedingten bürgerlichen Gleichberechtigung verdrängte, in diesem Maße wurde auch der Lehnsherr seinerseits abhängig von dem guten Willen, der Zustimmung, dem Beistande der Vassallen. Die frühere Landesgemeinde verwandelte sich demgemäß von selbst in eine Rathsversammlung der Lehnsträger, in welcher der größere Besitz bald das Uebergewicht gewinnen mußte, schon deßhalb, weil er seinen Inhabern die Betheiligung an den öffentlichen Tagen am meisten erleichterte. Auf Sitz und Stimme in dieser Versammlung aber hatte auch die hohe Geistlichkeit allerdings einen Anspruch, nicht nur vermöge ihres durch Verleihungen, Vermächtnisse, Schenkungen u. s. w. erworbenen Reichthums, sondern auch kraft der geistigen Ueberlegenheit, die sie ihrem Bildungsgange verdankte und kraft des sittlichen Einflusses, den sie auf die Menge ausübte.

Aus unbekannten Ursachen, vermuthlich jedoch von Gewissensängsten getrieben, entsagte Karlmann im Jahre 747 der weltlichen Macht, die er bis dahin in Gemeinschaft mit Pippin geübt, um sich vom Papst Zacharias zum Mönch weihen zu lassen und den Rest seines Lebens im Kloster zuzubringen. Um die nämliche Zeit jedoch erschien Grifo wieder auf dem politischen Schauplatz, mit Erneuerung seines Anspruchs auf einen Antheil an der Erbschaft Karl Martell's. Seinen ersten Stützpunkt suchte und fand Grifo bei den Erbfeinden der Franken, bei den Sachsen, gegen welche Pippin seinerseits mit den Wenden gemeinschaftliche Sache machte. Das Sachsenland wurde schwer heimgesucht und ein Theil seiner Bevölkerung zur Taufe gezwungen. Grifo warf sich nach Baiern, wo dem Herzoge Odilo sein Sohn Tassilo gefolgt und allem Anscheine nach die fränkische Oberherrschaft bisher noch nicht wieder anerkannt worden war. Pippin folgte

mit Heeresmacht im Jahr 749. Die Baiern wichen bis über den Inn zurück und da auch dieser Fluß das fränkische Heer nicht aufhielt, verstanden sie sich zur Unterwerfung. Das alte Abhängigkeitsverhältniß wurde wiederhergestellt und zugleich das erbliche Herzogthum der Agilolfinger bestätigt. Grifo ließ sich und seinen Anhang mit Lehnsgütern abfinden.

So war denn die fränkische Macht in der größten Ausdehnung, die sie je besessen, wiederhergestellt und in die Hand Pippin's gelegt. Noch aber fehlte ihm der seiner Stellung entsprechende Titel, noch gab es einen König, dem der Reichshauptmann, dem Rechte nach, untergeordnet war, und mehr als einmal, wie es scheint, hatten einzelne Länder des Reichs in dieser Thatsache den willkommenen Vorwand gefunden zur Auflehnung gegen die Reichsgewalt. Pippin fand die Zeit und die Umstände dazu angethan, dem bisherigen Mißverhältnisse von Macht und Recht ein Ende zu machen. Für den dazu erforderlichen Schritt aber glaubte er der obersten kirchlichen Weihe zu bedürfen. Nach vorgängiger Verständigung, ohne Zweifel, richtete er an Papst Zacharias durch eine Gesandtschaft die Anfrage: wem das Königthum gebühre, ob Demjenigen, welcher die Macht habe, ohne den Namen, oder Demjenigen, welcher den Namen führe, ohne die Macht? Die Antwort lautete der Abrede und der Sachlage gemäß. Darauf hin wurde im Frühjahr 752 Pippin in öffentlicher Reichsversammlung zum König der Franken ausgerufen, von Bonifacius gesalbt, auf den Schild gehoben und durch den Jubelruf des Volks bestätigt. Childerich III., der letzte des merovingischen Geschlechts, zum Mönch geschoren, verschwand hinter den Mauern eines Klosters. Pippin hatte die forthin unbestrittene und unbezweifelte Alleinherrschaft über das Frankenreich gewonnen, und nannte sich König „von Gottes Gnaden" — eine Bezeichnung, die bis dahin nicht üblich gewesen.

Die Reichshauptmannschaft erlosch für immer. Dem Papste aber war die oberste Entscheidung der Frage von Mein und Dein in Bezug auf Krone und Scepter des mächtigsten Reiches der Christenheit thatsächlich zugestanden und die Wortführer der Kirche folgerten alsbald aus der Thatsache das Recht.

VIII.

Das fränkische Reich auf der Höhe seiner Macht unter Pippin und Karl dem Großen.

Die Thronbesteigung Pippin's — dessen Geschlecht von der Geschichte nicht nach seinem Stifter benannt wird, sondern nach dessen Sohn den Namen der Karolinger führt — gab dem austrasischen Uebergewicht im Frankenreich eine neue Bestätigung. Die unvermischte deutsche Bevölkerung der östlichen fränkischen Lande verdankte die Führerrolle, die ihr seit Pippin von Herstall zugefallen, augenscheinlich der besseren Kraft, welche sie, im Gegensatz zu ihren mehr und mehr romanisirten Stammesgenossen in Westen, sich bewahrt hatte. Die Periode des Uebergangs aus einer Nationalität in die andere, welche schon für manches deutsche Volk im Auslande verhängnißvoll gewesen, brachte auch für die Neustrier einen Zustand der Schwäche mit sich, in welchem es dem einer solchen Krisis nicht ausgesetzten Austrasien verhältnißmäßig leicht wurde, den Vorrang vor ihnen zu gewinnen. Diese gefährliche Uebergangsperiode hatte ohne Zweifel am frühesten im Mittelpunkte des Reichs, in Paris, und für das Geschlecht der Merovinger selbst, begonnen, und, unter Mitwirkung allerdings einer Menge anderer Ursachen, wie insbesondere unter dem Einflusse einer nicht selbsterworbenen, sondern vorgefundenen, fremdartigen und deßhalb unverdaulichen Kultur, jenen Zustand, zuerst der Verwilderung, dann der Entnervung herbeigeführt, zu welchem sich selbst in den Zeiten der tiefsten Entartung des römischen Kaiserreichs kein Seitenstück findet. Das Haus der Karolinger dagegen, mit der vollen Naturkraft des austrasischen Deutschthums ausgestattet, brachte sofort einen anderen Geist und eine andere Haltung mit sich in das Regiment, welches zwar auch in seiner Hand keineswegs frei war von sittlicher Rohheit und verbrecherischer Gewaltthat, sich aber doch kaum jemals bis zu den namenlosen Versündigungen gegen die Gesetze der Natur und der Menschlichkeit hinreißen ließ, die früher so lange an der Tagesordnung gewesen.

Der erste Feind, welchen Pippin, als König, zu bekämpfen hatte, waren die Sachsen, welche bis an den Rhein vordrangen, wo der Erzbischof Hildegar von Köln im Gefechte gegen sie den Tod fand. Durch Pippin selbst bis an die Weser zurückgeworfen, erlangten die Sachsen den Frieden nur gegen das Versprechen einer jährlichen Lieferung von 300 Pferden und des ungehinderten Eintritts christlicher Glaubensprediger in ihr Land. Demnächst versuchte Pippin's Bruder, Grifo, einen neuen Aufstand, fiel aber, im Begriff den Beistand der Langobarden anzurufen, im Kampf gegen eine fränkische Gränzwacht in den Alpen.

Im Jahre 754 erschien Papst Stephan an dem Hoflager Pippin's, Beistand zu erflehen gegen Aistulf, König der Langobarden, der, nachdem er die Byzantiner aus Ravenna und ihren übrigen Besitzungen in Oberitalien vertrieben, zur Belagerung von Rom geschritten war, das bis dahin gleichfalls für einen Bestandtheil des griechischen Reiches galt und, dem Namen nach, unter einem kaiserlichen Statthalter stand, wo aber thatsächlich der Papst seit geraumer Zeit auch die weltliche Macht in Händen hatte. Mit großen Ehren empfangen, erlangte Stephan, der, allem Anscheine nach, im Einverständnisse mit dem griechischen Kaiser handelte und in dessen Namen

dem Könige Pippin den schon von Chlodwig angenommenen Titel eines römischen Patriciers überbrachte, das Versprechen der Hülfe. Als eine erste Gegenleistung vollzog er die schon von Bonifacius vorgenommene Salbung Pippin's, die auch auf dessen Gemahlin und beide Söhne ausgedehnt wurde, zum zweiten Male, unter Androhung des Bannfluches gegen Diejenigen, welche jemals wagen würden, einen König anzuerkennen, der nicht dem jetzt herrschenden Geschlechte angehöre.

Nur widerstrebend jedoch und nach wiederholten fruchtlosen Unterhandlungen mit Aistulf, dem selbst eine bedeutende Entschädigungssumme vergeblich angeboten wurde, rückte Pippin ins Feld. Aistulf ging den Franken in den savoyischen Alpen entgegen, wurde geschlagen, in seiner Hauptstadt Pavia hart belagert, bat um Frieden und erlangte denselben gegen das eidliche Versprechen, Ravenna mit dem übrigen eroberten Gebiete herauszugeben und den Papst in Ruhe zu lassen. Sobald aber Pippin über die Alpen zurückgekehrt war, brach Aistulf den abgeschlossenen Vertrag und belagerte Rom vom Neuen. Flammende Zuschriften des Papstes brachten das fränkische Heer, unter starkem Widerspruch eines Theiles der großen Lehnsträger, im Jahre 756, zum zweiten Mal in Bewegung gegen Aistulf, der, dies Mal mit dem Beistande der Baiern, wiederum geschlagen und jetzt zur Erfüllung seiner früheren Zusagen und zur Zahlung von Kriegskosten gezwungen wurde. Pippin verließ Italien nicht, bevor die Uebergabe der von den Langobarden zu räumenden Städte und Gebiete an seinen Bevollmächtigten, Fulrad, erfolgt war. Die damit gewonnene Kriegsbeute an Land und Leuten wurde durch eine Gesandtschaft aus Constantinopel für den griechischen Kaiser zurückverlangt, von Pippin aber, mittels förmlicher Schenkungsurkunde, als Kirchengut auf den päpstlichen Stuhl übertragen, welcher indessen noch lange Jahre die byzantinische Oberherrlichkeit anerkannte, und erst später auf den Gedanken

kam, aus dieser Schenkung seine weltliche Souveränetät abzuleiten.

Auch im Innern des Frankenreiches bezeigte Pippin seine wohl oder übel berechnete Ergebenheit an die Kirche durch manche wichtige Gewährung zu Gunsten der Geistlichkeit. Die derselben durch Karl Martell entzogenen Güter wurden wenigstens theilweise zurückgegeben, und statt einer jährlichen Synode deren zwei zugelassen, von denen die erste zugleich einen Bestandtheil des Reichstags bilden, die zweite hingegen lediglich den kirchlichen Angelegenheiten gewidmet sein und über dieselben ohne Mitwirkung der weltlichen Stände beschließen sollte. Als kirchliche Sachen aber behandelte und entschied die Synode unbedenklich manche wichtige Fragen der bürgerlichen Gesetzgebung, und nicht minder griff sie, im Namen der Kirchengesetze, tief in die alte Gerichtsverfassung und die überlieferten Strafbestimmungen ein, wie sie denn namentlich die dem deutschen Rechte bis dahin unbekannte Verfolgung gewisser Verbrechen von Amtswegen und sogar vor geistlichen Gerichten, einführte.

Im Jahre 758 unternahm Pippin eine neue Heerfahrt gegen die Sachsen, welche nach furchtbaren Kämpfen mit einem Vergleiche endete, durch welchen sich die Sachsen verpflichteten, die früher versprochene Lieferung von 300 Pferden fortzusetzen, aber nur als „Ehrengeschenk". — Im folgenden Jahre gelang endlich die vollständige Vertreibung der Araber aus Septimanien, so daß von jetzt an die Pyrenäen die Gränze bildeten zwischen ihrem Reiche in Spanien und dem fränkischen Staat. Demnächst wurde, unter schlechten Vorwänden, ein vieljähriger Verwüstungskrieg gegen Aquitanien geführt, das endlich, nachdem sein tapferer Herzog Waifar, Hunald's Sohn, 768 meuchlings erschlagen war, als eine Brandstätte in der Gewalt der Franken blieb.

In dem nämlichen Jahre starb Pippin, nachdem er auf

einem in St. Denis abgehaltenen Reichstage die von ihm angeordnete Theilung des Reichs unter seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, hatte bestätigen lassen. Während aber die früheren Theilungen dieser Art immer unter einer gewissen Berücksichtigung des geschichtlich Gewordenen und natürlich Zusammengehörigen, insbesondere der Stammesverhältnisse und des mit der Zeit schroff und immer schroffer hervortretenden Gegensatzes der Nationalitäten, vorgenommen worden waren, sollte jetzt eine rein willkürliche, von Ost nach West laufende Gränzlinie das Reichsgebiet in eine nördliche und eine südliche Hälfte scheiden, zu dem unzweifelhaften Zweck, das durch die geschichtliche Entwickelung in Aussicht gestellte vollständige und dauernde Auseinandergehen der beiden Hauptbestandtheile des Reiches, Austrasien und Neustrien, hintanzuhalten.

Alsbald zeigte sich indessen, daß diesem Plane eine falsche Berechnung zu Grunde liege. Aquitanien, das von jener künstlichen Scheidelinie durchschnitten wurde, erhob sich aus seinen Trümmern zu einem neuen Aufstande, über dessen Bekämpfung, die ihre gemeinschaftliche Sache hätte sein sollen, Karl und Karlmann sich nicht verständigen konnten. Darüber entstand unter ihnen ein heftiger Groll, der von ihrer Mutter, Bertha, zwar beschwichtigt, aber nicht getilgt wurde. Karl allein führte den Krieg gegen die Aquitanier, der mit einem Vergleich endigte, durch welchen der neue Herzog, den sich Aquitanien gegeben, Lupus, gegen Ableistung des Huldigungseides die Bestätigung erhielt.

Die Spannung zwischen Karl und Karlmann, ohne Zweifel unterhalten und gesteigert durch die aus der unnatürlichen Theilung des Reichs von selbst hervorgehenden Schwierigkeiten, löste sich im Jahre 771 durch den Tod des jüngern Bruders. Dessen Wittwe jedoch, Gilberge, fühlte sich, ihrem Schwager gegenüber, so unsicher, daß sie mit ihren Kindern in größter

Eile nach Italien floh, und sich unter den Schutz des Langobardenkönigs stellte. In der That nahm Karl ohne Verzug Besitz von der südlichen Hälfte des Reichs, dessen neueste Zweitheilung allerdings unmöglich Bestand haben konnte, und die bisherigen Vassallen, Grafen, Bischöfe u. s. w. Karlmann's huldigten ihm ohne Widerspruch.

So war denn Karl, der in der Geschichte den unbestrittenen Namen des Großen trägt, der Alleinherrscher in dem Frankenreiche, dessen Wiedervereinigung durch den schweren Mißgriff Pippin's zu einer unausweichlichen Nothwendigkeit geworden. In der Vollkraft der Jugend, noch nicht dreißig Jahre alt, trat Karl in die Laufbahn ein, zu welcher ihm seine Macht, sein Herrschergeist und sein eiserner Wille berief. Gleich allen jenen Männern, denen die Geschichte Aufgaben stellt, welche über gewöhnliche Menschenkraft hinausreichen — wie hier die Befestigung, Ordnung, Entwickelung eines ungeheuren und noch halbbarbarischen Reiches — war Karl eine despotisch angelegte Natur, die vor keinem Mittel zum Zweck zurückschrak. Ohne Bedenken opferte er selbst die ihm Nächststehenden, seine Frauen, seine Geschwister, die eigenen Kinder, den Forderungen seiner Politik, ja sogar seiner persönlichen Selbstsucht. An seiner Mutter Bertha jedoch hing er mit kindlicher Verehrung. War die Größe und Macht des Staats das Hauptziel seines Lebens, so fehlte es ihm doch nicht an lebendigem guten Willen für Förderung des Wohls der Völker, so weit die Bedingungen desselben sich mit seinen staatlichen Plänen vertrugen. Mit dem eigenen Beispiel der Hingebung an die Interessen des Reichs ging er allen Andern voran durch unermüdliche Arbeit im Felde und in der Kanzlei. Neben dieser Arbeit aber fand er Zeit und bewahrte er sich lebendigen Eifer für Pflege der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie

und für Förderung jeglichen Schmucks des Lebens, welcher seinem Jahrhundert zu Gebote stand. Sein hoher Wuchs, sein mächtiger Gliederbau, sein offener Gesichtsausdruck, sein großes helles Auge, bekundeten seine deutsche Abkunft, wie seine Lebensgewohnheiten, seine Bemühung um Reinheit und Fortbildung der deutschen Sprache, sein Wohlgefallen an den alten Heldenliedern des eigenen Volkes, seinen deutschen Sinn.

Nach einem ersten Kriege Karl's gegen die Sachsen,*) unternahm derselbe eine Heerfahrt nach der Lombardei. Dort war, nach dem Tode des Königs Aistulf, die Regierung an dessen Stallmeister Desiderius gekommen, dessen Tochter, Desiderata, Karl, unter Verstoßung einer ersten Gemahlin, geheirathet, aber bald wieder heimgeschickt hatte. Die sich immer erneuernden Händel zwischen dem Papste und den Langobarden, für welche der Besitz Roms eine Lebensfrage war, führten im Jahre 773 den Feldzug Karl's gegen den so schwer von ihm beleidigten und dadurch tödtlich mit ihm verfeindeten Desiderius herbei. Der Krieg verlängerte sich bis in den Winter und Karl brachte das Osterfest des folgenden Jahres in Rom zu, wo sich der Papst Hadrian die Schenkung Pippin's von ihm bestätigen und erweitern ließ.

Im Anfang des Sommers 774 fiel die langobardische Hauptstadt, Pavia, in die Gewalt der Franken. Der König Desiderius wurde von seinem Eidam zur Tonsur und zum Kloster verurtheilt. Sein Sohn, Adalgis, entkam nach Konstantinopel. Karlmann's Wittwe und Kinder, die, wie erwähnt, ihre Zuflucht zu Desiderius genommen, geriethen in Gefangenschaft und verschwanden. Die langobardischen Stände, mit Ausnahme der großen Herzöge von Spoleto und Benevent in Mittel- und Unteritalien, huldigten Karl als ihrem

*) Ueber die Sachsenkriege Karls des Großen wird weiter unten im Zusammenhange berichtet.

Könige; der Name des langobardischen Staats blieb also erhalten, der Sache nach aber sollte die Langobardei, auch Königreich Italien genannt, eben so wie vorlängst Burgund, in dem Frankenreiche aufgehen, das jetzt als der letzte der während der Völkerwanderung von den Deutschen in der Fremde gegründeten Staaten auf dem Festlande übrig war — mit Ausnahme allerdings der bereits erwähnten langobardischen Herzogthümer, deren Deutschthum sich jedoch auf den Ursprung ihrer Fürstengeschlechter und ihres Adels beschränkte.

Während eines zweiten Krieges gegen die Sachsen, im Jahre 776, wurde Karl durch einen neuen Nothschrei des Papstes, der den bevorstehenden allgemeinen Aufstand der Langobarden ankündigte, wieder nach Italien gerufen, von wo er jedoch, nach halb verrichteter Arbeit, in Eile nach Deutschland zur Fortsetzung des Sachsenkrieges zurückkehren mußte. In Paderborn, wo er, nach glücklicher Beendigung des Feldzugs von 777, die Huldigung eines Theiles der Sachsen empfangen, erschien vor ihm eine Gesandtschaft arabischer Fürsten aus Spanien, die seinen Beistand gegen Abderrhaman, den Chalifen von Cordova, anriefen. Durch Ehrgeiz wahrscheinlich vielmehr, als durch staatskluge Berechnung geleitet, folgte Karl diesem Rufe. Im Sommer 778 ging er mit einem mächtigen Heere über die Pyrenäen, eroberte das Land bis zum Ebro, gab einen Theil desselben seinen arabischen Bundesgenossen zu Lehen und stellte den andern Theil unter unmittelbare fränkische Verwaltung.

Als er aber, auf die Nachricht von einem neuen Aufstande der Sachsen, den Rückweg antrat, wurde sein Heer im Thale Ronceval von den Basken überfallen und fast gänzlich vernichtet. Mit vielen andern Großen des Reiches fiel an diesem Unglückstage auch Roland, Befehlshaber in der Bretagne, der mächtigste der Helden, mit denen die Sage und die Volksdichtung die Riesengestalt Karls des Großen umgeben hat.

Im Zorn über die erlittene Niederlage ließ Karl den Herzog von Aquitanien, Lupus, als Verräther aufhängen, zu dessen Gebiete das Baskenland theilweise zwar gerechnet wurde, dem dasselbe aber wahrscheinlich niemals in der That unterthänig gewesen. Die jenseits der Pyrenäen gemachte Eroberung ging, in Folge der Niederlage bei Ronceval, wieder verloren, wurde jedoch später erneuert.

Nachdem Karl hierauf die Sachsen wieder zur Ruhe gebracht, ging er 780 zum dritten Male über die Alpen, ordnete die immer noch schwierigen Verhältnisse in Oberitalien, begab sich dann nach Rom und ließ dort seine beiden jüngern Söhne, Pippin und Ludwig, noch unmündige Knaben, durch den Papst Hadrian zu Königen der Lombardei und von Aquitanien salben und krönen — in der Absicht ohne Zweifel, den Widerstandsgeist der Völker in diesen beiden, ihrer fürstlichen Häupter beraubten, Ländern zu beschwichtigen.

Während der Jahre 782 bis 785 war Karl vorzugsweise in Sachsen und Thüringen beschäftigt. Nachdem hier Ruhe geschafft worden, entstand eine aufrührerische Bewegung des Keltenthums in der Bretagne gegen das fränkische Regiment, die indessen leicht bewältigt wurde. Hierauf wandte sich Karl vom Neuen nach Italien, wo Aragis, der mächtige Herzog von Benevent, immer noch, nicht allein die Huldigung verweigerte, sondern auch, im Einverständniß mit dem griechischen Kaiser und dessen Schützling Adalgis, dem Sohne des Langobardenkönigs Desiderius, gegen Rom und die fränkische Herrschaft in Oberitalien Pläne schmiedete. Bei der Annäherung Karl's entfiel jedoch dem Herzoge von Benevent der Muth; er erbat und erhielt Verzeihung gegen Ableistung des Lehenseides, Stellung von Geiseln und Zahlung von Kriegskosten.

Nunmehr hatte Karl freie Hand gewonnen gegen den längst von ihm feindlich ins Auge gefaßten Herzog Tassilo von Baiern. Obgleich Baiern nach der Auflösung des Herzogthums Schwaben und der vollständigen Einverleibung desselben in das Frankenreich seine Unabhängigkeit einstweilen gegen Pippin behauptet hatte, stand es doch, wie erwähnt worden, schon zur Zeit des zweiten Krieges desselben gegen Aistulf wieder in Waffengemeinschaft mit den Franken gegen seine ehemaligen Bundesgenossen, die Langobarden. Einige Jahre später, auf einem Reichstage in Compiegne, leistete der Herzog Tassilo dem Könige Pippin den feierlichen Huldigungseid, durch welchen er sich förmlich als dessen Lehensmann bekannte. Als solcher nahm er Theil an dem Kriegszuge gegen Aquitanien, vor dessen Beendigung er jedoch den Gehorsam aufkündigte und mit den Seinigen eigenmächtig in die Heimat zurückkehrte. Wegen dieses Abfalls Rache zu nehmen, wurde Pippin theils durch den aquitanischen Krieg selbst, theils durch Schwierigkeiten verhindert, die, wie es scheint, ein in Worms versammelter Reichstag seinem Vorhaben entgegenstellte.

Auch Karl der Große ließ Baiern, so lange er mit den Sachsen vollauf zu thun hatte, unangetastet, zumal ihm, während der gleichzeitigen Kriege und Unruhen in Oberitalien, die zaghafte und unkluge Neutralität Tassilo's sehr erwünscht sein mußte, der von seiner Gemahlin, Leutberga, vergebens gedrängt worden war, mit ihrem Vater, Desiderius, gemeinschaftliche Sache zu machen. Im Jahre 781 wurde der Herzog von Baiern, durch die Furcht vor der wachsenden fränkischen Uebermacht und durch das eifrige Zureden des Papstes Hadrian, dahin gebracht, in Worms auf dem Reichstage zu erscheinen und seine Rückkehr zu der einst dem Könige Pippin gelobten Lehenstreue zu erklären. Diese Aussöhnung war indessen von keiner der beiden Seiten ernstlich gemeint, zumal Karl, nach der Gesammtlage seines Reichs, eben so wenig die immer noch gefährliche baierische Halbsouverainität freiwillig neben sich dulden, als Tassilo, nach der Lage seines Landes und Angesichts der Vergangenheit des Hauses der Agilolfinger,

auf den Hintergedanken der Wiederherstellung seiner vollen Unabhängigkeit verzichten konnte. Als daher auf dem, nach Schlichtung der italienischen Händel, im Jahre 787 zu Worms abgehaltenen Reichstage Tassilo nicht erschien, ließ Karl gegen denselben, als einen unbotmäßigen Lehensmann, den Reichskrieg erklären.

Drei Heere zugleich, von Thüringen, Schwaben und Italien aus, rückten in Baiern ein. Tassilo, an der Gegenwehr verzweifelnd, erklärte seine Unterwerfung, und wurde von dem Könige auffallender Weise, wiewohl unter verschärften Bedingungen, vom Neuen in seinem Herzogthume bestätigt. Schon im folgenden Jahre jedoch holte Karl die versäumte Gelegenheit nach. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, 788, wurde Tassilo, unter Anklage der Verschwörung gegen das Reich, die er mit Langobarden, Griechen und Awaren eingegangen, in Haft und Untersuchung genommen. Vielfache Zeugnisse bestätigten die von vorn herein nicht unwahrscheinliche Anklage. Tassilo fand kein Wort der Vertheidigung und wurde von dem Reichstage selbst einstimmig zum Tode verurtheilt, auf Karl's persönliche Einsprache jedoch zum Kloster begnadigt. Seine Söhne mußten gleichfalls Mönche werden, viele Männer seines Anhanges das Land räumen; das Haus der Agilolfinger war so gut wie erloschen.*) Das Herzogthum Baiern wurde, vermuthlich im Anschluß an die bestehende Gauverfassung, in Verwaltungsbezirke fränkischer Grafen eingetheilt und zwar unbeschadet des Fortbestandes seines Namens, seiner Gesetzgebung und selbst seiner Einheit unter einem königlichen Statthalter, wie denn Karl überhaupt sich angelegen sein ließ, das Werk der Gewalt durch Milde und Schonung zu vollenden.

*) Sechs Jahre später wurde Tassilo noch einmal aus dem Kloster hervorgeholt, aber nur, um ihn auf der Synode zu Frankfurt ein öffentliches Bekenntniß seiner Schuld ablegen und für sich und seine Kinder förmlichen Verzicht auf alle seine ehemaligen Besitzungen leisten zu lassen. Nach diesem Auftritte ist von dem abgesetzten Herzoge und seiner Familie nicht mehr die Rede.

Das Jahr 789 wurde durch einen Feldzug gegen die slawischen Wilzen oder Lutizen zwischen Elbe und Oder ausgefüllt, deren Fürsten den Frieden durch Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft erkaufen mußten. Demnächst galt es den Awaren, die von Ungarn aus, durch Unterwerfung der slawischen Völkerschaften in Kärnthen, Krain und Unterösterreich, die Gränznachbarn der Baiern geworden waren und häufige Kriege mit ihnen geführt hatten, deren Last, nach der vollständigen Einverleibung Baierns, natürlich auf das fränkische Reich, als solches, fiel. Von der Enns aus, der damaligen Gränze des baierischen Landes, brach Karl 791 in das Gebiet der Awaren ein, das er mit Feuer und Schwerdt bis an die Raab durchzog, in Folge des Verlustes fast aller seiner Pferde jedoch bald wieder räumen mußte. Zu Hause wartete seiner die Entdeckung einer Verschwörung gegen seinen Thron und sein Leben, an deren Spitze einer seiner eigenen Söhne stand, Pippin geheißen, wie der junge König der Lombarden. Pippin wurde schwer gemißhandelt*) und in's Kloster gesteckt, seine Mitschuldigen büßten mit dem Leben.

Die nächsten Jahre brachten die Fortsetzung des Krieges gegen die Awaren, der, vielfach gehemmt, bald durch einen neuen Aufstand der Sachsen, bald durch die verdächtige Haltung des Herzogs von Benevent, bald durch einen Angriff der Araber, die wieder bis nach Narbonne vordrangen ehe sie zurückgewiesen werden konnten, im Jahre 796 beendigt wurde durch die Eroberung des stärksten der kreisförmigen verschanzten Lager oder „Ringe" welche, in Ermangelung von Städten, die Stützpunkte der awarischen Macht bildeten und durch die Erstürmung der Residenz des Chan. Große Schätze, die Beute,

*) Mit dürren Worten gesagt, entsetzlich abgeprügelt.

welche die Awaren während zweier Jahrhunderte auf ihren Raubzügen gemacht hatten, fielen den Siegern in die Hände, Ungarn war bis an die Theiß ein erobertes, freilich aber auch durch mehrjährigen Vernichtungskrieg völlig entvölkertes Land, und der mächtigste unter den übriggebliebenen Fürsten der Awaren erschien am Hoflager Karl's in Aachen, um dem Frankenkönige zu huldigen und mit seiner ganzen Begleitung die Taufe anzunehmen. Freilich hielt sein Christenthum und seine Lehenstreue nicht lange vor, binnen Kurzem stand er vielmehr vom Neuen in Waffen gegen die Franken. Zum Schutze des eroberten Landes aber errichtete Karl an der baierischen Gränze eine Markgrafschaft, die „Ostmark", aus welcher mit der Zeit das Herzogthum Oesterreich erwuchs.

Im Jahre 799 lag Karl gegen die Sachsen zu Felde, als Papst Leo III., von innern Feinden, unter schweren Anklagen, hart bedrängt und einem meuchlerischen Anschlage auf sein Leben kaum entgangen, zu Paderborn erschien, die alte Freundschaft des römischen Stuhles mit dem fränkischen Throne zu erneuern. Nach mehrtägigen großen Festlichkeiten, während deren es auch an geheimen Verhandlungen nicht gefehlt haben wird, kehrte Leo mit einer starken Schutzwache, die ihm Karl beigegeben, nach Rom zurück. Karl selbst folgte ihm dorthin im Herbst des folgenden Jahres. Hier nun wurde, in Gemäßheit ohne Zweifel zuvor getroffener Verabredungen, Leo III. in einer öffentlichen Staats- und Kirchenversammlung von den durch seine Widersacher gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, unter dem Schutze der fränkischen Waffenmacht, feierlich entbunden und an seinen Feinden grausam gerächt, Karl dagegen von dem dankbaren Papste am Weihnachtstage 800 in der Peterskirche, wie durch Ueberraschung, zum römischen Kaiser ausgerufen und gekrönt.

Trotzdem, daß das römische Reich schon vor nahezu einem halben Jahrtausend zu einem blassen Schattenbilde seiner

einstigen Größe geworden, hafteten an dem kaiserlichen Namen immer noch dunkle Vorstellungen von überragender Hoheit und Würde, und von unveräußerlichen Ansprüchen auf Weltherrschaft. Hatten doch viele der fränkischen Könige, und noch Karl der Große selbst, sogar den nichtssagenden Titel eines römischen Patricius, entweder unmittelbar aus der Hand des byzantinischen Kaisers, oder durch Vermittelung des Papstes, als eine ehrenvolle Auszeichnung angenommen. Daß dem griechischen Kaiser eine, wenn auch unbestimmte, weltliche Oberherrlichkeit über den Papst zustehe, wurde von diesem, auch nachdem er durch die Schenkung Pippin's zum Landesherrn gemacht zu sein schien, wenigstens durch Beibehaltung der dieses Verhältniß bezeichnenden Formen zugestanden.*) Erst nachdem sich der byzantinische Schutz für den Papst in einer langen Reihe von Proben als gänzlich ohnmächtig erwiesen, als also bei einem Verzicht auf denselben, nichts mehr zu verlieren war, während die Macht und der gute Wille des fränkischen Königs sich oft und glänzend bewährt hatte, scheint der Gedanke einer förmlichen Lossagung von Konstantinopel in Rom aufgekommen zu sein. Diese Lossagung wurde durch die Kaiserkrönung Karl's ausgesprochen, welche die Erbschaft des römischen Reichs auf den fränkischen König übertrug. Freilich lag in der Macht des neuen kaiserlichen Schutzherrn auch eine Gefahr für die päpstliche Zukunft; inzwischen aber hatte durch Karl's Annahme der Kaiserkrone aus den Händen des Papstes die demselben schon von Pippin zugestandene Befugniß der höchsten Entscheidung über den Anspruch auf weltliche Herrschaft eine neue und noch glänzendere Anerkennung gefunden, welche jene Zukunftsgefahr leicht aufwiegen mochte. Einstweilen indessen, und für Karl selbst bis ans Ende, galt das Wort: daß

*) Bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts wurde, zum Beispiel, in den päpstlichen Erlassen dem Datum das Regierungsjahr des byzantinischen Kaisers hinzugefügt.

der Kaiser, während er der ergebenste Knecht der Kirche zu sein schien, deren oberster Gebieter war und blieb.

In Konstantinopel mußte man den durch die Kaiserkrönung Karl's geschehenen Eingriff in die eigenen Rechte oder Ansprüche übel empfinden; durch mehrfache Unterhandlungen aber, in deren Lauf Karl sogar um die Hand der griechischen Kaiserin-Regentin, Irene, angehalten haben soll, wurde ein Bruch vermieden, bei welchem keiner von beiden Theilen gewinnen konnte. Später — 812 — erfolgte sogar die förmliche Anerkennung des kaiserlichen Titels Karl's des Großen durch den griechischen Kaiser Nikephorus. — Nach der Krönung in Rom ließ sich Karl von der ganzen männlichen Bevölkerung des Reichs einen neuen Huldigungseid schwören, der, wie es in der bezüglichen Verordnung hieß, viel höhere Pflichten mit sich bringe, als der früher dem Könige geleistete Schwur.

Mit dem Chalifen von Bagdad, dem großen Harun Alraschid, trat Karl um diese Zeit in einen lebhaften gesandtschaftlichen Verkehr, welcher, unter Austausch warmer Freundschaftsbezeigungen und kostbarer Geschenke, dahin führte, daß der Chalif den den Christen heiligen Stätten in Palästina seinen Schutz und sein besonderes Wohlwollen zusagte, während dagegen mit den Arabern in Spanien (die sich von dem Chalifat in Bagdad längst losgesagt), fast ununterbrochen gekämpft werden mußte, nicht bloß in den fränkischen Besitzungen jenseits der Pyrenäen, die inzwischen zurückgewonnen worden, der sogenannten spanischen Mark, sondern auch auf den Inseln des Mittelmeeres, von denen jetzt die Balearen und Corsika zum Frankenreiche gehörten.

Im Jahre 804 gelang Karl dem Großen die Vollendung der schwersten und folgenreichsten seiner kriegerischen Unternehmungen, nachdem dieselbe ein ganzes Menschenalter der

Blutarbeit gekostet, die schließliche Unterwerfung der Sachsen. — Keiner der vielen Kriege, welche die fränkischen Könige seit der Zeit Chlotars I. gegen die Sachsen geführt, hatte großen oder dauernden Erfolg gehabt. Im Laufe von mehr als zweihundert Jahren waren die Sachsen von den Franken zwar mehrfach besiegt und sogar theil- und zeitweise zinsbar gemacht, das heißt, zur Lieferung einiger hundert Kühe oder Pferde verpflichtet, die hinterdrein regelmäßig ausblieb, aber niemals wirklich unterworfen worden, als Karl der Große die Erneuerung des langen Kampfes beschloß und auf dem 772 in Worms abgehaltenen Maifelde — denn seit Pippin waren die regelmäßigen Reichsversammlungen vom März auf den Mai verlegt — die erforderliche Zustimmung des Volkes zu seinem Vorhaben erwirkte.

Hinlänglicher Grund zum Kriege zwischen Franken und Sachsen lag, wie schon seit langer Zeit, in den bestehenden Verhältnissen. Hier wie dort galt es, entweder Ambos oder Hammer zu sein, denn die Sachsen so wenig wie die Franken waren friedfertige Nachbarn, die sich auf die Vertheidigung beschränkten. Der feindliche Gegensatz zwischen beiden Völkern reichte bis in die Urzeit hinauf und war neuerdings verschärft durch das Christenthum und das Königthum, welches die Franken angenommen, während die Sachsen bei dem alten Glauben und der alten republikanischen Verfassung beharrten. Dazu kam, daß nunmehr die sämmtlichen deutschen Völker des Festlandes, mit alleiniger Ausnahme der Sachsen und der Friesen, dem fränkischen Reiche angehörten,*) welches gleichwohl seiner Besitzungen auf der rechten Seite des Rheins, zunächst Thüringens, dann aber auch Süddeutschlands, nicht sicher sein

*) Die weitere Ausnahme, welche Baiern beim Beginn der Sachsenkriege noch machte, war eine mehr scheinbare als wirkliche und überdies, wie der Erfolg erwiesen, nur so lange möglich, als Sachsen Stand hielt.

konnte, so lange ihm dort noch ein deutsches Volk in ungebrochener Kraft mit den Waffen in der Hand gegenüberstand.

Das Land der Sachsen (zusammenfallend mit dem damaligen Gebiet der niederdeutschen Mundart, die sich erst in späterer Zeit ostwärts bis an die Gränzen Rußlands und westwärts über einen großen Theil des ursprünglich friesischen und fränkischen Sprachgebiets ausgedehnt hat) innerhalb der oben angegebenen Gränzen, hatte vier geographische Unterabtheilungen, deren anderweitige Bedeutung dahin gestellt bleiben muß: Westphalen, dessen Lage durch den noch heute gültigen Namen bezeichnet wird, Engern, auf beiden Seiten der Weser, in dessen Namen sich der in der Urzeit dort angesessenen Angrivarier wiederfindet, Ostphalen, auf dem linken Ufer der Elbe, und Nordalbingien, die älteste Stätte des sächsischen Namens, in dem westlichen Holstein. Ob diese verschiedenen Landestheile durch eine lebendige und wirksame Verfassung verbunden waren, ist ungewiß, wiewohl von einer alljährlich in Marklo an der Weser abgehaltenen Bundesversammlung, aus zwölf gewählten Abgeordneten bestehend, berichtet wird; um so gewisser dagegen ist, daß sie gegen den auswärtigen Feind nur selten fest zusammenhielten. Wenn die Sachsen gleichwohl in ihren von allen Seiten offenen Ebenen, in denen der Harz das einzige Bergland bildete, der Macht des gewaltigen Frankenreiches in der Hand eines Karl des Großen dreißig Jahre lang Trotz bieten konnten, so bezeugten sie damit eine Volkskraft, von welcher, bei richtiger Verwendung, das Größte zu erwarten war.

Der erste Feldzug Karl's gegen die Sachsen war ein erfolgreicher Ueberfall. Gleich im Beginn desselben fiel die Gränzfestung der Sachsen an der Diemel, die Eresburg, wahrscheinlich ein verschanztes Lager, in die Gewalt der Franken. Demnächst wurde an der Lippe, unfern der Stätte der Varusschlacht, ein großes sächsisches Heiligthum zerstört, die Irmensäule, in deren Namen vielleicht der Name Hermann's, des Cheruskers, anklingt. Bis an die Weser konnte Karl seinen Marsch durch das unvorbereitete Sachsenland ohne ernstlichen Widerstand, wie es scheint, fortsetzen, dort sich Geiseln stellen lassen und dann ungehindert seinen Rückzug bewerkstelligen.

Im folgenden Jahre jedoch erhoben sich die Sachsen mit Macht. An ihre Spitze trat ein Feldhauptmann, dessen Name zu den größten gehört, die je aus einem Volkskriege hervorgegangen: Wittekind. Die Eresburg wurde wieder genommen, der Rhein bedroht, Friesland gegen die Franken in Waffen gebracht und das den Friesen aufgezwungene Christenthum mit seinen Kirchen und Kreuzen und Priestern wieder abgeschüttelt. Karl eilte aus Italien herbei und war zunächst nur im Stande, die Sachsen aus dem Gebiete des fränkischen Reiches zu vertreiben. Im Jahre 775 erneuerte der König den Krieg mit gewaltigem Kraftaufwande, jetzt bereits entschlossen, nicht eher abzulassen, als bis er die Sachsen zur Unterwerfung gebracht oder ausgerottet. Er besetzte die Eresburg vom Neuen, eroberte eine zweite Veste, die Siegburg an der Ruhr, und schlug ein sächsisches Heer an der Weser. Mit einem Theile seiner Truppen ging der König alsdann über den Fluß, während das übrige Heer auf dessen linkem Ufer zurückblieb. Karl rückte bis an die Oker vor, wo ein sächsischer Häuptling, „der Hesse" genannt, für sich und die Seinigen um Frieden bat, der ihm gegen Ableistung des Eides der Treue gewährt wurde. Unterdessen aber ward das an der Weser zurückgelassene fränkische Lager von Wittekind überfallen und unter großem Gemetzel genommen. Ohne, wie es scheint, eine entsprechende Vergeltung üben zu können, mußte Karl den Rückweg an den Rhein antreten.

Im folgenden Jahre jedoch, 776, brach Karl mit so großer Macht in Sachsen ein, daß die mit Verwüstung des Landes zunächst von ihm heimgesuchten Westphalen ihre Unterwerfung

anboten, welche zwar angenommen wurde, aber nur unter gleichzeitiger Auferlegung der Taufe, die denn auch eine beträchtliche Anzahl der Sachsen über sich ergehen ließ. Damit war für den Frankenkönig wenigstens so viel gewonnen, daß er 777 in Paderborn ein Maifeld abhalten konnte, auf welchem der sächsische Adel sich zahlreich einfand und die Taufe weitern Fortgang nahm. Aber Wittekind mit seinem Geleite erschien *nicht* auf dem Tage zu Paderborn; er hatte sich, hieß es, zu den Dänen oder den Norwegern geflüchtet.

Als aber Karl im Jahre 778 seinen Heerzug nach Spanien unternommen, da erhob sich auf den Ruf Wittekind's das ganze Sachsenvolk zur wilden Rache für die erlittenen Mißhandlungen seiner Freiheit und seines Gewissens. Die christlichen Priester und Mönche wurden erschlagen oder verjagt, die Sinnbilder des neuen Glaubens geschändet und zerstört, die fränkischen Gränzlande mit Feuer und Schwerdt verwüstet. Erst am Rhein, der ihnen zu mächtig war, im Angesichte von Köln und Koblenz, machten die Sachsen Halt. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen beschleunigte Karl seinen Rückzug aus Spanien, indem er eine auserlesene fränkische Schaar in Eilmärschen vorausschickte, welche mit den bereits auf dem Heimwege begriffenen Sachsen an der Eder in Hessen zusammenstieß, deren Verfolgung aber nicht weiter fortsetzte.

Karl selbst, nachdem er auf einem Reichstage zu Herstall die innern Angelegenheiten des Reichs geordnet, ging im Jahre 779 an der Einmündung der Lippe über den Rhein und brachte, unter heftigen Kämpfen, Westphalen zur Unterwerfung. Im folgenden Jahre erzwang er die Anerkennung seiner Uebermacht auch von den Engern und Ostphalen, die zugleich in Menge das Christenthum annahmen. Damit schien denn die sächsische Schwierigkeit so weit überwunden, daß Karl eine neue Fahrt nach Rom unternehmen und gegen den seiner

Lehnspflicht vergessenen Herzog von Baiern, der bisher vorsichtig geschont war, wirksame Maßregeln ergreifen konnte.

Nach der Rückkehr des Königs aus dem Süden wurde das Maifeld von 782 in dem scheinbar völlig beruhigten Sachsenlande gehalten. Kaum aber hatte Karl dies Mal den Rücken gekehrt, als, in Folge wahrscheinlich der vom Reichstage erlassenen Gesetze, das sächsische Volk in Gährung gerieth. Wittekind, der während der letzten Jahre seine Zuflucht wieder im Norden, außerhalb des Bereichs der fränkischen Waffen, genommen, erschien vom Neuen in der Mitte seiner Landsleute und bald stand das Land in voller Empörung gegen das fränkische und christliche Joch. Drei Großbeamte des Reichs, an der Spitze eines Aufgebots, das ursprünglich den slawischen Sorben an der Saale gegolten hatte, eilten herbei zur Dämpfung des Brandes. Am Berge Süntel, in der Nähe von Pyrmont, griffen sie Wittekind an, von dem sie bis zur Vernichtung geschlagen wurden; nur wenige Flüchtlinge entkamen.

Diese Niederlage rief den König Karl in Person wieder auf den Kampfplatz. Das Heer Wittekind's hatte sich inzwischen zerstreut und der Herzog selbst mußte sich wieder zur Räumung des Landes entschließen. Die Häuptlinge der Sachsen, ohne Halt und Zusammenhang, brachten dem erzürnten Könige ihre Unterwerfung entgegen: Wittekind allein sei der Thäter gewesen. Mit dieser Ausrede jedoch ließ sich der tief beleidigte Stolz Karl's nicht abfinden. Er verlangte Rache. Als Mitschuldige Wittekind's mußten ihm 4500 Sachsen ausgeliefert werden — ohne allen Zweifel aus dem Kern des Volks — die er bei Verden an der Aller an dem nämlichen Tage enthaupten ließ.

Unter dem Eindrucke dieser Blutthat stand das sächsische Volk in Masse auf, zur Erneuerung des Kampfes. Bei Detmold kam es 783 zu einer mörderischen Feldschlacht, in deren Folge sich Karl auf Paderborn zurückzog. Dort fand er Zu-

zug, der ihn in Stand setzte, den Sachsen an der Hase eine zweite Schlacht zu liefern, welche er gewann. Mit Mord und Brand wurde alsdann das Sachsenland verwüstet, bis an das Ufer der Elbe. Im nächsten Frühjahr, 784, erneuerte Karl den Krieg zeitig und mit verdoppeltem Nachdruck. Während sein ältester Sohn vom Rheine aus angriff, ging er selbst nach Thüringen, das vielleicht aufrührerische Verbindungen mit den Sachsen eingegangen war, mit denen eine in das Jahr 785 fallende Verschwörung gegen das Leben des Königs, an deren Spitze der thüringische Graf Hardrad stand, im Zusammenhange stehen mochte. Da mit jenem doppelten Angriffe während der guten Jahreszeit wenig ausgerichtet war, so entschloß sich Karl — wider allen damaligen Kriegsgebrauch — zu einem Winterfeldzuge, der die Sachsen zerstreut und unvorbereitet treffen mußte. Von der Eresburg aus, auf der Karl selbst mit Frau und Kindern seinen Sitz genommen, wurde das Land nach allen Richtungen hin durch leichte Schaaren mit Feuer und Schwerdt heimgesucht. Eine planmäßige Verwüstung, bis in den Sommer 785 fortgesetzt, lähmte endlich die Kraft des sächsischen Widerstandes. Die Ruhe der Einöde lagerte sich über Sachsen, mit welchem zugleich jetzt endlich auch Friesland vollends gebändigt worden zu sein schien. Wittekind selbst gab die Sache seines Volkes verloren, huldigte dem fränkischen Könige und nahm die Taufe an. — Seit dieser Zeit wird sein Name nicht mehr genannt.

Acht Jahre vergingen, ehe die Sachsen und Friesen sich wieder ermannten. Im Jahre 793 aber verweigerten sie den Kriegsdienst, welchen Karl von ihnen gegen die Awaren verlangte, erschlugen die königliche Aushebungsmannschaft, verbrannten die Kirchen, ermordeten die Priester, die ihnen durch Habsucht und besonders durch Forderung des Zehnten das Christenthum doppelt verhaßt gemacht, und kehrten in Masse zum öffentlichen Bekenntniß des alten Heidenglaubens zurück.

Nach Beendigung des Krieges gegen die Awaren rückte Karl 794 mit zwei Heeren in Sachsen ein, das der Uebermacht dies Mal angeblich ohne Schwerdtstreich wich und durch den Mund seiner Wortführer die ihm abverlangten Zusagen gab, zu deren Erfüllung der gute Wille niemals vorhanden war noch sein konnte. Im nächsten Jahre erneuerte Karl den Feldzug, nach vorgängiger Uebereinkunft mit den slawischen und heidnischen Obotriten, welche seinen Angriff gegen die Sachsen von jenseits der Elbe her unterstützen sollten, die jedoch von den Sachsen dergestalt geschlagen wurden, daß der ganze Kriegsplan mißlang.

Im Jahre 796 hielt Karl Friede mit den Sachsen, im folgenden dagegen unternahm er gegen dieselben wieder einen doppelten Sommer- und Winterfeldzug, der indessen keine Entscheidung brachte, wiewohl die sächsische Widerstandskraft augenscheinlich mehr und mehr nach Norden zurückgedrängt wurde. Um die Osterzeit, 798, wurden Abgeordnete, welche Karl, wie in alle sächsischen Gaue, so auch nach Nordalbingien zur Unterhandlung geschickt, von der dortigen Bevölkerung erschlagen. Das nämliche Schicksal hatte ein Gesandter, welchen Karl an den Dänenkönig Siegfrid, wahrscheinlich in einer den Sachsen feindlichen Absicht, geschickt, bei seiner Rückkehr durch das nordelbische Land. Ergrimmt schloß Karl ein neues Bündniß mit den Obotriten gegen die Nordalbinger, die denn auch gegen die vereinigte Macht ihrer Feinde eine Schlacht verloren, in welcher 4000 der Ihrigen auf dem Platze blieben. Der Krieg war damit indessen nicht beendigt, wurde jedoch durch die Fahrt Karl's zur Kaiserkrönung nach Rom unterbrochen. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien aber legte Karl die letzte Hand an das Werk. Nachdem er viele der sächsischen Häuptlinge, deren Glaube an die Sache ihres Volks durch die Ereignisse endlich erschüttert sein mußte, durch Geschenke, Auszeichnungen, Belehnungen mit fränkischen Gütern

vollends auf seine Seite gebracht, rückte er 804, wiederum in Bundesgenossenschaft mit den Obotriten, deren Fürst, Thrasiko, sich persönlich in seinem Lager einfand und von ihm mit dem Königstitel ausgestattet wurde, in Ostphalen und Nordalbingien ein, verwüstete das Land, so weit sein Arm reichte, führte zehntausend sächsische Familien fort, um sie über das Innere des Reiches hin in vereinzelten Ansiedlungen zu zerstreuen, deren viele noch heute erkennbar sind, und räumte das entvölkerte Gebiet jenseits der Elbe seinen slawischen Bundesgenossen ein. Die Sachsen wurden unter strenge Kirchenzucht*) und unter die Verwaltung und Gerichtsbarkeit fränkischer Grafen gestellt, im Allgemeinen jedoch bei ihren Gesetzen belassen; sie sollten, nach den Worten Eginhard's, des Geheimschreibers des Königs, nunmehr „ein Volk werden mit den Franken," wonach sich denn die bürgerliche Gleichberechtigung mit denselben schon als eine Sache der Staatsklugheit von selbst ergab.

Von jetzt an war für die Dauer mehrerer Jahrzehnte Ruhe in Sachsen, dessen Schicksal auch das des Friesenlandes mitentschieden hatte. Der durch langes und schweres Unglück gebeugte Volksgeist schien sich allmälig an den Verzicht auf die unhaltbar gewordene Unabhängigkeit des Stammes und auf die bisher behauptete selbstständige Rolle in der Geschichte zu gewöhnen. Dagegen verging noch manches Menschenalter, bis die Sachsen sich von dem Glauben ihrer Väter auch innerlich abwendeten, der heimlichen Feier der Feste ihrer Götter entsagten, sich mit dem Christenthume aussöhnten — bis die sittliche Ueberlegenheit des Christenthums ihnen verständlich wurde und den wohlverdienten Haß allmälig überwand, welchen die zu ihrer Bekehrung angewandten Mittel erzeugt. Ob aber diese der natürlichen Entwickelung vorgreifende Zwangsbekehrung der Sachsen ein Gewinn gewesen für die Kirche, ob dieselbe sich nicht vielmehr, wenn auch spät, an der Kirche empfindlich gerächt habe und noch heute räche, das scheint, Angesichts der Ereignisse der letzten drei Jahrhunderte, immerhin eine offene Frage zu sein.

*) Zur Kennzeichnung derselben genügt die Anführung, daß schon auf dem Versuche, sich durch die Flucht der Taufe zu entziehen, die Todesstrafe stand.

In ihrer politischen Bedeutung war die Einverleibung Sachsens in das fränkische Reich eines der größten und folgenreichsten Ereignisse der bisherigen deutschen Geschichte. Erst seit dem schließlichen Siege Karls des Großen über das letzte und stärkste der alten freien Gemeinwesen Deutschlands gehörte die deutsche Zukunft dem Königthume, das, so lange in Sachsen der Freistaat bestand, auch in Thüringen, Schwaben, Baiern vor einem republikanischen Rückschlage schwerlich sicher war. Die Monarchie aber behielt die Oberhand, weil sie es verstanden, eine breitere Grundlage zu gewinnen, als die Republik, welche über den engen Standpunkt einer Stammesverfassung die längste Zeit nur in lockeren Bundesgenossenschaften hinauszuschreiten vermochte und später, bei jeder weiter ausgreifenden Organisation, regelmäßig selbst monarchische Staatsformen annahm. So nicht allein bei den erobernden deutschen Völkern im Auslande, bei Gothen, Franken, Langobarden u. s. w. sondern auch bei Allemannen, Baiern, Thüringern, sobald sie sich aus einer Vielheit von Stämmen in Völker mit einheitlicher Verfassung verwandelten.

Erst aus jenem letzten Siege des fränkischen Königthums konnte, des Weitern, eine vorläufige Antwort auf die Frage nach einer deutschen Gesammtverfassung hervorgehen. Daß die Lösung dieser Frage nicht in einer freien Vereinigung der deutschen Stämme zu finden gewesen, war durch eine wenigstens achthundertjährige Probe hinlänglich bewiesen, wie denn ja ein freiwilliges Aufgehen einer Anzahl selbstständiger

kleiner Völker in einem gemeinsamen Staatswesen nie und nirgends stattgefunden hatte, weder in Griechenland noch in Italien, in Gallien so wenig wie in Spanien. Gleich allen diesen Ländern sollte also und konnte auch Deutschland nur durch Eroberung zu einem politischen Ganzen gemacht werden. Ein Glücksfall war es, daß die ernstlichen Anfänge zur gewaltsamen staatlichen Einigung, wenn auch gewissermaßen vom Auslande her, so doch durch ein deutsches Fürstenhaus und im Sinne einer wesentlich deutschen Politik gemacht wurden, ein großer Uebelstand dagegen, dessen Heilung der Zeit vorbehalten blieb, lag in dem gleichzeitigen Anschlusse Deutschlands an ein fremdes Reich, wiewohl dieser Anschluß kaum mehr war, als eine bloße Personalunion, die überdies eine sehr schwache Seite insofern hatte, als sie nicht für Deutschland insgesammt, sondern für jede einzelne seiner größeren Unterabtheilungen — Baiern, Schwaben u. s. w. — insbesondere galt.

Durch das Vorrücken der Gränzen des fränkischen Reiches bis an die untere Elbe wurde dasselbe sofort in feindliche Berührung mit den slawischen Völkern gebracht, welche das jenseitige Ufer des Flusses in Besitz genommen und an dessen mittleren und oberen Laufe, etwa von Magdeburg aufwärts, sich sogar weit über denselben hinaus, bis in das Herz des Deutschland der Römerzeit, ausgebreitet hatten. Das gute Verhältniß, in welchem ausnahmsweise die Obotriten mit Karl dem Großen standen, diente nur dazu, den Gegensatz zu den übrigen benachbarten Slawen zu schärfen, welche in der obotritischen Bundesgenossenschaft mit den Franken einen Abfall von der gemeinschaftlichen Sache, gegenüber dem gefährlichen Nachbar, erkannten und zu rächen suchten. Dazu kam, daß die Awaren in Ungarn, unlängst die Herren der südlichen Wenden und die gefürchteten Nachbarn der Baiern, jetzt wenigstens theilweise die mittelbaren Angehörigen und Schutzbefohlenen des Reichs, von ihren ehemaligen slawischen Unterthanen mit Vergeltung bedroht wurden und durch ihren damals zum Christenthum übertretenden Chan den fränkischen Beistand anriefen.

Nach einem ersten erfolgreichen Feldzuge gegen die Wilzen, im östlichen Mecklenburg, welcher 789 stattgefunden, unternahm Karl 805 eine große Heerfahrt gegen die Sorben, an der Saale, deren König zur Unterwerfung gebracht, und gegen die Tschechen in Böhmen, deren Land vierzig Tage lang verwüstet wurde, ohne daß es zu irgend einer nennenswerthen Waffenthat gekommen wäre. Zum Schutze der Gränze wurden feste Plätze bei Magdeburg und bei Halle gebaut und verschiedene Markgrafschaften gegründet, das heißt, militärische Ansiedlungen in Feindesland.

Einige Jahre darauf, 808, erlitt die fränkische Herrschaft in den slawischen Gränzlanden einen heftigen Stoß durch den Dänenkönig Gottfrid, welcher in das Gebiet der Obotriten einfiel, deren König Thrasiko zur Flucht nöthigte, die Wilzen und einige andere wendische Stämme auf seine Seite brachte und bis an die Elbe vordrang. Mit vieler Beute nach Schleswig zurückgekehrt, begann er den Bau des später berühmt gewordenen Gränzwalls, der „Danewirke". Kaiser Karl konnte im nächsten Jahre zwar die abgefallenen Slawen wieder zum Gehorsam bringen lassen, den Dänenkönig dagegen mit seinen Waffen nicht erreichen, mußte sich vielmehr diesem gegenüber, auf die Anlage von Festungswerken auf dem rechten Elbufer beschränken, aus denen Itzehoe entstanden ist. Gottfrid seinerseits drohete, den Kaiser demnächst in seinem Hoflager in Aachen aufsuchen zu wollen, und bemächtigte sich in der That mit Hülfe einer zahlreichen Flotte Frieslands, das um hundert Pfund Silber gebrandschatzt, nach kurzer Zeit jedoch freiwillig wieder geräumt wurde. Nach der bald darauf erfolgten Ermordung Gottfrid's schloß dessen Nachfolger, Hemming, mit Karl einen Frieden, der 811 durch beiderseitige Abgeordnete an der Eider beschwo-

ren wurde. Dieser Fluß galt fortan als die nördliche Gränze des Reichs.

Der Friede mit den Dänen, schützte das Reich nicht gegen die skadinavischen Seeräuber, welche seit einiger Zeit angefangen, die Küsten desselben mit Plünderung und Zerstörung heimzusuchen. Der mächtigste König des ganzen Festlandes fühlte sich ohnmächtig gegen jene Banden räuberischer Abentheurer zur See: er vergoß Thränen des Zorns und der Scham über diese Ohnmacht, und fand dennoch keine wirksame Abhülfe. In Boulogne wurde zwar eine Flotte gebaut, aber sie kam nicht zur Verwendung, gegen die normännischen Freibeuter, die unter dem Namen der „Wikinger" mit zunehmender Dreistigkeit die nördlichen nicht nur, sondern auch die südlichen Uferländer des Reichs verheerten — eine fast unbegreifliche Erscheinung, die gleichwohl nach tausend Jahren in der wiederholten Demüthigung Deutschlands durch Dänemark ihr Seitenstück haben sollte.

Während der letzten Lebensjahre des Kaisers hatte das fränkische Reich Frieden, an welchem der Verfall der körperlichen Kräfte Karl's und die Erschütterung seiner Seele durch den in rascher Folge eingetretenen Tod mehrerer seiner Söhne und Töchter ihren Antheil haben mochten. In dem Vorgefühl seines eigenen nahen Endes ließ er im Jahre 813 den einzigen ihm übrig gebliebenen ehelichen Sohn,*) Ludwig, von den Großen des Reichs als seinen Nachfolger im Kaiserthum anerkennen, begab sich hierauf mit demselben in feierlichem Aufzuge in den Aachener Dom, nahm ihm ein öffentliches Gelübde der Gottesfurcht, des gewissenhaften Regiments, des

*) Karl hatte von fünf rechtmäßigen Ehefrauen und einer Anzahl von Beischläferinnen wenigstens fünfzehn Kinder gehabt, größten Theils Töchter, deren keiner er die Heirath gestattete, angeblich, weil er ihre Umgebung nicht entbehren könne, die er aber nicht verhinderte, in wilden Ehen zu leben, aus denen zahlreiche Nachkommenschaft hervorging.

guten Wandels ab, hieß ihn dann die Krone vom Altar nehmen und sich selber auf das Haupt setzen und rief ihn zum Kaiser aus. Des Papstes wurde dabei nicht gedacht, so daß also die ursprüngliche Verleihung des kaiserlichen Titels durch den Inhaber des römischen Stuhls gänzlich in Schatten trat.

Karl starb im Anfange des folgenden Jahres und Ludwig folgte ihm in der Regierung des ganzen Frankenreichs, mit Ausnahme der Lombardei, welche dem Enkel des alten Kaisers, Bernhard, Sohn des verstorbenen lombardischen Titularkönigs Pippin, zugesprochen war, so jedoch, daß die kaiserliche Oberhoheit vorbehalten blieb.

Während der sechsundvierzigjährigen Regierung Karl's des Großen hatte der deutsche Bestandtheil des fränkischen Reichs das Uebergewicht über den romanischen vollends gewonnen. Die fränkische Geschichte spielte jetzt nicht sowohl auf dem eigentlichen Schauplatze der Gründung des Reichs, als an den Ufern des Rhein's. Worms, Mainz, Frankfurt, Ingelheim, Aachen, zuweilen auch Orte des innern Deutschland, Regensburg, Paderborn u. s. w. waren die gewöhnlichen Sitze des Kaisers und der Reichstage geworden. Paris, vormals der feststehende Mittelpunkt des Reichs, die Achse, um welche sich insbesondere die Familienpolitik der Merowinger drehete, wurde jetzt kaum mehr genannt. Dieser Wechsel war ohne Zweifel hauptsächlich durch zwingende Umstände, insbesondere durch die Sachsenkriege, herbeigeführt, das deutsche Naturell Karls des Großen aber hatte offenbar seine Rechnung dabei gefunden und die Hinwirkung der Ereignisse auf die Verrückung des Schwerpunktes des Reichs verstärkt.

Der eingetretene Umschwung konnte indessen nicht verhindern, daß auch die deutschen Länder der allgemeinen Richtung folgen mußten, welche die Geschichte des Reichs der inneren staatlichen Entwickelung desselben vorgezeichnet hatte. Das auf der linken Seite des Rheins aus der Eroberung hervorgegan-

gene Lehnswesen wurde von dort aus nach und nach auf die rechtsrheinischen Gebiete übertragen, wo der ursprüngliche Entstehungsgrund desselben, die Behandlung des Grund und Bodens als Kriegsbeute, entweder gar nicht, oder doch nur in geringem Umfange Platz gegriffen. Die Reichsbeamten zwar, insbesondere die Grafen, welche der Rechtspflege und der Verwaltung des Gaus vorstanden, mochten schon kraft ihres Amtes als Lehnsträger des Königs gelten und in der Regel überdies mit Kron- oder Staatsgut ausgestattet werden; die Masse des freien Eigenthums in den deutschen Landen dagegen blieb durch den bloßen Eintritt in den Reichsverband einstweilen unberührt. Durch Druck, Zwang und Verführung aber kam es bald dahin, daß manche der großen Grundherrn in Schwaben, Baiern u. s. w. sich als Lehnsmannen des Königs bekannten, und ihrerseits von den kleinen Eigenthümern ihrer Nachbarschaft als Lehnsherren anerkannt wurden. Von dem zu solchem Zweck geübten Gewaltmißbrauch geben viele Gesetze Zeugniß, durch welche demselben gesteuert werden sollte, deren Wirkung sich jedoch, den Umständen nach, leicht vereiteln ließ. So geschah es denn, daß das Lehnswesen auch in Deutschland, wo demselben doch der natürliche geschichtliche Boden fehlte, überhand nahm, wiewohl es demselben einstweilen nicht gelang, das freie Eigenthum, das „Allod", so weit zu überwuchern, daß diese ursprüngliche Form des deutschen Grundbesitzes nicht in manchen Landschaften die herrschende geblieben wäre. So namentlich in Sachsen und Friesland, wo demgemäß die gemeine Freiheit und Gleichberechtigung sich, trotz der erlittenen gewaltsamen Unterwerfung, in großem Umfange behaupten konnte.

Die Kriege und Eroberungen Karls des Großen brachten eine Steigerung der königlichen Gewalt von selbst mit sich; die parlamentarischen Formen der Verfassung wurden jedoch unter seiner Regierung, allem Anschein nach, regelmäßiger

innegehalten, als je zuvor. Im Herbste jeden Jahres pflegte Karl einen aus geistlichen und weltlichen Würdenträgern zusammengesetzten geheimen Rath von Vertrauensmännern zu berufen, um Regierungsangelegenheiten mit demselben zu verhandeln und zu erledigen. Die gesetzgebende Gewalt theilte der König, auch auf der Höhe seiner kriegerischen Erfolge und seiner Macht, mit dem alljährlich im Mai abgehaltenen Reichstage, auf welchem die weltlichen und die geistlichen Großen, bald in getrennten Versammlungen, bald in gemeinschaftlichen Sitzungen, ihre Beschlüsse faßten, die freilich oft genug eine willenlose Zustimmung zu den königlichen Anträgen sein mochten, zumal die Dauer der Reichsversammlungen auf wenige Tage beschränkt zu sein pflegte. Daß die in manchen der Gesetze Karl's erwähnte Einwilligung „des Volks" oder „Aller" nichts Anderes gewesen, als der selbstverständliche Zuruf des bei Gelegenheit des Reichstags zusammengeströmten großen Haufens, ist wenigstens im höchsten Grade wahrscheinlich.

Ungeachtet der durch den ganzen Gang der Regierung Karl's hoch gesteigerten Bedürfnisse des Staats bestanden dessen Finanzquellen, der Hauptsache nach, nur aus dem Ertrage von königlichen Gütern, Zöllen, Lehensabgaben und Geldstrafen. Die Anfänge der Besteuerung machten sich indessen bereits bemerklich, theils unter dem Namen freiwilliger Geschenke, theils in Gestalt von Lieferungen, sowohl für den König, seine Angehörigen, seine Beamten, als auch für das Heer, wenn dieses auf dem Marsche, jene auf Reisen begriffen waren. Auch von einer Grund- und Kopfsteuer, wenigstens für gewisse Klassen der Bevölkerung, waren bereits die Ansätze vorhanden.

Die Dienstpflicht im Heere war die nämliche geworden für Lehensträger und freie Eigenthümer. Beim Aufgebot mußte von je vier Hufen Grundbesitz ein Mann gestellt, ausgerüstet und auf drei Monate mit Lebensmitteln versehen werden, eine Einrichtung, welche bei den ununterbrochenen Kriegen Karl's

zu einem schweren Druck, besonders für die kleinen freien Eigenthümer, wurde, deren sehr viele darüber zu Grunde gingen. — Neben dem Volksheere, dem Heerbann, bestand übrigens eine stehende Truppe im Solde des Königs, die sogenannte „fränkische Schaar", wahrscheinlich aus Werbung hervorgegangen, eine Erinnerung an das ehemalige „Geleite".

Der wachsende Einfluß der Kirche auf den Staat fand bei Karl planmäßigen Vorschub. Eigne religiöse Stimmung, Staatsgründe und Bildungszwecke wirkten zusammen, um den König zu einem eifrigen Freunde der Geistlichkeit und insbesondere des päpstlichen Stuhls zu machen. Nicht so jedoch, daß er nicht auch in kirchlichen Dingen nach Umständen seinen eigenen Willen gehabt und durchgesetzt und manche geistliche Uebergriffe nachdrücklich zurückgewiesen hätte. Die Ernennung oder doch die Bestätigung der Bischöfe ging vom Könige aus; der von der katholischen Kirche als ein wesentlicher Bestandtheil des guten Christenthums empfohlene und gepflegte Bilderdienst wurde auf des Königs Betrieb durch die Synode zu Frankfurt 794 einstimmig verworfen; daß für die Gotteshäuser beanspruchte und bis dahin allgemein geübte Asylrecht mußte im fränkischen Reiche aufhören; gegen die Habsucht der Priester und Mönche, die durch Vorspiegelungen der Freuden und der Schrecken des Jenseits gläubigen Zuhörern und geängstigten Beichtkindern ihre Habe abpreßten, eiferte Karl mit schonungsloser Schärfe. — Eine schwere Versündigung an dem wirthschaftlichen Gedeihen der Völker seines Reichs aber lud Karl dadurch auf sich, daß er die Abgabe des Zehnten an die Kirche zum Gesetz machte, das ein Jahrtausend lang wie ein Fluch und mit fortwährend gesteigertem Druck auf dem Landmann und auf dem Landbau gelastet hat.

Obgleich Karl die alten Volksgesetze in den verschiedenen Ländern seines Reichs fortbestehen ließ, so schuf er doch zugleich ein gemeines Recht durch die von ihm veranlaßten oder genehmigten Reichstagsbeschlüsse, „Capitel" genannt, welche große und der öffentlichen Freiheit vielfach ungünstige Veränderungen in den bisherigen rechtlichen Gewohnheiten, der deutschen Völker, hervorbrachten oder vorbereiteten. Zunächst im Strafrecht. Die Verfolgung der Verbrechen von Amtswegen verallgemeinerte sich, die Todesstrafe kam zu häufigerer Anwendung, körperliche Züchtigung und Verstümmelung fanden Eingang in das Gesetz, Gefängnisse, den Deutschen früher eben so fremd, wie diese Strafarten, sollten in allen Grafschaften gebaut, ein Galgen in jedem Gerichtsbezirke aufgerichtet werden.

Der Antheil des Volks an der Rechtsprechung erlitt mancherlei Beschränkungen. Sieben Schöffen, von königlichen Beamten ernannt und absetzbar, fällten das Urtheil. Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen kam dadurch in Abnahme, daß dieselben von dem freien Platze, dem Malberge, unter Dach verlegt und daß die Gemeinden von ihrer früheren, mit der Zeit ohne Zweifel sehr drückend gewordenen Verpflichtung, den Gerichtssitzungen Mann für Mann beizuwohnen, entbunden wurden.*) Die Eideshelfer blieben in Gebrauch, aber die Gottesurtheile vervielfältigten sich. Auch die geistliche Gerichtsbarkeit dehnte sich aus und das kanonische Recht wurde für manche Sachen ausdrücklich anerkannt. Bei Verweigerung richterlichen Spruchs kam ein in neuester Zeit wieder aufgefrischtes Zwangsmittel zur Anwendung — die in der Sprache des neunzehnten Jahrhunderts sogenannte „Bequartirung". Von jedem Rechtsspruche gab es eine Berufung an den König, so daß also die Gerichtsverfassung zuletzt auf Cabinetsjustiz hinauslief.

*) In diesen handgreiflich motivirten Veränderungen die Berechnung eines schlauen Despotismus sehen zu wollen, ist eine Ueberklugheit, welche der damaligen Regierungspolitik Gesichtspunkte unterschiebt, die erst viele Jahrhunderte später aus ganz veränderten öffentlichen Zuständen hervorgehen konnten.

Als Großbeamte, zur Beſorgung der Regierungsgeſchäfte, ſtanden dem Könige zur Seite der Kanzler, für die geiſtlichen Angelegenheiten, der Pfalzgraf für das Rechtsweſen und die Verwaltung, der Kämmerer für die Finanzen. Die Verbindung zwiſchen der königlichen Regierung und der örtlichen Verwaltung wurde durch königliche Sendboten unterhalten, welche vier Mal im Jahre ihren Bezirk zu bereiſen hatten, um Ordnungswidrigkeiten abzuſtellen, Beſchwerden entgegenzunehmen, dem Mißbrauch der Amtsgewalt zu ſteuern. Die Staatspolizei ging bereits bis zu der Vorſchrift, daß über alle Ortsfremden genaue Verzeichniſſe, mit Angabe ihrer Heimat und ihrer Standesverhältniſſe, geführt werden ſollten.

Auf die Erhaltung und Hebung des öffentlichen Wohlſtandes eifrig bedacht, erließ Karl ſtrenge, wenn auch ſchwerlich ſehr wirkſame Verordnungen zum Schutze der kleinen Leute gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt und gegen den von den großen Herren ausgeübten Druck. Erfolgreicher war ohne Zweifel das Beiſpiel der guten Bewirthſchaftung des Grund und Bodens, welches er auf ſeinen eigenen Landgütern gab, die er, nach Ortsgelegenheit, zugleich zu Mittelpunkten des Handwerksbetriebs und des Marktverkehrs zu machen ſuchte. Von ſeinem Verſtändniß für die Bedeutung des Handels von Land zu Land zeugte insbeſondere ſein Entwurf der Canalverbindung zwiſchen Rhein und Donau, welcher wahrſcheinlich nur wegen der Unzulänglichkeit der damaligen Technik unausgeführt blieb.

Mit dem eigenen Wiſſensdrange des Königs ging eine eifrige Sorge für die Volksbildung Hand in Hand. Indem ſich Karl mit den kenntnißreichſten Männern, ſeines Landes nicht nur, ſondern ſeiner Zeit, umgab, unter denen beſonders der Angelſachſe Alkuin durch Geiſt, Gelehrſamkeit und Charakter hervorragte, gab er im Frankenreiche das erſte königliche

Beiſpiel der Achtung vor der Wiſſenſchaft und gewann er zugleich werthvolle Mittel zu deren Pflege durch Errichtung von Unterrichtsanſtalten und Bibliotheken. Mit jedem Bisthum und jedem Kloſter ſollte, ſeinen dringenden Weiſungen an die Geiſtlichkeit zufolge, eine Schule verbunden ſein — eine Anforderung, die wenigſtens nicht in allen Fällen ein bloßer frommer Wunſch blieb.

IX.

Ludwig der Fromme, seine Söhne und Enkel.

Der Nachfolger Karls des Großen, in dem ihm schon als dreijährigem Knaben zugewiesenen Königreiche Aquitanien aufgewachsen, aber von dort oft und auf längere Zeit an den Hof und in das Lager seines Vaters berufen, war weder ein Romane noch ein Deutscher, sondern eine Mischlingsnatur, die darauf angelegt zu sein schien, die Gegensätze zwischen den beiden großen im fränkischen Reiche vereinigten Nationalitäten zu vermitteln. In der Zwiespältigkeit seines Wesens aber versagte ihm die Kraft des Willens und der That. Bei guten Naturanlagen und ungewöhnlicher Geistesbildung fehlte ihm das sichere Urtheil, bei hohen Begriffen von der Würde und Macht des königlichen Amtes, die Selbstständigkeit, bei den besten Absichten, der richtige Griff in der Wahl der Mittel zum Zweck, und seine angeborene Gutmüthigkeit und sein lebhaftes Pflichtgefühl schützten ihn nicht vor bösartigem Argwohn und grausamen Entschlüssen. Das Gesammtergebniß aller seiner Eigenschaften war Schwäche und Hülflosigkeit.

Von Priestern erzogen und berathen, hatte sich Ludwig nur durch den Einspruch seines Vaters verhindern lassen, sich dem Klosterleben zu widmen, und erwarb er sich durch seine ganze Lebensweise frühzeitig den zweideutigen Beinamen des „Frommen". Aquitanien war durch seine Stiftungen und in Folge seines Beispiels mit Klöstern übersäet, und nach seinem

Regierungsantritt in Aachen ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, den größten Theil des vorgefundenen väterlichen Schatzes, allerdings in Uebereinstimmung mit den Absichten des verstorbenen Kaisers, nach Rom zu schicken, und alle von seinem Vorgänger zu Gunsten der Kirche und der Geistlichkeit erlassene Verordnungen zu bestätigen.

Im löblichen Widerspruch dagegen mit dem Beispiele seines Vaters, säuberte Ludwig den kaiserlichen Palast sofort von der leichtfertigen weiblichen Bewohnerschaft, die sich dort unter dem Schutze der übergroßen Nachsicht eingenistet, welche der verstorbene Kaiser im Verkehr mit dem andern Geschlecht gegen sich selbst und gegen seine Umgebung geübt. Ludwig's Schwestern, deren Wandel nicht besser gewesen, als die Sitten des Hofes überhaupt, wurden ins Kloster verwiesen, die Männer, denen sie ihre Gunst zugewendet, wie Staatsverbrecher bestraft. — Zwei der vertrautesten Rathgeber weiland Kaiser Karl's, Adelhard und Wala, Enkel Karl Martell's, traf, aus unbestimmten Verdachtsgründen, eine möglichst harte Verbannung.

Durch königliche Sendboten ließ Ludwig eine Untersuchung der Verwaltungs- und Rechtszustände der Provinzen des Reichs anstellen, welche unzählige Mißbräuche der Amtsgewalt an den Tag brachte, insbesondere Gewaltthaten gegen persönliche Freiheit und Eigenthum, denen der König nach bestem Vermögen abzuhelfen suchte. Den Sachsen und Friesen wurden sogar die von Karl, in Folge von Krieg und Aufstand, eingezogenen Güter zurückgegeben, eine Maßregel, durch welche Ludwig die dauernde Gunst dieser Völker gewann, zugleich aber die größte Unzufriedenheit unter den Franken erregte, auf deren Kosten die Widerherherstellung geschehen war.

Im Jahr 816 erhielt Ludwig in Rheims den Besuch des Papstes Stephan IV., von dem er sich bestimmen ließ, die 813 ohne päpstliche Mitwirkung geschehene Kaiserkrönung jetzt

durch den Nachfolger Petri in Person wiederholen zu lassen. Die unzweifelhafte Absicht Karls des Großen, den kaiserlichen Titel unabhängig zu machen von der Verleihung des römischen Stuhls, war also nachträglich vereitelt, und wenn Karl, bei aller wahrhaften Gottesfurcht und aufrichtigen Ehrerbietung gegen die Kirche, auch in geistlichen Dingen der oberste Herr und Meister hatte sein wollen und gewesen war, so gefiel sich Ludwig hinfort in der Rolle eines bloßen Handlangers der Priesterherrschaft.

Seine Regierungsthätigkeit war von jetzt an längere Zeit vorzugsweise auf Maßregeln zum Vortheil der Geistlichkeit gerichtet, insbesondere auf Befreiung ihrer Lehensgüter von der darauf haftenden Verpflichtung zum Kriegsdienst und zur Steuerleistung, so daß es für ein lautes Zeichen der öffentlichen Unzufriedenheit über die Vernachlässigung der Angelegenheiten des Staats gelten konnte, wenn der Reichstag von 817 mit dem unerwarteten Antrage auf vorsorgliche Theilung des Reichs unter die drei Söhne des kaum vierzigjährigen Kaisers hervortrat. Nach einigem Sträuben willigte Ludwig ein. Seinen ältesten Sohn, Lothar, bestimmte er zum Erben der Hauptmasse der fränkischen Länder und nahm er außerdem zum Mitkaiser an, indem er ihm eigenhändig die Krone aufsetzte, die er selbst doch noch unlängst nur als eine Gabe des Papstes rechtmäßig tragen zu können geglaubt. Der zweite Sohn, Ludwig, wurde zum König von Baiern und der benachbarten slawischen und ungarischen Lande, der dritte, Pippin, zum König von Aquitanien erklärt. Dabei blieb, wie gewöhnlich, eine gewisse Einheit des Reichs, unter der Oberheit des Kaisers, ausdrücklich vorbehalten.

Diese Anordnungen brachten den König der Lombardei, Bernhard, dessen Ansprüche, als ältesten Enkels Karls des Großen, dadurch beeinträchtigt wurden, zu gewaltsamen Entschlüssen. Im geheimen Einverständnisse mit mehreren fränkischen Großen rüstete er zum Kriege. Durch Unterhandlungen jedoch, welche die Gemahlin Ludwig's, Irmingarde, mit Bernhard anknüpfte, wurde derselbe, unter dem eidlichen Angelöbniß sichern Geleites, vermocht, sich zum Zwecke gütlicher Verständigung an den Hof Ludwig's zu begeben. Glatte Mienen und gute Worte brachten ihn bald dahin, die fränkischen Theilnehmer an seinen Plänen zu nennen. Im Besitze dieses Geständnisses, ließ Ludwig seinen Neffen und dessen Mitschuldige in Haft nehmen und vor den Reichstag stellen, welcher mehrere der Hauptangeklagten zum Tode, die unter denselben befindlichen Bischöfe jedoch nur zum Kloster verurtheilte. Ludwig widersetzte sich der Vollziehung der Todesurtheile, ließ aber geschehen, daß den davon Betroffenen die Augen ausgestochen wurden. Bernhard starb an dieser Mißhandlung. Ohne Anklage oder Verdacht der Mitschuld wurden drei uneheliche Brüder Ludwig's, die bis dahin in seiner Umgebung gelebt hatten, ins Kloster verbannt.

Als bald nach diesen Vorfällen die Kaiserin Irmingarde starb, verfiel Ludwig in eine tiefe Schwermuth über die an seinem Neffen Bernhard verübte Grausamkeit. Er dachte vom Neuen daran, dem Throne und der Welt zu entsagen und setzte seine geistliche Umgebung in große Sorge um den drohenden Verlust des kaiserlichen Dienstmanns der Kirche. Um Ludwig auf andere Gedanken zu bringen, betrieb man dessen Wiederverheirathung. Bei einer zu diesem Behufe 819 veranstalteten Brautschau fiel die Wahl des Kaisers auf Judith, die Tochter des baierischen Grafen Welf. Aber auch in dem neuen Ehestande fand Ludwig keine Ruhe für seine von Gewissensbissen gepeinigte Seele, und nachdem er seine qualvolle Reue noch Jahre lang mit sich umhergetragen, versuchte er, dieselbe durch eine öffentliche und feierliche Sühne zu beschwichtigen. Auf einem Reichstage, zu welchem die Kirchenfürsten und die weltlichen Großen des Reichs 822 nach Attigny berufen waren,

erschien der Kaiser im Büßerhemde, bekannte sich schwerer Vergehungen an vielen seiner nächsten Verwandten für schuldig, bezeugte seine bittere Reue und bat um Vergebung — ein sehr erbauliches Schauspiel, aber schwerlich gemacht, das öffentliche Ansehen Ludwig's und den Glauben an seinen Herrscherberuf zu stärken. Die förmliche Versöhnung des Kaisers mit Adelhard, Wala, seinen Stiefbrüdern und andern Opfern seiner Ungerechtigkeit oder Uebereilung war der Bußhandlung entweder vorangegangen, oder besiegelte dieselbe. Auch an reichen Almosen und kirchlichen guten Werken, zur Vollendung der Sühne, fehlte es natürlich nicht.

Im folgenden Jahre erhielt der Mitkaiser Lothar, der inzwischen den durch Bernhard's Tod erledigten Thron von Italien eingenommen, in Rom die nachträgliche päpstliche Kaiserkrönung, wie vorlängst sein Vater in Rheims. Lothar benutzte die erste sich ihm darbietende Gelegenheit — die zahlreich an ihn gelangten Klagen über Mißbrauch des richterlichen Amtes — um den Römern zu zeigen, daß er den kaiserlichen Titel ernstlich nehme und übte die demselben entsprechende Macht in einer Weise, welche ihm große Volksgunst gewann, so jedoch, daß zugleich das gute Einverständniß mit dem Papste gewahrt blieb.

Während der ersten fünfzehn Jahre der Regierung Ludwig's wurden die Gränzen des Reichs fast unaufhörlich durch kleine Kriege beunruhigt, an denen der Kaiser selbst jedoch, obgleich des Mangels an Muth keineswegs verdächtig, sich fast niemals persönlich betheiligte. Ein dänischer Thronstreit veranlaßte Ludwig bald nach seinem Regierungsantritt, für König Harald Parthei zu nehmen, der als Flüchtling seinen Beistand anrief. Die Sachsen und die Obotriten erhielten Auftrag, Harald in sein Reich zurückzuführen; von ihren Inseln aus aber vereitelten die Dänen den Angriff, zu dessen Unterstützung keine Seemacht vorhanden war. Demnächst hatte Ludwig Sorben,

Basken und Araber zu bekämpfen und wiederholte Aufstände der Bretagner und Aquitanier niederzuschlagen. Die Obotriten, deren lange Bundesgenossenschaft mit den Franken sich im Laufe der Zeit, dem mächtigen Nachbar gegenüber, naturgemäß in ein förmliches Abhängigkeitverhältniß verwandelt hatte, fielen ab, machten sogar gemeinschaftliche Sache mit den Dänen und mußten durch Waffengewalt, welche ihren König Sklaomir in fränkische Gefangenschaft brachte, wieder unterworfen werden. In Ungarn leistete ein slawischer Fürst, Liudewit, den fränkischen Waffen mehrere Jahre lang erfolgreichen Widerstand, bevor er besiegt und aus dem Lande vertrieben werden konnte. Und da sich in jedem einzelnen Kriegsfalle die Uebermacht des fränkischen Reichs zuletzt immer bewährte, so wuchs auch unter Ludwig dem Frommen das Ansehen und das Machtgebiet desselben, wenigstens nach Osten hin. Manche kleine wendische Völkerschaften brachten dem Kaiser ihre freiwillige Huldigung entgegen und selbst von den finnischen Bulgaren,*) die an der unteren Donau gegen Ende des siebenten Jahrhunderts ein ausgedehntes Reich gegründet, kamen Friedens- und Freundschaftsbotschaften in die kaiserliche Pfalz. Allerdings aber waren alle diese Verhältnisse sehr unzuverlässiger Natur und nicht selten wechselten Abfall und Unterwerfung in rascher Folge. So wurde zum Beispiel der König Harald im Laufe mehrerer Jahre zu wiederholten Malen durch fränkische Vermittelung auf den dänischen Thron gebracht, nach längerer oder kürzerer Frist aber immer wieder vertrieben und schließlich, nachdem er 826 in Mainz die Taufe angenommen, vom Kaiser mit einem Lehensgute in Friesland abgefunden. Auch den bulgarischen Freundschaftserklärungen folgte fast auf

*) Die jedoch vom neunten Jahrhundert an durch Vermischung mit slawischen Nachbarvölkern allmälig entnationalisirt wurden, slawische Sprache und griechischen Glauben annahmen.

dem Fuße ein räuberischer Einbruch der Bulgaren in die ungarischen Lande des Reichs.

Dieser Angriff fiel in eine Zeit, welche für die fränkischen Angelegenheiten überhaupt eine ungünstige Wendung mit sich brachte. Ein Aufstand in der spanischen Mark hatte den benachbarten Arabern Anlaß gegeben, diese Provinz zu überschwemmen, auszuplündern und durch Wegführung der Einwohnerschaft des offenen Landes zu entvölkern. Nur die festen Plätze konnten von den Franken behauptet werden. Unfähigkeit und Saumsal der kaiserlichen Befehlshaber, hieß es, sei die Ursache solchen Unglücks und solcher Schmach. Der öffentliche Unwille darüber erzwang auf einem 828 in Aachen abgehaltenen Reichstage die Absetzung der durch die Volksstimme Angeklagten und die Einziehung ihrer Lehen. Ein verwüstender Einfall der Dänen, welcher ungerächt blieb, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs, erschreckliche Zeichen und Wunder steigerten die Aufregung und gaben neue Anlässe oder Vorwände zur Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regimente. Ludwig, um den Zorn des Himmels zu beschwichtigen, dem er die Noth des Reiches zuschrieb, verkündigte ein allgemeines dreitägiges Fasten und verordnete demnächst die Einberufung von vier gleichzeitigen Kirchenversammlungen zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten. Diese Synoden jedoch wendeten sich unverhoffter Weise gegen den bewährten Schutzherrn und Diener der geistlichen Interessen, wegen gewisser Begünstigungen, die er den Juden angedeihen lassen, auf deren gute Dienste durch Vorschüsse und Geschenke Ludwig der Fromme, in Folge maßloser Verschleuderung des Krongutes, oft genug angewiesen sein mochte.

Inmitten der durch diese Vorgänge hervorgerufenen Stimmung berief Ludwig 829 einen Reichstag nach Worms, der einen sehr stürmischen Verlauf nahm. Aus des Kaisers zweiter Ehe mit Judith war ein Sohn geboren, Karl, der später den

Beinamen des Kahlen erhielt, und welchem Ludwig jetzt auf das Drängen seiner Gemahlin, gleich seinen älteren Söhnen, ein Erbtheil an Land und Leuten zugesichert wissen wollte. Die Brüder, unter die das ganze Reich bereits getheilt war, auf deren Kosten also die Ausstattung Karl's geschehen mußte, verstanden sich schwer dazu, ihre Einwilligung zu geben, um so mehr, als die Rechtmäßigkeit der Geburt Karl's bezweifelt wurde. Gleichwohl wurde demselben auf dem Reichstage in Worms ein aus Theilen der Schweiz, Schwabens und Burgunds künstlich zusammengesetztes Königreich zugesprochen. Als aber zum Regenten während der Minderjährigkeit des neuen Königs der Günstling der Kaiserin Judith und angebliche Vater Karl's, Graf Bernhard von Barcelona, bestellt wurde, da löste sich der Reichstag in heftigem und lautem Unwillen auf.

Die allgemeine Unzufriedenheit gestaltete sich nunmehr zu einer förmlichen Verschwörung, welche im folgenden Jahre zum Ausbruch kam. Der Mitkaiser, Lothar, und der König von Aquitanien, Pippin, stellten sich an die Spitze derselben, und wandten die Heere, welche Ludwig zu einem Feldzuge gegen die Bretagne aufgeboten, gegen ihren Vater. In Compiegne überfallen, sollte der Kaiser zur Abdankung gezwungen werden. Er selbst und seine Gemahlin mußten rohe Beschimpfungen und Drohungen erdulden und an den wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern wurde grausame Rache geübt. Gleichwohl, und trotz seiner mönchischen Neigungen, setzte Ludwig der gewaltthätigen Zumuthung, auf die Krone zu verzichten und ins Kloster zu gehen, einen zähen Widerstand entgegen, indem er Bedenkzeit verlangte. Während er dieselbe benutzte, um sich mit der Geistlichkeit wieder auf den bestmöglichen Fuß zu setzen, wendete das öffentliche Mitleid ihm auch einen Theil der verlorenen Volksgunst wieder zu, so daß er, ungeachtet einer fortdauernden halben Gefangenschaft, die Abhaltung eines Reichstags in Nymwegen durchsetzen konnte, auf

dem deutschen Boden, den er, wegen der Gesinnungen des Volkes sowohl, wie seines diesseits des Rheins regierenden Sohnes Ludwig, der ihm die Treue bisher nicht gebrochen, für sich als den günstigsten erkannte, obwohl er demselben weder durch Erziehung noch Vorliebe angehörte. In der That behielten die dem Kaiser freundlich gesinnten Deutschen in Nymwegen die Oberhand über die von leidenschaftlicher Erbitterung gegen ihn erfüllten Romanen. Die Entscheidung indessen fiel erst im folgenden Jahre auf einem Reichstage in Aachen. Die Anstifter der Verschwörung von Compiegne, so weit man ihrer habhaft werden konnte, wurden, unter Zustimmung der Söhne Ludwig's, zum Tode verurtheilt, aber auf die Fürbitte ihres Hauptmitschuldigen, Lothar, zum Kloster begnadigt. Lothar selbst mußte, zur Sühne seiner Theilnahme an dem Hochverrath, auf die bisherige Mitkaiserschaft verzichten und sich mit der Regierung in Italien begnügen; Pippin ging frei aus.

Der damit wiederhergestellte Hausfriede währte indessen nicht lange, obgleich oder weil Ludwig viele seiner verurtheilten Feinde durch nachträgliche Begnadigungen zu versöhnen suchte, und obgleich oder weil er das Jahr 831 mit drei verschiedenen Reichstagen ausfüllte. Der Weigerung Pippin's, auf dem letzten derselben zu erscheinen, folgte die Haftnahme des unbotmäßigen Königs von Aquitanien, und seiner Flucht, seine Absetzung und die Erklärung Karls des Kahlen zu seinem Nachfolger. Unterdessen lehnte sich auch Ludwig von Baiern auf gegen seinen Vater, indem er sich mit bewaffneter Hand des, gleichfalls Karl dem Kahlen bestimmten, schwäbischen Landes bemächtigte. Mit dem treuen Beistande der Sachsen konnte der Kaiser seinen Sohn Ludwig zwar dahin bringen, diese Beute wieder fahren zu lassen und seinen künftigen Gehorsam durch einen Eid zu verbürgen, die Spannung der Gemüther aber wurde dadurch nicht gemildert. Das gemeinschaftliche Gefühl erlittener Beeinträchtigung vereinigte vielmehr die drei älteren Söhne Ludwig's jetzt zur gemeinschaftlichen Empörung. Auch der Papst, Gregor IV., uneingedenk aller guten Dienste, die Ludwig der Kirche und dem römischen Stuhle geleistet, ließ sich auf die Seite der Feinde des Kaisers hinüberziehen, sei es, weil dieser sich herausgenommen, die durch päpstliche Weihe bestätigte mitkaiserliche Würde Lothar's eigenmächtig zu nichte zu machen, sei es, weil die Sache Ludwig's zur Zeit augenscheinlich die schwächere war. Im Sommer 833 begegnete sich das Heer des Kaisers mit dem seiner aufrührerischen Söhne, kampfbereit, in der Nähe von Kolmar im Elsaß; ehe es aber zum Angriff kam, erschien der Papst inmitten der doppelten Schlachtreihe und verlangte mit dem Kaiser im Namen des Friedens zu unterhandeln. Mehrere Tage blieb Gregor im kaiserlichen Lager, welches während seiner Anwesenheit in rasche Auflösung gerieth. Als der Papst zu den Söhnen Ludwigs zurückkehrte, folgte ihm in der Nacht der größte Theil der Kaiserlichen. Dem verlassenen und verrathenen Kaiser blieb nichts übrig, als sich selbst den Empörern auszuliefern. — Die Volksstimme gab ihr Urtheil über diesen Vorgang dadurch ab, daß sie den Schauplatz desselben hinfort „das Lügenfeld" nannte.

Von Weib und Kind getrennt, wurde Ludwig nach Soissons in das Medardskloster gebracht, und dort einer planmäßigen Seelenfolter unterworfen, um ihm die Abdankung und das Mönchsgelübde abzupressen. Da er aber auch dies Mal widerstand, so führte ihn Lothar nach Compiegne vor den Reichstag, wo er sich der größten Vergehungen für schuldig bekannte und zu jeder Sühne erbot. Demnächst wurde er gezwungen, diese Bekenntnisse nach einem ihm vorgeschriebenen Formulare vor einer Versammlung von Bischöfen in der Kirche zu wiederholen, sein Schwerdt abzulegen und sich mit dem Büßergewande bekleiden zu lassen, wodurch er denn aller

Ansprüche auf künftige Führung von Waffen und also auf weltliches Regiment verlustig gegangen sein sollte.

Alle diese Mißhandlungen des alten Kaisers brachten in dem Volksgeiste eine Wirkung zu seinen Gunsten hervor, welcher sich auch die Könige Ludwig und Pippin um so weniger entziehen konnten, als sie zu erkennen glaubten, daß Lothar die Früchte der gemeinschaftlichen Unthat für sich allein beanspruche. Ludwig verlangte von Lothar die Freilassung des Vaters und traf, als ihm dieselbe verweigert wurde, eine Uebereinkunft mit Pippin zum gleichzeitigen Angriff gegen den ältesten Bruder. Aus fast allen Theilen des Reiches, besonders aber aus Sachsen, erhielten die beiden Verbündeten zahlreichen Zuzug. Lothar ging der ihn bedrohenden Uebermacht aus dem Wege nach Italien, Ludwig wurde befreit und in seine kaiserliche Würde feierlich wieder eingesetzt. Einige Partheigänger Lothar's behaupteten inzwischen immer noch das Feld im mittleren Frankreich. Als aber Lothar selbst aus Italien zurückkehrte, um das Glück der Waffen vom Neuen zu versuchen, erlitt er 834 an der Loire das nämliche Schicksal, welches er seinem Vater mit Hülfe des Papstes auf dem Lügenfelde bereitet. Von einem großen Theile seines Anhangs verlassen, mußte er sich dazu verstehen, den Kaiser fußfällig um Verzeihung zu bitten, die ihm, gegen den Eidschwur des künftigen Gehorsams, gewährt wurde.

Mit seiner Gemahlin Judith und ihrem Sohne Karl wieder vereinigt, kam Ludwig sofort vom Neuen auf jenen Gedanken zurück, der schon viel Unheil angerichtet, bei welchem aber allerdings, wenn nicht sein eigene, so doch Judith's Ehre auf dem Spiele stand, insofern derselbe mit der Frage von der ehelichen Geburt des jungen Karl unmittelbar zusammenhing, auf den Gedanken nämlich, diesem Knaben die Ausstattung an Land und Leuten zu sichern, auf welche er unzweifelhaften Anspruch hatte, wenn er der Sohn des Kaisers

war. Verschiedene neue Entwürfe der Theilung des Reichs wurden aufgestellt, ohne einen andern Erfolg, als die Wiederbelebung des alten Familiengrolls, welcher 839 nochmals zum kriegerischen Ausbruch kam. Nach dem im Jahre zuvor erfolgten Tode Pippin's hatte Ludwig, auf Anstiften Judith's, dessen beide unmündige Söhne — weil sie doch für die Regierung verdorben werden würden — erblos gemacht, um Aquitanien dem nunmehr fünfzehnjährigen und bereits vorsorglich gekrönten Karl zusprechen zu können. Das übrige Reich, mit alleiniger Ausnahme Baierns, das Ludwig vorbehalten blieb, sollte Karl mit Lothar theilen. Der letztere stimmte dieser Anordnung zu, Ludwig dagegen, der auf das ganze rechtsrheinische Land Anspruch machte, widersetzte sich mit den Waffen in der Hand. Gleichzeitig erhob sich Aquitanien für den ältesten Sohn seines verstorbenen Königs Pippin, gleichfalls Pippin geheißen. Der Krieg wurde nach beiden Seiten hin ohne entscheidende Ereignisse bis in den Winter geführt. Für das Frühjahr 840 schrieb Ludwig zur Lösung der Wirren einen Reichstag nach Worms aus, bevor derselbe aber zusammentrat, starb der alte Kaiser auf einer Rheininsel bei Ingelheim, auf welcher er sich bei der Fahrt über den Fluß todtkrank hatte aussetzen lassen.

Beim Tode Ludwig's war die auswärtige Lage des Reichs nicht glücklicher, als die innere. Auf den Gränzen desselben hatte der Krieg während der letzten Jahre kaum jemals geruht und zwar nicht der Angriffs- sondern — zum unzweideutigen Zeichen des Verfalls — der Vertheidigungskrieg. Dänen und Normannen plünderten ungestraft die Küsten und die Uferländer der Flüsse, die ihnen, schutzloser als je, preisgegeben waren. Obotriten, Wilzen, Sorben, kündigten dem Reiche den Gehorsam und verheerten dessen Marken. Die Araber konnten sogar Marseille überfallen und ausrauben. Die Bretagner endlich, die ihr Land niemals als einen Be-

ſtandtheil des Frankenreichs ernſtlich hatten gelten laſſen, benutzten die zunehmende Zerrüttung deſſelben zu fort und fort erneuerten Kämpfen für ihre Unabhängigkeit.

Das einzige eigne Werk, welches Ludwig der Fromme hinterließ, waren ſeine geiſtlichen Stiftungen. Er durfte ſich rühmen, das erſte Kloſter in Sachſen gegründet zu haben, und eben ſo die beiden erſten ſächſiſchen Bisthümer zu Hildesheim und Hamburg, von denen das letztere insbeſondere die Ausbreitung des Chriſtenthums in Skandinavien betreiben ſollte. Die weltlichen Regierungsſorgen hatte er, zumal in ſpätern Jahren, Günſtlingen, geiſtlichen und weltlichen Standes und nicht ſelten der verächtlichſten Art, überlaſſen, um deſto mehr Zeit zu gewinnen für die einzige nicht kirchliche Beſchäftigung, welcher er mit Eifer oblag, für die Jagd.

Der Tod Ludwig's des Frommen trieb den Wetteifer des Ehrgeizes ſeiner Söhne und das Ränkeſpiel zwiſchen ihnen auf die Spitze. Lothar machte ſeinen kaiſerlichen Titel geltend, um die Oberherrlichkeit über das ganze Reich und die unmittelbare Regierungsgewalt in einem möglichſt großen Theil desſelben für ſich zu erlangen, Ludwig beſtand mit geſteigertem Nachdruck auf der Forderung der Herrſchaft über alle Länder auf der rechten Seite des Rheins, Karl der Kahle bot die äußerſten Mittel auf, um ſeinen jungen Neffen Pippin aus Aquitanien zu vertreiben, während, von der andern Seite her, das kaiſerliche Oberhaupt des Hauſes den jüngſten Bruder bald mit unbeſtimmten Verſprechungen für ſich zu gewinnen, bald durch hinterliſtige Anſchläge ganz bei Seite zu ſchieben ſuchte. Nachdem Karl der Kahle Anfangs gemeinſchaftliche Sache mit Lothar gemacht, dann aber ſich von den verrätheriſchen Abſichten deſſelben überzeugt hatte, ſchlug er ſich auf die Seite Ludwig's, gegen welchen der Kaiſer inzwiſchen zwei Mal mit Uebermacht, aber ohne entſcheidenden Erfolg, zu Felde gezogen. Wiederholte Unterhandlungen ſcheiterten an der Unnachgiebigkeit Lothar's, welcher im Namen ſeiner Kaiſerwürde jedes billige Zugeſtändniß an ſeine Brüder doppelt hartnäckig verweigerte, nachdem er ſeinen Neffen Pippin von Aquitanien für ſich gewonnen. Im Sommer 841 ſtanden die vereinigten Heere Lothar's und Pippin's den vereinigten Heeren Ludwig's und Karl's in der Nähe von Auxerre einander gegenüber und bei dem Dorfe Fontenailles kam es zu einer mörderiſchen Schlacht, in welcher der Kaiſer und ſein Bundesgenoſſe beſiegt wurden, aber auch deren Gegner ſo ſchwere Verluſte erlitten, daß ſie ihren Sieg nicht verfolgen konnten.

Die nächſtfolgenden Ereigniſſe gaben der Sache Lothar's ſogar wieder das Uebergewicht. Es gelang dem Kaiſer durch kräftiges Handeln und durch rückſichtsloſen Gebrauch jedes Mittels zum Zweck, nicht nur Karl dem Kahlen einen Theil ſeines bisherigen Anhangs abwendig zu machen, ſondern auch, die große Mehrheit der Sachſen für ſich und gegen Ludwig zum offenen Aufſtande zu bringen, indem er ihnen ſeine Bereitwilligkeit zur Wiederherſtellung ihrer alten Verfaſſung vorſpiegelte, ja ſogar die Rückkehr zum Heidenthum wenigſtens andeutungsweiſe freiſtellte. Eine ſolche Verführung war zu ſtark für die oft bewährte ſächſiſche Treue. In Maſſe erhoben ſich die gemeinen Freien und Hinterſaſſen, deren Lage ſich ſeit der fränkiſchen Eroberung in jedem Betracht verſchlimmert hatte, gegen die Beamten, die ihnen die alte Freiheit mehr und mehr verkümmerten, gegen den Adel, der ſich naturgemäß der herrſchenden Macht angeſchloſſen und deren Schutz zur eigenen Bereicherung, auf Koſten der Menge, ausbeutete, und gegen die Prieſter, welche ſich die Handhabung eines empörenden Glaubenszwanges durch Zehnten und ſonſtige Abgaben obendrein theuer bezahlen ließen. Ein Volksbund, welchem der heute unverſtändliche Name der „Stellinga“ gegeben wurde, ſäuberte das Land im Nu von ſeinen kleinen Tyrannen und zerbrach die Sinnbilder des Chriſtenthums; die

alte Freiheit und der alte Glaube schienen ihren Wiedereinzug in das Sachsenland nehmen zu sollen.

Die zunehmende Unsicherheit ihrer Lage bestimmte Ludwig und Karl zur feierlichen Erneuerung des Bündnisses, das bis jetzt von beiden Seiten mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit erfüllt worden war. In der Nähe von Straßburg hielten sie zu diesem Zweck im Februar 842 eine gemeinschaftliche Heerschau. Ludwig redete die versammelten Mannschaften in deutscher, Karl in romanischer Sprache an, um ihnen den Stand der Dinge darzulegen und mit der schließlichen Erklärung, daß jeder der beiden Könige die Seinigen im voraus ihres Huldigungseides entbinde, falls er selbst dem Bündnisse mit seinem Bruder untreu werden sollte. Alsdann leisteten die Könige einander den Bundesschwur, und zwar, um je von den Leuten des Bruders verstanden zu werden, Ludwig in romanischer, Karl in deutscher Sprache. Hierauf legten die beiden Heere, Mann für Mann, ein jeder in seiner Muttersprache, einen ähnlichen Eid ab.*)

Mit Eintritt der guten Jahreszeit setzten sich Ludwig und Karl, den Rhein entlang, in Bewegung gegen Lothar, welcher an der Mosel stand und sich nicht gescheut hatte, den Beistand des Dänenkönigs Harald durch Abtretung der Insel Walchern zu erkaufen. Bei der Annäherung der feindlichen Heere räumte indessen Lothar ohne Kampf das Feld, und zog sich, nachdem er den kaiserlichen Palast in Aachen seiner Schätze beraubt, wie ein Flüchtling, in der Richtung auf Italien bis an die Rhone zurück. In Aachen eingerückt, wurden Ludwig und Karl durch eine Versammlung von Bischöfen als Sieger durch Gottesurtheil anerkannt, Lothar dagegen des Reichs für verlustig erklärt, das nach göttlichem Willen jetzt auf dessen Brüder übergehe.

*) Im Wortlaute dieser Eide ist uns die drittälteste Urkunde der deutschen Sprache erhalten, deren Datum sich mit Sicherheit nachweisen läßt.

Da es dem Kaiser indessen gelang, seine Streitkräfte vom Neuen zu sammeln und wieder in Angriffsbewegung zu setzen, so ließen sich Ludwig und Karl auf Unterhandlungen mit ihm ein, die denn auch von den Bischöfen gutgeheißen wurden, welche nunmehr fanden, daß der Friede besser sei als der Krieg. In einer Zusammenkunft, welche Lothar mit Ludwig und Karl auf der Saone-Insel Ansilla hatten, wurde ein in Metz abzuhaltender Congreß verabredet, zu dem Zweck der Theilung des Reichs — mit Ausnahme Italiens, das dem Kaiser als Vorantheil vorbehalten blieb — in drei gleiche Theile, unter denen zunächst Lothar zu wählen haben sollte. Pippin ging bei diesem Plane leer aus. Die Zwischenzeit verwendete Ludwig auf die Bändigung der sächsischen Stellinga, deren führerlose Massen von den geordneten Heerhaufen des Königs bald übermannt wurden. Der Niederwerfung des Aufstandes folgte eine entsetzliches Blutgericht. Der Galgen und das Henkerschwert übten ihr Amt an Hunderten von Gefangenen. Gleichwohl loderte im Herbste des nämlichen Jahres die Flamme der Empörung nochmals auf, wilder als zuvor, um nochmals in Blut erstickt zu werden. Damit war denn Ruhe und Ordnung in Sachsen wiederhergestellt.

Im October trat der Theilungscongreß, von jedem der Brüder mit vierzig Vertrauensmännern beschickt, in Metz zusammen, vertagte sich jedoch, wegen Mißtrauens gegen die von Lothar in der Nähe versammelte Heeresmacht, nach Coblenz, wo sich alsdann herausstellte, daß die Bevollmächtigten Ludwig's und Karl's die Länder, welche sie theilen sollten, nicht hinlänglich kannten, um den erforderlichen Eid auf gleiche Theilung leisten zu können. Also wurde die Entscheidung auf den nächsten Sommer hinausgeschoben, um den nicht genügend unterrichteten Vertrauensmännern Zeit zu geben, das Reich zu bereisen und die Verhältnisse der einzelnen Länder desselben kennen zu lernen.

Die dritte Zusammenkunft des Theilungscongresses war nach Verdun anberaumt und hier endlich kam dessen langwieriges Werk zum Abschluß. Am 10. August 843 wurde der Vertrag zu Verdun vereinbart, welcher das fränkische Reich, unter Auflösung seines bisher in ähnlichen Fällen immer festgehaltenen idealen Zusammenhangs, in folgender Weise auf die drei Söhne Ludwig's des Frommen vertheilte. Lothar erhielt, außer dem Kaisertitel und Italien, Friesland, das heißt, das heutige Königreich der Niederlande und die deutschen Nordseeküsten bis an die Weser, ferner das östliche Belgien, die preußische Rheinprovinz, das jetzige Lothringen, die Freigrafschaft, die östliche Schweiz, den größten Theil von Burgund mit der Provence. Alles Land im Westen dieses Gebietes, von der westlichen Hälfte Belgiens bis zu der spanischen Mark, fiel auf den Antheil Karls des Kahlen. Dem Könige Ludwig aber wurden, seinem ursprünglichen Verlangen gemäß, die Länder auf der rechten Seite des Rheins, mit der oben bezeichneten Ausnahme Frieslands zugesprochen, und außerdem die Ostschweiz und „des Weines wegen" das linke Rheinufer von Basel bis Mainz. Die Scheidelinie zwischen dem Reiche Ludwig's und Italien lief längs des Kammes der Alpen.

So war denn, nach dem Verlaufe einer bereits tausendjährigen Geschichte, der erste freilich noch sehr unförmliche Anfang gemacht zur Aufrichtung eines politischen Gesammt-Deutschland. Mit Friesland entbehrte der neue Körper eines sehr wichtigen Gliedes und nach der ganzen Ostseite hin war die Unfertigkeit desselben augenscheinlich. Immer noch bildete die Elbe, von Hamburg abwärts, die äußerste Gränze des deutschen Sprachgebiets, das dieser Fluß, jetzt wie seit Jahrhunderten, nur in der westlichen Hälfte von Holstein überschritt. Jenseits der Elbe galt zwar eine Anzahl slawischer Länder, wie das der Obotriten, Wilzen, Sorben, Tschechen, für Bestandtheil des Reichs, dessen Oberhoheit aber von diesen Völkern eben so oft verleugnet, wie anerkannt wurde — anerkannt überdies vielmehr in Worten, als durch die That. Oberhalb Hamburgs war auch auf dem linken Elbufer nicht nur ein gutes Stück slawischen Sprachgebiets, sondern auch ein großer Theil Thüringens, sammt dem ganzen diesseitigen Königreich Sachsen, unabhängiges Wendenland. Längs der Donau erstreckte sich das Reichsgebiet mit dem Deutschthum bis in die Nähe von Wien. In Steiermark, Kärnthen, Krain, Kroatien verliefen sich die Gränzen ins Unbestimmte, so jedoch, daß der größere Theil der von Karl dem Großen eroberten ungarischen Länder dem Reiche Ludwig's offenbar nicht mehr angehörte.

Eine weitere Schwäche des neuen Staatswesens lag eben in seiner Neuheit. Neu war nicht nur die staatliche Vereinigung der deutschen Länder, sondern auch ihre Ablösung von dem bisherigen Frankenreiche, als dessen Glieder sie sich ohne Zweifel einigermaßen fühlen gelernt, in das sie sich mehr oder weniger eingelebt hatten. Für jene Vereinigung sowohl, wie für diese Trennung, fehlte überdies nicht bloß der selbstthätige Wille der Völker selbst, sondern höchst wahrscheinlicher Weise auch alles Verständniß. So wenig wie eine gemeinschaftliche Verfassung, eben so wenig gab es in dem Reiche Ludwig's einen gemeinschaftlichen öffentlichen Geist, der ja, gleich der Verfassung, erst aus der Gewohnheit des gemeinsamen staatlichen Lebens hervorgehen konnte. Die verschiedenen deutschen Stämme hatten, wie von jeher, ein gewisses Gefühl ihrer Verwandtschaft, aber nicht den mindesten Trieb des politischen Zusammenhaltens, und noch weniger auch nur die ersten Ansätze eines nationalen Staatsbewußtseins. Was sie jetzt vereinigte, war ein diplomatisches Abkommen, bei welchem man sie nicht einmal um ihre Meinung, geschweige denn um ihren Willen befragt hatte, und das einzige politische Band, welches sie zusammenhalten sollte, bildete einstweilen die bei ihnen vorausgesetzte Treue gegen ihren nunmehrigen König. —

Genug, um die Schwierigkeiten anzudeuten, welche der Fortsetzung und Vollendung des in Verdun gemachten Anfangs entgegenstanden, Schwierigkeiten, die denn auch wiederholte Rückfälle in eine scheinbar überwundene Vergangenheit zur Folge gehabt, und den wirklichen Beginn der Geschichte des deutschen Reichs noch um mehr als ein halbes Jahrhundert verzögert haben. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß der politische Begriff Deutschland, welcher später eine so große Rolle in der Gedankenwelt spielen und von dort aus, nach Zeit und Umständen, mächtig in die Ereignisse eingreifen sollte, daß dieser Begriff von dem Tage in Verdun datirt. Zu dem Begriffe gesellte sich denn auch alsbald das Wort. Der eigene Name unsers Volkes, seit den Zeiten Wulfila's Jahrhunderte lang verschollen, war zwar schon unter Karl dem Großen vom Neuen laut geworden, aber nur als ein Eigenschaftswort zur Bezeichnung der Sprache, in der allein ja allerdings die Deutschen ein gemeinschaftliches Dasein hatten, in der allein sie als Volk existirten.*) Sobald dieses Volk aber durch den Vertrag zu Verdun eine Art politischer Persönlichkeit gewonnen, verwandelte sich in seinem Munde das bis dahin nur von seiner Sprache gebräuchliche Beiwort in einen Eigennamen und nannte es seinen ersten König: Ludwig den Deutschen.**)

*) Nachdem der gothische Bibelübersetzer das Wort „deutsch" in die Schriftsprache eingeführt, kommt dasselbe erst wieder vor bei Bezeichnung eines der Verbrechen, wegen deren Tassilo verurtheilt und abgesetzt wurde, und das „auf deutsch" Heeresließ genannt wird, nämlich der eigenmächtige Austritt des baierischen Herzogs aus dem Heere Pippin's in Aquitanien. Selbst der lateinische Name Deutschlands und der Deutschen trat in der Zeit des fränkischen Reiches stark zurück gegen die Namen der einzelnen deutschen Landschaften und Stämme.

**) Obgleich uns dieser Beiname nur in der lateinischen Uebersetzung überliefert worden, läßt sich doch sein einheimischer Ursprung kaum bezweifeln.

Während das Reich Ludwig's (abgesehen von den eroberten slawischen Landschaften) ausschließlich der deutschen und dasjenige Karl's fast eben so ausschließlich der romanischen Zunge angehörte, — mit alleiniger Ausnahme nämlich des westlich von der untern Schelde gelegenen Theils von Flandern — trat der Kaiser Lothar ein aus deutschen und romanischen Provinzen zusammengesetztes Mischreich an, welchem jeder geschichtliche oder volksmäßige Charakter so gänzlich fehlte, daß selbst ein Name für dasselbe erst erfunden, dem Namen seines Stifters abgeborgt werden mußte — Lotharingien — und welches sich überdies schon durch seine langgestreckte Gestalt zwischen Nordsee und Mittelmeer als eine Schöpfung der diplomatischen Willkür ankündigte, der es hauptsächlich darum zu thun gewesen, den bisherigen Hauptsitz des Kaiserthums, Aachen, für den jetzigen Kaiser Lothar festzuhalten und mit dessen Königreich Italien in territorialen Zusammenhang zu bringen. — Obgleich übrigens die drei neuen Staaten fortan in voller Selbstständigkeit neben einander bestehen sollten, galten sie nach wie vor für „fränkische" Reiche und wurden das künftige Frankreich und das künftige Deutschland einstweilen nur als „Ost- und Westfranken" von einander unterschieden. Außerdem blieb das wechselseitige Erbrecht der verschiedenen Zweige des Hauses Karls des Großen, dessen Nachkommen ja der Papst die Herrschaft über das fränkische Reich und Volk für ewige Zeiten durch den Kirchenbann gewährleistet hatte, selbstverständlich vorbehalten. Nachträglich vereinbarten die drei Könige überdies in einer Zusammenkunft zu Diedenhofen ein bis ins Einzelne ausgearbeitetes Programm conservativer Familienpolitik, kraft dessen sie sich und ihren Nachkommen den gegenwärtigen Besitzstand wechselseitig verbürgten.

Dieser Vertrag sollte indessen ein leeres Wort bleiben. Kaum war derselbe abgeschlossen, so sah sich Karl der Kahle genöthigt, auf Aquitanien, wo sich sein Neffe Pippin, trotz des

Vertrags zu Verdun, behauptet, förmlich zu verzichten. Schon vorher waren die unbezähmbaren Bretagner aufgestanden und hatten sich einen eigenen König gegeben, gegen den die Waffen Karl's nichts vermochten. Bald darauf ging demselben auch die spanische Mark und Septimanien verloren. Der Inhaber dieser Landschaften, Graf Bernhard, der vermeintliche Vater Karls des Kahlen, wurde, auf den allerdings sehr glaubwürdigen Verdacht aufrührerischer Absichten, von dem Könige mit eigener Hand erstochen, aber Bernhard's Sohn, Wilhelm, führte den dem Ermordeten zugeschriebenen Plan der Empörung aus und rief zu deren Unterstützung die Araber herbei.

Lothar hatte unterdessen einen Aufstand in der Provence zu bekämpfen, dessen er nur mit großer Anstrengung Meister wurde. Eine Auflehnung Roms gegen die kaiserliche Würde und Macht dagegen blieb siegreich. Ein neuer Papst nämlich war, wider das Herkommen, ohne Mitwirkung des Kaisers gewählt und eingesetzt. Um sich Genugthuung zu verschaffen, schickte Lothar seinen Sohn Ludwig mit großem geistlichen und kriegerischen Gefolge über die Alpen; Ludwig aber wurde von dem Papste entweder gewonnen oder überlistet, nahm von demselben den Titel des lombardischen Königs an und verließ Rom unverrichteter Sache, um, mit oder ohne Zustimmung des Kaisers, seinen Sitz in der lombardischen Hauptstadt Pavia aufzuschlagen. In Unteritalien ging das kaiserliche Ansehen, das dort freilich von jeher mehr dem Namen als der Sache nach bestanden hatte, durch die wachsende Macht der Herzoge von Benevent und durch die sich häufenden Einfälle der Araber vollends verloren.

Von diesen Vorgängen in Westfranken, Lotharingien und Italien wurde das Reich Ludwigs des Deutschen wenig oder gar nicht berührt. Der innere Friede desselben blieb viele Jahre lang ungestört. Dagegen lag Ludwig in fast ununterbrochenem Kriege mit den Slawen, die ihm heute bis nach

Mähren hinein huldigten und morgen seine Gränzwehren bis an die Elbe zurückdrängten. Durch die Böhmen insbesondere erlitt Ludwig mehrere schwere Niederlagen, und eines seiner Heere mußte sich den freien Rückzug aus dem Lande derselben sogar durch die Preisgebung seines ganzen Gepäcks erkaufen.

Ein den drei fränkischen Reichen gemeinschaftlicher Feind, die Normannen, machte sich während der vierziger Jahre furchtbarer als je. Die Länder Ludwigs des Deutschen hatten indessen weniger von demselben zu leiden, als die Lothar's und Karl's, sei es, weil sie weniger Beute boten, oder, weil sie besser vertheidigt wurden. Hamburg jedoch zerstörten die skandinavischen Seeräuber so vollständig, daß der Bischofssitz von dort nach Bremen verlegt wurde. In Lotharingien wurden Köln, Bonn und Trier von nordischen Freibeutern niedergebrannt, welche den Rhein und die Mosel hinaufgefahren. Auf der Seine kamen sie bis nach Paris, das durch Karl den Kahlen mit 7000 Pfund Silber gelöst werden mußte. Ausplünderung oder Brandschatzung erlitten noch viele andere Uferstädte, von der Nordsee wie vom mittelländischen Meere aus. Auch Rom fiel in die Hände der Normannen, welche namentlich die Peterskirche vollständig ausraubten. Wie vormals Ludwig der Fromme dem Dänen Harald die Insel Walchern hatte einräumen müssen, so sahen sich jetzt Karl und Lothar gezwungen, den räuberischen Abentheurern, deren sie sich nicht erwehren konnten, Küstenstriche und Uferländer zur Ansiedlung abzutreten. Von dem einzigen Mittel zur Abwendung solcher Schmach, dem Bau von Kriegschiffen, war keine Rede.

Die gemeinsame Bedrängniß von Außen, verstärkt durch furchtbare Hungersnoth, verhinderte nicht, daß Lothar durch Ländergier und persönlichen Haß und Groll mit Karl dem Kahlen, trotz aller beschworenen Verträge, in neue Zerwürfnisse gerieth, welche durch die Einsicht und Mäßigung Ludwig's nur mit Mühe vermittelt werden konnten. Auf seinen Betrieb

kam es im Jahre 851, bei einer Zusammenkunft in Meersen an der Maas, zu einer förmlichen Erneuerung und Erweiterung der bestehenden gegenseitigen Verpflichtungen.

Es währte indessen nicht lange, bis Ludwig selbst sich gegen seinen Bruder Karl des offenen Eidbruchs schuldig machte, von welchem er den Kaiser Lothar mehrmals glücklich zurückgehalten. Pippin von Aquitanien gerieth, nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen ihm und Karl dem Kahlen, in dessen Gefangenschaft und wurde ins Kloster gesteckt; die Aquitanier aber hielten fest an ihrem Könige, machten einen erfolglosen Versuch zur Befreiung desselben, boten dann die Krone ihres Reiches Ludwig dem Deutschen für einen seiner Söhne an, und Ludwig unterlag der Versuchung, sich auf dieses Anerbieten einzulassen. Empört über diese Treulosigkeit, näherte sich Karl der Kahle dem Kaiser Lothar und beschwor mit demselben einen Bund gegen Ludwig, der indessen Lothar bald wieder auf seine Seite zu bringen wußte, ohne ihn jedoch festhalten zu können. Lothar und Karl erneuerten ihr Bündniß in Attigny, und Ludwig's Sohn wurde aus Aquitanien vertrieben, das Karl der Kahle indessen nicht behaupten konnte, sondern seinem inzwischen aus dem Kloster entflohenen Neffen Pippin wieder überlassen mußte.

Müde des ewigen Wechsels der Dinge, der sein Leben erfüllt hatte, und wohl auch der unrühmlichen Rolle, durch welche er derselben großen Theils selbst verschuldet, entsagte Lothar 855 dem Thron. Von seinen Ländern verblieb Italien seinem ältesten Sohne, Ludwig, der schon 850 vom Papste, wie es scheint eigenmächtig, zum Kaiser gekrönt worden war. Ein zweiter Sohn, Karl, erhielt das Gebiet zwischen den Alpen, der Rhone und dem Meere, also die Provence und die Dauphiné. Die übrigen, theils romanischen, theils deutschen Provinzen, bis zur Nordsee hinunter, fielen an den dritten Sohn, Lothar. Nach seiner Abdankung nahm der alte Kaiser

das Mönchsgewand und trat in das Kloster Prüm, in den Ardennen. Sechs Tage darauf starb er. Engel und Teufel, wie die Chronik nicht ohne eine gewisse symbolische Wahrheit sagt, kämpften um seine Seele, die endlich, unter dem Beistande der Mönche, von den Streitern des Himmels erobert wurde.

Der Glanz der kaiserlichen Krone, welcher seit dem Tode Karls des Großen in fortschreitendem Erbleichen gewesen, erloschen vollends, nachdem dieselbe auf das Haupt Ludwigs II. übergegangen, welcher an Macht hinter Ludwig dem Deutschen und selbst hinter Karl dem Kahlen weit zurückstand. Zwar gelang es ihm bald, sein Königreich Italien, auf Kosten seines Bruders Karl, nach der Provence hin zu erweitern, aber er blieb darum nicht minder eine untergeordnete Figur neben den Königen von West- und Ostfranken. Ludwig dem Deutschen fiel denn auch, vermöge seiner überlegenen Macht, die Rolle des politischen Oberhauptes des karolingischen Hauses von selber zu, welche bisher mit dem Kaisertitel verbunden gewesen war.

An Gelegenheit zum Gebrauch und Mißbrauch dieser Rolle konnte es, bei der Unsicherheit aller öffentlichen Verhältnisse und bei dem allseitigen Mangel an Treue und Glauben unter den Machthabern, nicht fehlen. Die zunehmende Zerrüttung im Reiche Karls des Kahlen zumal stellte die Gewissenhaftigkeit Ludwigs des Deutschen vom Neuen auf eine schwere Probe. Den skandinavischen Räuberbanden bis in das Herz des Landes, bis nach Orleans, Tours, Clermont, Bourges schutzlos preisgegeben und noch anderweitig durch das Thun und Lassen Karl's vielfach geschädigt, insbesondere durch dessen endlosen Krieg gegen Pippin von Aquitanien, wendete sich ein Theil der großen Lehensträger desselben an Ludwig, mit dem dringenden Ansuchen um Beistand zur Beseitigung einer Mißregierung, welche sie sonst dahin bringen

werde, sich den Ungläubigen — Normannen oder Saracenen — zu ergeben.

Ludwig, im Begriff, mit gewaltiger Rüstung einen Kriegszug gegen die Mähren und andere slawische Völkerschaften anzutreten, ließ sich durch solche Nothrufe bestimmen, seine Waffen 858 wiederum gegen Karl den Kahlen zu kehren. Kaum war er in das Land desselben eingerückt, als ihm die vornehmen Ueberläufer schaarenweise zuströmten. Freunde und Feinde Karl's, sogar die ewig unbotmäßigen Bretagner, brachten ihm aus freien Stücken ihre Huldigung entgegen. Karl selbst zog sich ohne Kampf in eine abgelegene Gegend des Reichs zurück und Ludwig dünkte sich und schien im unbestrittenen Besitz fast ganz Westfrankens, so sehr, daß sein mitgebrachtes Heer die ungestüme Forderung der Entlassung nach Hause erhob und durchsetzte. Demnach zur Behauptung seiner Eroberung auf den guten Willen und den Beistand der Ueberläufer von gestern angewiesen, ließ sich Ludwig angelegen sein, die zweifelhafte Treue derselben durch die größte Freigebigkeit zu befestigen. Nach dem unvergessenen Beispiele Karl Martell's, mußte vorzugsweise Kirchen- und Klostergut dazu dienen, die Habsucht seiner westfränkischen Partheigänger zu befriedigen. Darüber verfeindete sich Ludwig mit der ganzen Geistlichkeit, die ihm, durch den Mund einer bischöflichen Synode, die furchtbarsten Höllenstrafen androhte und ohne Zweifel ihren ganzen Einfluß im Volke aufbot, um dasselbe dem Usurpator abwendig zu machen. So geschah es denn, daß, als Karl der Kahle im Frühjahr 859 die ihm noch zu Gebote stehenden Streitkräfte sammelte, Ludwig von seinem westfränkischen Anhange im Stiche gelassen wurde und, ohne den Kampf aufzunehmen, fast wie ein Flüchtling, über den Rhein zurückkehren mußte. Karl der Kahle machte eine Zeit lang Miene, Rache an Ludwig nehmen zu wollen, verglich sich jedoch 860 mit demselben in einer Zusammenkunft in Koblenz, welche mit neuen Friedens- und Freundschaftsschwüren endigte, die nicht bloß für die nunmehr versöhnten Brüder, sondern auch für deren Neffen, die Könige von Italien und von Lotharingien gelten sollten. Ein Stück des letzteren wurde übrigens Ludwig dem Deutschen bald darauf durch Lothar den Jüngern freiwillig oder in Folge gelinden Zwanges abgetreten, der nicht näher zu bestimmende Theil des Elsaß nämlich, welcher bisher noch nicht zu Ostfranken gehört hatte.

Die nächste Störung des Friedens im Hause der Karolinger ging von Ludwigs des Deutschen ältestem Sohne aus, Karlmann, der, von seinem Vater als Herzog in Kärnthen eingesetzt, der königlichen Oberhoheit Trotz bot und sich sogar in verdächtige Verbindungen mit dem feindlichen Mährenfürsten Rastitz einließ. Zwar kam es 862 in Regensburg, der gewöhnlichen Residenz Ludwig's, zu einer Versöhnung desselben mit Karlmann, aber schon im folgenden Jahre erneuerte sich das Zerwürfniß, welches die Entsetzung Karlmann's von seinem Herzogsstuhl herbeiführte, demnächst aber durch einen neuen Ausgleich beigelegt wurde, den ein gemeinschaftlicher Feldzug gegen Rastitz von Mähren bekräftigte. Rastitz mußte dem deutschen Könige, als dessen Lehensmann er sein Fürstenthum angetreten, vom Neuen Huldigung leisten und Geiseln stellen.

Bald darauf stiftete der zweite Sohn Ludwig's, gleichfalls Ludwig geheißen, eine weit verzweigte und sehr gefährliche Verschwörung gegen seinen Vater, die indessen rechtzeitig entdeckt und vor dem Ausbruch erstickt wurde. Der König, vielleicht eingedenk der Versündigungen, deren er sich gegen seinen eigenen Vater, Ludwig den Frommen, schuldig gemacht, gewährte auch der eben so unzweifelhaften wie schweren Schuld seines zweiten Sohnes Verzeihung.

Im Jahre 869 empörte sich Rastitz vom Neuen in Verbindung mit dem böhmischen Könige Zwentebold und den sämmtlichen wendischen Fürsten an der Elbgränze, bis zu den

Obotriten hinab. Durch die Söhne Ludwig's wurde auch dieser Aufstand, wiewohl nicht ohne schwere Kämpfe, gebändigt und der frühere Zustand einer mehr scheinbaren als wirklichen Abhängigkeit der slawischen Nachbarvölker wiederhergestellt.

In dem nämlichen Jahre starb der König Lothar, dessen Bruder Karl, König der Provence und Dauphiné, sein thatloses Leben schon 864 ohne Nachkommenschaft beendigt hatte, so daß diese Länder seinen Brüdern, dem Kaiser Ludwig II. und dem Könige Lothar zur Theilung anheimgefallen waren. Das einzige nennenswerthe Ereigniß der Regierung Lothar's waren seine durch Ehebruch und eigenmächtige Scheidung hervorgerufenen kirchlichen Händel gewesen, welche ihm die tiefsten Demüthigungen durch den ehrgeizigen und willensstarken Papst Nikolaus zugezogen. Da auch Lothar keinen rechtmäßigen Sohn hinterließ, da dessen überlebender Bruder, Kaiser Ludwig II., entfernt und machtlos war, da ferner Ludwig der Deutsche mit den Slawen alle Hände voll zu thun hatte, so glaubte Karl der Kahle die Gelegenheit gekommen, seinerseits die Erbschaft seines verstorbenen Neffen ohne weiteren Theilhaber antreten zu können. Er rückte ohne Verzug in Lotharingien ein, empfing die Huldigung der weltlichen und geistlichen Vassallen und ließ sich in Metz feierlich salben und krönen.

Gegen dieses Vorgehen erhob nicht bloß der Kaiser Einspruch, dem die Nachfolge in Lotharingien, laut des Vertrages zu Verdun, unstreitig gebührte, sondern auch der deutsche König. Da nun der letztere, zumal nach der glücklichen Beendigung des slawischen Krieges, in der Lage war, seinen Ansprüchen den stärksten Nachdruck zu verleihen, so verstand sich Karl der Kahle dazu, die Beute, unter Ausschluß des Neffen, mit dem Bruder gütlich zu theilen. Zu Meersen wurde im Sommer 870 der Theilungsvertrag zwischen den beiden Königen dahin festgestellt, daß das Reich Ludwigs eine natürliche Ergänzung

und Abrundung durch Ostfriesland, das heißt, durch das Land zwischen Weser und Yssel, erhielt, jenseits des Rheins bis an die Maas erweitert und dann durch eine zwischen Metz und Verdun hindurch und längs des westlichen Fußes der Vogesen bis nach Basel gezogene Linie von dem Reiche Karls abgegränzt wurde, welchem die übrigen Bestandtheile Lotharingiens zufielen. Mit Ausnahme eines Theils von Holland und Belgien war jetzt das ganze deutsche Sprachgebiet unter dem Scepter Ludwigs des Deutschen vereinigt, während Karl der Kahle nunmehr die sämmtlichen Länder der romanischen Zunge im ehemaligen Gallien, bis auf den zu Italien geschlagenen Theil der Provence und des benachbarten Alpenlandes, unter seiner Regierung zusammengebracht hatte. Mit anderen Worten: Deutschland und Frankreich standen zum ersten Male, bei nahezu vollständiger Ausscheidung der fremden Volksbestandtheile, wenn nicht als geschlossene Staaten, so doch als einheitliche Krongebiete neben einander. — Die Völker hatten auch bei dieser Neuerung eine Stimme weder gehabt noch beansprucht, und das bestehende Vertragsrecht, welches den Kaiser Ludwig II. zum Erben seines Bruders Lothar machte, war dadurch ohne allen entschuldigenden Vorwand gebrochen; der Natur der Dinge aber war, wenn auch unbewußt und formwidrig, Genüge geschehen.

Einen weitern Vortheil gewann Ludwig um die nämliche Zeit dadurch, daß die beiden mächtigen Slawenfürsten in Böhmen und Mähren in Todtfeindschaft mit einander geriethen. Rastitz fiel in die Gefangenschaft Zwentebold's, seines Neffen, und wurde von demselben in Ketten an Ludwig ausgeliefert, der ihn in Regensburg vor Gericht stellen, und als Verräther zum Tode verurtheilen ließ, schließlich jedoch, mit einer nach den Begriffen der Zeit sehr rühmlichen Milde, zum Verluste der Augen begnadigte. Bald darauf erfolgte indessen ein neuer Bruch auch mit Zwentebold, der gleichfalls in Ludwig's Hände

fiel, gegen die ihm abverlangten Versprechungen jedoch bald wieder freigelassen und mit starker bewaffneter Begleitung in sein Land zurückgeschickt wurde. Dort angelangt, fiel Zwentebold mit seinen Landsleuten über die ihm beigegebenen deutschen Truppen her und machte sie nieder bis auf den letzten Mann. Der damit wieder eröffnete Krieg wurde von deutscher Seite einige Jahre lang unglücklich geführt, endigte jedoch damit, daß Zwentebold 873 zur Lehens- und Zinspflicht gegen den König Ludwig zurückkehrte.

Mit Dänemark kam es um diese Zeit, auf gesandtschaftlichen Antrag seines Königs Siegfrid, zu einem Friedens- und Freundschaftsbündnisse, in welchem die Eidergränze bestätigt und geregelt und gegenseitige Handelsfreiheit ausbedungen wurde.

Inzwischen waren neue Zerwürfnisse zwischen dem Könige Ludwig und seinen beiden jüngeren Söhnen entstanden, welche die Beeinträchtigung der Ansprüche ihres Ehrgeizes durch die Begünstigung fürchteten, welche der Vater ihrem älteren Bruder, Karlmann, zuzuwenden schien, der in den Kriegen gegen die Böhmen und Mähren sich hervorgethan und manche Erfolge gewonnen. Wie schon mehrmals, verhinderte der König den drohenden Bruch durch die große Nachgiebigkeit, welche er, vermuthlich, wie gesagt, in Folge böser Erinnerungen an die eigene Jugendzeit, seinen Söhnen gegenüber zu zeigen pflegte. Auf einem Reichstage zu Forchheim wurden 872 die Erbschaftsfragen, um welche es sich handelte, in gütlicher Weise und sogar zu allseitiger Befriedigung gelöst.

Einige Jahre später, 875, auf einem Reichstage in Tribur — einer kaiserlichen Pfalz in dem südlichen Winkel zwischen Rhein und Main, die längst spurlos verschwunden — brach die alte Feindschaft der Sachsen und Franken in hellen Flammen aus. Die Rathsversammlung drohte im Angesichte des Königs in ein Handgemenge auszuarten, als sich dessen

Sohn Ludwig, der bei den Sachsen in großer Gunst stand, zwischen die streitenden Partheien warf und sie zur Besinnung brachte. Der Reichstag jedoch ging unverrichteter Sache auseinander.

Im nämlichen Jahre starb Kaiser Ludwig II., eben so, wie seine beiden ihm im Tode vorangegangenen Brüder, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Seine Wittwe, Engelberga, berief sofort die lombardischen Stände nach Pavia und diese beschlossen, die beiden Oheime des verstorbenen Kaisers, Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen, zur Theilung des Reichs aufzufordern; „denn die Italiener," sagt ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber, „wollen immer zwei Herren haben, um den einen durch die Furcht vor dem andern im Zaume zu halten."

Ehe jedoch diese Einladung an die beiden Könige gelangte, hatten dieselben bereits einen bewaffneten Wettlauf nach Italien angetreten. Karl kam dabei seinem Bruder zuvor, ließ sich in Pavia huldigen und in Rom vom Papst Johann VIII. zum Kaiser krönen. Die Gegenmaßregeln Ludwigs des Deutschen waren erfolglos. Seine Söhne, Karl und Karlmann, die er nach Italien schickte, wurden von Karl dem Kahlen entweder mit den Waffen zurückgewiesen oder überlistet. Er selbst unternahm, den Dingen in Italien eine bessere Wendung durch einen Einfall in Frankreich zu geben, vor dessen Ausführung ihn jedoch der Tod abberief. Unter eifrigen Rüstungen und gleichzeitig angeknüpften Unterhandlungen starb Ludwig der Deutsche zu Frankfurt im Sommer 876.

Mit ihm verlor das Haus Karls des Großen den letzten der Männer von einiger Bedeutung, welche seit dem Tode des ersten Kaisers auf einem der fränkischen Throne gesessen. Obgleich weit davon entfernt, eine große geschichtlichr Erscheinung zu sein, zeichnete sich Ludwig der Deutsche inmitten seiner zeitgenössischen Umgebung gleichwohl aus durch einen gewissen Ernst in der Behandlung der öffentlichen Geschäfte, durch einen

im Allgemeinen auf das Rechte und Gute gerichteten Willen, durch eine Selbstbeherrschung, die ihm nur ausnahmsweise versagte, durch Scharfblick in der Wahl seiner Beamten, durch eifrige Hingebung an das Waffenwerk, auf welchem das Schicksal des Staates stand. Geld und Gut, wird ihm nachgerühmt, hatte für ihn nur Werth als ein Werkzeug des Krieges.

Das durch Erbgang und Familienvertrag geeinigte Deutschland fiel nach dem Tode Ludwig's durch Erbgang und Familienvertrag wieder auseinander. Auf dem Tage zu Forchheim waren 872 die Grundzüge der Theilung des Reichs unter die drei Söhne des verstorbenen Königs, Karlmann, Ludwig und Karl, festgestellt, und dieses Uebereinkommen sollte jetzt vollzogen werden. Karl der Kahle aber ließ seinen Neffen dazu keine Zeit. Er fiel mit Heeresmacht in Deutsch-Lothringen ein, bemächtigte sich der Hauptstadt Aachen, und gebärdete sich als den Herrn des Landes. Sein Neffe Ludwig, zur Unterscheidung von seinem Vater, Ludwig dem Deutschen, der Jüngere genannt, raffte in Sachsen und Thüringen ein Heer zusammen, ging dem Feinde entgegen und schlug ihn bei Andernach bis zur Vernichtung. Karl selbst rettete sich mit Mühe über die Gränze; die flüchtigen Ueberbleibsel seines Heeres wurden von den Bauern des Rheinlandes bis auf die nackte Haut ausgeplündert.

Nach glücklich überstandener gemeinschaftlicher Gefahr, kamen die Brüder leicht zur Verständigung über die Ausführung des Theilungsvertrags. Der älteste, Karlmann, erhielt, neben dem längst von ihm verwalteten Kärnthen, Baiern und die Oberherrlichkeit über die Slawenländer, Böhmen, Mähren, und die benachbarten ungarischen Gebiete; Ludwig der Jüngere wurde König in Franken, Thüringen, Sachsen, Friesland; Karl, der Dicke genannt, mußte sich mit Schwaben begnügen; die Verfügung über Lothringen wurde, allem Anscheine nach, vorbehalten.

Der bei Andernach über Karl den Kahlen gewonnene Sieg war aus unbekannten Ursachen nicht verfolgt worden, die Feindschaft zwischen dem Oheim und dem Neffen aber dauerte fort und kam im folgenden Jahre zum neuen Ausbruch. Karl, von dem durch Griechen und Araber schwer geängstigten Papste zur Hülfsleistung aufgerufen, ging 877 mit schwachen Streitkräften über die Alpen, stieß dort auf König Karlmann, der ihm den Kaisertitel streitig machen zu wollen schien, wich vor demselben zurück, und starb, nachdem er kaum den französischen Boden erreicht hatte. Sein einziger Sohn, Ludwig, der Stammler beibenannt, war sein Nachfolger auf dem Throne Frankreichs, aber nicht in der kaiserlichen Würde, welche ihm Papst Johann VIII., ohne Zweifel in Betracht seiner Unfähigkeit, verweigerte.

Ludwig der Stammler starb im Jahre 879 mit Hinterlassung mehrerer minderjähriger Söhne aus zwei verschiedenen Ehen von zweifelhafter Gültigkeit. In Betracht dieser Umstände erging von Seiten einiger hochgestellten französischen Geistlichen an Ludwig den Jüngern, als ächten Nachkommen Karls des Großen und als einen sehr freigebigen König, die Einladung, den französischen Thron einzunehmen. Demgemäß rückte Ludwig in Frankreich ein, stieß jedoch bald auf den lebhaften Widerstand des erwachenden französischen Nationalbewußtseins und ließ sich abfinden durch die Abtretung desjenigen Theils von Lotharingien, welcher bei der Theilung dieses Landes zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen an den letzteren gefallen war. — Die beiden älteren Söhne Ludwigs des Stammlers, Ludwig und Karlmann, wurden alsdann gleichzeitig als Könige von Frankreich gesalbt und gekrönt.

Der baierische König Karlmann, der sich, nach Vertreibung Karls des Kahlen aus Italien, von den Lombarden huldigen lassen, vielleicht auch die Kaiserkrönung empfangen, war

kurze Zeit darauf vom Schlage getroffen und gelähmt worden. In seinem hülflosen Zustand verstand er sich dazu, sein ganzes Reich seinem Bruder Ludwig, dem Jüngern, zu verschreiben, in der stillschweigenden oder ausgesprochenen Erwartung, daß dieser seinem unehelichen Sohne Arnulf, seinem einzigen Leibeserben, eine billige Abfindung bewilligen werde.

Um die nämliche Zeit bemächtigte sich der jüngste Bruder Karlmann's, Karl der Dicke, König von Schwaben, mit oder ohne Zustimmung des kranken Karlmann, der Lombardei, deren Stände ihm eben so bereitwillig huldigten, wie kurz zuvor seinem Bruder. In den ersten Tagen des zweitfolgenden Jahres 881 empfing Karl, als der Dritte dieses Namens, vom Papste die Kaiserkrone in Rom.

Der längst erwartete Tod Karlmann's erfolgte im September 880. Ludwig der Jüngere wurde ohne Widerrede als sein Nachfolger anerkannt und Arnulf durch denselben mit dem Herzogthum Kärnthen belehnt.

Von andern Seiten brach unterdessen schweres Unglück über Ludwig herein. Er verlor seinen einzigen Sohn; die Nordmannen richteten in den Küstenländern schlimmere Verwüstungen an, als je, verbrannten nicht bloß viele niederländische Städte, sondern auch Aachen, Köln, Bonn, Jülich, Trier, Neuß, und gewannen am Ufer der Elbe sogar ein Feldschlacht, in welcher sie, begünstigt durch eine Sturmfluth, welche das deutsche Lager unter Wasser setzte, das ihnen gegenüberstehende sächsische Heer gänzlich vernichteten; ein unehelicher Enkel des Kaisers Lothar, Namens Hugo, stand in Lotharingien als Thronbewerber auf und behauptete sich Jahre lang in Waffen, ehe er dazu gebracht werden konnte, das Feld bis auf Weiteres zu räumen.

Im Anfang des Jahres 882 starb Ludwig der Jüngere in Frankfurt am Main. Auf die Nachricht von seinem Tode eilte Karl der Dicke aus Italien herbei, um, als rechtmäßiger

Erbe seines Bruders, dessen Reich in Besitz zu nehmen. Ganz Deutschland war nunmehr unter Kaiser Karl III. wieder vereinigt, zugleich aber in neue staatliche Verbindung mit Italien gebracht.

Durch ein allgemeines Aufgebot brachte Karl der Dicke so rasch wie möglich ein gewaltiges Heer zusammen, um die endliche Befreiung des Landes von dem skandinavischen Raubgesindel zu bewerkstelligen. So groß aber das Heer, so gering waren seine kriegerischen Leistungen. Die Nordmannen hatten ihre sämmtliche Streitkräfte in ein festes Lager an der Maas zusammengezogen, wurden dort einige Wochen lang vergeblich belagert und erboten sich dann zu Unterhandlungen, welche darauf hinausliefen, daß Karl die schmachvollsten Friedensbedingungen bewilligte: Gebietsabtretungen in Holland, Zahlung großer Summen Goldes und Silbers, Vermählung einer Frau karolingischen Blutes, der Schwester Hugo's von Lotharingien, mit dem normännischen König Gottfrid, welcher dagegen das Christenthum annahm. Nachdem alle diese Zugeständnisse erfüllt waren, zogen die Nordmannen auf 200 mit Beute beladenen Schiffen davon, um ihre Räubereien in allernächster Zeit vom Neuen zu beginnen.

Die Schaam und der Zorn über diese beispiellose Demüthigung des Reichs waren gleich groß bei den Männern des Kriegs und des Friedens, zumal die letzteren, die Geistlichkeit, die Loskaufsumme mit ihren Kirchenschätzen hatten bezahlen müssen. Mit den Geistern geriethen auch die öffentlichen Verhältnisse in heftige Gährung. Zwischen den sonst befreundeten Sachsen und Thüringern kam es zum offenen Kriege und Graf Hugo von Lotharingien trat, gegenüber dem in tiefe Mißachtung gesunkenen jetzigen Herrn des von ihm beanspruchten Landes, vom Neuen auf den Kampfplatz, wo er sofort starken Anhang fand.

Gleichwohl wurde Kaiser Karl durch die italienischen An-

gelegenheiten, insbesondere durch die ewigen Bedrängnisse des Papstes von Seiten der Araber und der einheimischen Machthaber, nach seinem lombardischen Reiche abberufen. Als er 884 nach Deutschland zurückkam, fand er den Grafen Hugo, unter dem Beistande seines in Holland angesiedelten Schwagers Gottfrid, mächtiger, als zuvor, die Nordmannen wieder im Besitz der Rheinufer bis nach Duisburg hinauf, und an der Ostgränze des Landes einen barbarischen Krieg, zwischen Arnulf von Kärnthen und Zwentebold von Böhmen und Mähren. Gegen den Slawenfürsten zog Karl selbst mit so großer Macht zu Felde, daß Zwentebold den Kampf nicht weiter zu führen wagte, seine Unterwerfung ankündigte und den bereits mehrmals gebrochenen Lehenseid vom Neuen leistete. Unterdessen wurden die Nordmannen von den Rheinufern vertrieben und bei einem Einfalle in Ostfriesland an der Ems durch das friesische Landesaufgebot so nachdrücklich geschlagen, daß sie dieses Ufer nie wieder zu betreten wagten.

Die beiden Könige von Frankreich, Ludwig und Karlmann, starben ohne Nachkommenschaft in den Jahren 882 und 884. Ein unmündiger Bruder, Namens Karl, nach dem Tode seines Vaters, Ludwigs des Stammlers, geboren, und später durch den Beinamen des Einfältigen gekennzeichnet, überlebte sie. Daß ein Kind auf den französischen Thron gesetzt werde, verbot der Ernst der Zeit und so wurde denn die Erbfolge in Frankreich dem einzigen noch vorhandenen Manne aus dem ächten Stamme Karls des Großen übertragen, dem Kaiser Karl dem Dicken, unter dessen Scepter nunmehr das ganze Reich des großen Ahnherrn wieder vereinigt war.

Dieser einst so gewaltige Reichskörper aber hatte sich zu vollständig ausgelebt, um durch die Wiederherstellung seines ehemaligen Umfangs neue Kräfte gewinnen zu können. Zwar gelang es Karl dem Dicken, sich Hugo's von Lotharingien und seines Helfershelfers und Schwagers, Gottfried, durch verrätherischen Ueberfall zu entledigen, aber die Zerrüttung und Ohnmacht des Reichs wurde dadurch nicht geheilt und nach wie vor blieb dasselbe den Raubzügen der nordischen Freibeuter preisgegeben. Selbst Paris wurde neun Monate lang von ihnen belagert und blieb während dieser ganzen Zeit auf die Selbsthülfe seiner Einwohnerschaft angewiesen. Als Karl aber endlich mit deutscher und italienischer Mannschaft zum Entsatze herankam — denn die Franzosen hatten dem an sie ergangenen Aufgebot zur Rettung ihrer Hauptstadt wenig oder gar keine Folge geleistet — da glaubte er sich die Entscheidung durch die Waffen mittels eines Vertrags ersparen zu sollen, kraft dessen er den Nordmannen nicht nur ein Lösegeld für Paris zahlte, sondern ihnen auch für die Dauer des bevorstehenden Winters Burgund zur Ausbeutung überließ, um dessen Bevölkerung, wie es hieß, für ihren Ungehorsam zu bestrafen.

Durch solches Thun und Lassen, verbunden mit zunehmender körperlicher Unbehülflichkeit und Geistesschwäche, verfiel Karl der Dicke diesseits und jenseits des Rheins der allgemeinen Verachtung. Die öffentliche Unzufriedenheit mit dieser Regierung, welche das Reich dem offenbaren Verderben entgegenführte, nahm die Gestalt einer Verschwörung an, welcher selbst der Kanzler und Vertrauensmann des Kaisers, Bischof Liutward, anzugehören schien. Luitward, der ehebrecherischen Verbindung mit der Kaiserin Richarda und vielfacher Gewaltthaten angeklagt, wurde im Herbst 887 mit Schimpf seines Amtes entsetzt, nahm seine Zuflucht zu Karl's Neffen, Arnulf von Kärnthen, und beschleunigte den ohne Zweifel längst vorbereiteten Aufstand. Arnulf setzte sich mit einem baierischen Heere und durch slawische Hülfstruppen verstärkt in Bewegung gegen Karl den Dicken, nahm dessen Krone für sich in Anspruch, und drohete Allen, die sich nicht unter seine Fahne stellen würden, mit dem Verluste ihrer Lehen. Um

Gegenrüstungen zu veranstalten berief Karl einen Reichstag nach Tribur, der jedoch bei der Annäherung Arnulf's aus einander stob, und den Kaiser in einer Vereinsamung zurückließ, die jede Aussicht auf Sieg, ja selbst die Möglichkeit der Gegenwehr abschnitt. Seine Sache verloren gebend, ließ Karl seinem Neffen Arnulf, als dem Manne der Zukunft, seine Thronentsagung entgegentragen, mit der Bitte um billige Behandlung für sich selbst und seinen unehelichen Sohn Bernhard. Arnulf bewilligte dem entthronten Kaiser ein Besitzthum in Schwaben, seinem ursprünglichen Erblande, wohin sich Karl alsbald zurückzog, und wo er nach wenigen Monaten, im Anfang des Jahres 888, starb.

Mit Karl dem Dicken war die rechtmäßige Nachkommenschaft Karls des Großen für immer von dem deutschen Throne herabgestiegen und die staatliche Trennung Deutschlands von Frankreich entgültig vollzogen. Frankreich kehrte nach einem kurzen Zwischenraum unter die Herrschaft des legitimen Königshauses zurück, um dieselbe, keineswegs zu seinem Heile, noch ein Jahrhundert lang, wiewohl nicht ohne Unterbrechung, beizubehalten, während Deutschland unter einem Bastard und Empörer ein für alle Mal mit der dynastischen Ueberlieferung brach und ein neues Leben begann.

Das Geschlecht der Karolinger hatte länger in Saft und Kraft gestanden, als das der Merwinger, war aber, auf dem Höhepunkt seiner Blüthe angekommen, nicht minder rasch und unaufhaltsam entartet und in Verfall gerathen. Hier wie dort waren Entkräftung des Geistes und des Willens die Vorläufer des Untergangs, hier wie dort Familienhader und Untreue gegen das eigene Fleisch und Blut dessen Werkzeuge, hier wie dort war aber auch ein Verhängniß im Spiele, das sich vielleicht verzögern, aber schwerlich abwenden ließ. Das fränkische

Reich konnte keinen Bestand haben, nachdem das eiserne Band der Eroberung durch die Zeit gelockert war und Raum gegeben hatte für das Erwachsen verschiedener Nationalitäten, von denen keine den inneren Beruf und die äußere Kraft zur Beherrschung der andern besaß; mußte aber das Reich untergehen, so gab es auch unter den günstigsten Voraussetzungen kaum eine Rettung für das Herrscherhaus, auf dessen Schultern es geruht. Seitdem, umgekehrt, das Reich die Merowinger überlebt hatte, war die große Schwierigkeit seines Daseins durch die natürliche Steigerung des Gegensatzes der in demselben vereinigten Nationalitäten fort und fort größer geworden, und die Leichtigkeit, mit welcher zuletzt deren staatliche Trennung vor sich ging, bezeugte, daß es sich nur um die formelle Auflösung eines innerlich unhaltbar gewordenen Verhältnisses handelte.

Mit dem Frankenreiche und seinem Königshause gingen die Werke des einen und des andern zwar nicht zu Grunde, aber sie blieben von dem Umschwunge nicht unberührt. Das größte jener Werke war ohne Frage der Aufbau des päpstlichen Thrones. Bis auf die Zeit der Karolinger ragte der Bischof von Rom unter andern Bischöfen der Christenheit kaum anderweitig hervor, als durch seine größern Ansprüche. Erst nachdem er durch Pippin und Karl den Großen, im Interesse ihres Ehrgeizes, als Oberhaupt der Christenheit anerkannt und zum Landesherrn gemacht war, gewann er den festen Boden zur Bethätigung jener Ansprüche. Das Frankenreich lieh ihm dabei fort und fort seinen mächtigen Arm. Um die Einheit des Reichs zu befestigen, leistete der König der Einheit der Kirche den wirksamsten Vorschub; um die einheitliche Kirchengewalt zu begründen, wurde der Papst der eifrige Gehülfe der staatlichen Einheitspolitik des Königs. In der Erneuerung des römischen Kaiserthums fand die Interessengemeinschaft zwischen dem Scepter und dem Krummstab ihren

symbolischen Ausdruck. Es war eine Theilung der Weltherrschaft, welche am Weihnachtstage des Jahrs 800 in der Peterskirche der Christenheit kund gegeben wurde. Freilich fehlte es dabei auf beiden Seiten nicht an einem bedenklichen Vorbehalt. Kein Kaiser, als durch den Papst, hieß es in Rom; kein Papst, als mit Zustimmung des Kaisers, war in Aachen die Losung. Der Widerspruch dieser doppelten Forderung machte sich zwar schon unter Karl dem Großen selbst fühlbar, kam aber, so lange der kaiserliche Name bei dessen Geschlecht blieb, niemals zum vollständigen Durchbruch. Die Bundestreue wurde, hier wie dort, im Allgemeinen zum beiderseitigen Vortheil gehalten, wiewohl das Papstthum dabei besser gedieh, als das Kaiserthum. Das Oberhaupt der Kirche war bereits nahe daran, seinem weltlichen Schutzherrn über den Kopf zu wachsen, als der Sturz des Thrones der Karolinger einen Rückschlag in Rom ausübte, welcher auch die päpstliche Macht zu Falle brachte, zum deutlichen Beweise, daß dieselbe bis dahin nur eine erborgte gewesen.

Die Grundsteine einer selbstständigen Macht des Papstthums jedoch waren inzwischen gelegt. Die Zahl der Kirchenfürsten in den Ländern des fränkischen Reiches hatte sich beträchtlich vermehrt, in ähnlichem Verhältnisse war ihr Reichthum und ihre politische Bedeutung gewachsen und zugleich der Grundsatz der unbedingten Oberherrlichkeit des römischen Bischofs über die katholische Kirche in die religiöse Ueberzeugung der Geistlichkeit übergegangen — Dank insbesondere der großen Fälschung, welche im zweiten Viertel des neunten Jahrhunderts, unter dem Namen des Bischofs Isidor von Sevilla, die päpstliche Statthalterschaft Gottes auf Erden und deren höchste Auktorität, in weltlichen sowohl wie in geistlichen Dingen, als die ursprüngliche, allgemeine und allein gültige Lehre der Kirche darstellte und derselben, begünstigt von der Stimmung der Zeit, bald allenthalben Eingang verschaffte. Dazu

kam ein sichtliches Wachsen der Herrschaft des Priesterthums über die Seelen. Zunächst wohl in Folge des durch die fortschreitende Entwickelung gesteigerten Verständnisses für den Werth des Wissens, welches immer noch im ausschließlichen Besitze der Geistlichkeit war. In noch höherem Maße aber ohne Zweifel als Wirkung einer neuen moralischen Macht, die durch das Christenthum in die Welt eingeführt worden, der Macht nämlich des Teufels. Dieser und jener Vorläufer desselben hatte auch durch die heidnische Vorzeit gespukt, aber nur als schattenhafte Gestalt und ohne Bedeutung für das alltägliche Leben. Erst der christliche Teufel trat so leibhaftig auf, daß man nach und nach lernte, ernstlich an denselben zu glauben. Das Priesterthum, welches verstand, ihn zu rufen und zu bannen, bedurfte kaum eines andern Mittels, um die Seelen unter sein Joch zu beugen. Die hohen sittlichen Wahrheiten des Christenthums, seine befreiende Kraft, sein menschheitlicher Idealismus waren und blieben noch auf lange Zeit hinaus ein versiegeltes Buch für ein Volk von der Naturanlage, von der Geschichte, von dem Culturzustande der Deutschen,*) die man überdies großen Theils erst unlängst durch barbarische Zwangsmittel zur Annahme des christlichen Namens gebracht hatte. Von Allem, was Priester und Mönch der neubekehrten Gemeinde, welche durch Polizeigewalt um sie versammelt wurde, zu sagen hatte, konnte ihr, der die Walhalla unendlich mehr bot, als das Paradies, nur Eins zu Gemüthe gehen: die Drohung mit den Höllenqualen gegen die Ungläubigen und Abtrünnigen. Einer solchen Waffe, in der Hand begeisterter Streiter, oder doch geübter Fechter, vermochte selbst die sächsische Tapferkeit nicht auf die Dauer zu widerstehen.

*) In den Ländern des ehemaligen römischen Reichs fand das Christenthum allerdings unter wesentlich andern Umständen einen besser vorbereiteten Eingang.

Die Furcht vor dem Teufel siegte schließlich über den Glauben an Wodan und über den Haß gegen den Priester und den Franken. Daß aber in der ganzen deutschen Welt die Teufelsfurcht Jahrhunderte lang ein Hauptmotiv des christlichen Glaubens und Thuns geblieben, davon zeugen Tausende und aber Tausende von Stiftungsbriefen und anderen Urkunden, vom früheſten bis zum späteſten Mittelalter.

X.

Die Anfänge des deutschen Reichs unter den Königen Arnulf, Ludwig d. K. und Konrad I.

Die durch die Entthronung Karls des Dicken ins Werk geſetzte Revolution vollzog ſich in Deutſchland ſelbſt, ihrem eigentlichen Heerde, ohne tief greifende Erſchütterung. Die ſämmtlichen deutſchen Stämme — mit alleiniger Ausnahme vielleicht der Lothringer — die Schwaben, Franken, Thüringer, Sachſen, Frieſen trugen dem Könige Arnulf ihre Huldigung nach ſeiner Hauptſtadt Regensburg entgegen, und ein demnächſt in Frankfurt abgehaltener Reichstag beſtätigte die neue Ordnung der Dinge durch ſeinen regelmäßigen Verlauf.

In Italien und Frankreich dagegen folgte dem Sturze des karolingiſchen Thrones große Verwirrung. Dort machten ſich die Herzoge von Friaul und von Spoleto die höchſte Gewalt ſtreitig, und wenn es dem erſten, Berengar, gelang, ſeine Krönung als König der Lombardei durchzuſetzen, ſo blieb er doch fortwährend bedroht durch ſeinen mächtigen Nebenbuhler, Wido von Spoleto. — Frankreich vollends ging in verſchiedene Königreiche auseinander. In Paris wurde Graf Odo, der tapfere Vertheidiger der Stadt gegen die Normannen, zum Könige ausgerufen, in der Provence gelangte der dort, um das Jahr 880, von einem Grafen Boſo geſtiftete burgundiſche Staat, unter dem von der Hauptſtadt, Arles, hergenommenen

Namen des arelatensischen Reiches, zur vollen Unabhängigkeit und in den Alpen Savoyens, Piemonts und eines Theiles der Schweiz entstand das Königreich Hochburgund, unter dem Grafen Rudolf, der auch die Franchecomté an sich brachte und die Hand sogar nach Lothringen ausstreckte. Außerdem behauptete sich Aquitanien in seiner lange und tapfer verfochtenen Selbstständigkeit.

Die Vormacht innerhalb dieses neuen Staatensystems fiel von selbst dem geeinigten Deutschland zu. Der Versuch Rudolf's von Hochburgund, sich Lothringens zu bemächtigen, wurde leicht zurückgewiesen und endigte mit einem Frieden, den Rudolf persönlich bei Arnulf in Regensburg nachsuchte. Odo von Frankreich bewarb sich durch wiederholten Besuch in Worms um die Freundschaft des deutschen Königs. Mit Berengar von Friaul setzte sich Arnulf in einer Zusammenkunft zu Trient dahin auseinander, daß er demselben die italienische Krone überließ, sich aber die bisherigen königlichen Hausgüter in Italien vorbehielt. Die Wittwe des frühzeitig verstorbenen Königs Boso von Arles holte sich das Versprechen seines Schutzes für ihren unmündigen Sohn Ludwig persönlich bei ihm ein. Demnächst (894) erschien auch Karl der Einfältige, welcher inzwischen als Gegenkönig gegen Odo in Paris aufgestellt war, Hülfe suchend an seinem Hoflager, ohne jedoch viel mehr von ihm zu erlangen, als wohlwollende Worte.

Der erste Kriegszug Arnulf's galt den Dänen, welche wieder einmal mit Mord und Brand in die Niederlande eingefallen waren und sich in der Nähe von Löwen festgesetzt hatten. Arnulf selbst führte den Sturm auf ihr verschanztes Lager, das in raschem Anlaufe genommen wurde. Tausende von Dänen, mit ihren beiden Königen, Gottfrid und Siegfrid, fanden den Tod durch das Schwerdt oder auf der Flucht in den Wellen der Dyle. So groß aber der Sieg, er verhinderte nicht, daß der nordische Feind schon in nächster Zeit wieder auf dem Schauplatze desselben erschien und neue Beute davon trug.

Demnächst wandte sich Arnulf gegen den alten Feind Zwentebold, den er kurz zuvor, um sich von dieser Seite her freie Hand zu schaffen, als Herzog von Böhmen und Mähren anerkannt hatte, mit welchem aber ein aufrichtiger Friede durch den unüberwindlichen Gegensatz der deutschen und slawischen Interessen fast unmöglich gemacht wurde; denn die Deutschen konnten auf die Wiederherstellung der alten Ostgränze ihres Machtgebietes eben so wenig verzichten, wie die Slawen auf ihr nationalstaatliches Dasein. Während Arnulf 892 von Baiern und Thüringen aus in Böhmen und Mähren einrückte, wurde Zwentebold von der entgegengesetzten Seite her gleichzeitig von den Magyaren angegriffen, vermeintlichen Nachkommen der Hunnen, und deshalb von den Deutschen Hungarn genannt — in Wirklichkeit Stammverwandten der Finnen — welche um diese Zeit unter ihrem Könige Arpad sich des demnächst nach ihnen benannten Landes bemächtigten, in welchem und von welchem aus sie die nämliche geschichtliche Rolle spielten, wie vor ihnen die Hunnen und die Awaren. Zwentebold leistete dem doppelten Feinde tapfere Gegenwehr, seine Macht und sein Lebensmuth aber wurde in zwei Feldzügen gänzlich gebrochen; er unterwarf sich der deutschen Oberherrschaft und soll 894 als Einsiedler gestorben sein.

Um Neujahr 894 trat Arnulf eine Heerfahrt nach Italien an, von wo aus König Berengar und Papst Formosus wiederholte dringende Hülferufe an ihn ergehen ließen. Wido von Spoleto nämlich hatte von dem vorigen Inhaber des Stuhls Petri, Stephan V., seinem Vater, die Kaiserkrönung erlangt, und bedrängte im Namen seines neuen Titels den Papst eben so hart, wie den von Arnulf anerkannten König Berengar: Arnulf setzte Berengar wieder in die Lombardei ein, ließ sich als dessen Oberherrn huldigen, und wandte sich dann

gegen Rudolf von Hochburgund, der sich auf die Seite seiner Feinde geschlagen, und dessen Land siegreich durchzogen, aber nicht unterworfen wurde.

Solcher Maßen in die italienischen Angelegenheiten hineingezogen, und wahrscheinlich jetzt schon gesonnen, das Kaiserthum für sich zu gewinnen, das nach Wido's bereits 894 erfolgtem Tode zwar auf dessen in voraus gekrönten Sohn, Lambert, übergegangen war, von diesem aber schon wegen seines unreifen Alters nicht behauptet werden zu können schien, gab Arnulf auch seiner einheimischen Politik eine stark italienische Färbung. Auf einer Synode, welche er 895 in seinem Palaste zu Tribur versammelte, bewilligte er der Kirche eine Reihe der übertriebensten Forderungen: die Vollziehbarkeit der Urtheile geistlicher Gerichte durch die weltlichen Beamten, die tiefst greifenden bürgerlichen Wirkungen der Excommunikation, die Entscheidung aller Streitsachen zwischen Geistlichen und Laien durch den Bischof, ohne Zulassung von Zeugen u. s. w. Mit diesem neuen Anspruche auf die Gunst des Papstes ausgerüstet, ging Arnulf im Herbst 895 zum zweiten Male über die Alpen, und unter großen Schwierigkeiten, durch die Jahreszeit, den Mangel an Lebensmitteln und ansteckende Krankheiten verursacht, gelangte er an die Thore von Rom, wo die dem Papste feindliche Parthei des jungen Kaisers Lambert die Oberhand gewonnen hatte. Arnulf nahm die Stadt mit stürmender Hand, wurde von dem befreiten Papste als Kaiser gekrönt, und ließ sich von den Römern den Eid der Treue schwören, unter Vorbehalt des Gehorsams, den sie dem Nachfolger Petri schuldig seien.

Ein Gifttrank, der seine körperliche und Willenskraft lähmte, veranlaßte Arnulf zur eiligen Rückkehr nach Deutschland. Hinter ihm gerieth sofort das ganze Land in Aufstand, an dessen Spitze sich der Kaiser Lambert und der jetzt mit

Arnulf gänzlich zerfallene König Berengar stellten; Italien war für Arnulf noch rascher verloren, als gewonnen.

Damit war das Glück Arnulf's in den Niedergang eingetreten. Krankheit und Mißgeschick aller Art verdüsterten seine letzten Lebensjahre. Im Osten wurde der nach kurzer Waffenruhe erneuerte Krieg gegen die Mähren unglücklich geführt und vom Westen her konnte Karl der Einfältige, welcher nach dem Tode Odo's zur allgemeinen Anerkennung als König von Frankreich gekommen war, einen Kriegszug bis nach Aachen und an den Rhein wagen, der zwar ohne Ergebniß, aber auch ungestraft blieb.

Der lebhafte Wunsch des Königs, seinen ältesten aber unehelichen Sohn, Zwentebold, diesem Namen nach vermuthlich von einer slawischen Mutter geboren, die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu sichern, scheiterte an der Weigerung der Großen des Reichs. Dagegen konnte Arnulf durchsetzen, daß Zwentebold schon bei seinen Lebzeiten mit der mehr oder weniger selbstständigen Herrschaft über Lothringen abgefunden wurde, das von der wilden Natur und den rohen Sitten desselben schwer zu leiden hatte, wie denn insbesondere der oben erwähnte kriegerische Versuch des französischen Königs gegen dieses Land hauptsächlich durch die gewaltthätige Mißregierung Zwentebold's veranlaßt war.

Arnulf starb zu Regensburg gegen Ende des Jahres 899. Sein einziger ehelicher Sohn, Ludwig „das Kind" genannt, und, wie dieser Beiname besagt, unmündigen Alters, wurde gleichwohl und trotz der mißlichen Lage des Landes von dem nach Forchheim einberufenen Reichstage einmüthig zum Könige der Deutschen gewählt und als solcher gekrönt — weil es, wie einer der Theilnehmer an der Wahl sagt, von jeher üblich, die Könige einem und dem nämlichen Hause zu entnehmen und weil sonst zu befürchten gewesen, daß der Staat in Stücke

gehe. Der Geschäftsführung im Reiche bemächtigten sich der Erzbischof Hatto von Mainz und Herzog Otto von Sachsen. Zwentebold, welcher die Gelegenheit gekommen glaubte, Lothringen vollständig von Deutschland loszureißen, und der zu diesem Zwecke, bei der Feindseligkeit der geistlichen und weltlichen Großen des Landes, die Menge für sich in Bewegung zu setzen suchte, indem er seine Günstlinge und Werkzeuge aus der Hefe des Volks nahm, wurde von mehreren gegen ihn empörten Grafen überfallen und erschlagen, und Lothringen kehrte in das alte Verhältniß zum deutschen Reiche zurück.

Nichts desto weniger sollte sich das alte Wort: wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist, an Deutschland furchtbar bewähren. Von Osten her brach ein gefährlicher Feind herein, welcher, seit einer ersten in das Jahr 862 fallenden kriegerischen Berührung, mit Deutschland Frieden gehalten, und dem das durch keine kräftige Hand mehr zusammengehaltene Reich jetzt in hülfloser Zersplitterung gegenüber stand. Die Ungarn, nachdem sie 899 sich durch die Gebirge von Kärnthen und Krain nach Italien geworfen und die Lombardei ausgeraubt hatten, wandten sich im folgenden Jahre gegen das unter dem Vorwande einer Gesandtschaft zuvor ausgespähete Baiern. Längs der Donau rückten sie herauf bis zur Enns. Der Schrecken ging vor ihnen her und die Einöde ließen sie hinter sich zurück. Der Sturm ihres Reiterangriffs, welchem ein Hagel von Pfeilen vorausging, war unwiderstehlich. Mit ähnlichem Kriegsgebrauch und ähnlicher Lebensweise wie ihre Vorgänger, die Hunnen, erregten sie auch, wie diese, schon durch ihre rohe Mißgestalt Abscheu und Entsetzen; an barbarischer Wildheit ließen sie die Horden Attila's weit hinter sich zurück. Kein Werk der Menschenhand entging ihrer Zerstörung, kein menschliches Leben ihren Mordwaffen; höchstens wurden die jungen Weiber geschont, um, wie Thiere an einander gekoppelt, zu viehischer Mißhandlung aufbewahrt zu werden. Ja

sie tranken das Blut der erschlagenen Feinde und verschlangen deren noch zuckende Herzen zur Stärkung des Muthes.

Ohne ernstliche Unterstützung aus dem übrigen Deutschland, machten die Baiern mit ihren langjährigen Feinden, den Mähren, gemeinschaftliche Sache gegen die Ungarn; aber vergebens. Binnen einiger Jahre war das ganze mährische Land von den Ungarn erobert und der größte Theil Baierns in eine Wüste verwandelt. Der schwerste Schlag traf die Baiern am 6. Juli 907. Ihr ganzes Heer blieb auf dem Schlachtfelde, mit seinem Feldherrn, dem Markgrafen Luitpold, drei Bischöfen an der Spitze ihres Aufgebots und dem Kerne des Volks. — Luitpold's Sohn, Arnulf, kaufte die Ungarn ab.

Im folgenden Jahre überfielen sie Thüringen, drangen bis nach Sachsen und zogen mit großer Beute davon.

Demnächst überflutheten sie, ohne Widerstand zu finden, Schwaben, bis über den Rhein hinaus, mit ähnlichem Erfolge.

Endlich im Jahre 910 wurde ein Reichsheer gegen den furchtbaren Feind zusammengebracht, dem die deutschen Landschaften bisher einzeln preisgegeben gewesen. König Ludwig, jetzt siebenzehn Jahre alt, stellte sich an die Spitze desselben. An der Mündung des Lech in den Inn kam es zur Schlacht, in welcher das Reichsheer unterlag. Ludwig rettete sich durch die Flucht und machte sich den Ungarn zinspflichtig. —

Neben dem Kriegsunglück her ging die Zerrüttung durch das überhand nehmende Lehenswesen. Mit dem Verfall der königlichen Macht gelang es den Grafen mehr und mehr, ihr Amt erblich zu machen, ihren Verwaltungs- und Gerichtsbezirk in Lehengut zu verwandeln und dessen Einwohner in das Verhältniß von Vassallen und Hintersassen zu bringen. Durch wirksamen Gebrauch und Mißbrauch ihrer geistlichen und weltlichen Macht gelangten Bischöfe und Aebte zu ähnlichen Ergebnissen. Das deutsche Volk schien in zwei, durch einen unendlichen Zwischenraum von einander getrennte, Klassen zerfallen

zu sollen: große Grundherrn und hörige Bauern. Nur an zwei entgegengesetzten Ende des Landes, in Sachsen und Friesland auf der einen und in den Hochgebirgen auf der andern Seite, erhielt sich das kleine freie Eigenthum in größerer Masse. Im übrigen Deutschland verloren mit dem ächten Eigenthum die persönliche Freiheit und das bürgerliche Recht den größten Theil ihres geschichtlichen und natürlichen Bodens. Die alten Volksgesetze, obgleich erst in verhältnißmäßig neuer Zeit aufgefrischt und schriftlich abgefaßt, kamen für die Menge des Volks außer Anwendung und an ihre Stelle trat die von den Machthabern allein und also zu ihrem fast ausschließlichen Vortheile eingeführte lehen- und hofrechtliche*) Gewohnheit. So wurde der Lebensnerv der Kraft des deutschen Volkes gleichsam planmäßig geschwächt.

Zugleich mit der wachsenden Macht der Großen und der abnehmenden Freiheit der Kleinen vermehrten sich die Anlässe und Gelegenheiten der Störung des innern Friedens. Leidenschaften und Interessen riefen harte Kämpfe unter den Grundherrn hervor, über denen keine Staatsgewalt stand, die Gehorsam erzwingen konnte, Habgier und Herrschsucht der Starken reizten zu immer neuen Gewaltthaten gegen die Schwachen, denen der Schutz des Königs und des Gemeinwesens versagte. Die Zeit des Faustrechts war da. In Mitteldeutschland, das von den auswärtigen Kriegen dieser Zeit wenig oder gar nicht berührt wurde, wüthete viele Jahre lang die sogenannte Babenberger Fehde zwischen den beiden fränkischen Geschlechtern der Babenberger und der Konradiner, und als dieselbe 906, durch verrätherisches Spiel des Erzbischofs Hatto von Mainz, mit dem Unterliegen der Babenberger endete, war der weite Schauplatz dieser Kämpfe kaum weniger verwüstet, als die von Normannen und Ungarn heimgesuchten Lande.

*) Hofrecht ist dasjenige, welches der Grundherr mit den Hintersassen vereinbarte, das heißt, ihnen vorschrieb.

Die Schwächung der Reichsgewalt hatte eine Wiederbelebung der alten Stammesverbände zur natürlichen Folge. Die großen Herzogthümer, welche im achten Jahrhundert zur Sicherung der fränkischen Reichseinheit ihrer Oberhäupter beraubt und in Grafschaften aufgelöst worden waren, wuchsen inmitten der jetzigen Zerrüttung wieder zusammen und suchten ihren Halt und Bestand in neuen erbfürstlichen Geschlechtern. In Baiern, Schwaben, Franken, Sachsen, Lothringen schwangen sich je die mächtigsten Grundherrn zu der herzoglichen Würde empor, weniger wohl durch gewaltthätige Anmaßung, als durch den natürlichen Beruf, welcher aus der öffentlichen Noth hervorging und durch die öffentliche Anerkennung bestätigt wurde. Insbesondere auch durch die willige oder widerwillige Anerkennung von Seiten des Königthums, das die ohne sein Zuthun neu erstandenen Herzogthümer weder beseitigen, noch ersetzen konnte.

Ludwig das Kind starb im Jahre 911. Sein Tod zerriß das letzte schwache Band, durch welches Deutschland noch in einem gewissen Zusammenhange mit Frankreich gestanden. Das Geschlecht Karls des Großen war mit König Ludwig in Deutschland erloschen und eine Erneuerung desselben, wie sie Frankreich in ähnlichem Falle noch vor einem Menschenalter durch Personalunion mit Deutschland, unter dessen König Karl dem Dicken, suchen zu müssen geglaubt, blieb dies Mal ganz außer Frage. Die Deutschen fühlten sich jetzt als ein selbstständiges Volk, das jener dynastischen Stütze, welche ihr junges Gesammtstaatswesen bisher getragen, nicht mehr bedurfte, und das diese Stütze am wenigsten durch die Erneuerung des politischen Verbandes mit einem fremden Volke erkaufen wollte. Zugleich aber begriffen sie, daß die Reichseinheit, in welche sie sich hineingewöhnt, nicht bestehen könne ohne das Königthum.

Demgemäß versammelte sich der Reichstag in Forchheim zur ersten freien Königswahl. Frei in so fern wenigstens, als

dieselbe füglich zwischen zwei beinahe gleich mächtigen Reichsfürsten schwanken konnte: zwischen den Herzogen Otto von Sachsen und Konrad von Franken, aus dem Geschlechte der Ludolfinger und aus dem der Konradiner. Die meisten oder doch die am schwersten wiegenden Stimmen schienen sich Otto zuzuwenden, der durch Kriegsthaten, durch Staatsklugheit und Charaktereigenschaften den Beinamen „der Erlauchte" verdient hatte; Otto selbst aber fühlte sich zu alt für das königliche Amt und er bewirkte deshalb die Wahl seines jugendlichen Mitbewerbers Konrad, der vom Erzbischof Hatto gesalbt und gekrönt wurde.

Dem neuen Könige, lebensfroh, heitern Sinnes, freigebig, kriegslustig, pracht- und genußliebend, kurz einem ächten Manne des leichten fränkischen Bluts, kam die Volksgunst bereitwillig entgegen, aber nicht das Glück. Gegen Herzog Rayner von Lothringen, welcher auf dem Reichstage in Forchheim nicht erschienen war und der, statt Konrad's, den König von Frankreich als seinen Lehnsherrn anerkannt hatte, wurden zwei erfolglose Feldzüge geführt. Lothringen, von jeher ein zweifelhaftes Gebiet, weil von jeher zwischen zwei verschiedenen Nationalitäten getheilt, blieb einstweilen bei Frankreich, während Deutschland das Elsaß festhielt.

Die Schwierigkeiten der Lage Konrad's mehrten sich, als 912 Otto der Erlauchte starb und dessen Sohn, Heinrich, das Herzogthum nicht blos in Sachsen, sondern auch in Thüringen beanspruchte, wo Otto allerdings eine ausgedehnte Macht geübt, zumal nachdem er die Sorben aus ihrem benachbarten Gebiete verdrängt und dasselbe in eine thüringische Mark verwandelt hatte. In der nicht grundlosen Besorgniß vor einem Uebergewicht der sächsischen Macht über die königliche, suchte Konrad den Herzog Heinrich zuerst durch Unterhandlungen zum Verzichte auf Thüringen zu bringen, denen jedoch schon die Person des königlichen Bevollmächtigten, des eben so treulosen wie

herrschsüchtigen Erzbischofs Hatto von Mainz, einen übeln Ausgang in Aussicht stellte. Die Entscheidung durch die Waffen erfolgte bei der alten Eresburg durch einen großen Sieg Heinrich's, dessen Heer so viele Franken erschlug, daß, nach den Worten des sächsischen Siegesgesangs, „die Hölle zu klein war, um sie alle aufzunehmen." Ein zweiter Feldzug im folgenden Jahre endete ohne Ergebniß.

Die Auflehnung der Landschaften gegen das Reich dehnte sich nunmehr auch nach Süddeutschland aus. Hatten die Deutschen die Nothwendigkeit des Königthums erkannt, so waren sie doch keineswegs gesonnen, die natürlichen Folgesätze aus dieser Nothwendigkeit thatsächlich gelten zu lassen. Der durch das Königthum dargestellte Staatsverband sollte bestehen, aber ohne Beeinträchtigung der Selbstherrlichkeit der Herzogthümer. Und zum Schutze derselben gegen die königliche Vormacht wurden auch Einverständnisse mit den gefährlichsten Nationalfeinden, mit den Franzosen und sogar den Ungarn, nicht verschmäht; mit jenen trat Heinrich von Sachsen in eine reichsfeindliche Verbindung, die indessen ohne Folgen blieb, mit diesen machte Arnulf von Baiern gemeinschaftliche Sache, der sich bereits „von Gottes Gnaden" nannte. Im Jahre 913 hatte Arnulf, mit Hülfe des Herzogs Erchanger von Schwaben, an der Mündung des Inn einen großen, wiewohl theuer erkauften, Sieg über die Ungarn gewonnen; im folgenden Jahre empörte er sich, in Gemeinschaft mit Erchanger, gegen König Konrad, wurde, gleich dem schwäbischen Herzoge, aus dem Lande vertrieben, und nahm seine Zuflucht zu den Ungarn. Konrad hätte Regensburg genommen und belagerte die schwäbische Veste Hohentwiel, als die Nachricht von einem Einfall der Sachsen in Franken ihn abberief. Zugleich brachen die Ungarn, als Bundesgenossen Arnulf's, mit Mord und Brand in zwei Richtungen in das Reich, im Süden bis tief in das Elsaß und nach Lothringen hinein, im Norden durch Thüringen und

Franken, bis nach Bremen, das von ihnen eingeäschert wurde, und von wo sie mit der gemachten Beute ungehindert zurückkehrten In Folge davon konnten Arnulf und Erchanger von ihren Herzogthümern wieder Besitz nehmen.

Die von allen Seiten wachsende Noth und Gefahr veranlaßte Konrad, den Beistand der Kirche anzurufen. Unter Mitwirkung des Papstes wurde eine Synode zu Altheim, in der Nähe von Nördlingen, versammelt, auf welcher die Bischöfe aller deutschen Lande, außer den sächsischen, erschienen. Zur Abhülfe gegen die Nothstände des Reichs beschloß die Synode vor allen Dingen das strenge Halten auf Leistung des Zehnten und einige Maßregeln von ähnlicher Bedeutung. Demnächst saß sie über die aufständischen Großen zu Gericht, von denen jedoch nur der Herzog Erchanger mit seinem Bruder Berthold, durch einen Zufall, in die Gewalt des Königs gerathen war. Endlich wurde die Erneuerung des durch maßlosen Mißbrauch seit Jahrhunderten tief entwertheten Eides der Treue gegen den König angeordnet. — Erchanger mit seinem Bruder Berthold ward enthauptet (917); das Herzogthum Schwaben aber kam an Burchard, einen früheren Bundesgenossen der hingerichteten Brüder. Arnulf von Baiern dagegen behauptete sich, trotz der Bannflüche der Synode, gegen einen neuen Angriff König Konrad's, und Heinrich von Sachsen wurde von den Wirkungen der in Altheim getroffenen Anordnungen gar nicht berührt.

Neue Raubzüge der Ungarn und verwegene Angriffe der Dänen und der Wenden steigerten die Nothstände des Reichs. Zugleich wurde die unzulängliche königliche Macht durch Erkrankung Konrad's vollends gelähmt. Mit dem bittern Gefühl eines verfehlten Lebens und im vollen Bewußtsein seiner falschen Stellung sah er dem Tode entgegen, wie einer Erlösung. Sein letzter Wunsch war, daß dem Reiche die Fortsetzung der unter seiner Regierung gemachten Erfahrungen erspart werde. Deshalb drang er auf dem Sterbebette in seinen Bruder Eberhard, auf welchen die neue Königswahl zu fallen drohte, daß er auf die Krone und das Scepter verzichte, die zu schwer seien, für sein Haupt und seinen Arm, daß er vielmehr Alles thue, um das Königthum an den bisherigen großen Feind des fränkischen Hauses zu bringen, an Heinrich von Sachsen; denn bei diesem sei die überlegene Macht, bei ihm die rechte Sitte und bei den Sachsen überhaupt die Zukunft.

XI.

Die sächsischen Könige; Erneuerung des Kaiserthums.

König Konrad starb in den letzten Tagen des Jahres 918. Sein Bruder Eberhard that, wie ihm der Sterbende gerathen. In Begleitung anderer fränkischen Großen überbrachte er selbst dem Herzoge Heinrich die Kleinodien des Reichs; der Sage nach traf er den künftigen König beim Vogelfang und erhielt Heinrich von diesem Zufalle den Beinamen „der Finkler".

Die förmliche Wahlhandlung ging im April des Jahres 919 auf dem nur von Sachsen und Franken beschickten Reichstage in Fritzlar vor sich, welcher den sächsischen Herzog, nach altem Brauch, auf den Schild hob und mit Einer Stimme zum König ausrief. Heinrich nahm die Wahl an, die Salbung und Krönung durch den Erzbischof von Mainz aber lehnte er mit bescheidenen Worten ab. Der herkömmliche Name „Ostfranken" wurde für das Reich beibehalten, obgleich jetzt die Sachsen an der Spitze desselben standen, aus dem unterworfenen Stamme zum herrschenden geworden waren. So erschien die Erbfeindschaft zwischen Franken und Sachsen nunmehr ausgeglichen durch die Selbstverleugnung Eberhard's, die Mäßigung Heinrich's und die zum Behuf der einmüthigen Königswahl erlangte Verständigung der Stimmführer der beiden Völker. — Das gute Einverständniß zwischen dem sächsischen Könige und dem fränkischen Herzog dauerte in der That bis ans Ende der Regierung Heinrich's.

Das Nichterscheinen der Baiern und Schwaben auf dem Reichstage zu Fritzlar war eine unzweideutige Kündigung des Reichsverbandes überhaupt. König Heinrich sah sich also genöthigt, die Süddeutschen mit den Waffen in der Hand zur Reichseinheit zurückzubringen. Herzog Burchard von Schwaben wich der bloßen Drohung bei Annäherung des königlichen Heeres. Arnulf von Baiern dagegen leistete Widerstand und wurde erst 921 zur Anerkennung der königlichen Oberhoheit genöthigt, die freilich für die großen Machthaber einstweilen sehr wenig bedeutete, sie nicht einmal im Rechte des Kriegs und des Friedens beschränkte und dem baierischen Herzoge insbesondere selbst die Besetzung der Bisthümer überließ. So konnte es sogar geschehen, daß Burchard von Schwaben seiner an den König Rudolf von Hochburgund verheiratheten Tochter ein Stück Reichsgebiet, das Land zwischen Aar und Reuß, als Mitgift gab, und daß er später seinen Eidam in einen Krieg nach Italien begleitete, in welchem er einen unrühmlichen Tod fand. — Burchard's Nachfolger im schwäbischen Herzogthume wurde der fränkische Graf Hermann, aus dem Geschlechte der Konradiner.

Auch von außen her blieb das Königthum Heinrich's nicht unbestritten. Karl der Einfältige von Frankreich machte alte karolingische Erbansprüche geltend und bemächtigte sich des Elsaß bis in die Nähe von Worms und Mainz. Heinrich suchte einen gütlichen Ausgleich. Bei Bonn hielt er eine Zusammenkunft mit Karl dem Einfältigen auf einem Schiffe in der Mitte des Rheins, während an den beiden Stromufern das deutsche und das französische Heer lagerten, und am 7. November 921 wurde ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Königen abgeschlossen, welcher die förmliche Anerkennung des deutschen Reichs aussprach und die bisherigen Gränzen bestätigte.

Die bald darauf in Frankreich ausbrechenden inneren

Kriege, das Auftreten von Gegenkönigen, zuerst des Grafen Robert von Paris, dann des burgundischen Herzogs Rudolf, endlich die Gefangenschaft und der Tod Karls des Einfältigen gaben Heinrich Gelegenheit, auch Lothringen 925 zum Reiche zurückzubringen, dem es unter der Regierung Konrad's abhanden gekommen. Durch kluge Benutzung der Umstände, durch besonnenes Abwarten der günstigen Stunde und durch rechtzeitiges Eingreifen gelang es dem Könige, diese wichtige Gränzlandschaft ohne großen Kraftaufwand wieder zu gewinnen. Wie in Schwaben und Baiern, so wurde auch hier der Herzog, Giselbert, Rayner's Sohn, im Vollbesitze der staatlichen Gewalten belassen, welche nach den Begriffen und Gewohnheiten der Zeit dem herzoglichen Amte gebührten. — Binnen sechs Jahren hatte König Heinrich das bei seinem Regierungsantritte zerfahrene und tief zerrüttete Deutschland, ohne Anwendung der äußersten Mittel, wieder vereinigt und in allseitig befriedigender Weise geordnet, und mit dem Umfange, seiner Erfolge wuchs der Ruhm seines Verdienstes und der Glaube an sein Glück.

Eine Gunst des Glücks war es, daß während der ersten Jahre der Regierung Heinrich's wenigstens der unmittelbare Machtbereich desselben, Sachsen und Thüringen, von den Ungarn verschont blieb, die ihre Raubzüge in dieser Zeit vorzugsweise nach Italien und Frankreich richteten. Im Jahre 924 jedoch brachen sie vom Neuen unter entsetzlichen Verheerungen in Nord- und Süddeutschland zugleich ein. Zwar an den Mauern fester Plätze, wie Augsburg, Konstanz und die königliche Burg Werla bei Goslar, scheiterte, wie gewöhnlich, ihre rohe Kraft, aber in offenem Felde fühlte sich Heinrich dem Sturm ihres Massenangriffs nicht gewachsen.

Die Gefangennahme eines großen ungarischen Häuptlings gab dem Könige die willkommene Gelegenheit zu Unterhandlungen mit dem wilden Feinde. Statt des angebotenen reichen Lösegeldes verlangte der König Frieden. Es kam zum Abschluß

eines Waffenstillstandes auf neun Jahre, unter der Bedingung eines jährlichen Tributs, dessen Schmach Heinrich starken Herzens auf sich nahm, um durch sie hindurch desto sicherer zur Wiederherstellung der Ehre des Reichs zu gelangen.

Hatten an den bisherigen Erfolgen Heinrich's Klugheit Mäßigung und Edelsinn eben so großen Antheil gehabt, wie der wohlgeschulte Muth und die rechtzeitige Entschlossenheit, so galt es jetzt, ein großes Organisationstalent zu entfalten, um die Frucht schwerer Selbstüberwindung zur Reife zu bringen. Deutschland sollte endlich in zureichenden Vertheidigungszustand gegen die Ungarn gesetzt werden und zwar binnen einer theuer erkauften Frist von wenigen Jahren. Mit rüstiger Thatkraft legte Heinrich Hand an das Werk, dem die Naturbeschaffenheit, die öffentlichen Einrichtungen und die Lebensgewohnheiten der Deutschen überhaupt und besonders der Sachsen die größten Hindernisse entgegenstellten. Es handelte sich vor allen Dingen darum, die ungebundene Tapferkeit einer strengen militärischen Zucht zu unterwerfen, Fußkämpfer in Reiter zu verwandeln, ein Volk, dem die Mauer der Stadt und selbst der Dorfzaun von jeher zu eng gewesen, das nur auf einzelnen Höfen die Freiheit zu finden glaubte, an den regelmäßigen Festungsdienst zu gewöhnen.

Während auf dem linken Ufer des Rheins und auf dem rechten Ufer der Donau die alten römischen Städte großen Theils fortbestanden oder erneuert waren, gab es im inneren Deutschland erst seit der Zeit Karls des Großen eine kleine Anzahl von Städten, wie Erfurt, Frankfurt, Bardewik, Magdeburg, Halle, Hamburg, meistens ohne Zweifel sehr unbedeutend und mehr durch Zufall entstanden, als planmäßig zum Behufe der Landesvertheidigung angelegt. König Heinrich schuf durch die Gründung einer Menge von neuen Städten und Burgen ein förmliches Festungssystem. Der Name Stadt oder Burg mochte in vielen Fällen nur eine Ansiedlung oder

auch einen Zufluchtsort hinter Wall und Graben bezeichnen, aber der König sorgte dafür, daß diese festen Plätze wenigstens mit der Zeit zu Mittelpunkten städtischen Lebens wurden, indem er die Gerichtstage und öffentlichen Versammlungen in dieselben verlegte. Tag und Nacht baute man an diesen Gränzfestungen. Zur Bemannung derselben wurde ein neues Landwehrwesen eingerichtet, das je dem neunten Manne seinen festen Wohnsitz in der Stadt anwies, den übrigen die Versorgung derselben mit Vorräthen auferlegte und ihr für den Kriegsfall eine hinlängliche Besatzung in voraus sicherte. Zugleich wurde ein Heer für den Felddienst neu gebildet und, wie bereits angedeutet, die in Verfall gerathene Reiterei auf breiter Grundlage wiederhergestellt. Durch unermüdliche Kriegsübungen gab Heinrich seinem Heere Halt und Sicherheit und demnächst, durch eine Reihe von Feldzügen gegen die slawischen Nachbarvölker, Selbstvertrauen und Siegeszuversicht. Sogar Straßenräuber und andere gewaltthätige Verbrecher machte König Heinrich seinen großen Zwecken dienstbar, indem er dieselben, statt sie hinrichten zu lassen, in Gränzkolonien vereinigte und ermächtigte, ihre Rauflust in dem wendischen Feindeslande zu üben.

Im Verlaufe der langen Kriege zwischen Deutschen und Slawen hatte sich der gegenseitige Racen- und Glaubenshaß bis zur Todfeindschaft gesteigert. In dem Kampfe beider Völker galt es jetzt um Sein oder Nichtsein. König Heinrich selbst, ungeachtet seiner großmüthigen Sinnesart, führte gegen die Slawen unbarmherzige Vertilgungskriege: das Leben des besiegten Feindes wurde höchstens dann geschont, wenn er zum Leibeignen brauchbar war. Das Havelland, mit seiner Hauptstadt Brandenburg, eroberte der König im Jahr 928. Demnächst hatten die Daleminzier, im westlichen Theile des heutigen Königreichs Sachsen, die Schärfe seines Schwerdtes zu fühlen; ihre Burg Grana wurde nach dreiwöchiger Belagerung

genommen und deren ganze Besatzung und Einwohnerschaft niedergemacht. Hierauf rückte Heinrich in Böhmen ein, das jetzt unter dem fürstlichen Hause der Premisliden stand und angefangen hatte, sich dem Christenthum zuzuwenden. Dem letzteren Umstande mochten es die Tschechen verdanken, daß Heinrich, bis in das Herz des Landes vorgedrungen, dem jungen König oder Herzog Wenzel den Frieden bewilligte, indem er ihn zum zinsbaren Lehensmann annahm (929).

Die der Ostseeküste benachbarten Wenden wurden unterdessen von den königlichen Markgrafen bekämpft. Nach anfänglicher Unterwerfung der zwischen der untern Elbe und untern Oder ansässigen Völkerschaften, Obotriten, Wilzen u. s. w. kam es zu einem allgemeinen Aufstande derselben, welcher durch einen Sieg bei Lenzen an der Elbe, wo hunderttausend Wenden gefallen sein sollen, niedergeschlagen wurde. Endlich im Jahre 932 eroberte der König selbst, von der im Lande der Daleminzier erbauten Gränzfeste Meißen aus, die Lausitz. — So war binnen weniger Jahre den Slawen ein großes Stück des Gebietes wieder abgenommen, das sie vor Zeiten auf Kosten der Deutschen besetzt, und in die durch den schonungslosen Krieg leer gewordenen Plätze konnte eine neue deutsche Einwanderung beginnen. An der mittleren Elbe, der Saale, der Pleiße, schoben sich die Thüringer vor; an der untern Elbe und gegen die Ostseeküsten hin, breitete der sächsische Stamm sich aus.

Als der neunjährige Waffenstillstand am Ablaufen war, glaubte sich Heinrich hinlänglich vorbereitet, um schließliche Abrechnung mit den Ungarn zu halten. Der sächsische Landtag stimmte dem Könige freudig bei, und genehmigte dessen Vorschlag, die Kosten des bevorstehenden Krieges aus dem Kirchengut zu bestreiten. Demgemäß wurden die ungarischen Gesandten, als sie im Herbste 932 den fälligen Tribut zu holen kamen, mit leeren Händen heimgeschickt.

Schneller jedoch, als der König wahrscheinlich voraus-

geſetzt, folgte der Kündigung des Waffenſtillſtandes der Krieg. Trotz der inzwiſchen eingetretenen Winterszeit überſchwemmten die Ungarn zunächſt Thüringen, um ſich von dort in zwei verſchiedenen Richtungen auf Sachſen zu werfen. Heinrich, der unterdeſſen das ſächſiſch-thüringiſche Heer geſammelt, ſchlug die erſte Abtheilung der Ungarn bis zur Vernichtung. Mit der zweiten, dem ungariſchen Hauptheer, traf der König am 15. März 933, nach der gewöhnlichen aber unglaubhaften Angabe bei Merſeburg, zuſammen. Der Kampf war hart und endigte mit der Flucht der Ungarn, deren Mehrzahl durch die Schnelligkeit ihrer Pferde entkam. Das ungariſche Lager mit großer Beute fiel in die Hand der Sieger und viele von den Ungarn gefangene deutſche Frauen wurden befreit. Unermeßlicher Jubel erfüllte das Land. Heer und Volk feierten in König Heinrich ihren Helden, ihre Ehre, ihren Stolz. — So lange Heinrich lebte, hatte Deutſchland von jetzt an Ruhe vor den Ungarn.

Der letzte Feldzug Heinrich's galt den Dänen, welche König Gorm der Alte mit Waffengewalt in Einem Reiche vereinigt hatte, das durch Vertreibung der Sachſen aus Holſtein bis an die Elbe erweitert war. Dem Beſieger der Ungarn jedoch wagte Gorm nicht Stand zu halten. Kraft Vertrages räumte der Dänenkönig (934) nicht nur das eroberte Gebiet, ſondern auch das Land zwiſchen der Eider und der Schlei, das unter dem Namen der Mark Schleswig hundert Jahre lang bei Deutſchland blieb, durch Konrad II. aber in einer unglücklichen Stunde an die Dänen wieder abgetreten wurde. — Alle dieſe kriegeriſchen Erfolge verdankte der König übrigens faſt einzig und allein ſeiner herzoglichen Macht in Sachſen und Thüringen und am allerwenigſten dem Beiſtande der Baiern und der Schwaben.

Bald nachdem Heinrich die nördlichen Gränzen des Reichs erweitert und ſicher geſtellt, meldeten ſich bei ihm die Vorboten

des Todes. Um die Nachfolge im voraus beſtimmen zu laſſen, berief er im Frühjahr 936 einen Reichstag nach Erfurt, deſſen einmüthige Wahl, im Einverſtändniſſe mit dem Könige ſelbſt, auf Otto fiel, Heinrich's älteſten Sohn aus ſeiner zweiten Ehe mit Mathilde, einer Frau hohen Geiſtes und Sinnes aus dem Geſchlechte des alten ſächſiſchen Volkshelden, Wittekind. Von einer Theilung des Reichs, wie ſie unter den Merovingern und den Karolingern die ſelbſtverſtändliche Regel geweſen, war nicht mehr die Rede; jeder Gedanke daran war ſchon durch das Beſtehen der großen Herzogthümer ausgeſchloſſen, deren jedes einzelne faſt zu mächtig war, um auch nur ein allen gemeinſchaftliches Oberhaupt über ſich zu dulden.

Am 2. Juli des nämlichen Jahres ſtarb Heinrich, noch nicht ſechzig Jahre alt, unter ergreifenden Abſchiedsworten an ſein edles Weib. In der Abtei zu Quedlinburg wurde er beſtattet und die tiefe Trauer einer unermeßlichen Volksmenge begleitete ihn in das Grab, das ſich in ſeinem urſprünglichen Zuſtande bis heute erhalten hat.

König Otto, als er die Nachfolge ſeines Vaters antrat, war ein Jüngling an Jahren, an Reife des Geiſtes und an Ernſt des Willens dagegen ein vollgültiger Mann — hochſinnig und großmüthig, aber zugleich kalt und ſtolz. Am 8. Auguſt wurde ſeine Krönung zu Aachen im Dome Karls des Großen mit beiſpielloſem Gepränge gefeiert. Alle Herzoge des Reichs waren anweſend, viele andere weltliche und kirchliche Fürſten, und unter den letzteren in erſter Reihe die drei künftigen geiſtlichen Kurfürſten, die Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier. Auf die Aufforderung des Erzbiſchofs Hildebert von Mainz beſtätigte das im Dome verſammelte Volk die Wahl Otto's mit emporgehobenen Händen und donnerndem Zuruf. Alsdann umgürtete der Erzbiſchof den König Otto mit

dem Reichsschwert, gab ihm das Scepter in die Hand und setzte ihm die Krone auf das Haupt, indem er jedem dieser Zeichen der Weihe eine symbolische Deutung gab. Der kirchlichen Handlung folgte der Krönungsschmaus, in dessen Veranstaltung sich die Herzoge von Lothringen, Franken, Schwaben und Baiern in der Weise getheilt hatten, daß damit die künftigen Reichserzämter des Kämmerers, des Truchseß, des Mundschenken und des Marschalk vorgezeichnet waren. — Die Aachener Feier war das erste allgemeine Nationalfest, welches auf deutschem Boden begangen wurde und ein Vorbild für alle nachfolgenden ähnlicher Art.

Der Jubel des Krönungsfestes war kaum verklungen, als eine doppelte Unglücksbotschaft aus Osten eintraf. Herzog Wenzel von Böhmen war durch seinen heidnischen Bruder Boleslaw, einen tödtlichen Feind der deutschen Oberhoheit, ermordet und die thüringisch-sächsische Gränzmannschaft, die ihn rächen sollte, von den Tschechen aufgerieben. Zu gleicher Zeit hatten sich die Wenden an der untern Elbe empört. Gegen diese rückte der junge König selbst mit einem Heere aus, dessen Führung er indessen mit einer seltenen Selbstbeherrschung einem erfahrenen Kriegsmanne überließ, dem Grafen Hermann, Billung's Sohn, dessen Geschlechte eine bedeutende Rolle in der Geschichte Norddeutschlands vorbehalten war. — Die Wenden waren bereits zu sehr geschwächt, um lange Widerstand leisten zu können, die Böhmen dagegen wurden erst nach Jahren wieder zur Unterwerfung gebracht.

Auch die Ungarn setzten sich wieder in feindliche Bewegung nach Westen. In Frankreich gelangten sie bis zur Loire, in Norddeutschland bis zum Harz und über denselben hinaus. Bei Steterburg aber und in Drömling erlitten sie schwere Niederlagen, die Ueberbleibsel ihres Heeres suchten ihr Heil in der Flucht und von jetzt an blieben Thüringen und Sachsen für immer von den Ungarn befreit.

Unterdessen hatte sich der innere deutsche Streit, den der König Heinrich glücklich zur Ruhe gebracht, vom Neuen geregt. Herzog Eberhard von Franken übte eigenmächtige Gewalt gegen einen sächsischen Lehensmann, Otto aber zog ihn vor Gericht, verurtheilte ihn zu einer Buße von hundert Pfund Silber und seine Helfer zu der schimpflichen Strafe des Hundetragens. Nach vollbrachter Sühne bezeugte Otto durch gastliche Aufnahme und durch Beschenkung der Friedensbrecher, daß er den Handel nunmehr als völlig ausgeglichen ansehe; Eberhard und die Seinigen aber gingen voll Groll und mit Rachegedanken davon.

Bald darauf, 937, starb Herzog Arnulf von Baiern und dessen ältester Sohn, Eberhard, trat die Nachfolge an, ohne die Belehnung durch den König abzuwarten, oder auch nur zu verlangen. Otto versuchte, die Anerkennung der Hoheit des Reichs durch gütliche Mittel zu erlangen, als dieselben jedoch fehlschlugen, beseitigte er den unbotmäßigen Fürsten mit bewaffneter Hand und setzte dessen Oheim, Berthold, auf den baierischen Herzogsstuhl, unter der Bedingung jedoch, daß die Bestallung der baierischen Bischöfe von nun an dem Könige vorbehalten blieb und daß überdies zur Wahrnehmung der königlichen Rechte, insbesondere zur Erhebung der der Krone gebührenden Gefälle und zur Rechtsprechung im Namen des Königs, ein eigener Pfalzgraf in Baiern bestellt wurde — ein Gegengewicht gegen die herzogliche Macht, das in Lothringen bereits eingeführt war, und später auch in den andern Herzogthümern Platz griff.

Die demnach unverkennbare Absicht Otto's, vollen Ernst zu machen mit der Ausübung der königlichen Gewalt über alle Länder des Reichs, brachte den aller Unterordnung längst entwöhnten Geist der fürstlichen Machthaber in heftige Gährung. Herzog Eberhard von Franken, im Bunde mit dem älteren Halbbruder des Königs, Thankmar, der sich in Erbschaftsange-

legenheiten verkürzt glaubte, kam, von Schritt zu Schritt, bis zur offenen Empörung. Auch Giselbert von Lothringen unterhielt Einverständnisse mit den Aufständischen und selbst in Sachsen fanden dieselben Anhang. Der Boden wankte unter den Füßen Otto's. Aber noch ehe er Zeit gefunden, sich selbst zu helfen, half ihm das Glück, indem es Uneinigkeit unter seine Feinde brachte. Thankmar fand nach tapferer Vertheidigung in der Eresburg seinen Tod, und Eberhard, von dem größten Theile seines Anhanges verlassen, ergab sich dem Könige auf Gnade und Ungnade. Um seinem Rechte nichts zu vergeben, verbannte Otto den fränkischen Herzog auf kurze Zeit aus seinem Lande, nach Hildesheim in Sachsen, bevor er die Großmuth walten ließ und ihn in seine Würden wieder einsetzte.

Noch bevor indessen Eberhard seine Verzeihung erlangt, hatte er sich bereits auf eine neue Verschwörung gegen den König eingelassen und zwar dies Mal mit dessen jüngern Bruder, Heinrich, welcher bessere Ansprüche auf die Krone zu haben meinte, als Otto, weil dieser *vor*, er selbst aber *nach* der Erhebung ihres Vaters auf den königlichen Thron geboren war. Giselbert von Lothringen, der inzwischen Schwiegersohn des Königs geworden, war der Dritte im Bunde, dem sich überdies viele kleinere Herren anschlossen. Von Lothringen aus sollte der erste Schlag geführt werden, und so gut war das Geheimniß des beabsichtigten Aufstandes bewahrt, daß Otto von dem Ausbruche desselben überrascht wurde. Giselbert und Heinrich standen im Frühjahr 939 kampfbereit am linken Ufer des Rheins, als Otto am rechten Ufer desselben erschien. Kaum war die Vorhut des königlichen Heeres über den Fluß gesetzt, als sie mit ungeheurer Uebermacht angegriffen wurde; durch unerschütterliche Tapferkeit aber und mit Hülfe einer Kriegslist gewann die schwache Mannschaft einen glänzenden Sieg über das große feindliche Heer.

Gleichwohl zog sich der Krieg in die Länge, zumal in Folge der Einmischung des französischen Königs Ludwig, „Von jenseit des Meeres" beibenannt, weil er nach dem Sturze seines Vaters, Karl's des Einfältigen, nach England geflüchtet und von dort aus auf den Thron von Frankreich gelangt war. Während Otto durch Angriffe der Wenden und Dänen nach Sachsen abberufen wurde, bemächtigte sich Ludwig des Elsaß und zugleich schlug sich auch Eberhard von Franken, der bisher den Gang der Dinge abgewartet, offen auf die Seite der Reichsfeinde. Eben so der Erzbischof Friedrich von Mainz, aus beleidigtem priesterlichen Hochmuthe und nach seinem Beispiele der Bischof von Straßburg und andere geistliche Herren. Schon schien das ganze linke Rheinufer für Otto verloren, welcher inzwischen aus Sachsen nach dem Elsaß geeilt war, um die Franzosen zu vertreiben, und das feste Breisach wochenlang vergeblich belagerte. Allem Abfall zum Trotz aber und inmitten der Entmuthigung seines sichtlich schwindenden Heeres blieb der König selbst unbeugsam und sogar als die Nachricht eintraf, daß Giselbert von Lothringen in das rechtsrheinische Deutschland eingebrochen sei, wich er nicht aus dem Lager vor der kleinen Gränzfestung, an deren Wiedergewinnung seine und des Reiches Ehre hing. Der Erfolg belohnte seine Festigkeit noch vor Ablauf des verhängnißvollen Jahres 939. Giselbert und der zu ihm gestoßene Eberhard fanden am Rhein in der Nähe von Andernach den Tod bei einem Ueberfall durch königliche Mannschaft. Auf die Nachricht von diesem Ereignisse ergab sich Breisach; das Elsaß wurde vom Feinde geräumt; die abgefallenen Bischöfe baten um Gnade; Lothringen unterwarf sich ohne weiteren Widerstand; der aufrührerische Bruder des Königs nahm seine Zuflucht nach Frankreich. —

Die junge Einheit des deutschen Reiches unter der Oberherrlichkeit eines Königs, der die Krone nicht als einen bloßen Zierrath tragen wollte, hatte ihre erste schwere Probe glücklich

bestanden. Den Sachsen aber, die allein fast Alles vollbracht, was da geschehen, war die Vormacht in Deutschland nunmehr unbestritten.

Herzog Hermann von Schwaben, der einzige, welcher dem Könige Otto einigen wirksamen Beistand geleistet, wurde dafür mit einem Theil der eingezogenen Güter des fränkischen Eberhard belohnt. Der Herzog Berthold von Baiern, obgleich er wenig oder gar keinen Antheil an dem Kampfe für den Bestand des Reichs genommen, erlangte eine beträchtliche Vergrößerung seines Gebiets nach dem Main hin. Das mit dem Tode Eberhard's erledigte fränkische Herzogthum wurde nicht wieder besetzt, sondern an Bischöfe, Grafen und andere Herren vertheilt; nebenbei galt der jeweilige König selbst fortan für den gebornen Herzog der Franken, dessen Befugnisse jedoch später auf den jeweiligen Bischof von Würzburg übergingen. Die Feststellung einer neuen Ordnung der Dinge in Lothringen mußte verschoben werden, da sich dort der Geist des Aufruhrs, mit Anlehnung an Frankreich, bald wieder regte, und überdies der verstorbene Giselbert einen Sohn und zwei Neffen hinterlassen hatte, denen die Nachfolge abzusprechen einstweilen weder klug noch billig scheinen mochte.

Noch blieb dem Könige Otto übrig, Genugthuung an Ludwig von Frankreich zu nehmen und Sicherheit für die Zukunft von ihm zu verlangen. Im Jahre 940 drang er mit Heeresmacht bis in die Nähe von Paris vor, mußte jedoch unverrichteter Sache umkehren und konnte selbst nicht verhindern, daß Ludwig seinerseits in Lothringen einfiel. Erst nach fast dreijähriger Dauer wurde der Krieg in einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige durch einen Vertrag beendigt, der die alten Gränzverhältnisse wiederherstellte und insbesondere Lothringen dem Reiche vollends zurückgab. Schon vorher war Otto's Bruder, Heinrich, aus Frankreich nach Deutschland zurückgekehrt, um die Verzeihung des Königs zu

erbitten und zu erlangen, der denselben nach einiger Zeit sogar in das Herzogthum Lothringen einsetzte, das die Neffen Giselbert's inzwischen durch offene Empörung verwirkt hatten, während dessen unmündiger Sohn bei den verworrenen Verhältnissen des Landes für eine fürstliche Zukunft erst noch erzogen werden sollte.

Heinrich konnte sich jedoch in Lothringen nicht behaupten. Durch sein eigenes Verschulden, wie es scheint, kam es binnen Kurzem dahin, daß die Lothringer selbst ihn vertrieben, und daß König Otto sich veranlaßt sah, denselben einen neuen Herzog, gleichfalls Otto geheißen, aus ihrer eigenen Mitte zu gewähren. Darüber entbrannte der Haß Heinrich's gegen seinen Bruder vom Neuen, so sehr, daß er gegen den König einen Mordanschlag faßte, für welchen es ihm nicht an Helfershelfern fehlte und an dem sich auch der erst unlängst begnadigte Erzbischof von Mainz betheiligte. Am Osterfeste sollte die That in Quedlinburg geschehen. Die Verschwörung wurde jedoch rechtzeitig entdeckt. Mehrere der Hauptschuldigen starben durch Henkershand, Heinrich selbst wurde nach Ingelheim in Haft gebracht, der Erzbischof einem Klostergefängniß überwiesen. Noch vor Ende des Jahres indessen erlangte Heinrich zum dritten Male die volle Verzeihung des königlichen Bruders, dem er sich, seiner Haft entflohen, am Weihnachtstage im Frankfurter Dom zu Füßen warf. Dies Mal war seine Reue aufrichtig und hielten seine guten Vorsätze Stand, und daß Otto seinerseits nicht bloß zu vergeben, sondern auch zu vergessen wußte, zeigte die Zukunft.

Während dieser Ereignisse im Innern des Reichs und an dessen westlichen Gränzen lag die Last des niemals ruhenden Kriegs gegen die Slawen auf den Schultern der beiden Markgrafen Gero und Hermann, denen der König Otto selbst nur dann und wann zur Seite stehen konnte — beide gewaltige Kriegsmänner, deren glückliche Wahl, obgleich von neidi-

schen Nebenbuhlern vielfach angefeindet, und Ursache mancher Erbitterung gegen den König, keinen geringen Antheil hatte an den Erfolgen und dem Ruhme seiner Regierung. Denn Gero und Hermann der Billunger waren es, welche die von weiland König Heinrich begonnene Wiederherstellung des deutschen Machtgebietes zwischen Elbe und Oder so weit durchführten und befestigten, daß dieselbe nicht leicht wieder erschüttert werden konnte. In gewissen Augenblicken mochte es scheinen, als ob die in den Kampf geführten Massen der empörten wendischen Völker die verhältnißmäßig schwachen deutschen Gränzmannschaften überwältigen und das Land bis zur Elbe für das Slawenthum zurückerobern würden; nach jeder schweren Niederlage aber behielt die deutsche Kraft und Ausdauer zuletzt die Oberhand. Von beiden Seiten wurde der Krieg mit unbarmherziger Grausamkeit und leider auch nicht ohne Treubruch und schmählichen Verrath geführt, wie denn Markgraf Gero zum Beispiel eines Tages dreißig wendische Fürsten beim Gelage niedermachen ließ. Durch Bestechung wurde der havelländische Fürst Tugumir dahin gebracht, die von den Seinigen wiedergewonnene Veste Brandenburg und sein ganzes Volk auszuliefern. Ueber solche Schandflecken des Sieges hinaus gilt es, das schließliche Ergebniß ins Auge zu fassen: die Wiedereinsetzung des deutschen Volkes in einen im Sturme der Zeiten abhanden gekommen unentbehrlichen Besitz.

Der Eroberung folgte die Einführung des Lehenswesens. Sächsische Kriegsmänner siedelten sich als Grundherrn in festen Burgen unter den ihnen zinspflichtig gemachten wendischen Bauern an. Hier und da blieb wohl auch ein Theil des wendischen Adels im Besitz seines Grund und Bodens, doch jeden Falls nur nach Lehnrecht, das natürlich der deutschen Art vielfältigen Vorschub leistete. Freilich hatten diese Anfänge der deutschen Ansiedlung jenseits der Elbe keinen Bestand. In schwächern Händen, als die der Markgrafen Gero und Hermann, sollten die wendischen Lande bis an das rechte Ufer des Flusses mehrmals wieder verloren gehen; die Bahn aber war gebrochen, auf welcher Deutschland schließlich zum Ziele kam.

Wie seiner Zeit gegen die Sachsen, so mußte jetzt gegen die Wenden auch das Christenthum als ein Werkzeug der Herrschaft dienen. Priester und Mönche sollten die Eroberung vollenden, die das Schwert angefangen. Binnen kurzer Zeit entstanden drei Bisthümer auf wendischem Boden, zum Zeichen, daß das Bekehrungswerk wenigstens äußerlich guten Fortgang genommen, wiewohl innerlich noch unhaltbarer, als die deutsche Herrschaft.

Auch Böhmen wurde gegen Ende der vierziger Jahre zur Wiederanerkennung der Reichshoheit gebracht und sein Herzog, Boleslaw, mußte sich zur erneuerten Leistung des lange verweigerten Tributs verstehen. — Die Ungarn, da sie sich den Weg nach Thüringen und Sachsen durch eine wachsende Zahl von festen Plätzen versperrt sahen, wagten nur noch Angriffe auf Baiern, die indessen mehrmals — wie 944 bei Wels — auf schwere Niederlagen für sie hinausliefen. Bald jedoch gingen die Baiern ihrerseits über zum Angriff auf das ungarische Gebiet, das immer noch bis zur Enns reichte, durchzogen dasselbe siegreich bis an die Theiß, die alte Gränze des karolingischen Machtgebiets, und kehrten mit reicher Beute — dem den Ungarn wieder abgenommenen Raube Deutschlands, Frankreichs und Italiens — und mit vielen aus der Gefangenschaft befreiten deutschen Weibern und Kindern in die Heimat zurück.

König Otto selbst unternahm um die nämliche Zeit einen Feldzug gegen den Dänenkönig Harald Blauzahn, welcher die schleswigsche Mark überfallen und besetzt hatte. Bis an die Nordspitze von Jütland machte sich Otto des dänischen Festlandes Meister, und dort angelangt warf er seinen Speer, zum Zeichen der Besitzergreifung, weit hinaus in die See.

Jütland konnte freilich schon wegen des Mangels einer Flotte nicht behauptet werden, die schleswigsche Mark jedoch blieb wiedergewonnen.

Inmitten aller dieser kriegerischen Aufgaben wurde dem deutschen Könige auch eine Einmischung in burgundische Angelegenheiten und tiefe Verwickelung in die innern französischen Händel nicht erspart. Hochburgund und Arelat, seit 933 zu einem Königreiche vereinigt, vererbten sich einige Jahre später auf den unmündigen König Konrad, der von getreuen Vasallen gegen die Nachstellungen mächtiger Feinde in Deutschland bei König Otto in Sicherheit gebracht wurde. Um die Zukunft seines Schützlings zu wahren, begab sich Otto selbst nach Burgund und traf so wirksame Vorkehrungen, daß die Scheu vor seinem Namen das Reich in Ordnung hielt, bis der junge Konrad dasselbe, 943, antreten konnte.

In die französischen Wirren wurde Otto durch den Hülferuf des von mächtigen Vasallen fast aller seiner Besitzungen beraubten und selbst gefangen gesetzten Königs Ludwig „Von jenseit des Meeres“ hineingezogen, welcher durch Verheirathung mit der Wittwe Giselbert's von Lothringen sein Schwager geworden, während auch der gefährlichste Gegner Ludwig's, Herzog Hugo, mit einer Schwester des deutschen Königs vermählt war. Otto unternahm 946, zur Wiederherstellung Ludwig's, an der Spitze von 32,000 Mann einen Feldzug, der ihn bis tief in die Normandie hineinführte, aber wenig bleibenden Erfolg hatte. Im nächsten Jahre bewog ihn das persönliche Erscheinen Ludwig's an seinem Hoflager zur Wiederholung des Unternehmens, das auch dies Mal nicht zum Ziele führte. Von dringendern Pflichten in Anspruch genommen überließ Otto nunmehr dem Herzoge von Lothringen die Führung des französischen Krieges, welcher noch mehrere Jahre währte, bis endlich Herzog Hugo sich genöthigt sah, in Aachen vor Otto zu erscheinen und einen billigen Vergleich mit seinem königlichen Schwager Ludwig aus der Hand des deutschen Königs, seines andern Schwagers, anzunehmen.

Bereits 945 war Herzog Otto von Lothringen gestorben und bald nach ihm der junge Sohn Giselbert's, welchem bis dahin die Anwartschaft auf den Herzogsstuhl seines Vaters vorbehalten geblieben, und nunmehr hatte der König Lothringen einem seiner zuverlässigsten Anhänger, dem fränkischen Grafen Konrad dem Rothen, seinem Schwiegersohn, verliehen.

Drei Jahre später wurde das baierische Herzogthum durch den Tod Berthold's erledigt, und Otto machte zu dessen Nachfolger seinen eigenen Bruder Heinrich, dessen Treue jetzt erprobt war und der sich seinem hohen Amte fortan völlig gewachsen zeigte, zumal durch die kräftige Führung des Krieges gegen die Ungarn.

Wiederum einige Jahre darauf starb auch der Herzog Hermann von Schwaben, und sein Nachfolger wurde der Gemahl seiner einzigen Tochter, des Königs Otto Sohn, Ludolf.

So waren denn jetzt die sämmtlichen Herzogthümer entweder in der Hand des Königs selbst, oder im Besitz seiner nächsten Angehörigen — seines Sohnes, seines Bruders, seines Eidams. Und zwar nicht mehr durch Volkswahl, oder aus eigenem Rechte, sondern durch königliche Verleihung, die in jedem derselben bereits wiederholt Platz gegriffen und Anerkennung gefunden hatte. Das erst seit dem Ende des neunten Jahrhunderts erneuerte, zum zweiten Male aus dem Stammesverbande emporgewachsene und anfänglich auf eigner Macht ruhende Herzogthum war binnen weniger Jahrzehnte zu einem Reichsamte geworden, welches der Krone zur freien Verfügung, je nach Gunst oder Interesse, stand. Und jetzt, wo dies Amt durchweg mit Männern aus dem eigenen Hause des Thron-

inhabers hatte besetzt werden können, schien der Machtfülle des deutschen Königthums kaum noch eine Ergänzung zu fehlen.

Nachdem die innere Lage des deutschen Reichs in eine bis dahin noch nie erreichte Ordnung gebracht und dessen Machtgebiet nach Ost, Nord und West durch Werke des Kriegs und der Staatskunst weiter ausgedehnt und sicherer gestellt war, als je, richtete König Otto, wie vom Verhängniß getrieben, seine Blicke südwärts, nach Italien, dessen Angelegenheiten er bisher fast völlig fremd geblieben. Die öffentlichen Verhältnisse Italiens waren seit geraumer Zeit in trostloser Verwirrung. Araber, Griechen, Ungarn, Normannen*) und gewaltthätige einheimische Fürsten machten sich das Land streitig und plünderten es um die Wette. Das Papstthum, dem die Stütze des fränkischen Kaiserthums nicht mehr zur Seite stand, befand sich äußerlich und innerlich im tiefsten Verfall. Der leere kaiserliche Titel, der seit Ende des vorigen Jahrhunderts von einer ohnmächtigen Hand in die andere gegangen, war mit dem Tode Berengar's von Friaul 924 erloschen.**) Der Name des Königs von Italien hatte sich zwar durch eine bunte Reihe von Abentheurern fortgeerbt, aber ohne

*) Nachdem die Nordmannen sich der nach ihnen benannten französischen Provinz bemächtigt, dieselbe zum Ausgangspunkte ihrer weiteren Unternehmungen und sich selbst auffallend rasch zu Franzosen gemacht, kommt füglich die französische Form ihres Namens zur Anwendung.

**) Berengar war wenigstens, wie der letztgekrönte, so der letzte der bisherigen Kaiser, der eine gewisse Stellung auf den öffentlichen Schauplatz behauptete. Vor ihm gekrönt wurde und nach ihm, im Jahr 928, starb der unglückliche König Ludwig von Burgund, nachdem er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens geblendet und in völligem Elend zugebracht hatte.

entsprechende Macht, ohne öffentlichen Glauben, ohne Aussicht auf Zukunft.

Inhaber des königlichen Titels und des Thrones zu Pavia wurde im Jahr 950 Berengar von Ivrea, Enkel weiland Berengar's von Friaul, eine habgierige und rohe Lanzknechtsnatur. Um seinem gewaltthätigen Regimente eine Art legitimen Rückhalts zu geben, verlangte er die Hand der jungen und schönen Wittwe seines Vorgängers, Lothar, für seinen Sohn Adalbert. Diese jedoch, Adelheid, die Schwester des jungen burgundischen Königs Konrad, dem König Otto den Thron und vielleicht das Leben gerettet, wies den Antrag zurück, und wurde jetzt das Opfer der grausamsten Verfolgungen, denen sie erst nach vielen Monaten der Mißhandlung und der Gefangenschaft durch eine gefahrvolle Flucht in das schützende Versteck des Felsenschlosses Canossa entging, das im nächsten Jahrhundert die Stätte der tiefsten Herabwürdigung des deutschen Kaiserthums werden sollte.

Die Nachricht von diesen Vorgängen nahm die lebhafte persönliche Theilnahme des Königs Otto für die Schwester seines Schützlings in Anspruch und reizte ohne Zweifel auch seinen Ehrgeiz. Hier war ein Anlaß und eine Gelegenheit, das Glück, das ihn bisher in allen seinen Unternehmungen begünstigt, auch in Italien zu versuchen, wo Ruhm und reicher Gewinn auf den Mann zu warten schien, der mit starkem Arm in die Geschicke des tief zerrütteten Landes einzugreifen verstand.

Im Sommer 951 wurde die Heerfahrt über die Alpen angetreten. Herzog Ludolf von Schwaben, der Sohn des Königs, begann den Feldzug auf eigene Hand, wurde jedoch von Berengar mit großem Verlust und wenig Ehre zurückgewiesen. Dem deutschen Hauptheer jedoch, welches König Otto selbst, begleitet von dem baierischen Herzoge Heinrich, seinem Bruder, und von Konrad von Lothringen, seinem Schwieger

sohn, über den Brenner führte, hielt Berengar nicht Stand. Ohne Gegenwehr zu finden, hielt Otto seinen Einzug in Verona, Pavia, Mailand und andere Städte Oberitaliens, und kraft des Rechts der Eroberung nannte er sich sofort König der Lombardei. Von Pavia aus aber sandte Otto Botschaft nach Canossa an Adelheid, mit der Werbung um ihre Hand.

Otto hatte seine erste Gemahlin, die ihm an Geist und Gesinnung ebenbürtige Edith, Tochter des Königs Athelstan von England, mit welcher er siebenzehn Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt, 946 verloren. Nach der langen Trauer um das Weib seiner Jugendliebe und bei der ernst religiösen Richtung, welche sein Sinn seit dieser Zeit genommen — um sich in den heiligen Schriften Trost zu suchen, lernte er erst damals lesen — war sein jetziger Entschluß der Wiederverheirathung, obgleich er das vierzigste Lebensjahr kaum überschritten, allem Anschein nach ein unerwarteter. Unerwartet besonders und unwillkommen zugleich, für seinen bisher einzigen Sohn und Erben, Ludolf, zumal dieser schon durch die unglückliche Eröffnung des italienischen Feldzugs mit seinem Vater in Spannung gerathen war. — Nach der Hochzeitfeier in Pavia verließ Ludolf heimlich und eigenmächtig das königliche Hoflager. Unter seinen Begleitern war Erzbischof Friedrich von Mainz, der sich schon zwei Mal schwerer Staatsverbrechen schuldig gemacht und eben so oft von Otto begnadigt worden.

Nachrichten von einem verdächtigen Ränkespiel, das Ludolf und Friedrich in Deutschland begonnen, bestimmten den König, seine weiteren italienischen Pläne, insbesondere seine Absichten auf Rom, vorläufig fallen zu lassen. Er übergab die einstweilige Verwaltung der Lombardei dem Herzoge von Lothringen und kehrte in großer Eile nach Sachsen zurück. Herzog Konrad, um sich des ihm anvertrauten Amtes möglichst bald zu entledigen und seine eigne Heimkehr zu beschleunigen, trat sofort in Unterhandlungen mit Berengar und gewährte

ihm, unter Vorbehalt der Genehmigung Otto's, die Wiedereinsetzung in das lombardische Königreich. Als er aber demnächst in Begleitung Berengar's in Magdeburg erschien, um die Bestätigung des abgeschlossenen Vertrags einzuholen, wurde dieselbe, zur großen Erbitterung Konrad's, vom Könige Anfangs geradezu verweigert, nach längerm Aufschube indessen im Sommer 952 zugestanden, wiewohl nicht ohne Einschränkung. Berengar mußte nicht allein dem deutschen Könige als seinem Lehensherrn huldigen, sondern auch Istrien, Aquileja, Friaul, Verona, Trient, kurz den größten Theil des späteren festländischen Gebiets von Venedig an das deutsche Reich abtreten. Zum ersten Male erreichten die deutschen Gränzen das adriatische Meer. Die neuerworbenen Landschaften wurden zu dem Herzogthum Baiern geschlagen.

So war denn der Feldzug nach Italien hauptsächlich zum Vortheil des Herzogs Heinrich ausgeschlagen, der sich bei dem Könige, und vielleicht noch mehr bei dessen junger Gemahlin, in die höchste Gunst zu setzen gewußt hatte. Das aus dem italienischen Kriege hervorgegangene Mißverhältniß zwischen dem Könige und seinem Sohn und Schwiegersohn verschlimmerte sich durch deren Neid und Eifersucht auf Heinrich. Zum Sturze desselben wurde eine förmliche Verschwörung angezettelt, bei welcher auch dies Mal wieder der Erzbischof Friedrich die Hand im Spiele hatte. Mit seiner Beihülfe und in Mainz selbst erpreßten Ludolf und Konrad vom Könige Zusagen zum Nachtheil seines Bruders; sobald aber Otto die Freiheit des Entschlusses auf sächsischem Boden wieder gewonnen, nahm er seine Versprechungen, als erzwungen, zurück, und verlangte er von Konrad und Ludolf, unter Androhung der Acht, die Auslieferung der Anstifter des von ihnen selbst ausgeführten Frevels. Sie aber rüsteten sich zum Widerstande.

Auf einem Reichstage in Fritzlar wurde im Sommer 953 der Krieg gegen die Empörer beschlossen. Alsbald fiel ein

großer Theil der Lothringer von dem Herzog Konrad ab, der nach heftigem Kampfe aus dem Lande vertrieben wurde, in welchem er als ein fränkischer Eindringling keinen festen Boden zu gewinnen vermocht hatte.

Zu Konrad's Nachfolger im Herzogthum ernannte der König demnächst seinen jüngsten Bruder und vertrautesten Rathgeber, Bruno, der in Lothringen von Kindheit an für den geistlichen Stand erzogen und unlängst Erzbischof von Köln geworden war. Die Vereinigung des herzoglichen und des bischöflichen Amtes in einer Person war unerhört, aber sie schien in dem gegenwärtigen Falle das beste Mittel, Lothringen festzuhalten in der Treue gegen König und Reich; denn Bruno war nicht bloß ein zuverlässiger sondern auch ein hochbegabter und eben so staatskluger wie frommer Mann.

Rheinaufwärts rückte Otto, ohne ernstliches Hinderniß zu finden, bis vor die Thore von Mainz. Diese jedoch fand er geschlossen. Während sich der ränkevolle Erzbischof Friedrich bei Seite gemacht, um die Ereignisse abzuwarten, hatten sich die Herzöge Konrad und Ludolf in die Stadt geworfen, deren feste Mauern der Belagerungskunst des Königs Monate lang Trotz boten. Mißmuth und Unbotmäßigkeit, welche in seinem Heere einrissen, nöthigten Otto endlich zu Unterhandlungen, die durch die Leidenschaftlichkeit seines Bruders, des Herzogs Heinrich, und durch die auf seinen Betrieb, wie es scheint, erneuerte Forderung des Königs vereitelt wurden, daß Konrad und Ludolf ihre eigene Straflosigkeit durch die Auslieferung ihrer Mitschuldigen erkaufen sollten. Darüber kam es im königlichen Lager zu offener Meuterei. Die Baiern, welche sich den ihnen aufgedrungenen Herzog Heinrich und die starke Hand Otto's gefallen lassen, so lange das Glück den beiden Brüdern günstig gewesen, erinnerten sich nunmehr ihres früheren Fürstenhauses, verließen das Reichsheer und riefen einen

Sohn weiland Herzogs Arnulf, gleichfalls Arnulf geheißen, zum Herzog aus.

Um den baierischen Aufstand wo möglich im Entstehen zu dämpfen, eilte Otto nach Baiern, dessen Hauptstadt Regensburg ihm jedoch ebenso erfolgreich Widerstand leistete, wie Mainz.

Unter solchen Umständen wandte sich auch Schwaben, unter dem Antriebe seines Herzogs Ludolf, vollends ab von der Sache des Königs. Auf Franken war gleichfalls, je länger desto weniger, zu zählen. Sogar in Sachsen regte sich, hauptsächlich wohl durch den Druck der Kriegslasten hervorgerufen, der Geist der Unzufriedenheit, der jedoch durch die Scheu vor der wohlbekannten Thatkraft der Markgrafen Gero und Hermann darniedergehalten wurde. — Als König Otto im Winter 953 aus Baiern unverrichteter Sache in sein sächsisches Heimathland zurückkehrte, war das große Werk seines Lebens, die festgeschlossene Reichseinheit, von Grund aus erschüttert.

Zur Vergrößerung des Mißgeschicks kamen im Anfang des Jahres 954 die Ungarn wieder ins Land, mit denen sich die Herzoge Konrad und Ludolf so weit ins Einverständniß setzten, daß sie das eigene Gebiet von den Verwüstungen derselben freikauften und ihnen die Wege in die Landschaften weisen ließen, welche zum Könige hielten. Diese Art von Bundesgenossenschaft mit dem barbarischen Erbfeinde aber brachte einen raschen Umschlag in der Volksstimmung hervor und bewirkte dadurch auch eine Wendung in den Ereignissen. Herzog Konrad unterwarf sich dem Könige, der Erzbischof von Mainz machte seinen Frieden mit demselben, der ganze Reichstag trat auf seine Seite. Ludolf jedoch und mit ihm Arnulf von Baiern setzten den Krieg fort, bis dieser vor Regensburg fiel und jener so weit herunter gebracht war, daß ihm nichts übrig blieb, als die Verzeihung seines Vaters anzuflehen. Auf einem Reichstage zu Arnstadt wurde der Reichsfrieden staats-

rechtlich besiegelt. Konrad und Ludolf traten wieder in den Besitz ihrer Erbgüter, das Herzogthum aber wurde ihnen endgültig abgesprochen; Lothringen verblieb dem Erzbischof Bruno, und Schwaben kam an einen Nachkommen des früheren Herzogs Burchard, gleichfalls Burchard genannt und dem königlichen Hause verschwägert durch Verheirathung mit einer Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern, der übrigens seinen herzoglichen Sitz in Regensburg mit den Waffen in der Hand wieder erobern mußte, da ein großer Theil des baierischen Volkes und Adels ihm auch nach dem Tode Arnulf's feindlich gesinnt blieb. — Der schwache Punkt der deutschen Verfassung, das Dasein von fürstlichen Gewalten, welche das Königthum unter Umständen aufwiegen konnten, war wieder verhüllt, aber nicht besser geschützt, als zuvor.

Kaum war der innere Frieden wieder hergestellt, als der Süden Deutschlands neuerdings von den Ungarn überfluthet wurde. Zahlreicher als je, gelangten sie unter Mord, Brand und Plünderung bis unter die Mauern von Augsburg, das von seinem beherzten Bischof mit geringer Mannschaft wacker vertheidigt wurde, aber dem Falle nahe war, als König Otto zum Entsatze heranzog. Auf der weiten Ebene vor Augsburg, dem sogenannten „Lechfelde", stießen die beiden Heere am 10. August 955 auf einander. Schon waren die Böhmen, welche dem königlichen Heere Zuzug geleistet, und nächst ihnen die Schwaben, geworfen, als Konrad, der abgesetzte Herzog von Lothringen, an der Spitze der Franken die Schlacht wiederherstellte. König Otto selbst mit den Baiern und einer kleinen sächsischen Schaar vollendete den Sieg. Wer von den Ungarn dem deutschen Schwerdte entging, ertrank im Lech, oder wurde auf der Flucht gefangen oder erschlagen. Nur vereinzelte Flüchtlinge gelangten in die Heimat zurück. Die gefangenen ungarischen Häuptlinge ließ Otto aufknüpfen. Auf deutscher Seite wurde der Verlust des tapfern Herzogs Konrad tief betrauert, dessen Thaten und Tod auf dem Lechfelde die Sühne seiner früheren Verirrungen auch in den Augen des Königs vollendeten.

Seit diesem Tage wagten die Ungarn keinen Angriff mehr gegen Deutschland. Vielmehr waren sie von jetzt an auf die Vertheidigung angewiesen, bei welcher ihnen manches Stück ihres bisherigen Gebietes verloren ging. Aus den Landstrichen, welche den Ungarn jenseits der Enns nach und nach wieder abgenommen wurden, bildete sich die baierische Ostmark, aus welcher, dem Namen und der Sache nach, Oesterreich*) hervorgegangen ist. — In Mähren behaupteten sich die Ungarn noch einige Jahrzehnte, bis sie von dem böhmischen Herzoge Boleslaw vertrieben wurden, und damit dieses Land mittelbar wieder zum Reiche kam.

Während der König mit seinen besten Streitkräften gegen die Baiern und Ungarn in Süddeutschland schwere Arbeit hatte, machten die Slawen an der untern Elbe einen neuen Versuch, sich der deutschen Herrschaft zu entledigen. Zwei sächsische Grafen, Wichmann und Eckbert, die zuvor auf der Seite der aufständischen Herzoge gestanden und durch die ihnen gewährte Verzeihung nicht versöhnt waren, schürten und verstärkten die wendische Empörung, die eine Zeit lang ziemlich freies Spiel hatte. Denn der eine der beiden gewaltigen Gränzwächter in Sachsen, der Markgraf Gero, war dem Könige auf das Lechfeld gefolgt, und der andere, Hermann der Billunger, hatte nicht Mannschaft genug zurückbehalten, um dem ersten massenhaften Ansturm des Feindes in offenem Felde die Spitze zu bieten. Die Wenden gebrauchten und mißbrauchten ihre augenblickliche Uebermacht in der üblichen Weise, bis der König mit Gero, nach der Niederlage der Ungarn, auf dem

*) Wobei jedoch nicht zu verkennen, daß darin zugleich der verschollene Name Austrasien anklingt.

wendischen Kampfplatze erschien und durch einen großen Sieg an der Reckenitz im östlichen Mecklenburg und ein darauf folgendes blutiges Strafgericht den früheren Zustand der Dinge wiederherstellte. Wichmann und Eckbert entflohen nach Frankreich, erlangten jedoch, da es ihnen an einflußreichen Fürsprechern nicht fehlte, nach Ablauf einiger Jahre ihre Begnadigung.

Wenige Wochen nach der Schlacht auf dem Lechfelde starb Herzog Heinrich von Baiern mit Hinterlassung eines vierjährigen Sohnes, welcher als sein Nachfolger anerkannt wurde. Obgleich mit ihm die Hauptursache und der eifrigste Schürer des Unfriedens zwischen König Otto und seinem Sohne Ludolf beseitigt war, kam es zwischen diesen Beiden doch zu keiner innerlichen Versöhnung. In Deutschland jeder Stellung und aller Aussichten beraubt, die seinen Ehrgeiz hätten befriedigen können, versuchte Ludolf 956 auf eigene Hand sein Glück in Italien, wo König Berengar inzwischen die Bedrängnisse des deutschen Reichs benutzt hatte, um sich aus der Abhängigkeit von demselben zu befreien. Das Wagniß schien gelingen zu sollen; Ludolf machte sich zum Herrn des größten Theils der Lombardei und Berengar selbst wurde ihm von den Seinigen ausgeliefert. Der deutsche Mitbewerber um die italienische Krone verschmähte jedoch den Vortheil, welchen ihm der Verrath über seinen Gegner gegeben, ließ denselben frei, wurde aber inmitten seines glänzenden Abentheuers 957 durch den Tod hinweggerafft..

Jetzt gewann Berengar wieder die Oberhand in Italien und übte dieselbe schonungslos gegen Alle, die ihm im Wege standen, namentlich gegen Papst Johann XII., der unlängst als siebenzehnjähriger Knabe auf den Stuhl Petri gelangt war, den er durch die schmutzigsten Laster entehrte. Johann wandte sich mit dringendem Hülferuf an König Otto, der sich alsbald bereit erwies, den Beistand zu leisten, an welchen sich für ihn

selbst die Erneuerung der Pläne und Hoffnungen knüpfte, mit denen er ohne Zweifel vor Jahren seine erste Römerfahrt angetreten hatte, und die damals durch die Ungunst der Zeit vereitelt worden.

Vor allen Dingen jedoch wollte Otto sein Haus in Deutschland bestellen. Er ließ im Frühjahr 961 seinen erst sechsjährigen Sohn Otto auf einem Reichstage in Worms zu seinem Nachfolger wählen und als solchen in Aachen mit großer Feierlichkeit krönen. Zum Reichsverweser in Abwesenheit des Königs wurde alsdann für Lothringen der Erzbischof Bruno von Köln, des Königs Bruder, für das übrige Deutschland der Erzbischof von Mainz, Wilhelm, Otto's unehelicher Sohn, bestellt.

Bei Augsburg sammelte der König das Reichsheer und im August brach er auf nach Italien. Seine Annäherung bewirkte den allgemeinen Abfall der Lombardei von Berengar, der sich, ohne Widerstand auch nur versuchen zu können, in einen abgelegenen Schlupfwinkel flüchtete. Mit Jubel wurde Otto allenthalben empfangen und noch vor Ende des Jahres setzte ihm der Erzbischof von Mailand im Dome des heiligen Ambrosius die eiserne Krone der Lombarden auf das Haupt.

Es gab aber einen noch glänzendern Preis der italienischen Heerfahrt zu gewinnen, die Kaiserkrone, welche der Papst dem Könige schon vor Beginn des Feldzuges gegen das eidliche Gelöbniß zugesagt, daß er die Rechte und Ansprüche des Stuhles Petri schützen und pflegen und am wenigsten selbst in dieselben eingreifen werde. In den ersten Tagen des Jahres 962 machte sich Otto von Mailand aus auf den Weg nach Rom und am 2. Februar wurde ihm in der Peterskirche durch die Hand Johanns XII. die kaiserliche Krone zu Theil, welche länger als ein Menschenalter keinen Träger, ja kaum einen Bewerber gehabt.

So war denn der Schatten des römischen Kaiserthums, den einst Karl der Große und Papst Leo III. aus dem Grabe der alten Welt heraufbeschworen, zum zweiten Male aufgestört,

um unter den Lebendigen umzugehen. Aber keine Willenskraft großer Persönlichkeiten, kein Herrschergeist und keine Waffenmacht war im Stande, dem Gespenste einen neuen Körper zu geben. Das erneuerte römische Kaiserthum war eine Lüge von Anbeginn und hörte während seiner ganzen Dauer keinen Augenblick auf, eine Lüge zu sein. Wahr war nur ein gewisser öffentlicher Glaube an diese Lüge, und dieser Aberglaube wurde allerdings unter Umständen zu einer mitwirkenden Ursache der Ereignisse; immer jedoch nur *solcher* Ereignisse, deren Haupttriebfedern in den wirklichen Mächten der Zeit lagen. Deutschland war zur europäischen Vormacht geworden, lange bevor König Otto den kaiserlichen Namen angenommen, und daß die deutsche Vormacht durch diesen Namen gefördert und gefristet sei, ist eine willkürliche und durch tausend Thatsachen widerlegte Annahme. Die Kaiserkrone hatte keine andere Bedeutung, als eines jener glänzenden Ehrenzeichen, mit denen die Hofgunst freigebig zu sein pflegt, weil sie in jedem Sinne des Worts werthlos sind, und welche von der Eitelkeit gleichwohl nicht selten mit großen Opfern erkauft werden, die sich denn allerdings gelegentlich auf Kosten der Einfalt bezahlt machen mögen. — Daß sich das deutsche Königthum von jetzt an nicht wieder frei machen konnte von dem kaiserlichen Titel und den darauf haftenden eitlen Vorurtheilen und hohlen Ansprüchen, war Deutschlands größte geschichtliche Schuld und größtes politisches Unglück.

Schon dem falschen Ehrgeize Otto's sollte die Strafe nicht erspart werden. Sein gutes Einvernehmen mit dem Papst und den Römern war von kurzer Dauer, da er nicht umhin konnte, dem einen wie dem andern den Herrn und Meister zu zeigen. Sobald der nunmehrige Kaiser Rom verlassen, um die lombardischen Angelegenheiten vollends zu ordnen, setzte sich Johann XII. mit Berengar ins Einverständniß, ging er den griechischen Kaiser mit der Bitte um Unterstützung an, versuchte er, die Ungarn vom Neuen gegen Deutschland in Waffen zu bringen, und trat er sogar, wenigstens mittelbar, in Bundesgenossenschaft mit den Arabern auf Korsika und anderen Punkten Italiens. Drei Jahre mußte Otto auf unfruchtbare und ruhmlose Kämpfe in dem fremden Lande verwenden, wo er mit offenen Armen aufgenommen war, das sich seines unüberwindlichen Gegensatzes gegen die neue Herrschaft aber bald genug bewußt geworden. Nachdem der Kaiser Rom wiederholt mit gewaffneter Hand genommen, innerhalb der Stadt einen großen Volksaufstand niedergeschlagen, einen Gegenpapst auf den Stuhl Petri gebracht, Berengar gefangen genommen und nach Deutschland geschickt (wo er zwei Jahre später in Bamberg starb) — da war freilich Ruhe und Ordnung, aber auch ein gewaltsamer Zustand in Italien geschaffen, der nicht die mindeste Dauer versprach. — Mit einem durch die Pest furchtbar gelichteten und dem Untergange nahe gebrachten Heere, kehrte Kaiser Otto im Januar 965 nach Deutschland zurück.

Hier war der innere Friede inzwischen nicht gestört worden. Nur an den östlichen Gränzen hatte Markgraf Gero den Krieg in hergebrachter Weise fortgeführt und das Reichsgebiet durch Unterwerfung der Lausitz und durch Erzwingung des Huldigungseides von dem Polenherzoge Miecyslaw befestigt und erweitert. Als er aber in diesen Kämpfen seinen einzigen Sohn, oder an Sohnes Statt angenommenen Neffen, verlor, da hielt der rauhe alte Held Einkehr in sich selbst; er wallfahrtete nach Rom, legte sein blutiges Schwerdt auf dem Altar St. Peter's nieder, übermachte seine großen Güter dem von ihm gestifteten Kloster in der seinen Namen führenden Stadt Gernrode am Harz, und starb noch im Jahre seiner Heimkehr 965.

Der Kaiser feierte seine glückliche Wiederkunft in Köln durch ein Familienfest, dessen Mittelpunkt seine hochbejahrte Mutter Mathilde war, und das sich durch das Herbeiströmen

einer zahllosen Menge von nah und fern zu einem glänzenden Volksfeste erweiterte. Unter den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, die sich in Köln eingefunden, befanden sich auch Gerberge, die verwittwete französische Königin, und ihr Sohn, Lothar, der regierende König von Frankreich, welcher sich jetzt mit Emma, der Stieftochter Otto's, vermählte, in dessen Ansehen und Einfluß er schon früher, eben so wie sein Vater Ludwig, eine Hauptstütze seines unsichern Thrones gefunden, dem der Reichsverweser Bruno auch den bewaffneten Beistand nicht hatte fehlen lassen.

Von Köln begab sich der Kaiser nach Sachsen, wo um diese Zeit, und vielleicht auf seinen Betrieb, in den Bergen des Harzes die ersten Gold- und Silbergruben Deutschlands eröffnet und durch fränkische Bergleute in Bau gesetzt wurden, deren Nachkommen die oberdeutsche Mundart, inmitten des niederdeutschen Sprachgebiets, bis heute bewahrt haben. — Das Verwaltungsgebiet des verstorbenen Gero, welches durch dessen Eroberungen im Slawenlande eine bedenkliche Ausdehnung gewonnen, wurde vom Kaiser in fünf oder sechs Markgrafschaften getheilt, über welche ein „Markherzog" nur die Oberaufsicht führen sollte.

Der plötzliche Tod des Erzbischofs Bruno, der auf einer Reise starb, die er zur Schlichtung politischer Händel nach Frankreich unternommen, rief den Kaiser nach dem Rhein zurück. Der Verlust dieses seines letzten Bruders, der ihm der zuverlässigste Freund und ein eben so würdiger Kirchenfürst wie weiser Staatsmann gewesen, war unersetzlich für Otto, namentlich in Bezug auf die wichtige Stellung, welche derselbe in Lothringen und Frankreich gegenüber inne gehabt und mit dem glücklichsten Erfolge ausgefüllt hatte. Bei der unvermeidlich gewordenen Vertheilung der Aemter, denen Bruno vorgestanden, fiel das des Erzkanzlers des Reichs an den Sohn des Kaisers, Wilhelm, Erzbischof von Mainz, bei dessen

Stuhl ausschließlich diese Würde von jetzt an ein für alle Mal blieb, während früher nicht bloß die drei rheinischen Erzbischöfe, sondern auch der von Salzburg wenigstens den Titel derselben geführt.

Auf die Nachricht von einem Aufstande der Lombarden, gab Otto dem Herzoge Burchard von Schwaben Auftrag zum bewaffneten Einschreiten, das zwar von raschem Erfolge begleitet war, die Spannung der italienischen Verhältnisse aber gleichwohl steigerte, so daß sich Otto von der Nothwendigkeit seiner persönlichen Anwesenheit in Italien überzeugte. Nach schwerem Abschied von seiner Mutter, der, wie Beide voraussahen, der letzte sein sollte, trat der Kaiser im August 966 seine dritte Heerfahrt über die Alpen an.

In der Lombardei angekommen, übte der Kaiser ein nachträgliches Strafgericht, indem er die Hauptschuldigen des niedergeschlagenen Aufstands greifen und nach Deutschland schicken ließ. Dann wandte er sich gegen Rom, wo der mit seiner Zustimmung gewählte Papst vertrieben und erst bei der Annäherung Otto's zurückberufen und wieder eingesetzt war. Eine beträchtliche Anzahl der Anstifter dieser Empörung wurde hingerichtet, oder dem Papste zu noch grausamerer Rache ausgeliefert. Ein kaiserlicher Stadtpräfekt, von Otto mit dem blanken Schwerdt belehnt, sollte von jetzt an die Ruhe und Ordnung in Rom gewährleisten. Dem Papste wurden alle Besitzungen, welche ihm durch die Schenkungen Pippin's und seiner Nachfolger verliehen, und in den letzten stürmischen Zeiten zum großen Theil wieder abhanden gekommen waren, unter Vorbehalt der Reichsoberhoheit zurückgegeben. Dagegen verstand der Papst sich dazu, dem Sohne des Kaisers, der bereits zu dessen Nachfolger auf dem deutschen Throne gewählt und als solcher gekrönt war, auch die Kaiserkrone in voraus auf das Haupt zu setzen.

Ein weiteres Anliegen des Kaisers zu Gunsten seines

Sohnes war die Verheirathung desselben mit einer kaiserlichen Prinzessin von Griechenland. Unverkennbar war dabei jenes Bewußtsein der Größe von gestern im Spiel, welchem ein altüberkommener Glanz imponirt und das sich gern einen Widerschein desselben aneignet. Am Hofe in Konstantinopel herrschte augenscheinlich die entsprechende Stimmung. Gesandtschaften gingen zwischen Otto und Nikephoros, dem griechischen Kaiser, hin und her, ohne daß es zu einem Abschluß gekommen wäre; die Werbung Otto's wurde nicht abgewiesen, aber auch nicht angenommen.

Um einen wirksamen Druck auf den Hof in Konstantinopel auszuüben, griff Otto endlich zu den Waffen. In Unteritalien bestanden immer noch jene langobardischen Herzogthümer, die den Sturz des Reiches ihrer Nation überdauert, namentlich Benevent und Capua. Unter Anerkennung bald griechischer bald fränkischer Oberhoheit, oder auch bei den benachbarten Arabern ihren Rückhalt suchend, hatten sie fast immer ihre thatsächliche Unabhängigkeit zu bewahren gewußt.

Als Machthaber in Rom war es dem Kaiser Otto leicht, einige der langobardischen Fürsten auf seine Seite zu bringen und in Gemeinschaft mit ihnen machte er, zur Unterstützung seiner Brautwerbung, einen Angriff auf die immer noch beträchtlichen Besitzungen des griechischen Kaiserthums in Calabrien und Apulien. Der Krieg wurde mehrere Jahre lang mit der äußersten Schonungslosigkeit geführt, ein entscheidender Erfolg der deutschen Waffen aber schon dadurch verhindert, daß den Griechen eine Flotte zu Gebote stand, die dem Kaiser Otto fehlte. Sein oft bewährtes Glück führte ihn gleichwohl endlich zum Ziele. Ein gewaltsamer Thronwechsel setzte an die Stelle des Nikephoros den Johann Tzimiskos, welcher sich erbot, den Frieden durch die Gewährung der Forderung des deutschen Kaisers zu erkaufen, der seinerseits die griechische Gegenbedingung der Räumung von Apulien und Calabrien sofort erfüllte.

Noch anderthalb Jahre warteten die beiden Otto, Vater und Sohn, in Italien, bis ihnen die so schwer gewonnene griechische Kaisertochter,*) Theophania, mit Entfaltung orientalischer Pracht, zugeführt wurde. Die Schönheit, die Anmuth, der Verstand, die Geistesbildung der Konstantinopolitanerin gewannen ihr rasch auch die widerwilligen Herzen in der Umgebung Otto's, welche solche Vorzüge zu würdigen wußten. Im April 972 fand in Rom die Vermählung des jungen Paares statt, das kaum die Kinderjahre überschritten, und bald darauf wurde die Rückkehr nach Deutschland angetreten. Als Preis der bestandenen Kämpfe brachte Otto den Beinamen „des Großen" mit in die Heimath, den ihm zuerst die Italiener beigelegt und der seine Bestätigung in der Zustimmung der übrigen Völker gefunden hat.

Die öffentlichen Zustände Deutschlands hatten während der sechsjährigen Abwesenheit des Kaisers keine erwähnenswerthe Störung oder Veränderung erfahren; seine Familie dagegen fand Otto um zwei ihm sehr theuere Glieder ärmer: seine Mutter und sein Sohn Wilhelm waren fast gleichzeitig gestorben. Bald sollte der Kaiser auch den besten Kriegsmann verlieren, der ihm von den Genossen seiner Jugend noch übrig geblieben: in Quedlinburg, während zur Feier der Ostertage die Großen des Reichs um Otto versammelt waren, unter denen auch die Herzoge von Polen und Böhmen dem deutschen Lehensherrn ihre Huldigungen darbrachten, und zugleich Gesandtschaften aus Griechenland, Bulgarien, Ungarn, Rußland,

*) Es fehlt übrigens nicht an Angaben dahin, daß Theophania nicht die Tochter des verstorbenen Kaisers Romanus gewesen, um welche Otto ursprünglich geworben, sondern eine Nichte des damaligen Kaisers Johann, welcher die Tochter des Romanus zu seiner eigenen Gemahlin gemacht und also den falschen Ehrgeiz Otto's schließlich doch betrogen habe.

Dänemark, Benevent den Glanz des kaiserlichen Hoflagers erhöheten, starb plötzlich Hermann der Billunger, der treue alte Freund und Waffenbruder des Kaisers.

Otto nahm den Tod Hermann's auf wie eine Mahnung an das eigene nahe Ende, und schon nach wenigen Wochen geschah, wie er geahnt. Zu Memleben in Thüringen, dem Orte, wo auch sein Vater gestorben, traf ihn, 61 Jahr alt, am 6. Mai 973 ein tödtlicher Schlagfluß. In Magdeburg, der vorzugsweise von ihm begünstigten Stadt, für welche er durch beharrliche Anstrengungen erst unlängst den Sitz eines Erzbisthums von den eifersüchtig widerstrebenden älteren Erzdiöcesen — sein eigener Sohn Wilhelm in Mainz war in diesem Punkte sein Widersacher — erstritten, wurde er neben seiner ersten Gemahlin, Edith, beigesetzt.

Die mächtige Persönlichkeit des Kaisers Otto wird hinlänglich bezeugt durch sein großes Werk: die Erhebung Deutschlands auf den obersten Platz unter den Staaten Europas. Wenn ihn das Glück dabei begünstigte, so geschah es doch nur in Ergänzung seiner Leistungen. Ein seltenes Maaß von Willensstärke, Arbeitskraft, Ausdauer befähigte Otto zu den schwierigsten Unternehmungen und gab von vorn herein eine gewisse Bürgschaft für den Erfolg. Obgleich er nicht frei war von leidenschaftlichen Aufwallungen und insbesondere von furchtbaren Ausbrüchen des Zorns, bildeten doch Ruhe, Selbstbeherrschung und Großmuth die Grundzüge seines Wesens. Zu den Schattenseiten desselben gehörte der kalte Stolz, welcher ihm im Blute lag und der ihn niemals das Herz des Volkes gewinnen ließ, zumal derselbe sich mit der Zeit zu jenem Aberglauben an die eigene Majestät steigerte, welcher der damaligen deutschen Welt noch viel unerträglicher sein mußte, als der heutigen. Dazu kam, im seltsamen Widerspruche mit diesem hohen Selbstbewußtsein, eine übertriebene Vorliebe für Prunk und Schaustellung und jenes Emporkömmlingsgefühl, welches Otto veranlaßte, die Verschwägerung mit dem griechischen Kaiser wie eine Ehrensache zu betreiben.

Unter der Regierung Otto's endlich kam der Name „Ostfranken," als Bezeichnung Deutschlands im Gegensatz zu dem französischen „Westfranken," in Abgang, ohne daß indessen das Wort „Deutschland" oder „deutsches Reich" schon jetzt an dessen Stelle getreten wäre, eine Neuerung, die vielmehr dem folgenden Jahrhundert vorbehalten blieb. Vorherrschender Gebrauch wurde einstweilen die Aufzählung der Namen der verschiedenen deutschen Stämme, statt deren indessen auch bloß die „Sachsen und Franken" genannt zu werden pflegten.

Die öffentlichen Rechtszustände des deutschen Reichs blieben nach wie vor im höchsten Grade verworren und unbestimmt. Kaum irgend ein Grundpfeiler der Verfassung stand fest, keine der öffentlichen Gewalten bewegte sich in sicheren Geleisen, kein Staatsgesetz, keine Staatsgewohnheit war so unverbrüchlich, daß nicht auch das Gegentheil der darin enthaltenen Vorschrift hätte geschehen können. Der Umfang der Rechte der Krone ließ sich eben so wenig mit annähernder Genauigkeit bestimmen, wie die Ausdehnung der Befugnisse des Reichstags, der zur Synode versammelten Bischöfe, der Herzoge, der Grafen. Jedes streitige Verhältniß der Krone zu den weltlichen und geistlichen Lehensträgern war, oft schon in erster, immer aber in letzter Instanz, eine Machtfrage, die heute in diesem und morgen im entgegengesetzten Sinne entschieden werden mochte.

Dem Vorbilde des Staats paßten sich auch die rein bürgerlichen Rechtsverhältnisse an. Die vergleichsweise festen Regeln des geschriebenen Gesetzes, welches zur Zeit des fränkischen Reichs und besonders durch Karl den Großen zu einer gewissen Geltung gekommen war, traten wieder zurück vor dem schwankenden und wechselnden Gewohnheitsrechte. Innerhalb des Gewohnheitsrechts aber war die Anrufung des Gottesurtheils,

insbesondere durch gerichtlichen Zweikampf, das bevorzugte Beweismittel. Dem Könige blieb, wie schon unter Karl dem Großen, die letzte Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten vorbehalten, jedoch gab er sein Urtheil nicht mehr ohne Zuziehung von Schöffen oder Schiedsrichtern.

In den Einrichtungen des Reichs ging zwischen dem Anfange und dem Ende der Regierung Otto's eine Veränderung vor, welche von einem Wechsel des Regierungssystems zu zeugen scheint, der nicht in allen seinen Einzelnheiten leicht verständlich ist. So augenscheinlich die Gründe sind, welche den König Otto bestimmen konnten, die ihm so gefährlich gewordene herzogliche Gewalt, nachdem er vergeblich dahin gestrebt, dieselbe, mittelbar oder unmittelbar, in die eigene Hand zu bekommen, durch Theilung zu schwächen — wie namentlich in Lothringen geschah, das unter dem Namen des obern und des untern an zwei einheimische Herzoge vergabt wurde, über welche jedoch der Erzbischof Bruno einstweilen „gleichsam als Erzherzog" gesetzt blieb — so wenig leuchtet es doch ein, zu welchem Zweck, oder kraft welcher Nothwendigkeit, Otto sein eigenes Erbherzogthum Sachsen, wiewohl wahrscheinlich nur theilweise, dem Markgrafen Hermann, dem Billunger, verlieh.

Um so deutlicher tritt dagegen die Absicht Otto's hervor, durch Hebung der politischen Stellung der Bischöfe dem mächtigen Lehensadel ein Gegengewicht zu geben, welches dem Königthum, vermöge des Rechts der Besetzung der Bisthümer und in Folge der periodischen Erledigung derselben, zu verhältnißmäßig freier Verfügung stand. Während Otto im Anfange seiner Regierung die Geistlichkeit keineswegs begünstigte und sogar mit seiner von ihm hochverehrten Mutter Mathilde, wegen deren maßloser Verschwendung an Kirchen und Klöster, in schlimmes Zerwürfniß gerieth, wandte er sich später, zunächst wohl aus inneren Beweggründen, dann aber auch aus politischer Berechnung, mit Wärme und Eifer den Männern der Kirche zu. Indem er die wichtigsten Bisthümer in den Besitz seiner nächsten Angehörigen brachte, sorgte er zugleich dafür, daß die Kirchenfürsten überhaupt mit Rechten und Gütern möglichst reich ausgestattet wurden und einen möglichst großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten erhielten, mit der strengen Verpflichtung jedoch, den ihnen, als Lehensträgern, obliegenden Reichsdienst im Frieden und Krieg pünktlich zu leisten. Die Hand, welche die Kirchengewalt hob, wollte deren Meisterin bleiben. — Die Rechnung traf einstweilen zu, um später desto bitterer fehlzuschlagen. — Trotz aller ihrer Schwächen und Schattenseiten aber galt die Regierungsperiode Otto's des Großen den späteren Geschlechtern — und nicht ohne gute Gründe — für die goldene Zeit des deutschen Reichs.

Otto II., auch der Rothe beibenannt, war erst 18 Jahre alt, als er die Regierung antrat. In Folge der unaufhörlichen Feldzüge und Reisen seines Vaters von Frauen und Priestern erzogen, im Beginn des Jünglingsalters der Heimat entrissen und auf italienischen Boden verpflanzt, durch die Verheirathung mit einer Orientalin in engste Berührung mit fremdartigen Lebens- und Geistesgewohnheiten gebracht, schien er, wiewohl mit natürlichen Gaben hinlänglich ausgestattet und gut unterrichtet, wenig geeignet zur Ausfüllung des Thrones, den sein Vater innegehabt. Er selbst war dem deutschen Volke halb fremd, und seine Gemahlin, Theophania, wurde, ungeachtet ihrer vortrefflichen und glänzenden Eigenschaften, von der Menge mit entschiedener Mißgunst angesehen.

Während der ersten Jahre seiner Regierung überließ Otto II. die fast ausschließliche Führung der Staatsgeschäfte seiner Mutter, der verwittweten Kaiserin Adelheid, welche diesem Amte mit großer Klugheit und zu allgemeiner Zufrie-

denheit vorstand. Bald aber mischte sich die Eifersucht zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter in das Spiel, und veranlaßte Adelheid, den Hof ihres Sohnes zu verlassen, um sich in ihr Heimatland, Burgund, zurückzuziehen.

Unter den Reichsfürsten an Macht und Ansehen obenan stand Heinrich II., Herzog von Baiern, der Vetter des Kaisers. Auf Beide schien etwas von der gegenseitigen Feindseligkeit übergegangen zu sein, die ihren Vätern so vieles Mißgeschick bereitet. Nach mancherlei scharfen Reibungen zwischen dem Kaiser und dem Herzoge gerieth der letztere in den Verdacht hochverrätherischer Absichten, auf welchen hin er bei erster Gelegenheit in Haft genommen wurde, aus der er jedoch nach Kurzem wieder entkam. Nach Baiern zurückgekehrt, rechtfertigte er den gegen ihn erhobenen Argwohn durch die That, indem er sich in Regensburg zum Könige krönen ließ. Sein Königthum war indessen von kurzer Dauer; er wurde besiegt, vertrieben, gefangen genommen, vor den Reichstag gestellt, seines Herzogthums verlustig erklärt und nach Utrecht verbannt; 976. Mit mehr Freigebigkeit als Staatsklugheit vereinigte der Kaiser alsdann Baiern und Schwaben in der Hand seines Neffen Otto, des Sohnes Ludolf's, welcher seiner Zeit das schwäbische Herzogthum zu Gunsten Burchard's II. verwirkt hatte, der 973 kinderlos gestorben war. Abgetrennt von Baiern aber wurde ein neues Herzogthum Kärnthen — ob jetzt oder einige Jahre später, muß übrigens dahin gestellt bleiben — welches auch die baierischen Besitzungen in Oberitalien, die Mark Verona, einbegriff, und überdies erhielt eine fast sebstständige Stellung die Ostmark, welche Otto II. unlängst dem Babenberger Leopold verliehen, in dessen Händen sich in dem Lande unterhalb der Enns die Anfänge Oesterreichs bildeten. Der hervorragende Platz, den Baiern bisher unter den deutschen Herzogthümern eingenommen, war durch diese Gebietsverluste für immer verloren.

Während dieser Ereignisse hatte Kaiser Otto auch gegen Dänen und Böhmen Krieg zu führen und einen von Frankreich aus unterstützten Aufstand in Lothringen zu bekämpfen, der darauf hinauslief, daß ein Bruder des französischen Königs Lothar, Namens Karl, von Otto mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnt wurde. Dieser erste Erfolg ermuthigte den König Lothar zu einem weitern Anschlage auf das linke Rheinufer. Im Sommer 978 überfiel er Aachen, wo der Kaiser das Johannisfest beging, mit starker Heeresmacht und so unvermuthet, daß Otto kaum der Gefangenschaft entging. Nach dreitägigem Aufenthalte fand Lothar indessen gerathen, die lothringische Hauptstadt wieder zu räumen und den Rückzug nach Frankreich anzutreten, nicht jedoch, ohne zuvor den Palast Karls des Großen ausgeplündert zu haben, und unter frevelhafter Verwüstung des Landes.

Die allgemeine Erbitterung der Deutschen über diesen treulosen Handstreich machte es dem Kaiser Otto leicht, ein großes Heer — 60,000 Mann stark soll es gewesen sein — aufzubringen, mit welchem er am 1. Oktober in Frankreich einrückte und binnen Kurzem im Angesichte von Paris, auf dem Montmartre, sein Lager aufschlug. Die französische Hauptstadt wurde jedoch gut vertheidigt, die Belagerung zog sich in die Länge und bei bevorstehendem Anbruch des Winters sah sich Otto genöthigt, dieselbe aufzuheben, und sich auf den Rückweg zu machen. Beim Uebergange über die Aisne überfielen die Franzosen seinen Nachtrab und nahmen ihm einen großen Theil seines Gepäcks. — Der Kriegszustand zwischen Deutschland und Frankreich dauerte, ohne nennenswerthe Ereignisse, fort bis zum Jahre 980, wo in einer persönlichen Zusammenkunft Otto's und Lothar's ein Friede geschlossen wurde, der Alles beim Alten ließ.

Im folgenden Jahre, 981, ging der Kaiser nach Italien, das er bisher über dringenderen Angelegenheiten, die

jetzt ihre Erledigung gefunden zu haben schienen, außer Acht gelassen. Zu Pavia fand eine Zusammenkunft und die vollständige Versöhnung mit seiner Mutter Adelheid statt. Ohne Hinderniß gelangte er nach Rom, dessen wieder ein Mal in die größte Verwirrung gerathene Verhältnisse durch sein entscheidendes Wort geordnet wurden, und wo sich, außer einer Menge deutscher und italienischer Machthaber, auch der burgundische König Konrad, der Bruder seiner Mutter, und Graf Hugo Capet, der künftige König von Frankreich, an seinem Hoflager einfanden.

Einem ohne Zweifel vorgefaßten Plane gemäß unternahm Otto von Rom aus einen Feldzug nach Unteritalien, welcher den Griechen und den Saracenen zugleich galt. Die gemeinschaftliche Gefahr machte dieselben zu Bundesgenossen. Vom Herbste 981 bis zum Sommer 982 verlief der Krieg ohne Entscheidung; am 13. Juli aber wurde das kaiserliche Heer von den Arabern an der kalabresischen Küste bis zur Vernichtung geschlagen. Der Kaiser selbst rettete sich, indem er sich zu Pferde ins Meer stürzte und schwimmend ein griechisches, also feindliches Schiff, erreichte, das ihn, erkannt oder unerkannt, aufnahm und gegen große Versprechungen, die jedoch nicht zur Erfüllung kamen, nach einer benachbarten Stadt, Rossano, brachte, wo er seine Gemahlin unter guter Bedeckung zurückgelassen hatte. — Die Kaiserin Theophania, wenn sie sich der Rettung ihres Gatten freute, hatte gleichwohl ihres Frohlockens über die Niederlage der Deutschen, an welcher die Griechen, ihre Landsleute, wenigstens mittelbaren Antheil gehabt, kein Hehl.

So schwer dieser Schlag den Kaiser und ganz Deutschland getroffen — beide waren sofort einig in dem Entschlusse, die erlittene Niederlage zu rächen. Auf die Ladung Otto's sammelten sich im Sommer 983 in Verona die Großen Deutschlands und Italiens an der Spitze ihrer Kriegsmannschaft.

Auch Boleslaw von Böhmen leistete Zuzug, und König Konrad von Burgund erschien als Bundesgenosse. Die Versammlung der Fürsten gestaltete sich zum Reichstage, an welchem Deutsche und Italiener mit gleichem Rechte und wie Vertreter des nämlichen Reiches theilnahmen, und der den dreijährigen Sohn des Kaisers, gleich seinem Vater Otto geheißen, einstimmig zu dessen Nachfolger wählte. Demnächst fand eine neue und getrennte Verleihung der Herzogthümer Baiern und Schwaben statt, deren bisheriger Inhaber, Otto, die Niederlage in Calabrien nur um einige Monate überlebt hatte; Baiern wurde dem Babenberger Heinrich, der Jüngere beibenannt, zu Theil, Schwaben dem Konradiner Konrad. Zur Statthalterin in der Lombardei für die Dauer des Kriegs ernannte der Kaiser seine Mutter.

Aber noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten, in den letzten Tagen des Jahres 983, starb der Kaiser in Rom. In der Peterskirche wurde er bestattet, mit deren damaligem Bau auch sein Grabmal bis auf unkenntliche Reste verschwunden ist.

Inzwischen hatten Dänen und Wenden den Abzug der besten deutschen Streitkräfte nach Süden benutzt zu einem gewaltigen Aufstande gegen das Deutschthum und das unter dessen Einfluß ihnen aufgedrungene Christenthum. Der dänische König Harald, welcher die Oberherrschaft des Kaisers anerkannt und die Taufe angenommen, wurde durch seinen eignen Sohn Sweu gestürzt, der das Heidenthum wiederherstellte, die Lehenspflicht gegen den Kaiser abschüttelte, und die deutsche Gränzfeste an der Schlei erstürmte. Die empörten Wenden eroberten Havelberg und Brandenburg, zerstörten die dortigen Bischofssitze und legten selbst Hamburg in Asche.

In dieser Lage der Dinge und noch bevor die Kunde vom Tode des Kaisers nach Deutschland gelangt war, wurde dessen Sohn, laut eines in Verona gefaßten Reichstagsbeschlusses, in Aachen zum Könige gekrönt. So war denn in einem Augenblicke ernster Landesgefahr ein vierjähriger Knabe auf den deutschen Thron gesetzt, ohne daß Vorsorge für eine vormundschaftliche Regierung getroffen worden wäre, die demnach zum Gegenstande einer eifrigen Wettbewerbung unter verschiedenen Anwärtern wurde. Theophania beanspruchte die Regentschaft als Mutter, der abgesetzte baierische Herzog, Heinrich II., den der Tod Otto's II. aus seiner Verbannung in Utrecht befreit hatte, als nächster Verwandter aus dem Mannsstamme, der französische König Lothar, als Oheim durch Verheirathung mit der Tochter der Königin Adelheid, des jungen Königs Großmutter.

Herzog Heinrich, der rührigste der Bewerber, gewann rasch unter weltlichen und geistlichen Fürsten einen beträchtlichen Anhang und bemächtigte sich der Person des jungen Königs. Die ersten Erfolge jedoch spornten seinen Ehrgeiz nach einem höheren Ziele hin; er streckte seine Hand nach der Krone selbst aus, ja er nahm den königlichen Titel vorweg und ließ sich in Quedlinburg von den Herzogen der Polen, Böhmen und Obotriten den Vassalleneid leisten. Mit dem französischen Könige, welcher inzwischen zu den Waffen gegriffen und Verdun erobert hatte, der es bei seinen Ansprüchen auf die deutsche Reichsverweserschaft indessen eigentlich nur auf die Erwerbung von Lothringen absah, trat Heinrich II. in Unterhandlungen wegen Abtretung dieses viel bestrittenen Landes, gegen französische Unterstützung seiner Thronbewerbung.

Damit hatte sich denn Heinrich zu früh entlarvt. Im Süden wie im Norden Deutschlands traten ihm die Anhänger Otto's III. mit überlegener Macht entgegen, so daß er seinen Untergang nur durch das eidliche Versprechen eines Verzichts

abwenden konnte, der im Sommer 984 auf einem Reichstage in Rohrheim bei Worms erfolgte. Heinrich übergab den jungen König seiner Mutter und Großmutter, welche jetzt erst aus Italien eingetroffen waren, und verlangte dagegen, in sein ehemaliges Herzogthum Baiern wieder eingesetzt zu werden. Diese Forderung wurde nicht sogleich zugestanden; durch weitere Verhandlungen und nachdrückliche Selbsthülfe aber brachte es Heinrich dahin, daß er 985 Baiern zurückerhielt, dessen bisheriger Inhaber, Heinrich der Jüngere, sich mit einer Markgrafschaft begnügen mußte. Herzog Heinrich II. führte von jetzt an eine so ruhige und gedeihliche Regierung, daß er, der bis dahin „der Zänker" geheißen, sich hinterdrein den Beinamen „der Friedfertige" verdiente.

Die Reichsverweserschaft in Deutschland übernahm die Mutter Otto's III., während seiner Großmutter die Regentschaft in Italien verblieb, welche dieselbe jedoch nur zeitweise an Ort und Stelle führte. In der gemeinschaftlichen Obhut der Mutter und Großmutter verbrachte der junge König seine Knabenjahre größten Theils in Quedlinburg. Man gab ihm die besten Lehrer, welche die Zeit aufzuweisen hatte, deren ganzes Wissen ihm womöglich mitgetheilt werden sollte, ohne daß indessen darüber Waid- und Waffenwerk vernachlässigt wurden, wie man ihn denn sogar schon von seinem sechsten Jahre an Feldzüge gegen die Wenden mitmachen ließ. Für die Bildung des Charakters dagegen war am wenigsten gesorgt. Die Mutter Otto's war eine Griechin, welche kein Herz für das deutsche Volk und für die das deutsche Volk kein Herz hatte; die Großmutter gehörte dem längst romanisirten Stamme der Burgunder an und ihr Herz war in Italien; der erste Lehrer des jungen Kaisers war ein Grieche, der letzte ein Franzose. — Aus solchen Händen konnte schwerlich ein vollwichtiger deutscher König hervorgehen.

Die ersten Jahre der Regentschaft Theophania's wurden stark in Anspruch genommen durch den fortwährenden Krieg gegen die Wenden, dessen lange Dauer als ein sicheres Zeichen des Verfalls der Reichsmacht gelten konnte. Trotz der Noth und der Verluste, welche dieser Krieg für die Gränzlande mit sich brachte, kam es niemals zu einer Unterstützung derselben durch die entlegenern Landschaften. Die ganze Last des Kampfes hatten vielmehr meistens ganz allein die zunächst betheiligten Markgrafschaften zu tragen. Das Bewußtsein der gemeinschaftlichen Sache und die Kraft des gemeinschaftlichen Handelns war sichtlich im Entweichen. Ein großer Theil der Eroberungen jenseits der Elbe ging verloren und noch größere Verluste wurden, allem Anschein nach, nachdem sich auch Boleslaw mit den Tschechen auf die Seite des wendischen Aufstandes geschlagen, nur durch den beharrlichen Beistand des Polenherzogs, Miecyslaw, abgewendet, der die Gelegenheit benutzte, um sein Gebiet auf Kosten Böhmens an der oberen Oder zu erweitern.

Zwischen Deutschland und Frankreich dauerte der Kriegszustand, bei thatsächlicher Waffenruhe, fast bis bis zum Tode des Königs Lothar, 986, dessen Sohn und Nachfolger, Ludwig V., unter Räumung Verdums, mit Theophania Frieden machte. Als auch er bereits im folgenden Jahre gestorben war, entbrannte in Frankreich ein Thronfolgekrieg zwischen dem Bruder Lothar's, dem Herzoge Karl von Niederlothringen und Hugo Capet. Die deutsche Kaiser-Regentin, welche sich, der ottonischen Familienpolitik gemäß, auf die Seite des karolingischen Hauses neigte, beanspruchte das Schiedsrichteramt, that aber nichts, um dasselbe ernstlich geltend zu machen, ging vielmehr, Angesichts der französischen Krisis, nach Rom, um die ewigen Händel zwischen den dortigen weltlichen Machthabern und dem Papste wieder einmal für den Augenblick zu schlichten. Sich selbst überlassen, unterlag König Karl seinem

Mitbewerber um den französischen Thron; er gerieth 991 durch Eidbruch und Verrath eines Bischofs in die Gefangenschaft Hugo Capet's, in welcher er, der letzte König aus dem Geschlechte Karls des Großen, bald darauf starb. Mit seiner Entthronung zerriß das letzte Band der Erinnerung an die gewesene Staatsgemeinschaft zwischen Deutschland und Frankreich und wurde das Ueberbleibsel des Gedankens der kaiserlichen Oberhoheit in Bezug auf das jetzige Reich Hugo Capet's und seiner Nachkommen zu einem Kindermärchen. — König Karl's ältester Sohn, Otto, wurde übrigens, als deutscher Lehensmann, in das väterliche Herzogthum Niederlothringen eingesetzt.

In dem nämlichen Jahre starb, kaum aus Italien zurückgekehrt, die Kaiserin Theophania, und die Reichsverweserschaft ging jetzt, wenigstens dem Namen nach, auf Adelheid über, während der hochbegabte Erzbischof Willigis von Mainz, ein sächsischer Bauernsohn, als Erzkanzler des Reichs, die wirkliche Geschäftsführung übernahm.

Diese Regierungsveränderung konnte die fortschreitende Zerrüttung der Angelegenheiten des Reichs nicht aufhalten. Zu den ununterbrochenen und wechselvollen Kämpfen mit den Wenden kam ein neuer Ansturm der skandinavischen Seeräuberbanden, welche jetzt unter dem Namen der Wikinger, mit großen Flotten, denen die Deutschen, wie seit Jahrhunderten, nicht ein einziges Kriegsfahrzeug entgegenzustellen hatten, die Mündungen der Elbe, der Weser und die ganze deutsche Nordseeküste unter den furchtbarsten Verheerungen heimsuchten. Fort und fort blieben die den Angriffen der Wenden, Dänen, Schweden, Norweger zunächst preisgegebenen Landestheile auf ihre eigene Vertheidigungskraft angewiesen, so daß die Verbindung mit dem Reiche kaum noch einen Werth für sie zu haben schien. Dem entsprechend wuchs das Unabhängigkeitsgefühl in den Markgrafschaften an den Gränzen; in Thürin-

Die ersten Jahre der Regentschaft Theophania's wurden stark in Anspruch genommen durch den fortwährenden Krieg gegen die Wenden, dessen lange Dauer als ein sicheres Zeichen des Verfalls der Reichsmacht gelten konnte. Trotz der Noth und der Verluste, welche dieser Krieg für die Gränzlande mit sich brachte, kam es niemals zu einer Unterstützung derselben durch die entlegenern Landschaften. Die ganze Last des Kampfes hatten vielmehr meistens ganz allein die zunächst betheiligten Markgrafschaften zu tragen. Das Bewußtsein der gemeinschaftlichen Sache und die Kraft des gemeinschaftlichen Handelns war sichtlich im Entweichen. Ein großer Theil der Eroberungen jenseits der Elbe ging verloren und noch größere Verluste wurden, allem Anschein nach, nachdem sich auch Boleslaw mit den Tschechen auf die Seite des wendischen Aufstandes geschlagen, nur durch den beharrlichen Beistand des Polenherzogs, Miechslaw, abgewendet, der die Gelegenheit benutzte, um sein Gebiet auf Kosten Böhmens an der oberen Oder zu erweitern.

Zwischen Deutschland und Frankreich dauerte der Kriegszustand, bei thatsächlicher Waffenruhe, fast bis bis zum Tode des Königs Lothar, 986, dessen Sohn und Nachfolger, Ludwig V., unter Räumung Verduns, mit Theophania Frieden machte. Als auch er bereits im folgenden Jahre gestorben war, entbrannte in Frankreich ein Thronfolgekrieg zwischen dem Bruder Lothar's, dem Herzoge Karl von Niederlothringen und Hugo Capet. Die deutsche Kaiser-Regentin, welche sich, der ottonischen Familienpolitik gemäß, auf die Seite des karolingischen Hauses neigte, beanspruchte das Schiedsrichteramt, that aber nichts, um dasselbe ernstlich geltend zu machen, ging vielmehr, Angesichts der französischen Krisis, nach Rom, um die ewigen Händel zwischen den dortigen weltlichen Machthabern und dem Papste wieder einmal für den Augenblick zu schlichten. Sich selbst überlassen, unterlag König Karl seinem

Mitbewerber um den französischen Thron; er gerieth 991 durch Eidbruch und Verrath eines Bischofs in die Gefangenschaft Hugo Capet's, in welcher er, der letzte König aus dem Geschlechte Karls des Großen, bald darauf starb. Mit seiner Entthronung zerriß das letzte Band der Erinnerung an die gewesene Staatsgemeinschaft zwischen Deutschland und Frankreich und wurde das Ueberbleibsel des Gedankens der kaiserlichen Oberhoheit in Bezug auf das jetzige Reich Hugo Capet's und seiner Nachkommen zu einem Kindermärchen. — König Karl's ältester Sohn, Otto, wurde übrigens, als deutscher Lehensmann, in das väterliche Herzogthum Niederlothringen eingesetzt.

In dem nämlichen Jahre starb, kaum aus Italien zurückgekehrt, die Kaiserin Theophania, und die Reichsverweserschaft ging jetzt, wenigstens dem Namen nach, auf Adelheid über, während der hochbegabte Erzbischof Willigis von Mainz, ein sächsischer Bauernsohn, als Erzkanzler des Reichs, die wirkliche Geschäftsführung übernahm.

Diese Regierungsveränderung konnte die fortschreitende Zerrüttung der Angelegenheiten des Reichs nicht aufhalten. Zu den ununterbrochenen und wechselvollen Kämpfen mit den Wenden kam ein neuer Ansturm der skandinavischen Seeräuberbanden, welche jetzt unter dem Namen der Wikinger, mit großen Flotten, denen die Deutschen, wie seit Jahrhunderten, nicht ein einziges Kriegsfahrzeug entgegenzustellen hatten, die Mündungen der Elbe, der Weser und die ganze deutsche Nordseeküste unter den furchtbarsten Verheerungen heimsuchten. Fort und fort blieben die den Angriffen der Wenden, Dänen, Schweden, Norweger zunächst preisgegebenen Landestheile auf ihre eigene Vertheidigungskraft angewiesen, so daß die Verbindung mit dem Reiche kaum noch einen Werth für sie zu haben schien. Dem entsprechend wuchs das Unabhängigkeitsgefühl in den Markgrafschaften an den Gränzen; in Thürin-

gen, das seit Jahrhunderten als ein Bestandtheil Sachsens gegolten, entstand ein neues Herzogthum; im Küstenlande an der Nordsee übte die Nothwendigkeit der ausschließlichen Selbsthülfe noch tiefer greifende Wirkungen. Einzig und allein auf sich selbst gestellt, kehrte die dortige Bevölkerung unwillkürlich zu ihren uralten republikanischen Geistes- und Lebensgewohnheiten zurück, und fing sie an, sich innerlich und äußerlich abzulösen von der Gemeinschaft des Reichs. So namentlich in Friesland, dessen Name immer noch das ganze Küstengebiet von der Mündung des Rheins bis zu der Mündung der Weser bezeichnete, und dessen, allerdings von jeher lockerer Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland unter dem Druck dieser Ereignisse schon jetzt vollends zu zerreißen drohte. Auch die Anfänge der Bauernrepubliken der Ditmarsen und anderer kleiner Völkerschaften an der Nordseeküste entstanden ohne Zweifel aus der Nothwehr auf eigene Hand.

Otto stand im sechzehnten Jahre, als er die Regierung auf eigenen Namen übernahm. Erzbischof Willigis blieb sein einflußreichster Rathgeber, und auf dessen Antrieb trat Otto im Anfang des Jahres 996 seine erste Fahrt nach Rom an, um dem Papste, Johann XV., in seinen Händeln gegen das bürgerliche Oberhaupt der Stadt, Crescentius, beizustehen, und für sich selbst den kaiserlichen Titel einzuholen. Johann XV. starb noch vor der Ankunft Otto's in Rom und auf das Geheiß des Königs wurde nun sein eigener Vetter, Bruno, der junge Sohn des Herzogs von Kärnthen — der erste Deutsche, der zur päpstlichen Würde gelangte — unter dem Namen Gregor V. auf den Stuhl Petri gesetzt, um wenige Tage später die Kaiserkrone Dem zu verleihen, welchem er selbst die Tiara verdankte: ein Spiel, das zwar nicht ganz neu, aber nie so plump getrieben worden war, wie dies Mal. Der Glaube der katholischen Welt an den Papst hatte allerdings schon stärkeren Proben Trotz geboten und die kaiserliche Majestät war überhaupt außer Gefahr, durch Entblößung ihrer natürlichen Armuth irgend eine sachliche Einbuße zu leiden, da sie von jeher kaum etwas Anderes gewesen, als ein aus handgreiflicher Begriffsverwechslung oder geflissentlicher Selbsttäuschung hervorgegangener Wahn, welcher dem römischen Kaiser zuschrieb, was einzig und allein des deutschen Königs war.

Die zunehmende Bedrängniß Norddeutschlands durch die Slawen rief Otto noch vor Ende des Jahres aus Italien ab, und sobald er den Rücken gekehrt, fiel das Kartenhaus der kaiserlichen Herrlichkeit in Rom selbst in sich zusammen. Gregor V. wurde durch Crescentius gestürzt, ein Gegenpapst, Johann XVI., an dessen Stelle gesetzt, dem Kaiser von seiner Reichshauptstadt der Gehorsam überhaupt gekündigt.

Die deutsche Macht Otto's mußte seiner römischen Ohnmacht, wie herkömmlich, unter die Arme greifen. Der deutsche König Otto ging im Herbst 997 zum zweiten Male nach Italien, um den römischen Kaiser Otto wieder herzustellen. An Crescentius, an dem Gegenpapste und an ihrem Anhange wurde grausame Rache geübt, Gregor V. nahm den päpstlichen Stuhl wieder ein, und so lange die deutsche Streitmacht Otto's vorhielt, war er wieder Herr und Meister in Rom.

Oeffentliche und persönliche Anliegen veranlaßten den Kaiser, im Jahre 1000 nach Deutschland zurückzukehren. Die von ihm bestellte Reichsregentin, Mathilde, Schwester Otto's II., welche die Geschäfte mit Umsicht, wenn auch ohne großen Erfolg, geführt hatte, war gestorben; bald darauf die alte Kaiserin Adelheid; der Krieg mit Dänen und Wenden dauerte fort, ohne eine günstige Wendung für die deutschen Waffen zu nehmen; hauptsächlich aber handelte es sich um die Ausdehnung der katholischen Kirchenverfassung auf die unter der Oberhoheit des Reichs stehenden polnischen Länder, in denen das Christenthum unlängst Eingang gefunden und die bisher, nicht zum

Nachtheil des deutschen Einflusses, unter dem Erzbisthum Magdeburg gestanden hatten.

Diese kirchliche Angelegenheit hatte in der Fürsorge des Kaisers, wie gesagt, den Vorrang, und er glaubte, dieselbe an Ort und Stelle persönlich in die Hand nehmen zu müssen. Herzog Boleslaw von Polen, Sohn und Nachfolger Miechslaw's, empfing den Kaiser, seinen Lehensherrn, in Eilau am Bober, der die Gränze seines Landes bildete, mit glänzender Festlichkeit, und begleitete ihn nach Gnesen, wo die feierliche Gründung. eines polnischen Erzbisthums vor sich ging, welchem, außer andern neugestifteten Bisthümern, auch das zu Kolberg, in dem seit einiger Zeit theilweise zu Boleslaw's Gebiet gehörigen Pommern, und das zu Breslau, in dem unlängst von Böhmen an Polen gekommene Schlesien untergeordnet wurden. — Zum Dank für die entgegenkommende Bereitwilligkeit, welche Boleslaw kluger Weise in dieser Sache gezeigt, und für die von ihm zur Schau getragenen Lehenstreue, bewilligte der Kaiser dem Polenherzoge nicht bloß den Namen eines „Bruders und Mitarbeiters am Reiche," sondern auch so ausgedehnte Rechte, daß in Deutschland große politische Besorgnisse laut wurden, die bald genug dadurch gerechtfertigt werden sollten, daß neben der nunmehr von Deutschland unabhängigen polnischen Kirche, der unabhängige und Deutschland nothwendiger Weise feindliche polnische Nationalstaat sich ausbildete. —

Nach dem Beispiele Polens riß sich schon im nächsten Jahre auch Ungarn von dem kirchlichen Zusammenhange mit Deutschland los, der bis dahin besonders von Passau aus durch Missionen und Stiftungen unterhalten war, indem es unter dem Könige Stephan ein eigenes Erzbisthum in Gran errichtete.

Dringende Botschaften des Papstes, Sylvester II., den der Kaiser nach dem frühzeitigen Tode Gregor's V. eigenmächtig zu dessen Nachfolger gemacht, der sich jedoch in Abwesenheit seines Schutzherrn kaum zu behaupten im Stande

war, riefen Otto wieder über die Alpen, bevor er, wie es scheint, Zeit gefunden, sich mit der brennenden Frage einer neuen Regentschaft für Deutschland zu befassen, geschweige denn, in den an der Nord- und Ostgränze tobenden Krieg einzugreifen. Nach Italien stand sein Sinn, an Rom haftete sein Ehrgeiz; er hatte entweder nie gelernt, oder aufgehört, sich als Deutscher zu fühlen, ja er schämte sich seiner „sächsischen Rohheit" und nannte sich sogar in Staatsurkunden einen „Griechen von Geburt und Römer durch die Herrschermacht." Eine ebenbürtige Gemahlin glaubte er, nach dem Beispiele seines Vaters, nur in Constantinopel finden zu können, wo man jedoch seine Werbung in der Form des Aufschubs zurückwies. Byzantinisches Hofceremoniell und griechische Titulatur für eine Reihe wichtiger Staatsämter galten ihm für ein Mittel zur Erhöhung der kaiserlichen Würde. Die römische Republik, die Weltherrschaft der Cäsaren, und das Reich Karls des Großen verschmolzen sich in seiner Vorstellung zu einem Bilde unermeßlicher Hoheit und Größe, zu deren Verwirklichung er sich für berufen hielt. In der Gruft Karls des Großen im Aachener Dome, die er mit frevelnder Hand öffnete, suchte er eine mystische Weihe für seine überschwänglichen Entschlüsse. Hand in Hand aber mit diesen bis zum Schwindel überspannten Phantasien des Hochmuths gingen Anwandlungen des finstersten Mönchssinnes und ein orientalisches Bedürfniß der Selbstpeinigung: er war der Romantiker des zehnten Jahrhunderts auf dem deutschen Throne.

Kaum nach Rom zurückgekommen, das den Sitz seines Weltreichs werden sollte, sah er sich in seinem Palaste auf dem Aventin von einem wüthenden Aufruhr umtobt, der ihn dem Untergange nahe brachte. Nachdem er desselben Meister geworden, machte er zwecklose Irrfahrten durch Italien, welche ihn auch nach Venedig führten, das er jedoch, nach geheimer Verabredung mit dem Dogen Orseolo, nur bei Nacht und

Nebel betrat und wieder verließ, nachdem er, weit entfernt von ehrgeizigen Anschlägen auf die freie Stadt, derselben das symbolische Zeichen der Huldigung, zu dessen alljährlicher Leistung sie sich gegen Otto II. verpflichtet, erlassen hatte. Nach Rom sich zurückwendend, fand er die Stadt in vollem Aufstande und deren Thore verschlossen. Von dem benachbarten Paterno aus unternahm er die Belagerung Roms, die sich indessen in die Länge zog, und zuletzt in die Selbstvertheidigung und Nothwehr des Belagerers umschlug. Ein Aufgebot, welches Otto nach Deutschland hin erließ, blieb ohne Wirkung. Da, zur rechten Stunde, befreite ihn der Tod aus seiner Bedrängniß. Im Januar 1002 starb er, einundzwanzig Jahre alt, an Gift, wie es heißt, und durch die Rache der Wittwe des von ihm hingerichteten Conscentius, die er zu seiner Beischläferin gemacht. Mit den Waffen in der Hand und unter siebentägigen harten Kämpfen bahnte die kaiserliche Kriegsmannschaft seiner Leiche den Weg nach Deutschland, wo er im Aachener Dom beigesetzt wurde. Der grimmige Haß der Italiener und ein schwachmüthiges Mitleid der Deutschen folgte ihm in das frühzeitige Grab und über dasselbe hinaus.

Den erledigten Thron des verwahrlosten und zerfahrenen Reiches machten sich drei Bewerber streitig: Heinrich, der dritte baierische Herzog aus dem sächsischen Hause, Urenkel Heinrich's des Finklers und nächster Verwandter des verstorbenen Kaisers aus dem Mannsstamme, ferner Herzog Hermann von Schwaben, dessen Ansprüche sich hauptsächlich auf seinen Reichthum stützten, endlich der streitbare Markgraf Eckhard von Meißen, der größte Kriegsheld der Zeit, dessen Waffen allein noch die deutsche Macht im Wendenlande aufrecht erhielten. Die bereits festgewurzelte Gewohnheit, bei der Königswahl an dem einmal auf den Thron gehobenen Hause festzuhalten, gab Heinrich von vorn herein ein gewisses Uebergewicht über seine Nebenbuhler, und als der gefährlichste derselben, Eckhard, auf einer zum Zweck der Stimmwerbung unternommenen Reise, nicht ohne Verdacht der Mitschuld Heinrich's, ermordet war, wurde dieser in Mainz, von einem freilich unvollständigen Reichstage, als der Zweite seines Namens, zum Könige gewählt und eben daselbst, wider allen Gebrauch, vom Erzbischof Willigis gekrönt.

Der Herzog von Schwaben mußte durch Waffengewalt zur Anerkennung des neuen Königs gebracht werden, die bei seiner Wahl nicht betheiligt gewesenen Sachsen huldigten ihm nachträglich, unter ausdrücklicher Wahrung ihres Stimmrechts und ihrer Landesgesetze, und die Lothringer, die Anfangs eine zweideutige Haltung eingenommen, leisteten ihm, als er in ihrem Lande erschien, den Eid ohne Widerrede. — Unterdessen war eine weitere schlimme Verwickelung der deutsch-slawischen Verhältnisse eingetreten. Der polnische Herzog Boleslaw, mit dem Beinamen Chrobry, hatte sich, auf Anstiften Heinrich's und um dessen inzwischen bereits beseitigten Nebenbuhler Eckhard die Mitbewerbung um die Krone zu erschweren, der Markgrafschaft Meißen bemächtigt, war hinterdrein, wider sein Erwarten, genöthigt worden, dieselbe wieder herauszugeben, sah sich demnächst sogar einem meuchlerischen Ueberfall ausgesetzt, den er, nicht ohne starke Wahrscheinlichkeitsgründe, dem Könige zur Last legte, und wurde, unter dem Eindrucke des wirklich oder vermeintlich erfahrenen Undanks, aus einem dienstwilligen Lehensmann zum erbitterten Feinde des Reichs. Boleslaw suchte und fand Bundesgenossen in Deutschland selbst an mehreren persönlichen Feinden des Königs, unter denen dessen eigener Bruder Bruno, bemächtigte sich Böhmens, mit Benutzung des Volkshasses, welchen dessen Herzog, Boleslaw der Rothe, durch seine Grausamkeit auf sich geladen, eroberte die Mark Meißen, drang in das ehemalige Wendenland diesseits

der Elbe bis an die Elster vor, und führte Tausende der deutschen Ansiedler aus demselben in die Knechtschaft hinweg. In den nächstfolgenden Jahren jedoch (1004—1005) wendete sich das Kriegsglück; die deutschen Bundesgenossen der Polen mußten sich unterwerfen, Böhmen wurde, unter Mithülfe eines tschechischen Volksaufstandes, zurückerobert und einem Fürsten aus der einheimischen Herzogsfamilie, Jaromir, gegen Erneuerung des Lehenseides, übergeben und Boleslaw Chrobry in Posen zu einem Frieden gezwungen, welcher den größten Theil des Gebietes zwischen Elbe und Oder mit dem Reiche wieder vereinigte. Eine Anzahl deutscher und wendischer Häuptlinge dieses Landstrichs, die sich auf die Seite der Polen geschlagen, büßte ihren Verrath am Galgen.

Inmitten dieser Ereignisse unternahm König Heinrich seine erste Fahrt nach Italien, das nach dem Tode Otto's III. sofort die deutsche Herrschaft vollständig gebrochen und sich in der Person des Markgrafen Harduin oder Hartwig von Ivrea einen eingebornen König gesetzt hatte, durch welchen ein erster deutscher Angriff, noch im Jahre 1002 im Auftrage Heinrich's durch den Herzog von Kärnthen und den Markgrafen von Oesterreich mit geringer Mannschaft unternommen, zurückgewiesen worden war. Zwei Jahre später ging Heinrich selbst mit starker Streitmacht über den Brenner und gelangte ohne ernstliches Hinderniß nach Pavia. Die lombardischen Grafen, Bischöfe u. s. w., deren große Mehrzahl erst unlängst Harduin den Eid der Treue geleistet, brachten jetzt um die Wette Heinrich II. ihre Huldigungen entgegen, und wählten denselben am 14. Mai einmüthig zum König von Italien. Am Abend des folgendes Tages aber erhob sich in Pavia ein Volksaufstand, welcher Leib und Leben des Königs und seiner unmittelbaren Begleitung in die größte Gefahr brachte. Die ganze Nacht hindurch wurde Heinrich in seinem Palaste mit Waffen und Brandfackeln bestürmt, ehe es dem draußen lagernden Heere gelang, die verschlossenen Thore der Stadt zu sprengen und den König zu befreien. Ganz Pavia ging in Flammen auf und Tausende seiner Einwohner fraß das Schwerdt des racheschnaubenden deutschen Kriegsvolks. König Heinrich eilte von der Brandstätte und dem Leichenfelde seiner lombardischen Hauptstadt nach Deutschland zurück.

Hier wartete seiner, nächst dem noch nicht durch den Posener Frieden beendigten polnischen Kriege, ein Kampf gegen den unter französischer Hoheit stehenden Grafen Balduin von Flandern, welcher sein Gebiet durch Eroberungen diesseits der Schelde, also innerhalb Deutschlands auszudehnen trachtete, und seinen Zweck in der That erreichte, indem ihm König Heinrich schließlich Valenciennes und die Insel Walchern als deutsche Reichslehen einräumte.

Noch ehe dieser Handel zu seinem unrühmlichen Ende geführt war, brach auch der Krieg mit den Polen wieder aus und zwar in Folge einer unbegreiflichen Uebereilung Heinrich's, welcher den Posener Frieden kündigte, ohne irgend eine Vorkehr, sei es zum Angriff, sei es zur Vertheidigung, getroffen zu haben, so daß Herzog Boleslaw leichtes Spiel fand, als er die Herausforderung des Königs durch einen Einfall in das deutsche Gebiet beantwortete, der ihn wiederum bis an die Elbe und in die Nähe von Magdeburg führte.

Dazu kam ein Zerwürfniß in der königlichen Familie, welches Deutschland in einen hartnäckigen Bürgerkrieg hineinriß. — Wie Otto der Große seiner Zeit das Herzogthum Sachsen auf Hermann den Billunger übertragen, so hatte auch Heinrich II., kurz nach seiner Thronbesteigung, sich des Herzogthums Baiern entäußert — ein Entschluß, welcher in dem einen wie in dem andern Falle nur durch die Annahme zwingender Umstände erklärlich ist, die sich zwar nicht nachweisen lassen, die jedoch vermuthlich in dem gemeinschaftlichen Interesse der großen Lehensträger zu suchen sind, daß der König

nicht Inhaber einer beträchtlichen Hausmacht sei, welche ihn von dem guten Willen der Vassallen unabhängig und für dieselben gefährlich machen könne. Aus nicht minder unklaren Gründen hatte Heinrich nicht einmal gewollt, daß das baierische Herzogthum bei seinem eigenen Geschlechte bleibe, sondern, unter Ausschluß seines Bruders, der sich darüber, wie schon angedeutet, schwer mit ihm verfeindete, einen seiner Schwäger, gleichfalls Heinrich geheißen, aus dem Hause der Grafen von Lützelburg oder Luxemburg, mit Baiern belehnt. Einen andern Schwager dagegen sah er ungern auf dem Bischofssitze in Metz und einem dritten, welcher demnächst zum Erzbischof in Trier gewählt war, versagte er seine Bestätigung, vielleicht aus Besorgniß, daß der Einfluß der Lützelburger in Lothringen übergroß werden könne. Darüber zerfiel er mit allen Brüdern seiner Gemahlin, und gerieth mit denselben in einen langwierigen Krieg, der erst 1012 zu Ende ging. Das baierische Herzogthum, welches im Laufe dieser Ereignisse für verwirkt erklärt und eingezogen war, blieb eine Reihe von Jahren in den Händen des Königs, ehe dieser sich dazu verstand, dasselbe, in Folge einer schließlichen Aussöhnung mit seinen Schwägern, dem früheren Inhaber zurückzugeben, oder, vielleicht richtiger gesagt, die ohne sein Zuthun geschehene Wiedereinsetzung des Herzogs Heinrich nachträglich gut zu heißen.

Im folgenden Jahre kam, nach langen Unterhandlungen mit Boleslaw, ein Friedensvertrag zu Stande, welcher den polnischen Herzog im Besitze eines Theiles der diesseits der Oder eroberten Landschaften, insbesondere der Lausitz, bestätigte, wiewohl allerdings unter Aufrechterhaltung der deutschen Oberlehnsherrlichkeit. Wiederholte Weigerung der Sachsen, dem Könige länger Heerfolge in dem eben so beschwerlichen wie undankbaren Kriege gegen die Polen zu leisten, mochten für Heinrich II. ein Entschuldigungsgrund dieses schmählichen Zugeständnisses sein, welches den Herzog Boleslaw zum Herrn

bereits halb germanisirter Landschaften machte, die ihm im Frieden zu Posen entschieden verweigert waren, und welches schon im folgenden Jahre ein deutsches Aufgebot nöthigte, unter polnischer Fahne gegen die Russen ins Feld zu ziehen.

Einen weiteren Beweggrund zur möglichst raschen Beendigung der polnischen Händel konnte Heinrich II. in der Lage der italienischen Angelegenheiten finden, die sich, unmittelbar nach seinem Abzuge aus Italien, wieder zu Gunsten Harduin's gewendet und neue Bedrängnisse des Papstes durch einheimische Widersacher mit sich gebracht hatten. Benedikt VIII., wie so mancher seiner Vorgänger, erschien in Person vor dem deutschen Könige mit der dringenden Bitte um Beistand, und der Aufforderung, die Kaiserkrone einzuholen. Mit einem großen Geleite von Bischöfen an der Spitze ihrer Lehensmannen ging Heinrich II. im Herbste 1013 über die Alpen, und gelangte, da Harduin auch dies Mal auswich, ungehindert nach Pavia, wo er, trotz der schrecklichen Erinnerungen an seinen früheren Aufenthalt in der lombardischen Hauptstadt, das Weihnachtsfest in dem Palaste zubrachte, welchen ihm die Bürgerschaft, nach der Zerstörung durch den Brand von 1004, in der Mitte der wiederhergestellten Stadt hatte aufbauen müssen. Im Anfang des folgenden Jahres ging die Heerfahrt weiter nach Rom, wo Heinrich im Februar 1014 mit seiner Gemahlin Kunigunde die Kaiserkrönung empfing. Schon nach acht Tagen indessen kam es in Rom zu einem gewaltigen Aufruhr, der zwar niedergeschlagen wurde, den Kaiser aber gleichwohl zur eiligen Rückkehr nach Deutschland bestimmt zu haben scheint. Dennoch traten in Italien vergleichsweise ruhige Zustände ein, da Harduin noch im Laufe des folgenden Jahres starb, und zunächst kein Nachfolger desselben sich an die Spitze des Widerstandes gegen die mehr scheinbare als wirkliche deutsche Herrschaft in der Lombardei stellte.

Im Jahre 1015 erneuerte sich der Krieg mit Polen,

der wiederum mehrere Jahre lang mit schlechtem Erfolg geführt wurde, und nur dem streitbaren Herzog Boleslaw neuen Ruhm gewährte. Nach einer längeren Waffenruhe unternahm Kaiser Heinrich 1017, dies Mal im Bunde mit den Russen und den Ungarn, einen gewaltigen Feldzug gegen Boleslaw, der denselben vernichten zu müssen schien. Von verschiedenen Seiten her rückten deutsche Heere in Polen ein, und bis tief nach Schlesien bahnten sie sich zum ersten Male den Weg. Hier aber scheiterte die Kraft und die Kunst der kaiserlichen Waffen an den Mauern von Nimptsch, das einer langen Belagerung hartnäckig widerstand, bis Krankheiten und Mangel die Deutschen zu einem unheilvollen Rückzuge zwangen. Boleslaw blieb Sieger über alle seine Feinde, und ergriff den günstigsten Augenblick, um dem Kaiser den Frieden anzubieten. Heinrich, gedrängt von den des unglücklichen Krieges überdrüssigen Reichsfürsten, nahm den polnischen Vorschlag an und zu Bautzen wurde 1018 ein Vertrag beschworen, über dessen Inhalt der deutsche Geschichtsschreiber dieser Zeit nur sagt, daß er zwar nicht ehrenvoll gewesen, aber so, wie den Umständen nach zu erwarten. — Noch schlimmer übrigens erging es den Russen, die bei dieser Gelegenheit die große und reiche Stadt Kiew mit ihrem Gebiete an die Polen verloren.

Noch vor der Beendigung des polnischen Krieges gerieth Heinrich II. in schwierige Händel wegen Burgunds. Der schwachmüthige und im eigenen Lande ohnmächtige König dieses Landes, Rudolf III., hatte, in Ermangelung eigener Söhne, schon vor langen Jahren dem deutschen Kaiser, seinem Neffen, die Erbschaft seines Thrones in Aussicht gestellt und, in Form einer vorläufigen Abschlagsleistung, die Gränzstadt Basel an denselben abgetreten. Später entschloß sich Rudolf, der sich der Uebermacht seiner Vassallen nicht länger zu erwehren wußte, den Kaiser noch bei eigenen Lebzeiten in jene Erbschaft eintreten zu lassen. Zu diesem Ende wurde 1016 in Straßburg ein Vertrag abgeschlossen, welcher Heinrich II. zum wirklichen Inhaber der königlichen Würde in Burgund machen sollte. Als der Kaiser jedoch von Basel aus in das ihm übertragene Land einrückte, stieß er allenthalben auf bewaffneten Widerstand, welcher ihn, nach einigen Monaten vergeblicher Anstrengungen, zur Umkehr nöthigte. Da aber König Rudolf den Kaiser zur Erneuerung des Krieges drängte, so unternahm Heinrich II. 1018 einen zweiten Feldzug nach Burgund, der ihn bis an die Rhone führte, und dann wiederum auf einen unrühmlichen Rückzug hinauslief. Ohne weitere persönliche Theilnahme des Kaisers dauerte der aussichtslose Kampf noch mehrere Jahre fort, bevor er mit dem Verzichte Heinrich's endigte, vor dem Tode Rudolf's in dessen Rechte einzutreten.

Neben den auswärtigen Kriegen fehlte es nicht an schweren inneren Fehden des Königs mit den Reichsfürsten und der Reichsfürsten unter einander. Dem Kampfe Heinrich's II. gegen seine Schwäger, der Oberlothringen in eine Wüste verwandelt hatte, folgten lange blutige Wirren in Niederlothringen, wo 1012 mit Herzog Otto der dortige Zweig des karolingischen Hauses und die männliche Nachkommenschaft Karls des Großen überhaupt ausgestorben und durch Kaiser Heinrich ein neuer Herzog, Gottfried von Verdun, eingesetzt war, den das Land erst nach heftigem Widerstande anerkannte. Eben so veranlaßte ein Wechsel der herzoglichen Geschlechter in Schwaben und Kärnthen langwierige Händel. Auch in Friesland und am Unterrhein fehlte es nicht an schweren Fällen der Störung des Landfriedens. In Sachsen kam es zum Bruch zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Bernhard, dem Enkel Hermanns des Billungers, dessen Geschlecht dem Lehnsherrn bisher eine unverbrüchliche Treue gewahrt. Die Folge davon war eine furchtbare Verheerung des Landes jenseits der Elbe durch die Wagrier, die slawischen Bewohner des östlichen Holstein, und durch die Obotriten, welche unter dem

Fürsten Mistevoi und im Bündnisse mit den heidnischen Wilzen oder Lutizen (den bisherigen Bundesgenossen der Deutschen gegen die Polen) vom Christenthum wieder abfielen, die Kirchen niederbrannten, die Priester in Masse abschlachteten, an den deutschen Ansiedlern wüthende Rache übten, und selbst Hamburg plünderten und verbrannten, ehe sie durch den zu seiner Pflicht zurückgekehrten Herzog Bernhard gebändigt werden konnten. Und zu diesen Mißgeschicken des Krieges kam überdies entsetzliche Verwüstung der Nordseeküsten durch beispiellose Sturmfluthen, welche große Landstrecken und zahllose Menschen verschlangen.

Großes Elend war über Deutschland gekommen und schwere Verluste hatte das Reich erlitten, aber der öffentliche Friede war wieder hergestellt, als Heinrich II. 1020 die Vollendung des großen Werkes seines Lebens, des Bamberger Doms, durch ein glänzendes Kirchenfest feierte, welchem der Papst Benedikt VIII. selbst beiwohnte, der diese Gelegenheit allem Anscheine nach benutzte, um den Kaiser zu einer neuen Fahrt nach Italien zu bestimmen. Dies Mal galt es, den erfolgreichen Uebergriffen der Griechen Einhalt zu thun, welche sich Unteritaliens bis nach Capua hinauf bemächtigt hatten und demnächst dem Sitze des Papstthums selbst gefährlich zu werden droheten. Mit einem Geleite, welches wiederum fast ausschließlich aus geistlichen Fürsten und deren Kriegsmannschaft bestand, ging Heinrich im Herbste 1021 über die Alpen, verdrängte die Griechen aus den langobardischen Herzogthümern Capua, Benevent, Salerno, welche sie unter ihre Botmäßigkeit gebracht und kehrte dann mit seinem durch die Pest furchtbar gelichteten Heere möglichst schnell nach Deutschland zurück.

Von jetzt an beschäftigte sich der Kaiser, während äußeren und inneren Reichsfriedens, vorzugsweise mit kirchlichen Angelegenheiten, in deren Interesse er viel Reisen unternahm, und

1023 auch eine Zusammenkunft mit König Robert von Frankreich an der Maas hatte. Bei dem bald darauf folgenden Besuche eines Klosters zu Verdun soll er eine starke Versuchung, selbst Mönch zu werden, gehabt haben und nur durch die gebieterische Abmahnung des Abtes verhindert worden sein, derselben nachzugeben.

Im Sommer 1024 starb Heinrich II., zweiundfunfzig Jahre alt, in seiner Pfalz Grona bei Göttingen, und im Bamberger Dom wurde er beigesetzt. — Seine Regierungszeit war eine unglückliche gewesen, aber er hinterließ das Reich in besserer Verfassung, als er dasselbe übernommen — Dank hauptsächlich den persönlichen Verdiensten, welche ihm, bei aller Unzulänglichkeit seiner Gaben, nicht abgesprochen werden können. Einem von Jugend an schwächlichen Körper vermochte Heinrich II. ausdauernde kriegerische Anstrengungen abzugewinnen, und inmitten derselben widmete er der Pflege des Rechts und der öffentlichen Ordnung seine eifrige Sorge. So sehr er sich die Aufrechthaltung des königlichen Ansehens, gegenüber dem Trotz der großen Lehensträger, angelegen sein ließ, eben so sorgfältig hielt er darauf, seine wichtigern Maßregeln nur in Uebereinstimmung mit dem öffentlichen Geiste und unter Mitwirkung der Reichs- und Landtage zu treffen. Der Schutz des Schwachen gegen den Starken wurde von ihm mit einem Nachdruck geübt, welcher den Zeitgenossen oft als Härte erschien. In einzelnen Fällen, wo er sich selbst nicht die Macht zutraute, den Landfrieden aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen, ließ er denselben durch den Eid aller Betheiligten auf eine Reihe von Jahren verbürgen — die ersten Beispiele des feierlichen Verzichts auf den Gebrauch der bewaffneten Selbsthülfe, die in der Folge vielfache Nachahmung finden sollten.

Im Gegensatze zu der Römlingsnatur Otto's III. war Heinrich's II. Wesen durchaus deutsch angelegt und obgleich Baiern sein Heimatland gewesen, gaben sein Charakter und

seine Neigungen vielfaches Zeugniß von seiner sächsischen Abstammung. Insbesondere erinnerte er durch seine ganze Persönlichkeit an die seines Urgroßvaters, Heinrich's I., wiewohl er an Naturanlagen und erworbenen Fähigkeiten unzweifelhaft weit hinter demselben zurückstand.

Heinrich II. lebte mit seiner Gemahlin Kunigunde in nicht bloß kinderloser, sondern auch, wie angenommen wird, jungfräulicher Ehe, ein Verhältniß, welches zwar, laut der eigenen Worte Heinrich's, unmöglich ein freiwilliges sein konnte, das dem kaiserlichen Paare aber gleichwohl von der Kirche zum höchsten Verdienste angerechnet und durch Heiligsprechung belohnt worden ist. Wie Otto der Große, und augenscheinlich aus den nämlichen politischen Gründen, begünstigte Heinrich II. die bischöfliche Macht; er betrieb die Stiftung des Bisthums Bamberg und den Bau des dortigen Doms wie eine Herzensangelegenheit, er ließ sich die Reform des verwilderten Klosterwesens angelegen sein, er beobachtete gewissenhaft die für das tägliche Leben geltenden Vorschriften der Kirche: aber er war kein blinder Eiferer, kein asketischer Schwärmer und gab sich am allerwenigsten her zum Werkzeuge der Klerisey. Zum äußersten Aergerniß derselben nahm er keinen Anstand, den im Kriege gegen Boleslaw Chrobry auf die Seite des Reichs getretenen Lutizen oder Wilzen zwischen der untern Oder und der Peene, die ungestörte Uebung ihres Heidenthums zu gewährleisten, und zu gestatten, daß sie im Reichsheer ihrem Aufgebot die wendischen Götterbilder vorantrugen. Die Bisthümer wurden durchweg von ihm selbst mit Männern seines Vertrauens, oft der Reichskanzlei entnommen, besetzt, und, wie bevorzugt sie anderweitig sein mochten, hatten ihre Lehenspflicht im Kriege eben so unweigerlich und vollständig zu erfüllen, wie die weltlichen Vassallen, und nach Verhältniß ihrer Mittel für die Bedürfnisse des Reichs durch Geldbeiträge und andere Leistungen zu sorgen. Insbesondere die im Ueberfluß schwimmenden Klöster wurden gelegentlich mit ziemlich rauher Hand herangezogen zur Beisteuer für öffentliche Zwecke. Eine einzige Abtei entlastete Heinrich um 6600 Hufen, das heißt 9 bis 10 Quadratmeilen, ihres Grundbesitzes und in vielen Fällen trug derselbe kein Bedenken, überreiche Klöster ganz aufzuheben. Ja, er sah und sagte die Zeit voraus, wo die Welt überhaupt zurückfordern werde, was sie den kirchlichen Anstalten gegeben, und von den Klöstern zuerst.

XII.

Die fränkischen Kaiser.

Nach Heinrich's II. Tode blieb nur ein einziger männlicher Abkömmling des sächsischen Königshauses übrig, Bruno, der Bruder des verstorbenen Kaisers, welcher von diesem, zur Strafe seines Hochverraths, gezwungen war, in den geistlichen Stand zu treten und also keinen Anspruch auf den erledigten Thron machen konnte. Die Königswahl war demnach jetzt wieder völlig frei von dem Einflusse der erbrechtlichen Gewohnheit, unter deren Einwirkung sie während des letzten Jahrhunderts gestanden. Je freier dieselbe aber war, desto schwieriger zeigte sie sich. Nach eifrigen Vorverhandlungen wurde die Reichswahlversammlung auf den 4. September 1024 nach Kamba ausgeschrieben, einem Orte unfern Mainz gelegen, welcher längst in das Rheinbett versunken ist. Zahlreicher als je fanden sich die königlichen Lehensträger, Herzoge, Bischöfe, Grafen, so wie die freien Grundeigenthümer mit ihrem Gefolge zu dem großen Tage ein. Zwischen Mainz und Worms lagerten sie auf beiden Ufern des Rheins: jenseits des Flusses die Lothringer und die Rheinfranken, diesseits, die Baiern, Schwaben, Mainfranken, Sachsen und Wenden. Ein eifriges Verhandeln und Stimmwerben ging der Wahl vorher. Fünf Tage lang schwankte die Waage auf und ab zwischen zwei Bewerbern, beide fränkischen Geschlechts, beide Konrad geheißen, beide Urenkel jenes Herzogs Konrad, der in der Ungarnschlacht

am Lech gefallen war; keiner von beiden aber gehörte zu den großen Machthabern des Reichs, die vielmehr bei der Wahl von Anbeginn ganz außer Betracht blieben, sei es in Folge gegenseitiger Eifersucht, sei es wegen des Mißtrauens der Kleinen gegen die Großen. In der Stunde der Entscheidung kamen die beiden Mitbewerber überein, das Wahlergebniß ohne Rückhalt anzuerkennen, wie es auch falle, und dann umarmte Konrad der Aeltere vor den Augen alles Volkes seinen jüngeren Vetter. Der Menge aber galt, wie es scheint, diese Umarmung als ein Zeichen des Dankes für das Zurücktreten des jüngern Bewerbers, und mit dem vermeintlichen Verzicht desselben war die Wahl entschieden: der Erzbischof Aribo von Mainz, als erster Wahlmann, gab Konrad dem Aeltern seine Stimme, seinem Beispiele folgten die übrigen Bischöfe, Konrad der Jüngere selbst nannte den Namen seines Vetters, Niemand überhaupt wagte zu widersprechen und unter unermeßlichem Jubel wurde der neue König nach Mainz geführt und, gleich seinem Vorgänger, im Mainzer Dom vom Mainzer Erzbischof gekrönt. — Die Lothringer und die Rheinfranken aber, unzufrieden mit der Wahl, und ohne ihre Stimmen dabei abgegeben zu haben, zogen vor Beginn der Krönungsfeier grollend davon.

Arm an Land und Leuten, war König Konrad II. mit seinem Regiment von vorn herein vorzugsweise auf sich selbst gestellt; das Schicksal seiner Regierung beruhte auf seiner persönlichen Thatkraft, seiner Erfahrung, seiner Staatskunst. In seiner Gemahlin Gisela stand ihm eine willensstarke, ehrgeizige und staatskluge Rathgeberin zur Seite. Ein erster Erfolg, welchen Beide gewannen, war die mittelbare Bestätigung ihrer, wegen zu naher Verwandtschaft, von der Kirche hart angegriffenen Ehe durch Gisela's nachträgliche Krönung, welche, von dem Mainzer Erzbischof verweigert, bald darauf durch den Erzbischof Pilgrim von Köln vollzogen wurde.

Damit war zugleich Bresche gelegt in die lothringische Opposition, welcher sich Pilgrim ursprünglich angeschlossen. Das Beispiel des kölnischen Erzbischofs fand sofort Nachfolge bei den meisten Kirchenfürsten und bei manchen weltlichen Großen Lothringens; die beiden Herzoge des Landes jedoch, auf französischen Rückhalt gestützt, hielten sich Konrad II. fern, auch nachdem er seinen Einzug in Aachen gehalten und von dem Palaste Karls des Großen Besitz genommen. — Bei seiner weiteren Rundreise durch das Land fand der neue König allenthalben bereitwillige Anerkennung, zunächst in Sachsen, wiewohl man dort den Uebergang der Krone auf den fränkischen Stamm ungern gesehen und nicht ohne vorgängige Bestätigung der alten Landesgesetze; dann in Thüringen, Baiern, Kärnthen, Franken, Schwaben. Nach Konstanz brachten ihm auch mehrere italienische Fürsten ihre Huldigung entgegen. Wenn nicht seine königliche Macht, so doch sein königliches Ansehen war durch sein persönliches Auftreten im ganzen Lande festgestellt, so sehr, daß auch die übelwollenden Herzoge von Lothringen ihre Huldigung nicht länger versagen zu können glaubten.

Die auswärtigen Verhältnisse dagegen nahmen von allen Seiten her eine bedrohliche Gestalt an. In der lombardischen Hauptstadt Pavia brach, auf die Nachricht vom Tode Heinrich's II., ein Aufstand los, in welchem, zum Zeugniß des unversöhnlichen Hasses gegen die deutsche Herrschaft, der königliche Palast von Grund aus zerstört wurde. — Gleichzeitig wurde die italienische Krone zuerst dem Könige Robert von Frankreich, dann dem Herzoge Wilhelm von Aquitanien für einen seiner Söhne angeboten. — Rudolf von Burgund erklärte den mit König Heinrich II. geschlossenen Erbvertrag nach dem Tode desselben für erloschen, und griff auf das von ihm als Unterpfand abgetretene Basel zurück, das jedoch bald darauf mit deutscher Waffengewalt wieder gewonnen wurde. — Boleslaw Chrobry von Polen nahm von dem Ableben Heinrich's II. Anlaß, dem Reiche die Lehenspflicht zu kündigen und zum Zeichen seiner nunmehrigen Souveränetät selbst den Königstitel anzunehmen. —

Dänemark endlich hatte, unter seinem jungen Könige Knud, dem Großen, binnen Kurzem eine Höhe der Macht erreicht, welche, inmitten der anderweitigen Schwierigkeiten der Lage, gefahrvoll schien und Angesichts deren Konrad es für rathsam hielt, den alten nordischen Landesfeind vielmehr zu versöhnen, als länger zu bekämpfen. Demgemäß wurde die seit der Zeit Heinrich's I. mit Deutschland vereinigte schleswigsche Mark, das Land zwischen der Eider und der Schlei, in einem Friedens- und Freundschaftsvertrage — der übrigens ungewöhnlich langen Bestand hatte — an Knud wieder abgetreten und damit Deutschland auf viele Jahrhunderte hinaus eines Gränzgebiets beraubt, das erst in den jüngsten Tagen zurück gewonnen werden sollte.

Nachdem sich Heinrich durch diesen Vertrag den Rücken einigermaßen gedeckt, ging er im Frühjahr 1026 nach Italien. Pavia verschloß ihm die Thore, in Mailand jedoch empfing er die lombardische Krone und die Huldigung eines großen Theils der oberitalienischen Machthaber, insbesondere der Bischöfe. In Ravenna aber wartete auf ihn eine Verschwörung der Bürgerschaft zum nächtlichen Ueberfall — ein Vorspiel der sicilianischen Vesper — dessen Zweck indessen, Dank der Geistesgegenwart der deutschen Kriegsmänner, unter großem Blutvergießen vereitelt wurde. Im März des folgenden Jahres, nachdem endlich Pavia bezwungen war und den Wiederaufbau des königlichen Palastes versprochen hatte, hielt Konrad seinen Einzug in Rom, wo er mit seiner Gemahlin von der Hand Johann's XIX. die Kaiserkrönung, im Beisein des Königs Rudolf von Burgund, der sich inzwischen mit ihm ausgesöhnt, und des Königs Knud von Dänemark, empfing. — Noch während der darauf folgenden Festlichkeiten jedoch kam es zu einem

Damit war zugleich Bresche gelegt in die lothringische Opposition, welcher sich Pilgrim ursprünglich angeschlossen. Das Beispiel des kölnischen Erzbischofs fand sofort Nachfolge bei den meisten Kirchenfürsten und bei manchen weltlichen Großen Lothringens; die beiden Herzoge des Landes jedoch, auf französischen Rückhalt gestützt, hielten sich Konrad II. fern, auch nachdem er seinen Einzug in Aachen gehalten und von dem Palaste Karls des Großen Besitz genommen. — Bei seiner weiteren Rundreise durch das Land fand der neue König allenthalben bereitwillige Anerkennung, zunächst in Sachsen, wiewohl man dort den Uebergang der Krone auf den fränkischen Stamm ungern gesehen und nicht ohne vorgängige Bestätigung der alten Landesgesetze; dann in Thüringen, Baiern, Kärnthen, Franken, Schwaben. Nach Konstanz brachten ihm auch mehrere italienische Fürsten ihre Huldigung entgegen. Wenn nicht seine königliche Macht, so doch sein königliches Ansehen war durch sein persönliches Auftreten im ganzen Lande festgestellt, so sehr, daß auch die übelwollenden Herzoge von Lothringen ihre Huldigung nicht länger versagen zu können glaubten.

Die auswärtigen Verhältnisse dagegen nahmen von allen Seiten her eine bedrohliche Gestalt an. In der lombardischen Hauptstadt Pavia brach, auf die Nachricht vom Tode Heinrich's II., ein Aufstand los, in welchem, zum Zeugniß des unversöhnlichen Hasses gegen die deutsche Herrschaft, der königliche Palast von Grund aus zerstört wurde. — Gleichzeitig wurde die italienische Krone zuerst dem Könige Robert von Frankreich, dann dem Herzoge Wilhelm von Aquitanien für einen seiner Söhne angeboten. — Rudolf von Burgund erklärte den mit König Heinrich II. geschlossenen Erbvertrag nach dem Tode desselben für erloschen, und griff auf das von ihm als Unterpfand abgetretene Basel zurück, das jedoch bald darauf mit deutscher Waffengewalt wieder gewonnen wurde. — Boleslaw Chrobry von Polen nahm von dem Ableben Heinrich's II. Anlaß, dem Reiche die Lehenspflicht zu kündigen und zum Zeichen seiner nunmehrigen Souveränetät selbst den Königstitel anzunehmen. —

Dänemark endlich hatte, unter seinem jungen Könige Knud, dem Großen, binnen Kurzem eine Höhe der Macht erreicht, welche, inmitten der anderweitigen Schwierigkeiten der Lage, gefahrvoll schien und Angesichts deren Konrad es für rathsam hielt, den alten nordischen Landesfeind vielmehr zu versöhnen, als länger zu bekämpfen. Demgemäß wurde die seit der Zeit Heinrich's I. mit Deutschland vereinigte schleswigsche Mark, das Land zwischen der Eider und der Schlei, in einem Friedens- und Freundschaftsvertrage — der übrigens ungewöhnlich langen Bestand hatte — an Knud wieder abgetreten und damit Deutschland auf viele Jahrhunderte hinaus eines Gränzgebiets beraubt, das erst in den jüngsten Tagen zurück gewonnen werden sollte.

Nachdem sich Heinrich durch diesen Vertrag den Rücken einigermaßen gedeckt, ging er im Frühjahr 1026 nach Italien. Pavia verschloß ihm die Thore, in Mailand jedoch empfing er die lombardische Krone und die Huldigung eines großen Theils der oberitalienischen Machthaber, insbesondere der Bischöfe. In Ravenna aber wartete auf ihn eine Verschwörung der Bürgerschaft zum nächtlichen Ueberfall — ein Vorspiel der sicilianischen Vesper — dessen Zweck indessen, Dank der Geistesgegenwart der deutschen Kriegsmänner, unter großem Blutvergießen vereitelt wurde. Im März des folgenden Jahres, nachdem endlich Pavia bezwungen war und den Wiederaufbau des königlichen Palastes versprochen hatte, hielt Konrad seinen Einzug in Rom, wo er mit seiner Gemahlin von der Hand Johann's XIX. die Kaiserkrönung, im Beisein des Königs Rudolf von Burgund, der sich inzwischen mit ihm ausgesöhnt, und des Königs Knud von Dänemark, empfing. — Noch während der darauf folgenden Festlichkeiten jedoch kam es zu einem

Aufstande in der Stadt, welcher in einem heftigen Straßenkampfe niedergeschlagen werden mußte. — Nach einem flüchtigen Besuche in Unteritalien, welcher auf den Schutz der langobardischen Herzogthümer gegen neue Eroberungspläne des griechischen Kaiserthums abzweckte, kehrte Konrad im Mai 1027 nach Deutschland zurück.

Hier fand er den jungen Herzog Ernst von Schwaben, den Sohn seiner eigenen Gemahlin aus früherer Ehe, in offener Empörung. Herzog Ernst hatte Erbansprüche auf das Königreich Burgund, deren ihm drohende Beeinträchtigung von Seiten Konrad's ihn schon vor dessen Römerzuge in ein feindseliges Verhältniß zu seinem Stiefvater und zu strafbaren Einverständnissen mit andern Widersachern desselben, namentlich mit den Herzogen von Lothringen, gebracht hatten. Nachdem er, auf demüthiges Bitten, nicht bloß volle Verzeihung, sondern auch ein reiches Geschenk an Land und Leuten von Konrad erhalten, erhob er gleichwohl die Waffen gegen denselben, als er ihn in allerlei mißliche italienische Händel verwickelt sah.

Herzog Ernst rechnete auf den Beistand der Burgunder, welche nach wie vor dem deutschen Reiche nicht einverleibt sein wollten, der Lothringer, die mit Konrad nicht aufrichtig ausgesöhnt waren und Konrad des Jüngern, des Mitbewerbers des Königs bei der Wahl zu Kamba, in welchem hinterdrein die Eifersucht rege geworden. Diese Rechnung aber sollte fehlschlagen. Die Bundesgenossen, welche der Erfolg dem jungen Herzoge vielleicht zugeführt haben würde, hielten sich zurück, da das Kriegsglück ausblieb, und im entscheidenden Augenblicke versagten ihm selbst die eigenen schwäbischen Lehensleute. So blieb dem Stiefsohn des Kaisers nichts übrig, als sich demselben auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ernst wurde seines Herzogthums entsetzt und als Gefangener nach Giebichenstein bei Halle geschickt, dem gewöhnlichen Staatsgefängniß für fürstliche Personen. Konrad den Jüngern traf ein ähnliches Urtheil, doch wurde er bald in seine Besitzungen wieder eingesetzt, und später sogar mit dem Herzogthum Kärnthen belehnt, ohne daß der Kaiser jemals Ursache gehabt hätte, die ihm bewiesene Großmuth zu bereuen.

Nach zwei Jahren entließ der Kaiser auch seinen Stiefsohn der Haft und bot ihm die Wiedereinsetzung in sein Herzogthum an, unter der Bedingung jedoch, daß er die strenge Verfolgung seines Freundes und Mitschuldigen, des Grafen Werner von Kyburg, welcher sich der Strafe bisher zu entziehen gewußt, eidlich angelobe. Solchen Treubruchs weigerte sich Ernst, er entwich, wurde darauf hin, unter öffentlicher Zustimmung der eigenen Mutter, in Reichsacht und Kirchenbann erklärt und, nachdem er eine Zeit lang im Schwarzwalde aus dem Stegreife gelebt, mit dem Grafen von Kyburg in einem verzweifelten Kampfe gegen die Kaiserlichen erschlagen. — So wenigstens berichtet die in neuester Zeit allerdings stark angezweifelte Sage.

Unterdessen war es nicht allein zu dem längst unvermeidlichen Bruche mit Polen, sondern auch zu einem blutigen Zusammenstoß mit dem geraume Zeit hindurch befreundet gewesenen Ungarn gekommen. Boleslaw Chrobry starb 1025 auf der Höhe seiner eroberten Macht, die sich von Mähren bis nach Pommern und Preußen, und von der Lausitz bis tief nach Rußland hinein erstreckte, bevor Kaiser Konrad Zeit gefunden, Rechenschaft von ihm zu fordern wegen der eigenmächtigen Aufkündigung seines Lehensverhältnisses zum deutschen Reich. Boleslaw's Nachfolger, Miecyslaw II., trat in alle Ansprüche seines Vaters ein, ohne dessen Herrscherkraft. Bald nach seinem Regierungsantritt bemächtigten sich die Dänen, unter Knud dem Großen, eines Theils der polnischen Besitzungen an der Ostsee und eroberten die Böhmen das ihnen von den Polen entrissene Mähren zurück. Ein gleichzeitiger Feldzug des Kaisers Konrad gegen Miecyslaw aber scheiterte an den

Festungswerken von Bautzen (1029). Dem mühseligen und unheilvollen Rückzuge des deutschen Heeres folgte eine Ueberfluthung des deutschen Gränzlandes durch zahlreiche polnische Schaaren, unter Führung landflüchtiger deutscher Verräther. Mehr als hundert Ortschaften wurden jenseits und diesseits der Elbe eingeäschert, viele Tausende von Menschen, zumal Greise und Kinder, niedergemetzelt und über zehntausend Männer und Weiber in die Knechtschaft geschleppt (1030).

Diese Schmach sofort zu rächen, hinderte den Kaiser der inzwischen ausgebrochene Krieg gegen die Ungarn, den der Markgraf Albrecht von Oesterreich — der baierischen Ostmark — begonnen und der ungarische König Stephan unter argen Verwüstungen nach Baiern hinübergespielt, das den nächsten Anspruch auf die Fürsorge Konrad's hatte. Denn das Herzogthum Baiern war nach dem Tode Herzog Heinrich's III. vom Kaiser seinem eigenen Sohne Heinrich verliehen, den er bald darauf vom Reichstage auch zu seinem Nachfolger wählen und in Aachen hatte krönen lassen. Mit einem großen Heere zog Konrad, die Donau entlang, bis an die Raab, während die Böhmen, von Mähren aus, gleichfalls einen erfolgreichen Einfall in Ungarn machten. Obgleich der Kaiser, ohne kriegerische Ergebnisse gewonnen zu haben, durch Mangel zum Rückzug genöthigt wurde, so fand sich König Stephan durch die überstandene Gefahr doch veranlaßt, um Frieden zu bitten, der ihm gern gewährt wurde.

Nunmehr — 1031 — konnte sich der Kaiser gegen Miecyslaw von Polen wenden, welcher gezwungen wurde, die von seinem Vater gewonnene Lausitz wieder abzutreten, die in Deutschland während der letzten Jahre gemachten Gefangenen und geraubte Beute herauszugeben, dem königlichen Namen zu entsagen und die alte Lehenspflicht und Tributzahlung vom Neuen auf sich zu nehmen. Dieses Abhängigkeitsverhältniß, welches ohne Zweifel, jetzt wie von jeher, nur für den Theil

der polnischen Länder galt, auf welchen das deutsche Reich nach dem Rechte der Eroberung Anspruch machen konnte, hatte freilich keinen Bestand, Polen aber blieb von jetzt an wenigstens ein ungefährlicher Nachbar.

Im Herbste 1032 starb König Rudolf von Burgund, nachdem er Krone und Szepter, zum Zeichen der Erfüllung des alten Erbvertrags, an Kaiser Konrad abgeschickt. Das burgundische Reich, wie es seit etwa hundert Jahren, nach der Vereinigung von Hochburgund und Arelat, in wenig veränderter Ausdehnung bestanden hatte, erstreckte sich von Basel bis an das mittelländische Meer, von der Rhone bis zu den Hochgebirgen von Wallis und Bern. Besançon, Lyon, Vienne, Arles, Marseille waren burgundische Städte, die Hälfte der Schweiz und Savoyens, die Franche Comté und die Provence waren burgundisches Land.

Kaiser Konrad, der an der sächsischen Gränze mit Vorbereitungen zu einem Feldzuge gegen die Wilzen beschäftigt war, eilte so sehr wie möglich, von der burgundischen Erbschaft Besitz zu nehmen, aber ein Mitbewerber um dieselbe, Graf Odo von der Champagne, der nächste Verwandte des verstorbenen Königs Rudolf, kam ihm zuvor, und hatte sich des größeren romanischen Theils des Landes, wo er mit offenen Armen empfangen wurde, bereits bemächtigt, als der Kaiser in die Schweiz einrückte, wo er seinerseits von der deutschen Bevölkerung bereitwillig aufgenommen und zu Peterlingen, in Gegenwart einer ansehnlichen Versammlung, gekrönt wurde. Sein erster Versuch aber, den Grafen Odo zu vertreiben, mißlang vollständig; die ungewöhnlich strenge Winterkälte zwang ihn vielmehr, selbst die Belagerung der von Odo besetzten schweizerischen Orte Murten und Neuenburg unverrichteter Sache aufzugeben, und die bessere Jahreszeit in Deutschland abzuwarten.

Nach vorgängigem Einverständniß mit dem Lehensherrn

des Grafen Odo, dem Könige Heinrich I. von Frankreich, welcher diesen seinen Vasallen, als dessen persönlicher Feind, dem deutschen Kaiser ohne Schwierigkeit preisgab, begann Konrad den zweiten Feldzug gegen seinen Nebenbuhler mit einem Einfall in die Champagne, welcher den Grafen mit dem gänzlichen Ruin seines alten Erblandes bedrohete, und ihn veranlaßte, sich mit der dringenden Bitte um Frieden, unter dem Anerbieten des Verzichts auf seine burgundischen Ansprüche, an den Kaiser zu wenden. Konrad räumte die Champagne, Odo aber, trotz seines feierlichen Versprechens, wich nicht aus Burgund, so daß der Kaiser 1034 eine neue Heerfahrt dahin unternehmen mußte. Zur Unterstützung derselben wurden die lombardischen Lehensträger aufgeboten, die in der That, unter Führung des Erzbischofs von Mailand und des Markgrafen Bonifacius von Toskana, Vaters der später viel berufenen Gräfin Mathilde, den von ihnen verlangten Zuzug leisteten. Von zwei Seiten und mit Uebermacht angegriffen, war Odo und sein Anhang kaum des Widerstandes fähig. Nachdem Konrad seinen Einzug in Lyon gehalten, huldigte ihm fast der ganze Adel und die gesammte Geistlichkeit von Burgund, und bald darauf wurde der Graf von der Champagne mit dem kleinen Reste seiner Getreuen aus seinem letzten Zufluchtsorte auf burgundischem Boden, Murten, vertrieben.

Burgund galt von jetzt an mehrere Jahrhunderte lang für einen Bestandtheil des deutschen Reichs, in ähnlicher Weise, wie das italienische Königthum und das römische Kaiserthum schon lange als eine Zubehör desselben angesehen worden waren. Einen organischen staatlichen Zusammenhang aber hatte Deutschland mit Burgund noch weniger, als mit Italien, zur Ausübung irgend einer Reichsgewalt kam es dort viel seltener, als hier, der Titel des Königs von Burgund blieb vielmehr ein ebenso leeres Wort, wie der kaiserliche Name. Die romanischen Gebiete und Städte des Landes zumal behaupteten,

unter der scheinbaren Oberherrlichkeit des Reichs, die größte thatsächliche Unabhängigkeit von Deutschland, während Frankreich, vermöge der obwaltenden Naturverhältnisse, eine wachsende Anziehungskraft auf dieselben ausübte. Die nämlichen Ursachen brachten das deutsche Burgund, das heißt die innere Schweiz, dem Reiche allerdings näher, ohne sie jedoch zu einem lebendigen Gliede desselben zu machen. — Die wesentliche Wirkung des Erwerbs des burgundischen Königthums durch Konrad II. bestand darin, daß dem bereits überbürdeten deutschen Reichskörper eine neue Last aufgelegt wurde, die an seinen Kräften zehrte, wenn auch nicht in ähnlichem Maße, wie die italienische und die Kaiserkrone.

Der durch die burgundische Angelegenheit verzögerte Feldzug gegen die Wilzen, deren Name und Heidenthum jetzt in dem Havellande bis an die Elbe reichte, und die durch schwere Mißhandlungen von sächsischer Seite zur Empörung getrieben waren, wurde 1035 begonnen und nach großen Anstrengungen und unbarmherzigen Blutthaten im folgenden Jahre vom Kaiser selbst zu Ende geführt. Die Wilzen mußten sich auf härtere Bedingungen als je unterwerfen und zumal gesteigerten Tribut zahlen.

Im Jahre 1036 trat Konrad eine neue Heerfahrt nach Italien an, veranlaßt durch stürmische Klagen über Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten der großen italienischen Machthaber, insbesondere des Erzbischofs von Mailand, Heribert. Dieser, ein eifriger Anhänger und Günstling des Kaisers, hatte von demselben, unter andern Zeichen seines Dankes für geleistete Dienste, auch das Recht der Besetzung des bischöflichen Stuhles zu Lodi erlangt, eine Verleihung ungewöhnlicher Art, welche die Städte Mailand und Lodi blutig mit einander verfeindete und sich überhaupt als einen Mißgriff herausstellte. Als daher Kaiser Konrad im Anfange des Jahres 1037 nach Mailand kam, verlangte er vom Erzbischofe Heribert den Verzicht

auf jene Verleihung. Ganz Mailand gerieth darüber in aufrührerische Bewegung. Die Machtbefugniß ihres Kirchenfürsten erschien den Mailändern, vermöge einer auch heute noch üblichen Verwechslung, als ein Bestandtheil ihrer eigenen Herrlichkeit. Kaiser Konrad überließ die unruhige Stadt einstweilen sich selbst und ging nach Pavia. Dorthin entbot er den Erzbischof Heribert zur Verantwortung wegen unzähliger Beschwerden der Eingesessenen seines Sprengels über Gewaltmißbrauch. Als der stolze Priester jede Genugthuung für geübte Eigenmacht verweigerte, ließ der Kaiser ihn greifen und gefangen davon führen. Angesichts solcher unerhörten Antastung ihres Oberhirten ging ein Schrei des Entsetzens und der Wuth durch die ganze Lombardei. Sogar viele der bittersten Feinde Heribert's nahmen jetzt für ihn Parthei, und als derselbe unverhofft in Mailand wieder erschien, nachdem er sich, durch Ueberlistung der ihm beigegebenen Wachmannschaft, in Freiheit gesetzt, wurde er im Triumphe empfangen und der Mittelpunkt eines gewaltigen Aufstandes. Vergebens belagerte der Kaiser Mailand, das, von mächtigen Mauern und dreihundert Thürmen beschützt, für die stärkste aller damaligen Festungen galt. Zum heftigsten Zorn gereizt, ließ er die Umgebungen der Stadt in eine Wüste verwandeln und erklärte er den Erzbischof aus eigener Machtvollkommenheit und unter stillschweigender Zustimmung des Papstes, Bonifacius IX., für abgesetzt, wogegen Heribert die italienische Krone Konrad's dessen altem Gegner, dem Grafen Odo von der Champagne, anbot. Dieser ergriff mit beiden Händen die damit gegebene Gelegenheit zur Rache für die Vereitlung seiner Ansprüche auf Burgund, erlitt jedoch, bei einem Einfalle in Lothringen, von dem Herzoge des Landes, Gottfried oder Gozelo, eine vernichtende Niederlage, in welcher er das Leben verlor.

Kaiser Konrad, nachdem er in Parma einen ähnlichen Aufruhr, wie den in Ravenna, bestanden und durch Zerstörung

der Stadt gerächt hatte, zog im Anfang des Jahres 1038, an Rom vorüber, in dessen Nähe er den Papst, bei einem Besuche desselben im kaiserlichen Lager, zur Verkündigung des Bannfluches gegen den Erzbischof Heribert veranlaßte, nach Unteritalien, um in den langobardischen Herzogthümern, Ordnung zu stiften. Der Krieg gegen Mailand wurde unterdessen von den lombardischen Lehensträgern Konrad's fortgesetzt, aber ohne Erfolg. Die Aufrichtung einer allgemeinen Bürgerwehr, in welcher jeder waffenfähige Mann seinen Platz hatte und deren gemeinsames Feldzeichen die von hohem Mast wehende und auf einem Wagen gefahrene Fahne des heiligen Ambrosius wurde, welche die Mailänder später zu vielen ruhmvollen Siegen führen sollte, setzte den Erzbischof Heribert in Stand, der kaiserlichen Acht, dem päpstlichen Bann und aller feindlichen Waffenmacht zu trotzen. — Konrad selbst getrauete sich nicht mehr, Mailand zu bezwingen. Auf der Rückkehr aus Unteritalien zog er an der feindseligen Stadt vorüber heimwärts.

Konrad fand Deutschland in ungewöhnlich ruhiger Verfassung und konnte sich ungehindert weiteren Maßregeln zur Befestigung der Macht seines Hauses widmen. Im Herbste 1038 ließ er seinen Sohn Heinrich, Herzog von Baiern und Schwaben und gewählten deutschen König, in Solothurn auch als König von Burgund anerkennen und krönen. Doch schon im folgenden Frühjahr, zu Utrecht, während des mit großem Prunke gefeierten Pfingstfestes, starb der Kaiser, sechzig Jahre alt, eines plötzlichen Todes. — Im Dome zu Speier wurde er beigesetzt, zu welchem er den Grund gelegt, den sein Sohn und Enkel ausbauten und dessen Gruft alle Kaiser seines Hauses und manchen ihrer Nachfolger aufnahm — eine ehrwürdige Denkstätte der deutschen Geschichte, auch nachdem sie von den Franzosen verwüstet und geschändet worden.

Konrad hatte Großes geleistet und Gutes gestiftet, aber

das Herz des Volkes so wenig gewonnen, daß einer seiner Geschichtsschreiber sagen durfte: „Bei dem jähen Tode, in welchem die gewaltigste Kraft und Macht des Erdkreises unterging, hörte man kaum einen Seufzer." Seine besten Bestrebungen wurden vielleicht am wenigsten nach Verdienst gewürdigt. Konrad war der erste der deutschen Könige, welcher eine tief angelegte Verfassungspolitik beharrlich verfolgte: die Herstellung einer wohl gegliederten und leistungsfähigen Staatseinheit. Was er zu diesem Zwecke geschaffen, sollte ihn jedoch, dem besten Theile nach, nicht lange überleben, zum Zeichen, daß er in der Hauptsache der Zeit vorgegriffen.

Die Erblichkeit der Lehen, welche dem Königthum nach und nach abgerungen war, und die bis dahin noch nicht als Rechtsgrundsatz, sondern nur als eine Uebung bestand, von der in einzelnen Fällen immer noch abgewichen werden konnte, wurde durch Konrad II., im Gegensatze zu der Politik aller seiner Vorgänger, planmäßig begünstigt, und zur fortan unverbrüchlichen Regel gemacht, für die mittelbaren sowohl, wie für die unmittelbaren Kronlehen. Weniger, ohne Zweifel, im Interesse der Rechtssicherheit und der Stätigkeit der wirthschaftlichen Entwickelung, als aus Gründen der Staatsklugheit. Zunächst ohne Zweifel, um die mittelbaren Vassallen der Krone unabhängiger zu machen von ihren nächsten Lehensherren, den großen Machthabern im Reiche, welche dem Königthume so oft gefährlich geworden. Sodann aber, weil die durchgreifende Anerkennung des Grundsatzes der Erblichkeit schließlich ihre Anwendung auch auf den Thron selbst finden zu müssen schien, welchen Konrad II. seiner Nachkommenschaft ein für alle Mal zu sichern eifrig bestrebt war.

Nicht minder war der Kaiser darauf bedacht, diesen Thron für die Zukunft besser ausgestattet zu hinterlassen, als er denselben vorgefunden. Mit sehr geringen Mitteln hatte Konrad sich zu großem Ruhm und wahrhaft königlicher Macht aufgeschwungen, seinem Sohne aber wollte er eine breite und sichere Grundlage der Herrschaft in Gestalt eines bedeutenden Territorialbesitzes schaffen. Nachdem er demselben zuerst das erledigte Herzogthum Baiern verliehen, gab er ihm auch Schwaben, als dessen Herzog, Hermann, der Bruder des unglücklichen Ernst, ohne Erben gestorben war. Das Herzogthum Kärnthen wurde, unter einer sehr zweifelhaften Anklage gegen seinen Inhaber, für verwirkt erklärt, und war, allem Anschein zufolge, gleichfalls bestimmt, zu dem königlichen Hausgut geschlagen zu werden, denn der Kaiser übertrug dasselbe, wie schon erwähnt, seinem gleichnamigen Vetter, dessen Kinderlosigkeit die Aussicht auf eine demnächstige weitere Verfügung offen ließ, die denn in der That bald genug zu Gunsten der Krone eintrat. Eine Abweichung von der Regel, welche sich Konrad für die Behandlung der großen Reichslande gesetzt, war es allerdings, daß er die beiden lothringischen Herzogthümer, nach dem Aussterben des einen der fürstlichen Häuser, wieder vereinigte und also an einer der schwächsten Stellen des Reichs und in einem Stamme von der zweideutigsten Gesinnung, die herzogliche Macht verdoppelte. In diesem Falle aber schien der Zwang der Umstände den Ausschlag zu geben gegen die Forderungen der Staatsklugheit, denn die Wiederherstellung Gesammtlothringens fiel zusammen mit dem Kriege um die burgundische Erbschaft, in welchem es galt, sich von anderweitigen Schwierigkeiten selbst um hohen Preis loszukaufen.

Heinrich III., schon als achtjähriger Knabe zum Nachfolger seines Vaters gekrönt, stand in der Blüthe der Jugend, als er, reich begabt an Geist und Körper, den deutschen Thron bestieg, auf welchen keiner seiner Vorgänger eine ähnliche Fülle der Macht mitgebracht hatte, wie er. Denn, ganz abgesehen von der neu erworbenen burgundischen Krone, die mehr den

Schein als das Wesen eines Machtzuwachses darbot, hatte Heinrich III. alle deutschen Herzogthümer, bis auf Sachsen und Lothringen in seiner Hand, und also nur noch zwei der großen Reichsvassallen sich gegenüber, welche, einzeln oder im Bunde mit einander, dem deutschen Königthum oft genug erfolgreichen Widerstand geleistet, oder dasselbe doch wenigstens durch Ungehorsam in entscheidenden Augenblicken gelähmt haben.

Die erste kriegerische Unternehmung Heinrich's III. richtete sich gegen die Tschechen. Der jetzige Herzog derselben, Bretislaw, benutzte die in Folge von Thronstreitigkeiten in Polen herrschende Verwirrung zu einem Raubzuge in dieses Land, das sich jetzt seines Verbandes mit dem deutschen Reiche, den es im Glück hartnäckig verleugnet, erinnerte und den deutschen Beistand anrief. Der in Folge davon unternommene erste Feldzug Heinrich's gegen Bretislaw, der seinerseits in König Peter von Ungarn einen Bundesgenossen gefunden, mißlang unter schweren Verlusten; im zweiten Jahre des Kriegs jedoch, 1041, wurde der böhmische Herzog zur Unterwerfung gebracht, die zwar in demüthigenden Formen, aber unter milden sachlichen Bedingungen vor sich ging, insbesondere unter Belassung des altpolnischen Schlesien bei Böhmen.

König Peter von Ungarn war unterdessen von dem eigenen Volke vertrieben worden, aber sein Nachfolger, Aba, setzte den Krieg gegen Deutschland fort, verwüstete die Markgrafschaft Oesterreich, und konnte erst 1043, nachdem König Heinrich zwei Mal unter großen Mühseligkeiten tief in das unwegsame und unwirthliche Ungarland eingedrungen, zum Frieden gezwungen werden, durch welchen die deutsche Gränze bis an die Leitha hinausgerückt wurde. Das diesseits der Leitha gewonnene Gebiet wuchs der Markgrafschaft Oesterreich zu. — Mittler Weile war der polnische Fürst Kasimir, der in Deutschland längere Zeit als Flüchtling gelebt, in sein Land zurückgekehrt, hatte dort leidliche Ordnung gestiftet und, unter erneutem Verzicht auf den königlichen Titel, auch seinerseits das alte Abhängigkeitsverhältniß vom Reiche anerkannt.

Schon in dem auf den Friedensschluß zwischen Heinrich III. und König Aba folgenden Jahre, 1044, kam es, weil der letztere säumte, einige der ihm auferlegten Friedensbedingungen zu erfüllen, — unter denen die Zahlung von 400 Pfund Gold — zu einem neuen Kriege mit Ungarn. Das ungarische Heer wurde von dem deutschen Könige an der Raab im ersten Anlauf zersprengt, die ungarische Hauptstadt, Stuhlweißenburg, ohne weiteren Widerstand erobert, der von den Ungarn vertriebene König Peter, der seine Zuflucht zu Heinrich III. genommen, wieder auf den Thron gesetzt, der auf der Flucht gefangene Aba enthauptet. Da aber Peter sich ohne deutschen Beistand nicht behaupten konnte, so nahm er demnächst Ungarn in aller Form Rechtens vom deutschen Könige zu Lehen.

So waren denn alle östlichen Nachbarländer Deutschlands zur Anerkennung der Oberhoheit des Reiches gebracht, um dessen Freundschaft sich auch Rußland dadurch bewarb, daß es Heinrich III. eine seiner Fürstinnen zur Gemahlin antragen ließ. Der König jedoch lehnte diesen Vorschlag ab, um sich mit Agnes, der hochgebildeten Schwester des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, zu vermählen, deren mächtige Familie ein wichtiger Stützpunkt für seine nach allen Richtungen hin weit ausgreifenden Pläne werden konnte.

Die innere Ruhe Deutschlands blieb inzwischen eine Reihe von Jahren hindurch ungestörter als je, denn abgesehen von den später zu erwähnenden lothringischen Wirren, kam es kaum zu irgend einem ernstlichen Kriegsereignisse innerhalb der deutschen Gränzen. Nur eine Empörung der Obotriten und der Wilzen mußte durch den Herzog Bernhard von Sachsen gebändigt werden, dem die Dänen, der deutschen Bundesgenossenschaft getreu, wirksamen Beistand leisteten, freilich nicht, ohne ihren eigenen Einfluß an den Ostseeküsten auszudehnen.

An der Herstellung und Aufrechterhaltung der inneren Ruhe des Landes hatte, nächst der Stärke des königlichen Regiments, das Beispiel des um diese Zeit in Frankreich durch die Kirche eingeführten „Gottesfriedens" — der eidlich angelobten allgemeinen Waffenruhe vom Sonnenuntergang des Mittwochs, bis zum Sonnenaufgang des Montags — welches Heinrich III. auf die deutschen Verhältnisse anzuwenden nach Kräften bestrebt war, einen nicht zu verkennenden Antheil.

Mit dem Mönchsorden der Cluniacenser, welcher in Frankreich durch die überlegene Geisteskraft und den sittlichen Ernst der an seiner Spitze stehenden Männer zu großem Einfluß gelangt war und dessen rastlosen Bestrebungen das furchtbar zerrüttete Frankreich jene allwöchige Einstellung des Fehderechts während der durch die Leidensgeschichte Christi geweiheten Tage vorzugsweise zu verdanken hatte, stand der deutsche König in enger persönlicher Verbindung, die insbesondere durch häufige Besuche des Abts Odilo von Cluny unterhalten wurde, welcher Heinrich III. für seinen eigenen Lebenszweck, die Heilung der kirchlichen und sittlichen Schäden der Zeit, ganz zu gewinnen vermochte. Mußte Heinrich auf die Einführung des Gottesfriedens in Deutschland, als einen zu tiefen und verfrüheten Eingriff in die Lebensansichten und Gewoheiten des deutschen Volkes, verzichten, so ließ er doch die Beobachtung des Landfriedens für einzelne Gebiete und bestimmte Zeitdauer durch die Machthaber in manchen Fällen eidlich gewährleisten.

Gleichfalls im Sinne der Cluniacenser und wahrscheinlich unter deren Einfluß, bekämpfte Heinrich III. mit Ernst und Eifer die Simonie, das heißt, den Kauf und Verkauf geistlicher Weihen, Würden und Aemter, welcher in allen christlichen Ländern öffentlich betrieben wurde, und oft die unwürdigsten und verrufensten Menschen, nicht selten auch Personen weltlichen Standes, in reiche Pfründen, Abteien, Bischofssitze und selbst auf den päpstlichen Stuhl brachte. Manche der

deutschen Könige selbst, namentlich die beiden unmittelbaren Vorgänger Heinrich's III., hatten keinen Anstand genommen, mit den Bisthümern, deren Vergebung in ihrer Hand lag, vor den Augen aller Welt Handel zu treiben und sich dadurch eine beträchtliche Einnahmenquelle zu schaffen. Als unausbleibliche Wirkung dieses Gebrauches machte sich die fortschreitende Mißachtung des geistlichen Standes und der Verfall der Kirche im hohen Grade fühlbar. Die ernst religiöse Natur Heinrich's III. und sein der Kirche aus christlicher Ueberzeugung sowohl, wie aus Gründen der Staatsklugheit aufrichtig zugethaner Sinn machte ihn zum bereitwilligen Bundesgenossen Odilo's und seiner Klosterbrüder in der Abwehr eines Mißbrauchs, der die Kirche beschmutzte und entkräftete, und zum Zeugniß, wie sehr es ihm Ernst sei, mit der Bekämpfung der Simonie, scheute er sich nicht, seine Bekümmerniß darüber kund zu geben, daß sein eigener Vater sich derselben schuldig gemacht und dadurch sein Seelenheil gefährdet.

Wiewohl Heinrich III. seine bisherigen Erfolge großen Theils seinem persönlichen Verdienst, seiner Willenskraft, seiner Einsicht und seiner Thätigkeit verdankte, so war doch das wichtigste Werkzeug derselben ohne Zweifel die drei- oder vierfache herzogliche Macht gewesen, mit welcher ihn die berechnende Fürsorge seines Vaters für den königlichen Thron ausgestattet. Fast unbegreiflicher Weise aber war Heinrich viel weniger beflissen, diese Ausstattung zu erhalten und zu vermehren, als dieselbe so rasch wie möglich zu vergeuden. Schon 1042 trat er das Herzogthum Baiern an den Grafen Heinrich von Lützelburg ab. Wenige Jahre später vergab er Schwaben an den Pfalzgrafen am Rhein. Nach dem Tode des Herzogs Gozelo von Lothringen bestand er zwar darauf, daß dies Herzogthum unter den beiden Söhnen desselben, Gottfried und Gozelo, wieder getheilt werde, und als der ältere derselben seinen Bruder zu verdrängen suchte und

nach wiederholtem Landfriedensbruch in Gefangenschaft gerieth, wurde er seines Herzogthums verlustig erklärt und nach Giebichenstein geschickt; bald darauf aber setzte Heinrich den unruhigen Gottfried nicht allein wieder in Freiheit, sondern auch in Besitz seines Herzogthums Oberlothringen, während er Unterlothringen nach dem Tode Gozelo's II. einem Luxemburger, dem Bruder des neuen Herzogs von Baiern, verlieh. Das Herzogthum Kärnthen endlich wurde 1047 dem Grafen Welf übertragen, nachdem Steiermark, Krain und Istrien als gesonderte und fast selbstständige Markgrafschaften davon abgetrennt waren, während Oberitalien bis zur Etsch, die Markgrafschaft Verona, nach wie vor mit Kärnthen vereinigt blieb. — Da alle diese Entäußerungen allem Anschein nach freiwillige waren, so bleibt zu ihrer Erklärung nur die Annahme übrig, daß die Regierungskunst jener Zeit auf der einen Seite nur durch erbliche Beamte zu wirken verstand und auf der andern Seite nicht kühn genug war, die großen kraft historischen Rechts bestehenden Verwaltungsgebiete, nach dem Beispiel Karls des Großen, in kleinere Bezirke, die Herzogthümer in Grafschaften zu zerschlagen.

Wie im Großen, so im Kleinen zeigte sich Heinrich III. von einer verschwenderischen Freigebigkeit. Aus dem längst übel zusammen geschwundenen unmittelbaren Reichsgut wurden immer noch geistliche Stiftungen in großer Menge gemacht und eine beträchtliche Zahl neuer Lehen geschaffen. Noch weniger ließ sich Heinrich herbei, mit baarem Gelde hauszuhalten, das er vielmehr, so oft es in seine Hände kam, in Geschenken zu verschleudern pflegte, unbekümmert um die bittern Klagen über die Härte und Strenge, mit welcher, zur Ausgleichung solcher Unwirthschaftlichkeit, die königlichen Gefälle beigetrieben wurden.

Nachdem Heinrich III. von allen andern Seiten her freie Hand gewonnen, wandte er sich den italienischen Angelegenheiten zu. Der Erzbischof von Mailand, welcher Konrad II. siegreich widerstanden, hatte, unmittelbar nach der Thronbesteigung des neuen Königs, Frieden mit demselben gemacht; ein demnächst ausgebrochener heftiger Krieg zwischen der mailändischen Bürgerschaft und dem mailänischen Adel war, auf die Nachricht von einem bevorstehenden Einschreiten des deutschen Königs, durch rechtzeitigen Vergleich beendigt; in der ganzen Lombardei herrschte öffentliche Ordnung und königliche Gesinnung, oder doch deren Schein. In Rom dagegen war die Zerrüttung größer als je. Drei Päpste standen sich dort gegenüber, jeder durch die unwürdigsten Mittel auf den Stuhl Petri gelangt, und alle drei unter einander im wüthenden Kampfe mit Bannflüchen und Miethlingswaffen.

Als Heinrich III. mit einem ungewöhnlich glänzenden und zahlreichen Gefolge gegen Ende des Jahres 1046 nach Italien gekommen war, begann er damit, die drei Päpste mit Güte oder Gewalt zu beseitigen und den Bischof von Bamberg, unter dem Namen Clemens II., auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Das römische Volk und die römische Geistlichkeit, die bisher das Recht der Papstwahl gemeinschaftlich in Anspruch genommen und, wenigstens der Form nach, in der That oft ausgeübt, wiewohl meistens unbeschadet des kaiserlichen Bestätigungsrechtes, leisteten bei dieser Gelegenheit einen ausdrücklichen Verzicht auf jede Mitwirkung bei der Besetzung des römischen Stuhls: der König selbst solle hinfort den Papst unmittelbar ernennen, über welchen er die Schirmvogtei, unter dem erneuerten Titel des Patricius, feierlich auf sich nahm. Da jener Verzicht natürlicher Weise kein freiwilliger war, sondern lediglich eine selbstverständliche Anerkennung des bestehenden Uebergewichts des deutschen Königthums auch in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche, so blieb derselbe auch kein

leeres Wort. Binnen der nächsten neun Jahre wurde der päpstliche Thron drei Mal erledigt, und eben so oft durch die Hand Heinrich's III. mit einem deutschen Bischofe neu besetzt.

An dem nämlichen Tage, wo Clemens II. vom Könige zum Papste gemacht wurde, machte der Papst den König zum Kaiser. Das mit den beiden höchsten Titeln der Christenheit getriebene Spiel: eine Hand wäscht die andere, war niemals deutlicher vor den Augen der Welt gespielt worden. Das einzige Ernsthafte bei diesen Dingen war die Macht, vermöge deren der deutsche König über das höchste kirchliche Amt frei verfügen konnte. Daß an dieser Macht der kaiserliche Name eben so wenig den mindesten Antheil hatte, wie die Zustimmung der Römer, wurde insbesondere durch den Umstand handgreiflich, daß deren Ausübung nicht nur, sondern auch deren grundsätzliche Bestätigung von Seiten der Meistbetheiligten, der Kaiserkrönung vorherging.

Von Rom begab sich Heinrich III. nach Unteritalien, um in den Angelegenheiten der langobardischen Herzogthümer ein und das andere Machtwort zu sprechen und sich mit den Normannen ins Einvernehmen zu setzen, welche sich im Dienst und Sold der Herzoge, oder als selbstständige Abentheurer in Calabrien und Apulien festgesetzt hatten, und die jetzt ihre auf Kosten der Griechen bereits gemachten oder noch zu machenden Eroberungen von dem deutschen Kaiser zu Lehen nahmen. Nachdem diese Verhältnisse rasch geordnet waren, kehrte Heinrich ohne weiteren Aufenthalt nach Deutschland zurück.

In Deutschland wartete des Kaisers ein doppelter Krieg an entgegengesetzten Enden des weiten Reichs. Die Ungarn hatten sich gegen den ihnen durch Heinrich III. wieder aufgedrungenen König Peter empört, ihn geblendet, seine deutsche Umgebung ermordet, die christlichen Kirchen zerstört, das Heidenthum wiederhergestellt, die beiden letzten Abkömmlinge Arpad's, die Brüder Andreas und Bela, aus der Verbannung ins Land berufen und den erstern als König, den letztern als Herzog über sich gesetzt. Kaum auf den Thron gelangt, that Andreas zwar dem Umsturze mit kräftiger Hand Einhalt und schickte er eine Gesandtschaft an Heinrich III., um sich gegen jede Mitschuld an den geschehenen Gräueln zu verwahren und seine Lehenspflicht gegen das Reich anzuerkennen; der Kaiser jedoch verschob nur sein strafendes Einschreiten gegen Ungarn, weil eine neue Empörung des Herzogs Gottfried von Lothringen, in Verbindung mit den Grafen Balduin von Flandern und Dietrich von Holland, das dringendere Anliegen zu sein schien, zumal König Heinrich von Frankreich abwartend im Hintergrunde stand. Den letztern brachte der Kaiser indessen durch eine persönliche Zusammenkunft auch dies Mal wieder so weit auf seine Seite, daß er sich jeder Betheiligung an dem Kriege auch dann enthielt, als derselbe, über die Schelde hinweg, mit furchtbarer Verwüstung Flanderns, in das französische Gebiet eingriff; die verbündeten Fürsten aber leisteten den deutschen Reichsherren dennoch hartnäckigen Widerstand, insbesondere in den unwegsamen Marschen und zwischen den breiten Flußmündungen des Tieflandes.

Der entscheidende Schlag gegen den Herzog Gottfried und den Grafen Balduin fiel im Jahre 1050. Der dänische König, Swen Estrithson, der, durch eine Revolution auf den Thron gelangt, sein Reich von dem Kaiser zu Lehen genommen, leistete demselben mit einer Flotte Heerfolge, zur Sperrung der niederländischen Küsten, König Eduard von England, aus Feindschaft gegen Flandern, sammelte ein Geschwader zu dem nämlichen Zwecke, der von dem Kaiser ernannte Papst Leo IX. schleuderte von Aachen aus den Bannfluch gegen die Widersacher seines Schutzherrn, und Heinrich III. selbst übernahm die Führung des Krieges, die er bisher den dem Schauplatze

desselben benachbarten Vassallen überlassen. Angesichts einer unwiderstehlichen Uebermacht streckte Herzog Gottfried die Waffen; er ergab sich auf Gnade und Ungnade, wurde seines Herzogthums entsetzt und entging nur durch große Geldopfer der Tonsur. Bald darauf unterwarf sich auch Graf Balduin, auf allerdings viel mildere Bedingungen, die er gleichwohl nicht lange einhielt. Graf Dietrich von Holland entging der Strafe durch den Tod in der Schlacht.

Im folgenden Jahre 1051 begann Heinrich III., mit polnischem und böhmischem Zuzug, den Krieg gegen Ungarn, der sich, unter mancherlei Wechselfällen und mit einigen Unterbrechungen, in die Länge zog, bis er 1054 durch einen in Tribur abgeschlossenen Vertrag beendigt wurde, welcher dem Könige Andreas die kaiserliche Anerkennung gewährte, die Ausdehnung der deutschen Gränze bis an die March und die Leitha bestätigte und überhaupt die früheren Verhältnisse Ungarns zum Reiche dem Namen nach wiederherstellte, ohne jedoch zu verhindern, daß der lebendige Verband zwischen den beiden Ländern von diesem Zeitpunkte an thatsächlich sich auflöste.

Ein Theil der deutschen Herzogthümer ging im Laufe weniger Jahre wiederum von Hand zu Hand. Nach dem frühzeitigen Tode der von Heinrich III. eingesetzten neuen Herzoge von Schwaben und Baiern, verlieh der Kaiser das erstere dem Babenberger Otto, das zweite dem Grafen Konrad von Zütphen aus dem Hause der Konradiner, die ehemals Schwaben inne gehabt. An die Stelle des entsetzten Gottfried von Oberlothringen trat Graf Gerhard von Elsaß, und als bald darauf Konrad von Baiern in den Verdacht landesverrätherischer Verbindungen mit den Ungarn gerieth, wurde er des Herzogthums verlustig erklärt, welches der Kaiser nunmehr seinem neugebornen Sohne vorbehielt.

So waren denn, da auch die jetzigen Inhaber von Unterlothringen und Kärnthen ihre Einsetzung Heinrich III. verdankten, die sämmtlichen deutschen Herzogthümer, mit einer einzigen Ausnahme, wenn nicht mehr in der Hand des Kaisers, doch wenigstens im Besitze von Männern seines Vertrauens, deren Macht überdies noch nicht Zeit gehabt, Wurzel in den Ländern zu schlagen, deren Verwaltung sie führten. Anders aber stand es in Sachsen, von jeher dem wichtigsten und selbstständigsten der Herzogthümer, das seit mehr als hundert Jahren unter der Erbherrschaft der Billunger stand, und wo die alte Stammesfeindschaft gegen die Franken zwar zeitweise beschwichtigt, aber keineswegs erloschen war, in neuester Zeit vielmehr durch den Uebergang des Königthums von dem sächsischen auf das fränkische Haus frischen Brennstoff erhalten hatte. Zwischen Heinrich III. und Herzog Bernhard II. von Sachsen herrschte ein kaum verhohlenes gegenseitiges Uebelwollen und Mißtrauen. Um den Herzog in Schach zu halten, machte der Kaiser einen seiner eifrigsten Anhänger, Adalbert, einen eben so stolzen und ehrgeizigen als staatsklugen Mann aus dem fürstlichen Hause der Wettiner, zum Erzbischof von Bremen, und um sich des Landes mit Güte oder Gewalt zu versichern, errichtete er in Goslar einen mächtigen Palast, in welchem er so oft wie möglich seine Wohnung nahm, und in der Nähe von Goslar die starke Harzburg.

In langen und harten Kämpfen hatte Herzog Bernhard die deutsche Herrschaft und den deutschen Einfluß auf dem rechten Elbufer, bis tief in das Wendenland hinein, so weit wiederhergestellt, daß Sachsen von dieser Seite her gegen die verwüstenden slawischen Einfälle, von denen es bis dahin so oft heimgesucht worden, bis auf Weiteres gesichert zu sein schien. Neben den bundesgenössischen Dänen war der Obotritenherzog Gottschalk ein wirksamer Förderer dieses wichtigen Erfolges. Nach einem Rückfall in das Heidenthum zum Christenglauben zurückgekehrt, und damit zugleich aus einem blutgierigen Feinde der Deutschen in einen aufrichtigen Freund derselben verwan-

delt, verwendete Gottschalk die ganze Thatkraft seiner reiferen Jahre auf die Bekämpfung des Heidenthums unter seinen Landsleuten und Stammverwandten, und also auch, der Beschaffenheit der Verhältnisse gemäß, zum Vortheil der deutschen Macht in den Ländern zwischen der Elbe und der Ostsee.

In den skandinavischen Ländern gewann, zwar nicht der staatliche, aber der kirchliche Einfluß Deutschlands durch den Erzbischof Adalbert die weiteste Ausdehnung. Die seinem Erzstifte von Anbeginn zugewiesenen Länder des Nordens wurden durch ihn in den lebendigsten Verkehr mit Bremen gebracht, seine geistliche Herrschaft reichte über Dänemmrk, Schweden, Norwegen hinaus bis nach Island und den Orkney-Inseln, und es schien kaum eine Selbstüberschätzung, wenn er offen danach trachtete, aus seiner Metropole ein nordisches Rom zu machen, die zweite kirchliche Hauptstadt der christlichen Welt.

So ausgerüstet mit Ansehen und Mitteln des Einflusses, konnte Adalbert der herzoglichen Gewalt Bernhard's ein Gegengewicht geben, welches bei den gespannten sächsischen Verhältnissen von großer Wichtigkeit und vielleicht eine Bürgschaft gegen die verhängnißvollste Störung des Reichsfriedens war.

Eine Gegnerschaft anderer Art gewährte ein wirksames, Hülfsmittel der deutschen Herrschaft in den östlichen Slawenländern. Polen und Tschechen, von Alters her unter einander noch heftiger verfeindet, als mit den Deutschen, leisteten dem Reiche eine gewisse Sicherheit gegen einander. Einer der brennenden polnisch-böhmischen Streitpunkte, der beiderseitige Anspruch auf Schlesien, wurde von Kaiser Heinrich dahin entschieden, daß dieses Land, nachdem es geraume Zeit mit Böhmen vereinigt gewesen, wieder an Polen kam, dem es seiner frühern Geschichte und der Volksart nach angehörte.

Seit dem Beginn der fünfziger Jahre wurde der Kaiser oft und dringend von dem Papste für Italien in Anspruch genommen, aber erst 1055, nachdem Graf Balduin von Flandern

in einem neuen Kriege zwar nicht schließlich besiegt, aber doch einstweilen unschädlich gemacht worden war, glaubte Heinrich III. die Zeit zu einer zweiten Heerfahrt über die Alpen gekommen. Der Papst verlangte seinen Beistand gegen die Normannen, welche sich, binnen weniger Jahrzehnte, aus abentheuernden Söldnern, die ihre Dienste dem Meistbietenden verkauft, zu Herren eines beträchtlichen Theils von Unteritalien gemacht, und mit dem Stuhle Petri blutig verfeindet hatten. Ein zweiter und Heinrich III. selbst unmittelbar berührender Beweggrund für dessen Einschreiten in Italien lag darin, daß der abgesetzte Herzog Gottfried von Lothringen, des Kaisers unversöhnlicher Feind, die Wittwe des Markgrafen Bonifacius von Toskana, Beatrix, geheirathet und sich dadurch zum mächtigsten Fürsten Italiens gemacht hatte, der unter Umständen sehr gefährlich werden konnte.

Im Frühjahr ging Heinrich III. über den Brenner, hielt die lombardische Reichsversammlung in der roncalischen Ebene bei Piacenza, und wandte sich dann nach Florenz, um dem Herzoge Gottfried und den Toskanern den Herrn und Meister zu zeigen. Gottfried wich der persönlichen Begegnung mit dem Kaiser aus, wurde mit schriftlichen Ergebenheitsbezeugungen abgewiesen, überzeugte sich von den feindseligen Absichten Heinrich's vollends durch den ungünstigen Empfang, welchen dieser seiner Gemahlin Beatrix zu Theil werden ließ, und eilte nun nach Deutschland, um, in Verbindung mit Balduin von Flandern, den Krieg um sein verlorenes Herzogthum zu erneuern.

Diese und andere beunruhigende Nachrichten aus Deutschland riefen den Kaiser frühzeitig aus Italien wieder ab. Ohne auch nur Rom besucht zu haben, kehrte er schon im Herbste nach Deutschland zurück, wohin ihm die Markgräfin Beatrix mit ihrer Tochter Mathilde folgen mußte. Hier wartete seiner, nächst dem flandrischen Kriege, welcher dies Mal einen ernstlichen Zusammenstoß mit Frankreich herbeizuführen drohte, eine

dunkle Verschwörung, an deren Spitze sein eigener Oheim, Gebhard, Bischof von Regensburg, stand, der, wahrscheinlich aus Erbitterung über getäuschten Ehrgeiz, eine Anzahl namhafter Reichsfürsten für einen Mordplan gegen den Kaiser angeworben hatte; dazu kam eine heftige Empörung der Wilzen, ein neuer ungarischer Krieg, ein Abfall des Nachfolgers Bretislaw's von Böhmen, der Tod des zweiten Sohnes Heinrich's III., den er zum Herzoge von Baiern gemacht, und eine große Hungersnoth. Die Verschwörung wurde zwar durch den plötzlichen Tod zweier der Haupttheilnehmer und das vorgängige reuevolle Geständniß des einen derselben, des Herzogs Welf von Kärnthen, vereitelt und Balduin von Flandern mit seinem Bundesgenossen Gottfried von den Lothringern geschlagen; die Gesammtlage des Reichs aber blieb eine sehr gespannte. Eine neue Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige Heinreich von Frankreich verlief in bitterm Hader*) und endete mit einer Herausforderung zum Zweikampfe, welche der deutsche Kaiser an den französischen König richtete, der sich der Gefahr durch heimliche nächtliche Abreise entzog. Als aus dem Lande der Wilzen die Botschaft von einer vernichtenden Niederlage des kaiserlichen Heeres kam, verfiel der Kaiser in ein hitziges Fieber, welches ihn binnen weniger Tage hinraffte.

Auf der Burg Bodfeld bei Goslar starb Heinrich III. im Oktober 1056, nachdem er allen seinen Feinden, insbesondere dem Herzoge Gottfried und dem Bischofe Gebhard, verziehen. Der lange Zeit vom Glück meist begünstigte und mächtigste der Könige, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen, endete, erst 38 Jahre alt, in schwerem Mißgeschick, als ein gebrochener Mann. Die Höhe seines Glücks und seiner Macht hatte er freilich bereits überschritten, bevor er seinen zweiten Zug nach Italien begann; an dem zweideutigen Ausgange des ungarischen Kriegs, an den erfolglosen Anstrengungen gegen einen Grafen von Flandern, an mancherlei Zeichen der beginnenden öffentlichen Mißgunst, besonders an zunehmenden Klagen über Stolz und Härte ließ sich bereits erkennen, daß sein Stern im Sinken war. Die Stärke Heinrich's III. hatte sich, wie es scheint, vorzeitig abgenutzt durch einen vielleicht zu rücksichtslosen Gebrauch. Mit seinem Tode wurde jeden Falls offenbar, daß es zuletzt nur seine persönliche Herrscherkraft gewesen, welche die Geschicke des Reichs getragen, das in sich selbst weder durch staatliche Einrichtungen noch durch Volksgewohnheiten einen sichern Halt hatte.

*) Der König von Frankreich hatte allerdings Grund zur Beschwerde gegen den Kaiser, der unlängst einen mit dem Könige verfeindeten französischen Vassallen, den Grafen von Tours, in den deutschen Lehensverband aufgenommen. Dagegen konnte der Kaiser dem Könige seine Absichten auf Lothringen vorwerfen, zu denen sich dieser ganz offen bekannte, indem er behauptete, daß Lothringen, das heißt, nach der damaligen Geographie, das ganze linke Rheinufer, von den Mündungen des Stroms bis in die Nähe von Mainz, dem französischen Reiche mit Unrecht entzogen sei.

Der einzige Sohn Heinrich's III., welcher den Vater überlebte, war, kaum der Wiege entwachsen, zu dessen Nachfolger gekrönt worden,*) und erst sechs Jahre alt, als das Reich auf ihn, unter dem Namen Heinrich's IV., überging. Die Kaiserin-Wittwe, Agnes, führte die Vormundschaft über den jungen König, unter Mitwirkung des von Heinrich III. ernannten Papstes Victor II., welcher bei dessen Tode zugegen gewesen, und unter dem Beirath angesehener Reichsfürsten. Die ersten Maßregeln der vormundschaftlichen Regierung waren Werke der Klugheit und der Versöhnung. Mit Balduin von Flandern wurde Frieden geschlossen; Herzog Gottfried ward in seine

*) Die Reichsfürsten hatten ihm jedoch nur unter dem Vorbehalt gehuldigt: daß er ein gerechter König werde!

Erbgüter wieder eingesetzt, mit Frau und Tochter in die erheirathete Markgrafschaft Toskana entlassen und neben dem Papste zum Statthalter im lombardischen Reiche ernannt; Kärnthen erhielt, da mit Welf der Mannsstamm seines Hauses erloschen, in der Person eines Grafen Konrad, obgleich dieser bei der Verschwörung gegen Heinrich III. die Hand im Spiele gehabt, einen neuen Herzog.

In den ersten Monaten der Regentschaft zeigten die deutschen Verhältnisse eine glatte Oberfläche, unter welcher sich indessen bald die Vorzeichen einer bedrohlichen innern Bewegung bemerklich machten. Von dem Drucke der schweren Hand Heinrich's III. befreit, sammelte sich das Reichsfürstenthum zu Schutz und Trutz für die Zukunft. Das im Namen eines Kindes geführte Weiberregiment, so willkommen es gerade durch seine natürliche Schwäche dem fürstlichen Ehrgeiz sein mußte, lieh zugleich einen guten Vorwand, den empörten Stolz herauszukehren. Bald lieferten auch mancherlei Mißgriffe der Regentschaft den heimlichen Widersachern derselben neue Waffen in die Hände. Die Kaiserin Agnes bediente sich mit Vorliebe des Rathes des jungen, feingebildeten und gewandten Bischofs Heinrich von Augsburg und gab dadurch Anlaß zu böswilligen persönlichen Verdächtigungen. Sie verlieh das erledigte Herzogthum Schwaben ihrem künftigen Schwiegersohn, Rudolph von Rheinfelden, obgleich Heinrich III. dem Grafen Berthold von Zähringen längst die Anwartschaft auf Schwaben ertheilt hatte, und verletzte durch diesen Bruch des gegebenen kaiserlichen Wortes den Gemeingeist der ganzen Vassallenschaft.*) Die Verlobung einer zweiten Tochter der Kaiserin mit dem Sohne des Königs Andreas von Ungarn führte zu schwerem öffentlichem Unglück. Im Kriege mit seinem Bruder Bela verlangte Andreas deutschen Beistand, welcher ihm von Agnes

*) Zur nachträglichen Entschädigung erhielt Berthold übrigens 1061 das vom Neuen erledigte Herzogthum Kärnthen.

durch ein baierisches Heer geleistet wurde, welches in der Niederlage des ungarischen Königs seinen Untergang fand. — Die Ablösung Ungarns von Deutschland war damit vollendet und statt fernern Einfluß auf das Magyarenland zu üben, mußte Deutschland vielmehr Anstalt treffen, sich selbst gegen neue ungarische Feindseligkeiten sicher zu stellen. Eine Schutzmaßregel in diesem Sinne war es, daß Agnes das Herzogthum Baiern, nachdem es eine Reihe von Jahren in kaiserlicher Verwaltung gestanden, dem sächsischen Grafen Otto von Northeim übergab.

Auch in andern Verhältnissen zum Auslande machte sich eine empfindliche Schwächung des deutschen Ansehens bemerklich. Als 1057 der Papst Victor II. starb, wurde dessen Nachfolger in Rom selbst, und ohne vorgängige Anfrage bei der Kaiserin, ernannt, und zwar in der Person eines Bruders Gottfried's von Lothringen, des ohnehin übermächtigen Inhabers der Markgrafschaft Toskana, welcher, trotz der ihm gewährten Begnadigung, noch keineswegs mit dem Hause des Kaisers ausgesöhnt war, durch welchen er so viel und so schwer gelitten. Als nach dem frühzeitigen Tode des neuen Papstes eine römische Adelspartei sich des Stuhls Petri durch Ueberfall bemächtigte und denselben mit einem willenlosen Werkzeuge ihrer Interessen, Namens Benedikt, besetzte, da allerdings wurde von der römischen Geistlichkeit, im Einverständnisse mit Gottfried, das kaiserliche Recht der Ernennung des Oberhauptes der Kirche wieder anerkannt, weil die deutschen Waffen zur Vertreibung des Eindringlings nöthig werden konnten; aber die Wahl der Kaiserin fiel nicht mehr auf einen deutschen, sondern auf einen italienischen Bischof, und dieser hatte, unter dem Namen Nikolaus II., den päpstlichen Stuhl kaum bestiegen, als er sich in Wort und That lossagte von der Interessen-Gemeinschaft mit dem Königthum, in welcher seine Vorgänger mit richtiger Berechnung ihre eigene Größe gesucht;

die römische Kurie hatte den raschen Verfall der deutschen Macht rechtzeitig erkannt und die überwiegenden Vortheile eines Wechsels der Bundesgenossenschaft begriffen. Demnach trat der Papst in die engste Verbindung mit den normännischen Fürsten Robert Guiscard und Richard, welche sich in den letzten Jahren des größten Theils von Unteritalien, auf Kosten der langobardischen Herzoge und des griechischen Reichs, bemächtigt hatten, und die jetzt mehr als bereit waren, die Oberherrlichkeit des deutschen Königs abzuschütteln und den Inhaber des Stuhls Petri als ihren Lehnsherrn anzuerkennen, der dann als solcher ihre Herrschaft in Apulien und Calabrien feierlich bestätigte und ihnen sogar Sicilien zusprach, wo die Normannen bis jetzt keinen Fußbreit Landes besaßen und der Papst selbst keinerlei politischen Einfluß ausübte. Die erste Gegenleistung der thatkräftigen normännischen Fürsten war ein Kriegszug in das römische Gebiet, durch welchen der Gegenpapst Benedikt zur Abdankung gezwungen und die kriegerische Macht des römischen Adels, der ihn auf den Thron gehoben, unter Zerstörung seiner Burgen gebrochen wurde.

Zugleich machte der Papst gemeinschaftliche Sache mit der kirchlich-politischen Demokratie in der Lombardei, welche, in Gestalt einer zahlreichen Partheiverbindung, die Pataria geheißen, besonders in Mailand eine große Bedeutung gewonnen und im offenen Kampfe gegen die Bischöfe und den Adel stand, die sich nunmehr an das noch unlängst in der Person Heinrich's III. so feindselig von ihnen behandelte deutsche Königthum, als ihre Schutzmacht gegen die republikanische Volksbewegung, anlehnten. Die Pataria, die revolutionäre Parthei der gemeinen Bürgerschaft und des Mönchthums, von Rom aus unterstützt, erhielt in der lombardischen Hauptstadt die Oberhand über den aristokratisch-kaiserlichen Conservativismus des Erzbischofs und der großen Grundherren, und damit gewann

die neue Politik der römischen Kurie einen wichtigen Stützpunkt auch in Oberitalien.

Um den kaiserlichen und überhaupt den weltlichen Einfluß auf die Papstwahlen für die Zukunft, wenn auch noch nicht ganz auszuschließen, so doch einstweilen nach Möglichkeit zu beschränken, wurde ferner durch ein in Rom 1059 abgehaltenes großes Concil eine Wahlordnung festgestellt, welche den Cardinälen, unter Vorbehalt einer vorgängigen Verständigung mit dem jeweiligen Kaiser, „sofern demselben ein Anspruch darauf vom Stuhle Petri aus verliehen sei," die entscheidende Stimme beilegte und der niedern Geistlichkeit und der römischen Bürgerschaft nur das Recht der nachträglichen Zustimmung zugestand. — Die letzten Pläne des päpstlichen Ehrgeizes aber wurden einstweilen wenigstens symbolisch dadurch angedeutet, daß Nikolaus II. sich eine doppelte Krone — die sich erst im 14. Jahrhundert in die dreifache verwandelte — aufsetzen ließ, deren einer Reif, laut der Inschrift, die geistliche, der andere die weltliche Herrschaft des Nachfolgers Petri kennzeichnen sollte.

Der eigentliche Werkmeister dieser römischen Neuerungen war ein italienischer Mönch, Namens Hildebrand, der schon zur Zeit der Romfahrt Heinrich's III., damals noch ein ganz junger Mann, eine wichtige Rolle in der päpstlichen Kurie gespielt hatte, und allmälig durch überlegenen Verstand, Spannkraft des Willens und kirchlichen Feuereifer zum entscheidenden Einfluß innerhalb derselben gelangt war. Durch wiederholte Geschäftsreisen in Deutschland und Frankreich mit dem Gange der großen Welthändel vertraut gemacht, hatte Hildebrand, so lange Heinrich III. auf dem Throne saß, den möglichst engen Anschluß der kirchlichen an die deutsche Reichspolitik nicht bloß gutgeheißen, sondern auch wirksam gefördert; nach dem Tode des Kaisers aber war er von einer Gesandtschaft an dessen Wittwe mit den Eindrücken zurückgekehrt, durch welche die Ab-

wendung des Papstthums von Deutschland bewirkt wurde. Von der Ueberzeugung, daß von dem deutschen Königthum für den Stuhl Petri zunächst wenig mehr zu hoffen oder zu fürchten sei, gelangte Hildebrand rasch zu dem Entschlusse, denselben auf neue Grundlagen zu stellen, und den Papst aus einem Schützlinge der Könige zum Herrn derselben zu machen.

Die neuesten römischen Maßregeln wurden in Deutschland als unzweideutige Feindseligkeiten aufgenommen. Ein zur Beschwichtigung des kaiserlichen Hofes abgesandter Kardinal konnte keinen Zutritt bei der Kaiserin erlangen, und eine Versammlung der deutschen Bischöfe beantwortete die Beschlüsse des Concils von 1059 damit, daß sie den Papst für abgesetzt erklärte und den Bann über ihn aussprach. Zur thatsächlichen Abwehr der römischen Uebergriffe aber geschah so wenig, daß, als Nikolaus II. 1061 starb, Hildebrand es für unbedenklich hielt, die Papstwahl vornehmen zu lassen, ohne daß auch nur ein Versuch zu der Verständigung mit dem kaiserlichen Hof gemacht worden wäre, die doch selbst durch die Wahlordnung von 1059 vorbehalten worden. Und damit man sich in Deutschland nicht etwa über die Bedeutung dieser Wahl täuschen könne, fiel dieselbe auf den Bischof von Lucca, der als Stifter der Pataria bekannt war, Alexander II.

Jetzt endlich ermannte sich die deutsche Regierung zu einer Art von Widerstand. In persönlichem Beisein der Kaiserin wurde eine Kirchenversammlung in Basel abgehalten, zu welcher die lombardischen Bischöfe in großer Zahl herbeieilten und aus deren Mitte ein Gegenpapst, unter dem Namen Honorius II., hervorging. Mit der Unterstützung dieser Wahl aber war die Thatkraft der deutschen Reichsgewalt erschöpft. Für die Verwirklichung seiner Ansprüche auf den Stuhl Petri blieb Honorius II. auf sich selbst und seinen italienischen Partheianhang angewiesen. Der neue Papst fand in der That die Mittel, ein Heer anzuwerben, mit welchem er bis an die

Thore von Rom gelangte und eine Belagerung der Stadt begann, deren Erfolg nicht lange mehr ausbleiben zu können schien, als plötzlich der Herzog Gottfried, der dem Verlaufe der italienischen Ereignisse bisher abwartend zugesehen, zwischen die streitenden Partheien trat und dieselben durch seine augenscheinliche Uebermacht nöthigte, auf die Entscheidung durch die Waffen zu verzichten und ihre Sache dem Schiedsspruche der deutschen Reichsgewalt zu unterwerfen. Honorius und Alexander fügten sich diesem Gebote, entließen ihre bewaffnete Mannschaft und begaben sich nach ihren bisherigen Bischofssitzen, Parma und Lucca.

Fast gleichzeitig mit diesen Vorgängen fand in Deutschland ein Ereigniß statt, welches die Angelegenheiten des Reichs in die größte Verwirrung brachte und damit der selbstständigen Entwickelung der italienitchen Verhältnisse und insbesondere den Plänen Hildebrand's einen neuen Vorschub leistete. Die öffentliche Unzufriedenheit mit der vormundschaftlichen Regierung, welche schon im ersten Jahre derselben eine gefährliche Verschwörung sächsischer Fürsten hervorgerufen, die nur durch einen Zufall vereitelt war, veranlaßte 1062 ein ähnliches Unternehmen, an dessen Spitze der Erzbischof Anno von Köln stand, und dessen Haupttheilnehmer, nächst ihm selbst, zwei sächsische Fürsten, Otto von Northeim, durch die Kaiserin Agnes mit dem Herzogthum Baiern belehnt, und Eckbert von Braunschweig waren. Dies Mal galt es, der Kaiserin die Regentschaft zu entziehen, um dieselbe in kräftigere Hände zu legen. Zu diesem Zwecke wurde der junge König, Heinrich IV., im Frühjahr 1062 aus dem Palaste in Kaiserswerth von Anno auf sein im Rhein liegendes Schiff gelockt und, nachdem er sich vergebens durch einen lebensgefährlichen Sprung in den Fluß zu retten versucht, nach Köln entführt. Die Kaiserin gerieth durch diesen unerhörten Gewaltstreich in Verzweiflung, machte aber nicht den mindesten Versuch, dem Räuber seine Beute

wieder zu entreißen. Anno, seinerseits, berief eine Fürstenversammlung, in welcher sein Verfahren, wie es scheint, ohne Widerspruch gutgeheißen und angeordnet wurde, daß die Vormundschaft über Heinrich IV. hinfort der Gesammtheit der deutschen Bischöfe zustehen und jeweils von demjenigen derselben ausgeübt werden solle, in dessen Sprengel sich der König befinde. — Die Kaiserin Agnes söhnte sich binnen Kurzem mit Anno aus, nicht aber der junge Heinrich selbst, welcher für die nächste Zeit unter der Obhut des strengen und gebieterischen Kölner Erzbischofs blieb.

In der Lage des Reichs wurde durch den Wechsel des Regiments zunächst wenig oder nichts gebessert. Bei aller Herrschsucht und Gewaltthätigkeit und trotz des Beistandes des Herzogs von Baiern, war Anno nicht im Stande, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und die Regierungsrechte kräftig zu handhaben. Nach seinem eigenen Beispiele wurde die Achtung vor der Reichsregierung und die Scheu vor der königlichen Würde vielmehr vollends bei Seite gesetzt, so sehr, daß bei der Pfingstfeier, 1063, in der Kirche zu Goslar ein Zank zweier Prälaten um den Vortritt in Gegenwart Heinrichs IV. ein gräßliches Gemetzel veranlassen konnte, welchem der König selbst mit genauer Noth entging.

Unter solchen Umständen geschah es, daß Erzbischof Anno, entweder freiwillig und in Erkenntniß seiner Unzulänglichkeit, oder durch zwingende Gründe bestimmt, die Vormundschaft über den jungen König an den Erzbischof Adalbert von Bremen abgab, und demselben damit zugleich einen Antheil an der Behandlung der Reichsgeschäfte einräumte. Hatte Anno in der Erziehung Heinrich's durch Härte gefehlt, so sündigte Adalbert durch übermäßige Nachsicht, durch Verweichlichung und besonders durch Schmeichelei — ein Wechsel von Mißgriffen, welcher für den Charakter des königlichen Zöglings von der nachtheiligsten Wirkung sein mußte. In den Betrieb der

öffentlichen Angelegenheiten dagegen brachte die Mitwirkung Adalbert's wieder einigen Schwung. Durch einen kurzen aber glücklichen Feldzug nach Ungarn wurde dort das Regiment Bela's gestürzt, der Sohn des von demselben verdrängten Königs Andreas, Salomo, der als Flüchtling und Verlobter einer Schwester Heinrich's IV. am deutschen Hofe gelebt, auf den ungarischen Thron gehoben und damit ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Deutschland und dem Magyarenlande wiederhergestellt.

In Sachen Roms dagegen zeigte sich auch das neue Reichsregiment schwach, indem es den auf dem Concil zu Basel gewählten Papst Honorius fallen ließ und durch die Anerkennung Alexander's II. die reichsfeindliche Parthei Hildebrand's im römischen Regimente bestätigte und befestigte.

Im Verlaufe dieser Ereignisse hatte sich der Erzbischof von Bremen, unterstützt durch die Gunst der Kaiserin Agnes und die warme Anhänglichkeit des jungen Königs, zum alleinigen Inhaber der Reichsregierung, zugleich aber zum Gegenstande des bittersten Hasses und Neides Anno's und vieler andern Fürsten gemacht. Wahrscheinlich in der Absicht, diese Feindschaften zu entwaffnen, entschloß sich Adalbert, die Regierung dem Könige selbst zu übergeben, noch ehe dieser das fünfzehnte Jahr vollendet. Vor der Reichsversammlung in Worms wurde Heinrich IV. am 29. März 1065 mit dem Schwerdte umgürtet und dadurch nach alter deutscher Sitte für volljährig erklärt. — Der erste Gedanke des Königs, nachdem er Herr seiner Entschlüsse geworden, war die Rache an dem Erzbischof von Köln; der Kaiserin Agnes indessen gelang es, ihn zu beschwichtigen.

Der Erzbischof von Bremen, wie zu erwarten gewesen, blieb nach wie vor der Mann des königlichen Vertrauens und eine Abstellung der gegen seine Regentschaft erhobenen Beschwerden konnte also nicht erwartet werden. Hochmuth, Eitel-

keit, Prunksucht, maßlose Verschwendung und eine entsprechende Habgier waren, neben manchen ausgezeichneten Eigenschaften, die hervorstechenden Charakterfehler Adalbert's. Die persönliche Eifersucht des durch ihn in Schatten gestellten Erzbischofs Anno, und die alte Feindschaft des Hauses der Billunger suchte und fand in jenen Fehlern die Hebel zum Sturze des Mannes, der die Entschlüsse des Königs beherrschte. Eine in Tribur, auf Anno's Betrieb, im Anfang des Jahres 1066 abgehaltene Fürstenversammlung zwang Heinrich IV. mit Anwendung von Waffengewalt und unter Androhung der Entthronung, den Erzbischof Adalbert zu entlassen, dem der König kaum das Leben retten konnte. Nach Bremen zurückgekehrt, wurde Adalbert von dem sächsischen Herzoge Ordulf, dem Sohne und Nachfolger Bernhard's II., welcher zwar nicht die bessern Eigenschaften seines Vaters, aber doch dessen Haß gegen den stolzen Erzbischof geerbt hatte, mit Feuer und Schwerdt angefallen, des größten Theils seiner Besitzungen beraubt, und in eine Armuth gestürzt, die ihn zu den härtesten Erpressungen trieb, durch welche er sich die Flüche seiner Zinsleute reichlich verdiente.

Mit dem Sturze Adalbert's brach auch das Missionswerk im Wendenlande zusammen, welches, unter dem eifrigen Beistande des Obotritenfürsten Gottschalk, von dem Bremer Erzbischof eine Zeit lang mit eben so großem Nachdruck wie scheinbar glänzendem Erfolge betrieben worden war. Gottschalk selbst und seine nächsten Anhänger, so wie viele Priester und Mönche, wurden erschlagen oder den slawischen Göttern geopfert. Mit dem Christenthum verschwand für eine lange Reihe von Jahren die deutsche Herrschaft aus dem Lande der Obotriten und der Wilzen, das zwar demnächst von einem sächsischen Heere unter dem Bischof von Halberstadt mit einem Rachezuge heimgesucht, aber nicht wieder unterworfen werden konnte.

Der Regierungsgewalt bemächtigte sich, nach Beseitigung Adalbert's, ein Fürstenrath, in welchem Erzbischof Anno die entscheidende Stimme hatte und dessen Beschlüssen sich der König stumm und scheinbar willenlos, aber mit tödtlicher Erbitterung im Herzen, fügte. Auf das Geheiß der fürstlichen Machthaber geschah es, daß Heinrich, der sich frühzeitig geschlechtlichen Ausschweifungen hingegeben, von denen man ihn durch die Ehe zurückzubringen hoffte, sich im Sommer 1066 mit der italienischen Fürstin Bertha vermählte, welcher er zwar durch seinen Vater schon seit elf Jahren verlobt, und die demgemäß am deutschen Hofe erzogen war, die aber durch den jetzt geübten Zwang zum Gegenstande seiner entschiedensten Abneigung wurde. Nach drei Jahren einer Scheinehe, während deren Heinrich zu einiger Selbstständigkeit gelangt war, gewann er den Erzbischof von Mainz, gegen das Versprechen einer großen Belohnung, für seinen dringenden Wunsch, von Bertha geschieden zu werden. Auch der Reichstag gab, wiewohl mit großem Widerstreben, seine vorläufige Zustimmung. Vom päpstlichen Stuhle aus aber erfolgte eine drohende Einsprache gegen dies Vorhaben, vor welcher der König zurückwich. Ohne der ihm aufgedrungenen Gemahlin die Liebe zuwenden zu können, deren sie im höchsten Grade würdig war, führte er von jetzt an mit ihr ein eheliches Leben.

Das Ansehen und der Einfluß des Erzbischofs Anno war um diese Zeit bereits so weit gesunken, daß Heinrich IV. dessen alten Nebenbuhler, den Erzbischof Adalbert von Bremen, den Freund und Rathgeber seiner früheren Jahre, wieder zu sich berufen und dadurch eine neue Stütze seiner Selbstständigkeit gewinnen konnte. Demnächst, 1069, entledigte ihn der Tod eines nicht minder gefährlichen weltlichen Machthabers, des Herzogs Gottfried, der zwar in letzter Zeit nicht in offener Feindseligkeit aufgetreten, aber durch zweideutige Haltung, in Italien sowohl wie in Deutschland, wo er sein lothringisches

Herzogthum nach dem Ableben des bisherigen Inhabers schließlich wieder erlangt hatte, ein vielfaches Hinderniß der freien Bewegung des Königthums gewesen war. Gottfried's gleichnamiger Sohn erster Ehe, der Bucklige beibenannt, verheirathete sich mit Mathilde, der Tochter seiner Stiefmutter Beatrix, und wurde dadurch scheinbar der Erbe der ganzen deutsch-italienischen Machtstellung seines Vaters; in Wirklichkeit jedoch blieb er auf die Herrschaft in Niederlothringen beschränkt, in welcher er sich als treuer Anhänger des Königthums erwies, während die Regierung von Toskana in die Hände von Beatrix und Mathilde überging, die mit weiblicher Leidenschaft zur Parthei des Papstes hielten.

In den nächstfolgenden Jahren bot sich dem Könige die Gelegenheit dar, Rache zu üben an einem der schlimmsten Feinde seiner Jugend, an Otto von Northeim, dem Herzoge von Baiern. Eines Mordplanes gegen Heinrich IV. von einem angeblichen Mitschuldigen angeklagt, wurde Otto, trotz lebhafter Unterstützung durch den Billunger Magnus, den Sohn des Herzogs Ordulf, nach hartnäckiger Gegenwehr gezwungen, sich dem Könige auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Heinrich nahm Otto von Northeim in Haft und entsetzte ihn des Herzogthums Baiern, das jetzt auf den Sohn des Markgrafen Azzo von Este und der letzten Fürstin des welfischen Hauses überging, auf deren Nachkommen sich der Welfenname bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. — Der Sturz Otto's von Northeim, seines Genossen bei dem zu Kaiserswerth an dem jungen Heinrich geübten Frevel, trieb auch Anno von dem öffentlichen Schauplatze hinweg, welchen er so lange beherrscht und auf dem er sich jetzt kaum noch sicher fühlen mochte; er verließ sein Erzbisthum und ging in ein Kloster. Nach dem Tode Adalbert's von Bremen freilich, 1072, kehrte Anno, auf das Verlangen der ihm befreundeten Reichsfürsten und ohne Zweifel wider Wunsch und Willen des Königs, nochmals an

den Hof zurück, um den erledigten Platz des Hauptes der Staatsverwaltung von Neuem einzunehmen, bald jedoch fand er seine Stellung unhaltbar und entsagte er derselben scheinbar freiwillig, ohne jedoch auf die fernere Theilnahme an den öffentlichen Geschäften durch heimliches Ränkespiel zu verzichten.

Heinrich IV. war inzwischen vollends zum Manne geworden und gedachte, endlich ganzen Ernst zu machen mit den königlichen Rechten oder Ansprüchen, die man ihm bisher mehr oder weniger verkümmert. Die demüthigenden Erlebnisse seiner frühen Jugend und der drückende Zwang, unter welchem er so lange gestanden, hatten seine Seele mit Bitterkeit, mit Argwohn und mit dem brennenden Verlangen erfüllt, sich hinterdrein schadlos zu halten für die erlittenen Beeinträchtigungen seiner Würde und seiner Freiheit. Er umgab sich mit einem Schwarm von Altersgenossen, deren übermüthiges Wort, inmitten eines ausgelassenen Lebens, mehr bei ihm galt, als die Stimme der Erfahrung und des reifen Urtheils. Söldnerschaaren, meistens in Schwaben angeworben, bildeten sein Geleite, hielten seine Burgen besetzt, waren die Werkzeuge seines ungeregelten Willens und machten durch ihre Zuchtlosigkeit die Anwesenheit des Königs zur Geissel für die Landschaften, denen dieselbe jeweils zu Theil wurde. Sein Mißtrauen richtete sich, und allerdings nicht ohne vielfachen guten Grund, insbesondere gegen die mächtigern unter den Reichsfürsten. Der Entsetzung des baierischen Herzogs folgte, auf geringfügige Veranlassung, die des Herzogs Berthold von Kärnthen; zwischen dem Könige und dem Herzog Rudolph von Schwaben, seinem Schwager, bestand eine Spannung, welche, ungeachtet der liebevollen Vermittelung der Kaiserin Agnes, früher oder später zum Bruch führen mußte; der Billunger Magnus, von Rechts wegen Nachfolger des inzwischen verstorbenen Herzogs Ordulf, wurde wegen seiner Betheiligung an der Sache Otto's von Northeim in

Haft gehalten, aus welcher ihn der König nur gegen Verzicht auf das sächsische Herzogthum entlassen wollte.

Durch diesen letzten Umstand wurde das zwischen dem fränkischen Königshause und den Sachsen von jeher bestehende Mißverhältniß auf die Spitze getrieben. So gefährlich dieser Gegensatz war, die Nachwirkungen der Vergangenheit und die gebieterischen Forderungen der Gegenwart machten ihn unvermeidlich. Mochte derselbe durch einzelne Fehlgriffe und Uebertreibungen unnöthig verschärft werden, der Hauptsache nach ging er mit Nothwendigkeit aus dem Verhängniß hervor, kraft dessen die Sachsen aufgehört hatten, der herrschende der deutschen Stämme zu sein, während sie doch immer noch der stärkste derselben waren.

Fast von Anbeginn des deutschen Reiches lag der Schwerpunkt desselben in Sachsen. Hier war der kriegerische Nerv Deutschlands. Dem königlichen Hause Heinrich's I. war Sachsen die Heimat, die Grundlage seiner Macht — dem Hause Konrad's II. die schwierigste, der Ueberwachung am meisten bedürftige Provinz. Wenn die sächsischen Kaiser von Haus aus tiefe Wurzeln in dem Boden ihres Stammlandes hatten, so waren ihre fränkischen Nachfolger durch augenscheinliche Gründe der Staatsklugheit genöthigt, dort auf jede Weise möglichst festen Fuß zu fassen. Hatten jene aus natürlicher Vorliebe in Quedlinburg und Magdeburg Hof gehalten, so verlegten diese ihre gewöhnliche Residenz aus einleuchtender Berechnung in den Mittelpunkt des Sachsenlandes, nach Goslar. Es galt, durch persönliche Anwesenheit unter der mißgünstigen Bevölkerung, Vorurtheile zu entwaffnen, Anhang zu gewinnen, den öffentlichen Geist zu beeinflußen und vor allen Dingen, der Macht der einheimischen Fürstengeschlechter, zumal des billung'schen Hauses, ein Gegengewicht zu geben.

Daneben wurden für den schlimmsten Fall auch die militairischen Sicherheitsmaßregeln nicht verabsäumt. Nächst der starken und prächtig ausgestatteten Harzburg, erhob sich auf den Abhängen des Harzes und des Thüringerwaldes eine ganze Reihe königlicher fester Plätze, angeblich zum Schutze gegen wendische Einfälle, in Wahrheit, um die Botmäßigkeit der Einwohnerschaft im Nothfall zu erzwingen. Eine unnöthige Erschwerung des Uebels war es allerdings, wenn bei dem Bau der königlichen Burgen die Frohndienste der benachbarten Bevölkerung in Anspruch genommen und wenn den, zumeist aus Oberdeutschland herangezogenen, Besatzungen derselben die rohesten Eingriffe in Eigenthums- und Familienrechte der Sachsen nachgesehen wurden. — Daß übrigens auch die kirchlichen Machtmittel der Krone in Sachsen dem Vortheile des Königthums dienen mußten, brachte der ganze Stand der Dinge mit sich, und trat besonders deutlich bei der Besetzung der sächsischen Bisthümer hervor, welche wo möglich den eifrigsten Anhängern des Königthums zu Theil wurden; so nicht bloß Bremen, das nach dem Tode Adalbert's den gleichgesinnten Liemar zum Erzbischof erhielt, sondern auch Osnabrück, Zeitz, Naumburg u. s. w., während allerdings manche andere sächsische Kirchenfürsten, wie die von Magdeburg und Halberstadt, zu den heftigsten Feinden der Krone gehörten.

Die Sachsen selbst ließen sich natürlicher Weise am wenigsten über die Bedeutung der gegen sie gerichteten königlichen Maßregeln täuschen, welche demnach, ganz abgesehen von den damit verbundenen Mißhandlungen, die Volksstimmung mehr und mehr verschlimmerten. Der König seinerseits, in der Ueberzeugung, daß er sich von den Sachsen bei erster Gelegenheit des Aeußersten zu gewärtigen habe, scheute sich nicht, nach dem äußersten und unverantwortlichsten aller Mittel zur Befestigung seiner Stellung zu greifen: in einer Zusammenkunft mit dem Dänenkönige Swen, so hieß es wenigstens und so

wurde allgemein geglaubt, warb er um dessen Bundesgenossenschaft gegen die Sachsen, unter dem Versprechen, dies und jenes Stück deutschen Landes an Dänemark abzutreten, namentlich Nordalbingien und die Grafschaft Stade.

Die Spannung der sächsischen Verhältnisse hatte bereits eine gefährliche Höhe erreicht, als im Sommer 1073 ein allgemeines königliches Aufgebot zum Reichskriege gegen die Polen erging, der von Sachsen aus unternommen werden sollte. In diesem Aufgebot, das seinen Anlaß von einem Einfalle der Polen in Böhmen nahm, argwohnten die Sachsen, mit oder ohne Grund, einen Anschlag auf ihre Unabhängigkeit, zu deren Vernichtung der König das Reichsheer in ihrem Lande, oder doch an dessen Gränzen, zusammenziehen wolle. Sofort traten die sächsischen Fürsten zusammen, um in Masse persönliche Einsprache gegen die Absichten Heinrich's zu erheben. Aus allen Theilen des Landes zogen sie mit großem Gefolge, angeblich auf den eigenen Ruf des Königs, nach Goslar. Heinrich jedoch, ohne Zweifel des Tages zu Tribur eingedenk, wo man ihm in ähnlichem Falle offene Gewalt angethan, ließ die in seinem Palaste versammelten Fürsten den ganzen Tag lang (29. Juni) vergebens auf den Empfang warten und entwich durch eine Hinterthür nach der Harzburg.

Ein solches Verfahren, des Königs selbst eben so sehr wie der Fürsten unwürdig, brachte den gährenden Zorn derselben zum Ausbruch. Leidenschaftliche Stimmen verlangten die unverweilte Aufkündigung der Lehenspflicht. Durch verständigen Zuspruch indessen wurden die empörten Gemüther so weit beschwichtigt, daß man sich selber Aufschub zugestand, zu ruhiger Berathung und umsichtiger Vorbereitung. Im Laufe des folgenden Monats sollte in Haldensleben Beschluß gefaßt werden.

Am anberaumten Tage und Orte wurde die verabredete Versammlung abgehalten. Auf die an das ganze sächsische

Volk ergangene Ladung fanden sich, neben einer großen Zahl weltlicher und geistlicher Fürsten, viele Tausende von Bauern in Haldensleben ein. Vor der ungeheuren Volksversammlung nahm zuerst Otto von Northeim von einem erhöhten Platze aus das Wort. In flammender Rede rief er auf zum bewaffneten Widerstande gegen die Tyrannei des Königs, welcher durch frevelhaften Mißbrauch seiner Gewalt alles Recht auf die Treue des Volkes verwirkt habe, und von dem noch Schlimmeres, als man bereits erduldet, zu erwarten sei, wenn man ihn länger gewähren lasse. Nach Otto sprachen der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof von Halberstadt und mehrere Grafen in dem nämlichen Sinne. Den stärksten Eindruck aber machten die Worte zweier Bauern, von denen der eine bezeugte, daß der König ihm ein Grundstück widerrechtlich genommen und der andere die Anklage gegen Heinrich erhob, daß er seine persönliche Freiheit angetastet. Die Versammlung schloß mit dem von allen Anwesenden, wiewohl von den Bischöfen nicht ohne Verwahrung ihrer geistlichen Amtspflichten, geleisteten Eidschwur, für Freiheit und Eigenthum gegenseitig einzustehen bis in den Tod.

Dem Worte folgte unmittelbar die That. Ganz Sachsen klirrte von Waffen und binnen weniger Tage waren sechzigtausend Kriegsmänner auf dem Wege nach Goslar. Ihnen vorauf ging eine Gesandtschaft, mit dem Burggrafen Meinfried von Magdeburg an der Spitze, welche dem Könige ein trotziges Entweder — Oder überbrachte: er solle die Burgen wieder abbrechen, die er in Sachsen gebaut, persönlich das Land räumen, das er, während eines langjährigen Aufenthalts (dessen Kosten der Bevölkerung mehr oder weniger zur Last fielen), fast aufgezehrt, seine nichtsnutzige Umgebung, insbesondere seine Kebsweiber fortschicken, als ein ordentlicher Ehemann mit seiner Frau leben u. s. w.; auf diese Bedingungen wurde ihm die Treue und der Dienst freier Männer

zugesagt, für den Fall der Weigerung hingegen Krieg auf Leben und Tod angekündigt.

Heinrich gab auf diese Forderungen eine Antwort, die einer verächtlichen Zurückweisung gleichkam; als aber das sächsische Volksheer vor Goslar erschien, brachte er sich wiederum nach der Harzburg in Sicherheit und begann er, durch Vermittelung Berthold's von Zähringen, zu unterhandeln, den er durch die Aussicht auf Wiedereinsetzung in das Herzogthum Kärnthen auf seine Seite gebracht. Berthold, ein Mann von verführerischer Beredtsamkeit, schlug den Sachsen vor, ihre Beschwerden an den Reichstag zu bringen, erhielt aber durch den Mund Otto's von Northeim die Antwort, daß es sich hier um eine rein sächsische Sache handle, die sich der Beurtheilung der übrigen Reichsstände entziehe und daß, wenn es dem Könige Ernst sei mit dem Wunsche der Versöhnung, er vor allen Dingen seine Burgen zu schleifen habe. Ein solches Zugeständniß jedoch konnte der König nicht über sich gewinnen und, um Streitkräfte zur Bekämpfung des Aufstandes zu sammeln, entwich er heimlich, mit wenigen Begleitern, aus der bereits umzingelten Harzburg. Nach dreitägigem Ritt durch unwegsame Wälder und in beständiger Todesgefahr, gelangte der König am 12. August auf hessischen Boden und damit in vorläufige Sicherheit. Zu Hersfeld sammelte er um sich mehrere der gegen Polen aufgebotenen Reichsfürsten, welche bereits in der Nähe standen. Er beschwor dieselben, ihm ihren Beistand gegen die Sachsen zu leihen, deren Empörung nicht bloß die Krone, sondern auch das Reich bedrohe und erniedrige, und vergaß in heftiger Gemüthsbewegung seine männliche und königliche Würde so weit, daß er sich ihnen flehend zu Füßen warf. Die Fürsten, unter denen Rudolf von Schwaben voranstand, wurden bis zu Thränen gerührt, suchten und fanden indessen gleichwohl Ausflüchte. Die vorhandene Streitmacht, hieß es, sei nur auf einen Feldzug nach Polen berechnet,

den Sachsen aber keineswegs gewachsen. Schließlich wurde festgesetzt, daß im Anfange des Oktober ein größeres und besser gerüstetes Reichsheer zur Bekämpfung des sächsischen Aufstandes an der Fulda zusammengezogen werden solle. Dagegen mußte sich der König dazu verstehen, den Herzog Magnus freizugeben, dessen persönliche Sache die Reichsfürsten alle Ursache hatten, als ihre eigene Angelegenheit anzusehen und zu betreiben.

Die somit für die Sachsen gewonnene Zeit wurde von denselben eifrig ausgenützt. Sie vertrieben die Anhänger des Königs, namentlich den Erzbischof Liemar von Bremen und die Bischöfe von Osnabrück, Zeitz u. s. w. aus dem Lande, bemächtigten sich der königlichen Güter, und gewannen die Bundesgenossenschaft der Thüringer, die sich Heinrich auf das Bitterste dadurch verfeindet, daß er sie zu Gunsten des Erzbischofs Siegfried von Mainz, dessen Beistand er zu verschiedenen persönlichen Zwecken suchte, dem Zehnten unterworfen, von welchem sie von jeher frei gewesen. Nach gemeinschaftlichem Plane wurden die Zwingburgen in Sachsen und Thüringen angegriffen, und mehrere derselben binnen Kurzem genommen und zerstört. Die königliche Hauptveste jedoch, die Harzburg, war für die Angriffsmittel der Belagerer zu stark und ihre Besatzung, obgleich nur 300 Mann zählend, machte sich durch verwegene Ausfälle und Beutezüge zum Schrecken des benachbarten Goslar und der Umgegend.

Von den Reichsfürsten im Stiche gelassen, rief Heinreich, laut des oben erwähnten Vertrages, den Beistand des Königs von Dänemark an und versuchte er zugleich, den heidnischen Landesfeind, die Wilzen, gegen die Sachsen in Waffen zu bringen. Die Schmach jedoch, welche er damit auf sich lud, blieb nutzlos. Der König Swen erschien zwar mit einer Flotte an der sächsischen Küste, mußte jedoch ohne Schwertstreich nach seinen Inseln zurückkehren, weil seine Mannschaft

sich weigerte, gegen die Sachsen, ihre langjährigen Waffenbrüder in den Wendenkriegen, zu fechten; die Wilzen ihrerseits wurden durch die Aufforderung Heinrich's in zwei feindliche Partheien gespalten, deren blutige Zwietracht sie nach außen hin gänzlich lähmte.

Inzwischen kam es zu neuen Ausgleichsverhandlungen mit den Sachsen, welche von königlicher Seite durch mehrere weltliche und geistliche Machthaber geführt wurden, die ihren Auftraggeber schließlich verriethen. Nach langer Berathung nämlich wurden die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Anno von Köln, die Herzoge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen und eine Anzahl anderer Reichsfürsten mit den Sachsen dahin einig, daß Friede und Ruhe im Lande nur wiederhergestellt werden könne durch die Absetzung Heinrich's. Von den Sachsen wurde Otto von Northeim als sein Nachfolger ins Auge gefaßt, während die Oberdeutschen Rudolf von Schwaben auf den Thron zu heben gedachten. Die Verschwörung war dem Ausbruche nahe, als der König, von allen Andern verlassen, bei den rheinischen Städten Hülfe suchte und fand.

Die Bürgerschaft derselben, im Laufe der Zeit zu Wohlstand und Selbstgefühl gelangt und zu beträchtlicher Zahl herangewachsen, begann den Druck des geistlichen Regiments zu fühlen, das von Straßburg bis nach Köln auf den meisten der rheinischen Städte lastete. Die Feindseligkeit ihrer Bischöfe gegen den König war ihnen ein Beweggrund zur Begünstigung desselben. Eine schwere Krankheit, welche Heinrich, inmitten des noch nicht offenen, aber doch unzweifelhaften Abfalls der Mehrzahl der großen Reichsfürsten in Ladenburg am Neckar durchzumachen hatte, mochte ihm überdies lebhafte menschliche Theilnahme innerhalb der benachbarten Bürgerschaften gewinnen, und als er, wider Erwarten rasch genesen, auf der Reise nach Mainz, wo es galt, den von dem Erzbischof Sieg-

fried vorbereiteten entscheidenden Schlag abzuwehren, vor Worms erschien, und der dortige Bischof Befehl gab, ihm die Thore zu schließen, da erhoben sich die Wormser einmüthig gegen den Bischof, trieben ihn fort und empfingen den König in Wehr und Waffen mit lautem Jubel und mit dem feierlichen Versprechen, seiner Sache Gut und Blut zu widmen. Und zum Beweise, daß diese Zusage keine leere Redensart war, wurde sofort eine beträchtliche Geldsumme aufgebracht und dem Könige überreicht.

Das Beispiel von Worms wirkte den Rhein entlang, bis nach Köln hinunter, anregend auf den bürgerlichen Geist, entmuthigend auf die fürstlichen Widersacher des Königs, die jetzt ihren Mainzer Anschlag aufgaben. Gleichwohl fand Heinrich kein williges Gehör für Vergleichsvorschläge auf einem Fürstentage in Oppenheim, obgleich er, mißtrauisch gegen die unverhoffte Wendung des Glücks, und seiner fortdauernden Schwäche sich bewußt, in den demüthigsten Formen seine Fehler bekannte, mit seiner Jugend entschuldigte und Besserung versprach.

Wurden auch von anderer Seite her keine offene Feindseligkeiten gegen Heinrich unternommen, so dauerte doch der sächsisch-thüringische Aufstand ungeschwächt fort und wurden die königlichen Burgen in Sachsen und Thüringen ohne Nachlaß auf das Aeußerste bedrängt. Immer noch wußte der König sich und den Seinigen so wenig zu helfen, daß er die Erzbischöfe von Mainz und Köln, trotz ihres erst unlängst bei gleichem Anlaß an ihm begangenen Verraths, zum zweiten Male als Friedensunterhändler nach Sachsen schickte. Die Sachsen jedoch wollten von keinem Ausgleich reden hören, sondern nur bewilligen, daß die schwebende Sache vor den Reichstag gebracht und von diesem, unter Anhörung Heinrich's selbst, entschieden werde — ein Auskunftsmittel, bei dessen Anwendung, nach Lage der Dinge, die Verurtheilung des Königs gewiß war.

Auf diese Nachricht entschloß sich Heinrich, das Glück der Waffen zu versuchen, in welchem seine letzte Rettung zu liegen schien. Im strengsten Winter und mit einem eilig zusammengerafften Heere von nur 6000 Mann, brach er von Worms nach Sachsen auf. Binnen sieben Tagen erreichte er die Werra, an deren anderm Ufer eine weit überlegene sächsische Streitmacht gelagert war. Nochmals betrat der König den Weg der Unterhandlungen; die Sachsen aber steigerten ihre alten Forderungen vielmehr, als daß sie davon nachgelassen hätten. Mit der Erklärung, daß er lieber untergehen wolle, als sich entehren, traf Heinrich nunmehr Anordnungen für die Schlacht. Der größere Theil seines Heeres jedoch, von Kälte und Mangel erschöpft, unter unzuverlässigen Führern, versagte den Dienst.

Da verstand sich der König dazu, Alles zu bewilligen, was die Sachsen verlangten: Schleifung der Burgen, Straflosigkeit für alle bisherigen Widersacher des Königs, namentlich die Erzbischöfe von Mainz und Köln und den Herzog Rudolf von Schwaben, Wiedereinsetzung Otto's von Northeim in das ihm entrissene Herzogthum Baiern, Wiederherstellung der Zehntfreiheit der Thüringer. Dazu kam nachträglich noch, für den Fall, daß der König den Vertrag brechen sollte, die Androhung der bewaffneten Selbsthülfe und die Hinweisung auf das Recht des Reichstages, im Nothfalle die Absetzung des Königs auszusprechen. Aber noch im letzten Augenblicke drohte die Unterhandlung an einer neuen Klippe zu scheitern. Die Masse des sächsischen Heeres verweigerte die Zustimmung zu der getroffenen Uebereinkunft; die sächsischen Bauern bestanden auf der Entthronung des Königs und auf der Wahl Otto's von Northeim zu seinem Nachfolger. Nur mit großer Anstrengung wurde der Widerspruch des großen Haufens durch die Fürsten zum Schweigen gebracht und am 2. Februar 1074 erfolgte zu Gerstungen der Abschluß des Vertrags, der die

empfindlichste Niederlage beurkundete, die das deutsche Königthum noch jemals erlitten.

Heinrich begab sich nach Goslar, wo er, des unmittelbaren Zwanges entledigt, nach neuen Ausflüchten suchte. Er verlangte Aufschub für die Erfüllung der von ihm angenommenen und beschwornen Bedingungen und nochmalige Prüfung derselben durch den Reichstag. Die sächsischen Fürsten, denen der Volkswille bereits über den Kopf zu wachsen drohete und die deshalb der Wiederannäherung an das Königthum zuneigten, zeigten sich willfährig, die Bauern hingegen beharrten unerbittlich auf dem Buchstaben der Gerstunger Vereinbarung. Eine zahllose bewaffnete Menge umlagerte den königlichen Palast, drang in denselben ein und verlangte, unter den wildesten Drohungen, die unverweilte Zerstörung der Burgen. Heinrich widerstand bis zum Aeußersten, und erst als seine zuverlässigsten Freunde und Rathgeber ihn bestürmten, sich in das Unvermeidliche zu fügen, willigte er ein, daß mit dem Abbruch der Harzburg der Anfang gemacht werde. Diese Arbeit wurde indessen der Art betrieben, daß das Mißtrauen der Sachsen wach blieb, und kaum hatte der König Goslar verlassen, um nach Worms zurückzukehren, als sie sich selbst an das Werk der Zerstörung machten. Unter ihren Händen verschwanden nicht blos die Mauern und Thürme der Harzburg bis auf den Erdboden, sondern auch von dem königlichen Palaste und von der Kirche blieb kein Stein auf dem andern; ja sogar die königliche Familiengruft wurde zertrümmert und geschändet.

Damit war denn freilich mehr geschehen, als sich rechtfertigen, als sich entschuldigen, als sich, nach den Begriffen und Gewohnheiten der Zeit, verzeihen ließ. Das Volk bejubelte die eigene That, mit welcher es der königlichen Herrschaft im Sachsenlande für immer ein Ende gemacht zu haben meinte, während die Fürsten, in Voraussicht der unausbleib-

lichen Folgen des begangenen Frevels, sofort eine Gesandtschaft an den König schickten, um sich gegen jede Mitverantwortlichkeit für denselben zu verwahren und jede in ihren Kräften stehende Genugthuung dafür anzubieten. Heinrich aber antwortete mit kalter Abweisung und brütete Rache.

Wirksame Mittel zum Zweck waren ihm durch den Vertrag zu Gerstungen selbst in die Hände gespielt. Schon daß dieser von den Sachsen eigenmächtig abgeschlossen worden, ohne Mitwirkung der oberdeutschen Fürsten, ihrer bisherigen, wenn nicht offenen, so doch heimlichen Bundesgenossen, mußte von diesen wie eine Beleidigung aufgenommen werden. Noch schlimmer war, daß der Inhalt des Vertrags mehrere der mächtigsten unter diesen Fürsten in ihren Interessen tief verletzte, namentlich den Herzog Rudolf von Schwaben, der sich in seiner Hoffnung auf die Krone betrogen und überdies durch die für ihn ausbedungene Straflosigkeit bloßgestellt sah, den Herzog Welf von Baiern, der mit dem Verlust seines Landes zu Gunsten Otto's von Northeim bedroht war, den Erzbischof von Mainz, welcher den kaum gewonnenen Thüringer Zehnten wieder verlieren sollte. Dazu kam denn, um Heinrich gegen die Sachsen vollends in Vortheil zu setzen, die Kirchenschändung und Heiligthumsentweihung auf der Harzburg, welche manchem der bisherigen Widersacher Heinrich's einen frommen Beweggrund oder Vorwand gab, die früheren Versündigungen an dem Königthum durch neue Beweise dienstwilliger Lehenstreue auszuwetzen.

Durch dringende Hülferufe und lockende Versprechungen des Königs Salomo, seines Schwagers und Lehensmanns, wurde Heinrich im Sommer 1074 zu einem Feldzuge nach Ungarn veranlaßt, welcher, mit schwachen Streitkräften unternommen, thatenlos verlief und dem vertriebenen Salomo nicht wieder zu seinem Throne verhalf. Im folgenden Jahre rief Heinrich ganz Deutschland in Waffen, zur Erneuerung des

Krieges gegen die Ungarn, wie es hieß. Dies Mal aber war es auf die Sachsen abgesehen. Mit einem Diensteifer ohne Gleichen sammelten sich Schwaben, Baiern, Franken, Lothringer, mit ihren weltlichen und geistlichen Fürsten, unter der Fahne des Königs. Auch aus Böhmen kam zahlreicher Zuzug. Seit Menschengedenken hatte man kein stattlicheres Heer gesehen. Die Sachsen ihrerseits, nachdem ihre wiederholten Bittgesuche um friedlichen Ausgleich schroff zurückgewiesen, oder durch unannehmbare Vorbedingungen vereitelt waren, brachten gleichfalls eine gewaltige Streitmacht ins Feld. Bei Hohenburg an der Unstrut, in der Nähe von Langensalza, stieß der König unvermuthet auf die Sachsen, die sich während der Rast bei Schmaus und Spiel überraschen ließen. Nur halb gerüstet stürzten sie in die Schlacht, zuerst auf die Schwaben, welche auf eigenes Verlangen, nach altem Herkommen, wie sie behaupteten, im Vordertreffen standen, und nachdem dasselbe gesprengt war, auf die Baiern. Der alte Ruf des sächsischen Schwerdtes bewährte sich furchtbar im Kampfe von Mann gegen Mann, unter den Streichen der sächsischen Reiter, Otto von Northeim voran, fiel eine Menge der besten Männer des Reichsheers, und fast war der Tag für die Sachsen gewonnen, als das Einrücken der auf dem Marsche verspäteten Lothringer und Böhmen in die Schlachtlinie den Ausschlag gegen dieselben gab. Die Reiterei rettete sich in wilder Flucht, das Fußvolk wurde zu Tausenden abgeschlachtet. — Mit Mord und Brand, inmitten dessen sich die Böhmen durch unaussprechliche Gräuel hervorthaten, drang das königliche Heer in Sachsen ein, und nicht eher ließ Heinrich ab von der Verwüstung des Landes, als bis der Mangel an Lebensmitteln ihn zum Rückzug zwang; zugleich mit der Entlassung der königlichen Mannschaft jedoch erfolgte deren Wiedereinberufung für den Oktober, zur Fortsetzung des Kriegs nach der Ernte.

Die Sachsen waren geschlagen, aber nicht überwunden,

die erlittene Niederlage jedoch brachte bittere Zwietracht unter sie, und während auf der einen Seite der wildeste Widerstand betrieben, die Wahl eines sächsischen Königs, oder auch die Auswanderung in Masse über die Elbe vorgeschlagen wurde, verlangte der große Haufe, wie früher den Krieg, so jetzt den Frieden um jeden Preis.

Ein unverhoffter Glücksfall setzte Heinrich in Stand, die Rüstungen für den beabsichtigten Herbstfeldzug mit außergewöhnlichem Nachdruck zu betreiben. Der Großfürst Swätoslaw von Kiew schickte dem König eine beträchtliche Geldsumme, um ihn von der Einmischung in die russischen Thronstreitigkeiten abzuhalten, in deren Folge Swätoslaw's Bruder, Demetrius, aus dem Lande vertrieben war und seine Zuflucht zu Heinrich genommen hatte. Dieser fand, den Sitten und Begriffen der Zeit gemäß, kein Bedenken, das russische Geld anzunehmen und die Sache seines Schützlings, mit der es ihm freilich wohl überhaupt kein Ernst sein konnte, fallen zu lassen.

Der Sammelplatz des Reichsheers für den Herbstfeldzug war Gerstungen. Zur vorausbestimmten Zeit fand sich die Mehrzahl der Reichsfürsten mit ihrer Mannschaft ein, die Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthen aber sagten ab. Es reue sie, ließen sie den König wissen, des vergossenen Bluts, und sie wollen keine neue Mitverantwortlichkeit für die Unbarmherzigkeit Heinrich's auf sich nehmen. — Der wahre Grund dieser Weigerung indessen mochte vielmehr in der Unlust zu suchen sein, der rasch aufsteigenden königlichen Macht auf eigene Kosten und Gefahr neue Dienste zu leisten.

Da sich Heinrich in Gerstungen, trotz des Ausbleibens der oberdeutschen Herzoge, von einer hinlänglichen Streitmacht umgeben sah, so beantwortete er die inzwischen an ihn gelangten sächsischen Friedensgesuche beharrlich mit der Forderung der Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Gegen dieses Ansinnen sträubten sich die Fürsten, welche die Rache des

Königs am meisten zu fürchten hatten, mit aller Kraft, und erst als die beiden feindlichen Heere bei Sondershausen wieder Angesicht in Angesicht standen, wurde ihr Widerstand endlich dadurch überwunden, daß der Herzog Gottfried von Lothringen, der Erzbischof von Mainz und andere Große des Reichs, wahrscheinlich mit Zustimmung Heinrich's, die Bürgschaft dafür übernahmen, daß es dem Könige mit jener Forderung bloß um die Wahrung seiner Würde zu thun sei, und daß in Folge ihrer Annahme Niemand an Leben, Freiheit und Eigenthum geschädigt werden solle.

Auf diese Zusicherung stellten sich die Sachsen ohne Waffen und barfuß im königlichen Lager, und baten, im Angesichte des ganzen Heeres, um Gnade. Heinrich aber brach das in seinem Namen gegebene Wort des Herzogs Gottfried und des Mainzer Erzbischofs, nahm die weltlichen und geistlichen Fürsten der Sachsen, den Herzog Magnus, seinen Oheim Hermann, Otto von Northeim, den Pfalzgrafen Friedrich u. a. in Haft und vertheilte einen großen Theil ihrer Besitzungen an seine Getreuen. Nur einer der sächsischen Häuptlinge und zwar der bisher gefährlichste Widersacher Heinrich's, Otto von Northeim, wurde binnen Kurzem wieder in Freiheit gesetzt und sogar zum königlichen Statthalter in Sachsen gemacht, mit der Verpflichtung, die zerstörten Burgen neu aufzubauen und scharfes Regiment zu üben über sein niedergeworfenes Volk. — Herzog Wratislaw von Böhmen erhielt, als Lohn für die dem Könige geleisteten Dienste, auf Kosten der mißliebigen markgräflichen Familie von Meißen, die Lausitz, die zwar für dies Mal nicht lange bei Böhmen blieb, später jedoch wiederholt und für längere Zeit diese Verbindung erneuerte, kraft deren sie die letzte Zufluchtsstätte des Wendenthums auf deutschem Boden geblieben ist.

Die letzten Tage des Jahres 1075 brachten ein Ereigniß, welches der König alle Ursache hatte, als eine weitere Gunst

des Schicksals anzusehen: den Tod des Erzbischofs Anno von Köln, welchen Heinrich seit seiner Kindheit mit gutem Grunde eben so sehr gefürchtet wie gehaßt. So sehr, daß er ihn allein von der persönlichen Theilnahme an dem Sachsenkriege entband, zu welcher alle übrigen Reichsfürsten, und manche trotz der triftigsten Entschuldigungsgründe, herangezwungen wurden. Anno's letzte That war vielleicht die verdienstlichste seines ganzen Lebens: eine dringende Verwendung für die Sachsen. — Die Stadt Köln, welche ihn heute als ihren Schutzheiligen verehrt, hatte ihn kurz vor seinem Tode wegen unerträglicher Tyrannei vertrieben und war, nachdem er sich mit gewaffneter Hand derselben wieder bemächtigt, durch seine unversöhnliche Rache entvölkert und in tiefen Verfall gebracht.

Aus der hülflosesten Lage war Heinrich IV. binnen wenig mehr als Jahresfrist auf die Höhe der königlichen Macht emporgestiegen. Hatte das Glück seinen Antheil an diesem Wechsel, so verdankte ihn der König doch der Hauptsache nach sich selbst, seiner Staatskunst sowohl, wie seiner Regsamkeit, seiner Kühnheit, seiner zähen Beharrlichkeit — Eigenschaften, welche, obgleich sie augenscheinlich nicht von Seelengröße getragen wurden, bei einem Fürsten mit der Vergangenheit Heinrich's, von einer bedeutenden Naturkraft zeugten, welche dem drückendsten Mißgeschick widerstanden und die durch frühzeitige Selbstverwüstung nicht erschöpft worden.

Die langjährige Zerrüttung der deutschen Reichsgewalt, die dem starken Regimente Heinrich's III. gefolgt war, hatte den staatlichen Verband zwischen Deutschland und Italien beinahe gänzlich aufgelöst. Die Normannen übten jetzt eine unbestrittene Herrschaft in Unteritalien, während in Mittel- und Oberitalien die markgräflichen Häuser von Toskana, Este, Susa,

Montferrat und andere grundherrliche Familien, sich, wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach, völlig unabhängig vom Reiche gemacht. Rom seinerseits stand freilich noch nicht sicher auf eigenen Füßen, wußte sich aber, kräftig gestützt insbesondere von den Markgräfinnen Beatrix und Mathilde, zwischen den italienischen Mächten in einer gewissen freien Schwebe zu erhalten, welche ihm die Anlehnung an das Reich entbehrlich machte.

Als Papst Alexander II. im Jahr 1073 starb, war Hildebrand, der seit Jahrzehnten die Seele der Kurie gewesen, dessen, so zu sagen geborner, Nachfolger. Das römische Volk hob ihn im Sturm auf den Stuhl Petri, noch bevor das Kardinalskollegium gesprochen. Hildebrand jedoch, in Gemäßheit der Beschlüsse des unter Nikolaus II. abgehaltenen römischen Concils von 1059, wiewohl im unzweifelhaften Widerspruch mit seinen später bewährten Grundsätzen, weigerte sich, die päpstliche Weihe anzunehmen, bevor er die Bestätigung des deutschen Königs erlangt habe. Heinrich ertheilte ihm dieselbe durch eine besondere Gesandtschaft, trotz des lebhaften Widerspruchs der deutschen Bischöfe, welche die Papstwahl, wegen des Mangels der vorgängigen königlichen Zustimmung, als nichtig angesehen wissen wollten. —

Der neue Papst, Gregor VII., begann sein Regiment mit scharfen Maßregeln gegen die schon oft verurtheilte und doch niemals beseitigte Simonie und gegen die Priesterehe, welche von Päpsten und Kirchenversammlungen zwar wiederholt gemißbilligt, bisher aber, als ein unvermeidliches Uebel, immer geduldet und demgemäß in der ganzen Christenheit im Schwange war. So wenig Einwand von irgend einer Seite her gegen die strengen Gesetze erhoben wurde, durch welche Gregor dem Schacher mit geistlichen Aemtern ein Ende zu machen suchte, so heftig und allgemein war der Widerspruch gegen das unbedingte Verbot der Verheirathung der Geistlichen, welches

viele Tauſende von Familien mit Auflöſung oder Elend bedrohete, namentlich in Deutſchland, deſſen erſter Kirchenfürſt, der Erzbiſchof von Mainz, auf einer Synode in Erfurt, bei dem Verſuche, dieſes Verbot in Kraft zu ſetzen, kaum dem Tode durch die Hände der empörten Prieſterſchaft entging.

Nachdem der Papſt ſich auf dieſe Weiſe mit einem großen Theil der Geiſtlichkeit aller chriſtlichen Länder verfeindet, trat er mit einem nicht minder kühnen Schritte den Königen entgegen. Biſchöfe und Aebte wurden, ſeitdem ſie Lehenträger der Krone geworden, in Uebereinſtimmung mit den allgemeinen und durchgreifenden Gewohnheiten des damaligen öffentlichen Rechts, vom Könige ernannt und eingeſetzt. Die deutſchen Könige übten dieſe Befugniß von Alters her ohne allen Widerſpruch, in Deutſchland ſelbſt nicht nur, ſondern, im Namen der lombardiſchen Krone, auch in Italien, deſſen Biſchofsſtühle ſehr häufig mit Deutſchen und insbeſondere mit Beamten der königlichen Kanzlei beſetzt, und damit zu wichtigen Trägern des deutſchen Einfluſſes in Italien gemacht wurden.

Dieſes bisher unbeſtrittene Recht nun und die ſymboliſche Ausübung deſſelben durch die Verleihung von Ring und Stab, die Inveſtitur genannt, wagte Gregor in einer 1075 abgehaltenen Synode den weltlichen Machthabern abzuſprechen — ein Unternehmen, deſſen Gelingen an und für ſich außerhalb aller Wahrſcheinlichkeit lag und durch mancherlei beſondere Umſtände der Zeit und der Lage vollends unmöglich gemacht zu werden ſchien. Denn nicht genug damit, daß Gregor nimmermehr auf die bereitwillige und kräftige Unterſtützung der Geiſtlichkeit rechnen konnte, deren große Menge er durch das Verbot der Prieſterehe in leidenſchaftliche Aufregung verſetzt, hatte er in Rom ſelbſt keinen zuverläſſigen örtlichen Stützpunkt, war das frühere gute Einverſtändniß mit ſeinen wichtigſten Nachbarn, den Normannen, bereits in bittere Feindſchaft umgeſchlagen, und ſtand er mit der Lombardei, nachdem

dort die Pataria neuerdings unterlegen, auf offenem Kriegsfuß. Dazu kam ein heftiges Zerwürfniß mit dem Könige Philipp von Frankreich und die gerade in dem Augenblicke erfolgte Wiederherſtellung der Macht des deutſchen Königthums, wo der Papſt nach einem der wichtigſten Rechte deſſelben die Hand ausſtreckte: die einzige wirkſame Bundesgenoſſenſchaft, auf welche der Papſt bei ſeinem Unternehmen mit Sicherheit zählen konnte, war die zweier Weiber, der Markgräfinnen Beatrix und Mathilde von Toskana.

Gregor aber, ſeitdem er den Stuhl Petri inne hatte, ſchreckte vor keiner Schwierigkeit oder Gefahr mehr zurück. So lange er bloß neben dem Papſte geſtanden, war er, der weltlichen Macht gegenüber, mit Vorſicht und Mäßigung zu Werke gegangen und hatte er deren althergebrachten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten nicht bloß ohne Widerſpruch gelten laſſen, ſondern auch in wichtigen Fällen, namentlich im Punkte des Erforderniſſes der vorgängigen Zuſtimmung des Königs zur Papſtwahl, ausdrücklich anerkannt. Sobald er aber ſich ſelbſt an die Spitze der Kirche geſtellt ſah, wurde es ihm zum eigentlichen Lebensberuf, der Kirche nicht nur innerhalb ihres eigenen Gebietes die vollkommenſte Unabhängigkeit zu erringen, ſondern auch die ſeit Jahrhunderten in den Köpfen des römiſchen Prieſterthums ſpukende Lehre des falſchen Iſidor von der unbeſchränkten Machtvollkommenheit des Papſtthums, in weltlichen eben ſo wohl wie in geiſtlichen Dingen, zum geltenden Geſetze zu machen. Obgleich ſelbſt Papſt, glaubte er aufrichtig und felſenfeſt an die päpſtliche Statthalterſchaft Gottes auf Erden, aus welcher ſich dann allerdings die unbedingte Herrſchaft des Nachfolgers Petri über Könige und Völker ganz von ſelbſt ergab, wiewohl die Kirche bis dahin dieſen äußerſten Folgeſatz aus jenem oberſten Princip ihrer Verfaſſung kaum jemals laut und offen auszuſprechen gewagt hatte. Papſtthum und Königthum, erklärte Gregor,

verhalten sich wie Sonne und Mond; der Papst habe seine Macht, wie die Sonne ihr Licht, unmittelbar von Gott, der König nur vermöge Verleihung durch den Papst, wie der Mond nur mit geborgtem Lichte leuchte. Im Dienste seiner Ueberzeugung stand Gregor ein eiserner Wille zu Gebot, kraft dessen er über seine Umgebung eine dämonische Gewalt ausübte und selbst weit überlegene Geister und edlere Naturen unterjochte. Sie mochten ihn verabscheuen, aber sie zitterten und gehorchten diesem „Satan", wie ihn der Mönch und Diplomat Pater Damiani nennt, einer der weisesten, ehrenhaftesten und frömmsten Männer der Zeit, welcher selbst das Joch Hildebrand's viele Jahre lang mit tiefinnerster Empörung getragen, und jeweilige Befreiung von demselben nur durch die Flucht in sein abgelegenes Kloster gefunden, aus welchem ihn der römische Geisterbanner dennoch mehrmals wieder in seinen Zauberkreis herein beschwor. Eine Verkörperung von Herrschsucht und Priesterstolz, war er vielleicht auch nicht frei von einer gewissen Rachsucht des geborenen Plebejers gegen Diejenigen, welche der Zufall der Geburt auf die Höhen des Lebens gestellt hat, und suchte und empfand er in der eigenen Erhebung über die Häupter der Könige und Fürsten jeden Falls auch eine Befriedigung seines persönlichen Selbstgefühls. Daß er dabei zugleich der ehrlichen Meinung und Absicht war, durch seine oberste Gewalt auch dem Völkerglück die besten Dienste zu leisten, ist unzweifelhaft. Mit Geistesfähigkeit und Urtheilskraft nicht über das für seine Entwürfe unentbehrlichste Maß ausgestattet, ergänzte er, was ihm an jenen Eigenschaften fehlen mochte, durch seine unvergleichliche Thätigkeit.

Zwischen dem deutschen Könige und Gregor bestand von Anbeginn seines Papstthums eine gewisse Spannung, welche vielmehr von dem instinktartigen Bewußtsein des unversöhnlichen Gegensatzes der beiderseitigen Stellungen ausgehen mochte, als von einigen vorhandenen unbedeutenden Streitpunkten. Die

Frage von der Investitur führte zum Bruch. Unbekümmert um die päpstliche Entscheidung derselben, besetzte Heinrich in hergebrachter Weise mehrere Abteien und Bisthümer in Deutschland und Italien. Darauf hin richtete Gregor ein beleidigendes und drohendes Schreiben an den König, welches demselben durch eine päpstliche Gesandtschaft am Neujahrstage 1076 zu Goslar überreicht und durch noch anmaßendere mündliche Mittheilungen erläutert wurde. Der König solle, verlangte der Papst gebieterisch, einige ihm namhaft gemachte Räthe entlassen, die einen übeln Einfluß auf ihn ausüben, zum Gehorsam gegen die Kirche zurückkehren und Buße thun für seine Versündigung gegen dieselbe: wo nicht, werde bei der bevorstehenden Fastensynode in Rom Bann und Absetzung gegen ihn ausgesprochen werden.

Die Ueberbringer dieser Botschaft wurden, wie nicht anders zu erwarten, mit Schimpf vom Hofe verwiesen, und Heinrich traf sofort Anstalt, dem Streiche zuvorzukommen, der von Rom aus gegen ihn geführt werden sollte. Schon am 24. Januar versammelte er in Worms ein deutsches Nationalconcil, welches einstimmig und mit Namensunterschrift aller Theilnehmer Gregor den Gehorsam kündigte, der überhaupt nicht rechtmäßig, weil mit Verletzung der von ihm selbst abgefaßten und beschworenen Wahlordnung von 1059 und insbesondere ohne vorgängige Genehmigung des Königs, auf den Stuhl Petri gelangt sei, und denselben hinterdrein durch Uebermuth, frevelhafte Neuerungen, so wie durch die gröbsten Sünden und Laster, insbesondere auch durch ein ehebrecherisches Verhältniß mit der Gräfin Mathilde, geschändet habe. Ein in entsprechendem Tone abgefaßtes Schreiben des Königs an den „falschen Mönch Hildebrand" forderte denselben auf, herabzusteigen von dem angemaßten Sitze und einem Würdigern Platz zu machen. Zugleich erging ein königlicher Brief an die Römer mit der Aufforderung, den Papst, wenn nöthig, gewaltsam

abzusetzen, dabei aber seines Lebens zu schonen, welches nach seinem Sturze eine schlimmere Strafe für ihn sein werde, als der Tod.

Dieser Brief brachte entweder gar keine, oder eine seinem Zweck entgegengesetzte Wirkung hervor. Gerade in den jüngsten Tagen hatte ein, während der nächtlichen Feier des Weihnachtsfestes, von einer römischen Adelspartei gegen Gregor, unternommener mörderischer Ueberfall den Papst auf die Höhe der Volksgunst gehoben, so daß die königliche Gesandtschaft, welche demselben, vor einem zahlreichen im Lateran versammelten Concil, die Beschlüsse der Wormser Kirchenversammlung und das königliche Begleitschreiben überbrachte, ihren Auftrag nur mit der äußersten Lebensgefahr vollziehen konnte und von Gregor mit seinem Leibe gegen die auf sie gezückten Schwerter gedeckt werden mußte — freilich nur, um hinterdrein auf seinen Befehl in den Kerker geworfen, auf die Folterbank gelegt und dem Hohne des Pöbels zur Schau gestellt zu werden.

Die Antwort Gregor's auf die ihm gewordene Botschaft des Königs war die, in Form eines schwunghaften Gebetes an den Apostel Petrus, vor dem Concil ausgesprochene Verfluchung und Absetzung desselben, unter Entbindung aller Christen von den ihm geleisteten oder noch zu leistenden Eiden. Die Theilnehmer an der Wormser Synode und die lombardischen Bischöfe, welche den Beschlüssen derselben sofort zugestimmt, wurden ihrer Aemter enthoben und von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen.

Damit war denn der zwiefache Anspruch auf die Weltherrschaft, welcher seit langer Zeit wie ein schleichendes Gift in den Gliedern des europäischen Körpers gelegen, zur Krisis gediehen. Nachdem die beiden Inhaber jenes Anspruchs, das Kaiserthum und das Papstthum, im Interesse desselben Jahrhunderte lang gemeinschaftliche Sache mit einander gemacht, und sich gegenseitig nach Kräften ausgenutzt hatten, lag der

geborne Anwärter des Kaiserthums jetzt mit dem Papste im Kriege auf Leben und Tod. Der von Anbeginn unvermeidliche Zusammenstoß war thatsächlich herbeigeführt, ja erzwungen, durch den Papst. Mochte Gregor mit gutem Grunde Anstoß nehmen an der Ernennung der Bischöfe durch den König, so war es doch für den König eine staatsrechtliche und politische Unmöglichkeit, sich von der Besetzung der geistlichen Reichsfürstenthümer ausschließen zu lassen, zumal durch das Machtgebot und unter den verwegensten Drohungen eines fremden Priesters. Von Schritt zu Schritt war der Papst schließlich dahin gelangt, seine Souveränetät auf Erden nicht bloß feierlich auszurufen, sondern auch in Uebung zu setzen gegen das angesehenste Haupt der christlichen Welt. In Ermangelung der eigenen Mittel, sein Wort zur That zu machen, fragte es sich nunmehr, ob es ihm gelingen werde, fremde Kräfte für seinen Zweck in Bewegung zu setzen.

Gregor's Rechnung konnte nur auf die Feinde des Königs in Deutschland selbst gestellt sein, und sie traf zu. Auf die Nachricht von dem, was in Rom geschehen war, vermochte Heinrich zwar die deutschen Bischöfe, ihrerseits den Bann über den Papst auszusprechen, die weltlichen Fürsten dagegen ließen theils sofort eine dem Könige feindselige Gesinnung merken, theils verharrten sie wenigstens in verdächtiger Zurückhaltung. Zwei kurz nach einander zur Behandlung der großen schwebenden Sache ausgeschriebene Reichstage blieben erfolglos, weil sie unzulänglich besucht wurden, und weil insbesondere keiner der Herzoge, trotz der dringenden persönlichen Ladungen Heinrich's, erschienen war; denn der einzige treue Anhänger des Königthums unter den Fürsten des ersten Ranges, Herzog Gottfried von Lothringen, war kurz zuvor auf Anstiften des Grafen Robert von Flandern ermordet.

Schlimmer jedoch, als das zweideutige Abwarten der mächtigsten Reichsfürsten, war der Ausbruch des Volkshasses in

Sachsen. Heinrich hatte seit dem Vertrage zu Gerstungen Alles gethan, um die Sachsen mit Erbitterung zu erfüllen, und sie insbesondere seit Beginn seines Kampfes mit dem Papste durch Sicherheitsmaßregeln, welche in Mißhandlungen ausarteten, zur Wuth gereizt. So geschah es, daß zwei junge Männer ohne Namen und Stellung, Söhne des Grafen von Kamburg, die sich nach der Schlacht bei Hohenburg über die Elbe geflüchtet hatten, und die jetzt mit einer Handvoll verwegener Schicksalsgenossen zurückkehrten, das ganze Land in hellen Aufruhr bringen konnten. Otto von Northeim, der Statthalter des Königs, ließ die Empörung Anfangs gewähren, und stellte sich, als dieselbe hinlänglichen Bestand gewonnen, an deren Spitze.

Ohne Zweifel war es den deutschen Fürsten so wenig darum zu thun, wie dem sächsischen Volke, die deutsche Krone der römischen Bischofsmütze unterzuordnen, die Würde des Reichs den Anmaßungen des Priesterthums preiszugeben, den Staat mit gebundenen Händen an die Kirche auszuliefern. Mochten die einen wie die andern ganz gutgläubige Christen im Sinne der Zeit sein — der Glaube an die päpstliche Statthalterschaft Gottes auf Erden, wie sie von Gregor verstanden wurde, ging sicherlich weit über das Maß dessen hinaus, was dem nüchternen deutschen Geiste und seiner Fähigkeit, das vernünftige Selbst zu verleugnen, zugemuthet werden durfte. Dagegen hießen die Reichsfürsten und das sächsische Volk den Papst allerdings als Bundesgenossen willkommen, die einen, gegen die rasch aufgeschossene Uebermacht der Krone, das andere, gegen den Unterdrücker seiner Stammesfreiheit und seines alten Rechts. Im Hinblick auf den nächstliegenden Vortheil und unter dem Sporn der Leidenschaft ergriff man mit beiden Händen den durch den päpstlichen Bannfluch gegebenen Vorwand zur Auflehnung gegen den König, in welchem man einen gefährlichen Gegner zu entwaffnen hatte. Ein Nationalgeist oder

ein politisches Ehrgefühl, die da wirksame Einsprache gegen ein solches Verfahren gemacht hätten, war nicht vorhanden.

Die Sachsen, eines bestimmten Zweckes sich deutlich bewußt und entschlossen durch die That für denselben eintretend, kamen ihrem Ziele mit raschen Schritten nahe. Die wiederaufgebauten königlichen Zwingburgen fielen eine um die andere in ihre Hände und wurden zum zweiten Male von Grund aus zerstört, und mit den Besatzungen derselben räumten auch die königlichen Beamten das Land. Nach langer, hartnäckiger Weigerung verstand sich Heinrich dazu, die immer noch von ihm in Gefangenschaft gehaltenen sächsischen Großen, den Herzog Magnus, den Pfalzgrafen Friedrich, den Erzbischof von Magdeburg und manche andere, freizugeben; aber es war zu spät und er vermehrte dadurch nur die Zahl der ihm in Waffen gegenüberstehenden Feinde. Ein Feldzug, den er von Böhmen aus und ohne andern Beistand, als den des Tschechenfürsten Wratislaw, gegen die Sachsen unternahm, endete beim ersten Anlaufe in Schmach und Schaam.

Unterdessen hatten sich die Herzoge und ihre Gesinnungsgenossen unter den übrigen Fürsten dahin verständigt, im Oktober einen Reichstag in Tribur abzuhalten und dort über den König zu Gericht zu sitzen. Zur verabredeten Zeit fand sich eine sehr zahlreiche Versammlung in Tribur ein, welche durchweg von den feindseligsten Gesinnungen gegen Heinrich beseelt war, aber dennoch viele Tage lang zu keinem Entschluß kommen konnte. Mit berechneter Mäßigung trat eine an den Reichstag abgeschickte päpstliche Gesandtschaft auf. Gregor drang darauf, daß dem Könige Zeit und Gelegenheit zur Reue und Buße gegeben werde; für den Fall jedoch, daß seine Entthronung unvermeidlich sein sollte, beanspruchte der Papst ein vorgängiges Einvernehmen mit dem Reichstage wegen seines Nachfolgers. — Sei es nun, daß diese Art der päpstlichen Einmischung eine Störung in den Plan der Fürsten brachte, sei

es, daß die Fürsten überhaupt keinen festen Plan hatten und daß ihre persönlichen Absichten sich gegenseitig zu vielfach durchkreuzten, um einen gemeinschaftlichen Entschluß möglich zu machen — der Reichstag brachte schließlich nichts zu Stande, als die Vertagung der Sache, zu deren Entscheidung er einberufen war, auf einen am 2. Februar zu Augsburg und in Anwesenheit des Papstes abzuhaltenden neuen Reichstag; inzwischen habe Heinrich sich des königlichen Namens und aller königlichen Handlungen zu enthalten und nach der Weise eines schlichten Privatmannes in Speyer zu leben.

Heinrich hatte während der Verhandlungen in Tribur am andern Ufer des Rheins, in Oppenheim, seinen Standort genommen und von dort aus dem Reichstage durch tägliche Botschaften einen Vergleich abzugewinnen gesucht. Eine lebendige Ahnung schien ihm zu sagen, daß dem deutschen Volke in der Person seines Königs, — freilich nicht ohne dessen eigene große Mitschuld durch Gewaltthätigkeit und Schwäche — ein Schandmal auf die Stirn gebrannt werden sollte für ewige Zeiten. Er erbot sich zu jeder Genugthuung und jedem persönlichen Opfer, aber er beschwor die Fürsten mit dem Ausdruck wahrer Seelenangst, die deutsche Krone nicht zu beschimpfen, die Ehre des Reichs, ihre eigene Ehre, nicht dahinzugeben. — Vergebens. Die Rachsucht und der Eigennutz wollten oder konnten nicht mehr zurücktreten von dem Verrathe der deutschen Sache an den römischen Papst. —

Entmuthigt durch den zunehmenden Abfall, auch der geistlichen Fürsten, deren große Mehrzahl bei der eingetretenen Wendung der Dinge ihren Frieden mit Gregor um jeden Preis zu machen eilte, fügte sich Heinrich dem in Tribur gegen ihn gefaßten Beschlusse, entließ die Getreuen, welche bis dahin bei ihm ausgehalten und begab sich nach Speyer, um dort den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten. Nachdem er jedoch in Erfahrung gebracht, daß der Papst den Fürsten sein Erscheinen auf dem Reichstage zu Augsburg zugesagt habe und bereits in den ersten Tagen des Jahres 1077 dorthin aufbrechen werde, entschloß er sich rasch, der unter solchen Umständen unvermeidlichen Verurtheilung seitens der Augsburger Versammlung durch die Aussöhnung mit Gregor zuvorzukommen. Von allen Seiten umlauert, entwich er heimlich von Speyer in Begleitung seiner Gemahlin, deren Herzensadel er im Unglück würdigen gelernt, seines dreijährigen Sohnes Konrad und eines einzigen Dieners. Unaufgehalten erreichte er in Besançon den burgundischen Boden, wo er nicht allein Sicherheit fand, sondern auch die wärmste Theilnahme der Bevölkerung, die den deutschen Händeln völlig fremd war und also auch keinerlei Ursache hatte, für den Papst gegen den König Parthei zu nehmen, und mit wachsendem Gefolge gelangte er von dort aus, bei strengster Winterkälte und unter unsäglicher Mühsal, über den Mont Cenis nach Susa, der Residenz seiner Schwiegermutter, der Gräfin Adelheid, die sich ihm anschloß.

Auf die Nachricht von seiner Ankunft in Oberitalien strömte der große und kleine Adel des Landes, die bischöflich gesinnte Geistlichkeit und der der Pataria feindliche Theil der städtischen Bevölkerung zusammen, um ihm jeglichen Beistand gegen den Papst anzubieten. Den Popanz der römischen Priestermacht in Trümmer zu schlagen, schien, unter den obwaltenden Verhältnissen, ein Spiel. Gregor selbst, bereits auf der Reise nach Deutschland begriffen, machte Halt und nahm seine Zuflucht zu der Markgräfin Mathilde in dem festen Felsenschlosse Canossa.

Die Willenskraft Heinrich's indessen war durch das erlebte Mißgeschick zu sehr abgespannt, als daß er sich zu einem kräftigen Entschlusse hätte aufraffen können. Er suchte und wollte zunächst nichts Anderes, als die Lösung vom päpstlichen Bann. In Begleitung einiger treuen Freunde erschien er am

25. Januar 1077 barfuß und im Sünderhemde in dem Vorhofe von Canossa, dessen Eingangsthor er verschlossen fand. In Schnee und Eis wartete der König drei Tage lang vergeblich auf die Erlaubniß des Priesters, sich ihm zu Füßen zu werfen und seine Gnade anzuflehen; drei Tage lang weidete sich Gregor an der Seelenqual und der Körperpein seines zu Boden geworfenen Feindes. Erst als sich in der ganzen Umgebung Gregor's die tiefste Empörung laut und lauter machte, verstand er sich dazu, das gräßliche Schauspiel zu beendigen. Und als unter neuen Demüthigungen, und unter dem Versprechen des künftigen unbedingten Gehorsams gegen den Papst, der Bann endlich gelöst war, da wagte Gregor, dem Manne den er an Leib und Seele gebrochen, den Friedenskuß zu bieten und die Hostie mit ihm zu theilen! —

Der Sieg des Papstthums über das Königthum war vollständig, aber mit geliehenen Waffen gewonnen, und deshalb innerlich werthlos. Nicht der Hauch des päpstlichen Mundes hatte den sächsischen Aufstand und die Verschwörung der deutschen Herzoge hervorgebracht, sondern die eigenen Zwecke der Empörer; nicht der Aberglaube hatte den päpstlichen Bannstrahl wirksam gemacht, sondern die weltliche Selbstsucht; nicht der Kirche hatten die Feinde des Königs durch dessen Preisgebung gedient — standen doch gerade die Bischöfe in Masse bis zum letzten Augenblicke auf der Seite Heinrichs — sondern ihrem Eigennutz. Auch ohne den Papst würde Heinrich, allem Anscheine nach, durch den eigenen Gewaltmißbrauch und die fürstliche Eifersucht früher oder später zu Fall gebracht worden sein und ohne die Mitwirkung eines Gregor hätte Mit- und Nachwelt gegen sein Schicksal vielleicht wenig einzuwenden gehabt. Das päpstliche Eingreifen in den Lauf dieser Dinge aber hat in gewissem Sinn die Ereignisse selbst und jeden Falls das geschichtliche Urtheil über dieselben auf viele Jahrhunderte hinaus gefälscht. Eine grobe Fälschung ist

es vor allen Dingen, daß der päpstliche Bannfluch, in den nämlichen Tagen, wo er in Italien selbst an Normannen und Lombarden ohnmächtig abprallte, die Kraft gehabt habe, dem deutschen Könige das Szepter aus der Hand zu schlagen; eine demüthigende Wahrheit dagegen, daß die Deutschen selbst es gewesen, welche die Schmach von Canossa auf ihren König und auf sich geladen.

Als Heinrich nach der Lombardei zurückkehrte, fand er die dortige Stimmung binnen weniger Tage gänzlich verändert. Alle Welt wandte ihm den Rücken. Sein Abfall von der gemeinschaftlichen Sache aber bestärkte die Lombarden nur in dem Entschlusse, den Kampf gegen Gregor bis zum Aeußersten fortzusetzen. Man sprach davon, den jungen Sohn Heinrich's zum König zu krönen und unverweilt auf Rom zu rücken. Das Anerbieten des Papstes, auch die lombardischen Bischöfe und Städte von dem Bann loszusprechen, den er über viele derselben verhängt hatte, wurde mit Hohn abgewiesen. — Gedrängt durch die bittern Vorwürfe und die Kundgebungen der Mißachtung, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, lüftete Heinrich, früher als er vermuthlich beabsichtigt, die Maske des reuigen Sünders. So gelang es ihm, die Lombarden wieder auf seine Seite zu bringen und bald hatte sich der Papst, obgleich die Formen des gegenseitigen Wohlwollens einstweilen beibehalten wurden, überzeugt, daß er bei dem Könige nichts gewonnen habe, als verdoppelten Haß — eine Wirkung der jüngsten Ereignisse, die freilich Jedermann voraussehen konnte, der nicht durch eigene Schuld mit völliger Blindheit geschlagen war.

Seinerseits hatte Gregor durch die Lossprechung Heinrich's den heftigsten Unwillen der deutschen Feinde des Königs auf sich gezogen und deren Pläne durchkreuzt, ohne sie jedoch zu entmuthigen. War der nach Augsburg einberufene Reichstag, in der Ueberraschung durch die italienischen Ereignisse, nicht zu

Stande gekommen, so sollte doch die beabsichtigte Entscheidung nur wenige Wochen verschoben werden und in einer auf den 13. März nach Forchheim ausgeschriebenen Reichsversammlung erfolgen, zu welcher wiederum eine dringende Einladung an Gregor VII. erging. Dieser jedoch, welchem der Stand der Dinge noch zu mißlich scheinen mochte für einen letzten Entschluß, schickte nur eine Legation, deren Aufträge darauf berechnet waren, dem Papste alle Wege offen zu halten.

Unter dem, wenn auch versteckten, so doch unverkennbaren Einflusse der päpstlichen Bevollmächtigten wurde von den in Forchheim versammelten Fürsten König Heinrich der Krone verlustig und Herzog Rudolf von Schwaben zu seinem Nachfolger erklärt. In Mainz empfing Rudolf die Krönung von der Hand des Erzbischofs Siegfried, der früher zu den eifrigsten Anhängern Heinrich's gezählt hatte. Kaum aber war die Feierlichkeit beendet, als, auf geringfügigen Anlaß hin, ein Aufruhr entstand, der alsbald seine Spitze gegen den „Pfaffenkönig" kehrte, welcher sich nach einem blutigen Straßenkampfe, obgleich er die Oberhand behalten, veranlaßt fand, bei Nacht und Nebel, sammt dem Erzbischofe selbst, die Stadt zu räumen. Dem Beispiele von Mainz folgte demnächst Worms, indem es seinen Bischof, als Anhänger Rudolf's, verjagte, gegen welchen sich überhaupt in ganz Süddeutschland, selbst in Schwaben, die Volksstimmung von vorn herein mehr oder weniger deutlich aussprach. Als daher König Heinrich schon im April mit geringer Kriegsmannschaft, aber reichlich mit lombardischem Geld versehen, über die Alpen in Baiern einrückte, sammelte sich um ihn rasch eine Streitmacht, vor welcher Rudolf nicht Stand halten konnte, sondern eilends nach Sachsen zurückwich, dessen Bevölkerung sich ihm, in ihrer unversöhnlichen Feindschaft gegen Heinrich, mit aller Hingebung zuwendete.

Nach furchtbarer Verwüstung Schwabens, bei welcher,

wie gewöhnlich, die ärgsten Gräuel den böhmischen Schaaren zur Last fielen, die Herzog Wratislaw dem Könige zugeführt, hielt Heinrich in Ulm Gericht über die Häupter des Aufstandes. Die Herzoge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen und Welf von Baiern wurden zum Verlust ihrer Lehen und zum Tode verurtheilt, was sie jedoch nicht verhinderte, allmälig wieder die Oberhand über den König zu gewinnen. Der Krieg zog sich in die Länge, und so lange der Ausgang ungewiß blieb spielte der Papst doppeltes Spiel, wiewohl mit unzweifelhafter Begünstigung der Sache des Gegenkönigs, den er, unter möglichster Wahrung des Scheins der eigenen Unpartheilichkeit, durch seine Legaten kräftigst unterstützen ließ. War Rudolf Herr und Meister in Sachsen, so fand Heinrich seinen wichtigsten Stützpunkt in Baiern, während in Schwaben und am Rhein das Landvolk und die Städte zu ihm hielten, die Ritterschaft aber auf Seite des Gegenkönigs stand. Eine blutige Schlacht bei Melrichstadt, in der Nähe von Würzburg, (im Juli 1078) fiel zum Nachtheil Heinrich's aus, brachte aber keine Entscheidung. Mit unerhörter Grausamkeit wurde der Krieg weiter geführt, und wiederholt kam es vor, daß die von Heinrich aufgebotenen Bauern, wenn sie in die Gefangenschaft ihrer „ritterlichen" Gegner geriethen, schaarenweise entmannt wurden. Der Bauer in Oberdeutschland, wie es scheint, galt bereits nicht mehr für waffenfähig auf eigene Hand.

Sachsen, von den Verwüstungen des Kampfes bisher verschont, wurde im Anfange des Jahres 1080 von König Heinrich mit einem großen Heere bedroht. Rudolf ging demselben bis an die Gränze Thüringens entgegen. Bei Mühlhausen, in der Nähe des Schlachtfeldes, auf welchem die Sachsen einige Jahre zuvor die Niederlage bei Hohenburg erlitten, trafen die Heere auf einander, und durch Otto von Northeim wurde der Tag für Rudolf gewonnen.

Jetzt glaubte Gregor die Stunde gekommen, offen Parthei

zu nehmen für Rudolf, in dessen Namen er von den Sachsen schon mehrmals mit rücksichtsloser Offenherzigkeit und selbst mit schneidendem Hohne wegen seiner zweideutigen Haltung zur Verantwortung gezogen war. Der Papst sprach zum zweiten Male in feierlichster Form den Bann über Heinrich aus und erklärte Rudolf für den rechtmäßigen deutschen König. Dies Mal erwies sich der Blitz des Vatikan als ein bloßes Feuerwerk. Heinrich verlor durch den päpstlichen Fluch nicht einen einzigen namhaften Anhänger und konnte ohne alle Schwierigkeit zuerst ein deutsches, dann ein lombardisches Concil in den Kampf auf Leben und Tod gegen den Papst führen, dessen Absetzung erklären und den Erzbischof Wiprecht von Ravenna zu seinem Nachfolger wählen lassen.

Im Herbste zog Heinrich abermals mit einem starken Heere gegen die Sachsen, mit denen er dies Mal an der Elster zusammenstieß, wo ihm Otto von Northeim wiederum eine schwere Niederlage beibrachte, die indessen einigermaßen ausgeglichen wurde durch den Tod des Gegenkönigs Rudolf. Schwer verwundet und mit abgehauener Hand — der Hand, welche einst dem Könige Heinrich Treue geschworen — überlebte er seinen Sieg nur um wenige Stunden. Er starb mit Worten der Reue und des Vorwurfs an die ihn umstehenden Bischöfe, als die Miturheber der Wahl in Forchheim. Der Merseburger Dom, in welchem er bestattet wurde, bewahrt noch heute den Grabstein, dessen Inschrift seinen Tod „für die Kirche" verherrlicht.

Obgleich die Sachsen durch den Tod Rudolf's ihren besten Kriegsvorwand verloren hatten, waren sie doch keineswegs gesonnen, Frieden mit König Heinrich zu machen. Nicht einmal zu einem längeren Waffenstillstande, welchen Heinrich beantragte, wollten sie sich herbeilassen. Nach Beseitigung des Gegenkönigs indessen erachtete Heinrich die sächsische Feindseligkeit nicht länger für so gefährlich, daß er sich hätte da-

durch abhalten lassen, eine Heerfahrt nach Italien zu unternehmen, um dort Abrechnung zu halten mit dem Papste Gregor, und die alte Reichsordnung wiederherzustellen.

Gregor, zur Zeit auf sich selbst und den ihm unter allen Umständen sichern Beistand der Markgräfin Mathilde beschränkt, suchte, Angesichts der von den Alpen her drohenden Gefahr, die Aussöhnung mit dem Normannenherzog Robert Guiscard, sprach denselben vom Banne los und bewog ihn, sich vom Neuen als Lehensmann des Stuhles Petri zu bekennen und demgemäß die Vertheidigung desselben zu übernehmen. König Heinrich, seinerseits, setzte sich mit dem Kaiser Alexius von Konstantinopel in Verbindung, der mit Robert Guiscard im Kriege lag und dem deutschen Könige zu dessen Bekämpfung bereitwillig Geldhülfe leistete.

In Oberitalien erlangte Heinrich ohne Schwierigkeit die allgemeine Anerkennung und die Krönung als lombardischer König. In Toskana dagegen stieß er auf hartnäckigen Widerstand von Seiten der Städte und Burgen der Markgräfin Mathilde, mit deren Belagerung er sich nicht aufhalten konnte; nur Lucca und Pisa gingen zu ihm über und wurden dafür mit großen Vorrechten belohnt. Vor Rom angekommen, fand er die Thore der Stadt verschlossen, die Mauern derselben von einer kampflustigen Bürgerschaft besetzt und zu stark für seine Angriffsmittel.

Drei Jahre vergingen unter wiederholten Belagerungen Roms und unfruchtbaren Einfällen bald in Unteritalien, bald in Toskana. Endlich, im März 1084, gelang es dem Könige, sich der Stadt Rom zu bemächtigen, während der Papst sich in der Engelsburg behauptete. Ein in der Peterskirche abgehaltenes Concil bestätigte die Wahl des Gegenpapstes Wiprecht, der nunmehr, unter dem Namen Clemens III., die Kaiserkrönung an Heinrich und an seiner Gemahlin Bertha

vollzog. Die Römer, des langen Kriegselends müde, jauchzten den neuen Machthabern zu und schwuren ihnen Treue.

Der Kaiser war mit der Belagerung der Engelsburg beschäftigt, als die Nachricht eintraf, daß Robert Guiscard, dessen Beistand Gregor bisher vergeblich angerufen, mit einem Heere von 36,000 Mann auf Rom rückte. Vor dieser ihm weit überlegenen Streitmacht räumte Heinrich die Stadt, welche einige Tage später von dem Normannenherzoge besetzt, geplündert und eingeäschert wurde. Tausende ihrer Bewohner wurden erschlagen, andere Tausende als Sklaven verkauft. Gregor ließ geschehen, was er ohne Zweifel nicht hindern konnte. Als aber die Normannen abzogen, wagte er nicht, in der verödeten Stadt zurückzubleiben; begleitet von den Flüchen der Bevölkerung verließ er Rom im Gefolge Robert Guiscard's, um sein Leben als Flüchtling in Salerno zu beschließen, während Clemens III. unmittelbar nach der Entfernung der Normannen in den Vatikan einzog.

Heinrich, seinerseits, kehrte von Rom aus gerades Weges nach Deutschland zurück, dessen Zustände während seiner Abwesenheit in die äußerste Zerrüttung gerathen waren. Die Feinde Heinrich's hatten, sobald er seinen Römerzug angetreten, den Grafen Hermann von Luxemburg zum Gegenkönig ausgerufen und dieser war in Goslar geweiht und gekrönt. Obgleich ein tapferer Kriegsmann und Anfangs vom Glück begünstigt, besaß Hermann zu wenig eigene Macht, um eine seinem großen Titel entsprechende Rolle spielen zu können; aber auch als ein bloßer Namenskönig verhinderte er doch den Zerfall der Parthei, aus deren Wahl er hervorgegangen und lieh er den Widersachern Heinrich's eine neue Losung. Die Sache Heinrich's dagegen ruhte während seiner Abwesenheit hauptsächlich auf den Schultern seines Schwiegersohns, Friedrich's von Hohenstaufen, welchem er das vom Gegenkönig Rudolf verwirkte Herzogthum Schwaben verliehen. Trotz manchen kriegerischen

Mißgeschicks behauptete Friedrich einen großen Theil Süddeutschlands gegen die Feinde des Königs. Schwaben, Baiern, die Rheinlande wurden von beiden Partheien mit Mord und Brand, mit Raub, Plünderung und Zerstörung jeglicher Art furchtbar verwüstet. Der größte Gewinn vielleicht, welcher der königlichen Sache während dieser Kämpfe bisher zu Theil geworden, war der Tod des weitaus gefährlichsten ihrer Gegner, Otto's von Northeim.

Das persönliche Erscheinen Heinrich's auf dem deutschen Kriegsschauplatz gab dem Anhange desselben bald ein augenscheinliches Uebergewicht. Durch Unterhandlungen gelang es ihm, mehrere seiner bedeutendsten Widersacher, namentlich die Billunger, auf seine Seite zu ziehen, so daß der Gegenkönig Hermann sich selbst unter den Sachsen nicht mehr sicher fühlte, und mit den ihn umgebenden päpstlich gesinnten Bischöfen nach Dänemark flüchtete. Der endliche Ausgleich mit den Sachsen, den Heinrich jetzt mit unzweifelhaft gutem Willen suchte, schien im Sommer 1085 nahe zu sein, als der verrätherische Abfall eines Verwandten und Vertrauensmannes des Kaisers, des Markgrafen Eckbert von Meißen, der Sache desselben einen neuen schweren Stoß gab. Herzog Welf gewann wieder die Oberhand in Baiern, Berthold, der Sohn des Gegenkönigs Rudolf, brachte einen großen Theil des väterlichen Herzogthums Schwaben auf seine Seite, und sogar der in Kärnthen, an Stelle Berthold's von Zähringen, von Heinrich eingesetzte Herzog Luitpold, sagte sich von demselben los. Von den mächtigern Reichsfürsten blieb kaum einer bei der Fahne des Kaisers, außer dem Herzoge Wratislaw von Böhmen, welchem Heinrich, zum Danke für seine Treue, nachdem er ihm schon früher die von dem Babenberger Luitpold verwirkte Mark Oesterreich zugesprochen, im Jahre 1086 den königlichen Titel verlieh, ein Zugeständniß, durch welches Böhmen streng genommen aufhörte, eine Provinz des Reichs zu sein, wie Schwa-

ben oder Sachsen, und dagegen als ein mehr oder weniger selbstständiges Nebenland anerkannt wurde, wie Burgund oder Italien.

Im Jahre 1087 entschloß sich der Gegenkönig Hermann, einer Würde zu entsagen, die er, neben so vielen mächtigern Fürsten seiner Parthei, nicht mit Ehren behaupten konnte; er legte seine Scheinkrone nieder, söhnte sich mit dem Kaiser aus, und zog sich in seine Grafschaft Luxemburg zurück. Damit begann wiederum eine dem Kaiser günstige Wendung der Ereignisse. Markgraf Eckbert von Meißen fand den wohlverdienten Tod eines vogelfreien Landstreichers, die Sachsen wurden des Kampfes mehr und mehr überdrüssig, ihre Bischöfe traten in Masse auf die Seite des Kaisers, unbekümmert um den Bann, der auf ihm lastete, in Franken und am Rhein regte sich kaum noch ein Widerstand gegen Heinrich und in Kärnthen folgte dem abtrünnigen Herzog Luitpold dessen gut kaiserlich gesinnter Bruder. In Baiern und Schwaben jedoch behaupteten die Feinde Heinrich's die Oberhand.

Gleichwohl erachtete Heinrich die Lage der Dinge in Deutschland für unbedenklich genug, um 1090 eine neue Fahrt nach Italien zu wagen. Als seinen Statthalter ließ er den rheinischen Pfalzgrafen Heinrich zurück, nachdem er sich überdies durch die Belehnung des längst erprobten Gottfried von Bouillon mit dem seit dem Tode Gottfrieds des Buckeligen erledigten Herzogthum Niederlothringen eine neue zuverlässige Stütze unter den großen Reichsfürsten geschaffen.

Der italienische Feldzug des Kaisers galt der Markgräfin Mathilde, welche durch Verheirathung mit dem jungen Sohne des baierischen Herzogs Welf, dessen Mutter sie hätte sein können, ein neues und verstärktes Bündniß mit den Feinden Heinrich's eingegangen war. Die Hauptfestung Mathilde's, Mantua, wurde nach elfmonatlicher Belagerung genommen, die weitern Unternehmungen des Kaisers gegen die festen Plätze

der Markgräfin aber hatten nur geringen und unsicheren Erfolg. Friedensverhandlungen mit dem Herzoge Welf sowohl wie mit Mathilde scheiterten an der Weigerung Heinrich's, den von ihm eingesetzten Papst Clemens III. fallen zu lassen, während man auf der andern Seite eben so festhielt an dem inzwischen als ächten Nachfolger Greger's VII. gewählten Urban II.

Die Streitfrage wegen der Rechtmäßigkeit des einen oder des andern der beiden Päpste drang auch in die Familie des Kaisers ein und machte den ältesten Sohn desselben, Konrad, zum Verräther an dem eigenen Vater. Verbrecherischer Pläne verdächtig, flüchtete sich Konrad zur Markgräfin Mathilde, deren Einfluß den Erzbischof von Mailand dahin brachte, ihn zum Könige von Italien zu krönen und einen Bund lombardischer Städte zu seiner Unterstützung zu stiften. Bald darauf fiel auch die Gemahlin Heinrich's — nicht mehr Bertha, sondern Adelheid, die in zweiter Ehe mit ihm verheirathete Wittwe des Markgrafen von Stade, eine russische Fürstin — von dem Kaiser ab, und begab sich gleichfalls in den Schutz Mathilde's, um demnächst vor einer dem Kaiser feindlichen Kirchenversammlung zu Piacenza durch die schmutzigsten Selbstanklagen und Beschuldigungen ihres Gemahls sich selbst zu entehren. Sie kehrte bald darauf nach Rußland zurück und verbarg ihre Schande in einem Kloster zu Kiew.

Der Aufruhr des eigenen Sohnes wurde von dem Kaiser als der härteste der vielen Schicksalsschläge empfunden, die ihn bisher getroffen. Kaum konnte man ihn verhindern, Hand an sich selbst zu legen, und lange Zeit blieb er wie betäubt, unthätig und willenlos. Italien ging darüber vollends verloren. Urban II. gewann die Oberhand in Rom, Mathilde brachte ganz Toskana, Ferrara und andere oberitalienische Besitzungen unter ihre Botmäßigkeit zurück und die päpstlich gesinnte Pataria kam in den lombardischen Städten wieder ans Ruder.

Der Kaiser behauptete sich kümmerlich in einigen festen Plätzen an der Etsch. Auch sein Sohn Konrad, trotz seines italienischen Königstitels, dessen Anerkennung er vom Papste dadurch erkauft, daß er dem Stuhl Petri den Lehenseid geleistet, konnte es nicht zu dem nothdürftigsten Ansehen bringen; indem er sich von den Feinden seines Vaters gebrauchen lassen, hatte er sich zugleich verbraucht, und wie von diesem Augenblicke an sein Leben bedeutungslos gewesen, so war es auch sein 1101 erfolgender Tod.

In Deutschland eröffneten sich dem Kaiser günstigere Aussichten in Folge eines Zerwürfnisses der Markgräfin Mathilde mit ihrem Gemahl, dem jungen Welf und dessen Vater, dem Herzoge von Baiern. Die von Seiten der beiden letztern gemachte Entdeckung, daß Mathilde schon vor langen Jahren ihre Besitzungen dem Papste vermacht habe und ihre beharrliche Weigerung, diese Verfügung zu Gunsten des jungen Welf zurückzunehmen, brachte dessen Vater dahin, sich auf die kaiserliche Seite zu schlagen. Heinrich sprach dem Herzoge das ihm seiner Zeit aberkannte Baiern wieder zu, und begünstigte seine Ansprüche auf die Erbschaft seines Vaters, des Markgrafen Azzo von Este in Oberitalien, und der Herzog seinerseits bot seinen ganzen Einfluß auf, um die deutschen Feinde Heinrich's zu beschwichtigen und wo möglich zu gewinnen.

Als der Kaiser, nach siebenjähriger Abwesenheit, endlich 1097 nach Deutschland zurückkehrte, fand er in der That kaum einen Feind mehr in Waffen. Auch Berthold II. von Zähringen, Sohn des entsetzten Herzogs Berthold von Kärnthen, welcher nicht ohne Erfolg viele Jahre hindurch dem hohenstaufenschen Schwiegersohn des Kaisers das Herzogthum Schwaben streitig gemacht, verglich sich mit Heinrich, ließ seine bisherigen Ansprüche, unter Beibehaltung jedoch des Herzogstitels, fallen, und erhielt zur Abfindung Zürich und einen Theil des Thurgau. — Sein Neffe, Hermann, welcher von Verona, das

als Bestandtheil von Kärnthen den Zähringern gehört, den markgräflichen Titel führte, übertrug denselben auf sein schwäbisches Besitzthum Baden.

Der Gesammtzustand Deutschlands war indessen nicht sowohl der des Friedens und der Versöhnung, als der der Erschlaffung. Man war auf allen Seiten des Haders müde geworden, ohne sich mit einander befreundet zu haben. Jeder der beiden Gegenpäpste hatte, nach wie vor, seinen besondern Anhang unter den deutschen Geistlichen und Laien, viele deutsche Bisthümer waren, dieser Partheiung entsprechend, doppelt besetzt und der auf dem Kaiser lastende Bann blieb unvergessen, wiewohl er jegliche Wirkung verloren. Die alte Feindschaft der Sachsen insbesondere ruhete nur deshalb, weil Heinrich auf jede Einmischung in deren Angelegenheiten und auf jeden Besuch ihres Landes verzichtete.

Kurz vor der Rückkehr des Kaisers nach Deutschland hatte die große Bewegung begonnen, welche unter dem Namen der Kreuzzüge ein hervorstehender Zug in der Geschichte der nächsten Jahrhunderte werden sollte. Das Griechenthum durch kriegerische Unterstützung gegen den im Osten übermächtig gewordenen Islam für die römische Kirche zurückzugewinnen und das heilige Land der Herrschaft der Ungläubigen zu entreißen, war schon einer der Gedanken Gregor's VII. gewesen. Urban II. faßte denselben wieder auf, und gab ihm schon auf der oben erwähnten Synode zu Piacenza warmen Ausdruck; aber erst nachdem er des Kaisers und des Gegenpapstes in Italien vollends Meister geworden, konnte er ernstlich Hand an das Werk legen. Auf einer Rundreise durch Burgund und Frankreich, welche einem Triumphzuge glich, hielt Urban II. 1096 eine Kirchenversammlung in Clermont, auf welcher die Losung zur Befreiung des heiligen Grabes ausgegeben und

allen Theilnehmern an dem frommen Werke vollständige Sündenvergebung versprochen wurde. Der Ruf des Papstes fand begeisterten Widerhall in ganz Frankreich. Hunderttausende hefteten sich das Kreuz auf die Brust, welches zum Sinnbilde des Krieges im Dienste Gottes angenommen war, und bald machten sich mehrere große Heerhaufen, unter Führung namhafter Fürsten und Kriegshelden, in verschiedenen Richtungen auf den Weg nach dem Morgenlande.

Deutschland blieb von dieser ersten Bewegung fast ganz unberührt. Nur eine einzige der Landschaften des Reichs nahm an derselben Theil, Lothringen, dessen zwieschlächtige Natur sich wieder einmal dadurch kundgab, daß es auf die Stimme seines Herzogs, des Halbfranzosen Gottfried von Bouillon — des Sohnes eines romanischen Vaters und einer deutschen Mutter — dem Strome der französischen Begeisterung folgte, während das übrige Deutschland denselben mit Verwunderung und Spott an sich vorüberrauschen ließ. Nach und nach indessen reizte das seltsame Schauspiel, wenn nicht den deutschen Religionseifer, so doch die deutsche Raufluft. Auf dem linken Rheinufer rottete sich, unter übelberüchtigten oder namenlosen Führern, allerlei lockeres und zweideutiges Volk zusammen, das den Kampf gegen die Ungläubigen an Ort und Stelle durch die Ermordung der Juden in Köln, Mainz, Worms und anderen rheinischen Städten begann. In Mainz wurden neunhundert Juden in dem erzbischöflichen Palaste, wo sie Zuflucht gesucht, niedergemetzelt, und der Erzbischof Rudhart theilte mit den Mördern die Beute. Mehrere Banden dieses Gesindels wandten sich demnächst ostwärts, und gelangten, unter Fortsetzung der am Rhein begonnenen Gräuel, bis an die ungarische Gränze, wo sie der Reihe nach von dem Könige Koloman auseinander gesprengt und vernichtet wurden.

Eine der ersten Regierungshandlungen Heinrich's nach seiner Rückkehr bestand darin, daß er denjenigen Juden, welche

durch die Todesangst zur Annahme der Taufe gebracht waren, das Bekenntniß des Glaubens ihrer Väter wieder freigab — nicht ohne heftigen Widerspruch zu finden, in welchen sogar der kaiserliche Papst, Clemens III., einstimmte. Zugleich wurde gegen den Erzbischof Rudhart eine Untersuchung eingeleitet, welcher sich dieser dadurch entzog, daß er Mainz verließ und nach Thüringen in eine Art freiwilliger Verbannung ging, in welcher er Rache brütete gegen den Kaiser.

Das Regiment desselben gewann bald wieder so viel Festigkeit, daß er auf einem Fürstentage zu Mainz im Sommer 1098 die Wahl seines jüngern Sohnes, Heinrich, zu seinem Nachfolger, unter Beseitigung des abtrünnigen Konrad, durchsetzen konnte. Bei der Wahl nicht nur, sondern auch bei der im folgenden Jahre in Aachen vorgenommenen Krönung mußte Heinrich den Schwur ablegen: daß er seinem Vater niemals nach Freiheit und Leben trachten und sich bei dessen Lebzeiten nicht in die Geschäfte des Reichs einmischen werde — ein Versprechen, dessen Inhalt den Seelenzustand des Kaisers, welcher dasselbe seinem sechzehnjährigen Sohne abnehmen zu müssen glaubte, hinlänglich kennzeichnet.

Mehrere Jahre hindurch genoß Deutschland eine zwar unsichere, aber dennoch höchst wohlthätige Ruhe, welche dem Kaiser von Bürger und Bauer hoch angerechnet wurde, um so mehr, als manche seiner Anordnungen bezeugten, daß es ihm ein ernstliches Anliegen sei, das Wohl der großen Menge zu fördern und dieselbe gegen Gewaltthätigkeit und Erpressung in Schutz zu nehmen. Darüber wandten sich die Machthaber neuerdings von ihm ab. Die Ermordung eines Sohnes Otto's von Northeim durch einen gemeinen Mann, und gar die förmliche Hinrichtung eines dem Kaiser feindlichen baierischen Grafen, Sieghard, durch die Regensburger Bürgerschaft in Folge eines Auflaufs vollzogen, während der Kaiser selbst sich in der Stadt befand, erregte bei den Fürsten schlimmen

Argwohn und heftige Beschuldigungen gegen ein Regiment, unter welchem solche Dinge möglich seien. Es entstand eine Verschwörung, zu deren Werkzeug sich der junge König Heinrich hergab, indem er sich im Jahre 1104, unter dem Vorwande des Banns, der auf seinem Vater laste, von demselben lossagte, und die Fahne des Aufruhrs erhob, welchem der erste deutsche Kirchenfürst, Ruthart, alsbald seinen erzbischöflichen Segen ertheilte. Die große Mehrzahl der Fürsten trat ohne Verzug auf die Seite des Empörers, während der Kaiser gerade in diesem schwierigen Augenblicke seinen treuen Schwiegersohn, Friedrich von Hohenstaufen, durch den Tod verlor, und nur bei den Städten einen sichern Rückhalt fand.

Durch Ränke vielmehr als durch Waffen wurde der unnatürliche Kampf zwischen Vater und Sohn bis gegen Ende des Jahres 1105 fortgeführt. Spät im December hatten beide, im Angesicht ihrer Heere, eine Zusammenkunft an der Mosel, welche nach einem herzzerreißenden Auftritte, unter Thränen und liebreichen Betheuerungen, zu der Uebereinkunft führte, sich gemeinschaftlich nach Mainz zu begeben, um dort alle schwebenden Streitfragen in Gegenwart eines Reichstags gütlich zu schlichten. Bis Bingen ging die Reise im besten Einverständnisse vor sich; dort angekommen aber erklärte der Sohn dem Vater, daß der inzwischen nach Mainz zurückgekehrte Erzbischof Ruthart sich weigere, ihn, den Gebannten, in seine Stadt aufzunehmen, und daß der Kaiser also wohl thun werde, den weiteren Verlauf der Dinge auf der benachbarten Burg Böckelheim abzuwarten. — Der alte Heinrich war zum zweiten Male von seinem Sohne verrathen und dessen Gefangener.

Erdrückt durch das Uebermaß des Mißgeschicks und der Ruchlosigkeit, das sich auf ihn gehäuft, erklärte sich der Kaiser zu jedem Verzichte bereit, um wenigstens seine Freiheit wieder zu erlangen. Auf diese Erklärung hin wurde er zu Ingelheim

vor eine Fürstenversammlung gestellt, in welcher der junge König den Vorsitz und ein päpstlicher Legat das große Wort führte. Man ersparte dem alten Kaiser keine Schmach, welche der rohe Uebermuth dem besiegten Feinde anthun kann, man gestattete ihm keine Vertheidigung, man gewährte ihm keinen Aufschub. Der Gesandte des Papstes wollte ihm nicht einmal die Sicherheit des Lebens gewährt sehen, bevor er seine Freisprechung vom Bann in Rom selbst nachgesucht und erlangt. — Erschöpft durch den Sturm von feindseliger Leidenschaft, Mißhandlung und Drohung, der ihn umtobte, sprach der Kaiser die „freiwillige" Abdankung aus, die man von ihm verlangte.

Dennoch wurde Heinrich als Gefangener in Ingelheim zurückgehalten, bis es ihm glückte, sich durch die Flucht zu befreien. Zu Schiff gelangte er unaufgehalten nach Köln, dessen Bürgerschaft ihn mit offenen Armen und Herzen empfing. Ganz Lothringen erhob sich für ihn. Auch das Kriegsglück gönnte ihm eine letzte Gunst. Der junge Heinrich erlitt eine Niederlage an der Mosel und scheiterte an der Belagerung von Köln. In dieser Lage der Dinge ereilte den Kaiser der Tod; er starb zu Lüttich im August 1106. Seine Leiche wurde, seinem letzten Wunsche gemäß, nach Speyer geführt und dort, nachdem man ihr fünf Jahre lang die kirchliche Bestattung versagt, durch Heinrich V., welcher bei seiner ersten Romfahrt die nachträgliche Lösung des päpstlichen Bannes erzwungen, im Jahre 1111 mit großem Gepränge in der Gruft seiner Väter beigesetzt. — Lothringen unterwarf sich nach kurzem Widerstande dem neuen Könige; Köln mußte sich mit 5000 Mark Silber von der Rache desselben loskaufen.

Durch die Art und Weise, in welcher Heinrich V. sich der Regierungsgewalt bemächtigt, hatte er sich und sein bevorstehendes Regiment in voraus gekennzeichnet. Die Herrschsucht, von einem eisernen Willen getragen, war der Kern seines Wesens. Kalt, hart, gewissenlos, war er zugleich ein geborner Meister in der Kunst der Verstellung, die sein Vater in der harten Schule seiner Jugend nothgedrungen gelernt hatte. An den Eigenschaften und Fähigkeiten, welche den Staats- und Kriegsmann machen, kam er seinem Vorgänger mindestens gleich; dessen gelegentliche Herzensgüte hingegen, dessen aufrichtige Theilnahme an dem Wohl und Wehe des armen Mannes, dessen Versöhnlichkeit, war dem Sohne und Nachfolger völlig fremd.

Daß es nicht die kirchliche Gesinnung und der Glaube an den päpstlichen Bannfluch gewesen, was Heinrich V. und seinem Anhange die Waffen gegen den Kaiser Heinrich in die Hand gegeben, bezeugte der neue König selbst und bezeugte seine Parthei, bald nach eingetretenem Thronwechsel, durch Wort und That. — Um die große Schwierigkeit zu beseitigen, welche für die Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung, im päpstlichen Sinne, darin lag, daß viele der deutschen Bischöfe ihre Ernennung dem gebannten Heinrich IV. verdankten, bestätigte der Papst, jetzt Paschalis II., nachträglich alle geistlichen Würdenträger, welche ihre Aemter kraft königlicher Einsetzung innehatten, indem er jedoch zugleich das Verbot der weltlichen Investitur auf zwei in Guastalla und in Troyes abgehaltenen Synoden in den schärfsten Formen erneuerte. Heinrich V. beantwortete diese Auffrischung des großen Streitpunktes zwischen dem deutschen Königthum und dem Papstthum durch eine an Paschalis, während dessen Aufenthalts in Frankreich, abgeschickte Gesandtschaft, die dem Verbote desselben in drohender Sprache Trotz bot, und fuhr fort, in der bisherigen Weise Bischöfe und Aebte einzusetzen und zu belehnen, ohne

daß selbst von den eifrigsten Anhängern des Stuhles Petri unter den weltlichen und geistlichen Reichsfürsten Deutschlands irgend ein Einwand dagegen laut geworden wäre. Der Papst seinerseits ließ stillschweigend gewähren.

Durch die fast ununterbrochenen Wirren der fünfzigjährigen Regierung Heinrich's IV. hatte die auswärtige Machtstellung des Reichs eben so sehr gelitten, wie dessen innere Ordnung. Italien und Burgund waren thatsächlich losgelöst von Deutschland, Ungarn und Polen, hatten die deutsche Oberherrlichkeit auch dem Namen nach abgeschüttelt, das ganze Wendenland jenseits der Elbe stand in sehr zweifelhaften Beziehungen zum Reiche und selbst Böhmen, das so lange treu zu Heinrich IV. gehalten, gerieth nach dem Tode Wratislaw's — dessen Königstitel übrigens auf seine Nachfolger nicht überging — in mißliche Verhältnisse mit Deutschland.

Zwei Bewerber machten sich den böhmischen Herzogsstuhl streitig, Boriwoi und Swatopluk, beide suchten den Beistand des deutschen Königs, und Heinrich V. nahm Geld von Beiden, um weder dem Einen noch dem Andern etwas Ernstliches zu leisten und schließlich Swatopluk anzuerkennen, für den sich der Erfolg entschieden hatte. Ein demnächst, 1108, unter dem Beistande Swatopluk's, unternommener Feldzug gegen König Koloman von Ungarn scheiterte schon an den Mauern der Gränzstadt Preßburg und ein darauf folgender Krieg gegen Polen, durch welchen Boleslaw III., dessen gleichnamiger Vorgänger bereits den königlichen Titel angenommen, zur Wiederanerkennung der Lehenspflicht gegen das Reich gezwungen werden sollte, endigte, nach vergeblicher Belagerung von Glogau und Breslau, mit einem unrühmlichen Rückzuge (1109). Nach dem gleichzeitig erfolgten Tode Swatopluk's griff der König nochmals in den dadurch vom Neuen veranlaßten böhmischen Erbfolgestreit ein, indem er nach Prag rückte, und den dort durch die Volksgunst auf den Herzogsstuhl erhobenen Wladislaw gegen die Ver-

pflichtung zu einer jährlichen Zinszahlung bestätigte. Von da an blieb Böhmen, eben so wie Ungarn und Polen, für die Dauer der Regierung Heinrich's V. sich selbst überlassen.

Der Sinn des Königs stand nach Italien. Es handelte sich darum, die fast verjährten Rechte oder Ansprüche der deutschen Krone auf dieses Land wieder in Kraft zu setzen, die Kaiserkrönung in Rom zu empfangen und den Investiturstreit mit dem Papst zum Abschluß zu bringen.

Die Ankündigung der Romfahrt des Königs fand eine ungewöhnlich günstige Aufnahme in ganz Deutschland, und als er im Herbst 1110 die Alpen überstiegen, musterte er in der roncalischen Ebene, außer einer ungezählten Menge von Fußvolk und Troß, eine Ritterschaft von 30,000 Mann. Vor einer solchen Streitmacht beugte sich der Unabhängigkeitssinn der Mehrzahl der oberitalienischen Fürsten und Städte ohne Widerstand; auch die Markgräfin Mathilde wich der Uebermacht und bekannte sich zur Lehenspflicht gegen den deutschen König.

Während seines schwerfälligen Marsches auf Rom trat Heinrich in Unterhandlung mit dem Papste wegen der Kaiserkrönung und des königlichen Investiturrechts. So bereitwillig sich Paschalis zeigte, die erstere zu vollziehen, so entschieden verweigerte er die Anerkennung des letzteren, von welchem Heinrich seinerseits nimmermehr lassen wollte und konnte. Hier standen zwei gleich rechtmäßige Ansprüche einander unversöhnlich gegenüber: der Anspruch des Reichs auf die selbstständige Verfügung über seine Lehen, und der Anspruch der Kirche auf die freie Besetzung ihrer Aemter. Endlich gerieth man auf das große Auskunftsmittel, welches in späteren Zeiten die schwersten Verwickelungen ähnlicher Art gelöst hat: die Trennung von Kirche und Staat, so weit dieselbe nach damaligen Verhältnissen und Begriffen überhaupt im Bereiche der Möglichkeit lag.

Vom Papste selbst ging der Vorschlag aus, den Lehensverband zwischen dem Reiche und den Kirchenfürsten gänzlich aufzuheben, dieselben aller Hoheitsrechte, welche sie im Namen des Reichs ausübten, zu entkleiden, ihre Besitzungen zu säcularisiren und so, durch Beseitigung des Gegenstandes der Investitur, die Investitur selbst überflüssig zu machen. Die vorgeschlagene Neuerung war kühn und großartig, aber nicht ohne Beispiel. In der Lombardei zumal hatte sie sich binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit gleichsam von selbst vollzogen, indem dort die weltliche Gewalt der Bisthümer durch die kräftig aufstrebende städtische Freiheit gebrochen und deren Inhaber auf ihre kirchlichen Befugnisse beschränkt waren. Eine ähnliche Umwälzung in Deutschland zu bewerkstelligen, und zwar nicht vermöge einer natürlichen Entwickelung der Dinge, sondern kraft Staatsvertrags und vom Throne herab, hatte allerdings seine großen Schwierigkeiten. Gleichwohl stimmte der König dem päpstlichen Vorschlage zu, auf dessen Grundlage eine förmliche Vereinbarung zu Stande kam, welche bei der bevorstehenden Kaiserkrönung von beiden Seiten feierlich bestätigt werden sollte.

Am 12. Februar 1111 hielt der König seinen prunkenden Einzug in Rom, wo ihn der Papst an den Pforten der Peterskirche erwartete. Unter allen äußeren Zeichen des besten Einverständnisses, Hand in Hand, betraten sie, mit zahlreichem und glänzendem Gefolge und von einer großen Volksmenge begleitet, die Kathedrale, in welcher zunächst die öffentliche Verkündigung, Bestätigung und Auswechslung des abgeschlossenen Vertrages vor sich gehen sollte. Kaum aber hatte der Papst die Urkunde verlesen, durch welche er die sämmtlichen Lehen und weltlichen Hoheitsrechte der deutschen Bischöfe und Aebte preisgab, als sich aus den Reihen der anwesenden geistlichen Reichsfürsten die heftigste Einsprache erhob, die bald in ein Getümmel ausartete, welches die Fortsetzung der feierlichen Handlung unmöglich machte. Der König erklärte den Vertrag, der

sich als unvollziehbar erweise, für erloschen und verlangte die sofortige Kaiserkrönung ohne Bedingung, und da der Papst widerstand, ließ er denselben mit den ihn umgebenden Kardinälen in gefängliche Haft nehmen. Unter roher Behandlung und selbst Plünderung durch die königlichen Kriegsknechte stob die versammelte Menge auseinander.

Die Nachricht von diesen Vorgängen setzte die Bevölkerung von Rom in Feuer und Flamme. Die Deutschen, welche sich vereinzelt in den Straßen und Häusern der Stadt betreffen ließen, wurden ermordet, und am Morgen des folgenden Tages begann ein wüthender Sturm auf die Vorstadt diesseits der Tiber, in welcher der Kaiser Quartier genommen. Heinrich selbst, der den Straßenkampf in vorderster Reihe führte, stürzte verwundet vom Pferde und entging dem Tode nur durch die Aufopferung eines mailändischen Grafen, der ihm das seinige abtrat und unmittelbar darauf in Stücke gerissen wurde. Tage und Nächte hindurch währte der Kampf fast ohne Unterbrechung und ohne daß der eine Theil dem andern den Vortheil abgewonnen hätte. Endlich am dritten Tage gab der König die Hoffnung auf, den Aufstand zu bewältigen, räumte mit seinen Gefangenen die Stadt lagerte sich in deren Nähe und versuchte alle Mittel, um sowohl die römische Bürgerschaft wie den Papst mürbe zu machen. Beide leisteten heldenmüthigen Widerstand; nach zwei Monaten aber brach die Kraft des Papstes und erklärte er sich zum Nachgeben bereit. Laut eines neuen Vertrags wurde dem Könige von Paschalis die Investitur ausdrücklich zugestanden und am 13. April erfolgte die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu Rom, nach deren Vollziehung Heinrich sofort und ohne die innere Stadt besucht zu haben, die Rückkehr nach Deutschland antrat. Unterwegs besuchte er in Bianello die Markgräfin Mathilde, deren Persönlichkeit auf ihn, wie auf die meisten ihrer Zeitgenossen, einen bedeutenden Eindruck machte, und

hatte er in Verona eine Zusammenkunft mit dem Dogen von Venedig, in welcher die, wie es scheint, außer Uebung gekommene Verpflichtung der freien Lagunenstadt, dem Reiche durch ein jährliches Ehrengeschenk zu huldigen, aufgefrischt wurde.

Gehoben und gekräftigt durch seine italienischen Erfolge, trat Heinrich nunmehr auch in Deutschland stärker auf, als er bis dahin gewagt hatte. Zuerst gegen mehrere der sächsischen Machthaber. — Mit dem Herzog Magnus erlosch 1106 das Geschlecht der Billunger, welches anderthalb Jahrhunderte lang den sächsischen Herzogsstuhl innegehabt, während die herzoglichen Häuser in allen übrigen deutschen Ländern — mit alleiniger Ausnahme Lothringens — kaum jemals die dritte Generation erlebt hatten, und oft schon mit ihrem Gründer wieder untergegangen waren. Nachfolger des Herzogs Magnus wurde Graf Lothar von Süpplingenburg, ein Mann hochfahrenden Sinnes und ohne Zweifel nicht frei von der sächsischen Stammesfeindschaft gegen das fränkische Königthum. Kurz nach seiner Heimkehr aus Italien gerieth Heinrich in empfindliche Reibung mit Lothar und im nächstfolgenden Jahr, 1112, kam es zwischen beiden, in Folge der Vergewaltigung eines geringen Mannes, dessen sich der Kaiser annahm, zu einem heftigen Zusammenstoß, der zwar nicht bis zur äußersten Entscheidung durch die Waffen gedieh, aber doch ein bedrohliches Mißverhältniß zurückließ, an welchem, nächst dem Herzog Lothar, besonders Graf Rudolf von der Nordmark — so hieß das heutige Brandenburg, seitdem Deutschland dort Fuß gefaßt — betheiligt war. Bald traten Zerwürfnisse mit andern sächsischen und thüringischen Fürsten hinzu, namentlich mit den Seitenverwandten des weimar'schen Hauses, dessen Lehen Heinrich, mit Nichtberücksichtigung der Erbansprüche der weiblichen Linie, einzog. Dann überwarf sich der Kaiser mit dem Erzbischof Adalbert von Mainz, seinem ehemaligen Günstling, welcher die Reichsburgen Trifels und Madenburg in der Pfalz,

beſetzt hatte, deren Herausgabe trotzig verweigerte, und in Folge deſſen vom Kaiſer gefangen gelegt wurde. Im Jahre 1113 brachen in Sachſen offene Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer aus, der zwar bald die Oberhand gewann, bei dieſem Anlaß aber durch Härte und Habſucht neue heftige Beſchwerden gegen ſich hervorrief.

Am 7. Januar 1114 hielt der Kaiſer ſeine Hochzeit mit der Tochter Heinrich's I. von England, Mathilde, die ihm ſchon als achtjähriges Kind verlobt und zur Erziehung in Deutſchland zugeführt worden war. Faſt alle Reichsfürſten nahmen Theil an der Feierlichkeit, bei welcher der längſt außer Uebung gekommene Prunk der alten glänzenden Krönungsfeſte erneuert wurde. Herzog Lothar von Sachſen, bis dahin mit dem Kaiſer nicht ausgeſöhnt, erbat und erlangte bei dieſer Gelegenheit deſſen Verzeihung; der in ähnlichem Falle befindliche Graf Ludwig von Thüringen dagegen, welcher bei dem Feſte zwar erſchien, aber nicht als Bittender auftrat, wurde in gefängliche Haft genommen. Angeſichts dieſer ungaſtlichen That ging die fürſtliche Hochzeitsgeſellſchaft verſtört auseinander, ohne ſich auch nur vom Kaiſer zu verabſchieden.

Ein großer Bruch ſtand augenſcheinlich nahe bevor. Eine der rheiniſchen Städte, die am treueſten zu Heinrich IV. gehalten, führte denſelben herbei. Aufgefordert, Schiffe zu ſtellen zu einem Feldzuge gegen die Frieſen, die ſich dem Reiche mehr und mehr abwendig erwieſen, mit dem ſie freilich von jeher in ſehr lockerem Zuſammenhange geſtanden, verweigerte Köln, in altem Argwohn und Groll gegen Heinrich V., den Dienſt. Mehrere lothringiſche und weſtphäliſche Fürſten ſchlugen ſich auf die Seite der Stadt. Eine Belagerung derſelben durch Heinrich war eben ſo erfolglos, wie acht Jahre zuvor; ja die Kaiſerlichen erlitten durch die Kölner und ihre Verbündeten eine ſchwere Niederlage in offener Feldſchlacht.

Der Rückſchlag dieſer Ereigniſſe brachte Sachſen in Bewegung und bald ſtanden ein ſächſiſches und ein kaiſerliches Heer, das letztere geführt durch den wilden Grafen Hoyer von Mansfeld, in der Gegend von Eisleben einander gegenüber.

Im Februar 1115 kam es am Welfesholze zur Schlacht, in deren Beginn ſchon Graf Hoyer fiel und die unter gräßlichem Gemetzel mit einer vollſtändigen Niederlage des Kaiſers endete.

Sachſen, Thüringen, Weſtphalen und Lothringen, die gute Hälfte von Deutſchland, war für den Kaiſer bereits verloren, als ſich auch die Kirche zu neuem Kriege gegen ihn erhob. Freilich hatte der Papſt ſchon 1112 das Zugeſtändniß des Inveſtiturrechts für ein erzwungenes, aber keineswegs darum für ungültig erklärt, freilich hatte eine burgundiſche Kirchenverſammlung in dem nämlichen Jahre es auf ſich genommen, den Bann über Heinrich auszuſprechen; aber die Worte des Papſtes wie die Flüche der Synode waren wirkunglos in den Lüften verklungen. Nach den Niederlagen Heinrich's jedoch erinnerten ſich deſſen deutſche Widerſacher ſeiner Händel mit dem Stuhl Petri und ermannten ſich deſſen kirchliche Gegner zu neuen Feindſeligkeiten. Ein päpſtlicher Legat erſchien in Köln und andern rheiniſchen Städten, um dort, wiewohl ohne päpſtlichen Auftrag, den Bann über Heinrich zu verhängen und weltliche und geiſtliche deutſche Fürſten beriefen ſich auf das Wort des Legaten, um ihrem Aufſtande gegen den Kaiſer den Schein einer höheren Weihe zu geben. Das alte Spiel wiederholte ſich: die ſtumpfen Blitze des Vatikan borgten ſich eine Schneide von dem deutſchen Sondergeiſt, der deutſchen Stammesfeindſchaft, der reichsfürſtlichen Selbſtſucht, und die weltliche deutſche Leidenſchaft hüllte ſich gleisneriſch in den ihr dargebotenen frommen Vorwand.

Wie einſt Heinrich IV. unter ähnlichen Umſtänden, ſo entſchloß ſich jetzt auch deſſen Nachfolger zu einer Fahrt nach

Italien — aber nicht, um sich, gleich seinem Vater, vor dem Papste zu demüthigen, sondern, um denselben mit starker Hand unschädlich zu machen und insbesondere zu verhindern, daß derselbe sich, kraft des Testaments der Markgräfin Mathilde, der großen Besitzungen der im Sommer 1115 verstorbenen Fürstin bemächtige.

Mit einem, wenn nicht großen, so doch achtunggebietenden kriegerischen Geleite ging Heinrich im Frühjahr 1116 über die Alpen, wandte sich zuerst nach Venedig, wo ein glänzender Empfang seiner wartete und ergriff sodann, als Lehensherr und Verwandter Mathilde's, Besitz von deren Gütern in der Lombardei und in Toskana, ohne daß ihm die mindeste Schwierigkeit oder auch nur eine Einsprache des Papstes entgegengestellt worden wäre. Die Städte und der Adel des Landes wurden durch Klugheit und Freigebigkeit Heinrich's gleichmäßig gewonnen. Von einer Wirkung der auf das Haupt des Kaisers geschleuderten Bannflüche zeigte sich in Italien auch nicht die leiseste Spur.

Bevor der Kaiser sich auf Rom in Bewegung setzte, trat er in Unterhandlungen mit dem Papste, welcher den von seinem Legaten ausgesprochenen Bann bisher weder bestätigt noch verleugnet hatte, durch das heftige Drängen einer im Lateran versammelten Synode aber endlich dahin gebracht war, das Investiturverbot in den strengsten Formen zu erneuern. Eine Verständigung über diesen Punkt war nicht zu erreichen, und als der Kaiser am Ostersonntage 1117 mit festlichem Gepränge in Rom einzog, hatte Paschalis bereits flüchtigen Fußes die Stadt verlassen, an deren Bürgerschaft er, in Folge bitterer Zerwürfnisse, keinen Rückhalt mehr fand. Der größte Theil der römischen Bevölkerung machte vielmehr jetzt gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser, den sie einige Jahre zuvor auf Leben und Tod bekämpft, und hielt an demselben fest, auch nachdem Heinrich sich wieder nordwärts gewendet hatte und

der Papst in die von seinen Anhängern behauptete Engelsburg zurückgekehrt war.

Als im Januar 1118 Paschalis starb und in der Person Gelasius II. einen gleichgesinnten Nachfolger erhielt, eilte der Kaiser von Oberitalien aus wieder nach Rom, und ließ einen Gegenpapst unter dem Namen Gregor's VIII. wählen. Flüchtig aus Rom, sprach Gelasius in Capua den Bann über den Kaiser aus, der jetzt im päpstlichen Munde eben so wenig Wirkung hervorbrachte, wie früher im Munde des Legaten.

Im Sommer 1118 kehrte Heinrich nach Deutschland zurück. Hier hatte der Kampf in den Rheingegenden und in Sachsen fortgedauert, während Baiern und Schwaben unbetheiligt an demselben geblieben waren — zum weitern Zeichen, daß es sich dabei nicht um kirchliche Gegensätze handelte, die ihrer Natur nach durch das ganze deutsche Volk gehen mußten, sondern um örtliche Leidenschaften und Interessen. Herzog Welf von Baiern stand auf Seite des Kaisers, ohne jedoch der Sache desselben Opfer bringen zu wollen, während Herzog Friedrich II. von Schwaben, Heinrich's Neffe, und von demselben zum Reichsverweser bestellt, den Aufstand, welcher Schwaben selbst nicht berührte, in den Rheinlanden tapfer bekämpfte, und namentlich den aus dem Gefängniß befreiten Erzbischof Adalbert von Mainz, den erbitterten persönlichen Feind des Kaisers und das eigentliche Haupt der Empörung, im Zaume hielt.

Die Rückkehr Heinrich's brachte das Uebergewicht auf die Seite seiner Parthei und den Kampf zum Stillstande. Auf kaiserliche Einladung versammelte sich 1119 ein sehr zahlreicher Reichstag in Tribur, den auch der Papst Calixtus II. — Gelasius war als Flüchtling in Frankreich gestorben und hatte den burgundischen Bischof von Vienne zum Nachfolger erhalten — beschickte; der Bann des Gelasius, obgleich auf verschiedenen Kirchenversammlungen, auch in Deutschland, feierlich

verkündet, wurde also von dessen eigenem Nachfolger nicht beachtet. Da indessen die zwischen Kaiser und Papst angeknüpften Verhandlungen über die Investitur nicht zum Ziele führten, so erneuerte Calixtus auf einer Synode in Rheims den Bann mit einem ungewöhnlichen Aufwande von schauerlichem Ceremoniell. Umsonst; die Fortschritte der kaiserlichen Sache wurden dadurch nicht aufgehalten, ein großer Theil von Lothringien fiel dem Kaiser wieder zu, Köln öffnete demselben, seinem Erzbischofe zum Trotz, die Thore zu festlichem Empfang, Sachsen söhnte sich mit ihm aus, und Adalbert von Mainz mußte vor der wieder zu kaiserlichen Gesinnungen zurückgekehrten Bürgerschaft aus seiner Stadt entweichen: Deutschland wurde allgemach des Streits überdrüssig und taub für die Hetzereien des Priesterthums.

Als es dem Papste Calixtus im Laufe der Jahre 1120 und 1121 gelang, sich Roms zu bemächtigen und den Gegenpapst Gregor, den der Kaiser längst preisgegeben, in seine Gewalt zu bringen, belebte sich zwar der Muth der päpstlichen Parthei in Deutschland vom Neuen und gelang es insbesondere den leidenschaftlichen Anstrengungen des Erzbischofs Adalbert, einen Theil der alten Feinde Heinrich's gegen denselben nochmals in Waffen zu bringen; aber noch bevor es zu einer blutigen Entscheidung kam, wurde ein Uebereinkommen getroffen, kraft dessen eine Art Schiedsgericht die obschwebenden Streitpunkte gütlich erledigen sollte. Ende September 1121 traten die von beiden Seiten ernannten Schiedsmänner in Würzburg zusammen, und wurden die brennenden streitigen Reichsangelegenheiten zu billigem Ausgleich gebracht. Die kirchlichen Fragen, einschließlich des Investiturstreits, blieben einer allgemeinen deutschen Kirchenversammlung vorbehalten.

Im September 1122 trat diese Versammlung in Worms zusammen, wo jedoch nicht blos die geistlichen Würdenträger, sondern auch die weltlichen Reichsfürsten in großer Anzahl

erschienen. Nach langen Verhandlungen einigte man sich, unter Zustimmung der anwesenden päpstlichen Gesandtschaft, dahin, daß der Kaiser die Wahlen zu den kirchlichen Aemtern frei zu geben und auf die Investitur mit Ring und Stab zu verzichten habe, dagegen aber berechtigt sei, die Wahlen der Bischöfe und reichsunmittelbaren Aebte in seiner Gegenwart vornehmen zu lassen und dieselben, vor ihrer kirchlichen Weihe, mit dem Szepter zu belehnen, zum Zeichen der ihnen im Namen des Reichs übertragenen weltlichen Besitzungen und Gewalten. Dieser Vertrag, das „Wormser" oder „Calixtinische Concordat", wurde unter dem Jubel einer unermeßlichen Menschenmenge, die in der Rheinebene bei Worms zusammengeströmt war, am 23. September 1122 verkündet, erhielt alsbald die Genehmigung des Papstes und brachte den Investiturstreit nach fünfzigjähriger Dauer zur Ruhe. — Von dem über den Kaiser verhängten Bann war mit keinem Worte mehr die Rede; der Papst ließ denselben stillschweigend und ohne irgend eine vorgängige kirchliche Sühne fallen.

Der Friede mit der Kirche und die Würzburger Vereinbarungen genügten indessen keineswegs, den Frieden im Reiche wiederherzustellen. In Norddeutschland zumal gab es fortwährend alte und neue Fehden auszufechten, bei denen der Kaiser selbst nicht selten Parthei war. So in Utrecht und in Holland, wo sich die alte friesische Unbotmäßigkeit gegen das Reich vom Neuen regte, ohne daß es dem Kaiser gelungen wäre, dieselbe nachhaltig zu bändigen. — Unter dem Vorwande eines Kriegszuges nach Sachsen sammelte Heinrich 1124 ein Heer, mit welchem er sich plötzlich gegen Frankreich wandte, um nachträglich Rache zu üben wegen des mittelbaren Vorschubs, den man dort, während der Anwesenheit Calixtus II., den päpstlichen Feindseligkeiten geleistet. Obgleich überrascht, brachten jedoch die Franzosen in aller Eile eine so große Streitmacht zusammen, daß der Kaiser, bevor er die Gränze

überschritten, seinen Plan aufgab, worauf auch der französische König Ludwig sein Heer ohne Weiteres entließ. Gleichfalls im Jahre 1124 überwarf sich Heinrich mit dem sonst so gut kaiserlich gesinnten Worms, das sich mit 2000 Mark Silber von der Strafe des Aufruhrs lösen mußte.

Im Mai 1125 starb der Kaiser zu Utrecht, von Niemand betrauert, weil von Niemand geliebt. Mit ihm erlosch der Mannsstamm seines Geschlechts. Dem Sohne seiner Schwester, Herzog Friedrich II. von Schwaben, hinterließ er seine Besitzungen und den reichen von ihm angesammelten Schatz. Die Reichskleinodien wurden auf seine Anordnung bis zur neuen Königswahl nach dem Felsenschloß Trifels in Verwahrung gebracht. — Seine Leiche fand ihre Stätte neben der seines Vaters in der Gruft zu Speyer.

Wie fast alle seine Vorgänger hatte Heinrich V. sein Hauptstreben darauf gerichtet, die Macht des Königthums zu heben, aber weniger als irgend einem derselben war es ihm, bei seiner gehässigen Persönlichkeit und Art, gelungen, für diesen Zweck eine Interessengemeinschaft zwischen sich und dem deutschen Volke herzustellen. Der Begriff einer lebendigen Reichseinheit und das Verständniß ihrer Bedeutung für das Gemeinwohl blieb der Masse des Volks so fremd wie je, und eifriger und einmüthiger, als beispielsweise zur Zeit Heinrich's IV., schlossen sich die einzelnen Landschaften ihren Fürsten in dem Kampfe gegen die Krone an. Die Unabhängigkeit des Herzogs, Grafen, Bischofs von der königlichen Obergewalt galt der Bevölkerung der einzelnen Landesgebiete mehr und mehr für ein wesentliches Stück der eigenen Freiheit. Die Vergrößerung der eigenen Hausmacht, in welcher die meisten der deutschen Könige ihre nächste und wichtigste Aufgabe erkannt, glückte Heinrich V. zwar, vermöge der Mathildeschen Erbschaft, in Italien, wo sie ihm wenig nützen konnte, aber nicht in Deutschland, wo jeder dauernde Erfolg durch ihre Lösung bedingt war. Bei jeder größern Unternehmung, nach innen wie nach außen, blieb das Königthum auf den freiwilligen Beistand der Reichsfürsten angewiesen, welche die zweckmäßigsten Anordnungen und die nothwendigsten Maßregeln schon dadurch vereiteln konnten, daß sie, unter dem ersten besten Vorwande, oder auch ohne irgend eine Ausrede, die Mitwirkung zur Ausführung verweigerten.

In der sich von selbst aufdringenden Erkenntniß, daß auch Geld Macht sei, war Heinrich V. beflissen, durch erlaubte und unerlaubte Mittel seine Schatzkammer zu füllen, und ging er sogar mit dem Gedanken um, eine Reichssteuer einzuführen — eine unerhörte und zur Zeit ohne Zweifel ganz undurchführbare Neuerung, denn jede unmittelbare Abgabe galt von Alters her für ein Zeichen der Knechtschaft, das der freie Mann um keinen Preis und für keinen denkbaren Zweck auf sich genommen haben würde. Zölle, Marktgebühren, Münzstätten, der Verkauf von geistlichen Aemtern und von städtischen Freiheiten, die den Wenden und andern unterworfenen Völkern auferlegten Tribute und die freiwilligen Geschenke, welche bei gewissen feierlichen Gelegenheiten üblich waren, bildeten die eigentlichen Geldquellen des Reichs, deren Ertrag freilich in raschem Abnehmen war, da die meisten derselben der Habgier der örtlichen Machthaber, in Form von Verleihungen, mehr und mehr preisgegeben werden mußten. Dazu kamen dann die Einkünfte von den, gleichfalls und aus der nämlichen Ursache im sichtlichen Schwinden begriffenen, königlichen Domänen und die Naturallieferungen, welche der Hof, nicht von Rechtswegen, aber nach altem Herkommen, von der Landschaft seines jeweiligen Aufenthalts als die Erfüllung einer Ehrenpflicht zu fordern hatte.

Im Zusammenhange mit diesen wirthschaftlichen Verhält-

nissen stand eine weitere Hauptursache der Unsicherheit und Schwäche der Reichsgewalt, der Umstand nämlich, daß das Reich keinen örtlichen Mittelpunkt, keine Hauptstadt, keine feste königliche Residenz hatte. Der König pflegte seine Regierung unmittelbar nach der Wahl mit dem sogenannten Königsritt zu beginnen, das heißt, sich auf einer Rundreise durch das ganze Land dem Volke zu zeigen, dessen Huldigungen entgegenzunehmen, um dessen Gunst zu werben. Im Sattel und Bügel wurde die Regierung aber nicht bloß angefangen, sondern auch fortgeführt. Fehlte es an politischen und militärischen Anlässen, so gab es wirthschaftliche Gründe, die den König in fortwährender Bewegung hielten. Jener beträchtliche Theil seiner Einkünfte, welcher in dem Ertrage der königlichen Höfe oder Pfalzen bestand, die in anfänglich sehr großer Zahl über ganz Deutschland zerstreut lagen, ließ sich, in Ermangelung einer regsamen Handelsthätigkeit und hinlänglicher Verkehrsmittel, am vortheilhaftesten verwerthen durch eigenen Verbrauch an Ort und Stelle, und die Last der Naturallieferungen, die ihrer Zeit keinen geringen Antheil hatte an dem Aufstande der Sachsen gegen Heinrich IV., wollte billig vertheilt sein. So fanden denn zwar nicht bloß der königliche Haushalt, sondern auch die Volkswirthschaft ihre Rechnung bei dem fortwährenden Umzug des Königs von Hof zu Hof und von einer Landschaft in die andere; die Reichsgewalt aber konnte bei dem ewigen Wechsel ihres Sitzes nicht dazu kommen, feste Wurzeln zu schlagen und denjenigen Halt zu gewinnen, welchen die gewohnheitsmäßige Anerkennung eines gemeinschaftlichen Mittelpunkts und eine langjährige Ansammlung hauptstädtischer Ueberlieferungen, Hülfsmittel und Interessen, dem Staatswesen gewährt.

Obgleich die Kirche in ihren Kämpfen mit den beiden letzten fränkischen Kaisern bei Weitem nicht Alles gewonnen, was Gregor VII. und sein ihm gleichgesinnter Nachfolger beanspruchte, so war doch ihre Stellung eine viel unabhängigere geworden, als sie bis dahin gewesen. Von der Ernennung des Papstes durch den Kaiser, oder auch nur von der kaiserlichen Bestätigung seiner Wahl, war keine Rede mehr; das Wormser Concordat hatte der Kirche einen unzweideutigen Rechtsanspruch auf canonische Freiheit der Wahlen der deutschen Kirchenfürsten gegeben; der Kauf und Verkauf der geistlichen Aemter war nicht bloß allgemein verurtheilt, sondern auch durch den Wormser Vertrag thatsächlich erschwert; endlich hatte die Kirche das Verbot der Priesterehe schließlich durchgesetzt, ihre Diener damit aus dem engeren Familienverbande gerissen, und dadurch zu möglichst selbstlosen Werkzeugen ihrer Zwecke gemacht.

XIII.

Lothar von Sachsen.

Im Hochsommer des Jahres 1125 zogen die Fürsten des Reichs mit zahllosem Gefolge nach Mainz zur Königswahl. Nur die Lothringer blieben aus. Wie vor hundert Jahren, bei der Wahl Konrad's II., lagerte sich die Reichsversammlung nach Stämmen auf beiden Ufern des Rheins oberhalb der Stadt und, gleichfalls wie damals, ging der großen Staatshandlung ein lebhaftes Spiel von Wahlumtrieben voraus.

Für den nächsten Anwärter zur Krone galt Herzog Friedrich II. von Schwaben, der Neffe und Erbe Heinrich's V., ein mit den besten fürstlichen Eigenschaften wohl ausgestatteter Mann in mittleren Jahren, welchem eine ansehnlichere Hausmacht zu Gebote stand, als den meisten der bisherigen Inhaber des deutschen Throns. Aber Friedrich fand einen gefährlichen Mitbewerber in Herzog Lothar von Sachsen, der ihm an Macht jeden Falls überlegen war, während er, als ein bereits hochbejahrter Mann, an persönlicher Leistungsfähigkeit allerdings hinter ihm zurückzustehen schien. Die unter den obwaltenden Umständen wichtigste Stimme im Reich war für Lothar in voraus gewonnen, die Stimme des Erzbischofs Adalbert von Mainz, der seinen ingrimmigen Haß gegen den verstorbenen Kaiser auf dessen nächsten Verwandten übertragen hatte, und kein Mittel unbenutzt ließ, um demselben den Weg zum Throne zu versperren. Nächst dem einflußreichsten geist-

lichen Fürsten trat auf die Seite Lothar's auch der Herzog von Baiern, Heinrich der Schwarze, obgleich Schwiegervater Friedrich's, wahrscheinlich bestimmt durch die Aussicht auf die Verheirathung seines Sohnes mit der einzigen Tochter und Erbin des sächsischen Herzogs.

Nach getroffener Vereinbarung wurden aus der Mitte der vier Stämme der Sachsen, Schwaben, Franken und Baiern je zehn Wahlmänner ernannt, die zunächst je einen Bewerber um den erledigten Thron aufstellen und dann unter den vier Vorgeschlagenen die Wahl treffen sollten. Neben Lothar und Friedrich kamen auf diese Liste, jedoch nur der Form wegen, wie es scheint: Markgraf Leopold von Oesterreich, im Namen der Baiern, und Graf Karl von Flandern, im Namen der Franken. An die somit ernannten Anwärter erließ nunmehr Erzbischof Adalbert die feierliche Aufforderung, das Ergebniß der Wahl, wie sie auch ausfallen möge, im voraus anzuerkennen. Friedrich jedoch, sein Unterliegen bereits voraussehend, verweigerte diese Zusage mit barschen Worten, verließ die Versammlung und gab damit seinen Gegnern gewonnenes Spiel. Noch ehe die Wahlmänner zum förmlichen Entschluß kommen konnten, wurde Herzog Lothar von der anwesenden Menge auf die Schultern gehoben und zum König ausgerufen. Dieses tumultuarische Verfahren, ein letzter Nachklang der alten Sitte, den neuen König auf den Schild zu setzen und dem Volke zur Schau zu tragen, wurde zwar von vielen der Fürsten, insbesondere der Bischöfe, denen vielleicht auch die entschuldigende Erinnerung an den Gebrauch der Vorzeit bereits abhanden gekommen, sehr übel vermerkt, nachträglich jedoch durch die förmliche Wahl Lothar's, der Sache nach, bestätigt. — Zum Dank für die Unterstützung des Erzbischofs von Mainz war Lothar schwach genug, auf das dem deutschen Könige durch das Wormser Concordat zugesicherte Recht der Anwesenheit bei den Bischofswahlen zu verzichten und sogar zuzugestehen, daß die

kirchliche Weihe der Bischöfe, also die Einsetzung in ihr geistliches Amt, der weltlichen Belehnung mit dem Szepter vorhergehen solle. — Nach dreitägigem Sträuben huldigte, nach dem Vorgange aller übrigen Reichsfürsten, auch Friedrich von Schwaben seinem siegreichen Nebenbuhler und am 13. September wurde Lothar im Aachener Dome gekrönt.

Im Anfange des Jahres 1126 unternahm Lothar einen Kriegszug nach Böhmen, um dessen Herzog Sobieslaw zu Gunsten eines minder berechtigten Nebenbuhlers, Otto von Mähren, der den König durch große Versprechungen für sich gewonnen hatte, zu entsetzen. Unrühmlich wie die Ursache des Krieges, war dessen Verlauf und Ausgang. Das königliche Heer fiel in einen Hinterhalt, erlitt eine schwere Niederlage und Lothar mußte sich den freien Rückzug durch die Bestätigung Sobieslaw's erkaufen.

Nicht glücklicher war der König gegen Herzog Friedrich von Schwaben, welchen er in dem nämlichen Jahre unter dem Vorwande angriff, daß derselbe sich auf einem in Straßburg abgehaltenen Hoftage nicht gestellt und daß er das in der Erbschaft Heinrich's V. einbegriffene Reichsgut herauszugeben verweigere. Die Belagerung mehrerer hohenstaufenschen Burgen mißlang und ein Angriff auf Nürnberg endete sogar, beim Anrücken Herzog Friedrich's und seines Bruders Konrad an der Spitze eines überlegenen Entsatzheeres, mit einer schmählichen Flucht.

Um die nämliche Zeit, im Frühjahr 1127, verheirathete Lothar seine Tochter Gertrud mit dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Baiern, welcher durch die Abdankung seines Vaters, Heinrichs des Schwarzen, der ins Kloster ging, zur Herrschaft über die weiten Besitzungen des welfischen Hauses gelangt war, und jetzt durch seinen Schwiegervater auch mit der Anwartschaft auf Sachsen belehnt wurde, so daß er die

Aussicht auf eine Macht gewann, wie sie nie in der Hand eines deutschen Reichsfürsten vereinigt gewesen.

Der Krieg zwischen dem Könige und dem schwäbischen Herzoge währte fort, ohne bedeutende Ereignisse und nennenswerthe Erfolge. Des Herzogs Bruder, Konrad, ein Mann von verwegenem Sinn und rauhen Sitten, warf sich auf eigene Hand zum Gegenkönig auf und versuchte, da er in Deutschland keinen Anhang gewann, sein Glück in Italien, wo er anfänglich gute Aufnahme fand, in Mailand von dem Erzbischof die Krone empfing und sich auf Rom in Bewegung setzen konnte. Bald aber wurde er in seinen Erfolgen durch die gegenseitige Eifersucht der lombardischen Städte gehemmt, so daß er sich vom öffentlichen Schauplatze in einen abgelegenen Winkel des Landes zurückziehen mußte, aus welchem er nach einigen Jahren in aller Stille nach Deutschland zurückkehrte.

Nach dem 1130 erfolgten Tode des Papstes Honorius II. wurden von zwei einander entgegengesetzten Partheien innerhalb des Cardinalskollegiums zwei Päpste, unter den Namen Innocenz II. und Anaklet II., aufgestellt. Der letztere, Meister in Rom, suchte seinen Rückhalt bei den Normannen, deren Herzog Roger er in Palermo durch einen Legaten zum Könige von Sicilien krönen ließ; Innocenz dagegen, zur Flucht ins Ausland genöthigt, wurde zuerst in Frankreich, dann auch in Deutschland anerkannt. König Lothar machte sich überdies anheischig, Innocenz nach Rom zu führen und mit gewaffneter Hand auf den Stuhl Petri zu setzen; der Versuch des Königs aber, gegen dieses Versprechen seinen Verzicht auf die Vortheile des Wormser Concordats rückgängig zu machen, scheiterte an der beharrlichen Weigerung des Papstes.

Im Sommer 1132 unternahm Lothar von Würzburg aus die Heerfahrt nach Italien, mit einem bewaffneten Geleite von nur 1500 Mann. Gleichwohl gelangte er unaufgehalten

bis nach Rom und konnte er sich eines Theiles der Stadt bemächtigen, worauf Innocenz seinen Sitz im Lateran aufschlug, während Anaklet sich im Vatikan und in der Engelsburg behauptete. Mit seiner Gemahlin Richenza empfing Lothar, als der zweite seines Namens, am 4. Juni 1133 die Kaiserkrone von Innocenz, welchem er dagegen den alten päpstlichen Anspruch auf die Mathilde'sche Erbschaft zugestand, indem er sich und seinen Schwiegersohn, Heinrich von Baiern, mit diesen Besitzungen, die er bisher nach Kronrecht innegehabt, vom Papste belehnen ließ, und sich verpflichtete, davon eine jährliche Abgabe von 400 Pfund Silber an den Stuhl Petri zu zahlen. — Wenige Tage nach dieser beispiellosen Verleugnung der Interessen und der Würde des Reichs machte sich Lothar, dessen Aufenthalt in Rom, mit seiner geringen Mannschaft, nicht ohne große Gefahr gewesen war, auf den Rückweg nach Deutschland, den er sich in Oberitalien mit dem Schwerdte in der Hand bahnen mußte.

Der Krieg gegen den Herzog von Schwaben, dessen Führung Lothar vor Antritt der Fahrt nach Italien seinem Eidam, Heinrich dem Stolzen, übertragen, hatte inzwischen, wie es scheint, gänzlich geruht, hauptsächlich wohl in Folge der engen persönlichen Freundschaft zwischen Friedrich und Heinrich, aus welcher der letztere auch bei Uebernahme des Auftrags seines Schwiegervaters, kein Hehl gemacht. Als nun aber Lothar, wenn auch nicht mit besonderem Ruhm, so doch mit dem kaiserlichen Titel aus Italien zurückkam, eilte der baierische Herzog, das seit Jahr und Tag Versäumte nachzuholen. Er warf sich auf Ulm, die Hauptfestung Friedrich's, die dieser selbst zu behaupten sich nicht getraute und deren Bürgerschaft er gleichwohl ungroßmüthiger Weise durch einen Eid und durch Wegführung von Geiseln zwang, sich, auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Schließlich mit Sturm genommen, wurde Ulm der Plünderung preisgegeben

und niedergebrannt. Gegen die vereinigte Macht des Kaisers und des Herzogs von Baiern wagte Friedrich nunmehr den Widerstand nicht länger fortzusetzen. Er rief das Mitleid der Kaiserin Richenza an, durch deren Vermittelung es ihm gelang, nach einem Kniefall vor Lothar dessen Verzeihung zu gewinnen. — Bald darauf söhnte auch Konrad, der Bruder Friedrich's, den Kaiser mit sich aus, indem er sich vor ihm demüthigte, und dem angemaßten Königstitel entsagte, wogegen er seine ihm abgesprochenen Besitzungen zurück erhielt.

Um die innere Ruhe Deutschlands während einer neuen Romfahrt zu sichern, zu welcher dringende Einladungen von dem Papst Innocenz, der sich im Lateran nicht hatte behaupten können, an ihn ergingen, ließ Lothar von den großen und kleinen Machthabern im ganzen Reiche einen unverbrüchlichen Landfrieden auf zwölf Jahre beschwören.

Im Herbste 1136 überstieg der Kaiser mit ansehnlicher Heeresmacht und in Begleitung seines Schwiegersohns und vieler andern Reichsfürsten die Alpen. Es galt, Innocenz II. nach Rom zurückzuführen und den Schutzherrn Anaklet's II., den König Roger von Sicilien, wo möglich aus Unteritalien zu verdrängen. Der zweite dieser beiden Zwecke wurde zuerst betrieben. Mit getheiltem Heere rückten der Kaiser und der Herzog von Baiern längs der Küste des adriatischen und des mittelländischen Meeres, an Rom vorüber, nach Unteritalien, und obgleich sie manchen Widerstand zu brechen hatten, waren sie mit Eintritt des Sommers 1137 Meister des größten Theils von Apulien und Kalabrien. Pisa und andere italienische Seestädte unterstützten den Kaiser mit ihren Flotten. Als aber die Belagerung von Salerno, dessen Plünderung sich die Pisaner versprochen hatten, mit einer Capitulation endigte, welche der Einwohnerschaft der reichen Stadt Sicherheit des Eigenthums gewährleistete, sah sich der Kaiser von seinen italienischen Bundesgenossen zur See, in der Erbitterung über ihre

betrogene Beutegier, plötzlich verlassen. Der Eroberung von Salerno folgte überdies ein heftiges Zerwürfniß mit dem Papste wegen der Lehensherrlichkeit über Apulien und Calabrien, welche Innocenz dem Kaiser streitig machte. Dazu kamen die Lagerkrankheiten, welche die heiße Jahreszeit für die deutschen Heere in Italien regelmäßig mit sich zu bringen pflegte, und in Folge aller dieser Umstände Mißmuth im kaiserlichen Lager und Entmuthigung der kaiserlichen Parthei in Italien, während König Roger, der seine Streitkräfte bisher planmäßig geschont hatte, in drohender Nähe stand.

So mußte denn auch die zweite italienische Heerfahrt Lothar's, trotz ihrer glänzenden Erfolge, abgebrochen werden, ehe sie zu Ende geführt war. Mit solcher Eile betrieb der Kaiser die Heimkehr, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, auf dem Rückwege Rom zu besuchen, sondern sich damit begnügte, dem Papste Innocenz Aufnahme in der Stadt zu verschaffen, in welcher übrigens auch dies Mal Anaklet Meister des Vatican und der Engelsburg blieb. — In Trient wurde Lothar von einer Krankheit ergriffen, die ihn zwar nicht abhielt, seine Reise fortzusetzen, derselben aber ein baldiges Ende machte. In einer armseligen Hütte am Brennerpaß starb der Kaiser am 3. Dezember 1137. Seine Leiche wurde nach dem heimatlichen Sachsen geführt und in dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter bestattet.

Hatte Lothar auch keine große Figur auf dem deutschen Throne gemacht, so war doch seine Regierung keineswegs zu den unglücklichen zu zählen. Im Innern litt das Land während derselben weniger, als gewöhnlich, durch Zwietracht, Krieg und Zerstörung und nach Außen wurde sein Interesse immerhin besser gewahrt, als unter manchem der Vorgänger Lothar's.

So namentlich in seinen Beziehungen zu den nördlichen und östlichen Gränzvölkern. Die Verhältnisse des Reichs zu dem Wendenlande, nachdem sie unter Heinrich IV. in die schlimmste Verfassung gerathen, und die deutsche Herrschaft jenseits der Elbe beinahe vollständig verloren gegangen, hatten sich freilich schon während der Regierung Heinrich V. wieder günstiger gestaltet; nicht jedoch durch irgend eine ernstliche Thätigkeit der Reichsgewalt, sondern lediglich unter der Einwirkung des sächsischen Herzogthums. In Verbindung mit dem letzten Billunger, Magnus, bemächtigte sich der Sohn des während des letzten Rückschlages des Heidenthums ermordeten Obotritenfürsten Gottschalk, Heinrich, der fürstlichen Gewalt über sein Heimatland, welche er alsdann von seinem sächsischen Schutzherrn zu Lehen nahm. Unter der einsichtsvollen Regierung dieses Heinrich wurden die wendischen Völker zwischen der untern Elbe und der Ostsee zu einem friedlichen und blühenden Staate vereinigt, der nach Heinrich's Tode dem dänischen Herzoge von Schleswig', seinem Neffen, Knud genannt, zufiel, welcher bei Lothar die Anerkennung als „König der Obotriten" nachsuchte und erlangte. Die Ermordung Knud's durch seinen Vetter, Magnus, den Sohn des dänischen Königs Nikolaus, veranlaßte Lothar 1131 zu einem Feldzuge gegen Dänemark, in der Absicht, seinen Lehensmann zu rächen. Bevor es aber zu einem Zusammentreffen mit den Dänen kam, erboten sich dieselben zu einem friedlichen Abkommen, welches in Schleswig zum Abschlusse kam. Magnus behielt dies Herzogthum, als Lehensträger des deutschen Königs, während das Wendenland unter zwei slawischen Fürsten getheilt wurde.

Einige Jahre später trat ein neues Zerwürfniß mit den Dänen ein, dessen voraussichtliche kriegerische Folgen Magnus dadurch abwendete, daß er sich an den Hof Lothar's begab und mit großen Geldsummen und durch den feierlichen Eid:

daß hinfort kein König den dänischen Thron ohne kaiserliche Zustimmung innehaben solle, den Frieden erkaufte.

In Folge dieses Abkommens wurde Magnus selbst in Halberstadt von Lothar zum Nachfolger seines Vaters, des Dänenkönigs Nikolaus, gekrönt (1134). Geschichtliche Wirkungen hatte dieses Ereigniß übrigens um so weniger, als der König Nikolaus und sein Sohn Magnus wenige Wochen später Reich und Leben verloren.

Um die nämliche Zeit traf Lothar Anstalten, der deutschen Herrschaft und dem Christenthum im östlichen Holstein, in der Landschaft Wagrin, in welcher das Wendenthum und heidnische Neigungen immer noch das Uebergewicht hatten, einen neuen Rückhalt zu schaffen. Bei dem heutigen Segeberg ließ er auf steiler Anhöhe eine Burg und ein Kloster bauen, bei deren Errichtung die benachbarten slawischen Fürsten selbst Dienste leisten mußten.

Das mittlere Wendenland, an der Havel und Spree, die Nordmark, wurde von Lothar 1134 dem Grafen Albrecht von Ballenstädt, zum Lohne für seine auf der ersten Romfahrt des Kaisers geleisteten Dienste verliehen, eine Maßregel, welche vermöge der Persönlichkeit des Belehnten zu einem hochwichtigen Ereignisse werden sollte. Albrecht, der Bär geheißen, erweiterte nicht bloß sein neues Besitzthum, sondern auch das Gebiet des deutschen Volksthums durch glückliche Kriege gegen die Wenden nach verschiedenen Richtungen hin, namentlich durch die Eroberung der Stadt Brandenburg, von welcher er seine Markgrafschaft hinfort benannte.

Das auf dem rechten Ufer der Oder gelegene Pommern, hatte sich der politischen Einwirkung Deutschlands, die in frühern Zeiten wenigstens gelegentlich dort eingegriffen, längst entzogen und war unter polnische Botmäßigkeit gerathen. Dagegen belebte sich der kirchliche deutsche Einfluß auf Pommern, wiewohl durch polnische Vermittelung, unter Heinrich V. und

Lothar. Bischof Otto von Bamberg machte auf die Einladung des Königs oder Herzogs Boleslaw III. — der erstere dieser Titel wurde von den Polen, der letztere von den Deutschen gebraucht — zwei Missionsreisen nach Pommern, die von großem Erfolge begleitet waren und mit dem Christenthum auch dem Deutschthum in dem Oderlande Bahn brachen. Herzog Boleslaw selbst bekannte sich übrigens auf einem Reichstage zu Merseburg als Lehensmann des Kaisers und zahlte als solcher den seit vielen Jahren rückständigen Zins.

Es hatte Deutschland bisher nicht an starken und staatsklugen Königen gefehlt, aber keiner derselben hatte vermocht, dem Reiche eine Verfassung zu geben, welche eine gleichartige und regelmäßige Verwaltung, ein festes und nachhaltiges Zusammenfassen der Volkskraft, eine wirksame Einheit des Staatswillens ermöglicht hätte. Immer noch zerfiel Deutschland, wie in der Urzeit, in eine Menge großer und kleiner Gebiete, deren jedes sein eignes staatliches Dasein hatte. Aber nicht mehr, wie ehemals, war der Gau, oder der Stamm, also ein landschaftlicher oder volksmäßiger Körper, der Träger dieser politischen Existenz, sondern ein durch Willkür und Zufall gebildetes und oft aus allem organischen Zusammenhange gerissenes Stück Land und Volk, meistens unter der Herrschaft eines nur durch unsichere rechtliche Gewohnheiten beschränkten geistlichen oder weltlichen Machthabers. Dem Begriffe nach standen diese Gebiete, der großen Mehrzahl nach, im Eigenthum des Staats, in dessen Namen der König dieselben, als Lohn für geleistete Dienste, oder als Ausstattung weltlicher und geistlicher Aemter, ursprünglich auf strenge Bedingungen und nur auf Lebenszeit, des Gebers sowohl, wie des Empfängers, verliehen hatte; durch die Uebung des Lebens aber waren diese grundsätzlichen Beschränkungen, mit der Zeit, wenn nicht aufgehoben, so doch wesentlich abgeschwächt. Die Lehen der Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte galten jetzt für unveräußerliches und unverlierbares Be-

sitzthum des geistlichen Amtes; die Herzogthümer, Grafschaften und Markgrafschgften waren Erbgut ihrer Inhaber geworden, das zwar immer noch verwirkt und eingezogen werden konnte, aber nicht im unmittelbaren Staatsbesitz zu Handen des Königs bleiben durfte, sondern einem neuen Lehensmann übertragen werden mußte: so lautete die Regel, welche aus dem gemeinschaftlichen Interesse der Vassallen hervorging und über deren Einhaltung sie eifersüchtig wachten. — Das einzige rechtliche und sittliche Band, welches die ihrer Natur nach auseinander strebenden Bestandtheile des Lehensstaats zusammenhielt, war der Eid; mit dem Eide aber trieb die Selbstsucht der Großen seit Jahrhunderten ein zur Gewohnheit gewordenes Spiel.

Die Interessengemeinschaft der Vassallen brachte, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, die Abhängigkeit des Königthums von dem guten Willen derselben von selbst mit sich. Nur eine große Persönlichkeit auf dem Throne, oder ein König, welchem eine bedeutende Hausmacht zu Gebote stand, konnte die Erfüllung der Lehenspflicht von den widerwilligen Vassallen erzwingen. Und je schwerer der Lehendienst durch die unaufhörlichen Reichskriege, insbesondere in Folge der unfruchtbaren Römerfahrten, wurde, desto natürlicher war das Streben der großen weltlichen Machthaber, und vielleicht gerade der besten unter ihnen, sich und ihrem Lande die Opfer desselben wo möglich zu ersparen, während die Kirchenfürsten allerdings mancherlei augenscheinliche Gründe hatten, sich dem Königthum auf Kosten des Volks, dem sie überdies viel weniger nahe standen, als die Erbfürsten, dienstwillig zu erweisen.

Uneigennütziger und zuverlässiger indessen, als die Lehenstreue der geistlichen Fürsten, wiewohl einstweilen noch nicht eben so wirksam, war die Hingebung der Städte an die Sache des Reichs. Seit dem Beginne des elften Jahrhunderts an Volkszahl, Wohlstand, Bildung, Freiheit, Selbstbewußtsein rasch erstarkt, wurden die Städte naturgemäß der thätigste

Heerd des deutschen Staatsgedankens, zu dessen Pflege ein weder herrschendes noch dienendes Bürgerthum viel stärkere Antriebe und viel größere Fähigkeit hatte, als die Hierarchie und der Adel. Mochten die Städte kriegerische Unternehmungen ins Weite hinaus mit keineswegs günstigem Auge sehen und wenig Neigung haben, sich ohne Noth an denselben zu betheiligen, so konnte das Königthum um so sicherer auf dieselben zählen, wenn es galt, Ruhe und Ordnung im Lande zu halten, fürstlichen Ungehorsam zu beugen, mächtige Frevler zur Rechenschaft zu ziehen, oder in Zeiten der Noth der leeren Reichskasse Zuschuß zu leisten. Einsichtige Könige begriffen frühzeitig die wichtige Rolle, zu welcher die Städte in der Geschichte des Reichs berufen waren und verliehen einer großen Anzahl derselben die Unabhängigkeit und die Rechte der Selbstverwaltung, deren sie zu ihrem Gedeihen bedurften.

Neben dem Lehensstaate und der privilegirten Städtefreiheit behauptete sich in beschränkten Kreisen die uralte Freiheit auf dem ächten Grundeigenthum, das, wie von jeher, jeder öffentlichen Last, außer der Verpflichtung, dem Heerbann Folge zu leisten, ledig war. Nur ausnahmsweise indessen und in einzelnen Landestheilen war dieser Stand der Freien noch stark genug, um ein merkliches Gewicht in die Waage des öffentlichen Lebens zu werfen, das dann regelmäßig in die Schaale des Reiches fallen mußte, an welchem sowohl die freie Reichsritterschaft, wie die freien Bauergemeinden ihren einzigen Rückhalt hatten, gegenüber der bedrohlich anwachsenden fürstlichen Macht.

Die Masse der bäuerlichen Bevölkerung in den meisten Landschaften war längst der Hörigkeit verfallen, welche überdies durch Kriegszüge und Eroberungen im Wendenlande fortwährend neuen Zuwachs erhielt. Vereinzelte, wiewohl wenig wirksame Versuche zur Milderung der Leibeigenschaft, wurden allerdings von Seiten der Kirche gemacht, die auch in den

rohesten Zeiten nicht umhin konnte, aus dem christlichen Grundsatze der menschlichen Gleichheit vor Gott einige Folgerungen auch für das irdische Leben zu ziehen. Die gänzliche Beseitigung der Knechtschaft von Mensch zu Mensch freilich konnte sich die Kirche, laut ihres ältesten Grundgesetzes, auch beim besten Willen nicht zur Aufgabe machen; diese Ergänzung des christlichen Befreiungswerkes mußte vielmehr einer unkirchlich gewordenen Zeit überlassen bleiben.

XIV.

Die Hohenstaufen.

Zur Königswahl wurde auf das Pfingstfest 1138 ein Reichstag nach Mainz ausgeschrieben. Nach Lage der Dinge schien die Thronfolge Heinrich dem Stolzen in voraus gewiß. Er war, als Herzog von Baiern und Sachsen, bei Weitem der mächtigste unter den Reichsfürsten, es fehlte ihm keine der persönlichen Eigenschaften, deren der deutsche König bedurfte, um seinen Platz auszufüllen, ihm stand überdies, als Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers, eine Art Erbanspruch auf die Krone zu, der zwar keine gesetzliche Bedeutung hatte, aber doch in der öffentlichen Meinung schwer ins Gewicht fiel. Kein Zweifel also, daß beim regelmäßigen Verlaufe des Wahlverfahrens die Stimmenmehrheit auf Herzog Heinrich fallen mußte — wiewohl eine sicherlich großen Theils widerwillige Mehrheit, denn gerade in der Macht Heinrich's, aus welcher sein Beruf zum Königthum vorzugsweise hervorging, lag für das Mißtrauen und die Eifersucht der Reichsfürsten der stärkste Einwand gegen seine Wahl, der viele von ihnen nur unter einem unwiderstehlichen Drucke der Verhältnisse zugestimmt haben würden. Einen solchen Zwang der Umstände aber stellte die allgemeine Wahlversammlung in sichere Aussicht, und wollte man demselben entgehen, so mußte man dem Mainzer Reichstage zuvorkommen.

Die beiden Hohenstaufen nahmen es auf sich, die stille Opposition des Reichsfürstenthums gegen die Wahl Heinrich's rechtzeitig ins Werk zu setzen und zum eigenen Vortheil auszubeuten. Herzog Friedrich und sein Bruder Konrad setzten sich mit einigen rheinischen Bischöfen ins Einverständniß, versammelten dieselben im Februar zu Koblenz und bewirkten dort die Ausrufung Konrad's zum deutschen König.

Der neue König war also nicht aus dem Reichstage, sondern aus einer Art von Verschwörung hervorgegangen, nicht durch eine Mehrheit der Stimmberechtigten gewählt, sondern dem Reiche durch eine winzige Minderheit aufgedrungen, nicht in den überlieferten Formen des öffentlichen Rechts, sondern durch frechen Verfassungsbruch auf den Thron gelangt — und das Alles war geschehen, ohne die mindeste Entschuldigung durch Zeit, Umstände, oder Persönlichkeiten, ja sogar ohne irgend einen beschönigenden Vorwand. Aber das Werk der Eigenmacht und des Frevels stimmte überein mit den geheimen Wünschen der reichsfürstlichen Selbstsucht und wurde deshalb, sobald es durch die Kühnheit und die Thätigkeit seiner Urheber und durch die Rath- und Thatlosigkeit des Herzogs Heinrich einigen Bestand gewonnen, von den weltlichen und geistlichen Machthabern im ganzen Lande, fast ohne Ausnahme, gutgeheißen, ohne daß auch nur die Frage nach der Rechtsbeständigkeit desselben aufgeworfen worden wäre. Auf einem durch Konrad III. zu Ende des Mai in Bamberg abgehaltenen Reichstage fanden sich die Reichsfürsten vollzählig ein, mit alleiniger Ausnahme des Herzogs Heinrich und seiner baierischen Vassallen. Während aber Heinrich dem Könige seine persönliche Huldigung noch vorenthielt, lieferte er demselben doch die in seinem Verwahrsam befindlichen Reichskleinodien aus, zum Zeichen seines Verzichts auf jeden Versuch, Konrad die Krone streitig zu machen.

Ein solcher Verzicht konnte indessen dem Könige nicht genügen. So lange Heinrich herzogliche Gewalt über die Hälfte von Deutschland innehatte, war er nicht bloß mächtiger, als die Hohenstaufen überhaupt, sondern sogar mächtiger, als das ganze übrige Reich. Ein solches Verhältniß konnte keinen Bestand haben; nachdem sich Konrad einmal, wider die Beschaffenheit der öffentlichen Dinge in Deutschland, des Königthums bemächtigt, konnte er folgerichtiger Weise nicht umhin, Alles aufzubieten, um die Beschaffenheit der Dinge nach dem gebieterischen Bedürfniß des Königthums umzugestalten. Demgemäß verlangte er von Heinrich die Herausgabe des Herzogthums Sachsen, auf welches Albrecht der Bär bessere Ansprüche habe, der, eben so wie Heinrich, ein Enkel des letzten Billungers Magnus in weiblicher Linie, von der ältern Tochter desselben abstamme. Diese Zumuthung jedoch war offenbar zu stark auch für die versöhnlichste Gesinnung, zumal sie von einem Manne kam, dessen ganzes Haus zur Zeit Lothar's nur durch die Freundschaft und die Schonung des Herzogs Heinrich der Vernichtung entgangen war. Heinrich verweigerte den ihm angesonnenen Verzicht auf Sachsen, wurde geächtet und auch Baierns verlustig erklärt. Das erste der beiden Herzogthümer verlieh Konrad dem Markgrafen Albrecht dem Bär, das zweite dem Markgrafen Leopold von Oesterreich.

In dieser Lage, von allen übrigen Reichsfürsten im Stiche gelassen, die bei ähnlichen Gewaltstreichen der Krone sonst gemeinschaftliche Sache zu machen pflegten, fand Heinrich Beistand nur bei dem Herzoge Konrad von Zähringen, welcher, im Breisgau und in der Schweiz reich begütert und von Heinrich V. mit der Statthalterschaft in Burgund belehnt, allerdings ein höchst werthvoller Bundesgenosse gegen die Hohenstaufen, als deren nächster Nachbar, zu sein versprach. Der Herzog von Zähringen erlitt indessen schon im Beginn des Kampfes eine schwere Niederlage durch Leopold von Oesterreich, welche ihn zwang, sich dem Könige zu unterwerfen,

während ganz Baiern dem neuen Herzoge zufiel, dem die Großen des Landes, gegen welche Herzog Heinrich strenges Regiment geübt, bereitwillig huldigten.

Heinrich hatte sich inzwischen nach Sachsen geworfen und dort, obgleich die Wahl Konrad's auch von der Mehrzahl der sächsischen Fürsten ohne Schwierigkeit anerkannt war, die beste Aufnahme gefunden, so daß König Konrad, der seinen Sitz in Goslar genommen, dort in unheimlicher Vereinsamung blieb und endlich das Land fast flüchtigen Fußes verließ. Albrecht der Bär, welcher sich bereits Ostphalens bemächtigt, wurde binnen kürzester Frist über die Elbe zurückgeworfen, der größte Theil der Sachsen erkannte in Heinrich, obgleich er ihnen persönlich fremd war, den rechtmäßigen Herzog des Landes, und bald war ein starkes Heer um denselben versammelt, mit welchem er dem mit großer Kriegsmacht aus Süddeutschland hervorziehenden Könige die Spitze bieten konnte. Bevor es aber zum Entscheidungskampfe kam, starb Heinrich im Oktober 1139 eines plötzlichen Todes. Man sprach von Vergiftung. In Königslutter, neben seinem Schwiegervater Lothar, wurde der Herzog bestattet.

Die Wittwe Heinrichs des Stolzen, Gertrud, übernahm, unter dem Beistande ihrer Mutter, der Kaiserin Richenza, die regentschaftliche Regierung in Sachsen für ihren erst zehnjährigen Sohn Heinrich, der sich später den Beinamen des Löwen verdiente. Ein neuer Versuch Albrecht's des Bär, sich Sachsens zu bemächtigen, schlug wiederum fehl und hatte sogar die Vertreibung des Markgrafen aus seinen Besitzungen jenseits der Elbe zur Folge, so daß er im Lager König Konrad's Zuflucht suchen mußte, der sich seinerseits durch einen Kampf um die Erbfolge in Niederlothringen abhalten ließ, gegen die Sachsen ernstlich vorzugehen.

In Baiern trat der Bruder Heinrichs des Stolzen, Welf, für die Sache seines Hauses gegen den Markgrafen von Oesterreich ein, gegen welchen er sich, wahrscheinlich von den Städten wirksam unterstützt, bald in entschiedenen Vortheil brachte und alsdann, mit Hintansetzung der Rechte seines jungen Neffen, in eigenem Namen als Herzog auftrat. Als er jedoch 1140 in Schwaben einrückte, um das von den Hohenstaufen belagerte Weinsberg zu entsetzen, erlitt er unter den Mauern dieser Stadt eine vollständige Niederlage. In dieser Schlacht wurde das, von dem Geschlechtsnamen der baierischen Herzoge und von einer hohenstaufenschen Burg hergenommene Feldgeschrei: Hie Welf! Hie Waiblinger! zum ersten Male gebraucht, das sich als Bezeichnung zweier feindlichen Partheien im Reich forterben, auf Italien übertragen und dort auf Jahrhunderte hinaus eine noch größere Bedeutung gewinnen sollte, als in Deutschland. An das nämliche Ereigniß knüpfte sich die Sage von den Weibern von Weinsberg, welche ihre Männer vor der Rache des Königs Konrad dadurch geschützt, daß sie dieselben auf dem Rücken aus dem Thore der Stadt getragen, eine Sage, deren Wahrheit weder bewiesen noch widerlegt ist, die man aber jeden Falls in sehr übertriebener Weise zu Ehren der Frauen gedeutet, welche die Habseligkeiten, die mit sich zu nehmen ihnen gestattet war, nicht höher geschätzt, als das Leben ihrer Männer.

Trotz des schweren Schlages, den er bei Weinsberg erlitten, gab Welf seine Sache nicht verloren. Hülfsgelder, welche ihm die Könige Roger von Sicilien und Geisa von Ungarn zahlten — jener, um Konrad in Deutschland festzuhalten, dieser, um ihn an der Unterstützung eines nach Deutschland geflüchteten Nebenbuhlers zu verhindern — setzten Welf in Stand, den Kampf fortzusetzen, durch welchen Baiern, nachdem es lange vom Krieg verschont gewesen und durch vergleichsweise kräftige und gute Regierung zum besten Gedeihen gebracht war, furchtbar verwüstet wurde.

Als im Jahre 1141 Leopold von Oesterreich starb, übertrug der König dessen Ansprüche auf das Herzogthum Baiern auf den Bruder desselben, Heinrich, von einer ihm geläufigen Redensart beibenannt „Jasomirgott". Zugleich wurde ein Abkommen wegen Sachsens dahin getroffen, daß Heinrich Jasomirgott sich mit Gertrud, der Wittwe Heinrichs des Stolzen, vermählte, daß der junge Heinrich der Löwe, gegen Verzicht auf Baiern, die königliche Anerkennung als Herzog von Sachsen erhielt und daß Albrecht der Bär sich mit der Wiedereinsetzung in die Nordmark begnügen mußte. So war denn 1142 im Norden Deutschlands der Friedenszustand wiederhergestellt, während im Süden der Krieg, wenn ohne große Ereignisse, so doch mit schonungsloser Verheerung der davon betroffenen Landschaften, fortdauerte. Bald wurde auch Ungarn in den Kampf selbst hineingezogen, den es anfänglich nur durch Geldunterstützung Welf's geschürt. Heinrich Jasomirgott eroberte Preßburg, verlor aber 1146 eine mörderische Schlacht an der Leitha.

Um diese Zeit erging der Ruf zu einem neuen Kreuzzuge durch die christliche Welt. Das vor fünfzig Jahren durch die Siege Gottfried's von Bouillon gegründete Königreich Jerusalem schwebte in der größten Gefahr, den Saracenen wieder zur Beute zu werden. Schon war die stärkste Vormauer desselben, Edessa, gefallen. Aus dem heiligen Lande folgte ein Nothschrei dem andern. Papst Eugen III. rührte die Werbetrommel für den heiligen Krieg und bot als geistliches Handgeld Allen, die das Kreuz nehmen würden, die übliche Sündenvergebung. Um aber auch Solchen, denen der in Aussicht gestellte kirchliche Lohn nicht lockend genug sein mochte, einen greifbarern Preis bieten zu können, wagte der Papst zugleich die tiefsten Eingriffe in das bürgerliche Gesetz und Recht: verschuldete Kreuzfahrer wurden von der Verbindlichkeit losgesprochen, rückständige Zinsen zu zahlen und des Eides entbunden, den sie etwa auf die Erfüllung ihrer Zahlungspflicht geleistet; das Geld für die Ausrüstung zum Kreuzzuge sollte beschafft werden dürfen durch Verkauf von Familien- und Lehngütern, ohne Rücksicht auf die Einsprache der Verwandten oder Lehensherren — anderer Vergünstigungen ähnlichen Belanges nicht zu gedenken.

Wie ein halbes Jahrhundert zuvor, zündete das Wort des Papstes zuerst bei den Franzosen, während die Deutschen dasselbe anfänglich auch dies Mal wieder sehr kühl aufnahmen. Als aber der Abt Bernhard von Clairvaux, der allgemein für einen Heiligen und Wunderthäter galt, und schon wiederholt in die Angelegenheiten von Kaiser und Reich wirksam eingegriffen, in Deutschland erschien und mit flammenden Reden in Mainz, Frankfurt, Speier zum heiligen Kriege rief, da theilte sich die Begeisterung des französischen Mönchs auch vielen der Zuhörer mit, die seine Sprache nicht verstanden und wurde endlich ein großer Theil des deutschen Volkes von leidenschaftlichem Eifer für die Rettung des gelobten Landes ergriffen. Auch dies Mal machte sich der fromme Thatendrang zuerst gegen die Juden Luft, welche nicht bloß in den rheinischen Städten, sondern auch im Innern Deutschlands in großer Menge ausgeplündert und erschlagen wurden. Nach langem Schwanken und offenbar wider bessere Ueberzeugung, kam auch König Konrad zu dem Entschlusse, das Kreuz zu nehmen, fast gleichzeitig und wahrscheinlich nach vorgängiger Uebereinkunft mit Herzog Welf, dem er während seiner Abwesenheit unmöglich freie Hand in Deutschland lassen konnte.

Dem Beispiel des Königs folgte sein Neffe, Friedrich der Rothbart, Sohn des schwäbischen Herzogs, zur großen Bekümmerniß seines Vaters, der an einer schweren Krankheit darniederlag und bald darauf starb. Der Herzog von Böhmen

und Lothringen und viele andere weltliche und geiſtliche Fürſten ſchloſſen ſich gleichfalls dem Kreuzzuge an, und mit ihnen eine Unzahl von Dieben, Straßenräubern, Mördern und ſonſtigem verworfenen Geſindel, das der zeitlichen und ewigen Strafen leichten Kaufes los zu werden gedachte. Einer der deutſchen Stämme aber verweigerte jede Theilnahme an der Fahrt nach dem Morgenlande, nämlich die Sachſen, die zu Hauſe und in nächſter Nähe hinlänglichen Spielraum für gute, nützliche und gottgefällige Werke zu finden glaubten. Ihr Herzog, der jetzt achtzehnjährige Heinrich der Löwe, erſchien ſogar, kurz vor dem Aufbruche des Kreuzheeres, in Frankfurt vor dem Könige mit der drohenden Forderung der Rückgabe des Herzogthums Baiern, das man ſeinem Vater unrechtmäßiger Weiſe abgenommen, und auf das er ſelbſt, als Knabe, keinen gültigen Verzicht habe leiſten können; es ſcheint jedoch, daß er ſich mit einer unbeſtimmten Zuſage einſtweilen beſchwichtigen ließ.

Im Mai 1147 ſammelte ſich das Kreuzheer bei Regensburg, und obwohl die anfängliche Begeiſterung augenſcheinlich bereits größten Theils verraucht war, zählte man doch vor dem Aufbruch bei 70,000 geharniſchte Reiter; die Menge der leichten Reiterei, des Fußvolks und des Troſſes wagte man nicht einmal zu ſchätzen. Längs der Donau, durch Ungarn und Bulgarien, wälzte ſich der ungeheure Zug auf Conſtantinopel. Nach kurzem Zwiſchenraume folgte ihm, auf dem nämlichen Wege, das nicht minder zahlreiche franzöſiſche Heer unter König Ludwig VII., von deſſen Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten die deutſchen Landſchaften, die an ſeiner Straße lagen, um ſo ſchwerer zu leiden hatten, als ſie an Vorräthen und Zufuhr wenig mehr leiſten konnten. Von der griechiſchen Hauptſtadt ſetzten die Kreuzfahrer über den Bosporus, um, durch die ganze Länge Kleinaſiens hindurch, Syrien und Paläſtina zu erreichen. Nur der kleinſte Theil derſelben gelangte

bis an den Ort ihrer Beſtimmung; die Anſtrengungen des Marſches, der Hunger und feindliche Waffen hatten die große Mehrzahl der Franzoſen ſowohl, wie der Deutſchen, längſt hinweggerafft und die Ueberbleibſel derſelben waren in einem Zuſtande, der ſie unfähig machte zu jeder kräftigen kriegeriſchen That. — Eine kleinere Schaar deutſcher und engliſcher Kreuzfahrer, die vom Niederrhein und der britiſchen Küſte aus zu Waſſer nach Paläſtina abgegangen war, kam nur bis nach Portugal und half dort mit zur Eroberung von Liſſabon, das bis dahin im Beſitze der Araber geweſen.

Deutſchland gewann durch die Bewegung, aus welcher der Kreuzzug hervorging, und durch die Entfernung ſo vieler verbrecheriſcher Banden, die ſich demſelben angeſchloſſen, einen lange nicht erlebten allgemeinen Friedenszuſtand, welcher keiner Landſchaft nöthiger war, als Sachſen. Durch Einfälle der Dänen und Wenden ſowohl, wie durch die inneren Fehden der letzten Jahre hatte namentlich der nordöſtliche Theil von Sachſen furchtbar gelitten, war Hamburg nach vielen frühern Zerſtörungen wieder in einen Aſchenhaufen verwandelt und Holſtein zu einer faſt menſchenleeren Wüſte geworden. Graf Adolf von Holſtein arbeitete mit Eifer und Einſicht daran, das Land wieder empor zu bringen. Durch geeignete Maßregeln, und namentlich durch die Zuſicherung großer Freiheiten, wurden Mengen von Einwanderern aus Flandern, Holland, Friesland und Weſtphalen nach Holſtein gezogen, die Küſten des Landes gegen die Einbrüche des Meeres geſchützt, die Reſte der wendiſchen Bevölkerung von Wagrien an den Strand der Oſtſee zurückgedrängt, an der Mündung der Trave mit richtiger Berechnung die Burg und Stadt Lübeck angelegt.

Um ſich die Weigerung der Theilnahme an dem Kreuzzuge zu erleichtern, hatten die Sachſen einen Bekehrungskrieg gegen ihre nochmals zum Heidenthum zurückgekehrten obotritiſchen Nachbarn in Ausſicht geſtellt, dem der Obotritenfürſt

Niklot durch einen verheerenden Einfall in die sächsischen Gränzlande zuvorkam, so daß Sachsen in einen Stand der Nothwehr versetzt wurde, welcher das ganze Land in Waffen brachte. Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Adolf von Holstein, die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen mit vielen andern sächsischen Fürsten betheiligten sich an dem Feldzuge gegen die Obotriten, dem sich auch der Herzog von Zähringen mit einiger süddeutschen Mannschaft anschloß. Aus Dänemark kam ein ansehnliches Hülfsheer. So groß aber die Kriegsmacht war, die man gegen die Obotriten aufgebracht, die Vielköpfigkeit der Führung vereitelte jeden Erfolg. Zu Wasser und zu Lande blieb Fürst Niklot Meister, so daß die Dänen endlich auf ihren Schiffen entflohen und die Sachsen nach Abschluß eines inhaltlosen Vertrages abzogen. — Das wichtigste Ergebniß des Unternehmens war die durch dasselbe herbeigeführte Verheirathung Heinrichs des Löwen mit der Tochter des Herzogs von Zähringen, eine Verbindung zweier Gegner der Hohenstaufen, deren Zweck sich daraus erkennen ließ, daß sich Heinrich von jetzt (1148) an Herzog von Sachsen und Baiern nannte.

Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1149 kehrten die deutschen Fürsten von dem mißlungenen Kreuzzuge nach Deutschland zurück; zuerst der Herzog Welf, unter dem Vorwande einer Krankheit, dann, zur Ueberwachung Welf's vom Könige vorausgeschickt, der junge Herzog von Schwaben, Friedrich der Rothbart, einige Monate später der unterwegs durch Krankheit aufgehaltene König Konrad selbst. Der Kampf zwischen Welfen und Waiblingern war bald wieder in vollem Gange. In Folge einer Niederlage fand sich indessen Herzog Welf 1150 veranlaßt, gegen eine mäßige Entschädigung auf Baiern zu verzichten, und als nunmehr Heinrich der Löwe in Süddeutschland erschien, um sein Recht auf Baiern gegen Heinrich Jasomirgott, seinen Stiefvater, mit den Waffen in der Hand zu

verfechten, mußte er unverrichteter Sache nach Sachsen zurückkehren.

In dieser Lage der Dinge dachte König Konrad ernstlich an die bisher versäumte Romfahrt und Kaiserkrönung. Wiederholte und dringende Einladungen nach Rom waren vor und nach dem Kreuzzuge an ihn ergangen — nicht von Seiten des Papstes, sondern im Namen der römischen Bürgerschaft, von welcher die neue Lehre Arnold's von Brescia, die der Kirche jede Befugniß zur Ausübung weltlicher Gewalt absprach, mit Begeisterung nicht bloß aufgenommen, sondern auch gegen den Papst in Vollzug gesetzt war, so daß dieser sich veranlaßt gefunden hatte, die Stadt zu räumen. Die Römer verlangten von dem Könige, daß er die von ihnen geschaffene Ordnung der Dinge bestätige, daß er seinen Sitz in ihrer Mitte nehme, und von dort aus das kaiserliche Regiment über Deutschland und Italien ausübe. Einen triftigeren Beweggrund zur Fahrt nach Italien hatte Konrad in der vertragsmäßigen Verpflichtung zum Kriege gegen König Roger von Sicilien, den Bundesgenossen der Welfen, welche er auf der Rückreise aus Palästina gegen den gleichfalls mit Roger verfeindeten griechischen Kaiser Manuel eingegangen war, und an welche ihn dieser mit Ungestüm mahnte. So wurde denn auf einem Reichstage zu Würzburg 1151 der Römerzug für das folgende Jahr beschlossen, und sowohl dem Papste wie dem griechischen Kaiser feierlich angekündigt. Aber schon am 15. Februar 1152 starb König Konrad in Bamberg, in dessen Dom er neben Kaiser Heinrich II. seine letzte Ruhestätte fand.

König Konrad hinterließ, nachdem sein älterer Sohn, Heinrich, der vom Reichstage bereits vor mehreren Jahren als sein Nachfolger anerkannt und als solcher gekrönt worden, kurz vor dem Tode des Vaters gestorben war, nur einen Sohn im

Knabenalter, Friedrich, welcher, in Erinnerung an die unglückliche Zeit der Minderjährigkeit Heinrich's IV., bei der bevorstehenden Neuwahl nicht füglich in Betracht kommen konnte. Der nächste wahlfähige Verwandte des verstorbenen Königs aber war sein Neffe, der Herzog Friedrich von Schwaben, welchen denn auch, da kein Mitbewerber neben ihm auftrat, der schon in den ersten Tagen des März 1152 in Frankfurt versammelte Reichstag einstimmig zum König erkor.

Friedrich I., der Rothbart, in der Blüthe des Mannesalters stehend, schön von Angesicht und Gestalt, bereits reich an Kriegsruhm, den er in den Kämpfen der Welfen und Waiblinger und auf dem Kreuzzuge gewonnen, klug, scharfsinnig, beredt und von unbeugsamem Willen, fühlte sich selbst zur Herrschaft geboren. Ruhm, Macht und äußere Ehre waren die Ziele seines Lebens, in deren Verfolgung er keine Hindernisse, keine Mäßigung, keine Schonung kannte. Im Haß, im Zorn, in der Rache gab es für seine despotische Natur keine Gränze, an welcher Großmuth, oder Menschlichkeit, oder Schaam der wilden Leidenschaft Einhalt gethan hätte.

Eine der ersten Staatshandlungen Friedrich's, nach seiner Krönung in Aachen, war die Erneuerung der Form, vermöge deren das Reich schon mehrmals einen Anspruch auf die Lehensherrlichkeit über Dänemark geltend gemacht hatte.

Zwei Fürsten, Swen und Knud, machten sich den dänischen Thron streitig, Knud rief persönlich den Beistand Friedrich's an, auf dessen Einladung fand sich auch Swen im Hoflager zu Merseburg ein und beide unterwarfen sich dem Schiedsspruch des deutschen Königs. Dieser lautete zu Gunsten Swen's, gegen Abfindung Knud's durch Seeland, und unter der Verpflichtung, den deutschen König als seinen Lehensherrn anzuerkennen. Swen bewilligte, was er nach Ort und Umständen nicht ohne Gefahr verweigern konnte; das Merseburger Abkommen wegen Seelands aber wurde von ihm nicht eingehalten, und die Unabhängigkeit Dänemarks bestand nach wie vor.

Schon auf dem Krönungsreichstage in Aachen war von einigen einflußreichen Bischöfen, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Friedrich selbst, die Nothwendigkeit eines baldigen Römerzuges zur Sprache gebracht; aber die weltlichen Fürsten zeigten sich zur Zeit einem solchen Unternehmen abgeneigt und zwei Jahre vergingen, ehe die Hindernisse desselben beseitigt werden konnten. Die größte der entgegenstehenden Schwierigkeiten lag in dem zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott schwebenden Streit wegen des Herzogthums Baiern, dem man nicht unerledigt hinter sich zurücklassen konnte, zumal die Betheiligung wenigstens des einen der beiden Nebenbuhler an der Heerfahrt nach Italien unentbehrlich schien. Endlich, nachdem Heinrich Jasomirgott drei Mal hinter einander das Erscheinen auf dem Reichstage, vor dem die baierische Sache ausgetragen werden sollte, verweigert hatte, wurde Heinrich dem Löwen das väterliche Herzogthum förmlich wieder zugesprochen, so jedoch, daß die thatsächliche Besitznahme desselben einstweilen und bis zur Rückkehr aus Italien ausgesetzt blieb.

Im Spätsommer 1154 ging König Friedrich mit einem großen Heere, zu welchem Heinrich der Löwe eben so zahlreiche Mannschaft gestellt, wie er selbst, über den Brenner. In der roncalischen Ebene wurde, wie gewöhnlich, das erste Standlager aufgeschlagen und der königliche Schild aufgerichtet zum Zeichen der Anwesenheit des obersten Richters. Viele und schwere Klagen brachte man vor den König, namentlich gegen die Stadt Mailand, welche die aus ihrer jungen Freiheit rasch hervorgewachsene Macht unbedenklich zur Unterdrückung schwächerer Nachbarstädte gebrauchte und die namentlich über Lodi und Como ein tyrannisches Regiment führte. Der Zorn des Königs gegen Mailand wurde heftig gereizt, weniger vielleicht

durch die Beschwerden über die von dort geübten Gewaltthätigkeiten, als durch den Augenschein der Wirkungen der städtischen Freiheit, vor welcher weder das geistliche noch das weltliche Fürstenthum in der Lombardei hatte bestehen können, und die früher oder später auch der königlichen Macht gefährlich werden konnte. Mailand suchte den König durch Ergebenheitsbezeigungen und reiche Geschenke zu beschwichtigen, aber vergebens. Wenn Friedrich noch nicht zu offenen Feindseligkeiten gegen die Stadt schritt, so ließ seine drohende Haltung und Sprache doch über seine Absichten gegen dieselbe keinen Zweifel.

Der Zorn des Königs entlud sich im Anfang des Jahres 1155 zuerst gegen einige kleine piemontesische Städte die zu Mailand hielten und auf geringfügige Anlässe hin von Grund aus zerstört wurden. Dann wandte sich Friedrich gegen Tortona, von welchem er im Namen Pavia's, der Feindin Mailands und also der Freundin des Königs, Genugthuung für angeblich oder wirklich erlittene Beeinträchtigungen verlangte. Tortona jedoch leistete einen heldenmüthigen Widerstand, der das deutsche Heer zwei Monate lang aufhielt und demselben große Verluste verursachte. Als Friedrich endlich, mehr durch Hunger und Durst, als durch Waffengewalt, des Platzes Meister geworden, und denselben zerstört hatte, war eine Belagerung des starken Mailand nicht mehr an der Zeit; er ging nach Pavia, um dort den jubelnden Dank für die an Tortona vollzogene Rache und die lombardische Krone zu empfangen, und setzte sich dann in Bewegung auf Rom.

In Viterbo angekommen begann er Unterhandlungen mit Papst Hadrian IV. wegen der Kaiserkrönung. Der Papst verlangte vor allen Dingen Beistand gegen das unter dem Einflusse Arnold's von Brescia in Rom eingeführte republikanische Regiment und Beseitigung des ketzerischen Mönchs selbst. Zu solchem Dienste war der König auf das erste Wort bereit. Durch einen Gewaltstreich bemächtigte er sich Arnold's,

der sich damals in Toskana aufhielt, und lieferte ihn dem Papste aus, dem er auch, bei einer demnächst stattfindenden Zusammenkunft, die Anfangs verweigerte Forderung des oberpriesterlichen Hochmuths gewährte, ihm den Steigbügel zu halten.

Nachdem sich der König durch solche Zugeständnisse mit dem Papste wegen der Bedingungen der Kaiserkrönung abgefunden, machten die Römer Schwierigkeiten, ihm den Einzug in ihre Stadt zu gewähren. Sie verlangten, vor Bewilligung desselben, nicht bloß feierliche Gewährleistung ihrer Rechte und Freiheiten, sondern auch noch fünftausend Pfund Silber, und hielten, als diese Zumuthungen mit Hohn zurückgewiesen wurden, ihre Thore verschlossen. Unter Mithülfe des Papstes und seiner Getreuen indessen konnte sich Friedrich am 18. Juni nächtlicher Weile des auf dem rechten Ufer der Tiber gelegenen Stadttheils, des heutigen Trastevere, bemächtigen, über den schon mehrere seiner Vorgänger bei ihren Römerzügen nicht hinausgekommen. In aller Eile und fast heimlich ging die Krönung vor sich, nach deren Beendigung Friedrich mit den Seinigen sofort in das vor dem nördlichen Thor aufgeschlagene Lager zurückkehrte.

In der nämlichen Nacht, wie man annehmen darf, in welcher Friedrich die Kaiserkrone gleichsam durch Ueberfall gewonnen, war Arnold von Brescia auf den Scheiterhaufen gestorben. Die Nachricht von diesen beiden gleichzeitigen Ereignissen setzte die Römer in wilden Aufruhr. Zu Tausenden stürzten sie sich auf das deutsche Lager, das ihre wüthenden vom Morgen bis zum Abend oft wiederholten Angriffe zwar abschlug, am folgenden Tage aber aus der unmittelbaren Nähe der Stadt nach dem einige Meilen entfernten Tivoli verlegt wurde, ohne daß Rom von hier aus weiter beunruhigt worden wäre. Die Sommerhitze und der Mangel an Lebensmitteln nöthigten den Kaiser bald darauf, den Rückweg nach Deutsch-

land anzutreten, auf welchem mancherlei Schwierigkeiten seiner warteten. Durch Spoleto mußte er sich mit stürmender Hand Bahn brechen, Verona nöthigte ihn, durch Verweigerung des Durchzugs, zu einem gefährlichen Uebergange über die Etsch, in den Alpen hielt eine feindliche Burg, welche einen Engpaß beherrschte, das ganze Heer auf, bis Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit einer auserlesenen Schaar durch unglaubliche Kühnheit des fast unbezwinglichen Felsennestes Meister wurde.

Im September 1155 langte der Kaiser in der Heimat wieder an. Während seiner Abwesenheit von Deutschland hatten Eigenmächtigkeit und Gewaltthat, insbesondere in den südlichen Landschaften, dermaßen überhand genommen, daß ein scharfes Eingreifen des Kaisers geboten schien. Der Erzbischof von Mainz, der Pfalzgraf Hermann bei Rhein und zwölf Grafen wurden, wegen frevelhaften Friedensbruchs, zu der seit langen Zeiten nicht mehr zur Anwendung gekommenen schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt, die der Kaiser nur dem Kirchenfürsten wegen seines hohen Alters erließ. Dem Raubritterthum begegnete Friedrich mit noch größerer Strenge; manche seiner Burgen wurden gebrochen und deren Eigenthümer hingerichtet. Willkürlich angelegte Zollstätten, deren namentlich am Main viele entstanden waren, mußten fallen. Zur Sicherung des Landfriedens aber erließ Friedrich unter andern Verordnungen auch ein allgemeines Verbot des Waffentragens an die Bauern, das im Sinne der Zeit nicht viel weniger bedeuten mochte, als eine Erklärung der Rechtlosigkeit des gesammten Landvolks.

Nachdem Friedrich von der Dienstwilligkeit Papst Eugen III. die Scheidung von seiner ersten Gemahlin, Adelheid, erlangt hatte, verheirathete er sich in zweiter Ehe mit Beatrix, Tochter eines Grafen Reginald, welcher Erbansprüche auf Burgund

erhoben und in dem jenseits des Jura gelegenen Theile des Landes, namentlich in der Provence, mit den Waffen in der Hand gegen den kaiserlichen Statthalter, Konrad von Zähringen, durchgesetzt hatte. Das ganze Burgund kam durch diese Ehe wieder in einen unmittelbaren Verband mit dem deutschen Königthum, Konrad von Zähringen aber mußte sich nunmehr begnügen, die burgundischen Landschaften diesseits des Jura, insbesondere Genf, Wallis, das Waadtland, als regelmäßiges Lehen zu empfangen.

Im Herbst des Jahres 1156 kam es in Regensburg zur wirklichen Erledigung des schwierigen baierischen Handels. Heinrich Jasomirgott leistete den ihm auferlegten Verzicht zu Gunsten Heinrich's des Löwen, und nahm die Auflösung des bisherigen Verbandes zwischen Baiern und Oesterreich als eine erste Entschädigung an, welche demnächst durch beträchtliche Verleihungen in Italien ergänzt werden sollte. Oesterreich wurde aus einer baierischen Markgrafschaft zu einem deutschen Herzogthum erhoben, und Heinrich Jasomirgott als ein erbliches Lehen zugesprochen, das überdies, laut kaiserlichen Privilegiums, von fast allen Pflichten gegen das Reich frei sein sollte. — So war denn nunmehr in der Hand Heinrich's des Löwen eine Macht vereinigt, neben welcher das Königthum auf die Dauer nimmermehr bestehen konnte, der baierische Stamm in zwei Hälften getheilt, die nie wieder zusammenwachsen sollten, und zugleich der Anfang gemacht zur Trennung Oesterreichs von Deutschland.

Im Jahre 1157 unternahm Friedrich einen Feldzug gegen den Herzog Boleslaw von Polen, um einem aus dem Lande vertriebenen Bruder desselben, Wladislaw, zu seinem Rechte zu verhelfen und die Wiederanerkennung der von Boleslaw neuerdings verleugneten Lehensherrlichkeit des Reiches zu erzwingen. Nachdem der König unaufgehalten über Glogau nach Posen vorgedrungen war, unterwarf sich Boleslaw, huldigte, versprach Zinszahlung und gelobte, auf dem nächsten Reichstage zur

Ausgleichung des Streites mit seinem Bruder zu erscheinen; sobald aber das deutsche Heer den polnischen Boden geräumt hatte, schlug Boleslaw seinen Lehenseid und seine sonstigen Zusagen in den Wind, und blieb es mit den Verhältnissen Polens zu Deutschland beim Alten.

Heinrich der Löwe, in Sachsen aufgewachsen, und durch Sinnesart und Vorliebe Sachsen viel mehr angehörend, als seinem baierischen Heimatlande, mäßig, haushälterisch, von einfachen und reinen Sitten, war vorzugsweise bestrebt, sich in seinem nördlichen Herzogthum zu befestigen und auszudehnen. Durch Austausch schwäbischer Güter seiner Gemahlin gegen sächsische Besitzungen Friedrich's konnte er sein Gebiet hier und da abrunden, und wenn es ihm nicht gelang, auch die alte Kaiserstadt Goslar, nach welcher er lebhaft trachtete, auf diese Weise zu gewinnen, so fand er dafür in Braunschweig einen zwar weniger berühmten, aber doch wahrscheinlich besser gewählten Mittelpunkt seiner Macht. Vom Grafen Adolf von Holstein erpreßte er die Abtretung von Lübeck, das unter seiner Pflege und namentlich durch die Handelsverbindungen mit Skandinavien und Rußland, welche ihm der Herzog auf dem Wege des gesandtschaftlichen Verkehrs mit diesen Ländern eröffnete, rasch zu hoher Blüthe gedieh. Die Pläne und Unternehmungen Heinrich's griffen weit aus nach Osten, Norden und Westen, nach Friesland, Dänemark und in das Wendenland, und wenn er bei seinen ersten Versuchen, sich in diesen Richtungen auszudehnen, keine besonderen Erfolge hatte, so schien doch der Gedanke eines ganz Norddeutschland zusammenfassenden Staates, der ihm vorschwebte, keineswegs hoffnungslos. Mit solchen Entwürfen ließ sich ein lebendiges Interesse für Baiern schwer vereinigen, und wenn Heinrich der Löwe die spätere baierische Hauptstadt um diese Zeit gründete, oder vielmehr das bereits vorhandene Dorf München aus völliger Bedeutungslosigkeit zu einer gewissen Wichtigkeit erhob, so geschah es nur zu einem fiskalischen Zwecke, zur Erhebung nämlich des Zolls von einer Brücke, die er bei diesem Orte über die Isar gebaut.

Wie unfruchtbar die bisherigen Kriegsthaten Friedrich's des Rothbart gewesen sein mochten, sein Ruhm und die Furcht vor seiner Macht erfüllte nicht bloß Deutschland, sondern die ganze christliche Welt. Selbst der König von England, Heinrich II., führte gegen den deutschen Kaiser eine fast unterthänige Sprache. Papst Hadrian IV. versuchte zwar, einen hohen Ton, im Geiste eines Hildebrand, gegen Friedrich anzuschlagen, wurde aber vom Kaiser mit den schärfsten Maßregeln und Worten in seine Schranken gewiesen, von den deutschen Bischöfen, deren Unterstützung er anrief, vollständig im Stiche gelassen, ja geradezu verleugnet, und durch die Nachricht von einer bevorstehenden neuen Romfahrt veranlaßt, seine herausfordernden Redensarten in einem Entschuldigungsschreiben durch Umdeutung zurückzunehmen.

Bevor Friedrich den zweiten Feldzug nach Italien antrat, ertheilte er dem Herzog Wladislaw von Böhmen, wegen der Verdienste, die er sich in dem polnischen Kriege erworben, die königliche Würde und verlieh er seinem Neffen, Friedrich, dem Sohne Kaiser Konrad's III., das eigene Herzogthum Schwaben — zwei Maßregeln, deren Schlüssel eben so schwer zu finden ist, wie das Verständniß mancher frühern, vom Throne selbst ausgegangenen Beeinträchtigungen der Hoheit des Reichs und Minderungen der königlichen Macht.

Das Aufgebot zu dem neuen italienischen Feldzuge war schon 1156 auf den Juni des zweitfolgenden Jahres ergangen und fast alle Reichsfürsten hielten die gestellte Frist pünktlich ein, wenn nicht aus Lust zur Erneuerung des unfruchtbaren Abentheuers von 1154, so doch aus Scheu vor dem Kaiser.

Von mehreren Sammelplätzen aus und durch vier verschiedene Pässe ging das Heer über die Alpen. Der nächste Zweck des Kaisers war, Mailand wegen seines früheren Verhaltens und wegen der inzwischen von ihm ausgeübten schweren Mißhandlung einiger kaiserlich gesinnten Städte, namentlich Lodi's, zu züchtigen. Zuerst wurde das Mailand befreundete Brescia durch Verwüstung seines Gebiets und Erhebung einer beträchtlichen Geldbuße hart getroffen, dann lagerte das Heer vor Mailand selbst.

Die Festungswerke der Stadt waren, in einer Ausdehnung von zwei deutschen Meilen, in den besten Vertheidigungsstand gesetzt und den vielen Tausenden der mailändischen Bürgerschaft fehlte es weder an Muth, noch an Kriegsübung; als aber nach vierwöchiger Einschließung durch mehr als hunderttausend Mann die Lebensmittel auf die Neige gingen, erhoben sich aus der Mitte des städtischen Adels Stimmen, welche zum Frieden riethen und die Menge bald für sich gewannen. Nach kurzen Unterhandlungen nahm der Kaiser die Unterwerfung Mailands auf mäßige Bedingungen an: die Stadt sollte dem Reiche huldigen, das von ihr zerstörte Lodi wiederherstellen, Como entschädigen, 9000 Pfund Silber zahlen, ihren bisherigen Gemeinderath binnen einiger Monate entlassen und für dessen Nachfolger die kaiserliche Bestätigung einholen. Am Tage nach Abschluß des Vertrages erschienen die Bürger von Mailand — ob gezwungen oder aus eigner Berechnung, muß dahin gestellt bleiben — Mann für Mann barfuß im kaiserlichen Lager, um die Verzeihung desselben persönlich einzuholen.

Froh des gewonnenen Sieges und mit verdoppeltem Selbstgefühl zog Friedrich mit seinem Heere nach der roncalischen Ebene, zur Abhaltung einer allgemeinen deutsch-italienischen Reichsversammlung. Beide Ufer des Po waren weit und breit mit den Zeltlagern der Deutschen und der Italiener bedeckt, blendende Pracht umgab das kaiserliche Hauptquartier,

von Stolz und Freude strahlte Friedrich selbst, in üppigen Lustbarkeiten schwelgte sein Gefolge, Gesandtschaften aus England, Frankreich, Ungarn und Griechenland steigerten den festlichen Glanz.

Vor andern geschäftlichen Anliegen betrieb der Kaiser den Plan einer Feststellung des öffentlichen Rechts, dessen Unsicherheit sich freilich schon oft in den verderblichsten Wirkungen fühlbar gemacht, und an welches gleichwohl noch keiner seiner Vorgänger eine wirksam bessernde Hand gelegt. Für die Bearbeitung dieser großen Aufgabe aber wußte sich Friedrich keine bessern Rathgeber zu verschaffen, als vier Professoren des römischen Rechts an der Universität Bologna, welche, erfüllt von den Majestätsbegriffen des Corpus juris, dem Kaiser die übertriebensten Vorstellungen von der ihm kraft seines Titels zustehenden Machtvollkommenheit beibrachten, Vorstellungen, welche allerdings seiner Charakteranlage und seinen Herzensneigungen am besten zusagten. Unter Zuziehung einer Anzahl städtischer Richter wurde, auf das Verlangen Friedrich's, ein Verzeichniß der einzelnen Hoheitsrechte aufgestellt, welche in jener Machtvollkommenheit enthalten seien, und dieses Verzeichniß wies eine Summe von kaiserlichen Befugnissen und Einkünften nach, über welche Friedrich freudig erstaunt war. Selbst das ausschließliche Recht, Brücken und Mühlen anzulegen, Fischerei zu betreiben, ja sogar die Gemeindeämter zu besetzen, wurde dem Kaiser zugesprochen, und auf 30,000 Pfund Silber schätzte man die Summe der jährlichen Einkünfte, welche der kaiserliche Schatz aus der Erneuerung der außer Uebung gekommenen Regalien beziehen würde. Die Verwunderung über den ungekannten Reichthum seiner Krone hinderte Friedrich übrigens nicht, die Ausbeutung desselben alles Ernstes zu betreiben, mit dem Zugeständniß jedoch, daß die von seinen Vorgängern rechtsgültig übertragenen Hoheitsrechte deren bisherigen Inhabern belassen werden sollten.

Der roncalische Reichstag seinerseits fand gegen diese Anwendung der römischen Gesetze auf das deutsch-italienische Reich nichts einzuwenden und mehrere der anwesenden Bischöfe beeilten sich, dem Kaiser die von ihnen geübten Regalien zur Verfügung zu stellen, in der Voraussicht ohne Zweifel, daß diese Sache bei bloßen Worten ihr Bewenden haben werde. Anders dagegen mehrere der Städte, an denen Friedrich sein neues Recht der Aemterbesetzung versuchte, namentlich Mailand. Die Mailänder, unter Berufung auf den eben abgeschlossenen Vertrag, welcher ihnen die Wahl ihrer Gemeindebeamten ausdrücklich zugestand und dem Kaiser nur die Bestätigung derselben vorbehielt, widersetzten sich leidenschaftlich der Vollziehung des entgegengesetzten roncalischen Beschlusses und brachten die damit beauftragten kaiserlichen Bevollmächtigten, den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und den Kanzler Reinald, demnächst auch Erzbischof von Köln, in Lebensgefahr. Friedrich, in der höchsten Entrüstung, ließ Mailand auf das Frühjahr 1159 vor sein Gericht nach Bologna fordern, und da die Stadt der Ladung keine Folge leistete, wurde sie, auf das Gutachten einer Versammlung von römischen Rechtsgelehrten, in die Acht erklärt, mit dem Beifügen, daß die ganze Einwohnerschaft der Plünderung und der Sklaverei verfallen sei.

Zur Ausführung der gegen Mailand gefaßten Beschlüsse fehlte es indessen dem Kaiser zur Zeit an der erforderlichen Kriegsmacht. Der größte Theil seiner deutschen Mannschaft war, nach Ablauf der gewöhnlichen dreimonatlichen Dienstzeit, schon im Herbste über die Alpen zurückgekehrt und die italienischen Aufgebote, die sich anfänglich aus den kaiserlich gesinnten Städten sehr zahlreich eingefunden, hatten gleichfalls ihre Entlassung erhalten. Die Mailänder selbst hingegen schritten zum Angriff und bemächtigten sich der unweit ihrer Stadt gelegenen Burg Trezzo, in welcher der Kaiser seinen reichen Kriegsschatz niedergelegt.

Im Anfang des Sommers 1159 endlich traf die sehnlich erwartete Ersatzmannschaft aus Deutschland im kaiserlichen Lager ein, geführt von Herzog Heinrich dem Löwen und von dessen Oheim und ehemaligen Nebenbuhler wegen Baierns, dem Herzoge Welf, welche beide den vorigen Feldzug nicht mitgemacht. Das Heer des Kaisers Friedrich war jetzt wieder so stark, wie je; gleichwohl begann er die Feindseligkeiten nicht gegen Mailand, sondern gegen dessen Bundesgenossin, Crema. Diese kleine Stadt aber leistete einen eben so tapfern und noch hartnäckigern Widerstand, als vormals Tortona, durch den Friedrich zu dem äußersten Ingrimm gereizt wurde, welcher gegen Gefangene und Geiseln in wilde Grausamkeit ausbrach, deren Erwiderung von Seiten der Vertheidiger von Crema einen schmählichen Wettkampf in der Barbarei herbeiführte. Erst nach siebenmonatlicher Belagerung, im Januar 1160, ergab sich Crema auf eine Capitulation, welche der Einwohnerschaft freien Abzug gewährte; die Stadt selbst jedoch wurde geplündert und verbrannt.

Eine kirchliche Angelegenheit rief den Kaiser nunmehr nach Pavia. Hadrian IV. war gestorben und aus dem Cardinalscollegium, das bei der heiligen Handlung selbst ins Handgemenge gerathen, eine doppelte Papstwahl hervorgegangen. Alexander III. und Victor IV. machten einander den Stuhl Petri streitig, schleuderten einander gegenseitig den Bannfluch zu, und gewannen beide in Rom selbst eine Parthei, welche stark genug war, um dem Gegner unmöglich zu machen, sich in der Hauptstadt der Christenheit zu halten. Kraft seines kaiserlichen Rechtes beanspruchte Friedrich, den Streit zwischen den beiden Gegenpäpsten zu entscheiden, und in einer im Februar 1160 zu Pavia unter seinem Vorsitz abgehaltenen Kirchenversammlung wurde der unter kaiserlichem Einflusse von der Minderheit der Cardinäle gewählte Victor IV. für den rechtmäßigen Papst erklärt. — Die Mehrheit der Italiener

jedoch stellte sich auf die Seite Alexander's III., mit welchem besonders Mailand in eine enge Gemeinschaft trat, der auch in Frankreich, England, Spanien und andern fremden Ländern allgemeine Anerkennung fand und sich bald stark genug fühlte, um den Bann über den Kaiser auszusprechen, der freilich durch den päpstlichen Fluch wenig oder gar nicht berührt wurde.

Nach dem Tage zu Pavia mußte Friedrich wiederum den größten Theil des Heeres, das seiner Dienstpflicht für zwei Jahre vollständig genügt hatte, entlassen, so daß die übrig bleibenden Streitkräfte nur zum gelegentlichen Eingreifen in den kleinen Krieg hinreichten, den die lombardischen Städte unter einander ohne Unterbrechung fortführten. Erst im Frühjahr 1161 erhielt er wieder hinlänglichen Zuzug aus Deutschland, um gegen Mailand selbst vorgehen zu können. Die Feindseligkeiten begannen mit gänzlicher Verwüstung des städtischen Gebiets, in welchem kein Saatfeld, kein Weinstock, kein Fruchtbaum, keine Wohnstätte verschont blieb. Unaussprechliche Gräuel wurden auf kaiserlichen Befehl gegen die Gefangenen geübt, der Erzbischof Reinald von Köln scheute sich sogar nicht, mit frevelhaftem Bruch von Treue und Glauben und gegebenem Fürstenwort, mailändische Unterhändler gefangen zu nehmen, und Friedrich selbst hatte nicht genug kaiserlichen Stolz, um diesen Verrath nach Gebühr zu behandeln, oder auch nur die Wirkung desselben rückgängig zu machen. Nach vielmonatlicher Einschließung wurde Mailand endlich durch Hungersnoth bezwungen. Die Stadt erbot sich zu einer nahezu unbedingten Unterwerfung, zur Schleifung ihrer Festungswerke, zur Annahme jedes Bürgermeisters, den der Kaiser ihr geben würde, auch wenn es ein Deutscher sei, zum Verzicht auf alle bisher von ihr geübten Hoheitsrechte. Friedrich selbst schien nicht abgeneigt, diese Anerbietungen anzunehmen; der Kanzler und Erzbischof Rainald aber, in rachsüchtiger Erinnerung ohne Zweifel an die Todesängste, die er vor einigen Jahren als

kaiserlicher Bevollmächtigter, in Begleitung Otto's von Wittelsbach, in Mailand ausgestanden, widerrieth mit dem größten Nachdruck, und noch eifriger widersprachen die Vertreter der kaiserlich gesinnten lombardischen Städte — Como, Lodi, Cremona, Pavia — die nur mit der Vernichtung Mailands befriedigt werden konnten. Solchem Rathe entsprach die eigene Sinnesart des Kaisers zu sehr, als daß er demselben nicht hätte Gehör geben sollen; Friedrich beantwortete also die Vorschläge Mailands mit der Forderung der Ergebung auf Gnade und Ungnade, und die Bürgerschaft der Stadt, deren Widerstandskraft völlig erschöpft war, beugte sich in Verzweiflung unter das Machtgebot des Siegers. Im jammervollsten Aufzuge erschien die ganze Bevölkerung der Stadt im kaiserlichen Lager, die Barmherzigkeit Friedrich's anzuflehen. Die rauhen Kriegsmänner seiner Umgebung wurden bis zu Thränen gerührt; er selbst aber schaute stumm und steinernen Antlitzes darein.

Nachdem der Kaiser die Stadt durch das Abbrechen der Thore vollends wehrlos gemacht, befahl er der gesammten Einwohnerschaft, dieselbe binnen acht Tagen zu räumen. Was diese Anordnung bedeutete, war nicht zweifelhaft; die Mailänder flüchteten von ihrer fahrenden Habe, so viel sie konnten, in das freie Feld und warteten dort, ein Bild des massenhaften Elends, des weiteren Verlaufes ihres Unglücks. Am 26. März 1162 zog Friedrich mit kriegerischem Pomp ein in die verödete Stadt, in welcher, nach vorgängiger Plünderung, von der auch die Heiligthümer nicht verschont wurden — Erzbischof Rainald trug als seinen Antheil an der Beute die Leiber der heiligen drei Könige davon, die er sofort nach Köln schaffte, dessen Dom noch heute auf den Besitz derselben stolz ist — alsbald das Werk der Vernichtung begann. Die Mannschaften zumal, welche die lombardischen Städte zu dem kaiserlichen Heere gestellt, betrieben diese Arbeit mit leidenschaftlichem Eifer

und das Brecheisen in ihren rachsüchtigen Händen vollendete die Zerstörung in unglaublich kurzer Zeit; binnen einer einzigen Woche war Mailand dem Erdboden gleich gemacht — ein ungeheurer Kirchhof, aus welchem, nach dem beredten Bilde eines deutschen Geschichtsschreibers, nur einige Kirchen wie Leichensteine emporragten. — Nach einem Gebrauch des Alterthums, der einen Fluch für ewige Zeiten bedeutete, ließ Friedrich den Pflug über die Trümmerstätte von Mailand hinwegführen und Salz darauf streuen. Die gewesene Einwohnerschaft der zerstörten Stadt wurde an vier verschiedene Punkte der Nachbarschaft zerstreut, die man ihr zum Betrieb des Landbaus anwies. Der Kaiser seinerseits feierte in Pavia wiederum ein prunkhaftes Siegesfest, bei welchem die kaiserlich gesinnten italienischen Städte und Bischöfe in den übertriebensten Huldigungen und Schmeicheleien gegen ihn wetteiferten.

Das Beispiel Mailands bewirkte die rasche Unterwerfung der übrigen lombardischen Städte, die sich dem Kaiser feindlich gezeigt. Auch die mächtigsten derselben, Brescia und Piacenza, ließen sich ohne Widerrede alle Bedingungen gefallen, die ihnen Friedrich auflegte, namentlich die Niederreißung ihrer Mauern und die Besetzung des Bürgermeisteramtes durch den Kaiser. Selbst Bologna wurde durch die Vorliebe Friedrich's für die Juristen der dortigen Universität eben so wenig vor einem ähnlichen Schicksale geschützt, wie andere ober- und mittelitalienische Städte durch die Dienste, welche sie der Sache des Kaisers geleistet.

Herr und Gebieter der nördlichen Hälfte von Italien, gedachte der Kaiser nunmehr den feindlichen Papst Alexander III. unschädlich zu machen. Dieser hatte sich nach Frankreich in Sicherheit gebracht, machte sich aber auch von dort aus sehr unbequem, da ein großer Theil Italiens ihm anhing und nach Umständen von ihm wieder in Bewegung gesetzt werden konnte. Der Kaiser suchte also dem gefährlichen geistlichen Widersacher

mittels einer Verständigung mit dem König Ludwig VII. von Frankreich, seinem Waffengefährten auf dem verunglückten Kreuzzuge, beizukommen, zu deren Behuf eine Zusammenkunft in der Nähe von Dijon verabredet wurde; dieses Vorhaben jedoch scheiterte, zumeist durch die Schuld Friedrich's selbst, dessen übergroßes Selbstbewußtsein es nicht über sich gewann, die rechtmäßige Eigenliebe des französischen Königs hinlänglich zu schonen.

Während Kaiser Friedrich die Lombardei unterjochte, ging an den Gränzen von Norddeutschland ein ähnlicher Kampf vor sich, der nicht geringeres Blutvergießen mit sich brachte und vielleicht mit eben so großer Härte und Schonungslosigkeit geführt wurde, aber nicht bloß dem persönlichen Ehrgeize eines Fürsten diente, sondern auch dem unabweisbaren und dauernden Interesse des deutschen Volkes. Seit mehreren Jahrhunderten währte der Krieg der Deutschen gegen die Wenden um die Länder zwischen der Elbe und der Oder, dieses alte deutsche Gebiet, das während der Völkerwanderung an die Slawen verloren gegangen war, dessen Unentbehrlichkeit aber die ursprünglichen Eigenthümer, wenn nicht mit staatlichem Scharfblick, so doch vermöge eines gesunden nationalen Naturtriebes frühzeitig begriffen. Jetzt endlich war die Zeit der Entscheidung dieser blutigen Streitfrage gekommen, nachdem dieselbe von zwei gewaltigen Kriegsmännern, Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bär, fast gleichzeitig in die Hand genommen worden, von diesem vorzugsweise im Lande der Lutizen oder Wilzen an der Peene, der Havel und der Spree, von jenem in dem obotritischen Mecklenburg.

Auf die Klagen des dänischen Königs Waldemar über die Seeräuberei der Obotriten, der mittelbaren Unterthanen Heinrich's des Löwen, ergriff dieser im Jahre 1160 Maßregeln,

welche der obotritische König Niklot für eine Kriegsdrohung ansah, und mit Eröffnung der Feindseligkeiten beantwortete. Aber der slawische Fürst fiel schon im Beginn des Kampfes und mit seinem Tode hörte jeder Widerstand auf. Heinrich wurde Herr des Obotritenlandes nach dem Rechte der Eroberung, vertheilte es an deutsche Lehensmänner und gab die Einwohner in deren Leibeigenschaft. Ein kleines Gebiet an der Warnow, mit der Stadt Werle, wurde jedoch den Söhnen Niklot's, Pribislaw und Wratislaw, eingeräumt. Herzog Heinrich aber übte alle Hoheitsrechte über das ganze Land, selbst die im übrigen Reiche dem Kaiser ausschließlich zustehende Belehnung der Bischöfe.

Das Verhältniß Heinrich's zu den Fürsten von Werle erwies sich indessen bald als unhaltbar. Schon im Jahre 1162 kam es wieder zum Kriege, welcher die Eroberung von Werle und die Gefangennahme Wratislaw's herbeiführte, während Pribislaw den Kampf noch eine Zeit lang als Bandenführer fortsetzte. Im Jahre 1163 gelang es Pribislaw, unter dem Beistande der Pommern, die Obotriten nochmals zu einem großen Aufstande zu bringen, zu dessen Bewältigung Heinrich die Hülfe des dänischen Königs Waldemar anrief. Unter mörderischen Kämpfen und frevelhaften Grausamkeiten — so ließ Heinrich den gefangenen Wratislaw im Angesichte seiner Landsleute aufknüpfen — unterlagen die Obotriten; die Ueberbleibsel ihrer bewaffneten Mannschaft flüchteten zu den Pommern, und nach dem Beispiel des Grafen von Holstein in Wagrien und Albrechts des Bär in der Mark Brandenburg, zog Heinrich der Löwe deutsche Ansiedler aus Sachsen nicht nur, sondern auch aus Flandern, Friesland und anderen niederdeutschen Gegenden, in das verödete Land. Die Dänen ihrerseits entschädigten sich für die dem Herzoge von Sachsen geleisteten Dienste, indem sie sich an der pommerschen Küste festsetzten.

Da Pribislaw indessen Heinrich den Löwen immer noch

nicht im ungestörten Besitze seiner Eroberung ließ, so fand sich der Herzog veranlaßt, ein gütliches Abkommen mit dem Obotritenfürsten zu suchen, welches 1166 zum Abschlusse kam. Als Lehensmann Heinrich's, nicht bloß dem Namen nach, sondern auch durch gewissenhafte Erfüllung der übernommenen Obliegenheiten, kam Pribislaw in das Erbe seiner Väter zurück, dessen Verwaltung er im vollen Einverständniß mit dem Herzog führte und das von seinen Nachkommen, als Großherzogen von Mecklenburg, noch heute regiert wird. Das Land zwischen Elbe und Oder wurde von jetzt an allmälig wieder deutsches Gebiet, im vollen Sinne des Worts. Denn durch Einwanderung und innere Ueberlegenheit gewann das Deutschthum mehr und mehr die Oberhand über das Slawenthum: eine Wandlung, die, obgleich gegen Ende des Jahrhunderts durch eine zeitweilige dänische Eroberung von Mecklenburg unterbrochen, bald wieder ihren unaufhaltsamen Fortgang nahm.

Nachdem die Unterhandlungen des Kaisers mit dem französischen Könige gescheitert, war Friedrich nach Deutschland zurückgekehrt, wo seine einzige nennenswerthe Thätigkeit während der Jahre 1162 und 1163 in der Vollziehung eines Strafgerichts im lombardischen Style gegen Mainz bestand. Der dieser Stadt, unter eigenmächtiger Absetzung seines Vorgängers, vom Kaiser aufgedrungene Erzbischof Arnold hatte durch Uebermuth und Bedrückung die allgemeine Erbitterung der Mainzer gegen sich erregt und war bei einem Auflauf erschlagen worden. Der Kaiser aber, da er der Thäter oder ihrer Mitschuldigen nicht habhaft werden konnte, die bei seiner Annäherung eilig das Weite gesucht, rächte sich an den Mauern der Stadt und an der zurückgebliebenen unschuldigen Menge: die Festungswerke von Mainz wurden geschleift und seine Einwohner auf ewige Zeiten für ehrlos erklärt. —

Schon im Oktober des Jahres 1163 kehrte Friedrich, dies Mal mit sehr schwachem kriegerischen Geleite, wieder nach Italien zurück. Er fand die Lombardei in einer tiefen inneren Empörung, welche die kaiserlichen Verwalter des Landes durch Gewaltthätigkeiten, Erpressungen, Demüthigungen, planmäßige Mißhandlungen aller Art absichtlich hervorgerufen zu haben und fortwährend zu steigern schienen. Namentlich die jetzt in vier Dorfgemeinden zerrissene ehemalige Bevölkerung von Mailand war, inmitten ihres namenlosen Elends, durch die Habgier, die Roheit, den Uebermuth der ihr gesetzten Vögte auf das Aeußerste gebracht. Das Erscheinen des Kaisers, weit entfernt, Erleichterung zu bringen, erschwerte den Druck. Er ließ die inzwischen wieder aufgebaute Stadt Tortona, als zur ewigen Vernichtung verurtheilt, vom Neuen zerstören, und scheute sich nicht, den zu Grunde gerichteten Mailändern eine Schatzung von 880 Pfund kaiserlicher Münze abzupressen.

Das Uebermaß der Tyrannei brachte endlich eine entsprechende Gegenwirkung hervor. Verona, Vicenza, Treviso und einige kleinere oberitalienische Städte traten mit einander in ein Schutzbündniß, dem sich auch Venedig anschloß, bauten ihre Festungswerke wieder auf und rüsteten auch anderweitig zur Vertheidigung ihres guten alten Rechts. Selbst Pavia und Cremona verleugneten ihre bisherige kaiserliche Gesinnung so weit, daß sie offen mit Abfall droheten. Als aber Friedrich, um den Aufruhr im Entstehen zu erdrücken, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln 1164 einen Kriegszug gegen Verona unternahm, mußte er vor der Uebermacht der verbündeten Städte unverrichteter Sache zurückweichen.

Da aus Deutschland, das in Abwesenheit des Kaisers von inneren Fehden zerrissen wurde und in dessen Süden sich insbesondere der Kampf der Welfen und Waiblinger erneuert hatte, kein hinlänglicher Zuzug erlangt werden konnte, so kehrte Friedrich im Herbste 1164 über die Alpen zurück, um die zu

einer neuen italienischen Heerfahrt erforderlichen Vorbereitungen persönlich zu betreiben. Es gelang ihm zunächst, den Reichsfrieden durch sein Ansehen und durch gütliche Vermittelung wiederherzustellen, die geistlichen sowohl wie die weltlichen Fürsten, fast ohne Ausnahme, für die Anerkennung des an Stelle des verstorbenen Victor gewählten kaiserlichen Gegenpapstes, Paschalis III., zu gewinnen, und dieselben dadurch mittelbar auf die Mitwirkung zu dessen Einsetzung in Rom zu verpflichten. — Bald jedoch kam es zu neuen inneren Feindseligkeiten und der Kaiser selbst gerieth in ein gespanntes Verhältniß zu Heinrich dem Löwen, mit welchem er bisher ein gutes Einvernehmen um jeden Preis und mit nicht geringer Selbstverleugnung aufrecht zu erhalten bestrebt gewesen war.

Trotz vielfältiger Wirren indessen, welche er hinter sich zurücklassen mußte, glaubte Friedrich im Herbst 1166 die beabsichtigte Romfahrt nicht länger aufschieben zu sollen. Mit ansehnlicher Kriegsmacht nahm der Kaiser, durch die gährende Lombardei hindurch, seinen Weg nach Rom über Ancona, das ihm jedoch die Thore verschloß, um der Brandschatzung zu entgehen, welche Friedrich allen Ortschaften aufzuerlegen pflegte, in deren Nähe er kam, und während er im Frühjahr 1167 die Belagerung dieser Stadt begann, ermannten sich in seinem Rücken die bis aufs Blut gequälten Lombarden zur Selbsthülfe.

Im Kloster Pontida beschworen Abgeordnete von Bergamo, Brescia, Mantua, Ferrara, Cremona einen Bund, dessen Inhalt, trotz des ausdrücklichen Vorbehalts des dem Kaiser geleisteten Eides der Treue, einer Kriegserklärung gegen denselben gleich kam. Beschlossen wurde vor allen Dingen der Wiederaufbau von Mailand mit gemeinschaftlichen Kräften — beschlossen nicht nur, sondern auch ausgeführt. Im April begann die Stadt aus ihren Trümmern aufzuerstehen. Desgleichen wurde an die Wiederherstellung von Tortona Hand gelegt, und an gut gewähltem Platze eine neue Festung, Alessan-

dria, gebaut. Die verschiedenen Glieder der lombardischen Bundesgenossenschaft wetteiferten in Hülfsleistung bei diesen Unternehmungen und in Hingebung an die gemeinschaftliche Sache überhaupt, deren Anhang sich durch den Beitritt von Padua, Parma, Treviso, Verona, Mantua, Venedig, rasch erweiterte und welcher selbst Lodi, die ehemalige Todfeindin Mailands, wiewohl unter dem Scheine des Zwangs, sich anschloß. Papst Alexander III., unlängst aus Frankreich nach Rom zurückgekehrt, unterstützte den Bund nach besten Kräften und verschaffte demselben sogar Geldhülfe vom griechischen Kaiser, der sich wegen Ancona's, das sich ihm in die Arme geworfen, mit Friedrich verfeindet.

Mehrere Monate wurden mit der Belagerung dieser Stadt verloren, die sich endlich durch eine beträchtliche Geldsumme loskaufte. Darüber war der Hochsommer herangekommen, bevor der Marsch auf Rom selbst fortgesetzt werden konnte, gegen welches inzwischen die Erzbischöfe Reinald von Köln und Christian von Mainz in Helm und Panzer an der Spitze vorausgeschickter Truppenabtheilungen die Feindseligkeiten begonnen, und dessen Wehrmannschaft bei einem Ausfalle, trotz ihrer ungeheuren Ueberzahl, bei Tivoli eine mörderische Niederlage durch die beiden deutschen Kirchenfürsten erlitten hatte. In den letzten Tagen des Juli wurde Trastevere und die in eine Festung verwandelte Peterskirche vom Kaiser selbst mit stürmender Hand genommen und Papst Paschalis feierlich eingesetzt. Alexander III. entfloh aus Rom, das nunmehr, mit Ausnahme einiger Burgen im Innern der Stadt, dem Kaiser anheimfiel, ihm huldigte und den Gegenpapst anerkannte.

Kaum aber hatte das deutsche Heer eine Woche lang in Rom gestanden, als eine pestartige Krankheit in demselben ausbrach, welche in wenigen Tagen Tausende von kräftigen Kriegsmännern, oft binnen weniger Stunden, wegraffte. Von den Fürsten starben Erzbischof Reinald, sieben Bischöfe, Herzog

Friedrich von Schwaben und Welf der Jüngere, der Sohn und einzige Nachkomme des gleichnamigen ehemaligen Herzogs von Baiern. Schauder und Schrecken bemächtigte sich des deutschen Heeres, das sich gegen Mitte August in voller Auflösung auf den Rückzug machte, begleitet von der furchtbaren Seuche, die jeden seiner Schritte mit Leichen bezeichnete. Der Kaiser selbst konnte nur auf Schleichwegen Pavia erreichen, beinahe die einzige der lombardischen Städte, die ihm treu geblieben. Aber auch hier fühlte er sich nicht sicher. Er ging weiter nordwärts und irrte mehrere Monate lang am Fuße der Alpen umher, ohne, wie es scheint, freien Paß gewinnen zu können. Im März 1168, nachdem ihm der Graf von Savoyen sicheres Geleite durch sein Land zugesagt, schlug er die Straße über den Mont Cenis ein, in aller Heimlichkeit und mit einem Gefolge von nur dreißig Rittern. Gleichwohl schleppte er eine Anzahl lombardischer Gefangener mit sich. Einer derselben, ein namhafter Mann, wurde in Susa, der piemontesischen Gränzstadt gegen Savoyen, gehängt. Die Bürgerschaft derselben gerieth darüber in Aufruhr, erzwang die Freilassung der übrigen Gefangenen und brachte es dahin, daß der Kaiser bei Nacht und Nebel und als Dienstknecht verkleidet, entfloh. Der Haß und der Hohn der Italiener, beide gleich wohl verdient, folgte ihm nach.

In Deutschland trat Friedrich, trotz der in Italien erlittenen Unfälle und Unehre, sofort wieder in sein volles kaiserliches Ansehen ein, Dank insbesondere der ihm zugefallenen Erbschaft seines in Rom verstorbenen Neffen, Friedrich von Schwaben, durch welche das gesammte Besitzthum des hohenstaufenschen Geschlechts und die entsprechende Macht in seiner Hand wieder vereinigt wurde. Eine seit Jahr und Tag dauernde Fehde Albrecht des Bären und vieler andern sächsischen Großen gegen Heinrich den Löwen, obgleich wahrscheinlich im Auftrage Friedrich's selbst von dem weiland Erzbischof

Reinald vor der letzten Romfahrt angestiftet, wurde durch einen Machtspruch des Kaisers zu Gunsten des Herzogs geschlichtet, mit welchem, aus mancherlei triftigen Gründen, wenigstens äußerlich Freundschaft gehalten werden mußte, so lange er nicht vernichtet werden konnte. Die öffentliche Ruhe in Deutschland erlitt von jetzt an mehrere Jahre lang keine ernstliche Störung und Friedrich hatte volle Muße, sich mit seinen persönlichen und Familieninteressen zu befassen, insbesondere die Vergrößerung seiner Besitzthümer und seines Einflusses durch gewinnbringende Verträge zu betreiben, während allerdings die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs, namentlich dessen Gesetzgebung, eben so sehr vernachlässigt wurden, wie das Gedeihen des Städtewesens, die Wohlfahrt des gemeinen Mannes, die Aufgaben der Kunst und Wissenschaft — Dinge, die dem Kaiser theils verhaßt, theils wenigstens gleichgültig waren. — Auch von auswärtigen Ereignissen ist in dieser Zeit nur ein Feldzug gegen Polen zu erwähnen, den Friedrich 1172, auf unbekannte Veranlassung hin, mit großer Macht unternahm und der, wie es heißt, ohne Schwerdtstreich, mit der Gewährung seiner Forderungen und Zahlung einer beträchtlichen Schatzung endete.

Seit seiner Flucht aus Italien war das eifrigste Dichten und Trachten des Kaisers auf eine neue, die fünfte, Heerfahrt über die Alpen gerichtet, welche die von ihm dort erduldete Schmach rächen und seine Herrschaft über das Land wiederherstellen sollte. Aber erst 1172 konnte er dem Reichstage die entsprechende Zusage für das zweitfolgende Jahr abgewinnen. Im September 1174 setzte sich der Kaiser an der Spitze eines ansehnlichen Heeres in Bewegung. Heinrich der Löwe begleitete ihn auch dies Mal nicht; eine erst unlängst von ihm vollendete Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande mochte ihm

als Entschuldigungsgrund dienen für die Nichtbetheiligung an dem bevorstehenden Rachekriege Friedrich's, dessen italienischer Abenteuer man in Sachsen überhaupt längst von Grund aus überdrüssig geworden.

Auf dem nämlichen Wege, auf welchem er vor sieben Jahren aus Italien geflohen, rückte der Kaiser jetzt wieder in das Land ein. Susa, das damals gewagt, ihm Zwang anzuthun, wurde zur Strafe in Asche gelegt. Nachdem Turin und Asti sich unterworfen, wandte sich Friedrich gegen Alessandria, die neu erbaute und von dem verhaßtesten Feinde des Kaisers, dem Papst Alexander III., benannte Bundesfestung der Lombarden. Unter unsäglichen Anstrengungen und Beschwerden dauerte die Belagerung von Alessandria, die in gewohnter Weise von unnützer Grausamkeit und unmenschlichen Gräuelthaten begleitet war, den ganzen Winter hindurch; im Frühjahr aber wurde die Stadt durch ein großes lombardisches Heer entsetzt und in Folge davon ein Waffenstillstand eingegangen, während dessen ein schiedsrichterlicher Spruch vorbereitet werden sollte, dem beide Theile sich zu fügen versprachen, der Kaiser unter Vorbehalt der Rechte des Reichs, die Lombarden unter Vorbehalt ihrer Freiheit. — Zugleich verpflichteten sich jener wie diese, ihre Heere für die Dauer der Waffenruhe zu entlassen, eine Uebereinkunft, welche natürlich den Lombarden den weitaus größten Vortheil gewährte, und auf die sich der Kaiser ohne Zweifel nur deshalb einließ, weil er seine Mannschaft ohnehin nicht länger bei der Fahne halten konnte.

Die Friedensverhandlungen wurden in Pavia geführt, wo der Kaiser seinen Sitz genommen, und zogen sich, wiewohl von Anfang an hoffnungslos, bis tief in das folgende Jahr hinein. Friedrich machte während dieser Zeit alle Anstrengungen, um sich frischen kriegerischen Zuzug aus Deutschland zu verschaffen, aber mit geringem Erfolg. Zumal der mächtigste der deutschen

Fürsten, Heinrich der Löwe, verweigerte den ihm abverlangten neuen Beistand zu einem Unternehmen ohne Ende. In einer Unterredung, zu welcher der Kaiser den sächsischen Herzog bei dessen Anwesenheit in Baiern aufsuchte und die in Partenkirchen abgehalten wurde, bestürmte der Hohenstaufe den Welfen nochmals, aber vergebens, durch die eindringlichsten Vorstellungen, Bitten, Berufungen auf erwiesene Gunst und selbst durch einen Fußfall; Herzog Heinrich blieb unerschütterlich in seinem Entschlusse, Gut und Blut seines Volkes nicht länger an Traumbilder und Unmöglichkeiten zu verschwenden.

Gegen Ende des Frühjahrs 1176 endlich erschien, vom Grafen von Flandern und einigen Bischöfen aufgebracht und geführt, ein deutsches Hülfsheer auf italienischem Boden. Der Kaiser eilte demselben nach Como entgegen, verstärkte es durch die Wehrmannschaft dieser Stadt und rückte auf Mailand. Auf halbem Wege aber, bei Legnano, stieß er am 31. Mai auf die in großer Ueberzahl versammelte lombardische Kriegsmacht. Die Reiterei derselben wurde im ersten Anlaufe geworfen, das lombardische Fußvolk hingegen hielt tapfer Stand, und insbesondere das mailändische Aufgebot, dicht um den Fahnenwagen geschaart, wies alle Angriffe der deutschen Ritterschaft zurück. Ein Sturz des Kaisers vom Pferde und die Meinung, daß er geblieben sei, brachte die deutschen Reihen zum Wanken, und das rechtzeitige Eingreifen frischer lombardischer Mannschaft entschied die Schlacht nach sechsstündigem Kampfe. Die Niederlage des deutschen Heeres war vollständig: das ganze Lagergeräth und Gepäck mit vielen Tausenden von Gefangenen fiel in die Hände der Lombarden; gegen die Bürger von Como, die auf der kaiserlichen Seite gefochten, als Verräther an der gemeinschaftlichen Sache, wurde schonungslos gewüthet; Friedrich selbst entkam mit wenigen Begleitern nach Pavia, wo seine Gemahlin ihn bereits verloren gegeben hatte. —

Die kriegerischen Hülfsmittel des Kaisers waren erschöpft; er mußte sich dazu verstehen, mit seinen Feinden ernstlich zu unterhandeln. Zuerst suchte er sich mit dem Papste Alexander III. abzufinden, dieser jedoch erklärte, daß er nur gleichzeitig und in Gemeinschaft mit den Lombarden und dem ihm eng befreundeten Könige von Sicilien Frieden mit dem Kaiser machen könne. Der Kaiser hatte gegen diese Forderung nichts einzuwenden und nun gingen Gesandte hin und her, und fanden diplomatische Zusammenkünfte an verschiedenen Orten statt, ohne daß man viele Monate lang dem Ziele näher gekommen wäre. Mit dem Papste zwar verständigte sich der Kaiser unter der Hand leicht und vollständig, indem er demselben Alles zugestand, was bisher zwischen ihnen streitig gewesen, insbesondere den nach dem Tode Paschalis III. gewählten Gegenpapst Calixtus II. gänzlich fallen ließ, und auch der Absindung mit den Normannen schien kein ernstliches Hinderniß entgegenzustehen; der Ausgleich mit den Lombarden dagegen stieß auf große Schwierigkeiten. Friedrich bestand auf der Vollziehung der roncalischen Beschlüsse, während die Lombarden sich zwar bereit erklärten, dem Reiche nach der Weise ihrer Väter zu huldigen und dem Kaiser zu leisten, was sie Heinrich V. geleistet, jede weitere Obliegenheit aber und jeden Eingriff in ihre Selbstverwaltung beharrlich zurückwiesen. Nach manchen vergeblichen Vermittlungsversuchen kam man endlich auf den Gedanken, anstatt des zur Zeit, wie es schien, unmöglichen Friedens einstweilen einen längern Waffenstillstand einzugehen. Im Juli und August 1177 gelangte derselbe in Venedig, in Anwesenheit des Kaisers und des Papstes, zum Abschluß. Nachdem der Kaiser zuvor von dem Bann losgesprochen worden, den er seit fast zwei Jahrzehnten sehr leicht getragen, und dem Papste seine Huldigung durch Fußkuß und Halten des Steigbügels erwiesen, leistete er demselben in einer feierlichen Versammlung auch eine Art Abbitte wegen des ihm ange-

thanen Unrechts, mit der Erklärung, daß er an sich selbst erfahren, wie sogar die kaiserliche Majestät nicht vor Irrthum schütze, indem er durch schlechte Menschen verführt worden sei, den Nachfolger Petri selbst und seine Rechte zu verkennen. Damit war die Versöhnung zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit besiegelt. Zwischen dem Kaiser und den Lombarden auf der einen und dem Könige von Sicilien auf der andern Seite dagegen wurde ein Waffenstillstand auf je sechs und zehn Jahre beschworen.

So war denn jede Frucht mehr als zwanzigjähriger riesenhafter Anstrengungen verloren, Mailand, Crema, Tortona vergebens eingeäschert, die halbe Lombardei nutzlos in eine Wüste verwandelt — so hatten denn Hunderttausende tapferer deutscher Männer in fünf Feldzügen auf italienischem Boden ihr Leben umsonst dahingegeben; ja, es stand jetzt schlimmer um das Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthum und um die Ansprüche des Reichs auf Italien, als vor der ersten Römerfahrt Friedrich's. — Dieser aber suchte, wie es scheint, eine Entschädigung für die ihm in Italien abgenöthigten Verzichte darin, daß er sich, auf dem Rückwege nach Deutschland, in Arles die burgundische Krone aufsetzen ließ — eine Staatsceremonie der harmlosesten Art, die ihren vermuthlichen Hauptzweck, der Welt Sand in die Augen zu streuen, wohl schwerlich erfüllte.

Im Spätsommer 1178 in Deutschland wieder angekommen, hatte Friedrich kein wichtigeres Anliegen, als die Abrechnung mit Heinrich dem Löwen. Blutige Zerwürfnisse desselben mit dem Erzbischofe von Köln und dem Bischofe von Halberstadt, so wie zahlreiche Anklagen wegen Gewaltthätigkeiten gegen Nachbarn und Untergebene, die wider den Herzog bei dem Kaiser einliefen, gaben diesem den ohne Zweifel höchst erwünschten Anlaß zum sofortigen Einschreiten. Heinrich wurde vor das Gericht des Kaisers gefordert, und da er, in Voraussicht der unausbleiblichen Verurtheilung, auf dreimalige Ladung nicht erschien, im Januar 1180 auf einem Fürstentage zu Würzburg in die Reichsacht und seiner Lehen verlustig erklärt. Noch bevor Friedrich aber zur Vollziehung der Acht schritt, traf er auf einem weitern Tage zu Gelnhausen bereits Verfügung über die Besitzungen des Herzogs, um Diejenigen, welche zu einem Antheil an der Beute berufen waren, desto fester bei seiner Fahne zu halten.

Nunmehr schritt Heinrich seinerseits zum Angriff mit drei verschiedenen Heeren und nach drei Richtungen hin. Das Kriegsglück begünstigte ihn Anfangs in hohem Grade; in Thüringen gewann er selbst, und in Westphalen sein Lehensmann, Adolf von Schaumburg, Graf von Holstein, einen großen Sieg. Als aber der Herzog Heinrich vom Grafen Adolf die Auslieferung der von demselben in großer Zahl gemachten Gefangenen verlangte, von denen ein beträchtliches Lösegeld zu erwarten war, geriethen beide mit einander in einen heftigen Streit, welcher zum offenen Bruch führte. Damit trat der erneuerte Kampf der Hohenstaufen und der Welfen in seinen Wendepunkt ein. In dem Maße, in welchem die Lage Heinrich's schwieriger wurde, mehrte sich der Abfall unter dessen Anhängern, und als der Kaiser selbst in Sachsen erschien und unter schweren Drohungen die Uebergabe der herzoglichen Burgen und überhaupt Gehorsam gegen das Reich forderte, da bewirkten edle und unedle Beweggründe, Pflichtgefühl und Furcht einen fast allgemeinen Abfall der sächsischen Vasallen von der Sache des Herzogs. Die Sorge um Weib und Kinder, die in Lüneburg von dem Kaiser belagert wurden, brachte endlich Heinrich selbst dahin, seine Sache aufzugeben. Er stellte sich dem Kaiser und unterwarf sich dessen Spruch, welcher auf dem im November 1181 in Erfurt abgehaltenen Reichs-

tage, nachdem sich der Herzog, vielleicht in der Erinnerung an das Ereigniß in Partenkirchen, durch einen Kniefall vor dem Kaiser gedemüthigt, dahin ging, daß Heinrich seiner Lehen, zumal der beiden Herzogthümer, verlustig gehen, sein Allodialgut, Braunschweig und Lüneburg, dagegen behalten, und das Reich auf drei Jahre meiden solle.

Die Heinrich abgesprochenen Besitzungen vertheilten sich in viele verschiedene Hände. Baiern zwar ging, bis auf einen Theil von Tyrol, welcher unter dem Namen eines Herzogthums Meran an den Grafen von Andechs kam, in seinem bisherigen Bestande unverkürzt auf den Pfalzgrafen Otto den Wittelsbach über, Sachsen dagegen wurde, ohne Zweifel planmäßig, zerstückelt. Das Land zwischen Rhein und Weser kam an das Erzstift Köln, unter dem Namen eines Herzogthums Engern und Westphalen, der Erzbischof von Bremen erhielt die Grafschaft Stade, Braunschweig und Lüneburg verblieb, wie schon gesagt, Heinrich dem Löwen, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Thüringen, der Graf von Holstein wurden, wie es scheint, aus dem Verbande des sächsischen Herzogthums entlassen, der herzogliche Name aber einem jüngeren Sohne Albrechts des Bär, Hermann, verliehen. Dieser, viel zu schwach, um die herzoglichen Rechte geltend machen zu können, mußte sich mit dem leeren Titel begnügen, den er, sammt dem sächsischen Namen, auf sein kleines Erbgut, einem Theil der von Albrecht dem Bär im Sorbenlande gemachten Eroberungen, übertrug, nämlich auf Wittenberg mit dem benachbarten Gebiete, das sich im Laufe der Zeit zum Kurfürstenthum Sachsen erweiterte.

Die welfische Uebermacht zu brechen, war, wie bereits wiederholt angedeutet worden, für das hohenstaufensche Königthum eine unabweisliche Aufgabe der Selbsterhaltung, und es muß überdies zugestanden werden, daß Kaiser Friedrich bei dem Sturze Heinrichs des Löwen die hergebrachten rechtlichen Formen keineswegs verletzt hat. Auch die Auflösung des Herzogthums Sachsen lag ohne Zweifel innerhalb der kaiserlichen Machtbefugniß und wurde von dem sächsischen Volke selbst vielleicht kaum als die tiefe Beeinträchtigung seines Stammesdaseins empfunden, die darin lag. Für die deutsche Nation aber war es ein unberechenbares Unglück, daß die Möglichkeit der Erneuerung des sächsischen Königthums und der sächsischen Vormacht für immer vernichtet wurde. Denn nur bei den Sachsen war jene zähe Volkskraft, welche des uralten deutschen Sondergeistes endlich hätte Meister werden können, und nur die Sachsen hatten vermöge der Lage ihres Landes an beiden deutschen Meeren den Beruf, dem deutschen Staatswesen die große und dauerhafte Weltstellung zu geben, welche im europäischen Binnenlande, inmitten junger, kräftiger und fremdartiger Nationalitäten, auch durch die beharrlichsten Anstrengungen und die glänzendsten kriegerischen Erfolge sich nimmermehr gewinnen ließ. Die Zeit war bereits nahe, wo die Herrschaft zur See auf die Sachsen, troß ihrer Zersplitterung, übergehen, wo eine kleine Zahl deutscher Küstenstädte den nordischen Reichen, vor deren Flotten Europa so lange gezittert, das Gesetz vorschreiben sollte. Wie, wenn die Hansa den Rückhalt eines Staats, wie ihn Heinrich der Löwe aufgebaut, hinter sich gehabt, wie vollends, wenn das Oberhaupt dieses Staats zugleich das des deutschen Reiches gewesen wäre! — Jetzt war der Grundstein der deutschen Zukunft zertrümmert, und jedes seiner Bruchstücke zu schwach, um einen politischen Bau, auch nur von mäßiger Wucht, auf die Dauer zu tragen. Blühende Freistädte, kräftige Bauernrepubliken, reiche Stifter, vom Erzbisthum bis zur Abtei, kleine behäbige Fürstenthümer erwuchsen in Unzahl auf dem sächsischen Boden, aber kein staatliches Gemeinwesen, das mit starker Hand und selbstbewußtem Willen die deutschen Geschicke hätte gestalten können. Selbst der sächsische Name verschwand aus seiner eigenen

Heimat, so vollständig, daß die Masse des Sachsenvolkes selbst ihn gänzlich vergessen hat, wie denn auch von der heutigen deutschen Generation überhaupt wahrscheinlich nicht der zehnte Mann weiß, daß die heutigen Inhaber dieses Namens auch nicht den allermindesten geschichtlichen Anspruch auf denselben haben. — Daß die binnenländischen deutschen Stämme, Franken, Schwaben, Baiern, Oesterreicher jeden Falls nicht die Fähigkeit besaßen, den deutschen Nationalstaat zu errichten, hat der Erfolg oder vielmehr der Nichterfolg von Jahrhunderten bewiesen; der erste Anfang zu dem Werke, das ihren Händen zu schwer war, konnte vielmehr erst an dem Tage gemacht werden, wo, zwar nicht auf altsächsischem Boden, aber doch in ähnlicher Ortslage ein jüngerer Zweig des sächsischen Stammes, wiewohl fremden Namens und nicht ohne fremden Beisatz, zum Träger desselben wurde.

In Gemäßheit des zu Erfurt wider ihn ergangenen Verbannungsurtheils verließ Heinrich der Löwe die Heimat, um sich an den Hof Heinrich's II. von England, seines Schwiegervaters, zu begeben, und Sachsen verfiel aus den unter des Herzogs kräftigem Regiment wohl geordneten Zuständen, durch Streitigkeiten unter den neuen Machthabern, in arge Zerrüttung nach innen und schmähliche Hülfslosigkeit nach außen. So sehr, daß der dänische König Knud sich von Pommern aus ohne große Anstrengung des durch Herzog Heinrich dem Reiche gewonnenen Obotritenlandes Mecklenburg bemächtigten und dasselbe für die Dauer von vierzig Jahren an Dänemark fesseln konnte. Kaiser Friedrich machte nicht den mindesten Versuch, diesen Verlust wieder einzubringen, ja er ließ sich durch die von Knud gegen das Reich geübte Feindseligkeit nicht abhalten, die Verheirathung eines seiner Söhne mit der Schwester des Dänenkönigs fast ungestüm zu betreiben.

Die Pflege der deutschen Angelegenheiten wurde überhaupt von Friedrich fort und fort im höchsten Grade vernachlässigt, so, daß es schwer wird, irgend welche Nachweise einer ernstlichen Regierungsthätigkeit desselben während seines neuen sechsjährigen Aufenthaltes in Deutschland aufzufinden. Sein Sinn stand, nach wie vor, nach Italien, und wenn er nothgedrungen darauf verzichten mußte, das dort Verlorene mit gewaffneter Hand zurückzugewinnen, so suchte er um so eifriger, auf dem Wege der Unterhandlungen jenseits der Alpen wieder festen Fuß zu fassen. Im letzten Jahre des mit den Lombarden geschlossenen Waffenstillstandes kam es zu einem förmlichen Friedensschluß, kraft dessen den Lombarden Alles zugestanden wurde, was sie jemals verlangt hatten, während sie selbst sich verpflichteten, Friedrich als ihrem Könige und Herrn Treue zu schwören, ihm für seine Heerfahrten nach Italien Wege und Brücken in gutem Stande zu erhalten und zum Unterhalte seines Hofes und seiner Kriegsmannschaft, nach billigem Maßstabe, Lieferungen zu leisten. Nachdem dieser Vertrag 1183 von beiden Seiten in Constanz feierlich bekräftigt war, begab sich der Kaiser im folgenden Jahre zum sechsten Male nach Italien, dies Mal nicht mit einem Kriegsheere, sondern nur mit einem glänzenden Hofgefolge, und vorzugsweise in der Absicht, zu versöhnen, zu blenden und zu bestechen. In der That wurde ihm allenthalben in der Lombardei ein festlicher Empfang zu Theil. Die ihm früher bis auf den Tod verfeindeten Städte wetteiferten jetzt in der Bewerbung um seine Gunst, denn längst hatte sich die alte Zwietracht und Eifersucht unter ihnen wieder eingeschlichen, welche dem Kaiser ehemals so manche eifrige Bundesgenossen in der Lombardei selbst verschafft. Insbesondere gegen Mailand, das bereits wieder zu überwiegender Größe und Macht gelangt war, regte sich das alte und allerdings nicht grundlose Mißtrauen der schwächern Nachbarn vom Neuen, und Friedrich unterließ nicht, diese

Gegensätze durch wohlberechnete Haltung und Maßregeln möglichst zu schärfen.

Während sich der Kaiser mit den Lombarden in das beste Verhältniß zu setzen wußte, gerieth er mit dem päpstlichen Stuhle vom Neuen in schroffen Gegensatz. Der jetzige Inhaber desselben, Lucius III., und sein demnächstiger Nachfolger, Urban III., bestürmten ihn wegen Herausgabe der Mathildeschen Güter, welche von dem Herzog Welf, der sie zur nachträglichen Entschädigung für seinen Verzicht auf Baiern erhalten, für klingende Münze, deren der alte Herr bei einem sehr lockeren Leben oft ermangelte, dem Kaiser verschrieben und in dessen Namen auch in der schlimmsten Zeit seiner lombardischen Kämpfe, durch den streitbaren Erzbischof Christian von Mainz immer behauptet worden waren. Zu diesem Streitpunkte kamen noch andere Händel um Mein und Dein und die äußerste Besorgniß der päpstlichen Kurie vor den Folgen der von Friedrich mit lebhaftem Eifer betriebenen Verheirathung seines ältesten Sohnes, Heinrich, des bereits gekrönten deutschen Königs, mit Constanze von Sicilien, auf welche demnächst die normännische Krone übergehen mußte, so daß Rom in Gefahr war, von allen Seiten her durch eine einzige Macht eingeschlossen zu werden, gegen welche kaum ein erfolgreichen Widerstand möglich schien. — Der rechtzeitige Tod Urbans III. hinderte indessen den förmlichen Bruch.

Im Jahre 1185 kehrte Heinrich der Löwe aus England nach Braunschweig zurück, im folgenden Jahre Kaiser Friedrich aus Italien an den Rhein. Beide beobachteten einander mit stummer Feindseligkeit, die nur darauf zu warten schien, daß der Gegner sich eine Blöße gebe. Da traf, zwar nicht unerwartet, aber doch mit erschütternder Wirkung, die Nachricht aus dem Morgenlande ein, daß Jerusalem, nachdem es beinahe hundert Jahre lang im Besitze der Christen gewesen, im Herbst 1187 durch den arabischen Sultan Saladin von Aegypten

genommen sei. Die Werbung zu einem neuen Kreuzzuge ging vom päpstlichen Stuhle aus durch die Christenheit, und Deutschland, wo dieselbe nur mühsam und spät Eingang gefunden, zeigte sich gleichwohl, nachdem der Entschluß einmal gefaßt war, am bereitwilligsten zur ernstlichen That. Kaiser Friedrich selbst, trotz seines hohen Alters, nahm das Kreuz und traf die Anstalten zu der weiten und schwierigen Heerfahrt mit aller Umsicht eines erprobten Feldherrn. Nur diensttaugliche Kriegsmänner, mit strengem Ausschluß unnützen Trosses und abentheuernden Gesindels, sollten zur Theilnahme zugelassen werden, vorsorgliche Anordnungen zur Beschaffung der erforderlichen Vorräthe wurden getroffen und Verträge wegen des Durchmarsches mit dem Könige von Ungarn, dem Fürsten von Serbien, dem griechischen Kaiser und selbst mit dem türkischen Sultan von Ikonium in Kleinasien geschlossen. In Deutschland aber wollte der Kaiser seinen alten Feind Heinrich nicht hinter sich zurücklassen; er verlangte von dem Herzoge, daß er entweder den Kreuzzug mitmache, oder abermals auf drei Jahre in die Verbannung gehe. Heinrich nahm die Verbannung als das kleinere Uebel und begab sich abermals nach England. —

Wiederum war Regensburg der Sammelplatz des deutschen Kreuzheeres, dessen Hauptmasse, 30,000 Mann stark, sich im Mai 1189 die Donau entlang in Bewegung setzte und mit verhältnißmäßig geringen Unordnungen, Beschwerden und Verlusten über Constantinopel nach Kleinasien gelangte. Unter ruhmvollen Thaten war das deutsche Heer schon in Syrien und bis in die Nähe von Seleucia vorgedrungen, als ihm sein kaiserlicher Feldherr durch den Tod entrissen wurde; Friedrich ertrank am 10. Juni 1190 im Kalykadnus, entweder beim Bade oder beim Uebergange über den Fluß. Das Heer, welches mit dem Feldherrn den Glauben an sich selbst und an den Erfolg verloren hatte, löste sich auf. Die Leiche des Kaisers wurde

von seinem Sohne, Herzog Friedrich von Schwaben, der selbst bald darauf in Akkon sein Grab fand, nach Tyrus geführt und dort bestattet.

Dieser Tod im heiligen Kriege und diese Grabstätte im geheimnißvollen Morgenlande haben ohne Zweifel das Meiste dazu gethan, Friedrich den Rothbart zum Liebling der deutschen Sage zu machen. Er ist, nächst Karl dem Großen, der einzige der deutschen Kaiser, dessen Namen das ganze deutsche Volk heute noch kennt, und dessen Erscheinung ihm wenigstens schattenhaft vorschwebt. Die Sage hat Alles vergessen was der Kaiser Rothbart an Deutschland versäumt und verschuldet, um einzig und allein den blendenden Glanz seines Kriegsruhms in der Erinnerung festzuhalten, und in diesen Glanz die volksthümlichste aller deutschen Heldengestalten hineinzudichten; ja die Volkspoesie hat ihn zu einer Person verschmolzen mit Wodan selbst, der in der Tiefe des Kyffhäuser und anderer Zauberberge der Stunde wartet, wo er mit seinem Volk in neuer Herrlichkeit auferstehen soll. — Der Sage ihr Recht, aber der Geschichte die Ehre!

Als Reichsverweser in seiner Abwesenheit hatte der Kaiser seinen ältesten Sohn, sein verzerrtes Ebenbild, zurückgelassen, Heinrich VI., der bereits als sein Nachfolger anerkannt war, so daß der Tod Friedrich's keine wesentliche Veränderung in den öffentlichen Verhältnissen hervorbrachte. Zwischen König Heinrich und Heinrich dem Löwen, der, auf die Nachricht von Angriffen räuberischer Nachbarn auf seine Erblande, bald nach dem Beginn des Kreuzzuges, aus England herbeieilte, erneuerte sich sofort der Kampf der Hohenstaufen und der Welfen. Heinrich forderte sein sächsisches Herzogthum mit gewaffneter Hand zurück, und es fehlte ihm nicht an anfänglichem Erfolg. Die

alte Handelsstadt Bardewik an der Ilmenau, durch das junge Lübeck, die Lieblingsschöpfung Heinrich's, stark beeinträchtigt in ihrem Erwerb, und deshalb dem Herzoge abwendig, hatte die ganze Schwere seines Arms zu empfinden; sie wurde in einem zweitägigen Sturm und Straßenkampf genommen und in Asche gelegt; auf die übrig gebliebenen Brandmauern aber ließ Heinrich die Inschrift setzen: die Fußtapfen des Löwen. Angesichts dieses Ereignisses raffte König Heinrich ein Heer zusammen und führte dasselbe gegen Braunschweig, wurde jedoch durch die tapfere Gegenwehr der Bürgerschaft zurück gewiesen und mußte sich mit der Verwüstung der Umgegend begnügen. Das Verlangen, möglichst bald eine Heerfahrt nach Italien zu unternehmen, veranlaßte den König gleichwohl, mit dem Herzog in Unterhandlungen zu treten, die im Frühjahr 1191 einen, freilich nur vorläufigen, Ausgleich herbeiführten, welcher die spätere schließliche Entscheidung der sächsischen Frage offen ließ.

Bald darauf ging Heinrich VI. nach Italien, um die Kaiserkrone zu empfangen und die fällig gewordene sicilianische Erbschaft seiner Gemahlin Constanze anzutreten. Am Osterfeste 1191 ging die Kaiserkrönung vor sich, nachdem Heinrich den Einzug in Rom dadurch erkauft, daß er das von jeher gut kaiserlich gesinnte Frascati dem alten nachbarlichen Hasse der Römer der Art preisgab, daß diese die ihnen ausgelieferte Stadt am Charfreitage vom Grund aus zerstörten und deren Einwohnerschaft abschlachteten. Nach kurzem Aufenthalt zog der Kaiser weiter, um von Unteritalien Besitz zu nehmen. Das normännische Reich aber hatte in Tancred, einem unehelichen Sohne des vorletzten Königs, bereits einen neuen Herrscher erhalten, den das Volk keineswegs gesonnen war, gegen Constanze und ihren Gemahl auszutauschen. Nachdem einige Gränzstädte sich dem Kaiser in der ersten Ueberraschung ergeben, fand er entschlossenen Widerstand in Neapel, den eine mehr-

monatliche Belagerung nicht zu überwinden vermochte. Mit der Sommerszeit stellten sich in dem deutschen Heer vor Neapel die unvermeidlichen pestartigen Krankheiten in ungewöhnlichem Grade ein und nachdem dasselbe seine angesehensten Führer durch den Tod verloren und der Kaiser selbst von der Seuche ergriffen war, sah er sich gezwungen, den Rückweg nach Deutschland anzutreten, wo er mit den Ueberbleibseln seiner Mannschaft gegen Ende des Jahres 1191 ankam.

Das folgende Jahr warf neuen Brandstoff in die Feindschaft der Hohenstaufen und Welfen. Der alte Herzog Welf starb und kraft der von demselben mit Kaiser Friedrich getroffenen Uebereinkunft, bemächtigte sich Kaiser Heinrich der welfischen Erbschaft in Süddeutschland und Italien — welche von Rechtswegen Heinrich dem Löwen hätte zufallen sollen — um dieselbe, sammt dem durch den Tod seines Bruders Friedrich erledigten Herzogthum Schwaben, auf seinen zweitjüngsten Bruder, Konrad, zu übertragen. Dieser, auf Kosten seines verhaßten Feindes gemachte, Gewinn konnte den Kaiser natürlich zu keinen milderen Gesinnungen gegen Heinrich den Löwen bringen, und da der Herzog seinerseits an dem gewaltsamen Wiedererwerb wenigstens eines Theils der ihm entzogenen Besitzungen festhielt, so brach der Krieg bald wieder in hellen Flammen aus. Zwei Jahre lang wurde ein großer Theil Sachsens von beiden Seiten schonungslos verwüstet, ehe man sich zu einem abermaligen Abkommen verstand, welches den nach der Lossprechung des Herzogs Heinrich von der Reichsacht eingetretenen Stand der Dinge im Wesentlichen wiederherstellte.

Kaiser Heinrich hatte sich an diesem Kriege nicht persönlich betheiligt, sein Interesse und seine Thätigkeit wurde vielmehr um diese Zeit ganz von einem Unternehmen anderer Art in Anspruch genommen. König Richard Löwenherz war, auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande, im December 1192 durch

Herzog Leopold von Oesterreich, der eine während des Kreuzzugs durch Richard erlittene schwere Beleidigung auf diese Weise rächen zu sollen glaubte, in Wien gefangen genommen und an den Kaiser Heinrich ausgeliefert worden, welcher vorgab, daß ihm Richard wegen Unterstützung seiner normännischen Feinde Genugthung schuldig sei. Es handelte sich darum, von dem Könige von England ein möglichst großes Lösegeld zu erpressen und diese Aufgabe schien die ganze Seele des Kaisers während Jahr und Tag vollständig zu erfüllen. König Richard, auf dem Trifels in harter Haft gehalten, bekannte sich, um rechtliches Gehör zu erlangen, zum Lehensträger des Reichs, wurde als solcher in Hagenau vor ein Fürstengericht gestellt, wies alle gegen ihn erhobene Beschuldigungen siegreich zurück, blieb aber nach wie vor in Gefangenschaft. Selbst die Angabe der Summe, um welche Richard in Freiheit gesetzt werden sollte, verweigerte der Kaiser so lange wie möglich, aus Besorgniß, zu wenig zu fordern. Endlich, nachdem 150,000 Mark Silber verlangt, bewilligt und zum größten Theil eingezahlt waren, machte die Mutter Richard's, die, nach vielen vergeblichen Bemühungen für die Befreiung ihres Sohnes, persönlich nach Deutschland kam, das Schaamgefühl einiger Reichsfürsten rege, deren Drängen die Freilassung des Königs von England im Februar 1194 erwirkte.

In diesen traurigen Handel war auch Heinrich der Löwe, als Schwager des Königs von England, hineingezogen worden; er hatte dem Kaiser Bürgschaft für den Rückstand des Lösegeldes Richard's geleistet, indem er zwei seiner Söhne als Geiseln gestellt, und dabei zugleich neue Anknüpfungspunkte zu Unterhandlungen wegen seiner niemals aufgegebenen sächsischen Ansprüche gefunden. Der Kaiser brachte ihm dies Mal, wie es scheint, eine zwar nicht uneigennützige, aber aufrichtige Willfährigkeit entgegen, zumal inzwischen, in Folge eines geheimen Herzensbundes zwischen dem ältesten Sohne Heinrich's

des Löwen und der hohenstaufenschen Fürstin Agnes, eine Verschwägerung der beiden feindlichen Häuser stattgefunden. So kam es denn im Frühjahr 1194 zu Tilleda am Kyffhäuser zu einer Zusammenkunft und zur endlichen Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Herzoge, der mit seiner Entschädigung indessen immer noch auf die Zukunft angewiesen blieb. — Heinrich der Löwe erlebte diese Zukunft nicht. Nachdem er noch anderthalb Jahre in friedlicher Arbeit verbracht, Gesetz und Gerichtswesen in seinem Lande geordnet, Kunstwerke geschaffen, erworben und aufgestellt, alte Jahrbücher gesammelt, vervielfältigt und zum Gegenstande seiner eifrigsten Beschäftigung gemacht, starb er im August 1195, sechsundsechszig Jahre alt, in Braunschweig, wo sein Andenken bis auf den heutigen Tag lebendig und in Ehren geblieben ist.

Sobald sich der Kaiser, durch Aussöhnung mit den Welfen, den Rücken gedeckt, machte er Anstalt zu einem neuen Feldzuge gegen die Normannen in Unteritalien und Sicilien. König Tancred war gestorben, ein unmündiger Sohn, unter Vormundschaft seiner Mutter, Sibylle, sein Nachfolger, das normännische Reich eine unter solchen Umständen leicht zu gewinnende Beute. Das Lösegeld des Königs Richard hatte dem Kaiser einen reichen Kriegsschatz geliefert, mit dessen Hülfe seine Rüstungen kräftig und rasch betrieben werden konnten. Schon im August stand der Kaiser mit stattlicher Kriegsmacht auf italienischem Boden. Die Seestädte Genua und Pisa, deren Eifersucht und Habgier er mit großer Kunst auszubeuten wußte, stellten ihm bereitwillig ihre Flotten zur Verfügung, mit deren Beistand er sich der Küstenplätze Unteritaliens im Fluge bemächtigte. Eben so hatte der Uebergang nach Sicilien keine Schwierigkeit, in dessen Hauptstadt, Palermo, Heinrich mit Freudenbezeigungen aufgenommen wurde, nachdem die Königin Sibylle mit ihren Kindern und andern Verwandten entflohen war und in einem festen Schlosse Sicherheit gesucht

hatte. Die Großen der Insel trugen dem neuen Herrscher die unterwürfigsten Huldigungen entgegen und dieser bezeigte seinen neuen Unterthanen eine Leutseligkeit und Milde, die sonst keineswegs in seiner Art war. In der nämlichen Maske unterhandelte er mit der Königin Sibylle, welche gegen die wohlwollendsten Zusicherungen ihre Burg verließ und nach Palermo zurückkehrte.

Kaum aber hatte Heinrich die königliche Familie in seiner Gewalt, so zeigte er sein wahres Gesicht. Unter dem Vorwande einer Verschwörung brachte er über die bedeutendsten Männer des Landes und über die Mitglieder des normännischen Königshauses das ohne Zweifel vorausbeschlossene Verderben in der schauderhaftesten Gestalt. Der junge Sohn Königs Tancred wurde entmannt und geblendet, seine Mutter und ihre Töchter verschwanden hinter Kerkermauern, gegen seine wirklichen oder vermeinten Anhänger wurde mit qualvollen Hinrichtungen und grausamen Verstümmelungen gewüthet. — Nach solcher Einweihung des neuen Regiments übergab Heinrich das Königreich Sicilien seiner Gemahlin Constanze, um nach Deutschland zurückzueilen, wo er schon im Sommer 1195 wieder eintraf. Hundertundfünfzig Maulthiere, mit Silber und Gold und andern Kostbarkeiten beladen, waren ihm vorausgegangen.

Stark durch seinen sicilianischen Erfolg und seine sicilianische Beute, legte Heinrich jetzt offen Hand an ein Unternehmen, welches schon von manchem seiner Vorgänger ins Auge gefaßt, in dessen Bearbeitung aber keiner derselben über schüchterne Versuche hinausgegangen war — die Verwandlung des deutschen Wahlkönigthums in ein erbliches. Heinrich trat wegen einer solchen Verfassungsveränderung in Verhandlung mit den Reichsfürsten, bot denselben, als Preis ihrer Zustimmung, die staatsgrundgesetzliche Anerkennung der bisher nur gewohnheitsrechtlichen Erblichkeit der Lehen, und gewann, wahr-

scheinlich unter Mitbenutzung anderweitiger Ueberzeugungsmittel, eine große Zahl derselben für sein Vorhaben. Die sächsischen Fürsten aber setzten ihm einen hartnäckigen Widerstand entgegen im Namen der deutschen „Freiheit", das heißt, der landesherrlichen Macht, welche allerdings, dem Erbkönigthum gegenüber, auf die Dauer schwerlich bestehen konnte. Angesichts des einmüthigen sächsischen Widerspruchs ließ Heinrich den Plan fallen, dessen Verwirklichung ihm die deutsche Geschichte vielleicht als eine Sühne aller seiner Unthaten angerechnet haben würde.

Heinrich wendete seine Blicke jetzt wieder nach Sicilien, wo die Kaiserin Constanze der durch ihn selbst geschaffenen Lage nicht gewachsen schien. Die lebhafte Bewegung, welche der Aufruf zu einem neuen Kreuzzuge im Jahre 1196 in Deutschland hervorbrachte, wurde vom Kaiser wirksam gefördert, welcher darin ein neues Mittel für seine italienischen Zwecke fand, indem er einen Theil der Kreuzfahrer bewog, ihren Weg durch Italien zu nehmen und durch ihr dortiges Erscheinen die Furcht vor der deutschen Kriegsmacht aufzufrischen. Bald darauf begab sich Heinrich selbst wieder nach Palermo, wo er seiner Grausamkeit vom Neuen freies Spiel ließ. Im September 1197 wurde Sicilien durch den Tod von dem Wütherich befreit, dessen asiatische Despotennatur, wiewohl sie innerhalb der öffentlichen Zustände Deutschlands selbst nicht hatte aufkommen können, einen der schwärzesten Schandflecken in der deutschen Geschichte hinterlassen hat.

Der Tod Heinrichs's VI. versetzte Italien in heftige Gährung und brachte auch in Deutschland eine lebhafte Bewegung hervor. Dort galt es, ein unerträgliches Joch abzuschütteln und zu rächen, hier, einer unsichern Zukunft den möglichsten Vortheil abzugewinnen.

Das hohenstaufische Haus zählte jetzt nur noch zwei männliche Mitglieder, Friedrich, den dreijährigen Sohn und bereits gewählten Nachfolger des verstorbenen Kaisers und dessen jüngsten Bruder, Philipp, auf welchen, seit dem unlängst erfolgten Tode des ältern, Konrad, das Herzogthum Schwaben und die Reichsverweserschaft in Abwesenheit Heinrich's übergegangen war. Sohn und Bruder des verstorbenen Kaisers befanden sich zur Zeit seines Ablebens in Italien, wo die Nachricht von diesem Ereigniß sofort einen Sturm des Volkshasses entfesselte, durch welchen hindurch Herzog Philipp sich nur mit Lebensgefahr den Rückweg nach Deutschland bahnen konnte, während sein Neffe, Friedrich, nach Sicilien zu seiner Mutter Constanze geflüchtet wurde.

In Deutschland angekommen, warb Philipp, seiner Pflicht gemäß, zunächst mit Eifer für die Anerkennung Friedrich's als König, in Erfüllung des demselben bereits von allen Reichsfürsten geschworenen Eides der Treue; seine Bemühungen zu diesem Zwecke aber waren fruchtlos. Man scheute die unvermeidlichen Uebelstände einer langen vormundschaftlichen Regierung und erklärte den geleisteten Eid für ungültig, weil Friedrich zu der Zeit, wo man denselben abgelegt, noch nicht getauft gewesen.

Unter solchen Umständen ließ es Philipp, vielleicht nicht ungern, geschehen, daß er selbst als Anwärter auf den erledigten Thron aufgestellt wurde. Im März 1198 fand eine Versammlung der seit dem Sturze Heinrichs des Löwen durch ihre Interessen an das Haus der Hohenstaufen gebundenen sächsischen Fürsten und Bischöfe in Erfurt statt, welche dem Bruder Heinrich's VI. die Krone zusprach und deren Beschluß bald vielfältige Zustimmung in Süddeutschland fand. Erzbischof Adolf von Köln aber, ein heftiger Feind der Hohenstaufen, obgleich die Gunst Friedrich's des Rothbart seinem Stuhle den besten Theil der Heinrich dem Löwen abgewonnenen Beute

zugewendet, wollte diese Wahl um keinen Preis gelten lassen, und suchte einen Gegenkaiser, zuerst in der Person des Herzogs Berthold von Zähringen, und nachdem dieser sich seine Mitbewerbung um elftausend Pfund Silber durch Philipp hatte abkaufen lassen, in dem jüngern Sohne Heinrich's des Löwen, Otto von Braunschweig.

Otto, der mit einem seiner Brüder Jahre lang von dem Kaiser Heinrich VI. als Geisel für Richard Löwenherz, seinen Oheim, in harter Haft gehalten worden, lebte jetzt am Hofe des Königs von England, der ihn durch große Ehren und Würden für das seinetwegen erlittene Ungemach zu entschädigen bestrebt war. Als im Frühjahr 1198 durch eine Gesandschaft des Erzbischofs Adolf die Nachricht an Otto gelangte, daß er von einer — wahrscheinlich jedoch sehr schwach besuchten — Fürstenversammlung in Köln zum Könige gewählt sei, betrieb Richard Löwenherz die Sache seines Neffen mit dem größten Eifer, und verschaffte er demselben insbesondere die erforderlichen Geldmittel, um seine nunmehrigen Ansprüche ins Werk zu setzen.

Im Mai erschien Otto, der Vierte seines Namens auf dem deutschen Throne, in Köln, wo sich die Zahl seiner fürstlichen Anhänger, vermuthlich unter der Mitwirkung des englischen Geldes, bald vermehrte, insbesondere durch Beitritte aus den benachbarten Niederlanden und aus Westphalen, und von wo man sich alsbald nach Aachen zur Krönung auf den Weg machte. Aachen indessen stand auf der Seite Philipp's und konnte erst durch eine mehrwöchige Belagerung gezwungen werden, dessen Nebenbuhler die Thore zu öffnen, welcher alsdann, am 12. Juli, im Dome Karls des Großen die Krone empfing. — Philipp, der zur Entsetzung von Aachen zu spät kam, mußte sich mit der Krönung in Mainz begnügen.

In dem Doppelkönigthume Otto's IV. und Philipp's hatte sich der alte Gegensatz der Welfen und der Hohenstaufen nunmehr in der allerschroffsten Gestalt erneuert. Ein langer und hartnäckiger Kampf war vorauszusehen. Beide Könige standen noch in den Jünglingsjahren und keinem derselben fehlte es an kriegerischen Eigenschaften, an Ehrgeiz und an großen Verbindungen. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten stand allerdings auf Seiten Philipp's, der sich namentlich auch die wichtige Freundschaft Ottokar's I. von Böhmen dadurch gesichert, daß er demselben schon als Reichsverweser den Königstitel verliehen und nach der eigenen Krönung bestätigt hatte. Demnächst kam es auch zu einem förmlichen Bündnisse Philipp's mit dem französischen Könige Philipp August, herbeigeführt durch die beiden gemeinsame Feindseligkeit Englands.

Wenn König Otto seinerseits im Anbeginn den kleineren Anhang in Deutschland hatte, so fehlte es ihm doch nicht an guten Aussichten auf dessen Vergrößerung. Schon vermöge des unauslöschlichen Hasses der römischen Kurie gegen das Geschlecht der Hohenstaufen, besaß er eine gewisse Anwartschaft auf die Unterstützung der Kirche, welche sich in dem eifrigen Beistande des Erzbischofs von Köln bereits bewährt hatte und die er dadurch steigerte, daß er bei seiner Krönung dem Papste einige wichtige Zugeständnisse entgegentrug, namentlich den ausdrücklichen Verzicht auf das königliche Anrecht an die Erbschaft der Bischöfe und Aebte, dessen Behauptung und Ausübung einen alten Streitpunkt zwischen der Krone und der Kirche ausmachte. Die Bundesgenossenschaft Philipp's mit Philipp August von Frankreich aber wurde aufgewogen durch das verwandtschaftliche und Freundschaftsverhältniß Otto's zu Richard Löwenherz, der, im Besitze der guten Hälfte von Frankreich, in diesem Lande selbst wenigstens eben so mächtig war, wie dessen eigener König. — In einem und vielleicht dem wichtigsten Punkte jedoch stand Otto hinter Philipp weit zurück, im Punkte der Hausmacht nämlich, welche bei dem Hohenstaufen sehr groß, bei dem Welfen hingegen, dem Sohne

des weiland mächtigsten Fürsten in Deutschland, ziemlich unbedeutend war.

Der Kampf mit den Waffen, welcher zwischen den beiden Gegenkönigen alsbald ausbrach, beschränkte sich meistens auf Lothringen, Sachsen und Thüringen, und brachte während seiner ganzen Dauer weder große Ereignisse, noch eine Entscheidung. Auch der im Jahre 1199 erfolgte Tod Richard's Löwenherz, dessen Bruder und Nachfolger, Johann, zwar den Worten nach in Richard's Verhältniß zu seinem Neffen vollständig eintrat, in der That aber die Sache desselben gänzlich fallen ließ, blieb ohne bemerkenswerthen Einfluß auf die Lage der Dinge. Ein Ersatz für den damit erlittenen Verlust wurde dem Könige Otto demnächst dadurch in Aussicht gestellt, daß der Papst, Innocenz III., nach langem vorsichtigen Zögern, endlich im Jahre 1201 offen für denselben Parthei nahm. Otto hatte sich dem Papstthum, wie bereits angedeutet, von vorn herein in die Arme geworfen, später in den unterwürfigsten Formen dessen Anerkennung und Beistand nachgesucht, und endlich bereit finden lassen, Alles zu beschwören, was man, als Kaufpreis der päpstlichen Gunst, von ihm verlangen konnte. So geschah es denn, daß ihm der streitige deutsche Thron aus päpstlicher Machtvollkommenheit zugesprochen und die Kaiserkrone verheißen wurde. Denjenigen Reichsfürsten, welche dem Könige Otto die Anerkennung länger verweigern würden, drohte der Papst mit Bann und Absetzung.

Innocenz III., ein Mann, in welchem der Geist Hildebrand's lebte, hatte sich die Nothstände des Reichs und die demselben feindlichen Leidenschaften des italienischen Volks zunächst in Rom selbst zu Nutz zu machen gewußt. Wenige Monate nach dem Tode Heinrich's VI. gewählt, begann Innocenz damit, daß er den kaiserlichen Beamten, welcher, wenn auch meistens nur dem Namen und der Form nach, unter dem Titel des Stadtpräfekten die Oberhoheit des Reichs

in Rom vertrat, seines Eides gegen den Kaiser entband und dem päpstlichen Stuhle schwören ließ. Zugleich wurde der noch vorhandene Rest des städtischen Selbstregiments kurzer Hand beseitigt, und damit die päpstliche Alleinherrschaft in den bürgerlichen Angelegenheiten Roms zum ersten Male grundsätzlich und thatsächlich eingeführt. Dann schritt der Papst, mit wirksamer Benutzung des durch den verstorbenen Kaiser zu hellen Flammen angefachten italienischen Nationalhasses gegen die Deutschen, zur Vertreibung der deutschen Lehensträger aus den Landschaften, welche, kraft der Schenkung Pippin's oder anderer Rechtsansprüche und Rechtsvorwände, dem Gebiete des Stuhles Petri zugerechnet werden konnten. Nur einer dieser, — durch kaiserliche Verleihung in großer Zahl und bis vor die Thore von Rom im Lande ansässig gewordenen — deutschen Machthaber leistete kräftigen Widerstand, Markwart von Annweiler, Graf von Ravenna; aber auch er wurde schließlich genöthigt, der päpstlichen Uebermacht zu weichen und eine Zuflucht in Sicilien zu suchen, wo er sich, nach dem bald darauf erfolgten Tode der Königin Constanze, der regentschaftlichen Regierung im Namen ihres jungen Sohnes, Friedrich, bemächtigte, die er bis an sein eigenes Ende mit eiserner Hand festhielt. — Das festländische Italien aber jauchzte Innocenz III. zu, wie einem Befreier.

Die Einmischung des Papstes in den deutschen Thronstreit dagegen, drohete dem eigenen Günstling desselben verderblich zu werden. Das Selbstgefühl der weltlichen nicht nur, sondern auch der geistlichen Fürsten empörte sich mit Macht gegen die Anmaßung des römischen Priesters, das entscheidende Wort in Sachen des Reichs zu sprechen, und einige der bisherigen Anhänger Otto's wandten sich allmälig von demselben ab, seitdem ihn der Papst allzu eifrig in seinen Schutz genommen. Der gegen Philipp geschleuderte päpstliche Bannstrahl prallte wirkungslos ab. Zwar brachte der sich in die Länge ziehende

Krieg noch diese und jene der Sache Otto's günstige Wendung mit sich, die überlegenen Mittel Philipp's jedoch und insbesondere der bessere Stand seiner Finanzen führten endlich den fast allgemeinen Abfall der bisherigen Anhänger seines Gegners herbei. Selbst der eigene Bruder Otto's, der Pfalzgraf Heinrich am Rhein, trat auf die Seite Philipp's, und eben so ließ sich der Erzbischof Adolf von Köln, der eigentliche Urheber der Wahl des Welfen, durch neuntausend Mark Silber und sonstige Vortheile für den Hohenstaufen gewinnen. Auch der Herzog Heinrich von Brabant, welcher dem Könige Otto seit Jahren seine noch im Kindesalter stehende Tochter zur Ehe versprochen, machte seinen Frieden mit Philipp.

Im Gegensatze zu ihrem Erzbischofe blieb die Stadt Köln dem Könige Otto treu und sein letzter Stützpunkt in den Rheinlanden. Von der großen Mehrheit seines übrigen Anhanges verlassen, wußte Otto keinen bessern Rath, als, so dringend wie möglich den Beistand des Papstes anzurufen, dem seinerseits keine wirksamern Hülfsmittel zu Gebote standen, als die so oft mißbrauchten und längst verbrauchten Kirchenstrafen, deren Ohnmacht sich auch dies Mal wieder bewährte. In Köln belagert, wies Otto zwar ein erstes Mal den Angriff der ganzen Macht Philipp's zurück, bei Erneuerung der Belagerung aber reichte die Widerstandskraft der Stadt nicht länger aus. Otto rettete sich zunächst nach Braunschweig und begab sich von dort im Frühjahr 1207 nach England, um bei seinem Oheim, dem Könige Johann, Hülfe zu suchen, die ihm diesmal in der That durch eine Beisteuer von 5000 Mark Silber zu Theil wurde.

Aus London zurückgekehrt, fand Otto seinen Nebenbuhler Philipp in lebhaften Unterhandlungen wegen eines Ausgleichs mit dem Papste begriffen, in welche er selbst hineingezogen wurde, die jedoch schließlich fehlschlugen. So schickte man sich denn von beiden Seiten an, wieder zu den Waffen zu greifen,

die inzwischen geruht hatten, als König Philipp am 21. Juni 1208 zu Bamberg durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach meuchlings erschlagen wurde, aus Rache, wie es heißt, wegen der Durchkreuzung einer Brautwerbung des Pfalzgrafen für sich selbst oder für seinen Sohn.

Da König Philipp keinen Erben hinterließ, der die Nachfolge auf den deutschen Thron hätte beanspruchen können, und da sein Neffe Friedrich, nunmehr der einzige Träger des hohenstaufenschen Namens, in Sicilien fast außerhalb des deutschen Gesichtskreises lebte, so gelangte Otto IV. nach dem Tode seines Nebenbuhlers ohne weitere Schwierigkeit zur allgemeinen Anerkennung als rechtmäßiger deutscher König. Zuerst huldigten ihm die bis dahin am feindseligsten gesinnten sächsischen Fürsten in einer Versammlung zu Halberstadt, deren Beispiel in Schwaben und längs des Rheins bald zahlreiche Nachfolge fand, namentlich auch bei dem Pfalzgrafen Heinrich, dem Bruder Otto's IV., zu dessen eifrigsten Gegnern er bisher gezählt hatte. Die letzte Bestätigung erhielt das Königthum Otto's durch den einstimmigen Zuruf einer im Herbst zu Frankfurt abgehaltenen Reichsversammlung, der glänzendsten und vollzähligsten, die man seit Menschengedenken gesehen. Die Reichskleinodien, bis dahin vom Bischof von Speyer auf dem Trifels in Verwahr gehalten, wurden herbeigeholt und Otto übergeben, der sein jetzt unbestrittenes königliches Amt, auf die von der ältesten Tochter des ermordeten Königs Philipp, Beatrix, erhobene Anklage, mit der Aechtung Otto's von Wittelsbach und seiner wirklichen oder vermeinten Mitschuldigen, des Bischofs von Bamberg und dessen Bruders, des Markgrafen von Andechs, begann.

Der Pfalzgraf Otto war, inmitten der durch seine That hervorgebrachten Bestürzung, in Begleitung des Markgrafen von Andechs, entflohen und der Bischof von Bamberg hatte sich, unter dem Verdachte der Mitverantwortlichkeit für den in

seinem Palaste vollbrachten Königsmord, nach Ungarn in Sicherheit gebracht. Herzog Ludwig von Baiern, Vetter des Pfalzgrafen und Sohn jenes ältern Otto von Wittelsbach, welchem Friedrich der Rothbart nach dem Sturze Heinrich's des Löwen das baierische Herzogthum verliehen, übernahm die Vollstreckung der in Frankfurt ausgesprochenen Acht. Von Land und Leuten vertrieben, fiel der Pfalzgraf bei Regensburg persönlich in die Hände seiner Verfolger, welche ihn ohne Weiteres niedermachten. Der Bischof von Bamberg erwirkte nach einiger Zeit seine Freisprechung von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung und kehrte in sein Bisthum zurück, und auch der Markgraf von Andechs, nachdem er eine lange Reihe von Jahren als Kreuzfahrer im gelobten Lande zugebracht, wurde endlich durch Kaiser Friedrich II. in seine reichsfürstlichen Rechte und Ehren wieder eingesetzt.

Im Sommer 1209 schickte sich Otto an, aus Rom die Kaiserkrone einzuholen, welche seit dem Tode Heinrich's VI. geruht hatte. Augsburg war der Sammelplatz des zur Romfahrt aufgebotenen Reichsheeres. In ungewöhnlicher Zahl fanden sich weltliche und geistliche Fürsten mit ihrem Gefolge ein — der König von Böhmen, die Herzoge von Baiern, Oesterreich, Lothringen, Zähringen, Kärnthen und Meran, der Landgraf von Thüringen, drei Erzbischöfe, zwölf Bischöfe und eine ungezählte Menge von Machthabern geringern Ranges. Die bei Weitem überwiegende Mehrheit des königlichen Geleites jedoch stellte Süddeutschland, während sich der Antheil Sachsens an der Heerfahrt über die Alpen, wie gewöhnlich, auf ein äußerst geringes Maß beschränkte und kaum hinausging über den Zuzug des Erzbischofs von Magdeburg und einer Schaar gewappneter Bürger von Braunschweig, welche den Römerzug des Königs Otto ohne Zweifel nicht sowohl zu Ehren der Kaiserkrone, als zu Ehren ihres Herzogs mitmachten.

Als Gegner der Hohenstaufen und Freund des Papstes war Otto IV. einer guten Aufnahme in Italien von vorn herein sicher, und durch wohlwollende Haltung und Sprache bestärkte er die italienische Bevölkerung in den günstigen Gesinnungen, welche ihm von derselben entgegen gebracht wurden. Mailand, unlängst die gefährlichste Feindin der deutschen Oberherrlichkeit in der Lombardei, empfing ihn mit großen Festlichkeiten und erhielt dagegen die Bestätigung seiner bisherigen Rechte und Freiheiten, die oberitalienischen Fürsten leisteten Huldigung und einige Städte zahlten sogar aus eigenem Antriebe, wie es hieß, die seit dem Tode Heinrich's VI. rückständigen kaiserlichen Steuern und Gefälle.

In Viterbo traf Otto mit Innocenz III. zusammen, dessen Ueberlegenheit, wie bisher im schriftlichen, so jetzt auch im persönlichen Verkehr zum vollen Ausdruck kam. Nach mehrtägigen Verhandlungen, in denen der Papst ohne Zweifel alle Zusagen und Bürgschaften, die er fordern konnte, vom Könige erlangte, kehrte Innocenz nach Rom zurück, wohin ihm Otto alsbald folgte, und wo am 4. Oktober die Kaiserkrönung mit großer Feierlichkeit vollzogen wurde.

Unmittelbar nach Beendigung des Festes aber erlitt das gute Einverständniß zwischen dem Papste und dem neuen Kaiser eine empfindliche Störung dadurch, daß Innocenz beim Abschiede von Otto den Wunsch aussprach, dieser möge nunmehr unverweilt das römische Gebiet wieder räumen. Ein bald darauf erfolgender blutiger Zusammenstoß zwischen kaiserlichen Kriegsmännern und römischen Bürgern kam zwar dem päpstlichen Verlangen nach baldigster Entfernung der deutschen Gäste zu Hülfe, diente aber natürlich nicht zur Verbesserung des gegenseitigen Verhältnisses, und bald standen Rom hinter seinen Mauern und das kaiserliche Lager vor den Thoren der Stadt wie feindliche Mächte einander gegenüber. Nachdem ein letzter Versuch Otto's, den obwaltenden Mißständen durch persönliche

Unterhandlung mit Innocenz abzuhelfen, an der Weigerung des Papstes gescheitert war, brach der Kaiser sein Lager vor Rom ab, um in den benachbarten Besitzungen des Stuhles Petri die Hülfsquellen zur Unterhaltung seines Heeres aufzusuchen, welche ihm die öde Umgebung der päpstlichen Hauptstadt nicht gewährte.

Obgleich Otto vor der Kaiserkrönung dem Papste seine weltliche Herrschaft im weitesten Umfange, und insbesondere einschließlich der Mathilde'schen Güter, feierlich gewährleistet hatte, überzeugte er sich doch nunmehr unter dem Beistande der Juristen von Bologna, daß die dem römischen Stuhle auf Kosten des Kaiserthums bewilligten Verleihungen von Land und Leuten reichsverfassungswidrig und also ungültig seien. Demgemäß bemächtigte sich Otto, im Namen des unveräußerlichen Rechtes der kaiserlichen Krone, aller Besitzungen, welche das Papstthum, kraft angeblicher oder wirklicher Schenkungen oder Vermächtnisse, seit den Zeiten Pippin's erworben hatte, so daß Innocenz III. sich bald auf die Mauern von Rom beschränkt und von der Verbindung mit der übrigen Welt auf allen Seiten durch kaiserliche Gränzsperre ausgeschlossen sah. Rom selbst wurde dem Kaiser von den italienischen Rechtsgelehrten folgerichtiger Weise gleichfalls zugesprochen, die nicht minder auch Calabrien und Apulien, das heißt, ganz Unteritalien, für Bestandtheile des Reichs erklärten.

Da die meisten und die mächtigsten der deutschen Fürsten, welche dem Kaiser Heerfolge geleistet, nach Erfüllung ihrer Lehenspflicht möglichst eilig nach der Heimat zurückkehrten, so fand sich Otto bald zu sehr geschwächt, um seine Streitkräfte an den Festungswerken von Rom zu versuchen, deren Stärke schon mancher seiner Vorgänger zu seinem schweren Schaden erprobt hatte; Unteritalien aber mit dem Reiche wieder in den alten Verband zu bringen, der seit länger als einem Jahrzehnt völlig aufgelöst war, durfte er sich immer noch zutrauen. Starke

Antriebe zu einem solchen Unternehmen mochte der Kaiser Otto überdies nicht bloß im Ehrgeiz und in der Ruhmbegierde finden, sondern auch im Haß und vielleicht in der Furcht. Im Haß gegen den alten Erbfeind seines Hauses, das Geschlecht der Hohenstaufen, in der Furcht vor dessen letztem Sprößling, dem jungen Friedrich, welcher seit dem Tode Markwart's von Annweiler unter der von seiner Mutter bestellten Vormundschaft des Papstes Innocenz auf dem sicilianischen Throne saß, und von dort aus früher oder später ein gefährliches Werkzeug in den Händen der römischen Curie, oder auch ein furchtbarer persönlicher Nebenbuhler des welfischen deutschen Königs und römischen Kaisers werden konnte.

Innocenz hatte die Wegnahme der Besitzungen des päpstlichen Stuhles ohne ernstlichen Widerstand und fast stillschweigend geschehen lassen, wahrscheinlich im Bewußtsein seiner einstweiligen Hülflosigkeit und in dem beschämenden Gefühle des Mißgriffs, den er begangen, indem er Otto seine Gunst und seinen Beistand geliehen. Als der Kaiser aber seine Waffen gegen den König Friedrich wendete, demselben in den Jahren 1210 und 1211 Apulien und Calabrien entriß und Miene machte, ihn in Sicilien selbst aufzusuchen, da fand der Papst die Lage Otto's schwierig genug, um nunmehr seinerseits zum Gegenangriff gegen denselben zu schreiten. Innocenz verhängte den Bann über Otto, entband die deutschen Reichsfürsten des ihm geleisteten Eides und forderte sie auf, an seiner Statt den Hohenstaufen Friedrich zum Könige zu wählen.

Der Erfolg zeigte, daß der Papst den Augenblick seines Einschreitens richtig gewählt hatte. Welche Umstände es waren, die den päpstlichen Worten in Deutschland Gehör verschafften, ist kaum nachzuweisen. Das bisherige Thun und Lassen Otto's war freilich nicht geeignet gewesen, ihm warme Freunde zu gewinnen, eben so wenig hatte er sich dadurch heftige Feinde

machen können. Alles was man dem Kaiser, nachdem er seine frühere Unterwürfigkeit gegen den Papst hinlänglich gesühnt, noch vorzuwerfen wußte, war ein gewisser derber Ton, in welchem er von und mit vornehmen Leuten zu sprechen pflegte. An lange Abwesenheiten seiner Könige war Deutschland zu sehr gewöhnt, als daß ein zwei- bis dritthalbjähriger Aufenthalt Otto's in Italien einen Beschwerdegrund gegen dessen Regierung hätte abgeben können, zumal die inneren Angelegenheiten Deutschlands sich während dieser Zeit in einem ausnahmsweise befriedigenden Zustande befanden. Am wenigsten konnten die deutschen Reichsfürsten mit den italienischen Eroberungen des Kaisers im Sinne der Zeit unzufrieden sein, gleichviel, ob sie auf Kosten des Papstes oder des Königs von Sicilien gemacht wurden, denn die Vortheile, welche Otto jenseits der Alpen gewann, stellten der Ländergier der deutschen Lehensträger manchen lockenden Preis in Aussicht. Was aber den päpstlichen Bannfluch anbelangt, so hatte dieser sich zu oft als völlig wirkungslos erwiesen — wie erst unlängst gegen König Philipp — um noch für den wirklichen Hebel großer staatlichen Ereignisse gelten zu können. So bleibt denn für das Verständniß der Wendung der Dinge, welche jetzt in Deutschland eintrat, kaum eine andere Annahme übrig, als die Voraussetzung eines Legitimitätsgedankens und Legitimitätsgefühls, welche in Deutschland zu Gunsten des hohenstaufenschen Geschlechts in dem Maße lebendig geworden, als der letzte Erbe desselben zum Mann herangewachsen war, ein Gedanke und ein Gefühl, denen das päpstliche Wort vielleicht zum vollen Durchbruch verhalf, oder auch nur einen willkommenen Vorwand zur Bethätigung lieh.

Der Erzkanzler des Reichs selbst, Erzbischof Siegfried von Mainz, nahm das Heft der sich vorbereitenden Revolution oder Restauration in die Hand. Auf einer ansehnlichen Fürstenversammlung in Bamberg beantragte er die Thronentsetzung

Otto's und die Wahl Friedrich's zu dessen Nachfolger, und wenn sein Antrag für dies Mal zurückgewiesen wurde, so drang er doch auf einem gegen Ende des Jahres 1211 in Nürnberg abgehaltenen Reichstage damit durch. Fast ganz Süddeutschland, Schwaben voran, jubelte dem Nürnberger Beschlusse zu; Norddeutschland dagegen, unter Führung Sachsens und einschließlich Lothringens, war eben so einmüthig im Widerspruch und Widerstande — in zwei beinahe gleiche Hälften getheilt, stürzte sich Deutschland vom Neuen in den Kampf der beiden Fürstengeschlechter, in denen sich ein uralter und niemals ganz ausgeglichener geschichtlicher Gegensatz verjüngt und verkörpert zu haben schien.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen gab der Kaiser den bereits in der Ausführung begriffenen Plan einer Landung in Sicilien auf, um nach Deutschland zurückzukehren, wo er im März 1212 anlangte. Sein persönliches Erscheinen gab seiner Parthei sofort das Uebergewicht und brachte mehrere der gegnerischen Fürsten, wie namentlich den Herzog von Baiern, auf seine Seite zurück. Zu Pfingsten konnte er einen Fürstentag in Nürnberg halten, auf welchem die Absetzung des feindlichen Königs Ottokar von Böhmen ausgesprochen wurde. Einem anderen Widersacher des Kaisers, dem Landgrafen von Thüringen, welcher sich zu der hohenstaufenschen Parthie hielt, während sein Land welfisch gesinnt war, und der in Folge davon durch Abfall und Aufstand seine Besitzungen bis auf wenige feste Plätze bereits verloren hatte, wurde eine dieser Burgen um die andere durch Otto selbst entrissen.

Diese Kriegsarbeit führte den Kaiser in die Nähe von Nordhausen, Aufenthaltsort der ihm seit mehreren Jahren verlobten Tochter des Königs Philipp, Beatrix, die jetzt ihr fünfzehntes Jahr vollendet hatte. Der ursprünglich politische Zweck der Verbindung des Welfen mit der Hohenstaufin fiel jetzt, nachdem der alte Partheistreit wieder in hellen Flammen auf-

gelodert, schwerer ins Gewicht, als je, und der Kaiser entschloß sich demnach, die Vermählung mit seiner jungen Braut zu beschleunigen, um dadurch, so rasch wie möglich, einen Zwiespalt in das waiblingische Partheiinteresse zu bringen. Am 7. August und unter großem Prunk wurde die Ehe zwischen Otto und Beatrix eingesegnet, aber schon nach vier Tagen war Beatrix eine Leiche.

Der plötzliche Tod der jungen Kaiserin, abergläubisch aufgefaßt und gehässig gedeutet, brachte eine Bestürzung und Entmuthigung im kaiserlichen Heere hervor, welche die allmälige Selbstauflösung desselben zur Folge hatte, so daß Otto sich genöthigt sah, von weiteren Unternehmungen gegen den Landgrafen von Thüringen abzustehen. In diesem schwierigen Augenblick traf eine neue Unglücksbotschaft ein, welche den Kaiser nach Süddeutschland abberief.

Von den Beschlüssen des Nürnberger Reichstags, welcher die Entthronung Otto's und die Wahl Friedrich's ausgesprochen, durch sofort abgesandte Botschaft in Kenntniß gesetzt, hatte sich der junge Hohenstaufe, trotz des nachdrücklichen Widerspruchs seiner sicilianischen Räthe und der flehentlichen Bitten seiner Gemahlin, Constanze von Aragonien, rasch entschlossen, die ihm dargebotene deutsche Krone anzunehmen. Ohne Kenntniß des Landes, auf dessen Thron er berufen wurde und welchem er zwar durch seine Abstammung angehörte, das er aber seit der frühesten Kindheit nicht mehr gesehen, ohne Lebenserfahrung — denn er zählte kaum achtzehn Jahre — ohne Waffen und selbst ohne Geld trat Friedrich am Palmsonntage 1212 sein großes Unternehmen damit an, daß er sich in Palermo nach Gaeta einschiffte. Ueber Rom, wo er sich mit dem Papste in das beste Einvernehmen setzte, und über Genua, das ihm eine gewisse Theilnahme bezeugte, ging sein Weg nach der Lombardei, deren alter Haß gegen den hohenstaufischen Namen bei der Nachricht von seiner Anwesenheit hell aufflammte. Pavia freilich bewährte

auch dies Mal seine oft erprobte hohenstaufische Gesinnung, um so feindseliger dagegen erwies sich Mailand, das mit großer Mannschaft auf Friedrich fahndete, welcher der mailändischen Verfolgung nur durch eilige Flucht über einen schützenden Fluß entging, während das ihm aus Pavia begegebene Geleite niedergehauen wurde. Auch durch die italienischen Alpen konnte Friedrich nur auf den gefährlichsten Seitenwegen gelangen; sobald er jedoch in Chur den deutschen Boden berührte, fand er wieder gastliche Aufnahme und Unterstützung. Mit einem bewaffneten Gefolge von kaum sechzig Mann erschien er an den Thoren von Constanz, während der Kaiser, welcher auf die Nachricht von der Annäherung seines Nebenbuhlers aus Thüringen herbeigeeilt war, mit weit überlegener Mannschaft bereits in das benachbarte Ueberlingen eingerückt war. In diesem Augenblicke hatte Constanz die Entscheidung des sich vorbereitenden Kampfes in der Hand: dem Hohenstaufen die Aufnahme verweigern, hieß, ihn der Vernichtung preisgeben. Die schwäbische Stadt jedoch gewährte dem schwäbischen Fürsten ihren Schutz auf Kosten der Treue gegen Kaiser und Reich, und als Otto, drei Stunden nach der Ankunft Friedrich's, Gewalt gegen Constanz versuchte, wurde er von der Bürgerschaft blutig zurückgewiesen.

Dieser erste Erfolg, so geringfügig er zu sein schien, gab den Ausschlag für die Sache des Hohenstaufen. Zunächst Schwaben, dann das Rheinland trat auf seine Seite, und bald war ganz Süddeutschland, mit Einschluß von Böhmen, für ihn gewonnen. Seine Jugend, seine vornehme Erscheinung, seine feine Sitte bestach die Gemüther, seine Freigebigkeit den Eigennutz. Daß dieser Freigebigkeit einstweilen nur die Rechte und das Gut des Reichs zur Verfügung standen, war für Friedrich natürlich kein Hinderniß der Verschwendung.

So erlangte der böhmische Ottokar, als Preis seiner Unterstützung, nicht nur die Bestätigung seiner Königswürde,

sondern auch die Befreiung von einem großen Theile seiner bisherigen Verpflichtungen gegen das Reich. Ein anderweitiges und vielleicht doppelt wirksames Mittel, Anhänger zu werben und an sich zu fesseln, gewann Friedrich demnächst durch ein Bündniß, welches er nicht verschmähete, mit dem französischen Könige, Philipp August, gegen den Kaiser Otto einzugehen, und bei dessen Abschluß er, gleichsam als Handgeld, zwanzigtausend Mark Silber annahm, nicht, um dies Geld auf Kriegsrüstungen zu verwenden, sondern, um dasselbe sofort an die Fürsten seiner Umgebung zu vertheilen. — Otto seinerseits zog sich vor der in Süddeutschland rasch herangewachsenen Uebermacht Friedrich's ohne ernstlichen Kampf in seine Stammlande zurück, ganz Norddeutschland, von Brandenburg bis nach den Niederlanden und Lothringen, mit Ausnahme einiger Bisthümer, hielt nach wie vor zu dem Kaiser und wie auf stillschweigende Uebereinkunft ließen die beiden Nebenbuhler einander unangefochten in ihrem Bereiche.

Die große Angelegenheit des Reichs hatte sich seit anderthalb Jahren in der Schwebe befunden, als ein auswärtiges Ereigniß die entscheidende Wendung brachte. In Verbindung mit seinem Oheim, dem Könige Johann von England und mit dem Grafen von Flandern, unternahm der Kaiser im Sommer 1214 einen Feldzug gegen den König Philipp August von Frankreich, seinen alten Feind und jetzigen Bundesgenossen Friedrich's. Die deutsche Mannschaft, welche dem Kaiser in den Krieg folgte, war gering an Zahl, der Graf von Flandern dagegen konnte aus der Ritterschaft und den großen und reichen Städten seines Landes ein ansehnliches Heer zusammenbringen, zu welchem ein starker Zuzug aus England, unter der Führung des Grafen von Salisbury, stieß. Philipp August führte ein nicht minder stattliches Heer ins Feld. An der Spitze ihrer Streitmacht trafen der deutsche Kaiser und der französische König am 27. Juli 1214 in der Nähe von

Lille, bei Bovines,*) auf einander, und hier gewannen die Franzosen, welche den Vortheil der Stellung und der Einheit des militärischen Willens und des nationalen Geistes hatten, ihren ersten großen Sieg über die Deutschen, der freilich so theuer erkauft war, daß Philipp August ihn nicht verfolgen konnte, sondern von dem Schlachtfelde ohne Verzug nach Paris zurückkehren mußte. —

In dem Wettkampfe um die deutsche Krone aber gab der französische Sieg den letzten Ausschlag für den Hohenstaufen gegen den Welfen. Durch den Tag bei Bovines wurde das königliche Ansehen und die königliche Macht Otto's gänzlich gebrochen. Nachdem der Kaiser noch eine Zeit lang versucht, sich in Köln zu behaupten, ging er nach Braunschweig zurück, in dessen Besitz ihn Friedrich, obgleich nunmehr auch in Lothringen und den Niederlanden anerkannt, nicht unmittelbar zu stören wagte. Wohl aber suchte sich Friedrich für mögliche Fälle den Beistand des Königs Waldemar von Dänemark dadurch zu erkaufen, daß er demselben das allerdings bereits in dänischer Gewalt befindliche Land zwischen der Elbe und Eider, einschließlich des Küstengebietes bis zu der Oder, in aller Form abtrat, — des Friedens willen, wie es in der zu Metz ausgestellten Urkunde hieß, und damit Waldemar die Feinde der kaiserlichen Würde Friedrich's — die freilich einstweilen nur in dessen Ansprüchen bestand — darniederhalten möge. Otto, obgleich im Wesentlichen auf die schwachen Kräfte seiner Erblande beschränkt, raffte sich nochmals auf, um dieser Schmach zu wehren. Im Anschluß an den Markgrafen von Brandenburg und den Erzbischof von Bremen, die bereits seit längerer Zeit mit den Dänen im Kampfe gestanden, ging er über die Elbe und nahm er Hamburg für das Reich wieder in Besitz.

*) Richtiger gesagt, bei der „Ochsenbrücke", Pons bovinus, denn die von der Brücke benannte Ortschaft scheint erst später entstanden zu sein.

Mit diesem Erfolge indessen fand der Feldzug sein Ende. Von dem übrigen Deutschland im Stich gelassen, mußte Otto sein so glücklich begonnenes Unternehmen alsbald wieder aufgeben; er kehrte nach Braunschweig zurück, verbrachte dort noch drei Jahre in einer durch keinen Angriff seiner Gegner gestörten Ruhe und starb 1218, erst zweiundvierzig Jahre alt auf der Harzburg. — Friedrich hatte sich inzwischen auf dem deutschen Throne vollends befestigt, und zu Aachen, das ihm den hartnäckigsten Widerstand geleistet, im Dome Karls des Großen die Krone empfangen. Otto's Bruder, Heinrich, Pfalzgraf am Rhein, lieferte dem Könige Friedrich die in seinem Verwahr befindlichen Reichskleinodien aus, und die alte Feindschaft des welfischen und des waiblingischen Geschlechts schien mit der Versöhnung ihrer jetzigen Häupter endgültig geschlichtet.

Friedrich II. war 24 Jahre alt, als ihm 1218 das unbestrittene deutsche Königthum zu Theil wurde. So lange ihm Otto IV. gegenüber gestanden, hatte er sich eifrig beflissen, sich die Gunst und den Beistand des päpstlichen Stuhles zu erhalten und demselben in diesem Sinne die größten Zugeständnisse gemacht: auf die Mathilde'schen Güter förmlich Verzicht geleistet, allem Einfluß auf die Besetzung der Kirchenämter entsagt, die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge übernommen, das Versprechen gegeben, die sicilianische Krone von der deutschen zu trennen und auf seinen Sohn Heinrich zu übertragen, der dieselbe als päpstliches Lehen empfangen solle. Seines Nebenbuhlers entledigt, bezeigte er geringe Willfährigkeit, den der Kirche auf Kosten der großen Staatsinteressen gemachten Zusagen nachzukommen: er griff ein in die Bischofswahlen, machte Anstalten, seinen Sohn als seinen Nachfolger auch im deutschen Königthum krönen zu lassen und traf, trotz

wieherholter päpstlicher Mahnungen, keine Vorbereitungen zum Kreuzzuge.

Auf dem Stuhle Petri saß, seit dem 1216 erfolgten Tode Innocenz III., der weniger willensstarke und milder gesinnte Honorius III. Nachdem Friedrich den Papst mit Ergebenheitsbezeigungen, Entschuldigungen und Ausreden aller Art zwei Jahre lang hingehalten, zugleich die geistlichen Reichsfürsten durch vielfache Begünstigungen*) auf seine Seite gebracht und mit ihrer Hülfe die Wahl seines neunjährigen Sohnes, Heinrich,**) zum künftigen deutschen Könige, wider alle frühere Abrede durchgesetzt, trat er im Herbst 1220 die Fahrt nach Rom an, um von der Hand des langmüthigen Honorius die Kaiserkrone zu empfangen, die er jedoch mit Erneuerung seiner alten Zusagen und mit Uebernahme neuer Obliegenheiten und Versprechungen zum Vortheil der Kirche bezahlen mußte — namentlich mit der Befreiung der Geistlichen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit und mit der Uebernahme der strengsten Verpflichtung zur Verfolgung und Ausrottung der Ketzerei.

Von Rom begab sich der Kaiser in sein unteritalienisches Königreich, dessen Angelegenheiten er sich während der nächsten Jahre mit durchgreifender Hand und mit gutem Erfolge widmete. Die oft wiederholten päpstlichen Erinnerungen an das Versprechen des Kreuzzuges blieben nach wie vor wirkungslos, da es dem Kaiser nicht an guten Vorwänden und an

---

*) Durch förmlichen Staatsvertrag mit den Bischöfen verzichtete Friedrich auf die Ausübung wichtiger fiskalischer Hoheitsrechte innerhalb der geistlichen Gebiete, nahm er die Parthei der Kirchenfürsten gegenüber der aufstrebenden Macht der Städte, machte er die Reichsacht zu einem Anhängsel des bischöflichen Banns u. s. w.

**) Die Krönung desselben in Aachen erfolgte 1222; in der Reihe der deutschen Könige seines Namens wird Heinrich gleichwohl nicht mitgezählt, da er niemals selbstständiger Inhaber des Thrones wurde.

noch bessern, wenn auch nicht ausgesprochenen, Gründen fehlte, um immer neuen Aufschub zu verlangen. Endlich, im Jahre 1226, machte Friedrich II. Miene, zur Ausführung des heiligen Krieges schreiten zu wollen, indem er zur Vorbereitung desselben einen deutsch-italienischen Reichstag nach Cremona berief. Alsbald aber entstand der Verdacht, daß es dem Kaiser nur darum zu thun sei, ein Heer zur Unterwerfung der widerspänstigen lombardischen Städte in Oberitalien selbst zusammenzuziehen und dieser wahrscheinlich vollbegründete Argwohn gab nicht nur dem lombardischen Bunde neues Leben, sondern brachte auch den endlich mißtrauisch gewordenen Papst auf dessen Seite. Die Lombarden setzten sich in achtunggebietenden Vertheidigungszustand, sperrten dem deutschen Heere, welches, mit dem jungen Könige Heinrich an der Spitze, über den Brenner gerückt war, die Engpässe des Etschthals unterhalb Trient, schlossen dem Kaiser selbst ihre Thore und verweigerten jede Beschickung des Reichstags zu Cremona, der unter diesen Umständen überhaupt sehr schwach besucht wurde und unverrichteter Sache wieder auseinander ging. Gereizt und gedemüthigt kehrte der Kaiser nach Unteritalien, der junge König Heinrich, nachdem er fast zwei Monate lang in und bei Trient gelegen, nach Deutschland zurück.

Im folgenden Jahre, 1227, starb Honorius III., dessen Nachfolger Gregor IX. wurde, ein Eiferer ähnlich den gewaltthätigsten seiner Vorgänger. Dem neuen Papste gegenüber machte der Kaiser endlich Ernst mit den Rüstungen zu dem seit langen Jahren zugesagten Kreuzzuge. Der neueste Versuch zur Wiedereroberung des heiligen Landes war in den Jahren 1217—1221, unter dem Beistande des ungarischen Königs Andreas, von Deutschland aus gemacht worden, eine beträchtliche Anzahl der Reichsfürsten — die Herzoge von Oesterreich und Baiern, die Grafen von Holland, Wied, Schwerin, Katzenelnbogen u. s. w. — in Verbindung mit einer

niederländischen und einer friesischen Flotte, hatte ihre besten Kräfte dabei eingesetzt, das Unternehmen aber war schließlich so vollständig mißlungen, daß die Trümmer des deutschen Heeres ihre Errettung vom Hungertode nur der Großmuth des Sultans Kamel von Aegypten verdankten. — Friedrich II., der inzwischen die Tochter des 1187 vertriebenen Königs von Jerusalem, Guy von Lusignan, Jolantha, in zweiter Ehe geheirathet, raffte im Herbst 1227 aus aller Herren Ländern ein ansehnliches Kreuzheer zusammen, mit welchem er sich nach dem Morgenlande einschiffte. Aber schon nach drei Tagen kehrte er, wegen angeblicher oder wirklicher Erkrankung, nach Neapel zurück, um sich in die benachbarten Bäder von Puzzuoli zu begeben. Der Papst, ohne die Vertheidigung des Kaisers hören zu wollen, belegte denselben sofort mit dem Bann; Friedrich aber beantwortete das päpstliche Verdammungsurtheil mit einem Manifeste an Könige und Fürsten, welches, im schreienden Widerspruche mit seinen bisher zur Schau getragenen Gesinnungen, grimmigen Haß athmete gegen das Hoheprieſterthum und gegen den Geist der herrschenden Kirche.

Gleichwohl und vielleicht nur um sein Fürstenwort und seine ritterliche Ehre einzulösen, brachte Friedrich den vorbereiteten Kreuzzug im folgenden Jahre, 1228, zur Ausführung. Durch Vertrag mit dem Sultan Kamel von Aegypten gelangte er in den Besitz von Jerusalem, dessen Krone er sich 1229 selbst auf das Haupt setzte. Acht Monate nach dem Beginne seiner Kreuzfahrt, kehrte er nach Italien zurück. Hier hatte er sich zunächst gegen den Papst zu wenden, welcher, obgleich von den kaiserlich gesinnten Römern aus seiner Hauptstadt vertrieben, die äußersten Mittel aufgeboten hatte, um Verderben über den abwesenden Kaiser zu bringen, dessen Erfolge im gelobten Lande er sogar mit allen Kräften zu hintertreiben gesucht. Dennoch verzichtete Friedrich II. darauf, seine Uebermacht gegen Gregor IX. zu gebrauchen, dessen Werbung von

„Schlüsselsoldaten" sehr schlechten Erfolg gehabt; es kam vielmehr zwischen Kaiser und Papst zu einem Vergleich, welcher zwar weder aufrichtig noch dauerhaft sein konnte, der den Zwecken Friedrich's II. indessen einstweilen genügte, indem er ihm freie Hand gab zum weitern Ausbau seines italienischen Königreichs, das unter guten Gesetzen und guter Verwaltung wunderbar gedieh.

Deutschland stand unterdessen unter der Doppelherrschaft des Kaisers und seines Sohnes Heinrich *) — wenn anders ein Königthum, welches vorzugsweise durch Schenken und Verleihen geübt wird, eine Herrschaft genannt werden kann. Denn die Regierungsthätigkeit des Kaisers sowohl wie des Königs reichte kaum hinaus über Bewilligungen an die Unersättlichkeit der Reichsfürsten auf Kosten der Reichsgewalt und der Städte, deren Gedeihen durch die königliche Mißgunst und die fürstliche Begehrlichkeit übrigens wohl noch erschwert, aber nicht mehr gehemmt werden konnte. In Ausübung des Kronrechts gingen die beiden Machthaber überdies so zu Werke, daß ein jeder von ihnen die freie Verfügung über das ganze vorhandene Verwaltungsgebiet zu haben schien, und daß sogar Entscheidungen von der größten politischen Wichtigkeit ohne vorgängige Verständigung zwischen dem Kaiser und dem Könige von dem ersteren oder dem letztern einseitig getroffen werden konnten.

Der Verschleuderung der Ueberbleibsel des Reichsgutes und der Reichsrechte entsprechend, wuchs und befestigte sich die fürstliche Macht. Nachdem das Amt des Vorstandes des Gaus,

*) Die Vormundschaft über denselben führte anfänglich der Erzbischof von Köln, dann der Herzog von Baiern; aber noch bevor er dem Knabenalter entwachsen war, übernahm Heinrich die Regiernng auf eigenen Namen.

d. h. des Grafen, längst zu einer erbfürstlichen Würde geworden war, wurde jetzt die Ernennung des Centenarius oder Centgrafen — des Vorstehers des Hundert — von dem Könige auf den „Landesherrn" übertragen, ein Wort, das bei dieser Gelegenheit vielleicht zum ersten Male in einer öffentlichen Urkunde gebraucht wird. Der inneren Wohlfahrt des Landes mußte unter den obwaltenden Umständen das Erstarken der reichsfürstlichen Macht allerdings in gewissem Sinne zu gut kommen, insofern dieselbe einigen Ersatz bot für die den deutschen Angelegenheiten mehr und mehr entfremdete oberste Staatsgewalt. Diese Entfremdung war jetzt bereits so weit gediehen, daß selbst der Name und der Begriff des deutschen Staats abhanden gekommen zu sein schien, daß die Amtssprache, wie sie von Anbeginn nur einen römischen Kaiser gekannt, so nunmehr auch nur noch von einem römischen Könige wußte.

Ungeachtet der Zwiespältigkeit und Ohnmacht der obersten Reichsgewalt war der innere Zustand Deutschlands ein vergleichsweise friedlicher und gestalteten sich auch die auswärtigen Verhältnisse nicht ungünstig. Mit Frankreich bestand, in Folge des zwischen Friedrich II. und Philipp August abgeschlossenen Vertrages, Fried- und Freundschaft, die auch von den Nachfolgern des letzteren gehalten wurden. Ungarn war unter der Regierung des schwachen Königs Andreas II. ein ungefährlicher Nachbar, Polen durch Thronstreitigkeiten und durch Theilung des Reichs entkräftet. Nur im Norden hatte Deutschland mit einem Feinde abzurechnen, mit Dänemark, dem, wie berichtet worden, die deutschen Küstenländer jenseits der Elbe bis zu der Mündung der Oder von Friedrich II. durch Brief und Siegel abgetreten waren — eine tief empfundene Schmach, welche früher oder später um jeden Preis getilgt werden mußte.

Zum Werkzeug dieser Sühne machte sich Graf Heinrich von Schwerin. Von seiner Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande zurückgekehrt, fand er seine Grafschaft von dem dänischen

Könige Waldemar in Besitz genommen. Seine Rückforderung blieb ohne Wirkung. Da bemächtigte er sich 1223 durch Ueberfall Waldemar's und seines gleichnamigen Sohnes und brachte dieselben nach dem Schlosse Dannenberg in Sicherheit. Zwei Jahre lang wurde wegen der Auslösung der Gefangenen verhandelt. Der Kaiser sowohl wie der Papst nahmen lebhaften Antheil an der Unterhandlung, jener in der Absicht, seine eigene Versündigung an Deutschland wieder gut zu machen, dieser als leidenschaftlicher Partheigänger Dänemärks. Schließlich jedoch sollten die Waffen entscheiden. Bei Mölln in Holstein, erlitten die Dänen eine Niederlage, welche dem Streite ein Ende machte. Dänemark mußte die Länder, zwischen der Elbe, Eider und Oder — mit Ausnahme jedoch der Insel Rügen und des benachbarten pommernschen Küstenstrichs jenseits der Peene — wieder herausgeben und 45,000 Mark Silber Lösegeld für Waldemar und dessen Sohn zahlen. Holstein kam an die durch die Dänen vertriebenen Grafen von Schaumburg zurück. Lübeck wurde in seine ehemalige Reichsfreiheit wieder eingesetzt, Hamburg dagegen mußte sich, wenigstens der Form nach, einstweilen noch die Landeshoheit des holsteinischen Fürstenhauses gefallen lassen. Waldemar freilich brach den kaum geschlossenen Vertrag, nachdem der Papst ihn des darauf geleisteten Eides bereitwillig entbunden; in der blutigen Schlacht bei Bornhövede aber wurden 1227 die Dänen dergestalt zu Boden geschlagen, daß von weiteren Ansprüchen derselben auf den verlornen deutschen Grund und Boden keine Rede mehr war und daß Dänemark auf lange Jahre hinaus, wiewohl immer noch im Besitz eines Theils von Pommern, ein völlig unschädlicher Nachbar blieb.

Mit der Wiedereroberung von Holstein und Mecklenburg bis an den pommernschen Gränzfluß wurde zugleich der feste Stützpunkt gewonnen für die Erweiterung der deutschen Herrschaft längs der Ostseeküste. An einem der entlegensten Punkte derselben, in Livland, war damit schon verlängst der Anfang gemacht. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts bereits standen die deutschen Seestädte im Handelsverkehr mit der finnischen Bevölkerung dieses Landes, welches durch ein vom Sturm verschlagenes bremisches Schiff so zu sagen entdeckt worden war. Um 1187 wurde in Uexküll ein deutsches Bisthum gegründet, dessen zweiter Inhaber jedoch durch gewaltsame Bekehrungsversuche die heidnischen Bewohner der Nachbarschaft zu einer Empörung brachte, in welcher er selbst seinen Tod, und die erste christliche Ansiedlung auf livländischem Boden ihr Ende fand. Aber schon im folgenden Jahre, 1199, erschien von Bremen aus ein neuer Bischof, Albrecht von Apoldern, mit einem Geleite von 23 Schiffen und entsprechender Mannschaft. Am Ausfluß der Düna wurde von Albrecht, zur Sicherung des gewinnbringenden Handels der Bremer Kaufmannschaft mit den Livländern, die Stadt Riga angelegt, zum Bischofssitze gemacht und binnen Jahr und Tag durch zahlreiche deutsche Einwanderung stark bevölkert. Ein an Ort und Stelle sich bildender Ritterorden, die Kreuz- oder Schwerdtbrüder, übernahm den Schutz der neuen Niederlassung. Unter harten Kämpfen mit Liven, Letten, Litthauern und Russen, wobei auch Dänen und Schweden, als Bundesgenossen oder als Nebenbuhler der Deutschen eingriffen, befestigte sich die neue Ansiedlung und breitete sie sich binnen der nächsten Jahrzehnte nach Esthland, Kurland und auf die Insel Oesel aus. Mit der Eroberung hielt die Zwangsbekehrung der heidnischen Einwohnerschaft möglichst gleichen Schritt. Darauf hin erhob der päpstliche Stuhl Anspruch auf die Oberherrlichkeit über das für die Kirche gewonnene Land und Volk. Der Ordensmeister der Schwerdtbrüder aber, Volkwin von Winterstetten, bekannte sich 1228 zum Lehensmann von Kaiser und Reich.

Eine noch wichtigere deutsche Eroberung an der Ostsee nahm ihren Anfang im Jahr 1230. Das Küstenland zwischen

der Weichsel und der Memel hatten die Preußen inne, ein den Letten und also auch den Slawen verwandtes Volk, das hinter undurchdringlichen Sümpfen und Wäldern, ohne Verkehr mit der übrigen Welt und unberührt von Kultur und Christenthum, ein armseliges aber ungebundenes und harmloses Leben führte. Seit den Tagen des heiligen Adalbert, welcher im zehnten Jahrhundert als Glaubensbote nach Preußen gekommen war und als Frevler an den Heiligthümern des Landes den Tod gefunden hatte, kaum jemals ernstlich gestört in ihrem Glauben und in ihrer Unabhängigkeit, wurden die Preußen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts von Polen aus mit gewaltsamen Bekehrungsversuchen heimgesucht, deren sie sich glücklich erwehrten und für welche sie in den polnischen Gränzgebieten grimmige Rache nahmen. Der polnische Theilfürst, welchen die preußischen Gegenangriffe zunächst trafen, Herzog Konrad von Masovien, gerieth dadurch endlich in solche Bedrängniß, daß er sich zur Anrufung deutschen Beistandes entschloß.

Der „deutsche Orden", den er mit der Bitte um Hülfe anging, war während des Kreuzzugs Friedrich's des Rothbarts, zunächst zum Zwecke der Krankenpflege im heiligen Lande, von Kaufleuten aus Lübeck und Bremen gestiftet worden, hatte jedoch bald seinen wesentlichen Beruf in der Bekämpfung der Ungläubigen gesucht, und in Erfüllung desselben mancherlei Besitzungen in Palästina, in Griechenland und auf Sicilien erworben. In Palermo kam der damalige Hochmeister des Ordens, Hermann von Salza, in persönliche Berührung mit Kaiser Friedrich II., der in ihm den ebenbürtigen Geist erkannte, und ihn zu den wichtigsten Staatsgeschäften heranzog. In den Verhandlungen mit dem Papste zumal und mit den Dänen leistete Hermann von Salza dem Kaiser wesentliche Dienste, welche Friedrich II. dadurch anerkannte, daß er dem Hochmeister des deutschen Ordens die reichsfürstliche Würde

verlieh. Daß dem neuen Inhaber derselben auch die entsprechende Macht zu Gebote stand, bezeugte der Herzog Konrad von Masovien dadurch, daß er im Jahre 1226 die Aufforderung zum Beistande im Kriege gegen die Preußen an ihn ergehen ließ.

Als Vorbedingung seiner Hülfsleistung verlangte Hermann von Salza, um sich einen sicheren Haltpunkt an der preußischen Gränze zu verschaffen, die Abtretung des zu Masovien gehörigen Landes Kulm, eine Forderung, die der polnische Herzog nur nach langem Widerstreben und erst in der äußersten Bedrängniß gewährte. Nunmehr rückte der deutsche Orden, mit einem gegen die Preußen aufgebotenem Kreuzheer, über die Weichsel und eröffnete den Eroberungskrieg, welcher, stätigen Ganges, binnen der nächsten beiden Menschenalter das ganze Küstenland zwischen jenem Flusse und der Memel unter seine Botmäßigkeit brachte. Verhängnißvoller Weise aber nahm der deutsche Orden dieses Land nicht, wie die Schwerdtbrüder ihr benachbartes Gebiet, von dem Kaiser allein zu Lehen, sondern zugleich auch vom Papst. — Sobald die Deutschen festen Fuß in Preußen gefaßt, begriffen die Polen den großen Fehler, den sie begangen, indem sie das Land, welches sie von dem Meere trennte, einem fremden und stärkeren Volke preisgegeben. Sie ließen die Bundesgenossenschaft mit dem deutschen Orden fallen; aber es war zu spät.

Durch furchtbare Aufstände der Livländer in große Noth gebracht, vereinigten sich die Schwerdtbrüder im Jahre 1237 mit dem deutschen Orden, dem sie sich und ihr Gebiet in der Weise unterordneten, daß sie einen besonderen Zweig desselben unter einem eigenen „Heermeister" bildeten, während die oberste Leitung der Ordensangelegenheiten in den Händen des „Hochmeisters" blieb. Ein starker Zuzug ritterlicher und bürgerlicher Einwanderung aus dem inneren Deutschland, insbesondere aber aus Sachsen, gab den Ordensgebieten überhaupt, vorzugsweise

aber dem nächstgelegenen Preußen, binnen kurzer Zeit eine zahlreiche deutsche Bevölkerung. In rascher Folge entstand eine Reihe deutscher Städte — Thorn, Elbing, Kulm, Memel, Marienwerder — Sitze deutschen Gewerbfleißes, deutschen Rechtes, deutscher Gesittung auf dem Boden tausendjähriger Barbarei.

Das Land, welches dreihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung die Urheimat der Gothen gewesen (vgl. S. 22), wahrscheinlich aber schon im Beginne der Völkerwanderung dem Deutschthum verloren gegangen war, wurde jetzt endlich durch kriegerische und bürgerliche Thatkraft zurückgewonnen. Wie die Sachsen es gewesen, welche zur Zeit der Völkerwanderung in den Ländern des römischen Reichs den einzigen deutschen Staat gegründet, welcher Bestand gehabt, und das Gepräge seines Ursprungs bewahrt hat, so war es den Sachsen vorbehalten, die Wiederherstellung des uralten deutschen Volksgebiets im Nordosten zu bewerkstelligen, und, als ein Bollwerk gegen das mächtig heranwachsende Slawenthum, an dessen Gränzen einen kriegerischen Freistaat aufzurichten, der bis gegen das Ende des Mittelalters die Stellung einer europäischen Großmacht, nach damaligem Zuschnitt, behauptete, eine Stellung, welche später, allerdings erst nach einer langen Zwischenzeit des Verfalls, auf den Erben seines Grund und Bodens und seines Namens übergehen sollte. — So groß der Erfolg, so schwer waren allerdings die Opfer, welche demselben gebracht werden mußten, bevor das Werk nach dem schließlichen Untergange des ganzen preußischen Volkes vollendet war. Aber wie die Natur, so kann auch die Geschichte den Stoff ihrer wichtigsten Schöpfungen nur durch vorgängige Zerstörung gewinnen, und hier wie dort gilt, bis zum Beweise des Gegentheils, die überlegene Kraft für das Kennzeichen des höheren Berufs und also auch des besseren natürlichen oder historischen Rechts.

Jener Beweis des Gegentheils ist durch den Gang der geschichtlichen Dinge tausendfältig erbracht in Bezug auf eine Wiedereroberung ganz anderer Art, welche um die nämliche Zeit, wie in Frankreich und Italien, so auch in Deutschland vor sich ging — die Wiedereroberung des der römischen Kirche in den Seelen der Menschen seit geraumer Zeit verloren gegangenen Gebiets. Papst Innocenz III. hatte in der Inquisition das ruchloseste aller Werke geschaffen, welche die Menschheit jemals geschändet, und nachdem dieselbe in den romanischen Ländern ihren Mord und Brand im großen Style begonnen und insbesondere die Albigenser in Languedoc zu Hunderttausenden abgeschlachtet, suchte sie Eingang auch in Deutschland.

Es war freilich nicht das erste Mal, daß man Ketzergerichte in Deutschland abhielt. Schon in der Mitte des elften Jahrhunderts wurden einige sogenannte Manichäer — Menschen, denen man nichts Anders vorwerfen konnte, als daß sie das Vergießen des Blutes auch der Thiere für sündlich hielten, nachdem sie sich geweigert, die Anklage durch das Tödten eines Huhns zu widerlegen, in Goslar und in Gegenwart Heinrich's III. gehängt. Hundert Jahre später hatte sich die Strafe der Ketzerei auch in Deutschland bereits bis zum Feuertode vervollkommnet, den man mehrere aus den Niederlanden gekommene Katharer in Köln erleiden ließ. Die planmäßige Betreibung der Ketzergerichte in Deutschland aber begann erst im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts und im Namen der päpstlichen Inquisition. Um das Jahr 1230 ernannte Gregor IX. zum Ketzermeister in Deutschland den Priester oder Mönch Konrad von Marburg, der befriedigende Proben seines Berufs zu diesem Amte vorlängst abgelegt, einen Mann, welchem, inmitten schonungsloser Selbstpeinigung, der Anblick fremden Leidens zum Bedürfniß und Genuß, die eigene Grausamkeit gegen Andere zur Wollust geworden, wie er denn namentlich die schwachsinnige Landgräfin Elisabeth von Thü-

ringen, die er als Beichtvater in seine unbeschränkte Gewalt gebracht, durch planmäßige Körper- und Seelenqualen zu Tode gemartert hatte.

Mit blutlechzenden päpstlichen Vollmachten*) ausgestattet, begann Konrad eine Rundreise durch Deutschland, deren Ruhepunkte durch Brandstätten bezeichnet wurden. Die weltlichen Machthaber wagten nirgends, ihm ihren Beistand zu versagen, und drei Jahre lang konnte er sein Handwerk zumal in Mitteldeutschland und am Rhein ungestraft treiben, obgleich er sich selbst an mehreren Reichsgrafen vergriff und sogar einer Anzahl von Erzbischöfen den Fehdehandschuh hinwarf. Endlich aber war sein Maß gefüllt. Im Juli 1233 wurde er in der Nähe von Marburg auf offener Landstraße von unbekannter Hand erschlagen. — Mit seinem Tode fand die päpstliche Inquisition auf deutschem Boden für immer ihr Ende.

Nicht so jedoch die Ketzerverfolgung überhaupt, die vielmehr gerade in diesen Tagen noch ein massenhaftes Opfer fordern sollte. — Seit der Zeit des Sturzes Heinrich's des Löwen hatten sich die Stedinger einen rühmlichen Namen gemacht, ein kleines Bauernvolk, ungewiß ob sächsischen oder friesischen Stammes, das in den Marschen auf beiden Ufern der untern Weser, hinter wohl angelegten und sorgfältig gepflegten Abzugsgräben und Deichen, das Bild eines uralten deutschen Gemeinwesens bis tief in das Mittelalter hinein gerettet. Freie Männer, mit einfacher republikanischer Verfassung, behaupteten sie ihre Unabhängigkeit tapfer gegen die

*) „O der Schmach!" rief Gregor IX. in einem Mahnschreiben, welches den König Heinrich zum Einschreiten gegen die deutschen Ketzer aufstachelte. „Wo ist der Eifer des Moses, der an einem Tage 23,000 Götzendiener vertilgte! Wo der Eifer des Elias, der 450 Propheten am Bach Kison mit dem Schwerdte erwürgte. — — Gegen dieses schwere Uebel sind die stärksten Mittel nöthig; hier bedarf es des Eisens und des Feuers."

Eingriffe, welche von den benachbarten Machthabern, besonders von den Erzbischöfen von Bremen, denen sie den Zehnten verweigerten, und von den nach ihrem reichen Lande lüsternen Grafen von Oldenburg zu verschiedenen Malen versucht wurden. Nach einer längern Zeit der Ruhe fand der Erzbischof Gerhard von Bremen im Jahre 1229 einen Anlaß zu neuem Angriffe auf die Stedinger. Ein Priester, welcher in Ausübung seines Amtes an einer Frau rohen Frevel begangen, war von dem Manne derselben niedergehauen. Der Erzbischof verlangte Genugthuung für die beleidigte Kirche und brach, als ihm dieselbe verweigert wurde, mit starker bewaffneter Macht in das Land der Stedinger ein. Diese aber erfochten am Weihnachtstage einen glänzenden Sieg, bei welchem der feindliche Feldhauptmann, Graf Hermann von Lippe, Bruder des Erzbischofs, den Tod fand. Jetzt verhängte der Erzbischof den Bann über die Stedinger, die alsdann ihrerseits die sämmtlichen Priester und Mönche unter Schimpf und Mißhandlungen aus dem Lande jagten. Die Folge davon war eine wüthende Anklage auf Ketzerei, welche der Erzbischof vor dem päpstlichen Stuhle gegen die Stedinger erhob, und die Zustimmung Gregor's IX. zur Verkündigung eines Kreuzzuges gegen die Abtrünnigen. Der Krieg, den die Stedinger bis dahin glücklich bestanden, wurde nunmehr zu einem Vertilgungskampf, in welchem sie endlich der von verschiedenen Seiten anstürmenden Uebermacht der eroberungslustigen benachbarten Fürsten und des beutegierigen Ritterthums, das sich unter deren Fahnen geschaart hatte, erlagen. Dem Siege, welchen zwei Grafen von Oldenburg mit dem Leben bezahlt, folgte ein allgemeines Morden, und nachdem das Schwerdt seine Arbeit gethan, zündete die noch nicht hinlänglich versöhnte Kirche ihre Scheiterhaufen an. Das Land wurde zwischen dem Erzbizthum Bremen und der Grafschaft Oldenburg getheilt. — Der Name der Stedinger aber lebte noch hundert Jahre fort in der frie-

sischen Landschaft Rustringen, die wahrscheinlich einer Anzahl von Flüchtlingen Schutz gewährt.

Ein Jahrzehnt später war das südöstliche Deutschland der Schauplatz*) von Kriegsereignissen, in denen sich die Zeiten Attila's zu erneuern drohten. — Aus dem Innern Asiens brach nochmals die Verwüstung durch ein barbarisches Steppenvolk über Europa herein. Batu, der Enkel des Weltstürmers Dschingis-Chan, nachdem er Rußland und Polen zu Boden geworfen, überfluthete mit einem ungeheuren Mongolenheere halb Schlesien und bemächtigte sich der Landeshauptstadt Breslau. Heinrich der Fromme, einer der schlesischen Herzoge aus dem Stamme der Piasten, unter deren Schutz das Deutschthum, zumal in Unterschlesien, vorlängst festen Fuß gefaßt, sammelte die Streitkräfte des Landes, verstärkte sich durch Zuzug von Deutschordens-Rittern, schaarte die flüchtigen Polen unter seiner Fahne und stellte sich 1241 mit 30,000 Mann den Mongolen bei Liegnitz entgegen. Nach heißem Kampfe gewann die fünffache Uebermacht der Asiaten den Sieg. Herzog Heinrich selbst blieb auf dem Platze. Aber so theuer hatten die Mongolen ihren Sieg erkauft, daß sie nicht gerathen fanden, denselben zu verfolgen. Sie wandten sich seitwärts ab, zuerst nach Mähren, wo sie durch Jaroslaw von Sternberg bei Olmütz eine Niederlage erlitten, dann nach Ungarn, durch dessen Mitte sie, unter fürchterlichen Verwüstungen und beispielloser Menschenschlächterei, den Rückweg in ihre asiatische Heimat nahmen. Länger als zweihundert Jahre hatte Rußland das grausame Joch der Mongolen zu tragen; Deutschland blieb von denselben seit den Tagen bei Liegnitz und bei Olmütz für immer verschont.

*) Als deutscher Schauplatz dieser Ereignisse kommt allerdings nur Mähren in Betracht. Schlesien, obgleich vormals hie und da in den Bereich der deutschen Waffenmacht gezogen, stand in keinem staatlichen Verbande mit Deutschland, sondern unter polnischer Oberherrschaft, die erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aufhörte, aber nicht zu Gunsten des deutschen Reichs, sondern der böhmischen Krone.

Der Kaiser sowohl wie der König blieb den meisten dieser Vorgänge völlig fremd und betheiligte sich kaum bei einem einzigen derselben anderweitig, als durch das bloße Wort. Die Krongewalt schien nachgerade entbehrlich zu werden für Deutschland. Gleichsam, um sich dem Reiche wenigstens wieder in Erinnerung zu bringen, schrieb der Kaiser im Jahre 1232 abermals einen allgemeinen deutsch-italienischen Reichstag nach Ravenna aus, der jedoch eben so und durch die nämlichen Hindernisse, wie vorlängst der zu Cremona, vereitelt wurde. Um auch nur eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige Heinrich zu ermöglichen, dem die Lombarden zum zweiten Male den Durchlaß verweigerten, mußte sich der Kaiser, unter dem Schutze gewissermaßen des seinem Hause altbefreundeten Venedig, nach Aquileja begeben, wo Vater und Sohn, dieser jetzt 21, jener 37 Jahre alt, sich nach zwölfjähriger Trennung zum ersten Male wiedersahen — wahrscheinlich einander gänzlich entfremdet durch die Verschiedenheit ihrer Erziehung, ihrer Lebenswege, ihrer Interessen.

Im folgenden Jahre kam der Gegensatz zwischen Friedrich und Heinrich zum offenen Durchbruch. Eine ganze Reihe von Regierungsmaßregeln des Königs wurde von dem Kaiser in den herbsten Formen gemißbilligt, mit dem gemessenen Befehl, dieselben wieder rückgängig zu machen, insbesondere eine Anzahl zerstörter Raubschlösser, namentlich die Burgen Derer von Hohenlohe, auf eigene Kosten wieder aufzubauen. Die Härte des Vaters brachte den Sohn zur Empörung. Nicht genug, daß Heinrich dem Kaiser auf einem Fürstentage zu Boppard den Gehorsam kündigte, und sich zum alleinigen deutschen Könige aufwarf, trat er auch in Bundesgenossenschaft

mit den Lombarden und warb er überdies um den Beistand des Papstes, der ihm indessen unbedingt verweigert wurde. Ein schwerer Kampf um die Herrschaft schien bevorzustehen. Als aber der Kaiser im Frühjahr 1235, nach fünfzehnjähriger Abwesenheit, in Deutschland erschien, um die Rechte seiner Krone zu wahren, da zerstob der Anhang, welchen König Heinrich Anfangs gefunden, in den Wind, und blieb dem aufrührerischen Sohne nichts übrig, als die Gnade des tief gereizten Vaters anzurufen, dem er sich selbst und seinen letzten Zufluchtsort, die Burg Trifels, am 4. Juli zu Worms auslieferte. Die ihm in Aussicht gestellte Verzeihung aber wurde ihm nicht zu Theil. Er mußte auf die Krone verzichten, wurde als Gefangener zuerst auf das Schloß zu Heidelberg und später mit Weib und Kindern nach Unteritalien geführt, wo er in der Burg Martorana in Apulien im Jahre 1242 starb.

Vierzehn Tage nach der Verurtheilung seines Sohnes und gleichfalls in Worms feierte Friedrich II., dessen zweite Gemahlin, Jolantha, vor einigen Jahren gestorben war, mit orientalischem Pomp seine Vermählung mit der schönen Isabella, Schwester Heinrich's III. von England. Im folgenden Monat August wurde zu Mainz, mit überaus zahlreicher Betheiligung der weltlichen und geistlichen Fürsten, bei ungeheurem Volkszudrange und unter den glänzendsten Festlichkeiten, ein Reichstag abgehalten, dessen Beschlüsse — zumeist Anordnungen zum Schutze der öffentlichen Ruhe und Ordnung *) — der Kaiser, wider allen bisherigen Brauch, mit berechneter Schaustellung deutscher Gesinnung, wie man annehmen darf, in der

*) Das uralte deutsche Recht der bewaffneten Selbsthülfe wurde übrigens in diesen Beschlüssen so ausdrücklich wie möglich anerkannt: wer von dem Richter kein Recht erlangen kann, der soll seinem Gegner am hellen Tage „widersagen", worauf dann beide Theile noch drei Tage lang Friede zu halten haben, bevor der Angriff auf Personen oder Sachen beginnen darf.

Landessprache veröffentlichen ließ. — Nächstdem fand zu Mainz der unlängst wieder ausgebrochene Kampf der Welfen und der Waiblinger seinen endgültigen Ausgleich. Dem letzten männlichen Nachkommen Heinrichs des Löwen, dem Herzoge Otto von Braunschweig, war nämlich die Erbschaft seines Oheims, des Pfalzgrafen Heinrich am Rhein, im Namen der Töchter des letztern, deren angebliche Rechtsansprüche Friedrich II. durch Kauf oder andern Vertrag an sich gebracht, vom Kaiser streitig gemacht worden, und mehrmals hatte die braunschweigische Bürgerschaft kaiserliche Angriffe auf ihre Stadt mit den Waffen in der Hand zurückweisen müssen. Jetzt indessen bot Friedrich die Hand zu einem glimpflichen Abkommen. Nachdem Herzog Otto sich dazu verstanden, seine sämmtlichen Besitzungen vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, erlosch endlich die hundertjährige Nebenbuhlerschaft des schwäbischen und des niedersächsischen Fürstenhauses, wiewohl deren schließliche Versöhnung sich vielleicht nur deshalb als probehaltig erwies, weil das eine dem Untergange rasch entgegenging, während das andere in Unbedeutenheit verfiel. — In Italien dagegen blieben die Parteinamen der (kaiserlichen) Ghibellinen und der (päpstlichen) Guelfen noch Jahrhunderte lang in blutigem Gebrauch.

Im Sommer 1236 unternahm Friedrich II. einen Feldzug gegen die lombardischen Städte, welche dem Reiche seit langer Zeit ungestraft den Gehorsam verweigert hatten, ohne jedoch mit der geringen Mannschaft die seinem Aufgebote nach Italien gefolgt war, großen Erfolg gewinnen zu können. Im Herbste kehrte er nach Deutschland zurück, um in Person die Reichsacht zu vollstrecken, welche über Friedrich den Streitbaren, Herzog von Oesterreich, wegen Unbotmäßigkeit, gewaltthätigen Regiments und mancherlei bösartiger Missethaten verhängt worden war. An der Spitze eines großen Reichsheeres, das für solchen Zweck ohne Schwierigkeit zusammengebracht wurde, bemächtigte sich der Kaiser rasch des ganzen österreichischen

Landes, dessen Regierung er ohne Weiteres auf eigenen Namen antrat. In Wien selbst, das zur freien Reichsstadt erklärt wurde, erlangte er von den Fürsten seiner Begleitung die Wahl seines zweiten, jetzt neunjährigen Sohnes, Konrad, zum römischen Könige. Ein Reichstag zu Speyer bestätigte im Juni 1237 die in Wien vorgenommene Wahl.

Einige Wochen später verließ Friedrich II. Deutschland, das er nie wieder sehen sollte, zur Erneuerung seines vorjährigen Angriffs auf die lombardischen Städte. Die ferneren Thaten und Schicksale des Kaisers berühren sich mit der deutschen Geschichte nur noch an einigen Punkten, und bedürfen daher an dieser Stelle nur einer flüchtigen Erwähnung. Selbst deutsche Streitkräfte waren hinfort bei den italienischen Kriegen Friedrich's nur noch schwach betheiligt. Das Königreich Sicilien und die guelfisch gesinnten Städte und Fürsten Oberitaliens — unter den letzteren voran der fürchterliche Ezzelin von Romano, der Schwiegersohn Friedrich's, der ihm seine uneheliche Tochter, Selvaggia, zur Ehe gegeben — stellten die kaiserlichen Heere ins Feld, in denen auch zahlreiche Schaaren angeworbener Sarazenen nicht fehlten. Ein großer Sieg, welchen Friedrich bei Cortenuovo über die Lombarden gewann, schien dem Kriege schon 1238 ein Ende machen zu sollen. Mailand selbst, das viele Tausende seiner Bürger todt oder gefangen auf dem Schlachtfelde gelassen und sein kriegerisches Heiligthum, den Fahnenwagen, verloren hatte, erbot sich zur Unterwerfung auf die härtesten Bedingungen. Der Kaiser aber, wie einst Friedrich der Rothbart unter ähnlichen Umständen, verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade und die Mailänder, eingedenk des furchtbaren Schicksals, das damals über sie gekommen, rafften sich auf zur Gegenwehr der Verzweiflung. Mehrere Nachbarstädte folgten ihrem Beispiel, der Kampf nahm seinen Fortgang und eine für die Lombarden im Ganzen günstige Wendung. Bald trat auch der Papst, der

Anfangs zu vermitteln gesucht hatte, auf die Seite der Städte. Vom Neuen in ein offenes Zerwürfniß mit Friedrich gerathen, weil dieser die Insel Sardinien, über welche der römische Stuhl Hoheitsrechte beanspruchte, seinem unehelichen Sohne, Enzio, als ein selbstständiges Königreich verliehen, sprach Gregor IX. am Osterfeste 1239 zum zweiten Male den Bann über den Kaiser aus.

Friedrich beantwortete den päpstlichen Bannfluch wiederum mit einem offenen Schreiben an die Könige und Fürsten der Christenheit, in welchem die Maßlosigkeit und Gemeingefährlichkeit des römischen Kirchenregiments scharf gekennzeichnet wurde. Die Erwiderung Gregor's war ein wilder Aufruf an die religiösen Leidenschaften des christlichen Volks. Von drei Betrügern, sage der Kaiser, hieß es in dem päpstlichen Ausschreiben, sei die Welt in die Irre geführt, von Moses, Jesus und Muhamed: zwei derselben seien in Ruhm gestorben, der dritte habe am Galgenholz geendet; ein Einfaltspinsel, wer da glaube, daß ein allmächtiger Gott und Schöpfer aller Dinge von einer Jungfrau geboren werden könne; der Mensch dürfe überhaupt nichts glauben, was nicht durch natürliche Kräfte und Gesetze zu erweisen sei. — Trotz der Anwendung dieser starken Mittel blieb der päpstliche Bann in Deutschland wie in Unteritalien ohne nennenswerthe Wirkung und am wenigsten gelang es Gregor IX., die Reichsfürsten zur Absetzung Friedrich's und zu einer neuen Königswahl zu vermögen. Der Papst beschloß nunmehr, nachdem er sich mit den Königen von Frankreich und England ins Einverständniß gesetzt, dem kirchlichen Fluche durch eine in Rom abzuhaltende allgemeine Kirchenversammlung stärkeren Nachdruck zu geben. Aber die englischen, französischen und oberitalienischen Prälaten, welche sich in großer Anzahl in Genua gesammelt hatten, um sich unter dem Schutze der genuesischen Flagge nach Rom zu begeben, wurden im Mai 1241 von einer kaiserlichen Flotte

unter dem Befehl des Königs Enzio bei Livorno aufgefangen und festgesetzt, so daß das Concil nicht zu Stande kommen konnte.

Bald nach dem Seesiege Enzio's bei Livorno starb Gregor IX., mehr als neunzig Jahre alt. Die Neuwahl des Papstes verzögerte sich bis in das Jahr 1243 und fiel dann auf einen dem Kaiser bisher befreundeten Cardinal, Fiesco, der den römischen Stuhl unter dem Namen Innocenz IV. bestieg und, kaum im Besitze desselben, wie Friedrich vorausgesagt, ein eben so leidenschaftlicher Widersacher desselben wurde, wie sein Vorgänger gewesen. Der Krieg in Italien dauerte mit wechselnden Erfolgen und unter zeitweiligen fruchtlosen Unterhandlungen fort. Nach und nach jedoch wendete sich das Kriegsglück so weit auf die Seite des Kaisers, daß der Papst sich in Rom nicht länger sicher fühlte und nach Lyon entfloh, das zwar, als eine burgundische Stadt, dem Namen nach dem Reiche angehörte, der Sache nach hingegen unter dem herrschenden Einfluß des französischen Königs stand.

Unter dem Beistande Frankreichs und der Zustimmung Englands versammelte Innocenz IV. im Jahre 1245 zu Lyon das einige Jahre zuvor vereitelte Concil, welches dann ohne Schwierigkeit vermocht wurde, den über den Kaiser verhängten päpstlichen Bann in den feierlichsten Formen und mit allen üblichen Folgerungen — Entthronung, Entbindung der Lehensträger vom Huldigungseide, Aufforderung der Reichsfürsten zur neuen Königswahl — im Namen der allgemeinen Kirche zu bestätigen.

Dieser äußerste aller geistlichen Kraftstreiche endlich, unterstützt durch die reichen Geldmittel, welche der päpstliche Stuhl namentlich aus England mittels harter Besteuerung der Geistlichen und des Volkes bezog, machte einigen Eindruck in Deutschland, wenigstens auf dessen kirchliche Würdenträger. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen, in Verbindung mit einigen andern Prälaten geringern Ranges, aber ohne die

Mitwirkung auch nur eines einzigen weltlichen Reichsfürsten, wählte im folgenden Jahre einen Gegenkönig in der Person des Landgrafen von Thüringen, Heinrich, mit dem Beinamen Raspe. Nach anfänglicher Weigerung ließ sich der Landgraf von Innocenz IV. durch klingende Münze bewegen, die mißliche Wahl anzunehmen, und mit Hülfe von Bestechung und Verrath erfocht er demnächst bei Frankfurt einen Sieg über Konrad, den Sohn und gewählten Nachfolger des Kaisers. Nach diesem Erfolge traten zwar der Markgraf von Baden und einige andere kleine Fürsten auf die Seite Heinrich Raspe's, um so entschiedener jedoch nahmen die Städte am Rhein und in Schwaben gegen ihn Parthei und unter den Mauern von Ulm erlitt derselbe durch den Herzog Otto von Baiern eine zerschmetternde Niederlage, aus welcher er eine Wunde davontrug, an der er im folgenden Jahre auf der Wartburg starb. Als seinen Nachfolger stellten einige rheinische Bischöfe den Grafen Wilhelm von Holland auf, der indessen so wenig Anhang fand, daß sein Gegenkönigthum einstweilen kaum mehr war, als ein bloßer Name. —

Der Kaiser selbst inzwischen, dessen Entschlossenheit und Thatkraft mit der Gefahr wuchs, machte sich mit Heeresmacht auf den Weg nach Lyon, dem jetzigen Hauptquartier seiner Feinde, und war bereits in Turin angekommen, als ihn der Abfall des bisher auf seiner Seite stehenden Parma nach dieser Stadt abberief. Durch harte Belagerung brachte er Parma 1248 zu Unterwerfungsanträgen, die er, wie seiner Zeit Mailand gegenüber, mit der Forderung der bedingungslosen Uebergabe zurückwies. Auch diesmal zu seinem eigenen Verderben, denn die Verzweiflung gab den Parmesanern die Kraft, das Belagerungsheer in Abwesenheit Friedrich's zu zersprengen.

Im folgenden Jahre erlitt Friedrich einen neuen Schlag, der ihn bis in das Herz traf. In einer unglücklichen Schlacht bei Modena gerieth sein Lieblingssohn, Enzio, das Ebenbild

seines Vaters an Schönheit, Geist, Hochsinn, Dichtergabe, Heldenmuth, in die Gefangenschaft der Bologneſen. Um die Freilassung seines Sohnes zu erlangen, bot der Kaiser den höchsten Preis und sparte er weder eindringliche Vorstellungen noch schwere Drohungen. Vergebens. Der Rath von Bologna verurtheilte den jungen König von Sardinien zu ewiger Haft, die nach einem verunglückten Fluchtversuche desselben bis zur äußersten Härte gesteigert wurde und erst nach zweiundzwanzig Jahren mit dem Tode Enzio's endete. Eine vielleicht noch schwerere Schicksalsprobe hatte Friedrich 1249 zu bestehen. Sein sicilianischer Kanzler, der lange bewährte erste Rathgeber des Kaisers, sein Vertrauter, sein Freund, der Mann, welchen er selbst „die Hälfte seiner Seele" nannte, Peter von Vinea, gerieth in den Verdacht der Mitschuld an einem Vergiftungsversuch, welcher, auf päpstliches Anstiften, wie es hieß, gegen Friedrich gerichtet wurde. Der starke Sinn des Kaisers erlitt durch diese Erfahrung die tiefste Erschütterung. Aller Großmuth vergessen, nahm er an dem gewesenen Freunde eine grausame Rache. Ob der Kanzler Peter aber schuldig oder unschuldig gestorben, das war für die Zeitgenossen und blieb für die Nachwelt eine streitige Frage.

Unter dem härtesten persönlichen Mißgeschicke blieb Friedrich als König und Kriegsmann sich selber treu. Mit allem Nachdruck, den die Umstände möglich machten, und indem er selbst in Afrika arabische Soldtruppen für sich anwerben ließ, führte er den Krieg gegen die Lombarden ununterbrochen fort, ohne dem päpstlichen Stuhle gegenüber jemals eine Anwandlung von Schwäche zu zeigen. Weniger stark als die Seele, aber war der Körper. Nach wiederholter Erkrankung starb Friedrich im December 1250, sechsundfünfzig Jahre alt, in Firenzuola. Sein Leichnam wurde nach Sicilien geführt und im Dome zu Palermo bestattet.

Nicht als ein Besiegter ist Friedrich II. vom geschichtlichen Schauplatz abgetreten, sondern als ein Kämpfer, der immer noch vollen Anspruch hatte auf den schließlichen Sieg. Denn seine Herrschaft in Unteritalien war, aller päpstlichen Umtriebe ungeachtet, welche auch dort gegen ihn ins Werk gesetzt worden, bei seinem Tode noch unversehrt, und Deutschland, das sich bei den Kämpfen des Kaisers während der letzten anderthalb Jahrzehnte nur sehr schwach betheiligt, mochte sich gleichwohl unter Umständen heute oder morgen veranlaßt finden, mit seiner vollen Wucht für Friedrich II. eben so einzutreten, wie einst innerhalb ähnlicher Verhältnisse für seinen Großvater, Friedrich den Rothbart.

Am wenigsten war der Kaiser besiegt durch den Papst, oder das Concil zu Lyon. Wenn Friedrich II. Niederlagen erlitt und in Schwierigkeiten gerieth, so hatte die Kirche einen sehr geringen Antheil daran. Es war nicht der Bannfluch des Papstes und der Kirchenversammlung, welcher die lombardischen Städte in Waffen brachte, sondern der Freiheitssinn, das Selbstgefühl und die eignen Interessen der Bürgerschaften von Mailand, Bologna, Brescia und nicht die Schlüsselsoldaten des Apostels Petrus gewannen die Schlachten bei Modena und Parma. Der Sache nach handelte es sich um einen Princípien- und Eroberungskrieg des monarchischen Unteritalien gegen das republikanische Oberitalien, ein Krieg, bei welchem sich Deutschland, der kaiserlichen Händel jenseits der Alpen längst überdrüssig, fast durchweg neutral verhielt, während das römische Priesterregiment zwar aus mancherlei nahe liegenden Gründen dabei leidenschaftlich Parthei nahm, ohne jedoch jemals die Führung in die Hand zu bekommen, geschweige denn den Ausschlag zu geben. In der That reichte die kirchliche Mitwirkung in diesem Kampfe, abgesehen von dem Schellengeklingel abgenutzter geistlicher Formeln, für welche die Welt, wie der Erfolg zeigte, kaum noch ein Ohr hatte, selten oder niemals über den gelegentlichen

politischen Mißbrauch von Geldern hinaus, welche von der Kurie und für die Kurie unter tausend kirchlichen Vorwänden in der ganzen Christenheit erpreßt oder erbettelt wurden. Daß das Papstthum sich für den Sieger über Friedrich II. hielt oder doch ausgab, weil es im Kampfe gegen denselben das lauteste Geschrei geführt, ist begreiflich genug;*) einigermaßen auffallend dagegen darf man es finden, wenn auch die heutige Geschichtschreibung bei diesem und ähnlichen Ereignissen die wirkenden Ursachen noch nicht von den begleitenden zufälligen Umständen unterscheiden gelernt hat.

Wie sein Großvater, Friedrich I., war Friedrich II. klein von Wuchs und röthlichen Haars und Barts, und gleich jenem hatte er den Stolz, den Ehrgeiz, die Machtbegier, welche das Bewußtsein des Herrscherberufs mit sich zu bringen pflegt, nur daß diese Eigenschaften bei dem Enkel durch einen hochgebildeten Geist so weit gezügelt wurden, daß sie die Formen der ächten Würde, des königlichen Anstandes und des guten Geschmacks selten durchbrachen. Das Land seiner Jugend und seiner dauernden Vorliebe, Unteritalien und Sicilien, regierte Friedrich nach den Grundsätzen und den Gesichtspunkten eines „aufgeklärten Despotismus", der für Italien durch seine überraschenden Wirkungen gerechtfertigt zu werden schien. Der dort gewonnene Erfolg aber verleitete ihn niemals, die Anwendung jenes Regierungssystems auf Deutschland auch nur von ferne zu versuchen. Inmitten der schwierigen deutschen Verfassungsverhältnisse beneidete er zwar das asiatische Sultanat, wegen seiner Allgewalt, keines seiner Worte aber bezeugte jemals den Gedanken, einen politischen Wandel, wie er seinen Wünschen und seiner Naturanlage entsprochen hätte, in Deutschland zu schaffen; im Gegentheil ließ er den dortigen Dingen, grade in ihrer verderblichsten Richtung, freiern Lauf, als irgend einer seiner Vorgänger.

*) Fehlt es doch selbst in neuester Zeit nicht an unerschrockenen ultramontanen Stimmen, welche versichern, daß Napoleon durch den Bannfluch Pius VII. zu Fall gebracht sei.

Ein Staats- und Kriegsmann des höchsten Ranges, hatte er zugleich lebendigen Sinn für den Betrieb aller ritterlichen Künste, nicht bloß des Waidwerks und des Waffenspiels, sondern auch der Poesie, die damals in der christlichen Welt ihre ersten großen Feste feierte. Aber nur in italienischer und in provençalischer Sprache dichtete der deutsche Kaiser. — Auch seine Art des Frauendienstes war mehr romanischer als deutscher Art und von dem lebhaften Bedürfniß des häufigen Wechsels beherrscht. — Mit nicht minderm Eifer jedoch, als dem Genuß des Schönen, ging Friedrich dem ernsten Wissen nach. Philosophische und naturgeschichtliche Forschung war ihm eine wichtige Angelegenheit, und vielleicht die Hauptursache seiner vollständigen inneren Lossagung von dem herrschenden Kirchenglauben, dessen Grundlehren er im vertrauten Kreise mit bitterm Hohn zu behandeln pflegte. Daher denn auch die im Zeitalter der Kreuzzüge beispiellose Toleranz gegen die Muhamedaner. Die auf Sicilien und in andern Küstenländern seines unteritalienischen Königsreichs zurückgebliebenen Reste der Araber wurden von ihm gesammelt und in Luceria angesiedelt, wo ihre eigenartige Kultur, unter dem Schutze der Freiheit und Sicherheit, eine frische Triebkraft entwickelte. Den Sarazenen in Luceria entnahm Friedrich seine Leibwache und mit den gebildeten Männern derselben setzte er sich gern auf einen vertrauten Fuß. Seine Vorliebe für orientalisches Wesen ging schließlich so weit, daß er demselben Sitten und Gebräuche entlehnte, die wenig vereinbar waren mit ritterlichem Sinne und mit abendländischen Begriffen von der Würde des Weibes, wie er denn zum Beispiel keine Scheu trug, seine dritte Gemahlin, Isabella, unmittelbar nach der Hochzeitsfeier, nachdem er ihre sämmtliche englische Begleitung

heimgeschickt, der Obhut muhamedanischer Verschnittener zu überantworten. —

So groß und glänzend indessen die Geistesgaben und die Charaktereigenschaften Friedrich's II. sein mochten, Deutschland hatte davon wenig oder gar keinen Gewinn, glücklich genug, daß deutsches Wohl und Wehe auch von seinen Mängeln, Fehlern und Mißgriffen nicht ernstlich berührt wurde. Denn auch ohne den Kaiser und ungeachtet des Kaisers war der Zeitraum der deutschen Geschichte, welcher mit der Regierung Friedrich's II. zusammenfällt, wenn auch nicht durch die großen Fortschritte gekennzeichnet, die dessen mächtiger Geist hätte bewerkstelligen können, so doch wenigstens frei von großen Mißgeschicken, wie andere Perioden vernachlässigten und versäumten Regimentes sie über das Land gebracht.

Die erfahrungsmäßige Kurzlebigkeit der fürstlichen Geschlechter Deutschlands bewährte sich in bemerkenswerther Weise während der Regierungszeit Friedrich's II. Mit Herzog Berthold V. erlosch 1218 das im Breisgau und im östlichen Burgund, das heißt, in der deutschen Schweiz, reichbegüterte Haus der Zähringer, von deren auf friedliche Schöpfungen gerichteten und bürgerfreundlichen Sinne die von ihnen gegründeten Städte, Freiburg im Uechtlande und Bern, noch heute Zeugniß ablegen. Die Besitzungen der Zähringer zersplitterten sich in kleine Bruchtheile, deren manche an die Markgrafen von Baden kamen; der herzogliche Titel aber vererbte sich bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf die Grafen von Teck.

Friedrich der Streitbare, welcher, nachdem er, unter Aussöhnung mit dem Kaiser, wieder zu seinem österreichischen Herzogthume gelangt war, fiel 1246 im Kriege gegen König Bela von Ungarn und mit ihm starb das Haus der Babenberger aus, das seit Ende des zehnten Jahrhunderts die Ostmark innegehabt. Die Nachfolge in dem Herzogthum, Anfangs

streitig unter verschiedenen Seitenverwandten des verstorbenen Herzogs, gelangte 1251 an den Sohn und spätern Nachfolger des böhmischen Königs Wenzel, Ottokar, welcher bald darauf auch das unlängst durch die Ungarn eroberte Steiermark gewann und im Jahre 1269, nach dem Aussterben der Herzoge von Kärnthen, dieses Land, von welchem übrigens die früher dazu gehörige Mark Verona mit Friaul und Istrien schon seit geraumer Zeit losgerissen war, gleichfalls an sich brachte.

Im Jahre 1247 starben mit Heinrich Raspe die Landgrafen von Thüringen aus, denen dieser Titel vom Kaiser Lothar II. verliehen war und die fast gleichzeitig, im Jahre 1137, die Grafschaft Hessen durch Heirath erworben hatten. Ein langer Krieg um die Erbschaft Heinrich Raspe's endete erst 1265 damit, daß Hessen von Thüringen wieder getrennt wurde, indem das letztere an die Markgrafen von Meißen, das erstere an einen Fürsten aus dem Hause der Grafen von Brabant kam.

Das Geschlecht der Grafen von Andechs, denen Friedrich I. den Titel der Herzoge von Meran verliehen, erlosch 1248. Seine weit verstreuten Besitzungen kamen in viele verschiedene Hände, den wichtigsten Bestandtheil derselben aber, Inspruck mit dem benachbarten Gebiete, erbten die Grafen von Tyrol.

Auf die Nachricht von dem Tode des Kaisers jubelte Innocenz IV. laut auf, und rief Himmel und Erde zur Theilnahme an seiner überschwänglichen Freude. Seinen tödtlichen Haß gegen den verstorbenen Feind aber übertrug der Papst ungeschwächt auf dessen Sohn und Nachfolger im Reich, Konrad IV. Bann und Interdikt wurden allen Anhängern desselben angedroht, die Bischöfe, welche zu ihm hielten, für abgesetzt erklärt, die Priester angewiesen, Niemand zum Abendmahl zuzulassen, welcher ihm nicht zuvor förmlich absage. Die wuthschäumenden

Kriegserklärungen des Papstes gegen den jungen König brachten indessen zunächst wenig andere greifbare Wirkungen hervor, als daß der Bischof von Regensburg dadurch zu einem Mordanschlage gegen Konrad veranlaßt wurde, der dem Tode in der That nur durch die Selbstaufopferung eines Ritters aus seinem Gefolge entging. Hatten sich einige geistliche Fürsten auf die Seite des „Pfaffenkönigs", Wilhelm von Holland, geschlagen, so blieben dagegen gerade die mächtigern weltlichen Fürsten, wie der Herzog von Baiern, und die Mehrzahl der Städte bei ihrem dem Hohenstaufen geleisteten Eide, wiewohl Konrad allerdings auf thatkräftige Unterstützung nur bei wenigen seiner Anhänger rechnen durfte; man war dem Reiche in Deutschland selbst bereits zu sehr entfremdet, um demselben, auf Kosten des eignen Landesgebiets oder der eignen Bürgerschaft, große Opfer bringen zu wollen. So konnte denn Konrad nur eine sehr geringe Streitmannschaft gegen Wilhelm aufbringen, dem seinerseits eine wenig stärkere Truppenmacht zu Gebote stand, als es 1251 bei Oppenheim zum bewaffneten Zusammentreffen zwischen den beiden Gegnern kam, in welchem der Holländer die Oberhand über den Hohenstaufen gewann.

Der Papst glaubte jetzt die Zeit gekommen, nach Italien zurückzukehren. Bei dem feierlichen Abschiede von Lyon stellte der Cardinal Hugo, einer der einflußreichsten Männer der Curie, dem Concil und der Stadt, in welcher dasselbe einige Jahre lang versammelt gewesen, das öffentliche Zeugniß aus: bei unserer Ankunft in Lyon fanden wir drei oder vier Bordelle vor; jetzt lassen wir nur ein einziges zurück, aber es reicht von einem Ende der Stadt bis zum andern.

Einige Monate später ging auch König Konrad nach Italien, in dessen Norden der furchtbare Ezzelin, dem alle päpstlichen Bannflüche kein Haar gekrümmt hatten, die ghibellinische Fahne hoch hielt, während Unteritalien von Manfred,

dem jugendlichen Sohne Friedrich's II. und der ihm nachträglich als vierte und letzte Gemahlin angetrauten italienischen Gräfin Lancia, im Namen Konrad's mit fester Hand behauptet und in Ordnung gehalten wurde. Nur die beiden Städte Capua und Neapel hatten sich nach dem Tode Friedrich's II. in offenen Aufstand gesetzt, der jedoch nach der Ankunft Konrad's und durch diesen selbst gebändigt wurde. Auch alle päpstlichen Zettelungen, um den über Konrad verhängten Bann durch Störung der kirchlichen Verhältnisse in Unteritalien wirksam zu machen, blieben fruchtlos. Wiederholte Versuche, den Streit zwischen König und Papst auf dem Wege gütlichen Ausgleichs zu schlichten, führten eben so wenig zum Ziele. — So lagen denn die Dinge in Italien sowohl wie in Deutschland in einer Schwebe, welche jede Wendung derselben offenhielt, als König Konrad im Frühjahr 1254, erst 26 Jahre alt, zu Messina starb — nicht ohne vielfachen Verdacht der Vergiftung, welcher indessen in ähnlichen Fällen zu regelmäßig aufzutauchen pflegte, um, in Ermangelung starker Wahrscheinlichkeitsgründe, ernstliche Beachtung zu verdienen.

In den deutschen Verhältnissen war durch die Fahrt Konrad's IV. über die Alpen zunächst wenig geändert worden. Trotz der Abwesenheit seines Gegners konnte Wilhelm von Holland für sein Königthum keinen festen Boden finden, und so gering blieb sein Ansehen, daß er als Brautwerber an der Thür einer ganzen Reihe fürstlicher Häuser abgewiesen wurde. Als es ihm endlich gelang, die Hand einer Tochter des Herzogs von Braunschweig zu gewinnen, führte ihm diese Verbindung allerdings einen gewissen Anhang zu, ohne ihm jedoch von andern Seiten her gegen die äußerste Mißachtung, oder auch nur gegen grobe Mißhandlung zu schützen. Als eine Herabwürdigung des Reichs und als eine Selbst-

beschimpfung der Krone wurde insbesondere die demüthige Haltung empfunden, welche Wilhelm dem Papstthume gegenüber beobachtete, indem er beispielsweise die päpstliche Bestätigung sogar für Reichsgesetze einholte. Eben so schlimm, wie um das Ansehen des holländischen Afterkönigs, stand es um dessen Macht. Freibriefe, Schenkungsurkunden, kurz Verzichtleistungen auf Reichsrechte waren die einzigen Aeußerungen seiner Regierungsthätigkeit. — Der Tod Konrad's IV. verbesserte die Lage Wilhelm's allerdings in so fern, als manche Städte, die bis dahin bei ihrem dem Hohenstaufen geleisteten Eide geblieben, sich jetzt mit gutem Gewissen dem Gegenkönig zuwenden konnten; aber schon bei einem der ersten Versuche, Waffengewalt im Namen des Reichs zu üben, bei einem Feldzuge gegen die, wie gewöhnlich, unbotmäßigen Friesen, wurde Wilhelm im Januar 1256 erschlagen.

Jahr und Tag vergingen, ehe von einer neuen Königswahl ernstlich die Rede war. Deutschland hatte sich an den Zustand der ruhenden Reichsgewalt so weit gewöhnt, daß ein lebendiges Verlangen, den erledigten Thron wieder besetzt zu sehen, kaum irgendwo vorhanden sein mochte, am wenigsten bei den mächtigeren Reichsfürsten, deren Stimmen bei der Wahl entscheidend waren, und denen es nicht an allerlei Gründen fehlte, einen König überhaupt für sehr entbehrlich zu halten. Zum deutlichen Zeichen, daß die deutsche Krone in den Augen Deutschlands selbst ihren ehemaligen Glanz vollständig verloren, fand sich gerade unter denjenigen Reichsfürsten, welche ihrer Stellung nach einen ernstlichen Anspruch auf deren Besitz machen konnten, auch nicht ein einziger, der die mindeste Lust bezeigt hätte, als Bewerber um dieselbe aufzutreten. Als der natürliche Anwärter auf den Thron würde, unter andern Umständen, der Sohn gegolten haben, welchen Konrad IV. hinterlassen, gleichfalls Konrad geheißen, Erbe des Herzogthums Schwaben und des unteritalienischen Königreichs, der einstweilen durch seinen Oheim Manfred auf seinen Namen verwaltet wurde; Konrad aber war erst vier Jahre alt, seine Wahl wäre also eine ganz augenscheinlich leere Förmlichkeit gewesen und wurde vermuthlich schon aus diesem Grunde, und ohne alle Rücksicht auf die heftige Einsprache, die der Papst in voraus dagegen erhoben, von keiner Seite in Vorschlag gebracht.

In dieser Lage der Dinge meldeten sich zwei auswärtige Bewerber um die deutsche Krone, König Alfons X., der Weise, beibenannt, von Castilien und der überaus reiche Prinz Richard von Cornwallis, Bruder Heinrich's III. von England. Beide beriefen sich auf ihre Verwandtschaft mit dem hohenstaufischen Hause, der eine wie der andere aber rechnete im Grunde lediglich auf die Ueberzeugungskraft seines Geldes. Und beide rechneten richtig. Mit klingender Münze kaufte*) Alfons die eine, Richard die andere Hälfte der Wahlstimmen und im Anfange des Jahres 1257 wurden der spanische König und der englische Prinz fast gleichzeitig als deutsche Könige ausgerufen. Dieses zwiefache, schon durch seinen Ursprung entwürdigte Königthum blieb jedoch von Anfang bis zu Ende ein bloßer Name. Alfons machte so wenig Gebrauch davon, daß er überhaupt niemals den deutschen Boden betrat, und Richard, obgleich er zur Krönung in Aachen gelangte und mehrere Male einen längern Aufenthalt in Deutschland nahm, brachte es zu keinem andern Einfluß, als solchem, den er mit englischem Gelde baar bezahlen konnte, so daß sein königliches An-

*) Der doppelte Handel wurde ganz geschäftsmäßig abgeschlossen und jeder Preis in voraus genau festgesetzt. Für die Wahl Richard's erhielten der Erzbischof von Köln, der Hauptunterhändler, 12,000, die beiden Herzoge von Baiern (welche das Land ihres Vaters, des Herzogs Otto, getheilt hatten) je 9000, der Erzbischof von Mainz und die übrigen Wahlfürsten je 8000 Mark Silber. Der Erzbischof von Trier, welcher die Sache Alfons' X. betrieb, gewährte in dessen Namen dem Herzoge von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem Könige von Böhmen je 20,000 Mark. —

sehen nicht weiter reichte, als seine mitgebrachte Kasse und mit derselben jeweils zu Ende ging.

So befand sich denn das Reich in einem Zustande der thatsächlichen Auflösung, welcher von seiner ohnehin sehr hinfälligen Verfassung wenig mehr übrig ließ, als die Erinnerung. Die größern Reichsfürsten, die da auf eigenen Füßen standen, oder zu stehen glaubten, fanden sich sehr leicht in diese neue Lage der Dinge, von welcher sie die Vollendung und schließliche Feststellung ihrer Landeshoheit zu erwarten hatten, der mittlere Reichsadel konnte Rückhalt und Schutz in Familienverbindungen und Standesgenossenschaften finden, die Ritterschaft ergab sich dem Leben aus dem Stegreif, der Wegelagerei, jedem gewaltthätigen Gewerbe, welches Ertrag versprach. Die Kosten dieses Zustandes mußten zumeist von dem Landvolke, den Klöstern und besonders den Städten getragen werden, deren durch Gewerbetrieb und Handel rasch angewachsener Wohlstand den Neid und die Habsucht ihrer fürstlichen und ritterlichen Nachbarn herausforderte.

In einigen Gegenden Deutschlands indessen waren die Städte bereits zu kräftiger Selbsthülfe in Schutz und Trutz gerüstet. So besonders in den Küstenländern der Nord- und Ostsee, von denen aus deutsche Flotten schon seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, wie seines Ortes erwähnt worden, in Portugal, Palästina, Livland, Preußen bei wichtigen geschichtlichen Ereignissen mitgewirkt hatten und wo in den letzten Jahrzehnten namentlich Lübeck, Bremen, Hamburg zu einer großen politischen Bedeutung gelangt waren. Um das Jahr 1241 schlossen diese drei Städte ein Bündniß, aus welchem in stätiger Entwickelung die mächtige Hansa hervorgehen sollte. Einige Jahre später konnte sich Bremen der letzten Ueberbleibsel der erzbischöflichen Lehensherrlichkeit entledigen und die volle Selbstregierung antreten. Nach außen bewährte sich die Macht der verbündeten Seestädte im Jahre 1249 bereits so weit, daß

der Lübecker Schiffshauptmann, Alexander Soltwedel, an den Dänen, welche von ihren Inseln aus die deutschen Küsten und den deutschen Seehandel vielfach belästigten, eine wohlverdiente Vergeltung zu üben im Stande war, indem er Kopenhagen ausplünderte und das damals dänische Stralsund verbrannte. — Graf Johann von Holstein, der in den sechziger Jahren mit Lübeck Händel anfing, wurde von der Stadt im Kampfe überwältigt und zum Gefangenen gemacht.

In Oberdeutschland traten nach dem Tode Konrad's IV. die Städte Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel zur Stiftung eines Bündnisses zusammen, dessen Zweck die Aufrechterhaltung des Landfriedens und der gegenseitige Schutz der Bürger und ihres Eigenthums war. Im Verlaufe der nächsten Jahre dehnte sich dieser „Rheinische Städtebund" über einen beträchtlichen Theil Deutschlands aus, indem er nicht nur mehr als sechzig Städte, sondern auch eine Anzahl geistlicher und weltlicher Reichsfürsten als Mitglieder aufnahm. Mit dem Umfange des Bundes wuchs indessen keineswegs in gleichem Maße dessen Bedeutung. Zwar fehlte es demselben nicht an einer wohl ausgesonnenen Verfassung, aber sie wurde nicht lebendig, zumal die Interessengemeinschaft, auf welcher sie beruhete, bei den weit und breit zerstreuten Betheiligten schwerlich auch nur zum vollen Bewußtsein, geschweige denn zur gewissenhaften Bethätigung kam. Der Rheinische Städtebund ging von einer richtigen Erkenntniß aus und hatte ein vielversprechendes Ziel im Auge; aber er blieb im Anlauf ohne Sprung, wie die deutsche Geschichte deren so viele zu verzeichnen hat. Der Bund zerfiel eben so rasch, wie er entstanden war, und das heutige Urtheil kann in demselben nichts Anderes erkennen, als einen wohlgemeinten Versuch des Unmöglichen.

Die Zukunft des Geschlechts der Hohenstaufen ruhete seit dem Tode Konrad's IV. auf dem Haupte des jungen Konrad, seines Sohnes, des einzigen übriggebliebenen Nachkommen Friedrich's II. aus vollgültiger Ehe. Dessen Oheim Manfred, nachdem er das unteritalienische Königreich anfänglich als Statthalter seines Neffen verwaltet, nahm, auf das Drängen der sicilianischen Barone und Prälaten, im Jahre 1258 selbst den Königstitel an und ließ sich in Palermo krönen. Seine Regierung erneuerte die Zeiten Friedrich's II.; Sicilien stand in Blüthe, der Hof war eine glänzende Stätte des Reichthums, der Schönheit, des heitern Lebensgenusses, der Kunst, der Gelehrsamkeit. Päpstlicher Bann und päpstliches Interdikt wurden von dem Könige und von dem Volke gleichmäßig leicht getragen. Nachdem der römische Stuhl alle seine weltlichen und geistlichen Waffen an Manfred vergeblich abgenutzt, suchte und fand er in Frankreich einen Bundesgenossen in dem Grafen Karl von Anjou, dem Bruder Königs Ludwig IX., der durch seine Gemahlin Beatrix auch Herr der Provence geworden. Kraft der Lehensherrlichkeit, welche Rom über Unteritalien beanspruchte, und die demselben durch Friedrich II. zugestanden war, verlieh Papst Urban dem Bruder des französischen Königs, nach vorgängiger Verständigung mit demselben, die Krone welche Manfred trug.

Von Marseille aus landete Karl von Anjou, im Frühjahr 1265, an der italienischen Küste. Sein mit geringer Mannschaft und wenig Geld begonnenes, von Ludwig IX. gemißbilligtes und in keiner Weise unterstütztes Unternehmen schien mehr als gewagt. Denn Manfred, Herr und Meister in der untern Hälfte Italiens, hatte zugleich festen Fuß im Kirchenstaat, war überdies im Besitze von Florenz und fast ganz Toscana, und besaß selbst in der Lombardei, obgleich Ezzelin von Romano mit seinem ganzen Hause einen schrecklichen Untergang gefunden, immer noch eine starke Stütze der ghibellinischen Sache an dem mächtigen Markgrafen Palavicini, der den Titel seines Statthalters führte. Karl von Anjou indessen gelangte von der Küste glücklich nach Rom, fand Zeit, sich dort durch beträchtlichen französischen Zuzug zu verstärken, und rückte im Januar 1266 in das Neapolitanische ein. Bestechung und Verrath bahnten ihm die Wege. Am 27. Februar verlor Manfred bei Benevent die Hauptschlacht und das Leben. Seine junge zweite Gemahlin und seine vier kleinen Kinder fielen dem Sieger in die Hände, welcher sie — mit Ausnahme einer Tochter, deren Auslieferung der Eidam Manfred's, Peter von Aragonien, im Jahre 1284 erzwang — bis an ihr zum Theil sehr spätes Ende, den schwersten Verbrechern gleich, im Kerker hielt. — Das ganze sicilianische Königreich wurde ohne weitere Schwierigkeit von Karl von Anjou in Besitz genommen.

Die italienischen Ghibellinen, mit Manfred ihres Oberhauptes beraubt und allenthalben mit schwerer Rache heimgesucht oder bedroht, richteten ihr Auge und ihre Hoffnung auf den letzten Sprossen des hohenstaufischen Geschlechts, den jungen Konrad, der unter der Pflege seiner Mutter und der Vormundschaft ihres Bruders, des Herzogs Ludwig von Baiern, inzwischen herangewachsen war. Dringende Botschaften, welche aus Italien an ihn ergingen, brachten den jungen Hohenstaufen, dem von allem väterlichen Erbe wenig mehr, als der Name des Herzogs von Schwaben geblieben, zu dem Entschlusse, das Glück seines Hauses nochmals jenseits der Alpen zu versuchen.

Nachdem er, um die Kosten der Anwerbung eines kleinen Heeres zu bestreiten, die Ueberbleibsel der hohenstaufischen Besitzungen veräußert, oder seinem Oheim, dem habgierigen Herzog Ludwig von Baiern, verpfändet, machte sich Konrad, ohne die flehentlichen Bitten und Warnungen seiner Mutter zu beachten, im Herbste 1267 an der Spitze von 10,000 Mann auf den Weg nach Italien. Zu Verona mit offenen Armen empfangen, gerieth er gleichwohl schon hier in so große Geld-

verlegenheit, daß seine Mannschaft auf ein Drittel ihres ursprünglichen Bestandes zusammenschmolz. Auch sein Oheim, der baierische Herzog, welcher den Kriegszug anfänglich, vielleicht aus eigennütziger Berechnung, lebhaft gefördert, ließ den Neffen jetzt im Stich, indem er, gleich vielen andern der Begleiter desselben, in die Heimat zurückkehrte.

Von andern Seiten dagegen kamen ermuthigende Nachrichten. Eine Anzahl wichtiger oberitalienischer Städte steckte die hohenstaufische Fahne auf; Rom selbst, aus welchem der Papst weichen mußte, wurde von einem Partheigänger Konrad's — oder Konradin's, wie ihn die Italiener seiner Jugend wegen in einer schmeichelnden Wortform nannten, die auch in die deutsche Geschichtschreibung übergegangen ist — in Besitz genommen; in Neapel empörte sich das sarazenische Luceria und nach seinem Beispiele manche andere Stadt gegen das harte Joch Karl's von Anjou, und ganz Sicilien, bis auf wenige Hauptplätze, gerieth in hellen Aufstand. Auch den Waffen Konradin's selbst fehlte es nicht an Erfolg, so daß derselbe im Sommer 1268 in Rom einziehen konnte, wo er mit großen Festlichkeiten und unermeßlichem Volksjubel empfangen wurde.

Um die Mitte des Monats August rückte Konradin von Rom aus in das neapolitanische Gebiet und am 22. des Monats stieß er bei Tagliacozzo mit Karl von Anjou zusammen. Der glücklich begonnene Kampf endete mit der vollständigen Niederlage des Hohenstaufen. Konradin floh mit wenigen Begleitern nach Rom und von dort an die Seeküste, um wo möglich Ueberfahrt nach Sicilien zu finden, wurde jedoch in Astura gefangen genommen und unter unwürdiger Behandlung nach Neapel gebracht. Karl von Anjou stellte seinen besiegten Gegner vor ein Gericht, das den Muth hatte, Konradin mit allen gegen eine einzige Stimme freizusprechen, weil er den Krieg im guten Glauben an sein Erbrecht unternommen habe; Karl jedoch ließ sich dadurch in seinem vorgefaßten

Entschlusse nicht irre machen, sondern sprach schließlich aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil über Konradin und seine Mitgefangenen aus. Am 29. Oktober 1268 fiel das jugendliche Haupt Konradin's, dessen letztes Wort eine liebevolle Erinnerung an seine Mutter aussprach, auf dem Markte zu Neapel unter dem Henkerbeil. Mit ihm, und wie er selbst in männlicher Fassung, starb sein Busenfreund, Friedrich von Baden, auch von Oesterreich genannt, weil ein Seitenverwandter des ausgestorbenen österreichischen Herzogsgeschlechts der Babenberger. Viele Hunderte anderer Theilnehmer an dem Kriegszuge Konradin's endeten gleichfalls auf dem Schaffot. Die Sarazenen in Luceria, die tapfersten und ausdauerndsten Anhänger der hohenstaufenschen Sache in Italien, wurden, nach langer Belagerung und heldenmüthiger Vertheidigung ihrer Stadt, vertilgt. Anderthalb Jahrzehnte lang hielt sich das Regiment Karl's von Anjou durch Furcht und Schrecken aufrecht, bis die „sicilianische Vesper" demselben wenigstens in der einen Hälfte des Reiches ein Ende machte, und Peter von Aragonien, den Schwiegersohn Manfred's, auf den Thron der Insel Sicilien erhob.

So war denn das einst so glänzende Geschlecht der Hohenstaufen erloschen und in fremder Erde, zumeist in Italien, hatte die Mehrzahl seiner namhaften Männer ihr Grab gefunden. Nicht das Trugbild des Kaiserthums *allein*, hatte sie in den Untergang geführt, wie manchen ihrer Vorgänger auf dem deutschen Throne, sondern auch ein unverkennbares Verhängniß. Großgesäugt, zuerst durch die fränkische, dann durch die deutsche Krongewalt, machte das Papstthum seit geraumer Zeit Miene, seine Amme zu verschlingen. Es war dahin gekommen, daß die deutschen Könige gute Gründe hatten, das Uebergewicht in Italien als eine Bedingung der einheimischen Ruhe

und Sicherheit anzusehen, und daß manche von ihnen nur die Wahl hatten, entweder die Herren oder die Diener des Papstes zu sein. So entstand denn die unlösbare Doppelaufgabe, zwei grundverschiedene große Völker und zwei durch eine gewaltige Naturgränze von einander getrennte Länder zugleich zu beherrschen, eine Aufgabe, an deren Jahrhunderte langen Bearbeitung nicht nur die Machthaber zu Grunde gehen mußten, denen sie gestellt war, sondern schließlich auch die beiden Länder, die den Gegenstand derselben ausmachten.

Das unglückliche Ende Konradin's erweckte allenthalben warme Theilnahme, ohne jedoch anderweitige Wirkungen von Belang hervorzubringen. Am wenigsten ging die in Italien vielfach angeregte und mit der stärksten Betonung ausgesprochene Erwartung in Erfüllung, daß Deutschland den Tod des letzten Hohenstaufen als seine eigene Sache aufnehmen und rächen werde; denn für eine solche Auffassung und Behandlung der neapolitanischen Blutthat fehlten in Deutschland nicht viel weniger, als jede sachliche Voraussetzung, fehlte vor allen Dingen der Sporn eines großen Interesse, das da etwa aus einem lebendigen nationalen Gemeingeiste oder einem empfindlichen politischen Ehrgefühl hätte hervorgehen können — Eigenschaften, die durch den bisherigen Gang der deutschen Geschichte nicht zur Entwickelung gebracht waren.

Deutschland war überdies viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um an auswärtige Unternehmungen zu denken. Die Auflösung der Reichsordnung, deren Anfänge die Fürsten ganz gern gesehen und das Volk wahrscheinlich sehr wenig empfunden, war bald genug so weit gediehen, daß alle Glieder des Gemeinwesens mehr oder weniger darunter zu leiden hatten. Fehden und bürgerliche Unruhen erfüllten Deutschland von einem Ende zum andern, denn das Recht des Stärkeren waltete an hundert Punkten zugleich, seitdem das Recht des Stärksten völlig erloschen war, vor dem sich ehemals wenigstens zeitweise oder in einzelnen Fällen Alles gebeugt hatte. Es würde zwecklos sein, die Einzelheiten dieses Zustandes auszumalen, die Erbfolgekriege, die städtischen Aufstände gegen die geistlichen Fürsten, die Raubfehden aller Art aufzuzählen, welche fast den einzigen Inhalt der deutschen Geschichte während der mit dem Tode Konrad's IV. beginnenden Zeit des sogenannten „Zwischenreichs" ausmachen, zumal die wenigen folgenreichen Ereignisse dieser Art, wie das Auseinandergehen von Thüringen und Hessen in zwei getrennte Fürstenthümer, die Theilung des baierischen Herzogthums, die Erwerbung Oesterreichs durch Ottokar II. von Böhmen, bereits erwähnt sind. Hinzugefügt mag werden, daß Ottokar unter heftigen Kriegen mit Ungarn und Baiern zu großer Macht gelangte, daß er als Bundesgenosse des deutschen Ordens an dem Kampfe gegen die Preußen theilnahm und daß ihm zu Ehren die künftige preußische Hauptstadt Königsberg genannt wurde. Die Tschechen sahen in Ottokar mit mißtrauischen Blicken einen Begünstiger des Deutschthums, während die Deutschen in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen seine gewaltthätige Herrschaft nur mit dem größten Unmuthe trugen.

Die Ueberlegenheit der deutschen Bildung über die slawische machte auch die wendischen Herzoge von Pommern zu eifrigen Beförderern der Germanisirung des Landes zwischen der Oder, richtiger gesagt, der Peene und der Weichsel, obgleich dasselbe nicht mehr oder noch nicht unter deutscher Botmäßigkeit stand,*) wie die übrige Ostseeküste von der Eider

*) Die Pommern verloren ihre ursprüngliche Unabhängigkeit seit Anfang des elften Jahrhunderts allmälig an ihre Nachbarn und Stammesverwandten, die Polen. Vorpommern, der westliche Landestheil, zwischen der Peene und der Persante, mußte 1132 Kaiser Friedrich dem Rothbart huldigen, gerieth aber wenige Jahre später, mit Mecklenburg und Holstein, unter dänische Herrschaft, von welcher es nicht, wie diese beiden Länder, durch die Schlacht bei Bornhövede, 1227, (s. S. 504), sondern erst viel später befreit wurde: nämlich das Land zwischen Oder und Persante, gegen

bis zum finnischen Meerbusen. Die nämliche Erscheinung wiederholte sich in Schlesien, welches noch außer allem politischen Zusammenhange mit Deutschland unter polnischen Herzogen aus dem Geschlechte der Piasten stand.

In den romanischen Ländern dagegen ging der deutsche Einfluß während des Zwischenreichs fast gänzlich verloren. Mit dem Untergange der Hohenstaufen wurde Italien aus allem lebendigen Verbande mit Deutschland gerissen; mit der fortgesetzten Schwächung der Reichsgewalt wuchs das seit der Schlacht bei Bovines unzweifelhafte Uebergewicht Frankreichs; seit dem Concil in Lyon beschleunigte sich die längst begonnene und allerdings unaufhaltbare Ablösung Burgunds von dem deutschen Reiche, wie denn schon Wilhelm von Holland die sämmtlichen Einkünfte der deutschen Krone aus dem burgundischen Reiche an den französischen Herzog von Bourgogne für 10,000 Mark Silber verpfändete.

In den inneren Verfassungs- und Rechtsverhältnissen Deutschlands traten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mancherlei wichtige Erscheinungen hervor, die sich allerdings längst in der Stille vorbereitet hatten. Vor Allem die thatsächliche Landesherrlichkeit der Reichsfürsten, welche Lehensträger des Königs nur noch dem Namen nach waren. Demnächst die Vollendung der Ausbildung des Ständewesens überhaupt, mit seinem vielfach abgestuften Adel. Sodann die fast

die Mitte des vierzehnten, die Insel Rügen, mit dem benachbarten festländischen Küstenstrich zwischen der Peene und der Oder, erst gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1338 und 1438). Das östliche, oder Hinterpommern, zwischen Persante und Weichsel entledigte sich der polnischen Oberhoheit um 1223 und bestand in voller Unabhängigkeit bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, kam dann (1295) zuerst wieder an Polen, demnächst 1307) an Brandenburg und einige Jahre darauf (1311) an den deutschen Orden. — Unter polnischer wie unter dänischer und unter deutscher Herrschaft behielten die Pommern übrigens ihre eigenen Fürstengeschlechter, bis zu deren Aussterben.

gleichzeitige Einführung verschiedener neuer Rechtssysteme, die zum Theil aus dem Leben der Zeit selbst hervorwuchsen, zum Theil dem Lande, welchem jede regelmäßige Gesetzgebung und damit das wichtigste Werkzeug einer organischen Fortbildung des eigenen Rechts fehlte, durch den Zwang der Umstände so zu sagen von außen aufgedrungen wurden.

Durch die italienischen Universitäten, namentlich Bologna und Padua, wieder aufgefrischt, fand das altrömische Recht allmälig seinen Weg auch nach Deutschland; das von den Päpsten und den Kirchenversammlungen ausgegangene kanonische Recht wurde von der Geistlichkeit in möglichst weitem Umfange zur Geltung gebracht; das in Italien zuerst in schriftliche Form gebrachte Lehenrecht suchte die lehenrechtlichen Gewohnheiten Deutschlands vielfach abzuändern oder zu verdrängen; aus dem Volksbedürfniß und der gerichtlichen Uebung ging das Rechtsbuch hervor, welches unter dem Namen des Sachsenspiegels in einem großen Theile, besonders des nördlichen Deutschland, Gesetzeskraft gewann, und unter kirchlichem und freiheitsfeindlichem Einflusse entstand die Nachbildung des Sachsenspiegels, der Schwabenspiegel, welcher für Süddeutschland eine ähnliche Bedeutung erlangte.

Das öffentliche Recht Deutschlands findet in diesen beiden Büchern seine erste eingängliche Darstellung, wiewohl deren Zusammenhang und Deutlichkeit keineswegs befriedigend ist. Nach dem Sachsenspiegel hat der König sein Schwerdt unmittelbar von Gott, nach dem Schwabenspiegel vom Papst. Dem Könige, welcher den ersten „Heerschild“ führt, das heißt, die oberste Rangstufe im Staate inne hat, zunächst stehen die geistlichen Fürsten, als dessen unmittelbare Lehensträger. Die weltlichen Fürsten führen erst den dritten Heerschild, weil sie neben ihren reichsunmittelbaren durchweg auch kirchliche Lehen inne haben, also Vassallen der Kirchenfürsten sind. In vierter Reihe folgen die Grafen — gewöhnlich gleichfalls zu den Für-

sten gerechnet — und die Freiherrn, als Lehensträger geistlicher oder weltlicher Fürsten des zweiten und dritten Heerschildes. — Die Angehörigen dieser vier obersten Rangstufen bilden den hohen deutschen Adel, dessen Mitglieder einander ebenbürtig, nicht bloß reichstags- sondern auch thronfähig*) — wahlberechtigt und wählbar — sind und Gerichtsbarkeit über Leben und Tod in ihrem Gebiete haben.

Der fünfte Heerschild gehört den Aftervasallen der Grafen und Freiherrn, den „schöffenbar" Freien, so genannt, weil sie Eigenschaft haben, als Schöffen zu Gericht zu sitzen. Auch die schöffenbar Freien zählen zum Adel und haben mit den Angehörigen der vier ersten Heerschilde das nämliche Wehrgeld, welches jedoch, mit völliger Umkehrung des ältern deutschen Rechts, für die Frauen um die Hälfte geringer ist, als für die Männer. Den sechsten Heerschild führt eine viel tiefer stehende und schwer zu bezeichnende Klasse von Aftervasallen, der endlich, auf der letzten Stufe, die gemeinen Freien mit dem siebenten Heerschilde folgen. Denn den Unfreien**) fehlt mit der Waffenfähigkeit auch der Heerschild und jeder Platz in der lehenrechtlichen Ordnung. — Neben dem einer solchen Gliederung entsprechenden Begriffe der Ebenbürtigkeit, hat auch der Stammbaum bereits eine gewisse Bedeutung gewonnen, der in manchen Fällen wenigstens bis zu vier Ahnen nachgewiesen werden muß.

*) Mit der selbstverständlichen Beschränkung jedoch, daß das geistliche Amt seinen Inhaber vom Throne ausschließt.

**) Bemerkenswerth ist übrigens die Erklärung des Sachsenspiegels, daß er nicht begreife, wie ein Mensch dem andern gehören könne, und daß „der Wahrheit nach" ein solches Verhältniß nur „aus Zwang und ungerechter Gewalt entstanden sei, aus denen eine ungerechte Gewohnheit hervorgegangen, die jetzt für Recht gelten solle." Der schlichte Menschenverstand des ehrlichen Eike von Repkow, des vermuthlichen Verfassers des Sachsenspiegels, reicht in seinem Punkte also doch weiter, als die Weisheit des Aristoteles.

Alle Fürsten haben Antheil an der Königswahl, sieben derselben aber (die denn auch bei der Wahl Richard's von Cornwallis und Alfons' von Castilien in vorderster Reihe gestanden) sind „die ersten an der Kur", sei es, daß sie ihre Stimmen zuerst abgeben, sei es, daß sie die Stimmen der übrigen Fürsten sammeln: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf am Rhein (dessen Würde seit dem Tode ihres welfischen Inhabers, Heinrich, Bruders Otto's IV., an die Herzoge von Baiern gekommen), der Herzog zu Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen.*) Der gewählte König soll dem Reiche huldigen und schwören, danach aber niemals wieder einen Eid ablegen, es sei denn, um sich vom Verdacht der Ketzerei zu reinigen. Der Bann kann ihn nur treffen wegen Abfalls vom Glauben, wegen Untreue an seinem Weibe und wegen Zerstörung von Gotteshäusern. Er hat das oberste Richteramt über Jedermanns Gut und Blut. Wird ihm aber das Reich abgesprochen, so verfällt er selbst mit Leib und Leben dem Gerichte des Pfalzgrafen.

So die deutschen Rechtsbücher des dreizehnten Jahrhunderts, deren Regeln allerdings nicht immer buchstäblich mit der thatsächlichen Wirklichkeit übereinstimmen mögen und die Vieles verschweigen, was zum richtigen Verständniß ihrer eigenen Angaben wünschenswerth wäre, die aber gleichwohl über den Geist der Zeit und das Wesen mancher wichtigen öffentlichen Einrichtungen das werthvollste Zeugniß geben, ein Zeugniß insbesondere nicht nur der organischen Entwickelung, sondern auch der vielfachen Verkünstelung der ursprünglichen deutschen Volkszustände.

Auf dem Gebiete des Strafgesetzes macht sich im Sachsen-

*) Diese sieben Fürsten sind zugleich Inhaber der sogenannten Erzämter des Reichs: die drei Erzbischöfe führen den Titel der Erzkanzler von Deutschland, Italien, Burgund, die vier weltlichen Fürsten den des Erztruchseß, des Erzmarschalks, des Erzkämmerers und des Erzmundschenken.

und Schwabenspiegel ein starker Rückgang gegen das ehemalige Volksrecht bemerklich. In das Gerichtsverfahren hat sich die Folter als regelmäßiges Hülfsmittel eingedrängt, Leibesstrafen, Verstümmelungen und grausame Hinrichtungsarten haben sich vervielfältigt; die Todesstrafe soll übrigens in der Regel nur dann verhängt werden, wenn die Schuld durch sieben Zeugen bewiesen ist. — Der gerichtliche Zweikampf und das Gottesurtheil überhaupt besteht fort in größter Ausdehnung und ungeschwächter Kraft.

Neben dem volksthümlichen Rechte, welches dem sächsischen Boden, wenn nicht seinen Ursprung, so doch seinen Bestand verdankte, bildete sich in Sachsen auch ein volksthümliches Gerichtswesen aus, welches mit der Zeit gleichfalls einen ausgedehnten Wirkungskreis im übrigen Deutschland gewann. Zum Ersatz für die in Verfall gerathenen Gaugerichte des Reichs, wie es scheint, und zugleich im Gegensatze zu der landesherrlichen Justiz, entstand in Westphalen unter dem Namen der Vehme ein Geheimbund, welcher die Rechtsprechung in Fragen von Mein und Dein nicht nur, sondern auch von Leib und Leben eigenmächtig an sich brachte, wiewohl unter dem Vorwande kaiserlicher Vollmachten, die von Karl dem Großen ertheilt sein sollten. Der Sitz der Vehme war und blieb ein für alle Mal Westphalen: nur auf „rother Erde," das heißt auf westphälischem Boden, konnte das „Freigericht," oder „heimliche Ding" unter dem Vorsitz des „Freigrafen" gehalten und konnten „Freischöffen" oder „Wissende" geweihet werden; die Gerichtsbarkeit aber, welche die Vehme beanspruchte, erstreckte sich über ganz Deutschland und wurde nicht selten in weit entfernten Gegenden blutig geübt. Die Zahl der Wissenden, deren Verschwiegenheit und unbedingter Gehorsam, namentlich in Vollziehung der Richtersprüche des Freistuhls, durch feierlichen Eid und durch die auf den Eidbruch gesetzte und unausweichliche Todesstrafe gewährleistet wurde, stieg mit der Zeit über hunderttausend, so daß die Vehme im vierzehnten Jahrhundert zu einer wirklichen Macht heranwuchs, deren Bekämpfung das Landesfürstenthum vergeblich betrieb, um so mehr, als dieselbe von dem königlichen Thron herunter nicht selten mehr oder weniger offen begünstigt wurde.*)

Trotz aller Wirrnisse und Mißgeschicke, welche das Zeitalter der Hohenstaufen und insbesondere dessen zweite Hälfte mit sich gebracht, war dasselbe doch von großer Bedeutung für die Förderung des deutschen Culturlebens. Der Volksgeist empfing durch die inneren und äußeren Ereignisse dieses Zeitraumes, namentlich durch die während desselben vervielfältigten Berührungen mit der weit vorausgeschrittenen italienischen Bildung eine Menge wohlthätiger Anregungen, die eine mannigfaltige Bereicherung des deutschen Daseins zur Folge hatten. Zunehmender Verkehr und wachsender Gewerbefleiß arbeiteten einander gegenseitig in die Hände und steigerten mit dem Wohlstande der Städte deren Freiheit, Macht und Bildungstrieb. Dadurch war der Boden zubereitet, aus welchem jener Kunstsinn erwuchs, der zunächst auf die Verherrlichung des religiösen Lebens gerichtet, unzählige kirchliche Bauwerke schuf, welche noch die späteste Nachwelt bewundert. Neben der Kunst, deren Pflege naturgemäß vorzugsweise den Städten anheimfiel, entwickelte sich an den Fürstenhöfen, und unter sichtlicher Einwirkung romanischer Beispiele, die Poesie des Ritterthums. Aus einem dichterischen Drange der Zeit war das Ritterthum selbst hervorgegangen, aus dem Gemüthsbedürfnisse eines bereits von milderen Sitten angehauchten Geschlechts, das rauhe Waffenhandwerk, dessen Uebung das Leben auch der besten

*) Die öffentliche Ausübung der Gerichtsbarkeit der Freistühle dauerte bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus, völlig erloschen aber sind die Ueberlieferungen der Vehme erst in der neuesten Zeit; der letzte Freigraf, der übrigens ohne Zweifel nur noch den Namen seines Amtes hatte, soll im Jahre 1838 gestorben sein.

Männer ausfüllte, durch hineingetragene Pflichten und Zwecke zu veredeln, insbesondere durch den Gedanken, im Kampfe gegen die Ungläubigen der Sache Gottes zu dienen, als Preis der Tapferkeit die Huld der Frauen zu gewinnen, den Werth des Sieges durch Großmuth zu erhöhen. Einer solchen Zeitstimmung entsprach es denn auch, daß die Waffenübung an Regeln und Formen gebunden wurde, welche derselben einen künstlerischen Anstrich gaben und zugleich geeignet waren, dem Mißbrauch des herrschenden Rechtes des Stärkeren gewisse Schranken zu setzen.

Anfänglich eine freie Genossenschaft roßdienstpflichtiger Kriegsleute, zu welcher jeder freie Mann Zutritt hatte, der von einem Mitgliede derselben für würdig erachtet wurde, den „Ritterschlag" zu empfangen, verwandelte sich die Ritterschaft allmälig in einen erblichen Stand, der Art, daß in der Regel nur die Angehörigen dieser neuen Adelsklasse zur Ritterwürde zugelassen wurden, die übrigens nach wie vor persönlich erworben werden mußte. In die Zeit dieses Ueberganges in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, fällt die Blüthe der ritterlichen Dichtung, des Heldengedichts und des Minnegesangs. Eine besondere Pflege wurde derselben an den Höfen der babenbergischen Herzoge von Oesterreich und der Landgrafen von Thüringen auf der Wartburg zu Theil; auf Fürstengunst war sie vorzugsweise angewiesen und auf fürstlichen Lohn machte sie lauten Anspruch. Aus solchen Umständen erklären sich vielleicht einige der Schwächen dieser Poesie, die, bei aller Gemüthstiefe und Gefühlszartheit, mit ihrer armen Sprache, ihrem ungelenken Verse, ihrem dürftigen Reime und ihrer Eintönigkeit weit zurückbleibt hinter dem Schwung des Geistes und des Wortes, der in dem früheren deutschen Volksgesange lebt, insbesondere in dem ältesten Heldenliede aus vorchristlicher Zeit, dessen Bruchstücke auf uns gekommen.

DUE DATE

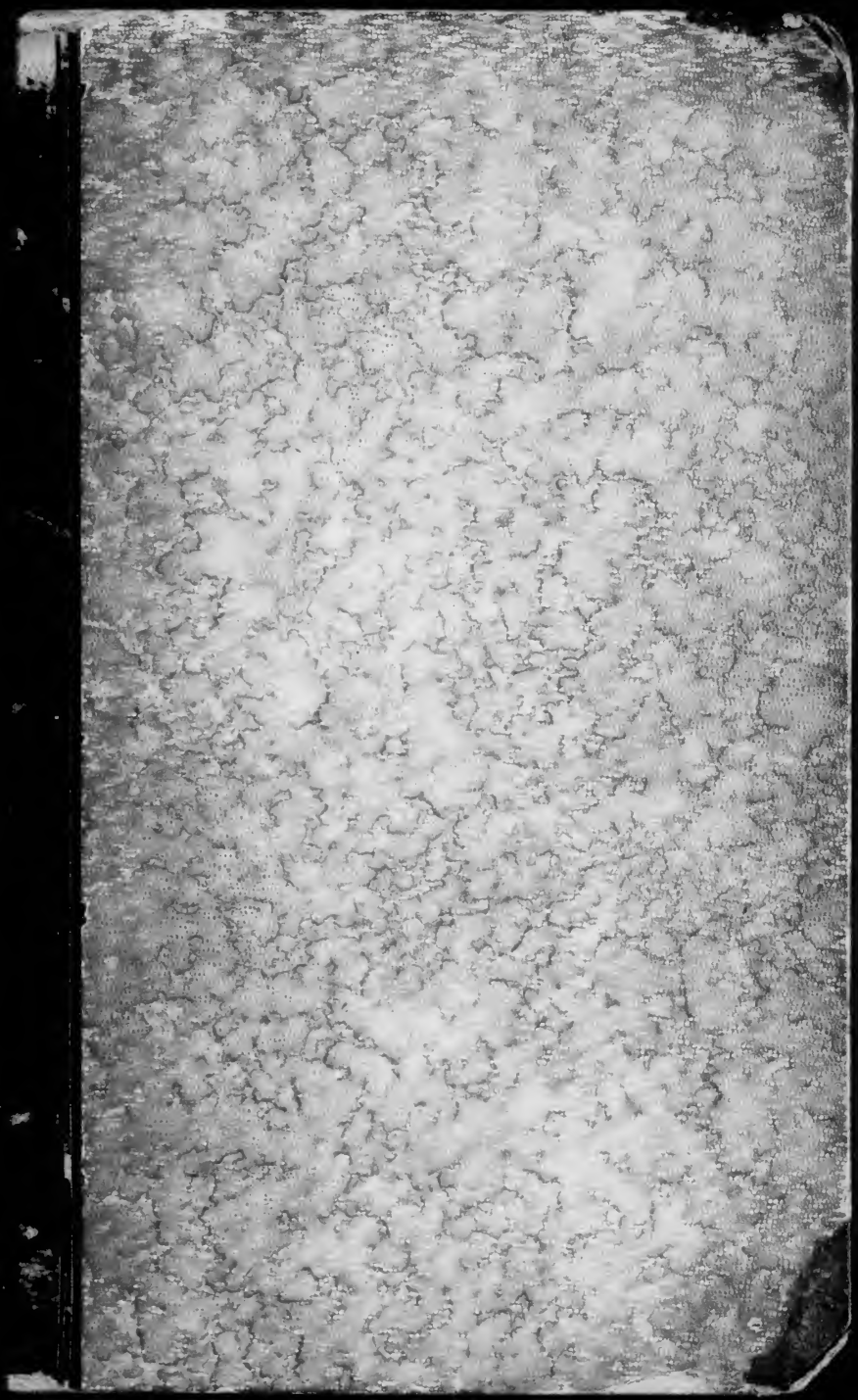
AUG 08 1990

201-6503

Printed
in USA

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0114558459

VOLUME 2



SCHOENHOF & MOELLER
BOSTON
40, WINTER STREET, 40

943 . R58
2

Columbia College
in the City of New York

Library.

Geschichte

des

Deutschen Landes und Volkes.

Von

A. L. von Rochau.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Georg Reimer.
1872.

Vorrede.

In der Frankfurter Reichsversammlung von 1848 sprach Herr von Schmerling das ketzerische Wort: es giebt keine deutsche Geschichte. Die Zuhörerschaft antwortete mit dem Aufschrei eines Unwillens, in den ich einstimmte. Aber jene dreiste Behauptung hinterließ mir einen beunruhigenden Eindruck, und je länger ich derselben nachdachte, desto mehr wurde ich an meinem anfänglichen Widerspruch irre und schließlich blieb mir nichts übrig, als dem Redner in der Paulskirche Recht zu geben.

Nein, Deutschland hat keine Geschichte des vollwichtigen Inhalts wie etwa England und Frankreich. Wir haben das Wort, das sich nicht abweisen ließ, aber dem, was wir so nennen, fehlen alle Erfordernisse des lebendigen Daseins: das Herz, der Kopf, der Wille, der Arm. Die Begebenheiten zweier Jahrtausende sind ohne Mittelpunkt, ohne erkennbaren Plan, ohne irgend ein festes Ziel. In unzähligen Rinnsalen fließen die Ereignisse in allen möglichen Richtungen und Krümmungen dahin, nur in langen

173292

Zwischenräumen und auf kurze Augenblicke vereinigen sie sich zum mächtigen Strom, öfter zum uferlosen Sumpfe, um demnächst wieder nach allen vier Winden auseinanderzugehen. Einen herrschenden Gedanken, eine gemeinsame Aufgabe sucht man in dem Gewirre der deutschen Thatsachen vergebens. Die seltenen glücklichen Momente der deutschen Vergangenheit sind Versuche eines Werdens, das nie zum Sein gelangt, matte Anläufe des „Willens zum Leben", die in ihrer von vorn herein gegebenen Hoffnungslosigkeit und ihrem regelmäßigen Mißlingen eine verzweifelte Aehnlichkeit mit zwecklosen Spielen des Zufalls haben.

Diesen Zuständen, dem bunten Neben- und Durcheinander von vereinzelten Auftritten ohne das Stück selbst, entspricht natürlich die Beschaffenheit der deutschen Geschichtschreibung. In Behandlung von Einzelnheiten der größten Leistungen fähig, langt sie niemals zur Bewältigung des Gesammtstoffs; nicht weil die Kräfte versagen, sondern weil der Gegenstand fehlt, nämlich das Ganze.

Die Anfänge dieses Ganzen, des Staats, der ersten Voraussetzung aller Geschichte, sind neuesten Datums. Erst seit gestern giebt es ein politisches Deutschland, eine leibhaftige deutsche Nation, und erst seit gestern ist damit der Betrachtung wenigstens ein fester Standpunkt geboten, von welchem aus die Vergangenheit des deutschen Volks sich übersehen, verstehen und in ein Gesammtbild bringen läßt. Jetzt zum ersten Male in ihrem ganzen Laufe ist die deutsche Geschichte zu einem wirklichen Abschlusse gekommen, demjenigen ähnlich, welchen Frankreich durch die

Errichtung der Nationalmonarchie unter Hugo Capet, Spanien in der Vereinigung von Castilien und Navarra, die Schweiz in den burgundischen Kriegen und dem nächstfolgenden Menschenalter erreichte — an einem Ziele angelangt, wo ihr selbst und der Welt klar geworden, was sie denn eigentlich gewollt und gesollt hat.

Von dem heutigen Standpunkte aufgefaßt, stellen sich denn auch manche Stufen der Vorzeit in veränderter Gestalt und in neuem Lichte dar und ergiebt sich manches Verhältniß zwischen den verschiedenen Abschnitten der Vergangenheit, das sich früher dem Auge entzog. Der weite Gesichtskreis des jetzigen Tages verspricht dem suchenden Blicke eine unberechenbare Ausbeute. Wenn zum Beispiel eine der wichtigsten Vorbereitungen der Ereignisse der letzten Jahre für die heutige Auffassung bereits bis zur Zeit des großen Kurfürsten hinauf offen zu Tage liegt, so ergiebt sich, da ja auch Fehrbellin und das neue Brandenburg nicht aus der Pistole geschossen, noch das Werk eines einzelnen Mannes sind, die fernere Aufgabe, den Zusammenhang von Wirkung und Ursache noch weiter rückwärts zu verfolgen, und es wäre vielleicht nicht unmöglich, diese oder jene Wurzel der jüngsten Thatsachen schon in den Uranfängen der deutschen Ueberlieferung zu entdecken.

Demnächst liegen überzeugende Aufschlüsse über die Ursachen und unwidersprechliche Belege für die Nothwendigkeit des Mißlingens der frühern Anläufe zur nationalpolitischen Gestaltung Deutschlands in dem Hergange des schließlichen Erfolgs, thatsächliche Beweise e contrario,

anstatt der bisher lediglich vorhandenen Vernunftschlüsse, denen nicht Jedermann zugänglich zu sein brauchte. In der That herrschte bis in die jüngsten Tage bei uns eine auffallende Unklarheit bezüglich der Bedingungen, unter denen aus einer Sprachgenossenschaft eine Nation, aus einem träumerischen Volksthum ein bewußtes Staatswesen wird, und auch nach Veranschaulichung derselben durch das lebendige Beispiel wird es noch mancher eindringlichen Lehre bedürfen, bevor die gemachte Erfahrung in Fleisch und Blut übergeht und nach allen Seiten hin zur Nutzanwendung kommt.

Außerdem findet ein gewissenhaftes Bestreben, durch täuschende Namen und Hüllen hindurch die Dinge selbst zu sehen, ein überaus wirksames Hülfsmittel in der Vergleichung der gegenwärtigen staatlichen Körperwelt mit den politischen Schemen der Vergangenheit.

Die Erlebnisse der Zeitgenossen sind besser geeignet, als alle andere Beweisführung, um beispielsweise die Sage von der Größe, Macht und Herrlichkeit des alten Kaiserreichs auf ihren wahren Werth herunterzubringen. Dies gilt denn insbesondere, gegenüber der heutigen Wirklichkeit und den einfachen Formen der neuen Reichsmacht, von dem pomphaften Scheinwesen der aus der Hand des Papstes stammenden Krone Karl's des Großen, welche, trotz ihrer angeblich überirdischen Weihe, regelmäßig durch räuberischen Einbruch, dem die Strafe auf dem Fuße zu folgen pflegte, oder durch ein noch schmählicheres Einschleichen, wie ein Dieb in der Nacht, eingeholt werden mußte. Als sachlicher Kern jener staatlichen und kirchlichen Mummenschanz bleibt,

bei genauer Betrachtung, nichts übrig, als das deutsche Königthum, das seinerseits wiederum kaum eine andere Bedeutung hatte, als diejenige, welche sein jeweiliger Träger durch seine Persönlichkeit und seine Hausmacht ihm borgte. Und so wenig das Papstthum dem deutschen Königthum irgend eine Macht verleihen konnte, so wenig war es, selbst im dickſten Mittelalter, im Stande, dem Inhaber desselben seine aus anderer Quelle fließende Macht zu nehmen. Richtig ist, daß Schwächlinge auf dem deutschen Throne im Kampfe mit starken Männern auf dem Stuhle Petri sich selbst im Stiche gelassen haben und demnach von Rechtswegen zu Grunde gegangen sind; einem ebenbürtigen kaiserlichen Gegner aber konnten die Blitze des Vatikan eben so wenig ein Haar sengen, wie Philipp dem Schönen von Frankreich oder der Republik Venedig.

Mein Versuch, die deutsche Geschichte unter solche und benachbarte Gesichtspunkte zu bringen, ist die Arbeit, nicht eines Historikers von Fach, sondern, wie es die Aufgabe selbst gewissermaßen mit sich bringt und wie es jeden Falls aus meiner Behandlung derselben für jeden urtheilsfähigen Leser handgreiflich heraustritt, eines Politikers. Ich habe den auf dem öffentlichen wissenschaftlichen Markte vorhandenen Rohstoff auf Treu und Glauben angenommen, wie ich ihn gefunden, und demselben vorzugsweise die wesentlichen Bestandtheile jenes politischen Inhalts abzugewinnen gesucht, welcher mit den Mitteln des heutigen Tages, meiner Meinung nach, deutlicher erkannt und zu klarerer Darstellung gebracht werden kann, als es früher möglich war.

Wie weit meine Berechtigung zu einem solchen Unternehmen gereicht, wird der Erfolg zeigen. — Bis dahin kann ich eine beglaubigte Beantwortung dieser Frage am wenigsten in einer Stimme aus der Zunftstube erkennen, wie sie in Nr. 25 des „Lit. Centralbl." vom vorigen Jahre über den ersten Band meines Buches ex cathedra abgegeben wurde. Ich widerstehe der Versuchung, mich mit dem Inhaber dieser Stimme in ein Zwiegespräch einzulassen, welches allerdings mit bereitwilligem Zugeständnisse an einige seiner Ausstellungen beginnen, aber auf den, wie ich vertraue, bündigen Nachweis hinauslaufen würde, daß auch die patentirte Wissenschaft selbst auf dem Richterstuhle nicht unfehlbar und daß die Gelehrsamkeit weder eine Bürgschaft des Urtheils, noch ein Unterpfand der Loyalität in Ausübung des kritischen Amtes ist. Zur Kennzeichnung des Verfahrens des „Lit. Centralbl." genügt es, dessen Vorwurf der „grämlichen Schulmeisterei" hervorzuheben, deren ich mich gegen das deutsche Volk schuldig gemacht haben soll, während fast jedes Blatt meines Buchs bezeugt, daß ich, weit entfernt, mich zum Richter der großen geschichtlichen Erscheinungen aufzuwerfen, vielmehr meinen wesentlichen Beruf darin gesucht, dieselben zu verstehen und verständlich zu machen, das heißt, ihren Zusammenhang mit der umgebenden Welt, oder anders gesagt, ihre Nothwendigkeit zu begreifen und möglichst klar zu stellen. —

Die Geschichte der neuesten Zeit habe ich, abweichend von der üblichen Behandlungsweise, nicht nach dem Grade des Interesse der Zeitgenossen bemessen, sondern nach dem allgemeinen Maßstabe, der durch die Anlage meines Buchs

überhaupt gegeben ist. Abgesehen davon, daß bei diesem Verfahren das literarische Gleichgewicht der einzelnen Theile des Ganzen gewahrt bleibt, rechtfertigt sich dasselbe, wie mir scheint, durch sachliche Gründe, welche zu nahe liegen, als daß ich darauf hinzuweisen brauchte.

Heidelberg, im Juni 1872.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
Vorrede		III
I.	Von Rudolf von Habsburg bis auf Ludwig den Baier	1
II.	Städtewesen	42
III.	Karl IV.; die Hansa; der deutsche Orden	50
III A.	Wenzel; der Schwäbische Städtebund; Landstände	66
IV.	Sigmund; die Kirchenspaltung	83
V.	Albrecht II.; Friedrich III.; Maximilian	107
VI.	Die Reformationszeit	149
VII.	Ferdinand I.; Maximilian II.; Abfall der Niederlande	205
VIII.	Anfänge der Gegenreformation und protestantische Rückschläge	225
IX.	Der Dreißigjährige Krieg	239
X.	Der Westphälische Friede; Zustand Deutschlands nach dem Kriege	302
XI.	Deutschland unter dem Drucke des französischen Uebergewichts	316
XI A.	Deutsche Hof- und Staatsverhältnisse im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts; der Oesterreichische Erbfolge- und der Nordische Krieg	338
XII.	Kaiser Karl VI. und König Friedrich Wilhelm I.	356
XIII.	Das Zeitalter Friedrich's des Großen	366
XIV.	Rückblick	426
XV.	Vom Tode Friedrich's des Großen bis zum Reichsdeputationshauptschluß	432
XVI.	Die Franzosenherrschaft in Deutschland	503
XVII.	Der Umschwung	558
XVIII.	Die Neugestaltung	596
XIX.	Uebersicht der Ereignisse vom zweiten Pariser Frieden bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reichs	612

I.

Von Rudolf von Habsburg bis auf Ludwig den Baier.

Achtzehn Jahre hatte das durch Zerfall, Ohnmacht und die bedeutungslosen Namen zweier ausländischen Fürsten ausgefüllte Zwischenreich in Deutschland gewährt, als Richard von Cornwallis 1272 starb und mit dessen Tode auch der letzte noch vorhandene Schein des deutschen Königthums erlosch, welcher an Alfons von Castilien seit dem Tage seiner Wahl niemals einen Halt gefunden. Der königliche Name aber war für Deutschland durch lange Gewohnheit in ähnlicher Weise unentbehrlich geworden, wie für das Frankenreich in der Zeit der Reichshauptmannschaft und so mußten sich die Wahlfürsten denn dazu verstehen, den leeren Thron wenigstens der Form wegen wieder zu besetzen.

Der 1273 in Frankfurt versammelte Reichstag vereinigte, auf den Vorschlag des Erzbischofs Werner von Mainz und unter eifriger Unterstützung desselben durch den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, seine Stimmen auf den Grafen Rudolf von Habsburg, dessen Geschlecht in Oberschwaben, das heißt vorzugsweise in der deutschen Schweiz, und in Elsaß seit uralten Zeiten ansässig, aber erst von Rudolf selbst durch Staatsklugheit und glückliche Kriegsabentheuer zu einer gewissen Bedeutung gebracht worden war. Ein Fürst so niedrigen Ranges und von so geringer Hausmacht indessen, wie der Habsburger, war noch niemals aus einer regelmäßigen

Königswahl hervorgegangen. Aber gerade die Schwäche Rudolf's galt bei mehreren der Kurfürsten für seine beste Eigenschaft, während andere derselben sich durch ihre für ihn abgegebene Stimme ein Anrecht auf die Hand einer der vielen Töchter des neuen Königs und damit allerlei ehrgeizige Hoffnungen zu erkaufen gedachten. — Daß es demselben an dem persönlichen Beruf für seine hohe Würde nicht fehle, war übrigens von allen Seiten zugestanden, und so wurde denn seine Thronbesteigung mit allgemeinem Jubel gefeiert.

Wenn der Erzbischof Werner an Rudolf von Habsburg insbesondere den kirchlichen Sinn gerühmt, so bestätigte der neue König das Wort des Kirchenfürsten dadurch, daß er, nach dem glänzenden Krönungsfeste in Aachen, eine seiner ersten Sorgen sein ließ, den guten Willen des Papstes Gregor X. durch die äußerste Zuvorkommenheit zu gewinnen. Gewarnt durch die Schicksale der Hohenstaufen und gesonnen, den gefährlichen und auch im glücklichen Falle unfruchtbaren italienischen Abentheuern und Händeln möglichst aus dem Wege zu gehen, verzichtete Rudolf von vornherein auf die Erneuerung der während des Zwischenreichs fast verschollenen Ansprüche des deutschen Königthums auf den herrschenden Einfluß jenseits der Alpen, womit denn die wesentliche Ursache der mehrhundertjährigen Feindseligkeit zwischen dem Reiche und dem Papstthume von selbst wegzufallen schien. Im Sinne einer schließlichen Auseinandersetzung der widerstreitenden italienischen Interessen des deutschen Thrones und des Stuhls Petri trug der König dem Papste alle Zugeständnisse entgegen, welche dieser zu Gunsten seines weltlichen Machtgebietes jemals verlangt hatte. Alle Besitzungen und Rechte, die Kaiser und Könige dem Papste zu irgend einer Zeit angeblich oder wirklich verliehen, wurden demselben von Rudolf feierlich gewährleistet, der überdies auf das Verlangen Gregor's X. auch Karl von Anjou als König von Sicilien und Lehensmann der römischen Curie förmlich anerkannte, wogegen ihm dann der Papst, mit

Beiseitesetzung der dringenden Rechtsverwahrungen des Königs Alfons von Castilien, der gerade jetzt sein Recht auf die deutsche Krone und den an derselben haftenden Anspruch auf das Kaiserthum mit großem Nachdruck geltend machte, die Anerkennung*) als deutscher König und die Anwartschaft auf die Kaiserkrönung zu Theil werden ließ. Außerdem verpflichtete sich Rudolf in einer 1275 zu Lausanne abgehaltenen persönlichen Zusammenkunft mit Gregor, zur Wiedereroberung des zum zweiten Male verlorenen Jerusalem einen Kreuzzug zu unternehmen, zu dessen Kosten er sich vom Papste einen Beitrag von 12000 Mark aus dem Kirchenzehnten vorausbewilligen ließ, von dessen Ausführung aber hinterdrein nicht mehr die Rede war.

Nachdem der König sich in solcher Weise, nicht ohne übergroße Selbstverleugnung, zu dem obersten Kirchenregimente in ein möglichst gutes Verhältniß gesetzt und aller italienischen Verwickelungen vorläufig entledigt, hatte er, soweit seine Kraft reichte, freie Hand für seine politischen Aufgaben in Deutschland. Diese Aufgaben aber waren ebenso wichtig wie schwer. Es handelte sich vor allen Dingen darum, eine staatliche Ordnung im Innern zu schaffen, welche bisher entweder ganz gefehlt, oder doch nur in langen Zwischenräumen für kurze Zeitabschnitte geherrscht hatte, und demnächst das deutsche Gesammtstaatsgebiet zu berichtigen, sicherzustellen und zu ergänzen. Für beide Zwecke fehlte dem Könige weder die Erkenntniß noch der Wille, wohl aber bis auf Weiteres die zureichende Macht.

In dem deutschen Staatsgebiete waren immer noch beträchtliche Landstriche mit französischer Bevölkerung einbegriffen, während umgekehrt kein Stück Landes deutscher Zunge, außer der westlichen Hälfte von Flandern, die schon bei den frühesten

*) Oder, nach dem doppelsinnigen Ausdrucke der darüber ausgestellten Urkunde, sogar die „Ernennung" zum deutschen Könige.

Theilungen des Frankenreiches aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissen worden, dem französischen Staate angehörte. Die deutsche Gränze gegen Frankreich lief von der Mündung der Schelde über Gent, Aloſt, Ath bis nach Cambrai, von wo sie sich in gerader Linie ostwärts bis über die Maas hinwegzog, deren rechtem Ufer sie in einiger Entfernung folgte, so daß Mezières und Sedan außerhalb derselben blieben. Oberhalb der letztgenannten Stadt sprang die Gränze auf das linke Maasufer hinüber, wo sie die Argonnen, St. Menehould, Bar, Ligny, Epinal, Remiremont, Plombieres einbegriff, Belfort und Mümpelgard dagegen, die der Freigrafschaft angehörten, ausschloß. Von den südlichen Abhängen der Vogesen zog sich die deutsche Gränze in der Richtung auf Pruntrut, ohne dasselbe jedoch zu erreichen, und folgte dann, fast ganz so wie die heutige Gränze der Schweiz, dem Jura bis nach Genf. Burgund, jenseits des Jura, mit der Freigrafschaft wurde zwar immer noch als ein Nebenland des Reichs angesehen, konnte aber in keiner Weise als für einen Theil von Deutschland gelten.

Die deutsche Südgränze fiel im Allgemeinen zusammen mit den jetzigen Gränzen der Schweiz, von Tyrol, Kärnthen und Krain, einschließlich sogar der sonderbaren Theilung der istrischen Halbinsel in eine deutsche und eine nichtdeutsche Hälfte, welche sich bis auf die neueste Zeit fortgesetzt hat. Da übrigens der größte Theil Oberitaliens „Reichsland" war, so blieben nach dieser Seite hin die Gränzbestimmungen natürlich an vielen Punkten zweifelhaft und unsicher.

Nach Osten hin hatten sich die noch jetzt bestehenden Gränzen von Steiermark, Oesterreich und Mähren gegen die ungarischen Länder seit geraumer Zeit festgestellt. Böhmen und Mähren, unter den Königen aus dem Hause der Premysliden, waren zwar Reichsland, zugleich aber ein slavischer Pfahl im deutschen Staatskörper. Schlesien hatte mit Deutschland noch gar nichts gemein, bildete vielmehr unter Herzogen

aus dem Geschlechte der Piasten ein polnisches Nebenland. Deutsche Gränzstädte gegen Großpolen waren Guben und Landsberg. Von Frankfurt abwärts folgte die Gränze der Oder.

Die festländische Nordgränze Deutschlands war, wie von Alters her mit wenigen Unterbrechungen, die Eider. Während die übrigen friesischen Inseln Deutschland angehörten, war Helgoland dänisch. Ebenso in der Ostsee Femarn und Rügen, das mit der benachbarten pommerschen Küste von einem slavischen Lehensmanne der Könige von Dänemark regiert wurde. Deutsch war die Küste von Greifswald bis zu der Mündung der Oder, deren rechtes Ufer dem Gebiete der unabhängigen wendischen Fürsten von Hinterpommern angehörte. Das Deutsch-Ordensgebiet an den Küsten der Ostsee und des finnischen Meerbusens stand zwar dem Namen nach in einem gewissen staatsrechtlichen Verhältnisse zu dem Reiche, aber es war kein lebendiges Stück Deutschland.

Innerhalb Deutschlands hatte nicht bloß der Reichsverband, sondern auch der natürliche, durch Stammverwandtschaft begründete und seiner Zeit durch staatliche Einrichtungen verstärkte Zusammenhang der einzelnen Landschaften beinahe gänzlich aufgehört. Neben und mit großen und kleinen weltlichen Machthabern waren Kirchenfürsten hohen und niedrigen Ranges, unter denen die drei rheinischen Erzbischöfe voranstanden, und eine beträchtliche Anzahl freier Städte zu einer beinahe vollständigen Selbstherrlichkeit gelangt, die kaum eine andere Schranke gelten ließ, als das Maaß der kriegerischen Kräfte, welches ihr zu Schutz und Trutz zu Gebote stand.

Von den großen Stammesherzogthümern blieb nur ein einziges übrig, das baierische, aber auch dieses beträchtlich geschmälert durch die seit mehr als hundert Jahren vollzogene Abtrennung der zum Herzogthum Oesterreich herangewachsenen Ostmark und unlängst von Neuem geschwächt durch den nach dem Tode Otto's des Erlauchten, des dritten baierischen Her-

zogs aus dem Hause Wittelsbach, zwischen dessen beiden Söhnen abgeschlossenen Erbvertrag, welcher das Land in zwei Herzogthümer, Oberbaiern und Niederbaiern, theilte. Uebrigens bezeichnete der herzogliche Titel, welchen eine ganze Reihe fürstlicher Familien angenommen, längst nicht mehr das mit entsprechender Macht ausgestattete *oberste Reichsamt*, sondern nur noch einen *fürstlichen Rang*, in einigen Fällen sogar nur einen *Anspruch*.

Dem Namen nach bestand auch das sächsische Herzogthum fort, jedoch nicht auf altsächsischem Boden, sondern im ehemaligen Wendenlande jenseits der Elbe, ohne einen Schatten seiner ehemaligen Bedeutung und jetzt unter zwei Linien des anhalt'schen Hauses getheilt, die sich von Wittenberg und von Lauenburg nannten. Die überwiegende Macht im Sachsenlande, wiewohl vorzugsweise nach Außen gekehrt, war jetzt bei den Seestädten. Neben denselben fielen das Herzogthum Braunschweig und die Grafschaft Holstein wenig ins Gewicht, weil beide bereits geschwächt durch mehrfache Erbtheilungen. Mecklenburg, unter seinem obotritischen, aber dem Deutschthum längst gewonnenen Fürstenhause, war gleichfalls heruntergekommen durch Zersplitterung. Die von Albrecht dem Bär gegründete Markgrafschaft Brandenburg dagegen hatte unter dessen Nachfolgern an Festigkeit sowohl wie an Ausdehnung nach Pommern, Polen und der Lausitz hin gewonnen und war nach wie vor der stärkste Stützpunkt des Deutschthums jenseits der Elbe. Nächst Brandenburg kam indessen auch die Markgrafschaft Meißen unter den Fürsten des Hauses Wettin empor, welche unlängst die wichtige Erbschaft der ausgestorbenen Landgrafen von Thüringen angetreten.

Unter den vielen Trümmern, in welche das ehemalige Herzogthum Franken zerschlagen war, bildete das ansehnlichste Bruchstück die Rheinpfalz mit der Hauptstadt Heidelberg, seit dem Tode des welfischen Pfalzgrafen Heinrich in Wittelsbach'schen Händen und mit Oberbaiern verbunden. Nächst der

Pfalz konnte von den fränkischen Gebieten nur noch Hessen ernstlicher in politischen Betracht kommen, insofern wenigstens, als es unter dem seit 1265 regierenden Hause Brabant als „Landgrafschaft" zu einer wichtigen Rolle in der deutschen Geschichte emporstrebte.

In noch größerer Zersplitterung als Franken befand sich Schwaben. Nicht ein einziges der bestehenden schwäbischen Landesgebiete bildete einen achtunggebietenden staatlichen Körper; binnen der nächsten Jahrzehnte aber sollte aus der unbedeutenden Grafschaft Würtemberg eine neue schwäbische Vormacht erwachsen.

An der nordwestlichen Gränze des Reichs und in ziemlich zweideutigem Verhältnisse zu demselben behaupteten die Herzoge von Lothringen eine ansehnliche Machtstellung, deren Wichtigkeit durch die Nachbarschaft Frankreichs erhöht wurde. Oberlothringen sowohl, das Land an der Mosel, mit der Hauptstadt Nancy, wie Niederlothringen, das übrigens seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Namen des Herzogthums Brabant führte, mit den Hauptstädten Löwen, Antwerpen, Brüssel, verleugnete seine Reichsangehörigkeit wenigstens eben so oft, als sie dieselbe gelten ließ. In noch höherem Grade geschah dies von der Grafschaft Flandern, die, auf beiden Ufern der Schelde gelegen, mit ihrer westlichen Hälfte zu Frankreich gehörte, während die östliche Hälfte, ein ehemaliger Bestandtheil Niederlothringens, Reichsland war. — In den übrigen Niederlanden standen die Grafen von Holland — zwischen der Nordsee und dem Zuydersee — den andern Machthabern voran, nachdem sie sich eines großen Theils von Westfriesland (auf dem linken Ufer der Yssel), bemächtigt, während Ostfriesland (zwischen Yssel und Weser), trotz vielfältiger Anfeindungen durch die holländischen Grafen und durch die Bischöfe von Utrecht, seine republikanische Unabhängigkeit immer noch behauptete, mit Verzicht freilich auf jede thätige Rolle in den Angelegenheiten des Reichs.

Der bei Weitem mächtigste Reichsfürst war ein Fremdling unter dem deutschen Volke und auf deutschem Boden, Ottokar II., König von Böhmen, der auch Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und einige benachbarte Reichsländer an sich gebracht und sich dadurch eine für Deutschland vollends unerträgliche Stellung geschaffen hatte. Ottokar, der Sohn eines tschechischen Vaters und einer deutschen Mutter, war ein für die Werke des Kriegs und des Friedens hochbegabter Fürst, von großem Ehrgeiz und großer Thatkraft, dessen Machtstellung und dessen Pläne das Reich mit ernstlichen Gefahren bedroheten. Sein leitender Staatsgedanke ging darauf hinaus, die Erbschaft des deutschen Königthums anzutreten, welches durch Uneinigkeit und Selbstsucht der deutschen Fürsten einem unaufhaltsamen Verfall preisgegeben sei und durch eine neue Schutzmacht des civilisirten und rechtgläubigen Abendlandes, gegenüber der östlichen Barbarei des abtrünnigen Rußland und des immer noch halb heidnischen Ungarn, ersetzt werden müsse — also der Gedanke einer politischen Nothwendigkeit, ganz ähnlich derjenigen, auf welcher später das Haus Oesterreich aufgebaut werden sollte.

In diesem Sinne hatte Ottokar die Anerkennung Rudolf's von Seiten des Papstes zu hintertreiben gesucht, zunächst unter Berufung auf den bei dessen Wahl dadurch begangenen Formfehler, daß er selbst, der böhmische König, wider alles Herkommen zu dem Reichswahltage — in Folge des allgemeinen Mißtrauens der übrigen Reichsfürsten — nicht geladen worden war. Durch diese Umtriebe, obgleich sie fehlschlugen, kam zu der falschen Stellung, in welcher sich Ottokar zu dem Reiche überhaupt befand, ein persönliches Mißverhältniß desselben zu dem Könige Rudolf, der also doppelten Grund hatte, mit dem Tschechenfürsten Abrechnung zu halten.

Den nächstliegenden Anlaß dazu bot die Eigenmacht, kraft deren Ottokar während des Zwischenreichs Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und selbst einen Theil von Friaul in

Besitz genommen. Nachdem auf verschiedenen Reichstagen vergeblich die Aufforderung an Ottokar ergangen war, die Reichslande, deren er sich widerrechtlich bemächtigt, als heimgefallene Lehen herauszugeben, wurde er im Sommer 1276 in die Acht erklärt, zu deren Vollziehung sich Rudolf inzwischen nach besten Kräften gerüstet. Die kriegerischen Mittel, welche dem deutschen Könige gegen den böhmischen zu Gebote standen, waren jedoch von sehr zweifelhafter Zulänglichkeit, denn aus ganz Norddeutschland*) folgte kein einziger der Reichsstände dem Aufgebot Rudolf's und von den mächtigern süddeutschen Fürsten leistete ihm nur Herzog Ludwig von Pfalz-Baiern, sein Schwiegersohn, raschen und wirksamen Zuzug. Erst ein kräftiger und erfolgreicher Aufstand des steiermärkischen und kärnthen'schen Adels gegen die böhmische Herrschaft brachte eine zahlreichere süddeutsche Reichshülfe in Fluß. Oesterreich, wo ein Theil des Adels und der Städte hartnäckig zu Ottokar hielt, mußte Stück um Stück erobert werden und Wien selbst fiel erst nach fünfwöchiger Belagerung in die Hand Rudolf's. Nach dem Verluste der österreichischen Hauptstadt zeigte sich Ottokar zum Frieden bereit, der ihm, gegen Verzicht auf die streitigen Reichslande und unter Anerkennung des deutschen Königs als Lehensherrn von Böhmen und Mähren, zugestanden wurde. — Rudolf behielt die von Ottokar abgetretenen Länder bis auf Weiteres in eigener Verwaltung, nahm seinen Sitz in Wien und traf eine Reihe von Anordnungen, welche geeignet waren, die Bevölkerung, insbesondere aber die Ritterschaft, für das neue Regiment zu gewinnen.

Der böhmische König indessen gab seine Sache in Oesterreich und den benachbarten Reichslanden noch keineswegs für

*) Der Markgraf Otto von Brandenburg stand im Gegentheil sogar auf der Seite des böhmischen Königs und fand sich in dessen Lager ein, wenn auch vielleicht nicht als wirklicher Theilnehmer an dem Kriege.

verloren. Gestachelt von dem Ehrgeize seiner Gemahlin und dem eigenen Stolze rüstete er zu neuem Kampfe, für welchen er weit und breit Bundesgenossen warb: im Norden und Süden Deutschlands mit Hülfe von Bestechung und unter wirksamer Ausbeutung der bereits lebhaft rege gewordenen Eifersucht auf die rüstig emporstrebende habsburgische Macht; in Polen, indem er sich, obgleich er bisher zum großen Aergerniß der Tschechen der eifrigste Förderer des Deutschthums in Böhmen gewesen, als den Vorkämpfer des Slaventhums gebärdete; in Schlesien, dessen piastische Herzoge jetzt fast unabhängig von Polen und noch außer allem staatlichen Verbande mit Deutschland waren, durch seine guten Dienste als mächtiger Nachbar; in den streitigen Ländern selbst durch Anstiftung gefährlicher Verschwörungen. Unter dem Vorwande eines Krieges gegen Ungarn versammelte Ottokar im Sommer 1278 eine beträchtliche Streitmacht, zu welcher, neben polnischen und schlesischen Hülfsvölkern, auch brandenburgische, meißnische, thüringische und baierische Aufgebote stießen. Unvorbereitet und von allen Reichsfürsten, mit Ausnahme des Grafen Meinhard von Tyrol, des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern und einiger Bischöfe, im Stiche gelassen, zog Rudolf ein an der Gränze stehendes ungarisches Heer an sich, das indessen bei Weitem nicht stark genug war, um die große Ueberlegenheit des Feindes der Zahl nach einigermaßen auszugleichen. Als aber am 26. August die Heere Rudolf's und Ottokar's am rechten Ufer der March aufeinander stießen, gab nicht die Zahl den Ausschlag, sondern die Kriegskunst oder das Kriegsglück des Habsburgers; nach heißem Kampfe verlor der böhmische König die Schlacht und das Leben.

Der Tag auf dem Marchfelde war einer der folgenreichsten in der bisherigen deutschen Geschichte. Durch den errungenen Sieg und dessen Nachwirkungen auf die böhmischen Zustände selbst wurde das Tschechenthum und dessen gefährliche Feindschaft für einige Zeit entwaffnet und der Grund

gelegt zu der habsburgischen Macht, welche auf Jahrhunderte hinaus zum Schwerpunkte Deutschlands nicht nur, sondern ganz Europa's werden sollte. Dank insbesondere der wohlberechneten Mäßigung, mit welcher Rudolf die Vortheile des Augenblicks benutzte. Böhmen und Mähren überließ er, unter Erneuerung ihrer Verpflichtungen gegen das Reich, dem jungen Sohne Ottokar's, Wenzel, welchen er zugleich durch Verheirathung mit einer seiner Töchter für seine Familieninteressen zu gewinnen suchte und dessen Regierung in der That ganz im deutschen Sinne geführt wurde. Oesterreich, Steiermark und Krain verlieh der König erst nach mühsam erlangter Zustimmung der Kurfürsten seinen beiden Söhnen Rudolf und Albrecht zur gesammten Hand, das heißt zu gemeinschaftlichem Rechte, auf Kärnthen dagegen verzichtete er, wiewohl zögernd und ungern, zu Gunsten des Grafen Meinhard von Tyrol, welchem er großen Dank schuldig war. Mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, dem Herzoge Heinrich von Niederbaiern und den übrigen Reichsfürsten, die dem Könige Ottokar Beistand geleistet, kam es theils vertragsmäßig, theils stillschweigend zu gütlichem Abkommen.

Nachdem Rudolf fünf Jahre in Oesterreich und den benachbarten Landschaften zugebracht, unabläßig beschäftigt, die Grundlagen der Macht seines Hauses zu bauen und zu befestigen, kehrte er im Sommer 1281 in das Innere des Reiches zurück, das inzwischen unter dem gewohnheitsmäßigen Unfrieden seiner großen und kleinern Machthaber schwer gelitten hatte. Eine Hauptursache der Fehden, welche Deutschland verwüsteten, war seit geraumer Zeit das Bestreben der Landesherren, ihre nach den verschiedensten Erwerbsarten zusammengebrachten und eben deshalb meistens sehr zerstückelten Besitzungen zu möglichst geschlossenen Staatsgebieten abzurunden, ein Bestreben, dessen Erfolge jedoch durch das geltende Erbrecht, nach welchem die Fürstenthümer der nämlichen Theilung unterlagen, wie das Privateigenthum, fast nach jedem

Menschenalter von Neuem preisgegeben wurden und das also niemals zur dauernden Befriedigung kommen konnte. Das königliche Ansehen Rudolf's war bei Weitem nicht groß genug, um ihm ein gebieterisches Einschreiten gegen die gefährlichsten Störer des Reichsfriedens zu gestatten; durch Unterhandlung indessen gelang es ihm, in Baiern, Franken, Schwaben die freiwillige eidliche Verpflichtung der Machthaber auf den Landfrieden für eine Reihe von Jahren zu erlangen, ein Schwur, der denn freilich in jeder dieser Landschaften auf besondere Bedingungen geleistet und in keiner derselben gewissenhaft erfüllt wurde. Eine spätere Verkündigung des Landfriedens für das ganze Reich, obgleich unterstützt durch die von einem Concil in Würzburg ausgesprochene Androhung der strengsten kirchlichen Strafen gegen die Uebertreter, blieb vollends ohne Wirkung, besonders in Norddeutschland. Nur gegen das gemeine Raubritterthum kam es hie und da zu einem erfolgreichen königlichen Einschreiten, wie denn namentlich in Thüringen, gelegentlich eines Reichstags zu Erfurt, welcher Rudolf zum ersten und letzten Male nach Norddeutschland führte, mehr als sechzig Raubburgen geschleift und bei dreißig ritterliche Straßenräuber gehängt wurden.

Nächst Oesterreich war Schwaben, das Land, welchem er durch seine Geburt und durch sein Erbgut angehörte, der eigentliche Tummelplatz der Thätigkeit und der Interessen Rudolf's. Das schwäbische Herzogthum zu Gunsten seines ältesten Sohnes wiederherzustellen, war ein Lieblingsplan des Königs, welcher zwar bei dem ihm eng befreundeten Hause der Hohenzollern lebhafte Unterstützung fand, aber gegen den heftigen Widerstand der Grafen von Würtemberg, Sigmaringen, Baden und anderer seit dem Verfall des herzoglichen Amtes emporgekommenen fürstlichen Machthaber nicht durchdringen konnte.

Nicht viel glücklicher war Rudolf mit seinen Versuchen, die alten Ansprüche des Reiches auf Burgund zum Vortheile seines Hauses aufzufrischen. Seine zu diesem Zwecke noch im

sechsundsechzigsten Jahre eingegangene Ehe mit der vierzehnjährigen Schwester des Herzogs oder Grafen Robert, von Burgund benannt, und Inhaber eines beträchtlichen Theils des zertrümmerten burgundischen Königreichs, blieb unwirksam, und wenn er dem Grafen von Savoyen, im ehemaligen Hochburgund, nach langen Kämpfen endlich Murten und Peterlingen abgewann, so scheiterte er um so unrühmlicher in seinen Anschlägen auf Bern, die wichtigste Stadt im deutschen oder Kleinburgund. Die natürliche Folge des Fehlschlagens dieser Unternehmungen war, daß der ohnehin in fast allen vormals burgundischen Landen längst überwiegende französische Einfluß neuen Vorschub erhielt. Die nämliche Erscheinung trat an der ganzen Westgränze des Reichs, in Lothringen, Brabant, Flandern, Geldern und dem Hennegau deutlich hervor — ein sprechendes Zeugniß der Fortdauer des seit Anfang des Jahrhunderts in dem Machtverhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich vorgegangenen Wechsels.

An seiner östlichen Gränze dagegen gewann das Reich unter Rudolf einen neuen Zuwachs dadurch, daß die piastischen Herzoge von Oberschlesien, um sich gegen die Feindseligkeiten Polens zu schützen, den böhmischen König Wenzel als ihren Lehensherrn anerkannten, der überdies die nach Erbrecht von ihm beanspruchten Herzogthümer Breslau, Krakau und Sandomir sich von Rudolf als unmittelbare Reichslehen übertragen ließ. — Auch die alten Ansprüche des Reichs auf die Lehensherrlichkeit über Ungarn erneuerte Rudolf, indem er nach dem 1290 eingetretenen Tode des kinderlosen Königs Ladislaus die ungarische Krone seinem eignen Sohne Albrecht förmlich zusprach, gegen welchen jedoch der arpadische Andreas die Oberhand gewann.

Ohne einen Römerzug unternommen und die Kaiserkrone eingeholt zu haben, starb Rudolf, 73 Jahre alt, im Sommer 1291 zu Speier, wo er, auf eigne Anordnung, neben dem Hohenstaufen Philipp beigesetzt wurde. Um der Wiederher-

steller des Reichs zu sein, für den er in der irrigen Auffassung späterer Zeiten gegolten, hatte ihm vielleicht keine einzige der erforderlichen persönlichen Eigenschaften gefehlt, wohl aber alle auch nur halbwegs zulängliche Macht. Im Bewußtsein seiner Zeitgenossen füllte Rudolf den Thron so wenig aus, daß ein Ersatzmann aus dem Jenseits im deutschen Volke zu wiederholten Malen weit und breit willkommen geheißen wurde. Der alte Kaiser Friedrich, hieß es bald hier bald dort, sei wieder erschienen, und das Bedürfniß der Zeit und der große Name verschafften den Abentheurern, die sich denselben beigelegt, massenhaften Anhang, der in einem Falle dem königlichen Ansehen und selbst den Waffen Rudolf's Jahre lang Trotz bot. Das eifrige Bemühen des Königs um Begründung der habsburgischen Hausmacht, das man demselben oft als unwürdigen Eigennutz angerechnet, war demnach nicht bloß ein Gebot der Staatsklugheit, sondern auch eine unabweisliche Aufgabe der königlichen Pflichten gegen das Reich.

Nach aller bisherigen Uebung hatte der einzige überlebende Sohn Rudolf's, Herzog Albrecht von Oesterreich, den nächsten Anspruch auf den erledigten Thron. So gefährlich aber erschien der habsburgische Ehrgeiz bereits den Reichsfürsten, daß es dem verstorbenen Könige trotz der eifrigsten Bewerbungen nicht gelungen war, auch nur eine einzige kurfürstliche Stimme, außer derjenigen seines Eidams, Ludwig von Baiern, für seinen Sohn zu gewinnen. Statt des Herzogs Albrecht wurde auf dem Reichstage zu Frankfurt im Mai 1292, unter dem Einflusse des Erzbischofs Gerhard von Mainz, dessen Vetter, Graf Adolf von Nassau, gewählt, ein tapferer Kriegsmann, wohl unterrichtet und nicht ohne staatsmännische Befähigung, aber so arm an Hausgut, daß er

genöthigt gewesen, aus dem Solddienste eine Erwerbsquelle zu machen. Harte Bedingungen, welche ihm vor seiner Wahl insbesondere durch die drei geistlichen Kurfürsten auferlegt worden, sollten dem Könige überdies einen beträchtlichen Theil der der deutschen Krone noch verbliebenen Rechte und Einkünfte entziehen. So wurde denn Adolf von vornherein durch eine peinliche Nothlage in die Versuchung gebracht, jedes Mittel zum Gewinn von Geld und Gut willkommen zu heißen. Dem Könige von England verkaufte er seine Bundesgenossenschaft gegen Frankreich, die ihm dafür gezahlten Gelder aber verwendete er, ohne die versprochenen Dienste zu leisten, auf die Benutzung der ersten sich ihm darbietenden Gelegenheit, Land und Leute in Deutschland zu erwerben. Nach dem Tode des Markgrafen von Meißen nämlich erhandelte er von dessen nächstem Erben, dem Landgrafen Albrecht von Thüringen, der seine Söhne, Friedrich mit der gebissenen Wange und Tiezmann, mit unnatürlichem Haß verfolgte und erblos machen wollte, nicht bloß Meißen, sondern auch Thüringen, und bemächtigte sich zunächst des ersten der beiden Länder mit Anwendung der blutigsten Gewaltmittel gegen die widerstrebende Einwohnerschaft.

Der Unwille über diese Handlungsweise, welche nicht bloß das Reich herabwürdigte, sondern auch das gemeinschaftliche Familieninteresse aller fürstlichen Häuser tief verletzte, machte dem Könige einen großen Theil seines bisherigen Anhanges unter den Reichsfürsten abwendig und belebte dadurch von Neuem die Nebenbuhlerschaft Albrecht's von Oesterreich, der nach der Wahl Adolf's nur zögernd und sicherlich nicht ohne stillschweigenden Vorbehalt seine Ansprüche auf die Krone hatte fallen lassen, deren Bethätigung ihm anfänglich durch Krieg in Ungarn, durch Aufstände in Oesterreich und Steiermark und durch drohende Bewegungen selbst in den oberschwäbischen Erblanden der Habsburger, namentlich in Schwyz, Uri, Unterwalden erschwert worden war.

Eine Unterstützung seiner ehrgeizigen Absichten suchte und fand Herzog Albrecht bei dem französischen Könige Philipp dem Schönen, welcher die bereits gewohnheitsmäßigen Uebergriffe Frankreichs in die Rechte und in das Gebiet des deutschen Reichs, namentlich in Burgund und Flandern, mit großem Erfolge fortsetzte. Der Adel in diesen Gränzlanden zwar pflegte zu dem Reiche zu halten, bei dessen Ohnmacht seine Selbstherrlichkeit ihre Rechnung fand, die Städte dagegen neigten entschieden zu Frankreich, dessen starkes Königthum ihnen eine Sicherheit versprach, die Deutschland nicht zu gewähren im Stande war. Die Freigrafschaft wurde von ihrem Inhaber, einem unzweifelhaften Lehnsträger des Reichs, an Philipp den Schönen verkauft, die freie Reichsstadt Bisanz oder Besançon bezeugte das lebhafte Verlangen, gleichfalls in Frankreich einverleibt zu werden, Valenciennes huldigte dem französischen Könige, der sich überdies mit den Waffen zum Alleinherrn in ganz Frankreich zu machen trachtete, mit Freuden, ohne daß Deutschland andere Mittel der Gegenwehr gefunden hätte, als diplomatischen Widerspruch. Auf seine eignen Kräfte beschränkt, mußte Flandern, unter dem Vortritt von Brügge und Gent, den Kampf für seine städtischen Freiheiten und seine landschaftliche Unabhängigkeit allein ausfechten, der sich bis an das Jahr 1304 hinzog und trotz manchen blutigen Sieges, namentlich der bei Kortryk 1302 gewonnenen „Sporenschlacht", in welcher die beste französische Ritterschaft fiel, so daß 5000 Paar goldene Sporen erbeutet wurden, damit endete, daß Frankreich Lille, Douai und andere flandrische Städte sich einverleibte.

Mit jedem neuen Erwerbe aber steigerten sich die Ansprüche Philipp's des Schönen. Seine Entwürfe reichten bereits bis zu dem Gedanken der Rheingränze, die ihm durch Albrecht von Oesterreich in einem Bündnisse gegen den gemeinschaftlichen Gegner, den deutschen König Adolf, in der That zugestanden worden sein soll. — Durch einen zweiten landesverrätherischen Vertrag versicherte sich Herzog Albrecht des

Beistandes des Königs Wenzel von Böhmen, indem er demselben, als Preis seiner Unterstützung, die Entlassung aus dem Reichsverbande zusagte, soweit dieser irgend welche Verpflichtungen für Böhmen mit sich brachte.

Im geheimen Einverständnisse mit Erzbischof Gerhard von Mainz und einigen andern Kurfürsten, denen der König die vor seiner Wahl gemachten Versprechungen nicht gehalten, oder den von ihnen beanspruchten Einfluß versagte, rückte Herzog Albrecht im Frühjahre 1298 in's Feld gegen Adolf, der zwar anfänglich durch Kriegskunst und Kriegsglück einige wichtige Erfolge über den Gegner gewann, im weitern Verlaufe der Ereignisse aber in entschiedenen Nachtheil gegen denselben gerieth, so daß der Erzbischof Gerhard nunmehr die möglichst lange festgehaltene Maske der Treue gegen den von ihm selbst auf den Thron gehobenen König ohne Gefahr abwerfen zu können glaubte. In einer auf seinen Betrieb am 23. Juni in Mainz abgehaltenen Fürstenversammlung — deren sämmtlichen Theilnehmern dies Mal das volle Stimmrecht eingeräumt wurde, das nach der neuern Uebung nur noch den Kurfürsten zukam — erging gegen König Adolf der Spruch auf Thronentsetzung wegen verschiedener ihm in allgemeinen Ausdrücken zur Last gelegten Versündigungen, insbesondere gegen die Rechte der Kirche. Zugleich wurde Herzog Albrecht von Oesterreich tumultuarisch als sein Nachfolger ausgerufen. Einige Tage später, am 2. Juli, kam es auf dem Hasenbühel bei Göllheim, am Fuße des Donnersberges, zwischen den beiden Gegenkönigen zur Entscheidungsschlacht, in welcher Albrecht den vollständigen Sieg gewann, und Adolf, nach heldenhaftem persönlichen Kampfe, auf dem Platze blieb.

Der Erzbischof von Mainz war indessen keineswegs gesonnen, Albrecht ohne Weiteres als rechtmäßigen Nachfolger

Adolf's gelten zu lassen, berief vielmehr einen Reichstag nach Frankfurt, auf welchem die regelrechte Wahl Albrecht's vorgenommen wurde, nachdem derselbe sich durch Vertrag und Gelöbniß den Kurfürsten gegenüber noch fester gebunden, als sein Vorgänger. Obgleich der neue König aber insbesondere die Rechte der Kirche und der geistlichen Fürsten im weitesten Umfange hatte gewährleisten müssen, verweigerte ihm der Papst, Bonifacius VIII., als einem Empörer gegen seinen König und Herrn und weil die Wahl Albrecht's ohne vorgängige Zustimmung des römischen Stuhls vor sich gegangen, seine Anerkennung. Darüber kam es einerseits zu neuen Einverständnissen zwischen Albrecht und Philipp dem Schönen von Frankreich, dem alten Feinde des Papstes, und andererseits zu heftigen Zerwürfnissen zwischen dem Könige und den rheinischen Kurfürsten, welche von der französischen Bundesgenossenschaft neue Gefahren für ihren Einfluß und für ihre Interessen voraussahen, zumal Albrecht mit Hülfe derselben jetzt ziemlich offen darauf hinarbeitete, die deutsche Krone in seinem Hause erblich zu machen. Das Land der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln wurde von Albrecht unter französischem Beistande schonungslos verwüstet und in dem durch königliche Waffengewalt erzwungenen Frieden mußten dieselben außer andern Vortheilen, welche sie der bisherigen Schwäche der königlichen Gewalt verdankten, namentlich die zum großen Schaden des Verkehrs und des städtischen Wohlstandes willkürlich von ihnen angelegten Rheinzölle, aufgeben.

Als bald darauf ein Streit um die Erbschaft des letzten Grafen von Holland die Könige von Deutschland und Frankreich mit einander verfeindete, näherte sich Albrecht dem Papste, dessen Oberhoheit er jetzt förmlich anerkannte und gegen den er überdies die Verpflichtung übernahm, dem Schützlinge und Lehensmanne der römischen Curie, Robert von Anjou, Sohn des Königs von Neapel, zu dem 1301 erledgten iThrone von Ungarn zu verhelfen — ein Versprechen, welches eine schwere

Verzichtleistung auf eigne Ansprüche und Pläne Albrecht's in sich schloß, aber gleichwohl mit ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit und vollständigem Erfolg erfüllt wurde. — Albrecht versuchte, sich an Böhmen schadlos zu halten, dessen König Wenzel als Mitbewerber Robert's von Anjou um die ungarische Krone aufgetreten war und dem deutschen Könige dadurch einen Kriegsvorwand gegeben hatte. Der Angriff auf Böhmen scheiterte indessen an dem übeln Willen der Reichsfürsten, die den König zwar in den Krieg begleitet hatten, aber keineswegs gewillt waren, dem Hause Habsburg zu der beabsichtigten neuen Machtvergrößerung behülflich zu sein. Als jedoch nach wenigen Jahren, 1305, der König Wenzel starb und einige Monate später auch sein einziger Sohn mit Tode abging, da gelang es Albrecht, seinen Sohn Rudolf, durch Verheirathung mit der Wittwe Wenzel's, auf den böhmischen Thron zu bringen. Aber schon 1307 starb Rudolf an Gift, wie es hieß, und da er während seiner kurzen Regierung den Haß der Tschechen gegen das Haus Habsburg auf den höchsten Grad gesteigert, so kam die böhmische Krone, trotz der kriegerischen Anstrengungen, die König Albrecht machte, um dieselbe in seiner Familie zu erhalten, an Herzog Heinrich von Kärnthen, der in den Augen des Landes wenigstens das Verdienst hatte, kein Oesterreicher zu sein.

Nicht minder erfolglos blieb der Versuch Albrecht's, die Erbschaft der mehr als zweifelhaften Ansprüche seines Vorgängers auf Meißen und Thüringen anzutreten. Nach dem Tode König Adolf's hatten sich die Wettin'schen Brüder Friedrich mit der gebissenen Wange und Tiezmann der einen Hälfte der väterlichen Erbgüter mit den Waffen in der Hand bemächtigt und als Albrecht 1307 ein Heer unter dem Burggrafen von Nürnberg in ihr Land einrücken ließ, erlitt dasselbe bei Lucka in der Nähe von Altenburg eine vollständige Niederlage, welche auch nach dieser Seite hin die habsburgischen Anschläge vereitelte.

Wenige Monate später durchkreuzte noch ein anderer Schicksalsschlag die Vergrößerungspläne Albrecht's, ein scheinbar geringfügiges Mißgeschick, aber von tiefgreifenden und nachhaltigen Wirkungen. Wie weiland König Rudolf, so war auch Albrecht mit besonderem Eifer darauf ausgegangen, das habsburgische Hausgut in Oberschwaben abzurunden und wie der Vater, so hatte auch der Sohn durch Vertrag und anderweitige Mittel zwischen den Alpen und dem Schwarzwalde manchen glücklichen Erwerb gemacht. Einige freie Bauerngemeinden am Vierwaldstättersee aber behaupteten beharrlich ihre Unabhängigkeit gegen alle Versuche der Einverleibung in das sie umgränzende habsburgische Gebiet. Wie an den Küsten der Nordsee, so gab es im deutschen Binnenlande und besonders in den Gebirgen Süddeutschlands von der Urzeit her einige Landschaften, die seit dem Entstehen des deutschen Gesammtstaatswesens die Reichsunmittelbarkeit bewahrt, also niemals einer der unter dem deutschen Königthum aufgekommenen fürstlichen Herrschaften angehört hatten. Reichsfreie Lande dieser Art waren die „Waldstätte" Schwyz, Uri, Unterwalden. Mochten die Bewohner derselben den benachbarten Grundherren oder Klöstern zu mancherlei Abgaben und Leistungen verpflichtet sein, so standen sie doch nur unter der obersten Verwaltung und unter der Gerichtsbarkeit, dem Blutbanne, des Reichs, das seine entsprechenden Rechte durch einen vom Kaiser bestellten Vogt ausübte. Dieses Verhältniß aufrecht zu erhalten, war für die Waldstätte, besonders zum Schutze der persönlichen Freiheit ihrer Bevölkerung, von größtem Werthe, während die habsburgische Hauspolitik in der Befreiung der drei Gemeinden von der habsburgischen Gerichtsbarkeit ein störendes Hinderniß fand.

Entschlossen, dieses Hinderniß zu beugen oder zu brechen, scheute sich Albrecht nicht, die Reichsvogtei über die Waldstätte mit doppelt gehässigem Mißbrauch der königlichen Gewalt in die Hände habsburgischer Dienstmänner mit dem Auftrage zu

legen, den Waldstätten ihre Reichsunmittelbarkeit durch planmäßige Mißhandlung zu verleiden und die österreichische Landesherrlichkeit zur rettenden Zuflucht für dieselben zu machen. Die königlichen Vögte Geßler, Landenberg, Wolfenschießen walteten ihres ehrlosen Amtes gewissenhaft. Ihre Gewaltherrschaft, an welcher die altheidnische Sage von dem Apfelschuß Tell's einen neuen Anknüpfungspunkt gefunden*), brachte das Volk der Waldstätte zu der Gegenwehr der Verzweiflung. Eine Verschwörung und ein Aufstand, deren schließliches Gelingen jenseits aller Wahrscheinlichkeit lag, machte dem Regimente der Vögte ein Ende, deren Zwingburgen gebrochen und die mit ihrer Mannschaft aus dem Lande vertrieben wurden. — Zu Brunnen am See beschwuren hierauf die drei Waldstätte am 6. Januar 1308, mit Vorbehalt aller Rechte von Kaiser und Reich, das Bündniß zu Schutz und Trutz, dem unter dem Namen der schweizerischen Eidgenossenschaft eine große Zukunft vorbehalten war.

König Albrecht begab sich in die unmittelbare Nähe des Schauplatzes der erlittenen Niederlage und er schien nur die Hand aufheben zu müssen, um dieselbe zu rächen. Sein Sinn aber war so sehr auf die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge nach Böhmen gerichtet, daß er die unbedeutende Sache der Waldstätte einstweilen auf sich beruhen ließ. Unter den Mitgliedern der königlichen Familie, die sich in der Umgebung Albrecht's befanden, war auch Johann, der Sohn von Albrecht's früh verstorbenem Bruder Rudolf, von welchem er den herzoglichen Titel geerbt, während ihm jeder Antheil an den väterlichen und großväterlichen Besitzungen von seinem Oheim immer noch vorenthalten wurde. In der eifrigen Sorge

*) Die Ergebnisse der neuesten Forschung haben übrigens auch die Geschichte der Verschwörung, des Aufstandes und der Erstürmung der Burgen höchst zweifelhaft gemacht.

um die Vermehrung der habsburgischen Macht konnte es Albrecht nicht über sich gewinnen, den bereits vorhandenen Bestand derselben zur Befriedigung seines Neffen um irgend einen Bruchtheil zu vermindern, obgleich das unzweifelhafte Recht der Zeit auf dessen Seite war. Immer von Neuem mit Ausreden und Vertröstungen auf die Zukunft hingehalten, wurde Johann nach und nach von tiefer Erbitterung gegen seinen Oheim erfüllt und im Verkehr mit einigen Altersgenossen, die ähnliche Beschwerden gegen den König hatten, endlich zum Theilnehmer an einer Verschwörung gegen dessen Leben. Am 1. Mai 1308, auf einer Lustfahrt, wurde König Albrecht von seinem Neffen und dessen Mitverschworenen in der Nähe von Rheinfelden an der Reuß überfallen und ermordet. Nach vollbrachter That, bei welcher offenbar jeder Gedanke auch nur an die nächste Stunde gefehlt hatte, stoben die Mörder nach allen Richtungen auseinander. Die meisten derselben kamen nie wieder zum Vorschein. Einer von ihnen aber, Rudolf von Wart, wurde eingefangen und an ihm nicht nur, sondern auch an seinen Angehörigen und an den Angehörigen seiner Mitschuldigen ward, besonders auf Betrieb der Wittwe Albrecht's, Elisabeth, eine Rache geübt, welche gräßlicher war, als das Verbrechen, dem sie galt.

Das deutsche Volk blieb bei dem Tode des Königs eben so gleichgültig wie die deutschen Fürsten. Albrecht, obgleich mit bedeutenden Herrschergaben ausgestattet, hatte durch finstern Sinn, Kälte und Härte alle Welt abgestoßen und ungeachtet manchen verdienstlichen Eingreifens in die öffentlichen Verhältnisse weder im Reich noch in seinen Erblanden irgend einen aufrichtigen und warmen Dank gefunden. In Oesterreich wurde sein Tod wie das Zeichen der Befreiung von dem unerträglichen Druck habsburgischer Herrschaft aufgenommen. Eine Empörung brach aus, an deren Spitze Wien selbst sich stellte. Die Söhne Albrecht's indessen wurden derselben nach hartem Kampfe Meister und bezeugten durch die berechnete Grausamkeit ihrer Rache, daß der Geist ihres Vaters in ihnen fortlebe.

Bei der Frage nach der Wiederbesetzung des erledigten Thrones kamen die Söhne Albrecht's, Friedrich und Leopold von Oesterreich, gar nicht in Betracht und eben so wenig getraute sich irgend ein anderer der mächtigern Reichsfürsten als Bewerber um die Krone ernstlich aufzutreten. Dagegen wagte der König von Frankreich, Philipp der Schöne, den deutschen Thron für seinen Bruder, Karl von Valois, zu beanspruchen, und zwei der Kurfürsten, der Erzbischof von Köln und der Herzog von Sachsen, hatten in der That den Muth, die französische Bewerbung zu unterstützen. Auf dem nach einer kurfürstlichen Vorberathung zu Rense am Rhein in Frankfurt abgehaltenen Wahltage indessen vereinigten sich, unter dem Einflusse des Erzbischofs von Trier, die Stimmen auf dessen Bruder, den Grafen Heinrich von Luxemburg, der die Krone, gleich seinen nächsten Vorgängern, mit weitgehenden Zugeständnissen an die Herrschsucht und die Habgier, insbesondere der geistlichen Kurfürsten, bezahlen mußte. Zum Vortheile derselben wurden namentlich die Rheinzölle, welche Albrecht aufgehoben, nicht nur wiederhergestellt, sondern sogar noch vermehrt.

Bald nach seiner am 6. Januar 1309 erfolgten Krönung in Aachen trug der Zufall dem Könige selbst einen unverhofften Gewinn entgegen. Heinrich von Kärnthen hatte sich auf dem böhmischen Throne binnen Jahr und Tag im höchsten Grade verhaßt gemacht, eine mächtige Parthei arbeitete an seinem Sturze, befreite die von Heinrich gefangen gehaltene Tochter des vorletzten Königs Wenzel und ließ deren Hand mit der Krone von Böhmen dem jungen Sohne Heinrich's von Luxemburg, Johann, anbieten. Dieser Vorschlag fand

Annahme; Heinrich von Kärnthen, weil er Böhmen nicht vom Reiche zu Lehen genommen habe, wurde abgesetzt und räumte dem Luxemburger Johann den Platz fast ohne Widerstand.

König Heinrich, der Siebente seines Namens, war von dem Einflusse des französischen Geistes, welcher, Dank dem staatlichen Uebergewichte Frankreichs, an den westlichen deutschen Grenzen seit einem Jahrhunderte ununterbrochen Fortschritte gemacht, um so weniger frei geblieben, als er einen Theil seiner Jugend am französischen Hofe zugebracht — Freund des Gepränges, der Schaustellung, des Eindrucks auf die Einbildungskraft der Menge. Zugleich jedoch war er ein Mann des starken Willens und der tapferen That und bei ritterlicher Erscheinung und ritterlichem Sinn galt er für den ersten Turnierhelden seiner Zeit. Alle diese Eigenschaften machten Heinrich VII. sehr empfänglich für den Gedanken der Wiederherstellung des Kaiserthums, das seit Friedrich II. geruht, ohne von Deutschland und dem christlichen Europa irgendwie vermißt worden zu sein, und dessen Erneuerung die drei letzten deutschen Könige zwar gelegentlich ins Auge gefaßt, aber vermöge ihres gesunden staatsmännischen Sinnes niemals wirklich betrieben hatten.

In den öffentlichen Zuständen Italiens waren seit dem letzten Römerzuge, den Konrad IV. unternommen, aber nicht zum Ziele geführt, große Veränderungen vor sich gegangen. Unteritalien und Sicilien standen als selbstständige Königreiche da. Rom hatte aufgehört, der Sitz des Papstthums zu sein, der nach Avignon verlegt und zu einem Werkzeuge in der Hand Frankreichs geworden war. In Toskana, dem Lande der vielbestrittenen Mathilde'schen Güter, hatte eine Reihe blühender Freistädte die Erbschaft der großen Gräfin schließlich übernommen. In Oberitalien dagegen war einem kurzen Zeitraume republikanischer Selbstregierung fast allenthalben, mit

Ausnahme von Genua und Venedig, die Herrschaft fürstlicher Machthaber gefolgt, die nicht selten alle Gräuel des asiatischen Despotismus in dem Lande der höchsten europäischen Bildung spielen ließen. Eine Art politischen Zusammenhanges zwischen Deutschland und Italien bestand nur noch, eines Theils durch Vermittelung dieser kleinen städtischen Tyrannei, deren Inhaber nach Umständen und als eine nützliche Sache der Form die deutsche Lehnsherrlichkeit anriefen, andern Theils vermöge des Partheiwesens in den freien Städten, das mit dem Namen der Ghibellinen, im Gegensatz zu den Guelfen, immerhin einen verschwommenen Begriff von kaiser- und reichsfreundlichen Gesinnungen verband.

König Heinrich gewann einige Reichsfürsten für den Plan eines Römerzuges und im Spätjahr 1310 rückte er mit einigen tausend Mann über den Cenis in die Lombardei, wo ihm ein auffallend günstiger Empfang zu Theil wurde und in deren Hauptstadt er die eiserne Krone aufsetzte. Die lombardischen Fürsten und Städte, die Guelfen nicht minder als die Ghibellinen, denen Allen es darauf ankam, den König auf ihre Seite zu bringen, wetteiferten in der Bewerbung um seine Gunst. Heinrich jedoch, nicht gesonnen, sich irgend einer Parthei hinzugeben, suchte seinen Beruf vielmehr in dem Ausgleich der Gegensätze der Stellungen und Interessen, insbesondere in der durch gleichmäßige Behandlung vom Throne herab zu bewirkenden Versöhnung der Ghibellinen und der Guelfen, zunächst der beiden mächtigen Häuser der Visconti und der della Torre, die in Mailand, wie andere Adelsgeschlechter in andern Städten, mit einander im erblichen Kampfe um die Herrschaft lagen. Die Wirkung der wohlgemeinten, wiewohl keineswegs uneigennützigen Bestrebungen des Königs aber konnte keine andere sein, als alle Partheien mit ihm zu verfeinden. Das Ausschreiben einer beträchtlichen Kronsteuer führte zum offenen Bruch. Mailand und viele andere lombardische Städte empörten sich und konnten nur durch An-

wendung der äußersten Mittel wieder zur Unterwerfung gebracht werden.

Erst im Frühjahre 1312 setzte sich Heinrich auf Rom in Bewegung, wo die Häuser der Colonna und der Orsini, unter dem Namen der Ghibellinen und der Guelfen, in tödtlicher Nebenbuhlerschaft einander gegenüberstanden. Von den Colonna lebhaft unterstützt, bemächtigte sich Heinrich des größern Theiles der Stadt, während Trastevere mit dem Vatican und der Peterskirche in den Händen der Orsini blieb. So wurde denn die Kaiserkrönung dies Mal wieder im Lateran vollzogen, und zwar in Abwesenheit des Papstes durch einen Cardinal.

Nachdem das Unternehmen Heinrich's VII. soweit erfolgreich gewesen, regte sich die Eifersucht Philipp's von Frankreich, herausgefordert zumal durch die augenscheinlichen Einverständnisse des Kaisers mit dem Papste Clemens V., dem unfreiwilligen Schützling des französischen Königs, und gereizt ohne Zweifel durch die drohende Haltung, welche der Kaiser gegen das Haus Anjou in Neapel annahm, an welchem er die Niederlage Manfred's und den Tod Konradin's rächen zu wollen schien. Während der Kaiser den König Robert von Neapel als Empörer gegen das Reich in die Acht erklärte und durch die Rechtsgelehrten zu Bologna sogar zum Tode verurtheilen ließ, veranlaßte Philipp der Schöne den Papst, den Bann über Heinrich auszusprechen, und zugleich gingen auf beiden Seiten gewaltige Kriegsrüstungen vor sich. Bevor aber der Kaiser seinen beabsichtigten Kriegszug nach Unteritalien beginnen konnte, starb er im August 1313, entweder an einem hitzigen Fieber, oder an Gift, das ihm von einem Dominikanermönch beim Abendmale beigebracht worden sein soll. — Mit dem Tode des Kaisers ging der deutsche Einfluß auf die Angelegenheiten Italiens wieder vollständig verloren.

Auch für Deutschland hinterließ das Königthum Heinrich's VII. keine nennenswerthen Wirkungen. Kriege in Nord und Süd waren fast die einzigen größern Ereignisse seiner Regierungszeit. So wurde Graf Eberhard von Würtemberg, welchen Heinrich wegen Unbotmäßigkeit geächtet hatte, während des Römerzuges desselben im Namen des Reichs durch die schwäbischen Städte von Land und Leuten vertrieben, die er jedoch nach dem Tode des Kaisers wiedergewann. In Baiern gab es mehrfache Erbstreitigkeiten auszufechten. Wegen Hinterpommerns, dessen Fürstenhaus unlängst ausgestorben, lagen Brandenburg, der deutsche Orden, Polen und Böhmen lange mit einander im Kampfe, welcher zum Vortheile der beiden ersteren endigte. Brandenburg indessen verzichtete durch Vertrag von 1311 auf seinen Antheil an der pommerschen Beute und der Orden kam in den Alleinbesitz von Hinterpommern, das hinfort als Reichsland galt, wiewohl in dessen westlichem Theile, dem Lande zwischen der Leba und der Oder, schon nach wenigen Jahren wieder ein slavisches Fürstengeschlecht zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangte. — Wegen Vorpommerns, das immer noch unter seinen wendischen Herzogen und unter dänischer Lehnsherrschaft stand, begann Markgraf Waldemar von Brandenburg im Jahre 1314 einen Krieg, in welchem ihm eine zahlreiche Bundesgenossenschaft benachbarter Fürsten entgegentrat, denen die brandenburgische Macht bereits gefährlich zu werden schien und an welcher, neben den Herzogen von Mecklenburg, Braunschweig, Sachsen-Lauenburg, auch die Könige von Dänemark, Schweden, Norwegen und Polen theilnahmen; trotz dieser Ueberzahl der Feinde Brandenburgs lief der Krieg nach zweijähriger Dauer lediglich auf die Wiederherstellung des vorigen Zustandes hinaus.

Der erledigte Thron war dies Mal mehrfach und lebhaft umworben. Neben den Herzogen von Oberbaiern und Oester-

reich meldeten sich auch Johann von Böhmen und König Philipp V. von Frankreich als Anwärter, und vierzehn Monate vergingen unter Ränken und Umtrieben, ehe der Wahltag in Frankfurt abgehalten wurde. Nach Beseitigung der aussichtslosen Bewerbung der beiden Könige, blieben Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig von Baiern auf der engern Wahl. Geld und Geldeswerth, in Form von Anweisungen auf Reichsgut und Reichsrechte, leisteten bei den Kurfürsten ihre gewöhnlichen Dienste; die Stimmen derselben aber theilten sich zwischen den beiden Herzogen, so daß eine unbestrittene Mehrheit für keinen von ihnen vorhanden war, worauf denn beide — am 19. und 20. October 1314 — zu Königen ausgerufen und beide als solche gekrönt wurden, Ludwig in Aachen, Friedrich in Bonn.

Das bessere Recht war indessen augenscheinlich auf Seiten Ludwig's, welcher demnach auch den größern Anhang im deutschen Volke fand, namentlich bei den freien Städten, die mit wenigen Ausnahmen auf seine Seite traten und deren Beistand er durch die Bestätigung und Erweiterung ihrer Rechte und Freiheiten vergalt. So traten denn die Gegenkönige, ungeachtet der weit überlegenen österreichischen Hausmacht, mit ziemlich gleichen Kräften in den Kampf um den Besitz des Thrones.

Ganz Norddeutschland indessen, obgleich es an dem Wahlstreite lebhaften Theil genommen, blieb dem Thronkriege völlig fremd, welcher Baiern und Schwaben desto entsetzlicher verwüstete, zumal nicht bloß die Tschechen und Magyaren, sondern auch die halbwilden Kumanen, die jüngsten asiatischen Einwanderer in Ungarn, als Bundesgenossen Friedrich's oder Ludwig's eine Hauptrolle dabei spielten. Erst nach achtjähriger Dauer erfolgte die Entscheidung des Kampfes durch die Schlacht bei Mühldorf in Baiern, welche Ludwig*) im November 1322

*) Oder vielmehr der Burggraf von Nürnberg, der dies Mal, der bisherigen Ueberlieferung seines Hauses zuwider, gegen die Habsburger

gegen Friedrich gewann, der mit 1500 Rittern in die Gefangenschaft des Siegers gerieth.

Die beiden Könige waren nahe Verwandte, beide Enkel Rudolf's von Habsburg, mit einander aufgewachsen und warme Freunde gewesen, bis der Streit um die Krone sie trennte. Gleichwohl galt es für eine Sache der unerwarteten Großmuth, daß Ludwig den ihm in die Hand gegebenen Nebenbuhler am Leben ließ und sich damit begnügte, ihn auf der Burg Trausnitz in Gewahrsam zu bringen.

Dem Tage bei Mühldorf folgte eine thatsächliche Waffenruhe, aber kein Friedensschluß. Die habsburgische Parthei verweigerte nach wie vor dem Könige Ludwig die Anerkennung und dieser getraute sich nicht, das jetzige Haupt seiner Widersacher, den streitbaren Herzog Leopold von Oesterreich, Bruder Friedrich's des Schönen, im eigenen Lande anzugreifen. Dagegen glaubte Ludwig jetzt die Zeit gekommen, die unabweisliche Aufgabe jedes deutschen Königs, die Verstärkung seiner Hausmacht, in die Hand zu nehmen. Mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg und seinem Erben, Heinrich von Landsberg, erlosch 1319 und 1320 die ältere Linie der Nachkommenschaft Albrecht's des Bären, und obgleich mehrere jüngere Zweige des Hauses Anhalt — in Wittenberg, Lauenburg ꝛc. — vorhanden waren, welche Anspruch auf die Nachfolge in Brandenburg hatten, verlieh der König die Markgrafschaft als ein erledigtes Reichslehen seinem unmündigen Sohne Ludwig. Wie aber kaum irgend einer seiner Vorgänger die Lebensfrage des deutschen Königthums ungestraft in die Hand genommen, so mußte auch Ludwig den Versuch, das Uebergewicht der Lehensträger über den Lehensherrn zu vermindern, schwer entgelten. Die unmittelbare Folge desselben war, daß Johann

stand. Daß der fränkische Ritter Seyfried Schweppermann baierischer Feldhauptmann in der Schlacht bei Mühldorf gewesen, ist eine völlig unbeglaubigte und aus mancherlei Gründen unglaubwürdige Sage.

von Böhmen, welcher sich selbst Rechnung auf Brandenburg gemacht, dem Könige seinen bisherigen werthvollen Beistand entzog, und sich den Habsburgern anschloß.

Zu gleicher Zeit gerieth Ludwig in Händel mit dem Papste, Johann XXII., welcher dem Könige Robert von Neapel die Vorwände geliefert, um in Oberitalien auf gemeinschaftliche Rechnung Eroberungen zu machen und der in dieser Geschäftsunternehmung von Ludwig gestört wurde. Auf Anrufen des Herzogs Galeazzo Visconti nämlich schickte der König dem durch die Neapolitaner belagerten Mailand achthundert Reiter zu Hülfe und bewirkte dadurch die Aufhebung der Belagerung. Darüber erließ der Papst im Tone des äußersten Zorns und der obersten Machtvollkommenheit an den deutschen König eine Vorladung zur Verantwortung vor dem Stuhle Petri in Avignon, und da derselben natürlich keine Folge geleistet wurde, so erging wegen Ungehorsams über Ludwig der Bannfluch, welchem endlich ein päpstlicher Spruch auf Thronentsetzung des Königs mit der üblichen Entbindung vom Huldigungseide und mit der Verkündigung des Interdicts für alle Länder folgte, die ihn ferner anerkennen würden.

Dieser dreiste Versuch des Papstes, von Avignon aus als Verbannter und fast Gefangener den Anspruch auf eine Oberherrlichkeit über das Königthum zu erneuern, welchen seine mächtigsten Vorgänger in Rom und zu viel günstigeren Zeiten niemals hatten durchsetzen können, würde geradezu verächtlich gewesen sein, wenn er sich nicht auf die französische Staatsmacht gestützt hätte. Hinter Johann XXII. stand König Karl IV. von Frankreich, mit der Absicht, die Bewerbung seines verstorbenen Bruders Philipp V. um den deutschen Thron zu erneuern und ausgerüstet mit den erforderlichen Hebeln, um eine starke Parthei in Deutschland für sich in Bewegung zu setzen. Als erster bereitwilliger Bundesgenosse bot sich dem französischen Könige Leopold von Oesterreich an, welcher an der Zukunft seines Bruders, Friedrich's des Schönen,

zu verzweifeln und nur noch auf Rache an Ludwig zu sinnen schien. Demnächst wurde Johann von Böhmen und der Erzbischof von Trier für Karl IV. gewonnen. Als indessen bei einer Zusammenkunft, welche diese und vermuthlich noch andere deutsche Fürsten im Juli 1324 mit dem französischen Könige an der Grenze abhalten sollten, um ihr Unternehmen in's Werk zu setzen, nur Herzog Leopold zu erscheinen wagte, wurde der hochverrätherische Plan rückgängig und auch die einige Monate später zwischen Frankreich und den Erzbischöfen von Mainz und Köln wieder angeknüpften Unterhandlungen konnten denselben nicht von Neuem in Fluß bringen. Da aber die französischen Waffen versagten, so blieb der päpstliche Bann, wie gewöhnlich, ein kraftloses Wort.

Die fortdauernde Feindseligkeit Leopold's von Oesterreich veranlaßte den König Ludwig gleichwohl, mit dem gefangenen Gegenkönige wegen eines Ausgleichs zu unterhandeln. Friedrich wurde 1325, gegen das Versprechen des Verzichts auf die Krone und der Vermittelung des Friedens zwischen seinem Bruder Leopold und dem Könige, seiner Haft entlassen, mit der Bedingung jedoch, sich wieder zu stellen, wenn ihm die zugesagte Friedensstiftung mißlinge. Was vorausgesehen worden, geschah; Leopold konnte es nicht über sich gewinnen, einen kleinen Gewinn an Land und Leuten, welchen er aus dem bisherigen Kampfe gegen König Ludwig davon getragen, als Preis des Friedens wieder herauszugeben, und Friedrich kehrte, seinem Worte getreu, zu Ludwig zurück, obgleich ihn der Papst auf alle Weise und selbst durch Androhung des Banns zum Eidbruch drängte. Ludwig aber hielt Friedrich von jetzt an nicht mehr als Gefangenen, sondern als Freund, und um die gefährliche Feindschaft des Herzogs Leopold endlich zu entwaffnen, erbot er sich demnächst sogar, das Königthum mit Friedrich zu theilen. In der That kam es zu einem förmlichen Vertrage, welcher den beiden Königen gleichen Antheil an den Kronrechten und an deren Ausübung zusprach, ein

staatsrechtliches Unding, zu welchem sich die Urheber nicht einmal öffentlich zu bekennen wagten und das, der Natur der Sache nach, ein todter Buchstabe blieb.

Ohne fernere persönliche Betheiligung Friedrich's dauerte der Kampf zwischen Habsburg und Wittelsbach bis zum Tode des unversöhnlichen Herzogs Leopold im Jahre 1326, dessen Erbschaft heftige Zerwürfnisse unter den Habsburgern selbst verursachte, in Folge deren von einer Erneuerung der Ansprüche, welche im Namen Friedrich's aus dem beibehaltenen königlichen Titel desselben abgeleitet werden konnten, nicht die Rede war.

So sicher fühlte sich König Ludwig nunmehr seiner Stellung in Deutschland, daß er 1327 eine Heerfahrt nach Italien unternahm, mit der doppelten Absicht, den oberitalienischen Fürsten, auf deren dringenden Hülferuf, gegen die erneuten Angriffe Robert's von Neapel Beistand zu leisten und dem Papste zum Trotz in Rom die Kaiserkrone einzuholen. Da die mächtigern deutschen Fürsten die Heerfolge über die Alpen verweigerten, so mußte die erforderliche Mannschaft hauptsächlich durch Werbungen aufgebracht werden, zu denen die italienischen Ghibellinen das Geld lieferten. Das gemeinschaftliche Unternehmen war anfänglich vom besten Erfolge begleitet. Ludwig scheuchte die Neapolitaner und die mit ihnen verbündeten Guelfen zurück und empfing in Mailand im Frühjahre 1327 die lombardische Krone. Bald aber entstand der unausbleibliche Zwiespalt wegen der fortwährenden Geldbedürfnisse des Königs. Gleichwohl setzte Ludwig seinen Zug auf Rom fort, wo er in den ersten Tagen des Jahres 1328 mit Freuden aufgenommen und von der Hand des Stadthauptmanns, den sich die Römer nach Verjagung der päpstlichen Beamten und des guelfisch gesinnten Adels gesetzt, als Kaiser gekrönt und von zwei excommunicirten Bischöfen gesalbt wurde. Unter Fortdauer des guten Einverständnisses mit den Römern, erkannte der Kaiser alsdann, nach einer Art vorgängigen Rechtsverfahrens, auf Absetzung gegen Johann XXII. als Ketzer und Majestätsbeleidiger, zu dessen Nachfolger er von dem versammelten Volke einen Franciskanermönch wählen ließ, der unter dem Namen Nikolaus V. von Ludwig selbst mit den Merkzeichen der päpstlichen Würde beliehen wurde. — So war denn der unversöhnliche Gegensatz zwischen Kaiserthum und Papstthum, der beiderseitige Anspruch auf die Oberherrlichkeit, nochmals in seiner schroffsten Gestalt zum Ausdruck gekommen und hatte sich damit der innere Selbstwiderspruch der geltenden kirchlich-politischen Lehre, nach welcher diese beiden Gewalten der gemeinschaftliche Mittelpunkt der europäischen Staatsordnung sein sollten, von Neuem in seiner ganzen Blöße gezeigt.

Der Kaiser stand jetzt auf dem Höhepunkte seiner italienischen Erfolge. Ein Zerwürfniß mit dem Herzoge von Lucca, der ihm bisher den wirksamsten Beistand geleistet, der Abzug des größten Theils der deutschen Mannschaft, welche nach beendigter Dienstzeit nach Hause zurückkehrte, und der zunehmende Geldmangel, welcher schwere Besteuerung der Bevölkerung nöthig machte, führten bald eine ungünstige Wendung der Dinge herbei. Im Sommer 1328 verließ der Kaiser Rom unter Ausbrüchen eines wüthenden Volkshasses, und nachdem er noch anderthalb Jahre lang ohne erkennbaren Zweck in einigen oberitalienischen Städten verweilt, ging er, auf die Nachricht von dem Tode Friedrich's von Oesterreich, im Januar 1330 nach Deutschland zurück, ohne in Italien nennenswerthe Ergebnisse seines Römerzuges zu hinterlassen; weder ein von ihm ernannter Statthalter, noch der durch ihn eingesetzte Papst konnte sich behaupten.

Die habsburgische Feindseligkeit gegen den Kaiser, geschürt durch päpstliche Aufhetzereien und Geldsendungen, brach nach dem Tode Friedrich's des Schönen wieder in hellen Flammen aus, wurde jedoch 1331 von dem Kaiser durch die

Abtretung einiger oberschwäbischen Reichsstädte an Oesterreich beschwichtigt. Ein weiteres Mittel, die Aussöhnung zu vervollständigen, bot der 1331 erfolgte Tod des Herzogs Heinrich von Kärnthen und Grafen von Tyrol, mit welchem der Mannsstamm seines Hauses erlosch. Die Nachfolge in Kärnthen wurde vom Kaiser gleichfalls den Habsburgern zugesprochen, während sich deren Mitbewerber, der böhmische König Johann von Luxemburg, dadurch abfinden ließ, daß einer seiner Söhne die Hand der Tochter des verstorbenen Herzogs Heinrich, der Erbin von Tyrol, erhielt, Margaretha geheißen und Maultasch beibenannt, entweder von der Mißgestalt ihres Mundes oder von einem Schlosse dieses Namens. — Einen noch wichtigeren Erwerb machte das Haus Luxemburg dadurch, daß es dem Könige Johann gelang, die Mehrzahl der polnischen Herzoge von Schlesien, einen um den andern, zur Anerkennung seiner Lehnsherrlichkeit zu bringen.

Der von Johann XXII. gegen den Kaiser geschleuderte Bann und das in Folge desselben über Deutschland verhängte päpstliche Interdict — das Verbot aller kirchlichen Handlungen — brachten nach außen hin sehr wenig Wirkung hervor. Während ein großer Theil der Geistlichkeit, insbesondere der zahl- und einflußreiche Franziskanerorden, diese kirchlichen Strafmaßregeln als ungültig betrachtete und behandelte, wurde die den päpstlichen Anordnungen gehorsame Priesterschaft von den eignen Gemeinden entweder fortgejagt oder zur Erfüllung ihrer Amtsdienste gezwungen. Eine ernstliche Störung der öffentlichen Verhältnisse, wie sie ein ähnliches päpstliches Eingreifen in frühern Zeiten wohl verursacht, fand in keiner Weise statt und war von keiner Seite her zu befürchten. Gleichwohl wurde für Kaiser Ludwig der Bann, der die Seelenruhe keines seiner Schicksalsgenossen auf dem deutschen Throne jemals gestört hatte, ein schwerer Gewissensdruck und endlich eine unerträgliche Last.

Die quälende Sorge um sein Seelenheil trieb den Kaiser

zu rastlosen Bemühungen um Rücknahme des päpstlichen Verdammungsurtheiles. Keine Selbstdemüthigung, kein Ausdruck der Reue, kein Besserungsversprechen war ihm zu schwer, um Johann XXII. zur Lösung des Bannes zu bewegen; alle seine Bittgesuche aber wurden mit der Forderung der vorgängigen Abdankung beantwortet und scheiterten, wenn nicht an päpstlicher Unversöhnlichkeit, für welche es, nach Lage der Sache, gar keinen halbwegs zureichenden Grund gab, so doch an dem Widerstande des Königs von Frankreich, der die Aussöhnung seines Schützlings in Avignon mit dem Kaiser nicht zuließ, nach dessen Krone man von Paris aus fort und fort lüsterne Blicke warf. Johann von Böhmen, der ähnliche Begehrlichkeiten hegte, machte den Vermittler zwischen dem Kaiser, dem Papste und dem Könige von Frankreich, spielte nach allen Seiten hin falsches Spiel, und brachte es endlich dahin, daß Ludwig durch einen einstweilen und bis zur Ausfertigung der päpstlichen Lossprechungsbulle geheim zu haltenden Verzichtbrief sich zu der ihm abverlangten unbedingten Niederlegung der unrechtmäßig, wie es hieß, weil nicht aus den päpstlichen Händen empfangenen Kaiserkrone verpflichtete. Da aber das klägliche Geheimniß zu früh verlautbarte und der deutsche Volksgeist in Empörung darüber ausbrach, so entfiel dem Kaiser der Muth zur Vollendung der eignen Schande und suchte er eine Ehrenrettung in der Ableugnung seines Worts und seiner Unterschrift. Nach dem Tode Johann's XXII. jedoch trat der Kaiser in neue Unterhandlungen mit dessen Nachfolger Benedict XII., welchen er zu wiederholten Malen noch schmachvollere Zugeständnisse entgegenbrachte, als dessen Vorgänger, auch das Anerbieten der Abdankung, mit dem Vorbehalte, daß ihm die Krone durch den Papst wieder verliehen werde; obgleich aber Benedict selbst den Ausgleich lebhaft wünschte und sogar anerkannte, daß Ludwig bisher eine unbillige Behandlung vom päpstlichen Stuhle aus erfahren, ließ er sich dennoch durch Drohungen und eine empfindliche

Zwangsmaßregel — die Sperre der Einkünfte des Cardinals-Collegiums — durch den König von Frankreich, Philipp VI., abhalten, den Kaiser vom Bann zu befreien.

Endlich, auf der tiefsten Stufe der Selbsterniedrigung angekommen, raffte Ludwig sich auf zu dem Entschlusse, den deutschen Reichstag zum Schiedsrichter zu machen in seinem Streite mit dem Oberhaupte der Kirche und mit dessen Herrn und Meister, dem Könige von Frankreich. Im Sommer 1338 versammelte sich der Reichstag zu Frankfurt in seltener Vollzähligkeit und verstärkt durch Abgeordnete der reichsfreien Ritter und Städte, die bisher kein anerkanntes Recht auf Sitz und Stimme im großen Rathe des deutschen Volks gehabt. Auf Vortrag des Kaisers und entsprechenden Ausschußbericht erklärten die Stände einmüthig und auf ihren Eid: daß der Kaiser alle Mittel der Versöhnung mit dem Papste vergebens erschöpft habe und also unschuldig sei an der Fortdauer der bisherigen Wirren. Demnach wurde das vom päpstlichen Stuhle gegen Ludwig eingehaltene Verfahren für ungültig und nichtig und das über Deutschland verhängte Interdict für aufgehoben erklärt, den Geistlichen aber, welche die Verrichtung des Gottesdienstes ferner verweigern würden, als Störern der öffentlichen Ordnung und als Reichsfeinden die strengste Strafe angedroht. — Geschah mit diesen Beschlüssen ein augenscheinlicher Uebergriff in die Rechte der Kirche, so gingen gleichwohl die geistlichen Fürsten selbst mit ihrer Stimme voran.

Zur urkundlichen Feststellung des öffentlichen Rechtes des Reiches, durch welche die Anmaßungen des Papstthums in wesentlichen Punkten für die Zukunft entkräftet werden sollten, begab sich der Kaiser mit den Kurfürsten von Frankfurt nach Rense, und auf dem Königsstuhle daselbst, welcher den dort gehaltenen Berathungen und gefaßten Beschlüssen in der Vorstellung der Zeit eine besondere Weihe gab, wurden, unter Zustimmung aller anwesenden Kurfürsten — und nur der

König Johann von Böhmen fehlte an der vollen Zahl — die wichtigsten Grundgesetze des Reichs dahin gefaßt: daß die kaiserliche Würde und Macht unmittelbar von Gott, und nicht etwa vom Papste ausgehe, noch der päpstlichen Bestätigung bedürftig sei; daß Königthum und Kaiserthum einzig und allein durch die kurfürstliche Wahl übertragen werden; daß, wer diesem Reichsgesetze zuwiderhandle, der Strafe des Majestätsverbrechens verfalle. Zugleich schlossen die Kurfürsten einen feierlichen Vertrag, den „Kurverein zu Rense", in welchen sie sich auf Ehre und Eid verpflichteten, die Rechte und Freiheiten des Reichs mit gemeinsamen Kräften zu wahren wider männiglich, Niemand ausgenommen. Kaiserliche Verordnungen bestimmten die Anwendung des damit aufgestellten Grundsatzes der völligen Unabhängigkeit der Reichsgewalt von dem Oberhaupte der Kirche auf einzelne Verhältnisse von besonderer Wichtigkeit, und ganz Deutschland, mit wenigen Ausnahmen, war einig in der Zustimmung zu den getroffenen Maßregeln, die der verderblichen Einmischung des Papstthums in die deutschen Staatsangelegenheiten ein Ende machen sollten.

Gefährlicher indessen als der Stuhl Petri selbst, war dessen jetziger Schutzherr, der König von Frankreich, Philipp VI., zu dessen Bekämpfung es anderer Waffen bedurfte, als der gegen den Papst verwendeten. In dem Könige von England, Eduard III., fand der Kaiser einen bereitwilligen Bundesgenossen gegen Philipp. Auf einem im Herbste 1338 in Koblenz abgehaltenen Reichstage trafen Ludwig und Eduard zum Abschluß des schon im vorigen Jahre eingeleiteten Bündnisses zusammen. Beide wetteiferten in Schaustellung von Waffenglanz und sonstigem fürstlichen Prunk, die kaiserliche Oberherrlichkeit aber wurde von dem englischen Könige mit Wort und That anerkannt, indem er als Kläger auftrat gegen Philipp von Valois, der sich den französischen Königstitel angemaßt und des französischen Throns bemächtigt, auf welchen

er, Eduard III., ein besseres Recht habe, dessen Bestätigung er von dem obersten Richter der Christenheit verlange. Nach Abhörung des Reichstages erkannte Ludwig dem gestellten Antrage gemäß und versprach für sieben Jahre die Reichshülfe zur Vollziehung des gefällten Spruchs. — Ueber die Deckung der kaiserlichen Kriegskosten durch eine sehr große Summe englischen Geldes war bereits vorher Uebereinkunft getroffen.

Während des ersten Feldzugs Eduard's III. in Frankreich leistete Ludwig dem Könige von England die schuldige Hülfe, schon im nächsten Jahre jedoch blieb er damit im Rückstande und bald darauf fand er Vorwände, um sich von der englischen Bundesgenossenschaft überhaupt loszusagen. Die wirkliche Ursache dieses Treubruchs war die wiedererwachte Gewissensnoth wegen des Banns, dessen endliche Lösung mittels seiner guten Dienste beim Papste ihm der König von Frankreich vorspiegelte. Nachdem aber Philipp VI. den Preis für die zugesagte Vermittelung durch den Rücktritt Ludwig's von dem Koblenzer Vertrage empfangen, war von der Gegenleistung nicht mehr die Rede und fand der Kaiser nach wie vor in Philipp selbst das unüberwindliche Hinderniß seiner Aussöhnung mit dem Papste.

Diese Vorgänge machten einen sehr übeln Eindruck im Volke sowohl wie bei den Fürsten. Das deutsche Ehrgefühl empörte sich darüber, daß der Kaiser vom Könige von England Sold genommen, daß er demselben das Wort gebrochen, daß er sich und damit das Reich dem Papste gegenüber fort und fort herabwürdigte.

Eine weitere und wahrscheinlich noch wirksamere Ursache der Unzufriedenheit fanden die Fürsten in der bedrohlich anwachsenden Wittelsbach'schen Hausmacht. Nachdem Brandenburg, nicht ohne Beugung des bestehenden Rechts, an Ludwig, den ältesten Sohn des Kaisers gekommen, bemächtigte sich dieser selbst auf Kosten anderer Seitenverwandten des alleinigen Besitzes von Niederbaiern, dessen herzogliche Linie 1340

ausstarb. Zwei Jahre später bewirkte er die Verheirathung seines Sohnes Heinrich mit Margaretha Maultasch, obgleich deren erste Ehe mit einem Sohne des Königs Johann von Böhmen nicht rechtsgültig geschieden war, und erwarb damit seinem Hause die Anwartschaft auf Tyrol. Dabei wurde zugleich in Bezug auf Kärnthen ein ausdrücklicher Vorbehalt zu Gunsten Margaretha's gemacht, die auf dieses den Habsburgern zugewiesene Stück ihres väterlichen Erbes niemals verzichtet habe. Endlich fiel der Gemahlin des Kaisers das reiche Erbe ihres Bruders zu, des Grafen Wilhelm IV. von Holland, welcher 1345 kinderlos starb.

Abgesehen davon, daß dieser mannigfaltige Zuwachs der Wittelsbach'schen Macht zum guten Theile auf Kosten unzweifelhaft besserer Rechte zu Stande gekommen war, und einige der größten Reichsfürsten empfindlich verletzt hatte, wie die Luxemburger, oder doch bedrohete, wie die Habsburger wegen Kärnthens, konnte sich das gesammte deutsche Fürstenthum dadurch mit gutem Grunde in der Selbstherrlichkeit gefährdet glauben, deren Erlangung und Behauptung ihm von jeher das oberste Gesetz des Wollens und des Thuns gewesen.

Mehrere Jahre vergingen unter öffentlichen Verhandlungen und heimlichen Umtrieben der Fürsten gegen den Kaiser, dem schon 1344 das Ansinnen gestellt wurde, nach alter Weise bei seinen Lebzeiten einen „römischen König" als seinen Nachfolger wählen zu lassen, aber nicht, wie es ehemals üblich gewesen, seinen eigenen Sohn — denn man wollte, wie rund heraus erklärt wurde, keinen der Wittelsbacher wieder auf dem deutschen Throne sehen, deren jetziges Haupt das Reich entehrt und zu Grunde gerichtet — sondern den Sohn des böhmischen Königs Johann, den Markgrafen Karl von Mähren. Mit Mühe nur konnte sich Ludwig des Ansinnens erwehren, einen Angehörigen des ihm seit einiger Zeit bitter verfeindeten Hauses der Luxemburger als seinen Thronfolger anzuerkennen.

Seine Widersacher indessen, und an deren Spitze die Mehrzahl der Kurfürsten, ruheten nicht. Uneingedenk des im Kurverein zu Rense geleisteten Eides, ließen sie sich mit dem Papste, jetzt Clemens VI., in eine förmliche Verschwörung gegen den Kaiser ein. Der Papst schleuderte einen neuen, in die gräßlichsten Ausdrücke gekleideten Bannfluch gegen Ludwig, und forderte die Kurfürsten auf, ohne Verzug zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Fünf derselben versammelten sich hierauf — im Juli 1346 — dem bereits bestehenden Einverständnisse gemäß, zu Rense, erhoben Anklage wider Ludwig, nicht mehr wegen seiner zu großen Nachgiebigkeit, sondern wegen seines Ungehorsams gegen den Papst, erklärten ihn für abgesetzt und wählten an seiner Stelle den Luxemburger Karl zum deutschen König, der sich der päpstlichen Gunst und Unterstützung in Avignon persönlich durch die maßlosesten Zugeständnisse und Versprechungen versichert, der aber gleichwohl die Stimmen der Kurfürsten mit ungeheuren Geldsummen bezahlen mußte. Kaiser Ludwig war jedoch immer noch zu stark, namentlich durch den einmüthigen Beistand der Städte, die er, zumal in den letzten Jahren der Feindseligkeit der Fürsten, vielfach begünstigt, als daß Karl gegen ihn hätte aufkommen können. Nachdem ihm Aachen die Thore geschlossen, mußte er sich mit der Krönung in Bonn begnügen und bald darauf seinem überlegenen Gegner nach Frankreich ausweichen. Auch nach seiner verstohlenen Rückkehr von dort blieb seine Zukunft sehr zweifelhaft bis Kaiser Ludwig im October 1347 vom Schlage getroffen starb.

Ludwig der Baier, den man mit sehr zweifelhaftem Rechte als den Vierten seines Namens aufzuführen pflegt*),

*) Denn auf dem deutschen Königsthrone hatte er nur einen, im römischen Kaiserthume nur zwei gleichnamige Vorgänger gehabt, dort Ludwig das Kind, mit dessen Vater Arnulf die Reihenfolge der deutschen Könige überhaupt erst anfängt, hier Ludwig den Frommen und Ludwig II., den Sohn des Kaisers Lothar.

war der letzte deutsche König, an welchem das Papstthum seine stumpfen Blitze versuchte. Die Zeit, wo ein priesterliches Machtwort in Sachen des Reichs ein Ereigniß war, ging ihrem Ende zu und wenn die Kirche darum nicht minder an ihrem Anspruche auf die entscheidende Stimme in staatlichen Angelegenheiten festhielt und denselben oft genug in gebieterischem Tone laut werden ließ, so erfuhr sie jetzt nicht allein die hergebrachte thatsächliche Abwehr, sondern auch offenen und scharfen Widerspruch aus der eigenen Mitte und bündige Widerlegung durch den Mund und durch die Feder der besten, weisesten und gelehrtesten Männer der Zeit.

Dennoch gewann das Papstthum, und obgleich es nur als Drahtpuppe in der Hand der französischen Könige gegen Ludwig auf die Bühne trat, größere Vortheile über den Wittelsbacher als über irgend einen seiner Vorgänger, mit alleiniger Ausnahme Heinrich's IV. Augenscheinlicher noch als bei Heinrich aber war es bei Ludwig, daß in seiner Person nicht der König und Kaiser vom Papste besiegt wurde, sondern der Mann. Seine moralische Niederlage hatte sich bereits vollendet, als seine politische Stellung noch gar nicht bedroht war, als Reichstag, Kurverein und Städte noch mit seltener Einmüthigkeit und Entschlossenheit auf seiner Seite standen, und wenn endlich aus Ursachen, die mit kirchlichen Beweggründen nichts gemein hatten, die Mehrzahl der Kurfürsten mit Lüge und Meineid in die politische Bundesgenossenschaft mit dem Papste eintrat, so war der Kaiser und König auch nach diesem Abfall immer noch stark genug, das Recht und die Würde zu behaupten, die der Mann schwachköpfig und schwachherzig dahingegeben.

II.

Städteweſen.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begann in den deutſchen Städten ein Geiſt der Unabhängigkeit und der Freiheit ſich zu regen, welcher im Laufe der nächſten Geſchlechtsalter in langſamen und vielfach unterbrochenen Erfolgen zu einer großen ſtaatlichen Macht anwuchs. Reichs- und Landſtädte wetteiferten in dem Streben nach möglichſt großer Selbſtſtändigkeit gegenüber dem Kaiſer und dem Landesfürſtenthum, und die einen wie die andern führten zugleich einen hartnäckigen Kampf gegen die bevorrechteten Stände innerhalb der eigenen Bürgerſchaft.

Nach beiden Richtungen hin kamen manche der bedeutendſten Städte ſchon in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ihren Zielen ſehr nahe. In dem Ringen nach Unabhängigkeit war für die meiſten derſelben die wirkſamſte Waffe das Geld. Der durch Handel und gewerbliche Betriebſamkeit erworbene und durch ſtrenge Wirthſchaftlichkeit zuſammengehaltene Reichthum ihrer Bürger ſetzte die Städte in Stand, dem immer geldbedürftigen Kaiſer und den gewöhnlich eben ſo armen Fürſten ihre Hoheitsrechte eins um das andere abzukaufen. So wurden die herrſchaftlichen Gefälle, die Vogtei, der Blutbann abgelöſt, das Recht der eigenen Geſetzgebung, der Selbſtbeſteuerung, das Münzrecht, das Recht der Bündniſſe u. ſ. w. erſtanden, kurz die freiſtädtiſche Selbſtherrlichkeit in ſo weitem Umfange erworben, daß für die landesfürſtliche wie für die Reichshoheit, abgeſehen von dem Anſpruche auf die Heerfolge, kaum irgend ein rechtlicher Spielraum übrig blieb. — Die innern Verfaſſungskämpfe der Stadtgemeinden dagegen wurden gewöhnlich nicht ohne Waffengewalt und oft genug auch mit Anwendung des Henkerbeiles durchgeführt.

Die Verfaſſung aller Städte war bisher ſtreng ariſtokratiſch. Das Regiment lag in den Händen einer Anzahl alteingeſeſſener Familien, die den urſprünglichen Kern der ſtädtiſchen Bevölkerung gebildet hatten und hinter denen die ſpäteren Zuzügler in der bürgerlichen Berechtigung um ſo mehr zurückſtehen mußten, als jene unzweifelhaft dem Stande der alten Freien angehörten, während dieſe wenigſtens zum ſehr großen Theile Flüchtlinge aus der Leibeigenſchaft waren. Die herrſchenden ſtädtiſchen Geſchlechter, aus deren Mitte ausſchließlich der „Rath“ hervorging, dem Landadel verwandt durch Urſprung und Stellung, blieben demſelben auch ähnlich in ritterlicher Lebensweiſe und in der Gewohnheit, ihren wirthſchaftlichen Beſtand vorzugsweiſe auf das Grundeigenthum zu ſtützen. Vielfältige Schranken trennten alſo das durch dieſe Geſchlechter gebildete Patriciat von der gewerb- und handeltreibenden Bürgerſchaft und ein ſchroffer Gegenſatz zwiſchen den beiden Theilen der ſtädtiſchen Bevölkerung lag demnach in der Natur der Verhältniſſe. Auf der einen Seite fehlte es nicht an eigennütziger Ausbeutung und an übermüthigem Mißbrauch des beſtehenden Vorrechts, auf der andern Seite gingen aus dem erwachenden bürgerlichen Bewußtſein der Menge und aus der Erkenntniß oder dem Gefühl erlittener Beeinträchtigung eine Unzufriedenheit und ein Groll hervor, die ſich, bei wachſender Einwohnerzahl und zunehmendem Wohlſtande, bis zu revolutionärer Geſinnung ſteigerten.

Der Heerd dieſes Geiſtes der gewaltthätigen Neuerung war das Zunftweſen, welches deshalb von der conſervativen

Staatskunst jener Zeit als eine staatsgefährliche Einrichtung durch Verbote und Strafgesetze verfolgt wurde, ohne daß dessen Unterdrückung oder auch nur wesentliche Beschränkung jemals gelungen wäre. Eine der ersten Städte, in denen der Widerstand der Zünfte gegen das Regiment der Geschlechter zum siegreichen Durchbruch kam, war Speyer. Durch eine aufständische Bewegung der gemeinen Bürgerschaft wurde im Jahre 1304 der Speyrer Adel gezwungen, von den vierundzwanzig Rathssitzen, welche er bisher allein innegehabt, dreizehn an die in gleicher Zahl vorhandenen Zünfte abzutreten. Das Speyrer Beispiel fand rasche Nachfolge im südlichen Deutschland und längs der Ufer des Rhein, während in Norddeutschland, unter dem Einflusse des conservativen Geistes der Hansa, in deren tonangebenden Küstenstädten sich die Härten der ursprünglichen Adelsherrschaft durch die Uebung und die Interessen des großen Handelsverkehrs frühzeitig abgeschliffen, eine langsamere und meistens friedliche Umbildung der Verfassungszustände vor sich ging, wiewohl es auch dort mancher Orten an blutigen Zwischenfällen und Entscheidungen des Kampfes der Geschlechter und der Zünfte keineswegs fehlte.

Während des Thronstreites zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Oesterreich hielten die Geschlechter allenthalben zu dem Habsburger, dessen ganzes Haus, seit Kaiser Albrecht, aus Grundsatz und Neigung den Adel begünstigte, die Zünfte hingegen traten eben so einmüthig auf die Seite des Wittelsbachers, dessen schließlicher Sieg denn folgerichtiger Weise auch zum Vortheil der städtischen Demokratie gegen das Patriciat ausfallen mußte. — Wie leidenschaftlich übrigens auch der Kampf der beiden städtischen Partheien geführt und auf das Gebiet der großen Reichsangelegenheiten übertragen wurde, darin trafen beide zusammen, daß es sich für sie nicht darum handelte, diesen oder jenen vorgefaßten Grundsatz verfassungsmäßig zu verkörpern, sondern sachliche Verhältnisse ihren Interessen und Zwecken gemäß zu gestalten, woraus sich

denn eine überaus große Mannigfaltigkeit der öffentlichen Ordnungen in den Stadtgemeinden ergab.

Von den anderthalbhundert freien Reichsstädten, welche man zählte, lag ein volles Drittel in Schwaben, ein anderes Drittel längs des Rhein, der Mehrzahl nach auf dessen linkem Ufer. Am Rhein wurde die Erringung und Behauptung der Reichsfreiheit durch den in glücklicher örtlicher Lage frühzeitig erworbenen Wohlstand und die entsprechende Zunahme der Volkszahl in Städten wie Basel, Colmar, Straßburg, Speyer, Worms, Köln u. s. w. begünstigt, in Schwaben durch die Zersplitterung der fürstlichen Macht in unzählige Hände, deren Schwäche nicht nur großen und reichen Handelsplätzen wie Ulm, Eßlingen, Constanz, Augsburg ziemlich freie Bewegung ließ, sondern selbst kleinen Ackerstädten gestattete, die Reichsunmittelbarkeit zu gewinnen und festzuhalten. — Im fränkischen Binnenlande, abseits des Rhein, und in Sachsen waren verhältnißmäßig wenige, aber zum Theil sehr mächtige Reichsstädte emporgekommen, wie Nürnberg, Lübeck, Hamburg, Bremen*); in Baiern gab es deren nur eine einzige, Regensburg; in Brandenburg, Böhmen, Oesterreich, also in den ehemals slavischen Reichsländern**), fehlten sie ganz. — Einen Ersatz dafür bot wenigstens längs der ganzen Ostseeküste von Kiel und Wismar über Greifswald und Stralsund bis nach Danzig und Königsberg eine lange Reihe von Seestädten, welche zwar unter landesherrlicher Oberhoheit standen, durch Unternehmungsgeist, Reichthum, kriegerische Macht und Freiheitssinn aber einen Platz in der ersten Reihe

*) Ueber Hamburg und Bremen nahmen zwar der Graf von Holstein und der Bischof von Bremen noch landesherrliche Rechte in Anspruch, ohne dieselben jedoch zur Geltung bringen zu können.

**) Lübeck lag allerdings auf altslavischem Boden, in dem ehemaligen Lande der Wagrier, das aber sehr frühzeitig zu einem Stück sächsischen Deutschlands geworden war.

der deutschen Bürgergemeinden einnahmen, wiewohl einige derselben dem Reiche der Form nach bis dahin nicht angehörten.

Die Reichsfreiheit der Städte übrigens beruhete viel weniger auf dem bestehenden öffentlichen Rechte, als auf der eignen Kraft, sich gegen Jedermann und im Nothfalle sogar gegen den Kaiser selbst zu behaupten. Eins der gewöhnlichsten Finanzmittel der kaiserlichen Regierung nämlich war die Verpfändung freier Städte an einen benachbarten Fürsten, dem es dann oft genug gelang, das ihm damit gewährte Recht auf die Reichseinkünfte in die volle Landesherrlichkeit zu verwandeln. War die verpfändete oder eigentlich — da an eine Rückzahlung der Pfandsummen durch den Kaiser niemals gedacht werden konnte — verkaufte Stadt nicht stark genug, sich des Pfandgläubigers mit den Waffen in der Hand zu erwehren, so blieb ihr zur Rettung ihrer Reichsunmittelbarkeit nichts übrig, als sich auf eigne Kosten auszulösen, wodurch sie denn freilich keine Sicherheit gegen die Gefahr gewann, bei nächster Gelegenheit, trotz der ihr etwa ausgestellten kaiserlichen Gewährsbriefe, von Neuem verpfändet zu werden.

Schon unter Rudolf von Habsburg erschienen gelegentlich einige der freien Städte auf den Reichstagen, aber erst später gewannen sie die förmliche Reichsstandschaft, welche ihrer Unmittelbarkeit natürlich eine neue und starke Gewähr leistete. Gleichwohl verminderte sich die Zahl der kleinern Reichsstädte fortwährend, wiewohl es auch einigen Landstädten gelang, sich der fürstlichen Landeshoheit zu entziehen und in die Reihe der Reichsstädte einzutreten. So geschah es namentlich mit den oberschwäbischen Städten Zug, Glarus, Luzern, welche sich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von Oesterreich losmachten, um sich mit Zürich und Bern, die ihre alte Reichsfreiheit gegen österreichische Angriffe bisher — Bern insbesondere in der Schlacht bei Laupen 1339 — tapfer behauptet, der Eidgenossenschaft der drei Waldstätte anzuschließen. Diese hatten inzwischen von Heinrich VII. die Anerkennung ihrer

Unabhängigkeit von Oesterreich erlangt und dieselbe nach dessen Tode gegen einen übermächtigen Angriff des Herzogs Leopold, Bruder Kaiser Albrecht's, in dem großen Siege bei Morgarten 1315 ruhmreich aufrecht erhalten.

Mit der nämlichen Tapferkeit und dem nämlichen Erfolge verfochten auch die Bauernrepubliken im nördlichsten Deutschland ihre Reichsfreiheit gegen die benachbarten Fürsten. Die Ostfriesen, nachdem sie 1323 den in ihr Land eingefallenen Grafen von Geldern bei Vollhofen bis zur Vernichtung geschlagen und sich dadurch zwanzig Jahre der Ruhe verschafft, wurden 1345 von dem letzten Grafen von Holland, Wilhelm IV., der bereits Herr von Westfriesland war, mit einem Eroberungskriege heimgesucht, welcher auf die vollständige Niederlage des Angreifers hinauslief, der dabei selbst auf dem Platze blieb.

Auch die Ditmarsen im westlichen Holstein, welche nach langen und heftigen Kämpfen mit den Erzbischöfen von Bremen, den Grafen von Holstein, den Herzogen von Sachsen unter dänische Herrschaft gerathen, durch die Schlacht bei Bornhövede 1227 aber wieder frei geworden waren, behaupteten ihre Unabhängigkeit gegen die am Ende des dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erneuerten Angriffe der Grafen von Holstein und anderer benachbarter Fürsten und Herren. Eine große Streitmacht, mit welcher der Graf von Holstein und der Herzog von Mecklenburg 1319 in ihr Land einrückten, wurde von ihnen bei Oldenworth vernichtet, und dadurch die Freiheit des kleinen Bauernvolks auf drei Menschenalter hinaus gegen neue Unterdrückungsversuche sichergestellt.

Einzelne freie Bauernschaften, hie und da in größern Markverbänden vereinigt, behaupteten sich auch in andern Theilen Deutschlands immer noch kraft uralten Bestandes. Aber selbst dem hörigen Landvolke brachte das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert wesentliche Verbesserungen seiner Lage

durch örtliches Gesetz und Recht. In den verschiedensten Gegenden Deutschlands wurden die Verhältnisse der Gutsherren und Hintersassen entweder schriftlich oder durch fortgesetzte Uebung der Art geordnet, daß nach genauer Feststellung der bäuerlichen Leistungen den Dorfgemeinden im Uebrigen die Wahl ihrer Vorsteher, die eigne Gerichtsbarkeit, kurz eine mehr oder weniger umfassende Selbstverwaltung verblieb. Sogar das Recht der Bündnisse zum gemeinschaftlichen Schutze wurde hie und da von Bauernschaften beansprucht und ausgeübt, welche unter Gutsherrschaft standen und ihre Pflichtigkeit gegen dieselbe anerkannten. So zum Beispiel in einigen Gegenden von Tyrol und im südlichen Schwarzwalde, wo sich die Bevölkerung des sogenannten Hauensteiner Landes, bei 150 Ortschaften, in einem Bunde vereinigte, der lange Zeit eine Rolle in der örtlichen Geschichte jener Gegend gespielt hat und dessen Nachwirkungen auf den Geist der dortigen Einwohnerschaft noch heute in auffallenden Erscheinungen hervortreten.

Der volksthümlichen Bewegung im öffentlichen Leben entsprechend, gelangte die deutsche Sprache mehr und mehr zu ihrem Rechte im Staats- und Gerichtswesen. Seit Rudolf von Habsburg und wohl auf seinen persönlichen Betrieb, vervielfältigten sich die deutsch abgefaßten Reichstagsbeschlüsse und in Folge des Emporkommens der Zünfte, denen die lateinische Bildung des Patriciats fremd war, wurde die Volkssprache zur ausschließlichen Sprache der städtischen Gesetzgebung und Justiz.

Mit dem bürgerlichen Sinn und Streben der Zeit setzte sich auch die Dichtung des Jahrhunderts in Einklang. Der ritterliche Minnegesang war seit dem Untergange der Hohenstaufen verstummt, das Heldengedicht mit seinen Anklängen an die Ueberlieferungen der Urzeit hatte sich ausgelebt, die Dichtung stieg aus der Welt der dunkeln geschichtlichen Erinnerungen und des gesteigerten Gefühlslebens herab in den Bereich der städtischen und ländlichen Gegenwart, deren Bedürfniß nicht sowohl starke Anregungen der Empfindung und der Einbildungskraft verlange, als heitere Spiegelbilder des eigenen Seins. Vorzugsweise das kleinbürgerliche und bäuerliche Alltagsleben lieferte der Dichtung des vierzehnten Jahrhunderts den Stoff, den Geist und den Ton. Das hausbackene Lehrgedicht, der derbe Schwank, der gereimte Spott auf Adel und Geistlichkeit wuchsen aus der Zeitstimmung hervor, die nur in dem einfachen Volksliede noch eine duftige Blüthe trieb; es war der Beginn eines Verfalls der deutschen Poesie, welcher ohne alle Unterbrechung fast eben so lange währen sollte, wie der Verfall des deutschen Staatswesens.

III.

Karl IV.; die Hansa; der deutsche Orden.

Gleich seinem Großvater, dem Kaiser Heinrich VII., und seinem Vater, dem Könige Johann von Luxemburg, war Karl IV. nach Familienverbindungen und Lebensgewohnheiten ein Halbfranzose, und überdies durch den Besitz der tschechischen Krone und durch die Nebenbuhlerschaft gegen Ludwig den Baier, die ihn dem Papstthume in die Arme geworfen, den deutschen Reichsinteressen in hohem Grade entfremdet. Am französischen Hofe erzogen und Schwager König Philipp's VI. von Valois, hatte er mit seinem Vater Johann zu verschiedenen Malen auf der Seite Frankreichs gegen Deutschland gestanden, noch als bereits gewählter deutscher König unter französischer Fahne gegen Eduard III. von England, den Bundesgenossen Ludwig des Baiern, gefochten und die Schlacht bei Crecy im Jahre 1346 an der Seite seines Vaters mitgemacht, der, obgleich erblindet, sich in das dichteste Kampfgewühl führen ließ und dort das abentheuerliche Ende seines abentheuerlichen Lebens fand.

Aus der Niederlage bei Crecy nach Deutschland zurückgekehrt und seines Gegners auf dem deutschen Throne durch den Tod entledigt, fand Karl IV. gleichwohl große Schwierigkeiten, seinen Anspruch auf die Krone zur Anerkennung zu bringen. Eine starke reichsfürstliche Parthei, mit dem Markgrafen von Brandenburg, dem Wittelsbacher Ludwig an der

Spitze, bestritt die Rechtmäßigkeit der Wahl Karl's IV. und stellte den Grafen Günther von Schwarzburg als Gegenkönig auf, einen tapfern Kriegsmann und berühmten Turnierhelden, welchem ein zahlreicher Anhang unter den Fürsten und den freien Städten einigen Ersatz versprach für den Mangel an eigner Macht.

Das Haupt seiner Parthei indessen, Ludwig von Brandenburg, gerieth schon 1348 in die größte eigne Bedrängniß durch einen Glücksritter, der unter dem Namen Waldemar's, des 1319 verstorbenen vorletzten Markgrafen aus dem Hause Anhalt, nicht bloß seine angeblichen Stammesvettern unter den sächsischen Fürsten, sondern auch den größten Theil des brandenburgischen Volkes auf seine Seite brachte, welches die Wittelsbach'sche Herrschaft mit Ungeduld ertrug. Ludwig mußte aus dem Lande weichen, während der falsche Waldemar von Karl IV. förmlich anerkannt und auf einem Kurfürstentage in Köln zu Sitz und Stimme zugelassen wurde. — Jetzt verstand sich Ludwig dazu, mit Karl IV. in Unterhandlung zu treten und Günther von Schwarzburg, von einer schweren Krankheit darniedergeworfen — aller Wahrscheinlichkeit nach vergiftet durch einen von Karl erkauften Frankfurter Arzt — folgte seinem Beispiele. Im Frühjahre 1349 kam es zu einem Abkommen, kraft dessen Günther, gegen 20,000 Mark Silber, seinen Ansprüchen auf die Krone entsagte, dessen Abschluß er jedoch nur um wenige Tage überlebte. Die Entscheidung der brandenburgischen Streitfrage wurde einem Reichstage vorbehalten, dessen Spruch zwar Waldemar demnächst als Betrüger verurtheilte, denselben jedoch nicht verhinderte, sich bis 1355 im größten Theile von Brandenburg zu behaupten und endlich als Preis seiner Verzichtleistung eine große Geldsumme zu erpressen, mit welcher er sich an den Hof von Dessau zurückzog, welcher ihn nach wie vor und bis zu seinem Tode als ächten Fürsten aus dem Hause Anhalt gelten ließ.

Zur Beseitigung der bisherigen Zweifel an der Rechtsgültigkeit seines Titels mußte sich Karl IV. der Form wegen einer nochmaligen Wahl und Krönung unterziehen. Dadurch zur allgemeinen Anerkennung als deutscher König gelangt, betrieb er alsbald auch Verhandlungen wegen Einholung der römischen Kaiserkrone, mit denen er jedoch sowohl bei dem Papste in Avignon wie bei den einflußreichsten italienischen Machthabern auf mancherlei aus wohl berechtigtem Mißtrauen erwachsene Schwierigkeiten stieß, welche ihn mehrere Jahre lang aufhielten. Erst 1354 konnte er seinen Römerzug antreten, welchen er in Mailand, Pisa und vielen andern Städten zur Beitreibung bedeutender Geldsummen von Fürsten und Gemeinden gegen Gewährung von Freiheiten und Vorrechten ausnützte, bevor er am 5. April 1355 zu Rom aus den Händen eines vom päpstlichen Stuhle bevollmächtigten Cardinals die Kaiserkrone empfing. Schon am folgenden Tage aber mußte er, einem dem Papste gegebenen Versprechen gemäß, die Hauptstadt seines angeblichen kaiserlichen Reiches wieder verlassen und in möglichster Eile kehrte er mit der gewonnenen Beute nach Deutschland zurück.

Hier richtete sich seine nächste Thätigkeit dahin, die bisherige formlose Verfassung des deutschen Staatswesens wenigstens ihren Grundzügen nach urkundlich festzustellen — eine sehr verdienstliche Aufgabe, welche von allen seinen Vorgängern in schwer begreiflicher Weise versäumt, zu deren befriedigender Lösung es aber jetzt, wo so manches verschrobene öffentliche Verhältniß und insbesondere die fürstliche Landeshoheit zu einem eingerosteten Uebel geworden, unglücklicher Weise zu spät war. Auf zwei Reichstagen in Nürnberg und in Metz kam in den Jahren 1355 und 1356 zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten — die übrigen Reichsstände, obwohl in ungewöhnlich großer Zahl versammelt, wurden dabei kaum gehört — die Vereinbarung zum Abschluß, welche unter dem Namen der goldnen Bulle für ein Staatsgrundgesetz des deutschen

Reiches bis zu dessen Untergang gegolten hat, wiewohl die meisten und wichtigsten ihrer Bestimmungen längst außer Kraft getreten waren. Der wesentliche Zweck dieses von dem Königthum mit den großen Machthabern im Reich eingegangenen Vertrages konnte kein anderer sein, als den bestehenden Staatszuständen die Weihe des geschriebenen Rechtes zu geben, und insbesondere die etwaigen Zweifel über den Bestand und den Umfang der politischen Befugnisse der kurfürstlichen Aristokratie zu beseitigen, welche während des letzten Jahrhunderts das übrige Reichsfürstenthum mehr und mehr in Schatten gestellt, gleich wie dieses seinerseits seit langer Zeit die deutsche Volksgemeinde überwuchert hatte.

Die goldne Bulle begann mit der Aufstellung einer festen und wohl bemessenen Wahlordnung, durch welche Doppelwahlen und langdauernde Thronerledigungen, die das Reich so oft in Verwirrung gestürzt, rechtlich unmöglich gemacht werden sollten. Demnächst bestätigte sie den bereits in alter Uebung bestehenden Satz, daß das Recht zur Königswahl ausschließlich den sieben Kurfürsten zustehe, nämlich den drei rheinischen Erzbischöfen, dem Könige von Böhmen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem Herzoge von Baiern und dem Herzoge von Sachsen. Den päpstlichen Anspruch auf Bestätigung der Königswahl, welchen der Kurverein zu Rense seiner Zeit mit dem größten Nachdrucke zurückgewiesen, überging man mit vorsichtigem Stillschweigen. Um in Zukunft den Streitigkeiten vorzubeugen, welche bisher mehrmals unter verschiedenen Zweigen einiger der kurfürstlichen Häuser wegen Führung der Kurstimme ausgebrochen waren, wurde die baierische Stimme der Pfalzgrafschaft am Rhein, die sächsische dem Herzogthum Wittenberg zugesprochen, und wurden die Kurfürstenthümer selbst für fortan untheilbar erklärt. Außerdem erlangten die Kurfürsten die förmliche Anerkennung ihrer Bergwerks-, Münz- und Zollhoheit und die Befreiung ihrer Landesgebiete von der königlichen Gerichtsbarkeit, mit alleiniger Ausnahme des Falls

der Rechtsverweigerung. Ueberdies sollte der Schutz der römischen Strafgesetze gegen Majestätsverbrechen, welchen das deutsche Königthum für sich in Anspruch nahm, auch für die Kurfürsten gelten, denen also die Landesherrlichkeit fast ohne Vorbehalt verfassungsmäßig zugestanden wurde. Das Kurfürstencollegium als Ganzes endlich wurde zu einem förmlichen Reichsrath erhoben, den der König alljährlich zur Erledigung der größern Staatsgeschäfte um sich versammeln sollte.

Die Stellung der übrigen Reichsfürsten wurde durch die goldne Bulle kaum berührt. Den Städten dagegen bezeigte dieselbe eine entschiedene Mißgunst, indem sie nicht allein alle Bündnisse derselben, so wie alle öffentlichen Vereine überhaupt, von der Zustimmung der Landesherrschaft abhängig machte, sondern auch das sogenannte „Pfahlbürgerthum" gänzlich untersagte — die Ausdehnung nämlich des städtischen Verbandes auf auswärtige Schützlinge, ein für die bürgerliche Entwickelung sehr wichtiges Verhältniß, welches seit geraumer Zeit bittre Händel zwischen den Städten und den benachbarten Grundherrn verursacht hatte und schon wiederholt Gegenstand des Eingreifens der Reichsregierung gewesen, bald verboten, bald wieder erlaubt worden war.

Die hohe Bevorzugung der kurfürstlichen Würde entsprach übrigens nicht durchweg der staatlichen Wirklichkeit, denn an Macht thaten es namentlich die Herzoge von Oesterreich und Baiern einigen der Kurfürsten nicht bloß gleich, sondern zuvor. So war es denn unvermeidlich, daß die den Kurfürsten gewährleisteten landesherrlichen Rechte sich bald auch auf weitere reichsständische Kreise ausdehnten, und die goldne Bulle wurde demnach auch ihrerseits zu einem weiteren Werkzeuge der inneren Auflösung des Reichs.

Mit dem päpstlichen Stuhle erhielt sich der Kaiser aus Staatsgründen und vermöge kirchlicher Gesinnung fort und fort in möglichst gutem Einverständnisse, das auch durch die in der goldnen Bulle enthaltene stillschweigende Verläugnung

der päpstlichen Ansprüche auf die Oberherrlichkeit über das Reich nur leicht und vorübergehend gestört wurde. Der Papst, in seiner Gefangenschaft zu Avignon, bedurfte mehr als je des Beistandes der deutschen Macht, welche aufgehört hatte, ihm gefährlich zu sein, die vielmehr allein im Stande war, ihn aus seiner jetzigen Zwangslage zu befreien. Karl IV. bot dem Verlangen Urban's V., nach Rom zurückzukehren und damit seine Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, bereitwillig die Hand. Um die demgemäß erforderlichen Verabredungen zu treffen, unternahm der Kaiser 1365 eine Reise nach Avignon, welche ihm, da sie ihn durch Arles führte, zugleich Anlaß gab, seinen burgundischen Königstitel dadurch aufzufrischen, daß er sich in der Hauptstadt des weiland burgundischen Reiches, das längst nur noch in der Erinnerung bestand, feierlich krönen ließ. Der thatsächlichen französischen Herrschaft in den Ländern des ehemaligen Arelat sollte und konnte diese inhaltlose Ceremonie nicht den mindesten Abbruch thun, und zwölf Jahre später übertrug Karl IV. selbst dem französischen Thronerben die Reichsstatthalterschaft in den einst dazu gehörigen Gebieten, die dann ein für alle Mal auf die Krone von Frankreich überging — ein Zugeständniß an die Macht der Verhältnisse, welches einem förmlichen Verzicht auf die Lehnsherrlichkeit über diese Länder und einer ausdrücklichen Anerkennung der Einverleibung derselben in Frankreich beinahe gleichkam. Dauphiné und Provence wurden in der That noch vor Ablauf des vierzehnten Jahrhunderts auch der Form nach unmittelbare französische Kronländer, während in Niederburgund, mit der Hauptstadt Dijon und in der Freigrafschaft, mit der Hauptstadt Dole — neben welcher Besançon oder Bisanz noch Jahrhunderte lang den Namen einer freien Stadt des deutschen Reichs behielt — unter Philipp dem Kühnen, jüngerem Sohne des Königs Johann von Frankreich, seit 1363 ein neues Herzogthum Burgund emporwuchs, welches verstärkt durch eine Anzahl erheiratheter oder erkaufter niederländischer Fürstenthümer, Brabant, Flandern, Artois u. s. w.

für die Dauer eines Jahrhunderts inmitten Deutschlands und Frankreichs eine selbständige Zwischenmacht bildete, deren ganzer Bau jedoch keine Dauer versprach, und deren einstweiliger Bestand nur einen Aufschub der auch nach dieser Seite hin bereits unausbleiblich gewordenen Erweiterung des französischen Machtgebiets mit sich brachte.

Die zwischen dem Kaiser und dem Papste getroffene Uebereinkunft konnte erst 1367 und 1368 in Vollzug gesetzt werden. Urban V. verließ Avignon unter dem heftigen Widerspruch der französisch-gesinnten Cardinäle und gelangte ohne Hinderniß nach Italien, wo Karl IV. an der Spitze eines ansehnlichen Heeres mit ihm zusammentraf, ihm die Stallknechtsdienste leistete, zu denen einige seiner Vorgänger auf dem Stuhle Petri in der Fülle ihrer Macht frühere Kaiser und Könige erniedrigt hatten, und mit Fürsten und Städten, namentlich mit den mächtigen Visconti in Mailand, Verträge abschloß, die der päpstlichen Herrschaft in Rom zu gute kommen sollten. Unter starker Ausbeutung der Städte, durch welche er seinen Weg nahm und nachdem er in Siena eine förmliche Belagerung ausgehalten, kehrte der Kaiser sobald wie möglich nach Deutschland zurück. Nach seinem Abzuge konnte aber auch Urban V. sich in Rom nicht behaupten, mußte vielmehr wieder nach Avignon gehen, das erst nach zehn weiteren Jahren schließlich aufhörte, der Sitz des Papstthums zu sein.

Die von der goldnen Bulle gewollte Erschwerung der Bündnisse und Vereine innerhalb des Reichs verhinderte nicht, daß gerade in den nächstfolgenden Jahrzehnten das Bedürfniß der öffentlichen Sicherheit, das Handels- und Standesinteresse eine Anzahl städtischer und ritterlicher Bundesgenossenschaften hervor-

brachte, welche die erlahmte Reichsgewalt in ihrem Bereiche zu ersetzen suchten. Nach dem Vorgange der schweizerischen Eidgenossenschaft, welche, wie schon erwähnt, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zwischen den acht alten Cantonen zum ersten festen Abschlusse kam, und die 1362 ihre ausdrückliche Anerkennung vom Kaiser erlangte, einigte sich in verschiedenen andern Landschaften eine größere oder kleinere Anzahl von Städten zu Schutz und Trutz. Insbesondere der schwäbische Städtebund gewann so festen Bestand und so große Ausdehnung, daß er die Reichsfreiheit seiner Mitglieder nicht nur gegen die Uebergriffe des eroberungslustigen Grafen von Würtemberg, Eberhard des Greiners, durch tapfere Waffenthaten, namentlich durch den blutigen Sieg bei Reutlingen, 1377, sicherstellen, sondern selbst dem Kaiser trotzen und schließlich sogar dessen förmliche Bestätigung erzwingen konnte. Zwischen dem erstarkenden Landesfürstenthum und der städtischen Selbsthülfe von zwei Seiten eingeengt und bedroht, suchte auch die reichsfreie Ritterschaft Schutz in Adelsverbindungen, die, wie die „Schlägler" in Schwaben, nach Zeit und Umständen eine beträchtliche landschaftliche Bedeutung gewonnen. Gleichwohl wurde der Verfall der kriegerischen Macht des Ritterthums und demgemäß die Abnahme seiner staatlichen Bedeutung bald augenscheinlich, insbesondere in Folge der durch den jetzt eingeführten Gebrauch des Schießpulvers veranlaßten Veränderung der Kriegsweise, welche den Schwerpunkt der Streitkräfte aus der gepanzerten Reiterei in das Geschützwesen verlegte, dessen Benutzung den kleinen Machthabern schon durch die Unzulänglichkeit ihrer Geldmittel versagt war.

Im Norden Deutschlands begann um diese Zeit die höchste Blüthe der Hansa. Aus der Stellung einer bloßen Handelsgesellschaft hatte sie sich zu einer staatlichen Macht emporgeschwungen, welche die Politik der Ostseeländer beherrschte. Staatsverträge mit den skandinavischen Reichen, mit Rußland und mit England gaben ihr das Recht oder Vorrecht des freien

Handelsbetriebs und selbstständiger Niederlassungen in diesen Ländern. Als eine dieser Niederlassungen, die Stadt Wisby auf der Insel Gothland, durch den dänischen König Waldemar III. 1361 erobert und zerstört wurde, erfolgte zum Zwecke des Krieges gegen Dänemark eine Erneuerung des hanseatischen Bundes, der sich bei dieser Gelegenheit zugleich landeinwärts bedeutend ausdehnte. Köln, Dortmund, Braunschweig, Goslar und viele andere Binnenstädte, ja sogar Breslau und Krakau, in deren Bevölkerung das Deutschthum — dort *schon*, hier *noch* — überwog, schlossen sich der Hansa an. Binnen kurzer Frist liefen siebenundsiebzig hanseatische Absagebriefe in Kopenhagen ein und dem drohenden Worte folgte alsbald die kriegerische That. Aus Stadt und Land vertrieben mußte Waldemar endlich 1370 einen Frieden eingehen, welcher der Hansa volle Genugthuung gewährte, ihr eine Reihe schonen'scher Städte auf 15 Jahr als Pfand gab und ihr sogar bei der künftigen Besetzung des dänischen Thrones eine Stimme zugestand. Nicht weniger glücklich und erfolgreich war der Krieg, welchen die Hansa gleichzeitig gegen den Bundesgenossen Waldemar's, König Hakon von Norwegen, führte, der jedoch erst einige Jahre später zu seinem rühmlichen Abschlusse kam. In dem dritten der skandinavischen Reiche, Schweden, gelangte die Hansa zu großem Einfluß und zu einträglichen Vorrechten dadurch, daß sie dem auf den schwedischen Thron berufenen Herzog Albrecht von Mecklenburg ihren mächtigen Beistand leistete.

Vorort des hanseatischen Bundes war und blieb Lübeck. Hier wurden in der Regel die Hansatage abgehalten, hier war für hanseatische Sachen der oberste Gerichtshof, von welchem es keine Berufung an die Reichsgerichte gab, wie denn die Hansa überhaupt gewissermaßen außerhalb des Reiches stand und in Krieg wie in Frieden wenig oder gar keine Beziehungen zu demselben hatte. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung versuchte Karl IV., dessen staatsmännischem Scharfblick die Bedeutung des norddeutschen Städtebundes nicht entgehen konnte, mit der Hansa Verbindungen anzuknüpfen, ja selbst, wie es scheint, sich zum Haupte derselben zu machen; seine zu diesem Zwecke nach Lübeck unternommene Reise aber blieb erfolglos, indem der Rath der Stadt seinen schlau eingeleiteten Bewerbungen unter ehrerbietigen Formen auswich. — Zu einer festen und wirksamen Bundesverfassung indessen, ähnlich der schweizerischen Eidgenossenschaft, konnte es die Hansa nicht bringen. Der städtische Sondergeist so vieler kräftiger Bürgerschaften, die auf eigenen Füßen standen, oder zu stehen glaubten, sträubte sich gegen jeden Zwang der Unterordnung unter die Gemeinschaft. Die Beschlüsse der Hansatage wurden durch die „Rathssendboten" nur unter Vorbehalt der Genehmigung der städtischen Räthe selbst gefaßt und blieben ohne bindende Kraft für die Minderheit. Ueberdies lag allerdings ein schweres sachliches Hinderniß der Verständigung und des gemeinschaftlichen Handelns, der Einheit des Entschlusses und der Vollziehung, in den großen räumlichen Entfernungen, die, bei äußerst mangelhaften Verkehrsmitteln, die verschiedenen Glieder der Hansa von einander trennten — eine Schwierigkeit, mit welcher die schweizerische Eidgenossenschaft in ihrem engen Bereiche nicht zu kämpfen hatte, und die von den Oberschwaben vermuthlich eben so wenig überwunden worden sein würde, wie von den Niedersachsen.

Gleich der Hansa stand auch deren Nachbar, der deutsche Orden, in sehr lockerem und zweifelhaftem Verhältnisse zu Kaiser und Reich. Nächst der Ablegenheit seines Gebiets ließ auch der doppelte Lehnsverband, mit dem Kaiser auf der einen, mit dem Papste auf der andern Seite, einen festen Zusammenhang und ein klares Verhältniß des Ordens zu Deutschland, nicht aufkommen. Der Orden selbst glaubte bei der aus diesen Umständen hervorgehenden thatsächlichen Unabhängigkeit seine Rechnung zu finden. „Fordert man uns vor den Kaiser, war sein Wahlspruch, so stehen wir unter dem

Papst, belangt man uns bei dem Papste, so gehören wir zum Reich.“ Das Reich seinerseits übte die Oberherrlichkeit über den deutschen Orden wohl gelegentlich durch ein ohnmächtiges Wort, aber niemals durch wirkliche That. So belehnte Ludwig der Baier den Orden mit Litthauen, Samogitien und Rußland, „so weit dies Länder im Besitze der Heiden seien,“ aber weder er, noch seine Vorgänger und Nachfolger leisteten dem Ritterstaate irgend eine Reichshülfe in den schweren Kriegen, welche derselbe mit diesen Nachbarländern führte. Nur einzelne Reichsfürsten, die auf eigene Hand kriegerische Beschäftigung suchten, wie der unstäte König Johann von Böhmen, Herzog Heinrich von Baiern und Herzog Albrecht von Oesterreich brachten dem Orden hie und da Beistand. Einen friedlichen und darum nicht weniger werthvollen Zuzug dagegen erhielt der Orden durch eine fortlaufende und zahlreiche Auswanderung von deutschen und zwar vorzugsweise niedersächsischen Kaufleuten, Handwerkern und Bauern — sprechendes Zeugniß der guten bürgerlichen Ordnung in dem Ordensstaate und des Gedeihens seiner Bevölkerung. Eine stramme Verfassung, eine wohlgeregelte Verwaltung ein feststehender Mittelpunkt der Regierung in der Marienburg und eine Reihenfolge großer Staats- und Kriegsmänner auf dem Stuhle des Hochmeisters verschafften dem Orden ein volles Jahrhundert glänzender Erfolge auf dem Schlachtfelde nicht nur, sondern auch auf dem Gebiete der Cultur und der Volkswirthschaft. Die Marienburg wurde, was einst der Hof der Landgrafen von Thüringen und der Herzoge von Oesterreich gewesen, ein Sammelplatz von Sängern und Dichtern, in Kulm entstand eine Hochschule, die wichtigsten Wissenschaften der Zeit, Rechtskunde und Gottesgelahrtheit wurden innerhalb des Ordens selbst statutenmäßig gepflegt. Die Einwohnerschaft des Ordensgebiets belief sich auf zwei Millionen Menschen, welche fünfundfünfzig Städte und viele tausend Dörfer in einem Lande bewohnten, das noch vor wenigen Menschenaltern nur aus

Sumpf und Wald bestand, in denen nackte Halbwilde umherschweiften.

Sein Geburtsland, Böhmen, war für Karl IV. das Land der entschiedensten Vorliebe und Fürsorge. Bei französischer Geistesrichtung stand er, seiner Gemüthsverfassung nach, dem Slaventhum viel näher, als dem Deutschthum. Im Besitz vieler Sprachen, bevorzugte er die tschechische, als „die liebe, die edle und süße.“ Prag war ihm die Heimat, an welcher er mit dem Herzen hing, deren Schmuck und Glanz er als eine große Lebensaufgabe betrieb und die er durch verschwenderische Ausstattung zu einer Stätte der Baupracht, des Kunstreichthums und der Gelehrsamkeit machte. Nach dem Muster der Pariser Universität, welche er in seiner Jugend kennen gelernt, stiftete Karl IV. 1348 die Prager Hochschule, die erste in Deutschland, deren Schülerzahl binnen Kurzem auf fünftausend stieg. Nicht minder eifrig war der Kaiser bedacht, die bürgerliche Ordnung in Böhmen, das unter der zerfahrenen Regierung des Königs Johann tief herunter gekommen, wiederherzustellen und zu heben. Er machte es sich insbesondere zur Pflicht, die vielfach unsichern und fehlerhaften Rechtsgewohnheiten des Landes durch geschriebene Gesetze festzustellen und zu berichtigen, und so oft wie möglich vor dem Thore seiner Schlösser und auf dem Marktplatze der Städte, welche er besuchte, in Person zu Gericht zu sitzen. Der Schutz des gemeinen Mannes gegen den Mißbrauch der Macht der Großen war ihm eine ernste Angelegenheit, gegen das Raubritterthum zog er persönlich zu Felde, die Mißhandlung der Leibeigenen bedrohte er mit der Strafe der Wiedervergeltung. Zu solchen Einrichtungen kam eine einsichtige Pflege des Handels, der Flußschifffahrt, des Bergwerksbetriebs, des Weinbaus, des Handwerks, namentlich durch Heranziehung deutscher Arbeitsleute, und so gelang es dem Karl IV., sein in äußerst verwahrlosten Zustande angetretenes

Erbland binnen einiger Jahrzehnte zu Gedeihen und Wohlstand zu bringen, ja zu einem Vorbilde auch für die deutschen Nachbarländer zu machen.

Das deutsche Kaiserthum galt Karl IV. vorzugsweise als Mittel für seine böhmischen Zwecke. Was sein Vorfahr auf dem böhmischen Throne, König Ottokar II. vor hundert Jahren geplant und erstrebt, das war jetzt eine Thatsache: der Schwerpunkt des Reiches lag nunmehr in Böhmen, das Tschechenthum stand an der Spitze von Deutschland, so zweifellos, daß die goldne Bulle den Kurfürsten sogar die Erlernung der „slavischen Sprache" vorschreiben konnte.

Da indessen die böhmische Vormacht in Deutschland, obschon zur Zeit unbestritten, augenscheinlich auf schwachen Füßen und auf unsicherm Boden stand, so war Karl IV. ohne Unterlaß bemüht, derselben weitere Stützen zu verschaffen und ihre Grundlagen zu befestigen. Mit beispielloser Vielgeschäftigkeit arbeitete er nach den verschiedensten Seiten hin an der Ausdehnung, nicht sowohl der luxemburgischen Hausmacht, als des böhmischen Krongebietes, zumal in den slavischen oder halbslavischen Nachbarländern. Durch Heirathen, Erbverträge, Käufe, Pfandschaften erwarb er eine Reihe werthvoller Besitzungen und glänzende Aussichten in die Zukunft. Durch seine zweite Gemahlin wurden ihm die beiden letzten unabhängigen schlesischen Herzogthümer, Schweidnitz und Jauer zugebracht, sein Eidam König Ludwig von Ungarn, trat ihm einige Gränzkreise ab, die vorlängst an Meißen verpfändete Lausitz löste er wieder ein, und nicht nur diese zum großen Theil immer noch von Slaven bevölkerten Landschaften, sondern auch die größere Hälfte der Oberpfalz, auf welche Karl IV. im Namen seiner verstorbenen ersten Gemahlin aus dem Hause Wittelsbach Ansprüche machte und durchsetzte, wurden der Krone Böhmen, und zwar unter Zustimmung der Kurfürsten, förmlich einverleibt. Demnächst warf der Kaiser seinen Blick auf Oesterreich, dessen junger und ehrgeiziger Herzog Rudolf — der erste,

welcher den erzherzoglichen Titel annahm — Gründer der zweiten deutschen Universität in Wien — sein Schwiegersohn und zugleich sein heimlicher Nebenbuhler war. Als Margaretha Maultasch, nach dem Tode ihres einzigen Sohnes, Meinhard, die Grafschaft Tyrol im Jahre 1363 auf Herzog Rudolf übertrug, bestätigte Karl diese von den Wittelsbachern hart bestrittene Schenkung nur um den Preis einer Erbverbrüderung, welche ihm oder seinen Nachkommen die Anwartschaft auf die Besitzungen des Hauses Habsburg gab, das dem Erlöschen nahe zu sein schien. Deßhalb ließ der Kaiser denn auch gern geschehen, daß das bisher argwöhnisch von ihm beobachtete Oesterreich bald darauf mancherlei neue Erwerbungen machte, sich durch Kauf in Vorarlberg festsetzte, im Schwarzwalde Fuß faßte, die Schirmvogtei über Freiburg an sich nahm und von dieser Stadt aus sich des ganzen Breisgau's bemächtigte, so daß die habsburgischen Besitzungen von der ungarischen Gränze bis nach dem Elsaß nunmehr in fast ununterbrochenen Zusammenhange standen. Mit den Wittelsbach'schen Markgrafen von Brandenburg ging Karl gleichfalls einen Erbvertrag ein, dessen Erfüllung er noch vor dem Aussterben derselben erzwang. Als nämlich der letzte der drei Söhne Ludwig's des Baier, welche gemeinschaftlich mit Brandenburg belehnt worden waren, Markgraf Otto, sich zu Gunsten eines seiner Neffen von dem Erbvertrage lossagte, wurde er vom Kaiser 1373 mit bewaffneter Hand zur Abdankung genöthigt, welche er gegen eine Abfindung durch Jahrgelder und anderweitige Vortheile leistete. Auch Brandenburg, obgleich ein Kurland, nahm der Kaiser im Namen der böhmischen Krone in Besitz, und die Stände der durch die Wittelsbacher verwahrlosten und herruntergebrachten Markgrafschaft, in der Hoffnung auf Besserung der öffentlichen Zustände durch böhmisches Regiment, gaben auf den Landtagen zu Tangermünde und zu Guben bereitwillig ihre Zustimmung zu der Einverleibung des deutschen Kurfürstenthums in das tschechische Königreich.

Obgleich dieses bedrohliche Anwachsen der böhmischen Macht nicht ohne mehrfache Verletzung der Reichsgesetze und insbesondere der goldenen Bulle vor sich ging und den Reichsständen, namentlich den Kurfürsten, die triftigsten Gründe zu Widerspruch und Widerstand an die Hand gab, kam die allerdings vorhandene reichsfürstliche Opposition doch nicht hinaus über schwache Versuche, dem gefährlichen Umsichgreifen Karl's IV. Einhalt zu thun. Der Kaiser war Meister in der Kunst der Bestechung, deren Mittel ihm seine gute Staatswirthschaft reichlich lieferte, und in deren Ausübung er, Angesichts wichtiger Zwecke, nicht geizte. Außer Geld und Gut wurde auch die Verleihung von Ehrenrechten ein vielbenutztes Werkzeug seiner Staatskunst. Er war zumal freigebig mit fürstlichen Standeserhöhungen, wie er denn zum Beispiel Luxemburg, das Erbtheil seines Bruders Wenzel, Berg, Bar, Lüttich und Mecklenburg zu Herzogthümern erhob. Auch durch wohlgewählte Familienverbindungen verstand Karl IV. dieses und jenes Hinderniß seiner Politik zu überwinden, und durch gelegentliche gute Dienste, welche er in seiner kaiserlichen Stellung zu leisten vermochte und mit Zuvorkommenheit leistete — oft freilich auf Kosten der städtischen Freiheit und der städtischen Kassen — beschwichtigte er manches Uebelwollen und erstickte er manches Murren. Mit einem Worte: trotz seiner dem Reichsfürstenthum äußerst gefährlichen Zwecke und Erfolge und obgleich im hohen Grade unbeliebt und beargwohnt, wußte sich Karl IV. immer so weit auf gutem Fuße mit den Großen des Reichs zu halten, als zum Gelingen seiner Pläne erforderlich war.

Den letzten und größten Sieg über das Mißtrauen und die Abneigung der Reichsfürsten gewann Karl IV. noch im vorletzten Jahre seines Lebens dadurch, daß er seinem Sohne Wenzel die Nachfolge auf dem deutschen Throne im Voraus sicherte. Seit dem Ausgange der Hohenstaufen war die Krone niemals auf den Erben des vorigen Inhabers übergegangen,

hatte niemals bei Lebzeiten des Kaisers die Wahl seines Nachfolgers stattgefunden. Nach den unter den früheren Kaisergeschlechtern gemachten Erfahrungen schien es ein Grundgesetz der reichsfürstlichen Staatsklugheit geworden zu sein, das Erbkönigthum auch unter der ehemaligen bescheidenen Form nimmermehr wieder aufkommen zu lassen. Was aber einem Rudolf von Habsburg und einem Ludwig dem Baier hartnäckig versagt worden war, das erlangte jetzt der Luxemburger Karl durch die Ueberzeugungskraft seines Geldes. Für je 100,000 Gulden war allen Kurfürsten ihre Stimme feil und ohne Widerspruch wurde, mit demüthig eingeholter Erlaubniß des Papstes, der Sohn des Kaisers im Juni 1376 zum römischen Könige gewählt.

Weniger glücklich als die Staatskunst Karl's IV. war dessen Kriegführung. Zu mehreren Malen scheiterte er mit der stärksten Streitmacht, welche er aufzubringen vermochte, an den Mauern einzelner Städte, die sich seinen rechtswidrigen Zumuthungen nicht fügen wollten, wie Zürich, Ulm, Erfurt. Obgleich übrigens die innern Kriege, zumal in Süddeutschland, auch während seiner Regierungszeit selten ruheten, waren sie doch weniger als ehemals von wilder Grausamkeit, von schonungsloser Verheerung und massenhaftem Elend begleitet. Eins der härtesten öffentlichen Mißgeschicke, von welchen das Reich unter Karl IV. betroffen wurde, fiel in die ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung: eine große Pest, der *schwarze Tod* genannt, welche Millionen von Einwohnern hinwegraffte und die eine allgemeine Ermordung der Juden zur Folge hatte, welche, wie gewöhnlich in ähnlichen Fällen, die Krankheit durch Brunnenvergiftung hervorgebracht haben sollten. Religiös gestimmte Gemüther dagegen erkannten in dem öffentlichen Unglück eine göttliche Strafe, welche durch Selbstpeinigung abgewendet werden könne und müsse. Aus solchen Vorstellungen ging die Glaubensgenossenschaft der Geißler hervor, deren Angehörige in Schaaren das Land durchzogen und die

blutige Mißhandlung des eignen Körpers zum öffentlichen Schauspiel machten, bis die kirchliche und staatliche Polizei gegen diese Eiferer einschritt, die sich erlaubten, auf eigne Hand Schwärmerei zu treiben. Das kirchliche Sektenwesen erhielt dadurch gleichwohl einen neuen Schwung, in verschiedenen Ländern des Reichs kam es, unter persönlicher Mitwirkung Karl's IV. und der gleichfalls vom Feuer der Strenggläubigkeit durchglühten Habsburger, zu neuen Ketzerverfolgungen und neuen Scheiterhaufen. — Für ein viel schwereres Unglück als die Pest und ihre Nachwirkungen aber galt, wenigstens bei einem späteren Geschlechte, nach dem oft wiederholten Zeugnisse des Kaisers Maximilian, die Regierung Karl's IV. überhaupt, die das deutsche Reich sich selbst entfremdet, für fremde Nationalzwecke ausgebeutet, den Interessen des Tschechenthums dienstbar gemacht hatte.

Von einem Besuche am Hofe seines Neffen, König Karl's V. von Frankreich zurückgekehrt, mit welchem er die alte Freundschaft erneuert und dessen Sohne er, als Pfand derselben, die Reichsstatthalterschaft in Burgund förmlich übertragen, starb Karl IV. im Spätjahr 1378, nachdem er, gleich manchen seiner Vorgänger auf dem deutschen Throne, noch im letzten Augenblicke das wichtigste Werk seines Lebens mit eigenen Händen wieder zerstört — die Einheit der Hausmacht, welche allein das Geschlecht der Luxemburger auf der Höhe erhalten konnte, auf welche er dasselbe gehoben. Karl theilte seine Länder unter seine drei Söhne der Art, daß Wenzel das Königreich Böhmen, Sigmund die Mark Brandenburg, Johann die Lausitz erhielt; Mähren und Luxemburg, die er schon früher seinen Brüdern Johann und Wenzel abgetreten, blieben diesen und ihren Nachkommen überlassen.

König Wenzel war erst siebenzehn Jahre alt, als er die Regierung antrat, und gleichwohl ohne alle Jugendfrische und Wärme. Bei guten geistigen Fähigkeiten von seinem Vater allzu frühzeitig in die Staatsgeschäfte eingeführt, schien er sein Interesse an denselben bereits verbraucht zu haben. Gänzlicher Mangel an sittlichem Ernst, an Willenskraft, an Pflichtgefühl, ja sogar an Ehrgeiz, machte ihn geradezu untauglich für jede achtbare öffentliche Rolle. Bald durch Ausschweifungen auch körperlich zu Grunde gerichtet, fand er die Würze des Lebens endlich nur noch in Witz und Spott über Menschen und Dinge, über Gott und die Welt, sowie in rohen und selbst grausamen königlichen Späßen, welche er sich gegen die Tschechen, unter denen er seine Zeit fast ausschließlich zubrachte, ungestraft erlauben konnte.

In Süddeutschland steigerte sich, bei gänzlicher Unthätigkeit des Königs in Reichsangelegenheiten, die Spannung zwischen Städten und Fürsten von Neuem bis zum unvermeidlichen Bruch. Auf der einen Seite rüsteten sich zur Bekämpfung der Städte die Herzoge von Oesterreich, Baiern und Würtemberg, der Pfalzgraf am Rhein, der Markgraf von Baden, der Burggraf von Nürnberg und viele kleinere Fürsten, denen sich überdies eine Anzahl bereits bestehender oder neu gebildeter Rittervereine, vom Löwen, vom Falken, vom Panther u. s. w. benannt, anschloß; auf der andern Seite traten in Speyer 1381 vierundvierzig schwäbische und rheinische Städte zu einem Bunde zusammen, welcher in den nächsten Jahren bis auf siebenzig Mitglieder anwuchs und dem auf einem 1385 zu Constanz abgehaltenen Tage auch Bern, Zürich, Luzern, Zug und Solothurn beitraten, während die Waldstätte der schweizerischen Eidgenossenschaft den Anschluß an ein so umfangreiches Bündniß verweigerten. Der gemeinschaftliche Feind, welcher dabei zunächst in's Auge gefaßt wurde, war Herzog Leopold von Oesterreich, der die ihm unlängst übertragene Reichsvogtei in Schwaben gegen die schwäbischen freien

Städte, deren mehrere ihm von König Wenzel verpfändet waren, ausnützte und mißbrauchte und zugleich die alten Ansprüche seines Hauses gegen einige der eidgenössischen Länder wieder aufnahm. Als der Bund jedoch im Jahre 1386 die schweizerischen Städte aufforderte, den satzungsmäßigen Zuzug zur Eröffnung des Krieges gegen den Habsburger zu leisten, wurde die Erfüllung der Vertragspflicht verweigert und der Bund fand sich dadurch veranlaßt, ein friedliches Abkommen mit Herzog Leopold einzugehen. Dieser wandte sich nunmehr mit seiner ganzen Macht gegen die Schweizer. Bei Sempach kam es zu der denkwürdigen Schlacht, welche den Namen Arnold's von Winkelried unsterblich gemacht hat. Die Oesterreicher erlitten eine schwere Niederlage, in welcher Herzog Leopold selbst, nachdem viele Hunderte aus seiner glänzenden Ritterschaft unter den Morgensternen der schweizerischen Bauern gefallen waren, den Tod suchte und fand. Zwei Jahre später, 1388, gewannen die Eidgenossen bei Näfels über ein von dem Sohne Leopold's zur Rache für den Tag bei Sempach in's Feld geschicktes Heer einen neuen und nicht minder blutigen Sieg, welcher den habsburgischen Angriffen auf die Unabhängigkeit der Schweiz für dies Mal ein Ende machte.

Das übrige Süddeutschland wurde unterdessen von einem unstäten Partheitreiben bewegt, in welchem die Stellungen binnen kurzer Zeit mehrfach wechselten und an dem auch der König Wenzel insofern Antheil nahm, als er sich durch Einflüsterungen und Ränke bald auf die Seite der Städte, bald auf die der Fürsten schlug. Der gefährlichste Gegner, zumal der schwäbischen Städte, war, nachdem Leopold von Oesterreich weggefallen, der Herzog von Würtemberg, Eberhard der Greiner, welcher, abgesehen von seinem alten Hasse gegen das Bürgerthum, eine harte Niederlage zu rächen hatte, welche dasselbe 1377 seinem Sohne Ulrich bei Reutlingen beigebracht. Nach mancherlei Unterhandlungen und Vermittelungsversuchen kam es zu einem Landfriedensvertrage, der jedoch, wie gewöhnlich, ganz wirkungslos blieb und welchem der Krieg sogar auf dem Fuße folgte. Die süddeutschen Fürsten, fast ohne Ausnahme, machten mit dem Würtemberger gemeinschaftliche Sache gegen den städtischen Bund und auch die schwäbische Ritterschaft, obgleich mit Eberhard bitter verfeindet, leistete demselben aus freien Stücken Beistand. Bei Döffingen, in der Nähe von Weil die Stadt, stellte sich im August 1388 die städtische Hauptmacht, vier- oder höchstens siebentausend Mann stark, unter Führung des Ulmer Bürgermeisters, Besserer, dem Herzoge entgegen, und schon schien der Tag für sie gewonnen zu sein, schon war Ulrich, der einzige Sohn Eberhard's, gefallen, als der Verrath des Hauptmanns einer geworbenen Söldnerschaar den Ausschlag nach der entgegengesetzten Seite hin gab. Besserer, mit tausend der Seinigen, blieb auf dem Kampfplatze, sechshundert Mann des städtischen Heeres gaben sich gefangen, und damit war die Kraft des Bundes in Schwaben gebrochen. Nachdem einige Wochen später auch die rheinischen Städte bei Worms durch den Pfalzgrafen am Rhein und den Markgrafen von Baden geschlagen worden waren, erklärte König Wenzel auf einem Reichstage zu Eger, 1390, dem Verlangen der siegreichen Fürsten gemäß, den ganzen Bund, als reichsgesetzwidrig, für aufgelöst, ohne daß dieser Spruch nachhaltigen Widerstand fand. Zugleich wurde das Verbot des Pfahlbürgerthums von Neuem eingeschärft und ein allgemeiner Landfriede für sechs Jahre, den die Städte mit großen Entschädigungssummen für die Fürsten bezahlen mußten, von den sämmtlichen Reichsständen angenommen und beschworen.

Es ist eine ziemlich allgemeine, aber gleichwohl ganz willkürliche Annahme, daß in der Schlacht bei Döffingen die wichtigste der deutschen Verfassungsfragen entschieden sei, die Frage von der republikanischen oder monarchischen Gestaltung des Reichs. Für ein Volk, das nach vielen Millionen zählt, erfolgen solche Entscheidungen weder an einem einzigen Tage, noch durch den Sieg oder die Niederlage einiger tausend

Streiter. Der republikanische Geist, sofern er mit einigem Selbstbewußtsein gegen das Fürstenthum in die Schranken trat, war nur in den freien Reichsstädten zu Hause, und wenn dem Bunde derselben eine für die Zeitverhältnisse allerdings beträchtliche Gesammtmacht zu Gebote stand, oder vielmehr zu stehen schien, so reichte dieselbe doch nicht hinaus über das südwestliche Deutschland. In Baiern, Oesterreich, Brandenburg, Sachsen, wo die Reichsstädte entweder ganz fehlten oder doch nur vereinzelt dastanden, war die fürstliche Herrschaft an sich unbestritten und fand dieselbe nur bei dreisten Uebergriffen in die städtischen Rechte gelegentlichen Widerstand, so daß also das Gebiet der monarchischen Staatsform den Bereich des republikanischen Geistes um das Drei- oder Vierfache überwog. Dieser beschränkte Bereich jedoch war bereits viel zu ausgedehnt für ein kräftiges Zusammenfassen der über denselben zerstreuten Kräfte, für eine wirksame Gemeinschaft in Rath und That. Zeuge Dessen die Weigerung der Schweizer, dem ersten Bundesaufgebot Folge zu leisten, und die im Vergleich mit der Gesammtstärke des Bundes auffallend geringe Streitmacht, welche die Städte für die Entscheidungsschlacht bei Döffingen zusammenbrachten. Hatte doch selbst die viel weniger umfangreiche schweizerische Eidgenossenschaft ihre gesammte Wehrkraft oder auch nur den größten Theil derselben, niemals auf einem Flecke vereinigen können, sondern ihre Siege, von einem beispiellosen Kriegsglück begünstigt, immer mit der Mannschaft einzelner Cantone gewonnen. Und wie die Waldstätte in richtigem Verständniß der Lage den Eintritt in den deutschen Städtebund abgelehnt, so hatte dieser selbst durch jede weitere Ausdehnung überhaupt an Festigkeit und Leistungsfähigkeit viel mehr zu verlieren als zu gewinnen. Eine eitle Träumerei ist es zumal, wenn man dem Städtebunde nachträglich den Beruf zuschreibt, sich mit der Hansa zu vereinigen, um gleichzeitig von Nord und Süd, wo möglich unter königlicher Mitwirkung, die Vernichtung des

Fürstenthums zu unternehmen, und das bisherige deutsche Reich in einen freien und einigen Volksstaat umzuwandeln. Für einen solchen Gedanken fehlt es an jeder rechtfertigenden thatsächlichen Voraussetzung, insbesondere an jedem geschichtlichen Beispiele der Dauer oder auch nur der Lebensfähigkeit einer im großen Style angelegten und auf große Zwecke gerichteten städtischen Bundesgenossenschaft. Die politische Möglichkeit reichte vielleicht bis zu einer schwäbischen und elsässischen Nachbildung der schweizerischen Eidgenossenschaft, zu deren Begründung freilich, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht bloß das schweizerische Kriegsglück, sondern auch die Verzehnfachung der schweizerischen Siege erforderlich gewesen wäre; eine solche Revolution konnte aber, dort wie hier, nimmermehr anders durchgeführt werden als auf Kosten des Reichsgebiets, durch raschere oder langsamere Ablösung der durch den Aufstand zur vollen Selbstherrlichkeit gelangten Freistaaten von dem Gesammtkörper der Nation.

Nach dem Tode des Herzogs Wenzel von Luxemburg trat König Wenzel in den Besitz des Stammlandes seines Hauses ein, mit dem er jedoch später eine seiner Nichten ausstattete. Bald darauf gewann er auch Brandenburg, dessen sich sein Bruder Sigmund entäußern mußte, um die Mittel zur Behauptung der ungarischen Krone zu erlangen, welche ihm durch seine Gemahlin zugebracht worden. Da aber Wenzel den Sigmund zugesagten Beistand für seine ungarischen Zwecke nicht leistete, so geriethen die beiden Brüder in ein heftiges Zerwürfniß, an welchem sich auch der Sohn und Nachfolger ihres Oheims Johann, Markgraf Jobst von Mähren, als Widersacher des Königs betheiligte, von dem er zunächst die Abtretung von Brandenburg erpreßte und gegen welchen er sich alsdann mit dem böhmischen Adel, den Wenzel durch strenge Polizei und blutige Gewaltthaten auf's Aeußerste gereizt hatte, unter Zustimmung Sigmund's, in eine förmliche Verschwörung einließ. Auf einer Reise wurde König Wenzel 1394 von dem

Markgrafen Jobst an der Spitze einer Schaar böhmischer Ritter überfallen und gefangen nach Oesterreich geführt, das ohne Schwierigkeit in die Rolle des politischen Kerkermeisters für fremde Rechnung eintrat, die es bis auf die neueste Zeit so oft gespielt hat.

Die dem deutschen Könige angethane Gewalt wurde in Deutschland, bei aller Gleichgültigkeit gegen die Person Wenzel's, als eine Schmach empfunden, die nicht geduldet werden könne. Der Reichstag verlangte drohend die Freilassung des Königs, die denn auch alsbald erfolgte. Nach Prag zurückgekehrt, übte Wenzel vor allen Dingen blutige Rache an Bürgermeister und Rath seiner Hauptstadt, als angeblichen Mitwissern des gegen ihn ausgeführten Anschlags, und rief dadurch neue Unruhen, Aufstände und feindliche Bündnisse hervor. In große Bedrängniß gerathen, mußte sich Wenzel dazu verstehen, seinen Bruder Sigmund als seinen Stellvertreter im Reich mit fast unbeschränkten Vollmachten anzunehmen, seinen Vetter Jobst von Mähren im Besitze von Brandenburg zu bestätigen, ihm überdies die Lausitz, welche durch den Tod ihres Fürsten Johann, des jüngsten Sohnes Karl's IV., erledigt war, einzuräumen und in Böhmen einen aus Edelleuten und Geistlichen gebildeten Reichsrath einzusetzen, von dessen Zustimmung seine Regierungshandlungen künftig abhängig sein sollten.

Während dieser böhmischen Wirren hatte Wenzel die von jeher mit der äußersten Lässigkeit betriebenen Angelegenheiten des deutschen Reichs gänzlich aus den Augen verloren, so sehr, daß er sieben Jahre lang diesseits der böhmischen Gränze keinen Fuß auf deutschen Boden gesetzt, abgesehen allerdings von seinem unfreiwilligen Aufenthalt in einem österreichischen festen Schlosse. Im Jahre 1398 endlich berief der König wieder einmal einen Reichstag nach Frankfurt, um einen neuen Landfrieden beschließen zu lassen, der nicht besser gehalten wurde, als alle frühern Vereinbarungen dieser Art. Demnächst beschäftigte er sich mit kirchlichen Angelegenheiten in

einer Weise, welche den Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, der seinen Stuhl durch die unrechtmäßigsten Mittel, namentlich durch Bestechung erlangt hatte, beunruhigte und zu dem Entschluß brachte, einem ihn etwa bedrohenden Schlage zuvorzukommen. Nachdem er zuerst den streitbaren und ehrgeizigen Kurfürsten von der Pfalz, Ruprecht, durch die Aussicht auf den königlichen Thron gewonnen, warben die beiden Verbündeten noch die Erzbischöfe von Trier und Köln für ihren Plan und im August 1400 wurde in Oberlahnstein von vier kurfürstlichen Stimmen die Absetzung Wenzel's und die Wahl Ruprecht's von der Pfalz zu seinem Nachfolger ausgesprochen. Die gegen den König, der sich freilich der schwersten Versäumnisse gegen das Reich schuldig gemacht, beigebrachten Urtheilsgründe lauteten dahin: daß er der herrschenden Kirchenspaltung nicht abgeholfen, den Unruhen und Fehden im Reich nicht gesteuert, den Mahnungen und Ladungen der Fürsten kein Gehör geliehen und unter seinem Siegel unbeschriebene Pergamente zur beliebigen Ausfüllung ausgegeben; außerdem wurde ihm zum Verbrechen angerechnet, daß er, wie vielen andern deutschen und italienischen Fürsten ohne Einsprache geschehen, den Visconti in Mailand den Herzogstitel ertheilt, ja sogar, daß er heimgefallene Lehen, dem stehenden Brauche gemäß, wieder verliehen habe. — Ein großer Theil der Reichsfürsten und der Reichsstädte weigerte sich zwar, die Wahl Ruprecht's anzuerkennen, für Wenzel aber trat gleichwohl Niemand in die Schranken, zumal derselbe, wie gewöhnlich, sich selbst im Stiche ließ.

Um sein immerhin zweifelhaftes Königthum durch die Kaiserkrönung bekräftigen zu lassen, betrieb Ruprecht in aller Eile die Vorbereitungen zu einem Römerzuge, zu welchem ihm Florenz, das seine Hülfe gegen den mächtigen Herzog Galeazzo Visconti von Mailand suchte, das erforderliche Geld vorstreckte. Mit einem ansehnlichen Heere, zu welchem Herzog Leopold von Oesterreich 1000 Reiter stellte, rückte Ruprecht im Herbste

1401 in Italien ein. Galeazzo indessen, der fast die ganze Lombardei unter seine Herrschaft gebracht hatte, konnte ihm eine überlegene Streitmacht entgegen stellen und der mailändische Feldherr Barbiano brachte dem königlichen Heere eine Niederlage bei, durch welche der Herzog Leopold in italienische Gefangenschaft gerieth und Ruprecht selbst gezwungen wurde, unverrichteter Sache nach Deutschland zurückzukehren.

Der unglückliche Ausgang des italienischen Feldzugs sprengte den Anhang, welchen Ruprecht in einem Theile des Reichs gehabt. Zugleich rührte sich Wenzel, um, unterstützt von Sigmund, seine königlichen Rechte geltend zu machen. Das Einverständniß zwischen den luxemburgischen Brüdern hatte jedoch keinen Bestand, sie verfeindeten sich von Neuem, Wenzel wurde von Sigmund abermals gefangen genommen und abermals in österreichischen Gewahrsam gegeben, aus dem er sich nur mit schweren Opfern wieder frei machen konnte. Trotz aller Demüthigungen aber hielt Wenzel unerschütterlich fest an seinem Anrechte auf den deutschen Thron und nach wie vor stand das Reich zwischen zwei Königen, welche gleich ohnmächtig waren.

In dieser Lage der Dinge vereinigte sich 1405 eine Anzahl deutscher Fürsten und Städte in Marbach zu einem Bündnisse, dessen zwar offen nicht ausgesprochene, aber unverkennbare Absicht dahin ging, zwischen den beiden Gegenkönigen eine Art neutraler Macht zu bilden und das Reich mit seinen Händeln sich selbst zu überlassen. Ruprecht sowohl wie Wenzel versuchte, den Marbacher Bund entweder als reichsverfassungswidrig aufzulösen oder zu sich herüberzuziehen, da aber weder dem Einen noch dem Andern die erforderlichen Zwangsmittel zu Gebote standen, so wurden ihre Zumuthungen gleichmäßig abgewiesen; die Verbündeten weigerten sich sogar, auf einem Reichstage zu erscheinen, wo ihre Sache verhandelt werden sollte, und das Recht, eigenmächtige Bundesgenossenschaften einzugehen, wurde von Fürsten und Städten des

Bundes, trotz der goldenen Bulle und der dieselbe bestätigenden Reichsbeschlüsse, jetzt wieder dreist behauptet und schließlich durchgesetzt. Ein Staat im Staate schien sich herausbilden zu wollen, ein planmäßig auf Trennung vom Reiche hinarbeitender Sonderbund, der allerdings die Bedingungen eines gesunden Lebens eben so wenig aufzuweisen hatte, wie das Reich selbst. Zwei der Marbacher Bundesgenossen, der Markgraf von Baden und der Erzbischof von Mainz, waren ihrer reichsfürstlichen Pflicht und Ehre bereits so weit vergessen, daß sie sich offen unter den Schutz, wenn nicht gar unter die Lehensherrlichkeit des Königs von Frankreich stellten. —

Die Kraftlosigkeit der Reichsgewalt kam dem Lande Appenzell zu Statten, welches um das Jahr 1400 gegen seinen bisherigen Herrn, den Abt von St. Gallen, aufstand und seine Unabhängigkeit von dem Klosterregimente durch tapfere Kriegsthaten erfocht, namentlich durch den 1405 über die Oesterreicher, als Bundesgenossen des Abtes, gewonnenen Sieg am Stoß. Nachdem die Appenzeller einige Jahre später ihrerseits bei einem Einfalle in Vorarlberg eine Niederlage erlitten, brachten sie ihre Sache vor den König Ruprecht, welcher einen billigen Schiedsspruch ergehen ließ, aber nicht im Stande war, das kleine Hirtenvolk, das inzwischen wieder Athem geschöpft, zur Annahme desselben zu bringen. Appenzell wandte sich vielmehr der schweizerischen Eidgenossenschaft zu, der es gelang, seine Händel mit dem Kloster St. Gallen unter den günstigsten Bedingungen zu schlichten und das Ländchen ein für alle Mal, wiewohl noch keineswegs als vollberechtigtes Mitglied, sondern einstweilen nur als einen abhängigen Schützling, an sich zu ziehen.

Von Mißgeschick der schwersten Art wurde Deutschland um die nämliche Zeit am entgegengesetzten Ende des Reichs, in dem Deutschordensgebiete, betroffen. Die beiden gefährlichsten Nachbarn des Ordens, die Polen und die Litthauer, waren seit 1386 unter der jagellonischen Herrschaft zu einer

Macht vereinigt, welche dem Ritterstaate Verderben drohete. Eine erste Niederlage erlitt derselbe 1389 unter den Mauern von Wilna mit einem Heere von mehr als 60,000 Mann, das zu zwei Drittheilen in Deutschland geworben war. Erst nach einer längern Reihe von Jahren kam es zu einem leidlichen Frieden, der jedoch bald wieder gekündigt wurde. Ein Schiedsspruch des Königs Wenzel, den Jagello selbst angerufen, blieb wirkungslos. Von beiden Seiten rüstete man mit größter Anstrengung zum Entscheidungskampfe. Der deutsche Orden konnte aus seinem eigenen Gebiete 83,000 Mann aufbringen und sich, während von Reichshülfe natürlich dies Mal weniger die Rede war als je, durch 30,000 Mann um schweres Geld geworbene Truppen aus Deutschland verstärken. Aber auch Jagello hatte in den Reihen seines Heeres, außer 40,000 Russen und Tataren, über 20,000 deutsche und böhmische Söldner, denen kein Reichsregiment und keine patriotische Scham den Kampf unter der Fahne des Landesfeindes verbot oder auch nur erschwerte. Bei Tannenberg kam es im Juli 1410 zur Schlacht, in welcher der deutsche Orden, mit Verlust von 40,000 Mann, eine vollständige Niederlage erlitt. Der Friede mußte im folgenden Jahre durch die Abtretung von Samogitien und durch ein beträchtliches Lösegeld für die in Preußen vom Feinde besetzten Plätze erkauft werden. Größeres Unheil wurde durch die Kraft und Klugheit des Hochmeisters, Heinrich Reuß von Plauen, abgewendet; die Macht des Ordens aber war an dem Tage bei Tannenberg unheilbar gebrochen.

In den Niederlanden nahm die allmälige Ablösung vom Reichskörper bei der Ohnmacht des Königthums ihren ungestörten Fortgang. Die deutsch-französische Grafschaft Flandern fiel, unter mörderischen Kämpfen ihrer an Frankreich sich anlehnenden Fürsten gegen die mächtigen Städte des Landes, unter denen Gent an Volkszahl, Reichthum und tapferem Unabhängigkeitssinn voran stand, in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dem ausschließlichen französischen Einflusse anheim, welchem England mit unzulänglichen Mitteln vergebens zu wehren suchte, während Deutschland gleichgültig und unthätig gewähren ließ. Nach dem Aussterben des Mannsstammes seiner Grafen kam Flandern und das damit vereinigte Antwerpen 1383 durch Heirath an den neuburgundischen Herzog Philipp den Kühnen, welcher, als naher Verwandter des französischen Königshauses und als das Oberhaupt eines jungen, starken und mächtig aufstrebenden Nachbarstaats, der geborene Feind des deutschen Reiches und seiner fast verjährten lehnsherrlichen Ansprüche war.

Auch das ehemalige Niederlothringen, jetzige Herzogthum Brabant, sammt Limburg, gelangte einige zwanzig Jahre später durch Erbgang in Besitz einer burgundischen Nebenlinie und wurde nach deren Aussterben 1431 dem Herzogthum Neuburgund vollständig einverleibt. Das nämliche Schicksal hatte Holland mit Seeland und Hennegau, seit Ludwig dem Baier ein wittelsbach'sches Besitzthum, dessen letzte Erbin, Jakobäa, nach vielfältigen harten Mißgeschicken gezwungen wurde, dasselbe 1433 gegen ein Jahrgeld an Burgund abzutreten. Zehn Jahre später wurde sogar das Stammland des deutschen Königs, Luxemburg, das Wenzel seiner Nichte Elisabeth verliehen, von dieser durch Verkauf an den Herzog von Burgund dem Reiche möglichst vollständig entfremdet. Friesland dagegen, das in langen und schweren Kämpfen gegen die Grafen von Holland und andere fürstliche Nachbarn seine freistaatliche Selbstständigkeit theils behauptet, theils wiedergewonnen, ließ sich durch die von Burgund aus immer näher heranrückende Gefahr der Vergewaltigung endlich bestimmen, den engern Anschluß an Deutschland zu suchen, dessen es sich bisher mit allen Kräften erwehrt hatte. — Oberlothringen kam 1431 nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem Hause Gerhard's, dem das Land seit 1048 angehört, durch Verheirathung der Erbtochter Johanna mit Renatus von Anjou an ein französisches Fürstengeschlecht, das

zwar mit seinen politischen Interessen, Frankreich gegenüber, auf Deutschland angewiesen war und blieb, durch seinen Ursprung, seine Verbindungen, seine Neigungen aber der weitern Verwälschung des zweisprachigen Landes bewußt und unbewußt Vorschub leistete. — Die Herzoge von Burgund ihrerseits fühlten sich stark genug, um bei ihren Erwerbungen deutscher Lande selbst die letzten Formen des Lehnsverbandes abzustreifen, und wenn König Sigmund ihnen darüber zuletzt den Reichskrieg androhete, so blieb es bei dem bloßen Worte.

So wenig der deutsche König jemals eine unumschränkte Herrschaft über das Reich innegehabt, oder auch nur in Anspruch genommen, eben so wenig übten die Reichsfürsten innerhalb ihrer Gebiete zu irgend einer Zeit von Rechtswegen die absolute Gewalt. Wie das Königthum durch die Fürsten, so wurde das Fürstenthum durch die kleinern Machthaber seines Gebietes innerhalb gewisser Schranken gehalten, die freilich nicht ein für alle Mal unverrückbar feststanden, deren Vorhandensein und Wirksamkeit aber auch die kräftigsten und herrschsüchtigsten Geister auf den Fürstenstühlen gelten lassen mußten. Das damit gegebene, von Haus aus natürlich ziemlich formlose Verfassungswesen nahm seit dem Ende des dreizehnten und im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts bestimmtere Gestalt an. War die Standschaft ursprünglich auf Prälaten und Ritterschaft beschränkt, die da innerhalb der früheren Zustände allein kriegerische Macht und staatliche Bedeutung hatten, so kamen nunmehr auch die Bürgerschaften der inzwischen herangewachsenen Landstädte als dritter Stand hinzu, wie ja auch die Reichsstädte um die nämliche Zeit neben geistlichen und weltlichen Fürsten durch ihr Machtgewicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen gewannen. Ritterschaft und

Städte, obgleich vielfach mit einander verfeindet, hatten doch dem Fürstenthum gegenüber eine hinlängliche Interessengemeinschaft, um die Ausbildung des ständischen Wesens in Uebereinstimmung mit einander zu betreiben. Wie die Landstädte in der nur dem Königthum untergeordneten Stellung der Reichsstädte ein Vorbild für das eigne Unabhängigkeitsstreben fanden, so trachtete auch die Ritterschaft allenthalben danach, die Reichsunmittelbarkeit zu behaupten oder zu erlangen, oder doch wenigstens die fürstliche Oberherrlichkeit möglichst eng einzugränzen. Diesem Zwecke vorzugsweise dienten die ritterschaftlichen Verbände, welche sich in den meisten, wenn nicht allen Landschaften des Reichs bildeten, und in diesem Sinne machte der kleine Adel, wenn es Wahrung ständischer Rechte galt, in der Regel gemeinschaftliche Sache mit den Landstädten. Die Reichsfreiheit erwarb oder bewahrte sich ein beträchtlicher Theil der Ritterschaft nur in Schwaben, Franken und den Rheinlanden, während der übrige Adel zwar der Landsässigkeit nicht entgehen konnte, in Verbindung mit den Städten aber, welche in der nämlichen Lage waren, fast allenthalben eine landschaftliche Bedeutung erlangte, welche die fürstliche Macht oft aufwog und zuweilen sogar weit überwog.

Die Landstände pflegten alljährlich einberufen zu werden, sei es vom Fürsten, sei es aus der eigenen Mitte heraus. Manche dieser Versammlungen tagten regelmäßig an einer der uralten deutschen Mal- oder Dingstätten unter freiem Himmel*), andere in irgend einer unbedeutenden Ortschaft, die wahrscheinlich die Stelle einer solchen geschichtlich geweihten Stelle eingenommen. Der Geschäftskreis der Stände erstreckte sich im Allgemeinen über den ganzen Bereich des öffentlichen Lebens; Finanzwirthschaft, Verwaltung, Rechtspflege,

*) Das letzte Ueberbleibsel dieser Sitte ist erst so zu sagen gestern verschwunden: die Versammlung des mecklenburg'schen Landtags auf dem Judenberge bei Sternberg.

Anstalten zum gemeinen Nutzen, Staatsverträge, Krieg und Frieden bedurften im regelmäßigen Laufe der Dinge gewöhnlich der Mitwirkung des Landtags, wiewohl dessen Befugnisse in den einzelnen Gebieten sehr verschieden bemessen, und die Landesverfassungen überhaupt, ihrer geschichtlichen Naturwüchsigkeit gemäß, nicht nur unendliche Abstufungen ihres Inhalts darboten, sondern auch häufigen Veränderungen unterworfen waren. Da der Fürst nach unzweifelhaftem Rechte die sämmtlichen Kosten des Staats aus eigenen Mitteln zu bestreiten hatte, so konnten selbstverständlich ohne Genehmigung der Stände keine Steuern erhoben werden, und oft unterlag auch die Verwendung des bewilligten Steuerertrags einer strengen ständischen Aufsicht. Ständische Ausschüsse überwachten auch wohl die Regierungsthätigkeit überhaupt und nicht selten bedurfte der Fürst selbst für die Ernennung seiner Räthe der Zustimmung des Landtags. An der Rechtspflege waren die Stände in der Regel mindestens durch die Besetzung eines Theils der Stellen an den Obergerichten betheiligt, in gewissen Fällen auch durch eigene Ausübung der Gerichtsbarkeit in höchster Instanz.

Bei seinem Regierungsantritt hatte der Fürst die Rechte und Freiheiten des Landes, also den Inhalt der Verfassung, zu beschwören, ehe ihm Huldigung geleistet wurde. Beim etwaigen Bruch des fürstlichen Verfassungseides war das Recht des bewaffneten Widerstandes der Stände nicht zweifelhaft, oft auch verfassungsmäßig festgestellt, und in einzelnen Fällen sogar bis zu der ausdrücklichen Befugniß ausgedehnt, den wortbrüchigen Landesfürsten zu vertreiben und einen andern an seine Stelle zu setzen. Dieses Recht des bewaffneten Widerstandes kam zu sehr häufiger Anwendung, und der Ausgang solcher Verfassungskämpfe war gewöhnlich die Niederlage des Fürsten, welche fast immer neue Erweiterungen der ständischen Rechte zur Folge hatte.

Das Verfassungswesen brachte indessen auch einige dem

Fürstenthum äußerst günstige Wirkungen hervor. Nichts war insbesondere der Vollendung der Landeshoheit förderlicher, als der ständische Verband, welcher größere oder kleinere Landestheile zu einem lebendigen Ganzen machte, ihnen ein Gesammtbewußtsein gab, ihnen eine politische Persönlichkeit verlieh, als deren natürliches und nothwendiges Haupt der Fürst aus einem bloßen Grundherrn zu einem politischen Machthaber im staats- und völkerrechtlichen Sinne des Worts wurde. Für viele der fürstlichen Gebiete, welche oft aus den verschiedensten Erwerbsgründen in den Händen des nämlichen Hauses vereinigt waren und denen es nicht selten an allem natürlichen und geschichtlichen Zusammenhange fehlte, war die gemeinschaftliche Verfassung das erste Bindemittel, welches mit der Zeit aus einer Menge loser Bruchstücke ein festes Ganze schuf, das zugleich mit der regierenden Familie eng verwuchs. Mochte die einzelne Landschaft mit ihrem Fürsten immerhin manchen häuslichen Streit auszufechten haben, die weit schärfern nachbarlichen Gegensätze, wiewohl meistens nur aus Vorurtheil und gedankenloser Gewohnheit hervorgegangen, erleichterten doch den einheimischen Ausgleich, und ließen schließlich den Fortbestand des überlieferten staatlichen Daseins, wie armselig es auch an sich in den meisten Fällen war, als das höchste aller öffentlichen Güter erscheinen. Nachdem aber der Fürst dem Lande in dessen eigner Vorstellung eben so unentbehrlich geworden, wie das Land dem Fürsten war, fand der Naturtrieb, welcher jedes lebensfähige staatliche Einzelwesen drängt, sich die volle Selbstherrlichkeit zu erringen, einen neuen Sporn und eine gesteigerte Kraft.

Ein nicht unwichtiger Nebenvortheil, welcher dem Landesfürstenthum aus diesem Verhältnisse erwuchs, war der bequeme und zugleich wohlklingende Vorwand zur Ablehnung aller lästigen Zumuthungen von Kaiser und Reich, den die landständischen Verfassungen darboten. Leistungen aller Art, die das Reich erforderte, konnten leicht verweigert werden mit

der Berufung auf die Widerwilligkeit der Stände, die allerdings in der Regel vorhanden sein mochte, hie und da aber wohl auch ohne hinlänglichen Grund vorausgesetzt wurde. Wenn zumal die Aufgebote zu den Reichskriegen hinfort immer wirkungsloser wurden, so war das landständische Wesen jeden Falls eine der Mitursachen dieser Erscheinung. Das wirthschaftliche Leben Deutschlands zog davon ohne Zweifel seinen Nutzen, um die einheitliche Macht des Reichs aber, so weit sie überhaupt jemals vorhanden gewesen, war es vollends geschehen, bei dem gewohnheitsmäßig werdenden Versagen seiner Glieder. — Die Reichsstädte blieben übrigens im Gebrauche ähnlicher Ausflüchte keineswegs hinter den Fürsten zurück. Ihre Gesandten auf den Reichstagen lernten sehr bald, jeden unwillkommenen kaiserlichen Antrag „hinter sich zu bringen", das heißt, in der heutigen Staatssprache, ad referendum zu nehmen und damit zu begraben.

IV.

Sigmund; die Kirchenspaltung.

Der 1410 erfolgende Tod Ruprecht's von der Pfalz brachte in die verworrenen Zustände des Reichs keine Besserung. Einige der Kurfürsten traten für Wenzel als den rechtmäßigen König ein, andere wählten dessen Bruder Sigmund als Nachfolger Ruprecht's, eine dritte Parthei stimmte für Jobst von Mähren. So hatte denn Deutschland jetzt drei Könige aus dem luxemburgischen Hause, das dem Reiche bisher so wenig Heil gebracht. Jobst indessen starb schon nach wenigen Wochen, und eine erneuerte Wahl fiel einstimmig auf Sigmund. König Wenzel, wiewohl er sich in Böhmen behauptete und den deutschen Königstitel beibehielt, trat nunmehr hinter seinem Bruder in gänzliches Dunkel zurück und Sigmund galt fortan allgemein als der rechtmäßige Inhaber des deutschen Throns.

Die erste große Aufgabe der Regierung Sigmund's war kirchlicher Art.

Nach dem Tode Gregor's XI., der 1377 den päpstlichen Sitz von Avignon nach Rom zurückverlegte und bereits im folgenden Jahre starb, spaltete sich das Papstthum und mit demselben die ganze Kirche. In Rom beanspruchte Urban VI., in Avignon Clemens VII. die Statthalterschaft Gottes auf Erden, jeder von ihnen brachte einen beträchtlichen Theil der christlichen Völker auf seine Seite, beide verfluchten einander gegenseitig, beide verurtheilten den gegnerischen Anhang zur

ewigen Verdammniß. Dreißig Jahre lang hatte der Krieg der päpstlichen Stühle in Rom und Avignon, zum großen Aergerniß der Christenheit und zum noch größern Schaden der Kirche, gewährt, bevor ein ernstlicher Versuch der Vermittlung gemacht wurde. Bei der gänzlichen Lähmung der deutschen Reichsgewalt, deren Amt es unzweifelhaft gewesen wäre, für die Wiederherstellung der als unentbehrlich geltenden kirchlichen Einheit zu sorgen, legte endlich der König von Frankreich, gestützt auf die achtunggebietende Auktorität der Pariser Hochschule, Hand an die Ordnung des Kirchenwesens. Auf seinen Betrieb wurde durch eine Anzahl von Cardinälen beider Partheien ein allgemeines Concil nach Pisa ausgeschrieben, zu welchem sich im Frühjahr 1409 aus allen europäischen Ländern Bischöfe, Aebte, Doktoren der Theologie u. s. w. in großer Zahl einfanden, dessen wichtigste Leistung aber darin bestand, daß es, gegenüber einem Gregor XII. in Rom und Benedikt XIII. in Avignon, einen Alexander V. als den rechtmäßigen Papst aufstellte, so daß also der Stuhl Petri gleichzeitig mit dem deutschen Throne dreifach besetzt war.

Durch diese Neuwahl wurde der Kirchenstreit auch auf Deutschland übertragen, das bisher ziemlich einmüthig zum römischen Papste gehalten, und König Sigmund fand also bei seinem Regierungsantritt doppelten Anlaß vor, den Ausgleich desselben zu betreiben. Es handelte sich überdies nicht bloß um die Wiederherstellung des Friedens in der Kirche selbst, sondern auch um die Beilegung schwerer Zerwürfnisse, welche zwischen der Kirche und der Gemeinde obwalteten und bei denen auch der Staat vielfach und nahe betheiligt war.

Durch Habsucht, Prunk, Ausschweifung hatte zumal die hohe Geistlichkeit seit geraumer Zeit auch viele strenggläubige Gemüther aller Stände gegen sich empört. Die Erpressung, welche von den Kirchenfürsten, mit dem Papste an der Spitze, gegen das Volk im Namen seines Seelenheils ausgeübt wurde, kannte keine Gränzen. Der Papst hatte nach und nach die

Besetzung aller Kirchenämter an sich gerissen, und ließ sich die Verleihung derselben mit schwerem Gelde bezahlen. Außerdem erhob er unter dem Namen der Annaten einen Jahresbetrag der Einkünfte aller neubesetzten geistlichen Stellen, von den Bisthümern und Abteien bis zu den Domherrstellen und den Pfarrämtern hinunter. Des Weitern fiel die Erbschaft aller Geistlichen, auf welche in früherer Zeit der König Anspruch gemacht, seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an den Papst. Ferner bezog die Curie ungeheuere Einkünfte aus den geistlichen Prozessen, die sie in immer weiterem Umfange an sich riß; aus den Ablaßgeldern, welche Bonifacius VIII. aus Anlaß des 1300 von ihm ausgeschriebenen Jubeljahrs eingeführt, dessen kirchliche Wohlthaten allen Denen zu gut kommen sollten, welche entweder eine Wallfahrt nach Rom unternahmen, oder bei persönlicher Verhinderung die Reisekosten in die päpstliche Kasse zahlten; aus den außerordentlichen Zehnten, welche bei dieser und jener Gelegenheit, gewöhnlich unter dem Vorwande eines Kreuzzugs, der nie zu Stande kam, zum Vortheil des Papstes erhoben wurden. — Die Kirchenspaltung, welche das von der Curie auszubeutende Gebiet für jeden der beiden Päpste um die Hälfte verringerte, und die Befriedigung der gewohnheitsmäßigen päpstlichen Geldbedürfnisse in dem nämlichen Verhältnisse erschwerte, steigerte diese Erpressungen bis in das Unerträgliche.

Dem Beispiele des Oberhauptes der Kirche folgten natürlich die übrigen Würdenträger derselben. Eben so natürlich hatte der übel erworbene Reichthum an den päpstlichen wie an den bischöflichen Sitzen eine gränzenlose Sittenverderbniß zur Folge. Die Höfe der Kirchenfürsten wurden die Pestbeulen der Länder. In Rom und Avignon war für klingende Münze Alles feil, selbst die Heiligsprechung. Völlerei und Unzucht feierten dort ihre schaamlosesten Feste. Den nämlichen Zuschnitt nahmen die Hofhaltungen der Bischöfe an. Der Wissenschaft, dem Lehramte, der Armenpflege und allen

andern sittlichen Aufgaben entfremdet, waren die geistlichen Höfe zu Stätten der sinnlosen Verschwendung, der rohen Schwelgerei, des barbarischen Prunks geworden, füllten sie ihre Zeit mit Jagden, Turnieren, Tanzfesten und zügellosen Faschingslustbarkeiten. Die Zeit war vorüber, wo Bisthümer und Domkapitel an der Spitze des Geistes und der Bildung der Nation standen, weil ein, wenn auch noch so bescheidenes, Wissen und Verdienst die nothwendigen Stufen bildeten, welche zu den geistlichen Würden emporführten und dieselben Jedermann aus dem Volke zugänglich machten. Durch überreiche Ausstattung zum Gegenstande der Begehrlichkeit der Großen und Mächtigen geworden, hatten die hohen geistlichen Aemter die Eigenschaft von Versorgungsanstalten der fürstlichen und Adelsgeschlechter angenommen, von denen der den untern Ständen Angehörige auch bei der größten Befähigung ausgeschlossen blieb, während der hochgeborne Inhaber einen Ersatz für die eigene geistige Unzulänglichkeit in Lohndiensten finden konnte, die jetzt leicht zu beschaffen waren. Gleichzeitig mit dem allgemeinen Wechsel im Personal des geistlichen Fürstenthums trat eine Veränderung seiner politischen Haltung ein. Wenn die Bisthümer ehemals durchweg die zuverlässigsten Stützen des Königthums und der Sache des Reichs gewesen, dem sie ihre Stellung und Bedeutung verdankten, so schaarten sie sich jetzt in Masse möglichst eng um den apostolischen Stuhl, welcher, ungeachtet des Verfalls seiner politischen Macht, auf dem besten Wege zu sein schien, im Kirchenregimente die absolute Gewalt zu erringen und von dessen Gunst und Ungunst das Wohl und Wehe der Würdenträger der Kirche jeden Falls bereits abhängiger war, als von dem Belieben des Königs und von den weltlichen Schicksalen des Reichs. Vormals hatte in der Gesinnung und in der Handlungsweise des Bischofs sehr oft das reichsfürstliche Bewußtsein den Ausschlag gegeben; jetzt wurde es umgekehrt. — Nach dem von oben herunter gegebenen Vorbilde gestaltete sich selbstverständlich auch der Sittenzustand der niedern Geistlichkeit. Bei den Pfarrern galt es für das geringere Uebel, wenn sie sich ganz öffentlich eine Beischläferin hielten, wozu die Erlaubniß vom Bischof gegen eine kleine Abgabe erkauft werden konnte, die Mönche standen im tiefsten Verruf, die Nonnenklöster waren nicht selten Anstalten der gewerbsmäßigen Unzucht.

Innerhalb der gesunden Volksnatur fehlte es indessen nicht an Gegenwirkungen gegen diese Entartung eines übermäßig bevorzugten Standes und die damit zusammenhängenden Nothstände des gemeinen Wesens. Aus dem öffentlichen Aergerniß und Unheil ging das Verlangen und das Streben nach Abhülfe von selbst hervor. Die schon im zwölften Jahrhundert in diesem Sinne von verschiedenen ketzerischen Sekten, wie die Waldenser und die Albigenser, gegebenen Anregungen waren durch Vertilgungskriege und Scheiterhaufen nicht erstickt worden, und fast jedes der nachfolgenden Geschlechtsalter hatte die Erneuerung derselben in dieser oder jener Form erlebt. Unter wechselnden Namen — Lollharden, Begharden, Brüder des freien Geistes u. s. w. — sammelte sich immer von Neuem eine kirchliche Opposition, deren schärfste Spitze regelmäßig gegen die Verweltlichung und Entsittlichung der Klerisei gerichtet war. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erhielt diese Bewegung der Geister einen besonders kräftigen Antrieb von England aus durch den Priester Wiclef, dessen kühnes Wort bald bis nach Deutschland herüberschallte. Wiclef verurtheilte nicht nur die weltliche Macht und den Reichthum der Kirche, sondern auch manche ihrer angeblich wichtigsten Lehren: die Messe, die Sündenvergebung, den Bilderdienst, das Ceremonienwesen überhaupt; ja er wagte es, den Papst einen verfluchten Beutelschneider zu nennen.

In Deutschland wurde gleichzeitig die Universität Prag eine Schule ähnlicher Ueberzeugungen, die ihren beredtesten Wortführer im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in dem Priester und Professor der Theologie, Johann Huß, fand.

Von kirchenreformatorischem Feuereifer und von tschechischer Nationalleidenschaft gleichmäßig erfüllt, verfeindete Huß sich und die unter seinem herrschenden Einflusse stehende Prager Hochschule mit den nach Tausenden zählenden deutschen Mitgliedern derselben so heftig, daß die Deutschen im Jahre 1409 in Masse auszogen und eine neue Universität in Leipzig stifteten. Um so höher stieg Huß in der Gunst seiner slavischen Landsleute, die sich mit Begeisterung zu seinen Lehren bekannten und seinen Ruhm in alle Welt hinaustrugen, so daß der junge Prager Professor bald für den gefährlichsten aller Feinde der Kirche galt. Papst Johann XXIII., Nachfolger des aus der Kirchenversammlung zu Pisa hervorgegangenen Alexander V., verhängte den Bann über Huß und das Interdict über den Ort seines Aufenthalts; König Wenzel aber, treu seiner alten Abneigung gegen das Pfaffenthum, ließ dem kühnen Neurer seinen beharrlichen Schutz angedeihen und die gegen Prag ausgesprochene Kirchensperre blieb ohne Wirkung.

Erst nach langen und schwierigen Verhandlungen gelangte Sigmund im dritten Jahre seiner Regierung mit Johann XXIII. zur Verständigung über Zeit und Ort der allgemeinen Kirchenversammlung, deren Einberufung von dem deutschen Könige, als dem unzweifelhaften Schirmherrn der römischen Kirche, auch von fremden Ländern aus mit wachsendem Ungestüm verlangt wurde. Im Herbste 1414 wurde das Concil in Constanz eröffnet. Johann XXIII. erschien, wiewohl mit innerm Widerstreben und schlimmem Vorgefühl, persönlich in Constanz, die beiden Gegenpäpste schickten Bevollmächtigte, von Nah und Fern kamen die Würdenträger der Kirche in Schaaren, Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe aus den verschiedensten christlichen Ländern, und Tausende von Priestern und Mönchen, zu denen sich überdies Abgeordnete der Universitäten gesellten, Doktoren der Theologie und der Rechte. Neben der Kirche aber war das Reich nicht weniger vollständig und glänzend vertreten — durch den Kaiser, die Kurfürsten und die Machthaber

zweiten und dritten Ranges, die als Landesherren wenigstens in kirchenpolitischen Angelegenheiten Sitz und Stimme auf dem Concil beanspruchten. Dazu kamen prunkende Gesandtschaften fast aller christlichen und selbst einiger muhamedanischen, ja sogar, nach Aussage des Constanzer Chronisten, heidnischer Könige und Fürsten. — Die Gesammtmenge der Fremden, welche in den Tagen des stärksten Zudrangs herbeiströmten, wurde auf hundertfünfzigtausend geschätzt, unter denen es auch an Spielleuten, Gauklern, Lustdirnen und anderem lockern Volk nicht fehlte und die nicht weniger als dreißig verschiedene Sprachen redeten. — Gleichwohl und inmitten mancherlei starker Gegensätze und hochwogender Leidenschaften verlief die ganze beinahe vierjährige Dauer der Kirchenversammlung ohne nennenswerthe Störung der öffentlichen Ordnung, ohne Theurung, ohne ansteckende Krankheiten, ohne irgend einen der ernstlichen Uebelstände, welche von der übergroßen Anhäufung so verschiedenartiger Menschen befürchtet werden konnten, zum sprechenden Zeichen, daß die freie Stadt Constanz der schwierigen polizeilichen Aufgabe, die ihr zugefallen, mit Umsicht und Geschick zu genügen wußte.

Die wesentliche Aufgabe des Concils war eine doppelte: es handelte sich darum, die Kirchenspaltung durch Beseitigung des mehrfachen Papstthums aufzuheben und dem allgemeinen Verlangen der Laienwelt nach einer Kirchenreform an Haupt und Gliedern Genüge zu thun; dazu kam, als ein dritter Punkt, auf welchen die hohen Kirchenfürsten ihrerseits allem Anscheine nach den größten Werth legten, die Unterdrückung der Ketzerei.

Wider Wunsch und Willen des Königs und der Mehrzahl der Deutschen beschloß das Concil, nicht die Reformfrage, sondern die Wiederherstellung der Einheit des Papstthums zuerst in Verhandlung zu nehmen. Nach den bisherigen Erfahrungen war es mehr als wahrscheinlich, daß man dabei nur durch freiwillige Verzichtleistung aller drei jetzigen Inhaber des päpstlichen Namens zum Zweck gelangen könne, da die

von der Kirchenversammlung zu Pisa gegen zwei derselben erkannte Absetzung ohne Wirkung geblieben und der dritte, Johann XXIII., obgleich durch ruchlose Gesinnung und Lebensweise längst ein Gegenstand des öffentlichen Abscheu's geworden, nicht der Mann war, sich gegen einen ähnlichen Beschluß des Constanzer Concils gefügiger zu erweisen, als seine beiden Nebenbuhler. Von vielen Seiten her durch die Zumuthung bestürmt, mit dem Beispiel der Abdankung voranzugehen und vom Könige selbst, wider dessen frühere Zusagen, im Stiche gelassen, nahm Johann XXIII. endlich die Miene der Nachgiebigkeit an, aber nur, um bei der ersten günstigen Gelegenheit unter dem Schutze des Herzogs Friedrich von Oesterreich, beibenannt mit der leeren Tasche, den der Papst durch eine bedeutende Geldsumme für sich gewonnen, aus Constanz zu entfliehen und gegen alles weitere Verfahren des Concils Verwahrung einzulegen. Seinerseits dagegen gab das Concil die feierliche Erklärung ab, daß die allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe und dessen Zustimmung zu seinen Beschlüssen nicht bedürfe; überdies wurde gegen Johann XXIII. wegen aller möglichen schandbaren Laster, Sünden und Verbrechen die Absetzung ausgesprochen, während gegen seinen Helfershelfer, Herzog Friedrich, von Reichswegen die Acht erging. Die Vollstreckung derselben betrieb der König mit einem in solchen Fällen ungewöhnlichen Nachdruck, indem er insbesondere die Erbfeindin des Hauses Habsburg, die schweizerische Eidgenossenschaft, zur Reichshülfe aufbot, unter der Zusage, derselben alle habsburgischen Lande in Oberschwaben, welche sie erobern würde, zu dauerndem Besitze zu überlassen. Unter dem kräftigen Beistande der Schweiz und der benachbarten freien Städte wurde Herzog Friedrich binnen acht Tagen widerstandsunfähig gemacht und gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der Rest seiner schweizerischen Erblande, Thurgau, Aargau u. s. w. mit dem Stammschloß Habsburg, fiel, dem Versprechen Sigmund's gemäß,

wiewohl nicht ohne nachträgliche Geldzahlungen, als unterthäniges Gebiet an verschiedene Cantone der Eidgenossenschaft, welche die bisherigen österreichischen Herrschaftsrechte im vollen Umfange übernahmen und in strenger Uebung erhielten. Das übrige Oesterreich gab Sigmund dem Herzoge, nachdem sich derselbe auf's Tiefste vor ihm gedemüthigt und überdies bedeutende Strafgelder gezahlt, wie ein königliches Gnadengeschenk zurück. Johann XXIII., über den die Kirchenversammlung selbst zu Gericht saß, bekannte sich zu den gegen ihn erhobenen Anklagen, unter denen viele der Art, daß man sie nicht öffentlich zu verlesen wagte, unterwarf sich der über ihn verhängten Absetzung, wurde drei Jahre auf dem Schlosse zu Heidelberg in glimpflicher Haft gehalten, dann in Freiheit gesetzt und in das römische Cardinals-Collegium aufgenommen. — Mit dem Beispiele Johann's vor Augen verstand sich der zweite Papst, Gregor XII., zur freiwilligen Abdankung; der dritte hingegen, Benedikt XIII., beharrte auf seiner früheren Weigerung bis zu seinem Tode, ohne daß das Concil ihm anders beizukommen wußte, als durch Wiederholung des bereits in Pisa gegen ihn ergangenen Spruchs auf Absetzung.

Wenige Tage nach der Verurtheilung Johann's XXIII. erschien ein anderer Angeklagter vor den Schranken der Kirchenversammlung, Johann Huß. Unter königlichem Geleitsbrief für die Hin- und Rückreise nach Constanz gekommen, um sich wegen seiner Lehren zu verantworten und Berufung einzulegen gegen den wider ihn ausgesprochenen päpstlichen Bann, war Huß alsbald in den Kerker geworfen und, ohne Berücksichtigung der Einsprache Sigmund's, der wohl den Wunsch, aber nicht den Willen hatte, sein gegebenes Wort zu halten, sechs Monate lang in qualvoller Gefangenschaft geblieben. Im Juni 1415 forderte ihn das Concil zum Verhör. Man hielt ihm eine Reihe von Ketzereien vor, deren er sich schuldig gemacht hatte oder haben sollte, erstickte seine Gegenrede durch Hohngeschrei und verlangte von ihm den Widerruf auch solcher

Sätze, die er niemals ausgesprochen. Einer solchen Falschheit weigerte sich Huß ruhig und fest, und nachdem alle Ueberredungsversuche an seiner Standhaftigkeit gescheitert und eine in Gegenwart Sigmund's selbst gemachte Berufung auf das ihm zugesicherte freie Geleite nur vermocht, dem Könige das Blut in die Wangen zu treiben, erfolgte die Verurtheilung des hartnäckigen Ketzers zum Feuertode. — Am 6. Juli wurde Huß vor dem Thore von Constanz verbrannt. Einer seiner Gesinnungsgenossen und Freunde, Ritter Hieronymus Faulfisch von Prag, hatte später das nämliche Schicksal. Zur Rechtfertigung ihres Verfahrens aber und für künftige Fälle ähnlicher Art faßte die Kirchenversammlung Beschluß dahin: daß kein Sicherheitsbrief einen Ketzer vor Gericht und Strafe schütze, und daß einem halsstarrigen Feinde des wahren Glaubens nach natürlichem, göttlichem und menschlichem Rechte keine Treue und keine Zusage zum Nachtheile der Kirche zu halten sei. Ueberdies wurden die schärfsten Maßregeln zur Ausrottung der Ketzerei in Böhmen beschlossen und namentlich eine gründliche Umgestaltung der Prager Universität angeordnet.

Endlich im Sommer 1417 kam die kirchliche Reform auf die Tagesordnung des Concils. Aus der Mitte desselben erhoben sich indessen viele Stimmen, welche zur regelrechten Erledigung dieser wichtigen Sache die vorgängige Neuwahl eines Papstes für nothwendig erklärten. König Sigmund und die deutschen Bischöfe, in der richtigen Voraussicht, daß der künftige Papst sich eben so wenig wie seine Vorgänger auf die Abstellung der einträglichen Mißbräuche einlassen werde, um die es sich vorzugsweise handelte, bestanden auf Einhaltung der umgekehrten Ordnung, wurden jedoch durch die Italiener, Franzosen und Spanier, denen sich zuletzt auch die anfangs auf deutscher Seite stehenden Engländer anschlossen, nach langem Hader überstimmt. Die Wahl fiel auf einen, wie man annehmen zu dürfen glaubte, gemäßigten und billigen Mann, den italienischen Cardinal Colonna, der den Namen

Martin V. annahm. Kaum aber hatte derselbe den päpstlichen Stuhl inne, so erwies sich, daß er keineswegs gesonnen sei, den Reformforderungen irgend ein ernstliches Zugeständniß zu machen. Nachdem noch einige Monate in fruchtlosen Verhandlungen verlaufen waren, mußte man den Gedanken einer allgemeinen Kirchenverbesserung überhaupt fallen lassen und sich mit nichtssagenden Concordaten begnügen, welche die Curie mit den großen christlichen Staaten abschloß. — Im Mai 1418 hob der Papst das Concil auf, indem er zugleich die demnächstige Einberufung einer neuen Kirchenversammlung in Aussicht stellte.

Während Deutschland mit Auge und Ohr an den Constanzer Vorgängen hing, fand im Norden des Landes ein unscheinbares staatliches Ereigniß statt, welches neben der großen kirchlichen Begebenheit kaum beachtet wurde, aus dem jedoch im Laufe der Zeit eine der größten Umwälzungen hervorging, welche die deutsche Geschichte kennt.

Im Kurfürstenthum Brandenburg hatten die Luxemburger die Mißregierung der Wittelsbacher fortgesetzt. Weder das eine noch das andere dieser Geschlechter war dort heimisch geworden, beide hatten das ihren Stammgütern fremde und fern liegende Land verwahrlost, ausgebeutet, durch Thun und Lassen staatlich und wirthschaftlich zu Grunde gerichtet. Ein gewaltthätiger raublustiger Adel hielt in Brandenburg das Heft in der Hand, sprach dem Gesetze, dem Landesfürsten, dem Reiche ungestraft Hohn. Das ritterliche Faustrecht beherrschte das Land fast unbeschränkt; die wenigen und schwachen Städte desselben führten ein kümmerliches und unsicheres Dasein. — König Sigmund, welcher dem Burggrafen von Nürnberg schon 1411 gegen einen Vorschuß von 100,000 Goldgulden ein Pfandrecht auf Brandenburg gegeben, das ihm nach dem Tode Jobst's von Mähren neuerdings anheimgefallen war, entschloß sich in Constanz, von größerer Geldnoth gedrängt als je, zur gänzlichen Abtretung des unfruchtbaren und lästigen

Besitzthums. Gegen Zahlung von weitern 300,000 Goldgulden wurde 1415 das Kurfürstenthum an Friedrich von Hohenzollern unter Zustimmung des Königs Wenzel, des letzten luxemburgischen Stammesvetters, in aller Form Rechtens verkauft*). Die Habsburger, denen aus dem bestehenden Erbvertrage eine Einsprache zustand, machten dieselbe nicht geltend. — Der neue Kurfürst entäußerte sich alsbald der Nürnberger Reichsvogtei, welche unter dem Namen des Burggrafenamts seit der Zeit Rudolf's von Habsburg bei seinem Hause gewesen, verlegte seinen Sitz ohne Verzug nach Brandenburg, bändigte den unbotmäßigen Adel mit starker Hand und verschaffte binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit der staatlichen Ordnung und dem bürgerlichen Gesetze ihr lange verkanntes Recht.

Auch das zweite norddeutsche Kurfürstenthum, Sachsen, ging bald darauf an ein anderes Fürstenhaus über. Mit Albrecht III. erlosch 1422 der Wittenberg'sche Zweig des Hauses Anhalt, auf welchen der sächsische Herzogstitel und kraft desselben später die kurfürstliche Würde übergegangen war. Die Nachfolge Albrecht's gebührte offenbar seinem Stammesvetter, dem Herzoge von Lauenburg. Gegen diesen trat jedoch ein Mitbewerber auf, Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, aus dem Hause Wettin, und dieser behielt, unter dem Beistande des Königs Sigmund, dem er große Dienste geleistet, die Oberhand über den rechten Erben; wie das anhalt'sche Geschlecht seiner Zeit durch die Wittelsbacher wider das unzweifelhafte Recht aus Brandenburg verdrängt worden, so mußte es jetzt in Sachsen den Wettinern weichen.

*) Man hat in neuester Zeit das ganze Geldgeschäft abgeleugnet, aber mit wenig innerer Wahrscheinlichkeit.

In Böhmen, wo man dem Verfahren der Constanzer Kirchenversammlung gegen Johann Huß mit der lebhaftesten Theilnahme gefolgt war, zu der sich auch König Wenzel öffentlich bekannte, indem er sich für ihn, den Beichtvater der Königin Sophie, bei seinem Bruder Sigmund mit Wärme verwendete, begann auf die Nachricht von der Hinrichtung des Reformators eine leidenschaftliche Bewegung der Geister, die schon in ihren Anfängen große Wirkungen voraussehen ließ. Mit Huß hatte Böhmen nicht nur einen Glaubenslehrer verloren, welchem bereits ein großer Theil seines Volks mit Begeisterung anhing, sondern auch einen Vorkämpfer des Tschechenthums, in welchem sich unter der Herrschaft der Luxemburger, und nicht ohne wirksamen Mitbetrieb Huß's selbst, der Gegensatz gegen das Deutschthum zur äußersten Schärfe ausgebildet und welches durch die Constanzer Vorgänge den vielleicht nicht ganz grundlosen Eindruck empfangen, daß auch der deutsche Nationalhaß beim Aufrichten des Scheiterhaufens vom 6. Juli geholfen habe. So wurde Huß in den Augen der Seinigen zum doppelten Märtyrer und mit dem Eifer seiner Anhänger wuchs deren Zahl. Der böhmische Landtag erließ im September 1415 ein drohendes Schreiben an die Kirchenversammlung und beschloß, „daß jeder Grundherr berechtigt sei, in seinen Besitzungen das Wort Gottes unverfälscht lehren zu lassen*), daß die Prager Universität in Sachen des Glaubens der oberste Gerichtshof sei, auswärtige Bannbullen in Böhmen nicht bekannt gemacht werden sollen" u. s. w. Die Volksmenge in Prag bethätigte entsprechende Gesinnungen in ihrer Weise durch Aufläufe und Gewaltthätigkeiten gegen strenggläubige Priester und Klöster. Erschreckt durch solche Kundgebungen einer gefährlichen Stimmung, traf König Wenzel Anstalten der Ab-

*) Ein Satz, der später in der berüchtigten Formel: cujus regio, ejus religio in das deutsche Staatsrecht überging.

wehr, die jedoch, in Ermangelung des erforderlichen Nachdrucks, das Uebel nur verschlimmerten. Als man einige der Ruhestörer gefänglich einzog, stürmte ein wüthender Volkshaufe das Rathhaus und stürzte die versammelten Rathsherren, dreizehn an der Zahl, aus den Fenstern in die Spieße der unten stehenden Menge. — Im heftigsten Zorn über diesen Aufruhr wurde Wenzel vom Schlage getroffen, an dessen Folgen er nach wenigen Tagen, im August 1419, starb.

Sein Nachfolger auf dem böhmischen Throne war König Sigmund, jetzt der letzte Stammhalter des luxemburgischen Hauses, dessen nunmehr wieder in einer einzigen Hand vereinigtes Machtgebiet viel weiter reichte als zur Zeit Karl's IV., da Ungarn mehr als doppelten Ersatz für das abhanden gekommene Brandenburg gewährte und dessen einstige große Hoffnungen und Pläne durch die Unfähigkeit Wenzel's keineswegs für immer abgeschnitten zu sein schienen. Aber Sigmund trat die Erbschaft seines Bruders mit dem unverholenen Entschlusse an, die hussitische Ketzerei vollständig auszurotten und vollendete dadurch die Vereitelung des Staatsgedankens Karl's IV.

Die Hussiten, nicht gesonnen, das ihnen von Sigmund angedrohte Schicksal über sich ergehen zu lassen, rüsteten kräftig zur Abwehr. Bis auf einen kleinen Rest von Altgläubigen, die ihren Rückhalt in der Priesterschaft und in der Mehrheit des Adels fanden, hatte sich das ganze böhmische Volk von der römischen Kirche, von ihrer Verfassung sowohl, wie von ihrer Lehre, mehr oder weniger entschieden losgesagt. Die Forderungen der gemäßigten hussitischen Parthei gingen nicht weiter, als daß die Predigt in der Landessprache freigegeben, das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht, der Geistlichkeit das Grundeigenthum entzogen und daß dieselbe bei jedem Verstoß gegen die Sittlichkeit zur strengsten Strafe gezogen werde. Die Gesinnungen und Zwecke dieser Parthei indessen, welche ihre Hauptstärke in der Prager Bürgerschaft hatte, und

die von dem Kelche, dessen Gewährung sie mit besonderem Nachdrucke verlangte, den Namen der Kelchner oder Calixtiner annahm, wurden weit überboten durch das Ungestüm des Geistes, der in der Masse des Hussitenthums die Oberhand gewann. Die Taboriten, so genannt von einem Berge im südlichen Böhmen, auf welchem sie, in Voraussicht der kommenden Ereignisse, ein verschanztes Lager angelegt, ließen kein anderes Priesterthum gelten, als dasjenige, welches allen guten Christen gemein sei, sie verwarfen die Bilderverehrung, die Anbetung der Heiligen, die Lehre vom Fegefeuer, die Messe, die Klostergelübde, die Fasten, das Reliquienwesen, die Sacramente, mit Ausnahme der Taufe und des Abendmahls. Mit diesen Neuerungen in der kirchlichen Glaubenslehre verbanden sie unklare Vorstellungen von der Nothwendigkeit einer grundstürzenden staatlichen und gesellschaftlichen Umgestaltung, die bis zu dem Gedanken einer allgemeinen Gütergemeinschaft gingen.*) Ueberdies wurde die weltliche Wissenschaft von den Taboriten für Teufelswerk erklärt, allen Büchern, mit Ausnahme der Bibel, Vernichtung angedroht, und die Einführung eines Sittengesetzes in Aussicht genommen, welches jeden Gläubigen verpflichtete, der Angeber seines fehlenden Nachbars zu werden und das auf jedes sündliche Thun die Todesstrafe setzte.

Mit einem Heere von hunderttausend Mann, in Deutschland und in Ungarn aufgeboten und angeworben, rückte Sigmund im Sommer 1420 nach Böhmen. Billige Vergleichsvorschläge, auf Grundlage der Glaubenssätze der Kelchner, wies der König unter dem Einflusse des päpstlichen Legaten

*) Auch der taboritische Radicalismus war indessen nur eine Halbheit in den Augen der sich noch weiter nach links, wie man heute sagen würde, von demselben abzweigenden Sekte der Adamiten, welche die Rückkehr zu den Zuständen des Paradieses zu ihrer Aufgabe machte und sich denselben namentlich durch den Verzicht auf alle Kleidung und durch freie Liebe zu nähern glaubte.

zurück, der ihn, von der römischen Curie mit einer Kreuzbulle gegen die Hussiten ausgerüstet, begleitete, und nun begann ein Krieg, wie er blutiger selten und gräuelhafter wohl niemals innerhalb der deutschen Gränzen geführt worden. An der Spitze der Hussiten stand Zizka von Trocznow, ein finsterer Wütherich, aber ein geborner Feldherr, der, auch nachdem er durch einen Pfeilschuß das Gesicht verloren, mit unbegreiflicher Sicherheit und wunderbarem Glück die Kriegführung in der Hand behielt. Nach vergeblicher Belagerung von Prag und großen Verlusten mußte Sigmund Böhmen wieder räumen. Ein zweiter Feldzug im folgenden Jahre 1421 nahm ähnlichen Verlauf und Ausgang. Jetzt warb Sigmund um den Beistand des Herzogs Albrecht von Oesterreich, indem er demselben seine einzige Tochter Elisabeth zur Gemahlin und die Markgrafschaft Mähren als Mitgift gab. Zugleich wurde ihm auf einem Reichstage zu Nürnberg die Reichshülfe gegen die Hussiten zugesagt, ohne daß indessen die Leistungen den gegebenen Versprechungen von fern gleichkamen. In den Zwischenzeiten, welche ihnen die Angriffe Sigmund's frei ließen, geriethen die beiden hussitischen Partheien, Kelchner und Taboriten, wiederholt in den heftigsten innern Zwiespalt, der sich jedoch bei Annäherung der königlichen Heere sofort ausglich und ihrer kriegerischen Kraft gegenüber dem gemeinschaftlichen Feinde keinen Abbruch that.

Schlecht bewaffnet, zum großen Theile nur mit Streitkolben und eisenbeschlagenen Dreschflegeln ausgerüstet, lange Zeit ohne Reiterei und ohne Geschütze, fanden die Hussiten Ersatz für Alles, was ihnen an kriegerischen Mitteln abging, in ihrem Fanatismus, in ihrer Todesverachtung und in dem militärischen Genie Zizka's, der insbesondere durch beispiellose Raschheit der Bewegungen und durch meisterhaften Gebrauch der nach alttestamentlichem Beispiele bei den Taboriten eingeführten Kriegswagen die hergebrachte Kriegskunst überflügelte und außer Fassung brachte. Binnen einiger Jahre machten

sich die Hussiten durch die Unwiderstehlichkeit ihres Angriffs und durch ihre schonungslose Grausamkeit so furchtbar, daß kaum noch ein königliches Heer ihnen Stand hielt. Sigmund mußte sich dazu verstehen, nunmehr seinerseits den ersten Schritt zu Unterhandlungen zu thun, bei denen er Zizka sogar die Statthalterschaft in Böhmen anbot und gleichwohl eine Abweisung erfuhr. Der bald darauf, 1424, eingetretene Tod Zizka's verursachte zwar mehrfache neue Spaltungen innerhalb des Hussitenthums, ohne jedoch dessen kriegerische Ueberlegenheit zu beeinträchtigen, denn die Feldhauptleute, welche an die Spitze der verschiedenen Partheien traten, namentlich die beiden Procop, der Große und der Kleine, erwiesen sich als ebenbürtige Nachfolger Zizka's und nach wie vor hielten die Hussiten, als das „Volk Gottes", zusammen gegen die „Philister".

Nachdem Böhmen wiederholt von den eingedrungenen feindlichen Heeren befreit war, schritten die Hussiten ihrerseits zu Ausfällen auf die benachbarten Länder. Die jetzt zum Kurfürstenthum Sachsen erweiterte Markgrafschaft Meißen, Schlesien, Oesterreich, die Oberpfalz, Baiern, Brandenburg wurden von ihnen ungestraft mit Raub und Zerstörung heimgesucht. Die gemeinschaftliche Noth brachte endlich einen Versuch der gemeinschaftlichen Selbsthülfe zuwege. Auf einem Reichstage zu Frankfurt wurde 1427 von Neuem der Reichskrieg gegen die Hussiten beschlossen, die von vier Seiten zugleich mit Uebermacht angegriffen werden sollten. Das deutsche Hauptheer, angeblich 200,000 Mann stark, rückte unter dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg in Böhmen ein. Auf die Nachricht aber, daß die Hussiten unter Procop dem Großen im Anzuge seien, brach ein panischer Schrecken im Lager des Kurfürsten aus, und der Feldzug, nachdem er kaum begonnen worden, endete mit einer wilden Flucht, auf welcher von den nachsetzenden Hussiten viele Tausende ohne Gegenwehr erschlagen wurden und eine unermeßliche Beute in die Hände der Sieger fiel. — Ein auf Betrieb des päpstlichen Legaten noch 1427

in Nürnberg abgehaltener zweiter Reichstag bewilligte zwar die Mittel zur unmittelbaren Fortsetzung des Kriegs in Gestalt einer Reichssteuer — der ersten, welche jemals in Deutschland ausgeschrieben worden — des sogenannten „gemeinen Pfennigs", der nach gewissenhafter Selbsteinschätzung als ein Procentsatz vom Vermögen erhoben werden sollte; allein die Steuer ging nur zum geringen Theile ein und mehrere Jahre verliefen, ehe sich das Reich zur Erneuerung des Kampfes aufraffte, zumal König Sigmund selbst jetzt durch einen noch gefährlicheren Krieg mit den Türken in Ungarn in Anspruch genommen war. Neue Unterhandlungen mit den Hussiten führten zu keinem Ergebniß, und der Vorschlag des Kurfürsten von Brandenburg, dieselben im christbrüderlichen Sinne zu einem Religionsgespräch einzuladen, wurde durch die heftige Einsprache des Papstes Martin V. vereitelt. Die Hussiten nahmen alsbald ihre Raubzüge in die Nachbarländer wieder auf, zerstörten über hundert Städte und Schlösser, verbrannten über anderthalbtausend Dörfer und Weiler und brachten mehr Beute zusammen, als sie fortzuschleppen im Stande waren. Viele Städte und selbst der Kurfürst von Brandenburg wußten sich ihrer nicht anders mehr zu erwehren, als durch Loskauf, zu welchem die Geldmittel durch eine besondere Steuer, den Ketzergroschen, aufgebracht wurden.

Endlich im Jahre 1431, nachdem Sigmund mit den Türken Frieden geschlossen, kam es zum abermaligen Aufgebot eines großen Kreuzheeres gegen die Hussiten, die dies Mal ausgesprochener Maßen gänzlich ausgerottet werden sollten. Die verschiedenen Fürsten indessen, die an der Spitze der deutschen Streitmacht standen, geriethen mit einander in Hader, mehrere derselben verließen das Reichsheer fast im Angesichte des Feindes, und nun erlitt dasselbe, im August 1431, wiederum unter dem Kurfürsten von Brandenburg, bei Tauß im jetzigen Klattauer Kreise eine schmählichere Niederlage als je; achttausend Wagen mit Kriegsvorräthen und hundertundfünfzig

Stück Geschütz blieben in den Händen der Hussiten. — Mit Brand und Plünderung und im Anschluß an die Polen, die den Krieg gegen den deutschen Orden erfolgreich erneuert hatten, verfolgten sie den gewonnenen Sieg in den Nachbarländern, welche bis nach Danzig hinunter und tief nach Ungarn hinein die furchtbarste Verwüstung erlitten.

Dem Könige Sigmund schien jetzt die Zeit gekommen, einen gütlichen Ausgleich mit den Hussiten nochmals zu suchen, sogar der päpstliche Legat weigerte sich nicht länger, mit den böhmischen Ketzern in Verhandlung zu treten und nach anfänglicher trotziger Weigerung willigten sie ein, zum Behufe der Verständigung auf einem Concil zu erscheinen, dessen Einberufung nach Basel dem widerstrebenden Papste mühsam abgerungen worden war und auf welchem die in Constanz fehlgeschlagene Kirchenreform von Neuem in Angriff genommen werden sollte.

Im Sommer 1431 eröffnet, wurde die Kirchenversammlung in Basel zwar schon nach einigen Monaten durch Papst Eugen IV. unter allerlei schwachen Vorwänden für wieder aufgelöst erklärt, aber sie trotzte dieser Verfügung, indem sie, gleich ihrer Vorgängerin in Constanz, den Character einer Vertretung der gesammten Christenheit für sich in Anspruch nahm, deren Beschlüssen der Papst selbst sich unterzuordnen habe. Darüber entstand zwischen dem Concil und dem römischen Stuhle ein hartnäckiger Kampf, während dessen König Sigmund seinen Römerzug zur Einholung der Kaiserkrone abhielt, nicht sowohl in der Haltung eines mächtigen Herrschers, dessen Erscheinung Ehrfurcht geboten und Unterwerfung verlangt hätte, als in der Eigenschaft eines vornehmen Reisenden, welcher zwar anspruchsvoll genug auftrat, dessen Mittel seinen Ansprüchen jedoch so wenig gleich kamen, daß er selbst wegen des Reisegeldes oft in Verlegenheit gerieth. In Mailand empfing Sigmund die lombardische Krone in Abwesenheit des Herzogs Philipp Visconti, welcher dem Könige, wiewohl

er denselben mit allen Formen und Redensarten der Ergebenheit empfangen ließ, geflissentlich aus dem Wege ging, und in Rom mußte er sich nicht allein den üblichen symbolischen Demüthigungen der weltlichen Gewalt vor der geistlichen unterwerfen, sondern sich auch bei der Krönungsfeier selbst eine geradezu verächtliche Behandlung von Seiten des Papstes gefallen lassen, der ihm nicht verzieh, daß er sich in dem Streite der Curie mit dem Concil auf die Seite des letzteren stellte. — Erst nach zweijährigem Aufenthalte in Italien, welchen er, trotz seiner dreiundsechzig Jahre, größten Theils in Liebesabentheuern vertändelt hatte, kehrte Sigmund nach Basel zurück, wo das Concil inzwischen im unfruchtbaren Hader mit dem Papste müssig geblieben, der jetzt endlich durch wiederholte Androhung der Absetzung zur Nachgiebigkeit gegen die Kirchenversammlung und den mit derselben einverstandenen Kaiser gebracht wurde.

Den getroffenen Verabredungen gemäß erschien im Sommer 1433 eine ansehnliche Gesandtschaft der Hussiten in Basel, geführt von den tapfersten Männern des Schwerts und des Worts. Die Forderungen, welche sie als Bedingungen des Friedens mit der Kirche aufstellten, waren über alles Erwarten gemäßigt, denn sie gingen nicht hinaus über die vier ursprünglichen Sätze der Calixtiner: Gewährung des Abendmahls in beiderlei Gestalt, Freigebung der Predigt in der Landessprache, Ausschluß der Geistlichen vom Grundeigenthum und strenge Bestrafung priesterlicher Sünden.

Viele Sitzungen des Concils wurden mit eifrigen Verhandlungen über diese vier Punkte ausgefüllt, ohne daß die beiden streitenden Theile einer Verständigung näher gekommen wären. Nach sieben Wochen nutzlosen Hin- und Herredens aber war die Geduld der Hussiten erschöpft. Sie verließen Basel, indem sie den Kirchenvätern anheimgaben, zur etwaigen Erneuerung der Unterhandlungen ihrerseits Abgeordnete nach Prag zu senden. Das Concil verstand sich dazu und es gelang seinen Abgeordneten, mit den Calixtinern eine Fassung der fraglichen vier Artikel zu vereinbaren, in welcher dieselben unter dem Namen der Prager Compaktaten die Genehmigung der Kirchenversammlung erhielten. Der offenbar schwierigste der bisherigen Streitpunkte, die Frage von dem Grundeigenthum der Geistlichen, wurde dadurch erledigt, daß die Geistlichkeit allerdings von dem Eigenthum, aber nicht von der Verwaltung des Grund und Bodens ausgeschlossen sein und daß jede Störung in diesem Rechte dem Kirchenraube gleich geachtet werden solle.

Gegen diesen Vergleich, der in ihren Augen ein Verrath an der hussitischen Sache war, empörten sich die Taboriten mit Macht. Bald standen die gemäßigte und die leidenschaftliche Parthei des Hussitenthums feindseliger als je mit den Waffen in der Hand einander gegenüber, und bei Böhmisch-Brod kam es zu einer Schlacht, in welcher die Taboriten unterlagen, ihre tapfersten Hauptleute verloren und politisch vernichtet wurden. Sigmund, nachdem er die Zugeständnisse des Baseler Concils nicht nur bestätigt, sondern auch erweitert, wurde von den Hussiten nunmehr als böhmischer König anerkannt und hielt im August 1436 seinen feierlichen Einzug in Prag. Kaum aber glaubte er dort festen Boden unter den Füßen zu haben, als er das den Hussiten gegebene Wort ohne Scheu und Schaam in vielen Stücken brach. Wenn auch durch das laute Murren und die drohende Haltung des Volks und seiner Wortführer zum augenblicklichen Einlenken bewogen, hielt er gleichwohl fest an dem Gedanken einer vollständigen Wiederherstellung des alten Kirchenthums in Böhmen, während sich auf der andern Seite eine Verschwörung gegen ihn entspann, welcher seine eigne junge Gemahlin, Barbara von Cilly, nicht fremd war, die darauf ausging, für den augenscheinlich nahe bevorstehenden Fall des Ablebens des Kaisers dessen Thronfolgerin in Böhmen zu werden. Die Entdeckung dieser Anschläge veranlaßte Sigmund, unter dem Vorwande eines

Besuchs bei seinem Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich, Prag zu verlassen. Sobald er die böhmische Landesgränze hinter sich hatte, ließ er die Königin Barbara in Haft nehmen, wenige Tage später jedoch, am 9. December 1437, zu Znaym in Mähren, überkam ihn der Tod, welchen er, mit dem kaiserlichen Schmuck bekleidet und auf dem Thronsessel sitzend, in der Rolle, wie er selbst meinte, des Herrn der Welt, erwartete.

Sigmund galt für den schönsten Mann seiner Zeit, und diesem Bewußtsein vorzugsweise mochte jene Schwäche zuzuschreiben sein, die noch in dem letzten Auftritte seines Lebens in so seltsamer Weise sich kundgab. Seine königlichen Schicksale waren jeden Falls nicht gemacht, ihn zur Selbstüberschätzung zu verleiten. Weder in Ungarn noch in Deutschland und in Italien so wenig wie in Böhmen hatte er sich anderer Erfolge zu rühmen, als derjenigen, welche er bei den Frauen gewann. Wenn die Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel seiner angeblichen Weltherrlichkeit zeitweise ein Fußgestell boten, so fehlte es ihm an Willensstärke und Thatkraft, um die Vortheile des Augenblicks festzuhalten und zu verwerthen. Leichtsinn und Treulosigkeit entzogen ihm überdies jeden Anspruch auf persönliche Achtung. Er trug kein Bedenken, das feierlichste Wort in der nächsten Stunde zu brechen, um klingende Münze war ihm Alles feil, als Schuldner fehlte ihm jedes Gewissen und die gewöhnlichste Schaam.

Sigmund gehörte innerlich keinem der Völker an, deren König er war. Am wenigsten fremd schien er sich Ungarn zu fühlen, dessen Krone ihm in jungen Jahren durch seine erste Gemahlin zugebracht worden und für das er gegen Türken und Venetianer manchen schweren Krieg geführt. Mit seinem Geburtslande Böhmen hatte er seit den Tagen zu Constanz auf immer gebrochen. Für Deutschland fehlte ihm das lebendige Bewußtsein der gemeinschaftlichen Sache und seiner Obliegenheiten gegen das Reich so sehr, daß er auf den von ihm

selbst angesagten Reichstagen mehrmals ausblieb, daß er es wagte, einen deutschen Reichstag nach Preßburg, also auf ungarischen Boden, zu berufen, daß er sogar öffentlich drohete, dem Reiche, das ihm nur Lasten und Ungemach verursache, den Rücken zu kehren und sich auf Ungarn zu beschränken, „wo er genug zu leben habe."

Bei allem Mangel an deutscher Gesinnung machte indessen auch Sigmund, wie manche seiner Vorgänger auf dem deutschen Throne, wiederholte Versuche, den handgreiflichen Mängeln der Reichsverfassung abzuhelfen und gleich ihnen scheiterte er an der Unlösbarkeit der Aufgabe, völkerrechtliche Mißverhältnisse durch staatsrechtliche Mittel zu berichtigen. Denn die wahre Natur des deutschen Staatswesens war, allen täuschenden Namen und Formen zum Trotz, keine andere, als die eines völkerrechtlichen Bundes, dessen einzelne Mitglieder volle Selbstständigkeit beanspruchten und in der Regel auch zu behaupten im Stande waren. Die thatsächliche Souveränetät, wenigstens der mächtigern deutschen Fürsten, aber konnte natürlich ebenso wenig durch freiwillige Uebereinkunft, wie durch Reichsgesetze beschränkt werden, sondern nur durch eine zwingende Macht, wie sie höchstens einem Otto dem Großen und Heinrich III., und auch diesen nur als ein unsicherer Besitz, zu Gebote gestanden und die dem deutschen Königthum jeden Falls schon in der Hohenstaufenzeit für immer abhanden gekommen war. Reichstagsbeschlüsse oder Sonderverträge zum Behufe einer festen staatlichen Rechtsordnung, auch wenn sie, wie zum Beispiel der Kurvertrag zu Rense, ausnahmsweise zu Stande kamen, statt, wie gewöhnlich, in den Verhandlungen stecken zu bleiben, erwiesen sich also jedes Mal als ohnmächtige Anläufe auf ein unerreichbares Ziel, an denen man höchstens die gute Absicht loben mochte. Demnach mußten denn auch die fort und fort erneuerten Landfriedensbestrebungen der deutschen Könige im Großen und Ganzen völlig wirkungslos bleiben, denn den Landfrieden halten, hieß, der Uebung des

selbstständigen Kriegsrechts entsagen, auf den Gebrauch der höchsten Souveränetätsbefugniß verzichten, und so wenig eine heutige europäische Großmacht eine solche Selbstbeschränkung auf sich zu nehmen vermöchte, eben so wenig konnte im deutschen Reiche Brandenburg, Sachsen, Baiern eine Verpflichtung dieser Art in gutem Glauben eingehen, geschweige denn dieselbe, eintretenden Falls nothwendiger Selbsthülfe, erfüllen.

V.

Albrecht II.; Friedrich III.; Maximilian.

Mit Sigmund erlosch der Mannsstamm des luxemburgischen Hauses, das den deutschen Thron zum Verderben des Reichs fast ein Jahrhundert lang innegehabt, während es schon seit der Zeit Heinrich's VII. nach verschiedenen Richtungen hin aus Deutschland hinausgewachsen war. Der vertragsmäßige Erbe der luxemburgischen Lande — Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz — Herzog Albrecht von Oesterreich, wurde von den Kurfürsten einstimmig auch zu dessen Nachfolger in Deutschland gewählt. Denn dem Umfange seiner Besitzungen, wie man aus den unter Sigmund gemachten Erfahrungen wußte, entsprach keineswegs die daraus zu schöpfende Macht, da ein großer Theil derselben streitiger Grund und Boden war. Ungarn zwar, wiewohl es sein eignes freies Wahlrecht wahrte, huldigte Albrecht II. bereitwillig und einmüthig, seine Vertheidigung gegen die Türken aber erforderte den äußersten Kraftaufwand. Das hussitische Böhmen dagegen, das des neuen Königs leidenschaftlichen und schonungslosen Glaubenseifer aus vielen blutigen Beispielen kannte, verweigerte demselben von vorn herein die Anerkennung und berief statt seiner auf den Thron zu Prag den polnischen Prinzen Kasimir, Bruder des Königs Wladislaw III., der sich jedoch nicht behaupten konnte.

Bei natürlichem Herrscherberuf betrieb Albrecht II., in-

mitten fortwährender Kriege gegen die Türken, die Böhmen und die Polen, die deutschen Staatsaufgaben mit Eifer und Nachdruck. Sein Kanzler Schlick, welcher schon unter Sigmund den Reichsgeschäften mit Gewandtheit und Sachkenntniß vorgestanden, brachte eine Reihe ganz zweckmäßiger Anträge auf Verbesserung der Reichsverwaltung an den zu Nürnberg wiederholt versammelten Reichstag, namentlich den Entwurf einer Kreisordnung zum Behufe der Handhabung des Landfriedens, und einen Vorschlag zur Regelung des Gerichtswesens; indessen, wie alle frühern Versuche dieser Art, so scheiterten auch die Bemühungen Albrecht's und Schlick's an Einwendungen, Vertagungen, Abänderungsanträgen, Vorbehalten, kurz an Verschleppung.

Auch die Kirchenversammlung zu Basel kam in der Reformarbeit, welche sie mit redlichem Willen und ernstem Pflichteifer begonnen, nicht über schwache Anfänge hinaus. Sobald sie Miene machte, an diejenigen kirchlichen Mißbräuche Hand zu legen, bei denen die römische Curie ihre Rechnung fand, stieß sie auf den heftigsten Widerstand von Seiten des Papstes und seines unmittelbaren Anhangs. Eugen IV. verordnete die Verlegung des Concils von Basel nach Ferrara, indem er die geistlichen Herren auf italienischem Boden geschmeidiger zu finden hoffte, als auf deutschem; das Concil dagegen setzte Eugen ab und wählte an seiner Stelle Amadeus von Savoyen, der von Sigmund den Herzogstitel empfangen, später jedoch die Regierung niedergelegt hatte, in den geistlichen Stand getreten war und jetzt unter dem Namen Felix V. die dreifache Krone aufsetzte. König Albrecht II. und der deutsche Reichstag hielten sich innerhalb dieses neuen Kirchenstreites grundsätzlich neutral, indem sie jedoch die von der Baseler Kirchenversammlung bis dahin gefaßten Reformbeschlüsse, ihrer Mehrzahl nach nur die Liturgie und die Kirchenzucht betreffend, ausdrücklich annahmen.

Aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Türken zurückgekehrt, starb Albrecht II. im October 1439 an einer mitgebrachten Lagerkrankheit. Auf dem gleichzeitig in Mainz versammelten Reichstage wurde sofort einer seiner habsburg'schen Vettern zu seinem Nachfolger gewählt, Friedrich von Steiermark, Kärnthen und Krain, der Dritte in der Reihe der deutschen Könige dieses Namens, in welcher Friedrich der Schöne, der Gegenkönig Ludwig's des Baier, von Rechtswegen nicht mitgezählt wird. Der neue König ließ fast drei Monate vorübergehen, ehe er seine Annahme der Wahl aussprach, und drei Jahre, bevor er den ersten Reichstag abhielt und sich zur Feier des Krönungsfestes in Aachen entschloß. Kleine häusliche Händel, insbesondere Erbstreitigkeiten mit seinem Bruder Albrecht, dem Mitherzoge von Steiermark, und persönliche Schwäche hatten an dieser Saumsal gleichmäßigen Antheil. Als Friedrich sich endlich zum Versuche einer That aufraffte, galt es der Wiederholung eines schon mehrmals mißglückten Unternehmens, der Wiedereroberung der ehemals österreichischen Landschaften in der Schweiz.

Seit den Tägen bei Sempach und bei Näfels hatte die Eidgenossenschaft an Macht, Ansehn und Gebiet beträchtlich zugenommen. Außer dem bereits erwähnten Zuwachs, den sie in Appenzell, Aargau, Thurgau gewonnen, war ihr durch glückliche Eroberungskriege gegen Mailand ein beträchtliches Gebiet am südlichen Abhange der Alpen, Tessin und Veltlin, nach Kriegsrecht als Beute zugefallen. In Graubünden, das seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts die gewaltthätige Herrschaft der dortigen reichsfreien Grundherren durch eine Reihe tapfer durchgeführter Aufstände gebrochen, stand der Eidgenossenschaft jetzt ein zweiter freistaatlicher Bund zur Seite, an welchen für den Fall der Noth eine für beide Theile gleich vortheilhafte Anlehnung sich darbot. Inmitten dieser glücklichen Lage jedoch ging aus einer neuen Gebietsvergrößerung ein gefährlicher Zwiespalt hervor. Zürich beanspruchte für sich

die Herrschaft über die Länder der ausgestorbenen Grafen von Toggenburg, die ihrerseits nur als ein gleichberechtigtes Glied in den Bund eintreten wollten und für diese Forderung die Unterstützung der Mehrzahl der andern Cantone fanden. Darüber sagte sich Zürich los von der Eidgenossenschaft und suchte den Beistand des Königs Friedrich, der jetzt den Augenblick gekommen glaubte, die habsburgische Hausmacht in der Schweiz wiederherzustellen. Als er aber, in Ermangelung einer hinlänglichen eignen Streitmacht, ein Aufgebot an die süddeutschen Fürsten und Städte zum Kriege gegen die Eidgenossenschaft ergehen ließ, wurde ihm von den meisten Seiten her eine abweisende Antwort, weil die Sache des Hauses Habsburg das Reich nichts angehe, und nur der oberländische Adel, in überliefertem Haß gegen die schweizerischen Bürger und Bauern, die ihm so manche Niederlage beigebracht, zeigte sich dienstwillig aus Rachsucht.

In dieser Lage der Dinge nahm der deutsche König keinen Anstand, Kriegshülfe gegen ein Reichsland in Frankreich zu suchen. —

Die alte Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich hatte seit einem Jahrhundert beinahe gänzlich geruht, in Folge hauptsächlich des gleichmäßigen Verfalls der Staatsmacht hier wie dort und des Entstehens des neuburgundischen Herzogthums, welches sich zwischen die beiden gegnerischen Reiche legte. Daß es indessen an gefährlichen französischen Einflüssen nicht fehlte, ist an der reichsverrätherischen Haltung gezeigt worden, welche Mainz und Baden zur Zeit des Marbacher Bundes annahmen. In sehr bedenkliche Beziehungen zu Frankreich gerieth auch das Haus Wittelsbach in Folge der Verheirathung der baierischen Prinzessin Isabella mit dem französischen Könige Karl VI. Ihr Bruder, Ludwig im Bart, führte gemeinschaftlich mit seiner Schwester die Regentschaft für den in Wahnsinn verfallenen König und gefiel sich darin, auch nach seiner Vertreibung aus Frankreich

mit seinem Halbfranzosenthum und einem französischen Herzogstitel zu prahlen — Dinge, die denn freilich wirksame Mitursachen des Verderbens wurden, in welchem er durch die Ruchlosigkeit seines von einer französischen Gemahlin geborenen Sohnes endete. Jetzt saß der Sohn der baierischen Isabella auf dem französischen Throne, Karl VII., welcher der durch die Jungfrau von Orleans entflammten Begeisterung des Volks den schließlichen Sieg über die Engländer verdankte, der Frankreich seine staatliche Einheit und den innern Frieden zurückgab. Die Beendigung des französisch-englischen Krieges machte die aus allerlei Volk geworbenen Soldtruppen entbehrlich, welche unter dem von ihrem Führer hergenommenen Namen der Armagnaken eine wichtige Rolle in demselben gespielt hatten, und von diesen berüchtigten Banden erbat sich Friedrich III. von Karl VII. sechstausend Mann zum Kampfe gegen die Eidgenossenschaft. Der König von Frankreich jedoch, hoch erfreut, sich des wilden Gesindels entledigen zu können, schickte statt der verlangten Zahl bei dreißigtausend Mann. Zugleich erließ er eine Kundmachung, welche besagte, daß er dem Gesuche des deutschen Königs um so bereitwilliger willfahrt habe, als Straßburg mit dem Elsaß bis an den Rhein zu Frankreich gehöre, daß er übrigens keine Feindseligkeiten gegen Deutschland beabsichtige; ein Satz, dessen Folgerichtigkeit sehr zweifelhaft sein mochte, dessen Sinn aber desto unzweideutiger war.

Mit dem ältesten Sohne des französischen Königs, dem Dauphin, an der Spitze, brachen die Armagnaken in der Nähe von Basel ein in das Reichsgebiet, und bei Sankt Jakob an der Birs stießen sie am 26. August 1444 auf eine eidgenössische Schaar von fünfzehnhundert Mann, die in zehnstündigem Kampfe vollständig vernichtet wurde. Aber so theuer hatten die Schweizer ihr Leben verkauft, daß der Dauphin von der Verfolgung seines Sieges abstand und sich seitwärts nach dem Elsaß und Breisgau wandte, wo er unter entsetzlichen Ver-

wüstungen und Schandthaten bis in das folgende Jahr hinein hauste, bevor er, mehr durch Unterhandlung als durch Waffengewalt, dahin gebracht werden konnte, das Land wieder zu räumen. — Gegen die Eidgenossenschaft setzte König Friedrich den Krieg mit schwachen Kräften und ohne Erfolg fort bis 1446, wo beide Theile die Entscheidung einem Schiedsspruche des Bürgermeisters von Augsburg anheimstellten, welcher dahin ausfiel, daß Zürich zur Eidgenossenschaft zurückzukehren und Friedrich seine Ansprüche an dieselbe fallen zu lassen habe; Toggenburg ging den Schweizern für dies Mal wieder verloren, indem eine Seitenlinie der frühern Grafen sich desselben bemächtigte.

Durch den Schweizerkrieg neu belebt, kam die alte Feindschaft zwischen Fürsten und Städten bald nach dessen Beendigung zu einem nochmaligen heftigen Ausbruch in Franken und Schwaben. Jeder Theil beschuldigte den andern, daß er es auf den Untergang des Gegners abgesehen habe. Die süddeutschen Fürsten in ansehnlicher Zahl traten zu einer Kampfgenossenschaft zusammen, deren Seele Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg wurde, der jüngere Sohn des Kurfürsten Friedrich und Inhaber der fränkischen Besitzungen des Hauses Hohenzollern; auf der andern Seite vereinigten sich die oberländischen Städte nach frühern Beispielen in einem großen Bunde, der bis auf mehr als dreißig Mitglieder anwuchs und an dessen Spitze Ulm und Nürnberg standen. Der Krieg begann 1449 und wurde zwei Jahre lang in wechselvollen Kämpfen und unter schonungsloser Verwüstung der beiderseitigen Gebiete geführt. Im Felde behielten die Fürsten im Allgemeinen die Oberhand über die Städte, in denen der kriegerische Sinn der Bürgerschaften bereits in sichtlichem Abnehmen war und die jetzt vorzugsweise mit geworbenen Truppen fochten; gegen die städtischen Festungswerke dagegen, mit Geschütz ausgerüstet und mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigt, konnte die fürstliche Streitmacht und

Kriegskunst nur in den seltensten Fällen aufkommen. Nachdem auf beiden Seiten mehr als zweihundert Dörfer in Asche gelegt waren, kam es im Sommer 1450 unter Vermittlung des Königs Friedrich zu Vergleichsverhandlungen in Bamberg, aus denen ein Friede hervorging, dessen Kosten größtentheils von den Städten getragen werden mußten. — Schaffhausen suchte Schutz gegen künftige Mißgeschicke dieser Art durch den Anschluß an die schweizerische Eidgenossenschaft.

Inzwischen hatte die Baseler Kirchenversammlung sich noch einige Jahre lang an der unternommenen Reformarbeit abgemüht, ohne in derselben vorwärts zu kommen. Die Schlauheit Eugen's IV. wußte dem Concile immer noch Hindernisse zu bereiten, welche dessen Thätigkeit lähmten, und es gelang dem Papste in aller Stille, auch den König Friedrich für die Sache der römischen Curie zu gewinnen, während die deutschen Reichsfürsten durchweg zu der Reformpartei hielten. Um seine Gegner einzuschüchtern, wagte Eugen 1445, die offen auf die Seite des Concils getretenen Erzbischöfe von Köln und Trier für abgesetzt zu erklären, eine Verwegenheit, welche das Kurfürstenthum zu dem Entschlusse des gemeinsamen Vorgehens gegen den Papst brachte. Eine Reichsgesandtschaft, in welcher der König durch seinen Geheimschreiber, den staatsklugen aber charakterlosen Italiener Aeneas Sylvius, und die Kurfürsten durch den mannhaften Syndikus von Nürnberg, Georg von Heimburg, vertreten waren, sollte dem Papste ein drohendes Entweder — Oder überbringen. Der königliche Bevollmächtigte jedoch, im Einverständnisse mit seinem Herrn, verrieth die deutsche Sache an den Papst und vereitelte nicht nur den Zweck der Gesandtschaft, sondern brachte es auch im päpstlichen Auftrage durch Bestechung dahin, daß zuerst der Erzbischof von Mainz von dem mit den übrigen Kurfürsten eingegangenen Bündnisse zum einmüthigen Vorgehen gegen den römischen Stuhl abfiel. Die Folge davon war der Zerfall des neuen Kurvereins überhaupt, die Preisgebung der Baseler

Kirchenversammlung, welche sich nunmehr auflöste und der Abschluß eines Concordats in Wien (1448), welches den Papst der Hauptsache nach in allen den kirchlichen und fiskalischen Rechten bestätigte, welche er bisher auf Kosten Deutschlands ausgeübt. — Die Erzbischöfe von Köln und Trier machten ihren Frieden mit Eugen IV.; der Gegenpapst, Felix V., dankte ab.

Zum Lohn für die Verdienste, welche er sich bei diesen Vorgängen um den päpstlichen Stuhl erworben, war dem Könige die Kaiserkrone zugesagt worden, und 1451 machte sich Friedrich mit einem Geleite von dreitausend Mann auf den Weg nach Rom, um dieselbe einzuholen und zugleich seine Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin Eleonore zu feiern. Mailand, wo sich Franz Sforza, der Schwiegersohn des letzten Visconti, eigenmächtig zu dessen Nachfolger gemacht, wurde, unter dem Vorwande einer angeblich dort herrschenden Pest, weislich umgangen und zu dem Einzuge in Rom die päpstliche Genehmigung durch vorgängige Erfüllung aller der demüthigenden Bedingungen und Förmlichkeiten erkauft, welche der apostolische Stuhl den Bewerbern um den kaiserlichen Titel seit geraumer Zeit auferlegte — Huldigungseid, Fußkuß, Halten des Steigbügels u. s. w. Nach friedlichem Verlauf der doppelten römischen Festfeier und einem freundschaftlichen Besuch bei dem Könige von Neapel, wurde Friedrich durch vielfache Wirren in den habsburgischen Landen aus Italien abberufen und im Sommer 1452 kehrte er, wiederum mit Umgehung Mailands, nach Oesterreich zurück — um eine Krone reicher, die er, wie die Spötter sagten, von Nürnberg nach Rom mitgenommen, an Ansehen aber und an öffentlicher Achtung ärmer als zuvor. Die Nichtigkeit der römischen Kaiserkrönung war nachgerade aller Welt so einleuchtend geworden, daß diese inhaltslose Haupt- und Staatsaktion, an welche Deutschland Jahrhunderte lang Gut und Blut gesetzt und der es den besten Theil seines politischen Daseins geopfert, seit

Friedrich III. vollends in Abgang kam. Die Unterscheidung zwischen dem deutschen Könige und dem römischen Kaiser, die sich allerdings schon seit Rudolf von Habsburg beträchtlich abgeschwächt hatte, hörte hinfort gänzlich auf, so daß durch die kurfürstliche Wahl beide Titel zugleich übertragen wurden, von denen der zweite jedoch im Sprachgebrauche bei Weitem überwog.

Es war eine Angelegenheit, die seine ganze Stellung in Frage stellte, welche Friedrich III. nöthigte, seine Rückreise zu beschleunigen. Ein nachgeborener Sohn König Albrecht's II., Ladislaus, jetzt zwölf Jahre alt, war dessen rechtmäßiger Nachfolger im Herzogthum Oesterreich, in Böhmen und in Ungarn. Friedrich III. hatte die Vormundschaft über den jungen Fürsten, der, nach anfänglichen Schwierigkeiten, in Böhmen sowohl wie in Ungarn anerkannt worden war, so jedoch, daß bis zu seiner Volljährigkeit hier wie dort einheimische Machthaber, durchaus unabhängig von dem kaiserlichen Vormunde, die Regentschaft führten. In Böhmen stand seit 1444 an der Spitze der Regierung der hussitisch gesinnte Ritter Georg Podiebrad, in Ungarn hatte Johann Hunyadi, angeblich ein natürlicher Sohn König Sigmund's, die oberste Macht in Händen. Wiederholt schon war von den Ständen beider Länder die Forderung gestellt worden, daß Friedrich ihnen den jungen Ladislaus herausgebe, während seiner Romfahrt, auf der ihn Ladislaus begleitet, erneuerte sich dies Verlangen stürmischer als je, und jetzt schloß sich demselben auch das Erzherzogthum Oesterreich an: von allen Seiten erhob sich der gebieterische Ruf, daß der Kaiser den Sohn Albrecht's in dessen Erblande zurückschicke und der Vormundschaft über denselben entsage. Friedrich versuchte, sich wenigstens in Oesterreich mit Gewalt zu behaupten, wurde jedoch von den Aufständischen, unter Anführung des ihm persönlich verfeindeten Ulrich Eitzinger, in Wienerisch-Neustadt eingeschlossen und zur Capitulation unter dem ihm abverlangten Zugeständnisse gezwungen. Nach gemeinschaftlichem Beschlusse der in Wien versammelten Landtage

von Oesterreich, Böhmen und Ungarn kam der junge Ladislaus unter die persönliche Obhut seines mütterlichen Oheims, des Grafen von Cilly, der zugleich die Statthalterschaft in Oesterreich erhielt, während Böhmen und Ungarn unter der Verwaltung Podiebrad's und Hunyadi's blieben. — Damit war der Machtbereich Friedrich's III. auf den Antheil an Steiermark und dessen Nebenländern beschränkt, welchen ihm die zugreifende Begehrlichkeit seines Bruders Albrecht übrig gelassen.

Einige Monate nach diesen Vorgängen, am 29. Mai 1453, fiel Konstantinopel, die Vormauer des christlichen Europa, in die Gewalt des Sultans Muhammed II. Obgleich von allen urtheilsfähigen Köpfen längst vorausgesehen, ohne daß der drohenden Gefahr auch nur ein Versuch der Abwehr entgegengestellt worden wäre, brachte die Nachricht von dem eingetretenen Ereigniß im ganzen Abendlande den Eindruck einer unerwarteten Unglücksbotschaft hervor. Kaiser und Papst, die noch im vorigen Jahre dem griechischen Nothstande gegenüber eine große Lauheit gezeigt, setzten sich jetzt, wo es zu spät war, in gemeinschaftliche Bewegung, um die Christenheit gegen die Türken in Waffen zu bringen. Die Stimmung in Deutschland, das die Türken schon einmal, im Jahre 1408, an seinen Gränzen gesehen, war einem allgemeinen Kreuzzuge, wie ihn das Oberhaupt des Reichs und der Kirche im Sinne hatten, nicht ungünstig, die Vielköpfigkeit der öffentlichen Gewalt aber ließ keinen Entschluß zu Stande kommen; die Frage des Türkenkrieges wurde von einem Reichstage auf den andern verschoben, bis man dieselbe allmälig aus dem Gesichte verlor.

Ein 1455 eingetretener Wechsel im Papstthum brachte dagegen den Gedanken der Kirchenreform in Deutschland wieder auf die Tagesordnung. Weltliche und geistliche Fürsten sowohl wie die freien Städte verlangten, daß der neue Papst, Calixt III., von Seiten des Reichs nicht anerkannt werde,

bevor er den kirchlichen Beschwerden Deutschlands abgeholfen, namentlich die päpstlichen Gelderpressungen ermäßigt, durch welche die Deutschen ärger heimgesucht seien, als die Franzosen und selbst die Italiener. Der Kaiser war anfänglich nicht abgeneigt, auf diese Forderungen einzugehen, ließ sich jedoch durch Aeneas Sylvius, der jetzt Cardinal geworden und selbst Aussichten auf die dreifache Krone gewonnen, umstimmen. Es heiße gegen den eignen Vortheil handeln, machte der Cardinal dem Kaiser gegenüber geltend, das Ansehen des Papstes zu beeinträchtigen, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, denn das Volk sei im Grunde der geborene Feind der Könige, die deshalb am besten für sich selbst sorgten, wenn sie mit dem Papste gemeinschaftliche Sache machten. Friedrich ließ sich überreden, die Anerkennung des Papstes ohne Weiteres auszusprechen und der Widerstand der Reichsstände fiel in Folge davon in sich selbst zusammen.

Im Jahre 1457 starb der junge Ladislaus, der kurz zuvor die Regierung in Oesterreich, Böhmen und Ungarn auf eignen Namen übernommen. Während der Kaiser die ganze Erbschaft desselben in Anspruch nahm, wählten die Ungarn den Sohn Johann's Hunyadi, Mathias Corvinus, und die Böhmen Johann Podiebrad zu ihrem Könige. Selbst die österreichischen Besitzungen mußte Friedrich, nach der Entscheidung der Landstände, mit seinem Bruder Albrecht und seinem Vetter Sigmund von Tyrol theilen.

Wenn Kaiser Friedrich, trotz seiner persönlichen Schlaffheit und seiner Armuth an eigenen Machtmitteln, noch einigen Einfluß auf die Angelegenheiten des außerösterreichischen Deutschland ausübte, so geschah es hauptsächlich durch die Dienstbereitwilligkeit und durch den kräftigen Arm der Hohenzollern, die ihrer alten Anhänglichkeit an das Haus Habsburg auch unter dessen jetzigem Oberhaupte treu blieben, so wenig Vortheile davon auch hinfort zu erwarten sein mochten. Ein gemeinschaftlicher Gegensatz gegen die Wittelsbacher, hervor-

gerufen durch dynastische Eifersucht und streitige Gränzverhältnisse, kam der hohenzollern-habsburgischen Freundschaft allerdings zu Hülfe. Als im Jahre 1458 Herzog Ludwig der Reiche von Baiern, unterstützt von seinem Stammesvetter, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, die freie Reichsstadt Donauwörth durch verrätherischen Ueberfall unter seine Botmäßigkeit brachte, erklärte der Kaiser den beiden Friedensbrechern den Reichskrieg, dessen Führung Markgraf Albrecht Achilles übernahm. Der Kampf wurde mehrere Jahre lang mit wechselndem Erfolge, im Ganzen jedoch zum Vortheil der Wittelsbacher geführt, welche im Laufe desselben mit dem böhmischen Könige Podiebrad, den nach der deutschen Krone gelüstete, ein Bündniß zum Sturze des Kaisers eingingen, sich jedoch 1463 gezwungen sahen, den Frieden im Wesentlichen auf Grund des Zustandes der Dinge, wie er vor dem Kriege gewesen, abzuschließen, namentlich also Donauwörth wieder herauszugeben. — Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz trug als Entschädigung für seinen Antheil an dem Kriege den Beinamen der Siegreiche und beträchtliche Lösegelder davon, welche ihm der Markgraf von Baden, der Herzog von Würtemberg und der Bischof von Metz zahlen mußten, die in einer Schlacht am Neckar in seine Gefangenschaft gerathen waren.

Friedrich III., der bei diesen Ereignissen nur mit seinem kaiserlichen Namen betheiligt gewesen, war während des Laufs derselben durch seinen Bruder Albrecht und eine an denselben sich anschließende aufständische Parthei in die größte Bedrängniß gerathen. In der Burg zu Wien belagert, schien er der Gefangenschaft und der ihm drohenden Absetzung kaum noch entgehen zu können, als die unerwartete Vermittlung Podiebrad's, dessen ehrgeizige Hoffnungen inzwischen an der Haltung der Mehrheit der Kurfürsten gescheitert waren, ihm Hülfe brachte. Der bald darauf erfolgende Tod Albrecht's machte Friedrich demnächst überdies zum alleinigen Herrn von Oesterreich mit

Ausnahme Tyrols mit den habsburgischen Vorlanden in Breisgau, Elsaß u. s. w.

Der Dienst, welchen ihm Podiebrad geleistet, verhinderte den Kaiser nicht, mit dem Papste gemeinschaftliche Sache zu machen gegen den böhmischen König als Beschützer der hussitischen Ketzerei, welcher die große Menge der Tschechen fortwährend anhing, während die katholische Parthei des Landes im Anschluß an einen Theil des Adels allerdings auch ihrerseits wieder zu Kräften kam. Der ungarische König, Mathias Corvinus, den Friedrich früher, freilich mehr durch Ränke als durch Waffen, zu verdrängen gesucht, sollte ihm jetzt als Werkzeug zum Sturze Podiebrad's dienen, unter dem Versprechen, dessen Nachfolger in Böhmen zu werden. Unter der Hand aber betrieb Friedrich den Plan, nicht bloß Böhmen, sondern auch Ungarn an das Haus Habsburg zurückzubringen, und er unternahm sogar 1468 eine Reise nach Rom, um sich der Unterstützung seiner Familienpolitik durch den Papst zu versichern, der ihn aber dies Mal im Stich ließ, obgleich der Kaiser sich mit der äußersten Selbsterniedrigung um seinen Beistand bewarb. — Podiebrad indessen behauptete sich bis zu seinem Tode 1471, und auf seinen Rath wählten die Böhmen zu seinem Nachfolger Wladislaw, den Sohn des polnischen Königs Kasimir IV., welcher denn auch, da ihm mit den Waffen nicht beizukommen war, die schließliche Anerkennung von Kaiser und Reich erlangte. Mathias Corvinus seinerseits rächte die an ihm begangene Treulosigkeit durch einen Angriff auf Oesterreich, der den Kaiser nöthigte, den Frieden mit Ungarn um schweres Geld zu erkaufen.

Eben so wenig wie gegen die Ungarn vermochte Friedrich gegen die Türken, welche die Gränzbezirke von Krain und Steiermark fast alljährlich mit Raubzügen heimsuchten, bei denen sie Tausende von Gefangenen in die Sklaverei fortschleppten, ohne jemals auf eine kräftige Abwehr zu stoßen, geschweige denn, daß dem ewigen Reichstagsgerede von einem

allgemeinen Aufgebot gegen die Ungläubigen auch nur ein Versuch der That gefolgt wäre.

Im Norden Deutschlands gab die Ohnmacht der Reichsregierung der um diese Zeit rasch erstarkenden polnischen Macht freies Spiel gegen den durch die Schlacht bei Tannenberg bereits tief erschütterten deutschen Orden. Die Folgen der erlittenen Niederlage verschlimmerten sich durch innere Spaltungen. Die Städte und der landsässige Adel in Preußen empörten sich gegen die Härte des Ordensregiments, besonders gegen den Steuerdruck, der auf ihnen lastete, und erzwangen die Gewährung eines Verfassungsgesetzes, das ihnen wenigstens finanzielle Bürgschaften für die Zukunft geben sollte und dessen Bestätigung sie mit 54,000 Goldgulden vom Kaiser erkauften. Da aber der Orden demnächst 80,000 Gulden für die Zurücknahme des kaiserlichen Wortes bot, so widerrief Friedrich die ertheilte Bestätigung ohne Bedenken, und nun kam es zum offenen Aufstande des Adels und der Städte gegen die Ordensherrschaft. Von wilder Leidenschaft fortgerissen, gingen die Aufständischen so weit, daß sie gegen die deutsche Regierung den polnischen Beistand anriefen, der ihnen bereitwillig gewährt wurde, während der Orden seinerseits bei Kaiser und Reich, die er auf der Höhe seiner Macht oft genug verleugnet, vergebens um Hülfe nachsuchte. In langen und blutigen Kämpfen unterlagen die Deutschherren der Bundesgenossenschaft des innern und des äußern Feindes; in dem 1466 zu Thorn abgeschlossenen Frieden mußten sie Westpreußen an Polen abtreten und Ostpreußen von dem Könige von Polen zu Lehen nehmen. Jeder Zusammenhang des Ordenslandes mit dem Reiche wurde damit zerrissen. Westpreußen war auf dreihundert Jahre hinaus eine polnische Provinz geworden und trotz des seiner Bevölkerung verfassungsmäßig gewährleisteten Deutschthums der allmäligen Ueberfluthung durch das Polenthum hülflos preisgegeben, und Ostpreußen bildete jetzt nur noch eine deutsche Sprachinsel im slavischen Meere, die,

zumal bei ihrer lehnsrechtlichen Abhängigkeit von der polnischen Krone nicht ohne eine Art von Wunder vor einem ähnlichen Schicksale bewahrt werden zu können schien.

Eine ähnliche Verstümmelung des Reichsgebiets wurde um die nämliche Zeit in dem Lande zwischen der Nord- und Ostsee zwar nicht vollzogen, aber doch vorbereitet. Im Jahre 1459 starb Adolf VIII. von Schleswig-Holstein, der, wie seine Vorfahren aus dem Hause Schaumburg, seit langer Zeit Holstein als deutsches, Schleswig als dänisches Lehen innegehabt. Der nächste Stammesvetter Adolf's war sein ältester Neffe, Christian, seit 1448 König von Dänemark und als solcher nach bestehender Uebereinkunft ausgeschlossen von der schleswig-holstein'schen Erbschaft. Durch Bestechung indessen gelang es dem dänischen Könige gleichwohl, seine Wahl zum Herzoge bei den Ständen der beiden Länder durchzusetzen, die sich jedoch die völlige Unabhängigkeit derselben von Dänemark und deren Untheilbarkeit für ewige Zeiten ausdrücklich verbriefen ließen und sich sogar das Recht der künftigen freien Herzogswahl unter den Nachkommen König Christian's vorbehielten. — Der Kaiser Friedrich fand gegen diese Personalunion zwischen einem deutschen Reichslande und einem fremden Königreiche nichts einzuwenden; ja er that das Seinige, um die dänische Macht innerhalb des deutschen Reichsgebiets zu stärken, indem er den König Christian mit dem Lande der reichsfreien Ditmarsen belehnte, die ihre Unabhängigkeit indessen fortan gegen die Dänen eben so tapfer behaupteten, wie bisher gegen die Erzbischöfe von Bremen und gegen die Grafen von Holstein. Auch das freie Friesland wurde dem dänischen Könige vom Kaiser zu Lehen gegeben und auch hier hatte es bei dem bloßen Worte sein Bewenden.

Das Herzogthum Burgund war im Laufe seiner kaum hundertjährigen Geschichte zu einer Macht herangewachsen, welcher nichts zu fehlen schien, als der entsprechende Titel, um sich in die vorderste Reihe der europäischen Königreiche stellen zu können. Vom Fuße der Alpen und dem obern Rhonelande erstreckte es sich, nur durch Lothringen unterbrochen, bis zur Nordsee, über den größten Theil der fruchtbaren und reichen Länder, aus denen der Vertrag zu Verdun das Königreich Lotharingien geschaffen, dessen Erneuerung ein Lieblingsplan der burgundischen Herzoge wurde. Zwar, die verschiedenen Landschaften Burgunds waren ohne Ausnahme entweder deutsche oder französische Lehen, aber die aus diesem Verhältnisse hervorgehenden Rechte und Pflichten kamen aus aller Uebung, ja fast aus der Erinnerung, seitdem die burgundischen Herzoge sich den deutschen Kaisern und den französischen Königen an Geld- und Kriegsmacht für ebenbürtig halten konnten.

Als der vierte dieser Herzoge kam 1467 Karl der Kühne an die Regierung. Jung, ehrgeizig, herrschsüchtig, übermüthig, glaubte er sich berufen, die Größe seines Staats und seines Hauses zu vollenden. Einen ersten wichtigen Zuwachs verschaffte er seinem Machtgebiet, indem er 1469 von Sigmund von Tyrol die vorderösterreichischen Lande im Oberelsaß, Breisgau und Schwarzwald pfandweise gegen Geldvorschüsse erwarb, deren Rückzahlung bei den ewigen Finanznöthen der Habsburger zu den unwahrscheinlichen Dingen gehörte. Demnächst gelang es ihm, seine niederländischen Besitzungen durch den Ankauf von Geldern und Zütphen zu ergänzen. Lüttich, das sich einen von dem Herzoge beschützten Bischof nicht gefallen lassen wollte, wurde von demselben mit Sturm genommen und unter gräßlicher Schlächterei — Tausende von Weibern ertränkte man in der Maas und unter ihnen mehrere hundert Schwangere auf einem durchlöcherten Boote — in einen Aschenhaufen verwandelt. Aachen, das diese Gräuel beim rechten

Namen zu nennen wagte, mußte sich mit 80,000 Goldgulden von der burgundischen Rache loskaufen.

Kaiser Friedrich sah diesen schmachvollen Vorgängen unthätig zu und ließ sich dadurch auch nicht abhalten, mit Karl dem Kühnen in vertrauliche Verhandlungen über ein Staats- und Familienbündniß zu treten. Es handelte sich für den Herzog um die Königskrone und um die Reichsstatthalterschaft auf dem ganzen linken Rheinufer, für den Kaiser um die Verlobung seines Sohnes mit der einzigen Tochter Karl's des Kühnen, Maria, durch welche die reiche burgundische Erbschaft dem Hause Habsburg in Aussicht gestellt werden sollte. In Trier fand 1473 eine Zusammenkunft der beiden Herrscher statt, bei welcher die kaiserliche Hoheit und Pracht durch den burgundischen Prunk und Reichthum weit überstrahlt wurde. Man bezeigte einander die größte Zuvorkommenheit und feierte glänzende Feste, kam aber zu keiner Verständigung, sei es, daß Kaiser und Herzog im gegenseitigen Mißtrauen jeder dem andern die vorgängige Erfüllung der Vertragsbedingungen zuschoben, sei es, daß Friedrich die Zustimmung der Kurfürsten zu den auf Kosten des Reichs zu machenden Zugeständnissen nicht erlangen konnte. Nach zweimonatlichen Verhandlungen verschwand der Kaiser ohne Abschied aus Trier, indem er eine nichtssagende Entschuldigung zurückließ, die in keiner Weise geeignet war, das Gefühl der erlittenen Beleidigung in dem Herzoge zu schwächen.

Der stillen Verfeindung folgte bald der offene Bruch. Karl der Kühne mischte sich in den Streit der Kölner mit dem Erzbischof Ruprecht von der Pfalz, den ihnen der Papst aufdringen wollte, und Friedrich III. schürte die Empörung, welche in Vorderösterreich gegen den burgundischen Vogt, Peter von Hagenbach, ausbrach, der sein Amt mit ruchloser Willkür und gleichwohl ganz im Sinne und zur Zufriedenheit des Herzogs Karl ausübte. Die oberrheinischen Bischöfe und Reichsstädte, der Herzog von Lothringen, die schweizerische

Eidgenossenschaft und andere benachbarte Reichsstände, welche ebenfalls von dem Uebermuthe und den Uebergriffen des burgundischen Vogts zu leiden hatten, nahmen mehr oder weniger lebhaft Parthei gegen den gemeinschaftlichen Widersacher. Um sich des besonders werthvollen Beistandes der Schweizer desto fester zu versichern, schlossen die Habsburger mit denselben einen Vertrag, die ewige Richtung, durch welche aller bisherige Streit auf Grund des bestehenden Zustandes beigelegt, allem alten Haß und aller früheren Feindschaft für immer abgeschworen wurde. Die Städte im Breisgau und Elsaß liehen dem Erzherzog Sigmund sogar 80,000 Goldgulden zur Wiedereinlösung der habsburg'schen Vorlande. So geschah es, daß sich der jetzt beginnende Krieg zu einem wahren deutschen Nationalkampfe gegen die burgundische, das heißt wälsche Fremdherrschaft gestaltete; denn wenngleich Burgund zum größeren Theile aus Ländern deutscher Zunge bestand und auch seine Hauptstadt, Brüssel, innerhalb des deutschen Sprachgebietes lag, so war doch die Art und Gesinnung des Herzogs, des Hofes, der Regierung durchaus französisch und insbesondere von der beleidigenden Selbstüberhebung des französischen Wesens durchdrungen. Von Staat zu Staat jedoch waltete zwischen Burgund und Frankreich, ungeachtet oder vielleicht gerade wegen der nahen innern Verwandtschaft des Geistes ihrer Regierungen, die heftigste Nebenbuhlerschaft, welche auch den französischen König, Ludwig XI., auf die Seite der deutschen Bundesgenossenschaft gegen den Herzog Karl führte, wenn nicht mit den Waffen in der Hand, so doch im Felde des diplomatischen Ränkespiels, auf welchem Ludwig XI. durch aufreizende Einflüsterungen und unehrliche Versprechungen besonders den Kriegseifer der schweizerischen Eidgenossenschaft anfachte.

Als der Herzog Karl unter nichtigem Vorwande sich weigerte, Vorderösterreich gegen Rückzahlung des Pfandschillings zu räumen, begann der Angriff der oberländischen Verbündeten

auf Peter von Hagenbach, der in Breisach überwältigt, seiner vielfachen Missethaten wegen vor einem Volksgericht zur Verantwortung gezogen und auf dessen Spruch enthauptet wurde. Der Herzog selbst hatte sich unterdessen in die kölnischen Händel der Art verwickelt, daß er elf Monate mit der Belagerung von Neuß verlor, das endlich durch ein Reichsheer von 50,000 Mann unter Anführung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg entsetzt wurde. Statt aber die Gunst der Umstände zu einem entscheidenden Streiche gegen Karl den Kühnen zu benutzen, trat der Kaiser, der sich persönlich im Lager des Markgrafen befand, in neue Unterhandlungen mit dem Herzoge, die im Juni 1475 auf einen Friedensschluß hinausliefen, welcher den Herzog nicht nur völlig straflos ließ, sondern auch die oberländischen Bundesgenossen des Kaisers der Rache desselben ehrlos preisgab. Ludwig XI. zog gleichfalls die Hand aus dem Spiele, als dasselbe gefährlich zu werden drohete.

Noch vor Ende des Jahrs 1475 vertrieb Karl der Kühne den Herzog von Lothringen aus seinem Lande und im Frühling 1476 rückte er gegen die verbündeten Oberdeutschen und Eidgenossen in's Feld. Bei Granson verlor er am 2. März eine erste Schlacht, welcher am 22. Juni bei Murten eine noch schwerere Niederlage folgte. Herzog Renatus von Lothringen, der beide Siege miterfochten, konnte jetzt wieder von seinem Lande Besitz nehmen, Karl der Kühne aber, dessen bis zur Raserei gesteigerte Wuth sich vorzugsweise gegen diesen von ihm besonders schwer mißhandelten Fürsten wendete, eilte demselben nach und unter den Mauern der lothringischen Hauptstadt Nancy kam es am 5. Januar 1477 zu der Entscheidungsschlacht, in welcher der Herzog von Burgund das Feld zum dritten Male verlor und auf der Flucht den Tod fand.

Der burgundische Staat, in seiner deutsch-französischen Mischlingsnatur, hatte zu schwache geschichtliche Wurzeln und

zu wenig innern Zusammenhang, um den Sturz Karl's des Kühnen unbeschädigt zu überstehen. Ludwig XI. von Frankreich legte Beschlag auf die burgundischen Provinzen mit französischer Bevölkerung, während die überwiegend deutschen Niederlande mit der Hand der burgundischen Erbtochter Maria dem Sohne des Kaisers, Erzherzog Maximilian zu Theil und dadurch wieder auf die deutsche Seite herübergezogen wurden. Es vergingen indessen noch viele Jahre, ehe diese Verhältnisse in eine gewisse feste und anerkannte Ordnung kamen und bis insbesondere Flandern mit den Formen und Gewohnheiten der habsburg'schen Herrschaft sich aussöhnte.

Während Maximilian in den Niederlanden, die ihm nach dem Tode seiner Gemahlin die Vormundschaft über deren Kinder streitig machten, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und sogar auf mehrere Monate in die Gefangenschaft der Bürger von Brügge gerieth, entbrannte zwischen Friedrich III. und dem Könige Mathias Corvinus ein neuer Krieg, der wie gewöhnlich von dem Kaiser höchst unglücklich geführt wurde und ihn 1485 zwang, Wien und ganz Oesterreich vor den siegreichen Ungarn zu räumen. Erst nachdem er als unwillkommener Gast verschiedener geistlicher Fürsten und Reichsstädte mehrere Jahre in der äußersten Hülflosigkeit zugebracht, nahm sich der Kurfürst von Sachsen mit Geld und Waffen seiner an, ohne jedoch mit seinen unzulänglichen Kräften durchschlagende Erfolge zu gewinnen. Das Reichsaufgebot gegen die Ungarn, welches Friedrich 1486 auf einem Reichstage zu Frankfurt betrieb, wurde ihm nicht gewährt; dagegen gelang es ihm bei dieser Gelegenheit, die Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen Könige durchzusetzen. Zwei Jahre später brachte der Kaiser einen neuen Schwäbischen Bund zu Stande, zum Schutze der österreichischen Vorlande gegen die Uebergriffe der ländersüchtigen Herzoge von Baiern, deren sich das Haus Habsburg mit eignen Kräften nicht mehr erwehren konnte und denen die freie

Stadt Regensburg durch eigenmächtige Einverleibung in die Wittelsbach'schen Erblande bereits zum Opfer gefallen war.

Der Beistand des Schwäbischen Bundes, zu dessen Mitgliedern außer zweiundzwanzig Reichsstädten auch die in der Gesellschaft von St. Georgen-Schild vereinigte Ritterschaft, der Graf von Würtemberg und einige andere Landesfürsten in Schwaben zählten, gab dem Kaiser endlich die Mittel in die Hand, zuerst den Frieden zwischen den Niederländern und seinem Sohne Maximilian auf günstige Bedingungen zu erzwingen, dann, nach dem 1490 eingetretenen Tode des Königs Mathias Corvinus, die Ungarn aus Oesterreich zu vertreiben. An der Spitze des deutschen Heeres drang Maximilian bis nach Stuhlweißenburg vor, wo er sich, kraft eines bestehenden Erbvertrags, als König von Ungarn ausrufen ließ. Allein die Magnaten des Landes boten die ungarische Krone dem böhmischen Könige Wladislaw an, und Maximilian mußte sich schließlich mit dem Ersatz der Kriegskosten und der Anwartschaft auf den ungarischen Thron nach dem Ableben Wladislaw's und seiner männlichen Erben begnügen.

Fast unmittelbar nach diesen Erfolgen erging eine schwere Demüthigung über das Haus Habsburg. Der Streit desselben mit Ludwig XI. um die burgundische Herrschaft war dahin ausgeglichen worden, daß Maximilian seine Tochter aus der Ehe mit Maria von Burgund, Margaretha, dem französischen Dauphin Karl, welcher demnächst der Achte dieses Namens in der Reihe der Könige von Frankreich wurde, verlobte, sie zur Erziehung nach Paris schickte und ihr die von Frankreich beanspruchten burgundischen Landschaften, namentlich die Freigrafschaft und Artois, als Mitgift verschrieb. Zehn Jahre später starb der letzte Herzog von der Bretagne, König Maximilian, seit geraumer Zeit verwittwet, warb um die Hand seiner einzigen Tochter Anna, erhielt deren Jawort und vermählte sich mit ihr durch Stellvertretung. Eine solche

Verbindung jedoch, welche der habsburgischen Macht auch im Rücken Frankreichs einen starken Stützpunkt gewährte, dünkte Karl VIII. unerträglich; er ließ die Herzogin Anna auf ihrer Reise nach Deutschland anhalten, zwang dieselbe, ihm selbst ihre Hand zu geben, und schickte seine bisherige Verlobte, die jetzt vierzehnjährige Margaretha, ihrem Vater zurück. So bitter aber auch Maximilian die erlittene doppelte Beleidigung empfand, die drohende Haltung der Herzoge von Baiern nöthigte ihn, seine und des Schwäbischen Bundes Waffen zuerst gegen die einheimischen Widersacher zu kehren. Nachdem diese gebeugt und zur Herausgabe von Regensburg gezwungen worden, begann Maximilian den Krieg gegen Frankreich, den er jedoch, da ihm die Reichshülfe versagte, trotz des bereitwilligen Beistandes des Schwäbischen Bundes nicht durchführen konnte. Im Mai 1493 kam es zum Friedensschluß, welcher dem deutschen Könige keine andere Genugthuung gewährte, als den bis dahin keck verweigerten Verzicht Karl's VIII. auf die Mitgift seiner verstoßenen Braut.

In dem nämlichen Jahre starb Kaiser Friedrich III., dessen dreiundfünfzigjährige Regierung an Schmach und Unglück eben so fruchtbar gewesen, wie die des Königs Wenzel, der jedoch in seinen letzten Lebensjahren, freilich ohne das mindeste eigne Verdienst, Zeuge eines viel versprechenden neuen Aufschwungs, zwar nicht des deutschen Reichs, aber doch des Hauses Habsburg sein sollte, dessen Geschicke sich seit der Regierung Friedrich's III. denen des Reichs sichtlich entfremdeten. Trägheit, Willensschwäche, Geiz, Kleinlichkeit, knechtische Bigotterie vereinigten sich in Friedrich, um ihn, bei leidlichen Geistesgaben, zu einem der unfähigsten Herrscher zu machen, die je einen großen Thron innegehabt, zu einem Fürsten, der nicht bloß dem eignen Volke, sondern sogar der eignen Gemahlin verächtlich war; und nur die eben so tiefe wie allgemeine Verachtung scheint es gewesen zu sein, welche ihm den Haß und den Abscheu einigermaßen erspart hat, der seiner Ehr-

und Treulosigkeit, seiner verrätherischen und blutigen Undankbarkeit gebührte.

Ganz anderts geartet als Friedrich III., war dessen Sohn und Nachfolger Maximilian, heitern und wohlwollenden Sinnes, wißbegierig, wohl unterrichtet, kunstsinnig, volksfremdlich, freigebig bis zur Verschwendung, unternehmend bis zur Tollkühnheit. An Körperkraft und Gewandtheit allen Andern überlegen, betrieb er Jagd und ritterliche Spiele mit Leidenschaft, den Krieg wie ein fröhliches Abenteuer, den Lebensgenuß wie des Lebens Aufgabe. Dagegen fehlte ihm der sittliche Ernst, die Arbeitskraft, die Stätigkeit, die Sammlung, und die natürliche Folge seiner Selbstzersplitterung war das häufige Mißlingen seiner Unternehmungen.

Auf dem ersten Reichstage, welchen Maximilian 1495 in Worms abhielt, handelte es sich um die Bewilligung der Mittel zu einem doppelten Kriege: gegen die Türken, welche unlängst bis nach Laibach vorgedrungen waren, und gegen die Franzosen, die unter dem jungen Könige Karl VIII. im vorigen Jahre fast ganz Italien im Sturmschritt erobert hatten und Angesichts derer vom Papste und von andern italienischen Machthabern, die sich des Reichs und seiner Lehnsherrlichkeit in der Noth wieder erinnerten, der deutsche Beistand angerufen wurde. Die Reichsstände, besonders die freien Städte, bezeigten wenig Neigung zu den ihnen angesonnenen Bewilligungen: vor allen Dingen, hieß es, müsse Friede, Recht und Ordnung im Lande hergestellt sein, bevor man an auswärtige Unternehmungen denken könne. Der Erzbischof Berthold von Mainz warnte: wenn es in der bisherigen Weise fortgeht, so wird früher oder später ein Anderer kommen, der uns Alle mit eiserner Ruthe regiert; der Kaiser selbst gab zu bedenken: die Franzosen singen höher, denn notirt ist, sie lesen anders,

denn geschrieben ist, sie reden anders, denn ihnen im Herzen ist; aber erst nach vierzehnwöchigen Verhandlungen und nachdem Maximilian die bündigsten Versprechungen hinsichtlich des Landfriedens und der Rechtsordnung im Reiche gegeben, verstand sich der Reichstag endlich zur Bewilligung der für die Aufstellung eines Heeres von 9000 Mann erforderlichen Anleihe von 150,000 Gulden, von denen die Städte den vierten Theil auf sich nahmen. Unterdessen räumte der König von Frankreich Italien noch rascher, als er dasselbe überrannt hatte, nicht rasch genug indessen, um nicht auf seinem Rückzuge in der Nähe von Parma durch Deutsche und Mailänder eine empfindliche Niederlage zu erleiden.

Maximilian hielt dem Reichstage Wort mit der Zusage, durch welche er dessen Zustimmung zu seiner Geldforderung erkauft hatte. Eine allgemeine Landfriedensordnung sprach den Reichsständen das uralte und bisher niemals bestrittene Fehderecht ein für alle Mal ab, bei Strafe der Reichsacht und einer Buße von 2000 Mark Gold — eine unerhörte Neuerung, da der Landfriede bisher nichts Anderes gewesen war, als eine unter den Betheiligten getroffene Uebereinkunft, das unzweifelhafte Recht der bewaffneten Selbsthülfe für eine bestimmte Zeitdauer ruhen zu lassen. Als nothwendige Ergänzung des Verbots dieser Selbsthülfe wurde zugleich ein Reichsgerichtshof errichtet, wie ihn die Mehrheit der schwächern Stände schon von Friedrich III. mit Ungestüm verlangt hatte, ohne gegen dessen eifersüchtig festgehaltenen Anspruch auf das oberstrichterliche Majestätsrecht — namentlich der Achterklärung — mit ihrer Forderung durchdringen zu können — das kaiserliche Kammergericht, welches unter Mitwirkung des Reichstags theils mit Rechtsgelehrten, theils mit ritterbürtigen Beisitzern besetzt werden und alle Klagsachen unter Reichsunmittelbaren selbstständig entscheiden sollte. Ueberdies wurde angeordnet, daß der Reichstag sich alljährlich auf einen Monat zu versammeln habe, um über der Vollziehung der gefaßten Beschlüsse zu

wachen. Die des Weitern vorgeschlagene Errichtung eines „Reichsregiments“ — eines von den Ständen gewählten Staatsraths oder Reichstagsausschusses von zwanzig Mitgliedern, der seinen Sitz in Frankfurt haben, eine stätige Ueberwachung der kaiserlichen Regierung ausüben und den Kaiser selbst unter Umständen vertreten sollte — wurde von Maximilian, als ein Eingriff in seine Hoheitsrechte, der weder durch seine Gesinnungen noch seine Handlungsweise gerechtfertigt sei, zurückgewiesen. — Zum Behufe des Türkenkriegs und der Besoldung des Kammergerichts bewilligte der Reichstag den gemeinen Pfennig, die Vermögenssteuer, mit welcher zur Zeit der Kreuzzüge gegen die Hussiten ein erster und keineswegs glücklicher Versuch gemacht worden war.

Die Wormser Beschlüsse waren allerdings der Ausdruck des lebhaftesten politischen Bedürfnisses, gewährten aber keineswegs die Mittel zu dessen Befriedigung. Mit den stillschweigenden Voraussetzungen, von denen dieselben ausgingen, stimmte die Wirklichkeit der Dinge in keinem Punkte überein. Die Landfriedensordnung fußte auf der Annahme eines deutschen Gesammtstaatswesens, ausgerüstet mit einer unwiderstehlichen Vollziehungsgewalt, während in der That nur ein völkerrechtlicher Bund ohne irgendwelche Einheit des Willens und der Kraft vorhanden war, dessen Mitglieder der großen Mehrzahl nach im Laufe der Zeit zur ferneren selbstständigen Ausübung des Waffenrechts auch ohne Reichsgesetz zu schwach geworden, während die mächtigeren oder doch verwegeneren derselben, welche sich noch im Stande fanden, die erschwerten Bedingungen der neuern Kriegführung zu erfüllen, durch ein papiernes Verbot überhaupt nicht berührt wurden und demselben ohne Zweifel nur aus diesem Grunde ihre bereitwillige Zustimmung auf dem Reichstage gaben. Wenn das Kammergericht von den meisten Städten, Bisthümern, Abteien und überhaupt den kleinern Reichsständen aufrichtig willkommen geheißen wurde, so wußten die großen Fürsten sich der Reihe

nach, zuerst thatsächlich, dann auch gesetzlich, von der Gerichtsbarkeit desselben zu befreien; gar nicht zu reden davon, daß das Reich viele Jahre brauchte, ehe die Unterhaltskosten für seinen gemeinschaftlichen obersten Gerichtshof aufgebracht wurden, nachdem derselbe sich wegen der mangelnden Besoldung seiner Beisitzer zu wiederholten Malen aufgelöst hatte. Denn Reichssteuern wurden zwar von dieser Zeit an immer häufiger ausgeschrieben, aber auch im besten Falle nur langsam und unvollständig eingezahlt. — Der Beschluß auf alljährliche Versammlung des Reichstags verlor schon durch die äußeren Schwierigkeiten seiner Ausführung einen großen Theil der Bedeutung, welche er unter andern Umständen etwa gehabt haben würde, und überdies war die Ergebnißlosigkeit der Reichstage bereits zu sehr zur Regel geworden, als daß die Vervielfältigung derselben guten Erfolg versprochen hätte.

Der Tod Sigmund's von Tyrol vereinigte 1496 alle österreichischen Erblande in der Hand Maximilian's, der sich überdies durch Erbvertrag mit dem auf wenigen Augen stehenden würtembergischen Hause, welches zum Entgelt auf dem Wormser Reichstage die herzogliche Würde erhielt, eine Anwartschaft auf dessen Besitzungen erworben hatte. In dem nämlichen Jahre 1496 eröffnete sich dem Hause Habsburg im Auslande eine neue glänzende Aussicht durch die Vermählung des Sohnes Maximilian's, Philipp's des Schönen, mit der Tochter Ferdinand's und Isabella's von Spanien, Johanna, welche bald darauf durch den Tod ihrer Geschwister die einzige Erbin der Throne von Aragonien und Castilien wurde — ein Ereigniß, das freilich weder ihr selbst, noch ihrem Gemahl und am allerwenigsten dessen deutschen Stammlanden zum Heile gereichen sollte.

Dem Wormser Beschlusse gemäß hielt der Reichstag in der That während der nächstfolgenden Jahre regelmäßige Sitzungen in Lindau, Freiburg und andern süddeutschen Städten, wo lange und eifrige Berathungen bezüglich Ergänzung und Verbesserung der Reichsgesetzgebung gepflogen wurden, die indessen schon deshalb unbefriedigend ausfallen mußten, weil die Fürsten auch bei gutem Willen oft verhindert waren, in den sich hänfenden Reichsversammlungen persönlich zu erscheinen und deren etwaige Bevollmächtigte also ihre Stimmen in der Regel vorbehielten, während zugleich die Städte die alte Uebung des „Hintersichbringens" und damit die Verschleppung der Reichstagsgeschäfte bis in's Unerträgliche ausdehnten.

Eine geradezu widerwillige Haltung gegenüber den Ordnungen des Reichs nahmen die Schweizer an, die allmählich gelernt hatten, sich selbst zu genügen. Sie verweigerten die Unterwerfung unter das Kammergericht, die Leistung des gemeinen Pfennigs, den Rücktritt von einem reichsgefährlichen Bündnisse, das sie mit Frankreich eingegangen waren. Unbotmäßigkeiten dieser Art blieben indessen so oft ungestraft, daß sie wahrscheinlich auch den schweizerischen Cantonen nachgesehen sein würden, wenn nicht 1499 ein blutiger Gränzstreit zwischen Tyrol und Graubünden, das inzwischen mit der Eidgenossenschaft in engen Verband getreten, hinzugekommen wäre. Unterstützt von dem Schwäbischen Bunde, begann Maximilian im Frühjahre 1499 den Krieg gegen die Schweiz, der sehr unglücklich geführt und nach vielem Blutvergießen im September durch einen in Constanz abgeschlossenen Frieden beendigt wurde, welcher die Befreiung der Schweizer von Reichssteuern und von der Gerichtsbarkeit des Kammergerichts ausdrücklich anerkannte. Die Ablösung der Schweiz vom Reiche war damit der Sache nach so gut wie vollendet, und mit der bisherigen Eidgenossenschaft ging durch den jetzt erfolgenden Anschluß an dieselbe auch die freie Reichsstadt Basel für Deutschland verloren.

Während des Schweizerkriegs wurde Mailand, dessen Herzog Ludwig Sforza neuerdings dem Reiche wieder gehuldigt hatte, durch Ludwig XII. von Frankreich erobert, dessen

Einfluß sich demnächst auch in Deutschland dadurch kundgab, daß bei Gelegenheit eines Erbfolgekrieges in Baiern einer der betheiligten Wittelsbacher den Beistand des französischen Königs gegen einen kaiserlichen Schiedsspruch anrief. Maximilian fand nicht die Mittel zur Abwehr der französischen Eingriffe. Obgleich durch seine zweite Ehe mit Sforza verschwägert, ließ er denselben im Stich und verstand er sich schließlich sogar dazu, Mailand gegen eine geringe Geldsumme und trügerische Versprechungen an Frankreich abzutreten.

Die nächsten Jahre waren ausgefüllt mit erneuten Versuchen zur Verbesserung der Reichsverfassung und mit noch hoffnungsloseren Entwürfen zu Nutz und Frommen des habsburg'schen Hauses. Das „Reichsregiment" kam mehrmals wieder zur Sprache, das Kammergericht, dessen Ordnung, dessen ewige Besoldungsnoth, dessen wechselnder Sitz, der 1503 unter Widerspruch der Kurfürsten nach Regensburg verlegt wurde, beschäftigten fort und fort den Reichstag und den Kaiser, der endlich, da ein befriedigender Abschluß niemals erreicht werden konnte, in dem Wiener Hofrath die Anfänge eines zweiten obersten Reichsgerichtes unter unmittelbarer Abhängigkeit von der Krone schuf. — Gegen den Willen des Kaisers bildete sich ein neuer Kurverein, welcher eine Art Mitregierung des Reichs im Auge hatte, aber nicht über unfruchtbaren Hader hinauskam. Eine Anforderung des Kaisers dahin, daß eine achte Kurwürde für seinen Sohn Philipp errichtet werde, drang nicht durch und sein sonderbarer Einfall, sich nach dem Tode des jetzigen Papstes zu dessen Nachfolger wählen zu lassen, mußte wohl schon deshalb aufgegeben werden, weil er selbst die zur Bestechung der Cardinäle erforderliche Summe auf 300,000 Dukaten anschlug.

Neue Beleidigungen von Seiten Ludwig's XII. brachten Maximilian 1507 dahin, ein Reichsaufgebot gegen Frankreich endlich mit Nachdruck beim Reichstage zu betreiben. Man könnte sich, sagte er, den Uebermuth Frankreichs allenfalls

gefallen lassen, wenn die Franzosen die Stärkeren wären; da es sich aber umgekehrt verhält, so kommt zu dem Schaden, den wir erleiden, auch noch die äußerste Schande. Solche Worte indessen, so scharf sie trafen, brachten nur geringe Wirkung auf die Reichsstände hervor, die theilweise von Ludwig XII. geradezu bestochen waren und kaum dahin gebracht werden konnten, dem Kaiser 12,000 Mann zu bewilligen. Als sich Maximilian mit sehr geringen Streitkräften auf Mailand in Bewegung setzte, versperrten ihm die Venetianer den Weg, während die Schweizer Ludwig XII. einen starken Zuzug geworbener Söldner lieferten. Nachdem der Versuch des Kaisers, auf einem in Ulm abgehaltenen Reichstage weitere Hülfe zu erlangen, fehlgeschlagen, sah Maximilian sich genöthigt, auf sein Unternehmen zu verzichten, noch ehe es eigentlich begonnen war. Venedig jedoch sollte das Mißlingen desselben entgelten.

Wenige Monate nach der Vereitlung seines Angriffs auf Ludwig XII. trat Maximilian mit demselben durch einen 1508 in Cambray abgeschlossenen Vertrag in eine Bundesgenossenschaft gegen Venedig, welcher auch Papst Julius II. und König Ferdinand von Spanien sich anschlossen und die nicht weniger bezweckte, als die politische Vernichtung der stolzen Freistadt in den Sümpfen des adriatischen Meeres, welche jetzt auf dem Gipfelpunkte ihrer Macht stand und dieselbe allerdings nicht selten übermüthig mißbrauchte. Drei Jahre lang wurde der Krieg zwischen der „Ligue zu Cambray" und Venedig mit der äußersten gegenseitigen Grausamkeit geführt, bevor die verbündeten Monarchen die Oberhand über die nur von der Schweiz aus unterstützte Lagunenstadt gewannen. Im Winter 1512 demüthigte sich Venedig vor dem Kaiser Maximilian, leistete ihm Genugthuung durch Abtretung einiger Gränzbezirke, sowie durch Zahlung von Kriegskosten und erlangte dagegen nicht bloß den Rücktritt des Kaisers von dem französischen Bündnisse, sondern auch das Versprechen seines

Beistandes gegen Frankreich. Indessen nur von den Niederlanden aus konnte Maximilian gegen die Franzosen ernstlich vorgehen und ihnen in Verbindung mit englischer Hülfsmannschaft bei Teroanne in einer zweiten „Sporenschlacht" eine schmachvolle Niederlage beibringen. Die Bekämpfung Frankreichs auf italienischem Boden blieb den Venetianern und den Schweizern überlassen, welche Mailand einnahmen und den Sohn des in französischer Gefangenschaft gestorbenen Ludwig Sforza, Max, auf den Herzogsstuhl seines Hauses zurückführten. Bald indessen traten neue Veränderungen in der Stellung der an den italienischen Händeln betheiligten Staaten ein; der Papst, die weltlichen Fürsten und die schweizerischen Cantone überboten einander an Treulosigkeit, Eidbruch, Verrätherei, um die Vortheile des Augenblicks zu erhaschen. Während der Nachfolger Ludwig's XII. auf dem französischen Throne, Franz I., 1515 in Italien einbrach, bei Marignano über die Schweizer die erste Feldschlacht gewann, welche sie jemals verloren und sich Mailands von Neuem bemächtigte, schickte auch Kaiser Maximilian ein ansehnliches Heer auf den italienischen Kriegsschauplatz, das jedoch, obgleich unter der Führung eines berühmten Feldhauptmanns, Georg's von Frundsberg, wenig Rühmliches ausrichtete. Als im folgenden Jahre Maximilian selbst mit 20,000 Mann in die Lombardei einrückte, zwang ihn der Geldmangel nach kurzer Zeit zum schmählichen Rückzuge. — Erst 1518 kam es, zumeist in Folge allseitiger Ermattung, zu einem Frieden, welcher Frankreich im Besitze Mailands ließ und den Kaiser nöthigte, das den Venetianern abgenommene Verona wieder herauszugeben.

Während der italienische Krieg noch im vollen Gange war, 1512, berief Maximilian einen Reichstag nach Köln zur Fortsetzung der deutschen Verfassungsarbeit. Die erste und durch alte und neue Erfahrungen hinlänglich gerechtfertigte Forderung des Kaisers ging auf Errichtung einer ständigen Reichskriegsverfassung, wurde jedoch einmüthig und schon an

der Schwelle zurückgewiesen; zu so kostspieligen Anstalten, hieß es, habe man kein Geld. Dagegen zeigte sich der Reichstag willig, zur Einführung einer Reichsexecutionsordnung die Hand zu bieten und zu diesem Behufe wurde eine neue Eintheilung des Reichsgebiets in Landfriedenskreise beschlossen und eingeleitet, deren Vorstände die Vollmacht und die Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung nach festgestellten Grundsätzen und Vorschriften übernehmen sollten. Schon unter Friedrich III. wurde der erste Versuch dieser Art durch Errichtung von sechs Reichskreisen gemacht, in denen die kurfürstlichen Gebiete nicht einbegriffen waren. Die jetzige Eintheilung stellte zehn Kreise auf, welche ganz Deutschland umfaßten, mit Ausnahme jedoch von Böhmen und seinen Nebenländern, Mähren, Schlesien u. s. w., das unter dem Könige Wladislaus dem Reiche überhaupt mehr entfremdet worden als je, und weder die Reichstage beschickte, noch von seiner Kurstimme Gebrauch machte.

Der größte der Reichskreise war der österreichische, der in einer Ausdehnung von mehr als zweitausend Quadratmeilen die sämmtlichen habsburgischen Erblande von der Leitha bis an den Rhein, also fast die ganze Südgränze Deutschlands in sich begriff. Dem österreichischen an Ausdehnung zunächst kam der obersächsische Kreis, welchem die Kurfürstenthümer Sachsen und Brandenburg, ferner Pommern, Anhalt, Schwarzburg, Mansfeld, Reuß u. s. w. angehörten. Den niedersächsischen Kreis bildeten Braunschweig, Sachsen-Lauenburg, Holstein, Mecklenburg, die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim und Lübeck, die freien Städte Hamburg, Bremen, Lübeck, Goslar, Nordhausen und Mühlhausen. Der westphälische Kreis bestand aus den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, den Bisthümern Münster, Paderborn, Osnabrück, Minden, Verden, Utrecht, Lüttich, einer Anzahl kleinerer geistlicher Fürstenthümer, einem Theile von Friesland und den freien Städten Dort-

mund, Köln, Aachen und Cambray. Der burgundische Kreis enthielt lediglich die habsburgischen Niederlande einschließlich der Freigrafschaft, die in der Reichsmatrikel gleich zwei und für die Türkenkriege sogar gleich drei Kurfürstenthümern veranlagt wurden. Den niederrheinischen Kreis bildeten die Rheinpfalz, die drei geistlichen Kurfürstenthümer und einige unbedeutende Herrschaften. Zu dem oberrheinischen Kreise gehörten die Herzogthümer Savoyen und Lothringen und die Landgrafschaft Hessen, die Bisthümer Metz, Toul, Verdun, Straßburg, Worms, Speyer, Basel, die gleichnamigen freien Städte und neben denselben Frankfurt, Wetzlar, Besançon und eine Menge von kleinen Fürstenthümern, Grafschaften, Abteien. Noch größer war die Zahl der weltlichen und geistlichen Stände im schwäbischen Kreise, unter denen das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden und die Reichsstädte Augsburg und Ulm die bedeutendsten. Der baierische Kreis bestand aus herzoglichen Landen des Hauses Wittelsbach, dem Erzbisthum Salzburg, den Bisthümern Freisingen, Regensburg, Passau und einigen Grafschaften. Zum fränkischen Kreise endlich, dem kleinsten von allen, welcher nicht den vierten Theil der Ausdehnung des österreichischen hatte, zählten außer den beiden hohenzollern'schen Fürstenthümern Anspach und Baireuth, drei Bisthümer, Würzburg, Bamberg, Eichstädt, mehrere Reichsgrafschaften und fünf freie Städte, mit Nürnberg an der Spitze.

Für jeden der Kreise wurde einer der demselben angehörigen Fürsten als „Hauptmann" bestellt, der mit einigen ihm aus den übrigen Ständen beigeordneten „Räthen" über dem Landfrieden und der öffentlichen Ordnung überhaupt zu wachen hatte. Wie wenig jedoch diese Einrichtung in der Wirklichkeit bedeutete, wie kraftlos die Reichs- und Kreispolizei auch den kleinen und selbst kleinsten Machthabern gegenüber unter Umständen war und blieb, erhellt daraus, daß ein einfacher Reichsfreiherr, wie Franz von Sickingen, Jahrzehnte

lang eine bedeutende kriegerische Rolle auf eigne Hand behaupten konnte, indem er zum Beispiel Lothringen, Hessen, Würtemberg mit blutigen Fehden überzog, bevor ihm durch die endlich über ihn ausgesprochene Acht ein Haar gekrümmt wurde. Ja sogar ein gewöhnlicher Raubritter vom alten Schlage, wie Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, durfte bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein gewerbsmäßig Wegelagerei treiben. Erst in einer viel späteren Zeit gelangten die sogenannten „vorderen", d. h. Frankreich zunächst liegenden Reichskreise, insbesondere der schwäbische, unter dem Drucke der auswärtigen Gefahr zu einer Art gemeinschaftlicher Wehrverfassung, vermöge deren die Unzahl ihrer kleinen und kleinsten Stände wenigstens zu einigen, wenn auch noch so schwachen kriegerischen Leistungen befähigt und verpflichtet wurden und welche zugleich die Uebung einer gewissen gemeinschaftlichen Staats- und Landespolizei auch gegen verhältnißmäßig mächtige Uebertreter ermöglichte. In denjenigen Kreisen, in welchen große Machthaber überwogen, konnten ähnliche Anstalten niemals lebendig werden.

Erfolgreicher als die Angelegenheiten des Reichs betrieb Maximilian, wiewohl ihm auch mancher dynastische Entwurf fehlschlug, die Sache des Hauses Habsburg. Die Ehe seines Sohnes, Philipp's des Schönen, mit Johanna, der Erbtochter von Castilien und Aragonien, brachte seinen Enkel Karl 1516 auf den Thron des nunmehr vereinigten Spanien. Der jüngere Enkel des Kaisers, Ferdinand, verheirathete sich 1515 mit der Tochter Wladislaw's, des Königs von Ungarn und Böhmen, Anna, und erlangte in Folge davon, nach dem frühzeitigen Tode des einzigen Bruders seiner Gemahlin, die ungarisch-böhmische Krone. Die demnächstige Ergänzung der niederländischen Besitzungen Habsburgs durch Westfriesland wurde von Maximilian wenigstens vorbereitet durch die Errichtung einer kaiserlichen Erbstatthalterei in dieser Provinz. — Ostfriesland dagegen behauptete sich in seiner alten Son-

derstellung und Unabhängigkeit, wiewohl seine ursprünglich aristokratische Verfassung sich allmälig der monarchischen Form näherte. Der angesehenste der ostfriesischen Häuptlinge im fünfzehnten Jahrhundert, Edzard Cirksena, machte die Vormacht erblich in seinem Hause, das im Jahre 1464 in den Reichsgrafen-, später in den Fürstenstand erhoben wurde und Ostfriesland bis zu seinem Aussterben im Jahre 1744 regierte.

Länger erhielt sich die freistaatliche Verfassung unverändert bei den Ditmarsen. Der König Christian I. von Dänemark, welchem Kaiser Friedrich III. 1474 das Land zu Lehen gegeben, wagte nicht, von den ihm damit übertragenen Rechten Gebrauch zu machen. Erst sein Sohn Johann entschloß sich 1500 zu einem Versuche, die Ditmarsen unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Mit einem Heere von 30,000 Mann, zum Theil deutsche Soldtruppen, wie namentlich die „schwarze Garde" unter Führung des Junkers Slenz von Köln, welche einen sehr gefürchteten Namen hatte, brach der dänische König in Ditmarsen ein. Unmenschliche Schandthaten seiner Soldaten schlugen die Bevölkerung mit Entsetzen, so daß sie im ersten Augenblick besinnungslos auseinanderstob. Eine Schaar von etlichen hundert Mann jedoch sammelte sich unter Wolf Isenbrand zur Gegenwehr. Auf einem Damm zwischen zwei überschwemmten Marschen, über welchen der Weg des Feindes führte, nahmen die Ditmarsen Stellung, durch das Feuer einer alten Kanone brachten sie Verwirrung in die dänischen Reihen, und als dieselben zu wanken begannen, brachen sie aus ihrer Verschanzung hervor und begannen ein furchtbares Werk der Rache. Bei 20,000 Mann des dänischen Heeres fanden den Tod durch Schwert und Streitkolben, im Wasser, in dem gräßlichen Gedränge der Flucht, und die Freiheit der Ditmarsen war auf zwei weitere Menschenalter gerettet.

In Süddeutschland regte sich unter dem Landvolke während der ganzen Regierungszeit Maximilian's der Geist des

Aufstandes gegen das Joch, unter welches die großen und kleinen Grundherren den einst freien Bauernstand gebeugt hatten. Unter dem Namen des Bundschuh, der schon ein halbes Jahrhundert früher die Losung zu einem Bauernaufstande in den Rheinlanden gewesen, bildete sich 1493 im Elsaß eine öffentliche Verschwörung der bäuerlichen Bevölkerung, die nur unter vielem Blutvergießen gebändigt werden konnte, nach einer Reihe von Jahren jedoch im Gebiete von Speyer, im Breisgau, in Schwaben sich erneuerte. Der schwäbische Bauernaufstand, 1514 veranlaßt durch Fälschung von Maß und Gewicht, deren sich Herzog Ulrich von Würtemberg als eines Finanzmittels bediente, welcher das Landvolk ohnehin durch Jagdunfug und Frohndienste zur Verzweiflung brachte, nahm eine sehr bedenkliche Wendung, bis die würtembergischen Landstände für die Sache der öffentlichen Ordnung Parthei nahmen; der zwischen ihnen und dem Herzoge Ulrich geschlossene Tübinger Vertrag regelte mancherlei streitige Landesverhältnisse, gab dem Herzoge die Mittel, seine ungeheuern Schulden zu zahlen und lieferte die Rädelsführer der Bauern — des armen Konrad, wie sie sich nannten — an den Galgen.

Die Regierung des Kaisers Maximilian fiel in einen Wendepunkt der deutschen nicht nur, sondern auch der allgemeinen Geschichte, wo eine Veränderung der Zeiten sich durch eine Menge bedeutsamer Kennzeichen und Vorboten ankündigte. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst, welcher das große Ereigniß des Mittelalters gewesen, hatte in gegenseitiger Erschöpfung geendigt, und das Kaiserthum sowohl als das Papstthum war ein anderes geworden, als es vormals gewesen. Mit größerer Machtvollkommenheit als je stand der Papst an der Spitze der Kirche, nachdem er aus dem hartnäckigen Kampfe

gegen die Concilien als Sieger hervorgegangen; je erfolgreicher man aber in Rom daran arbeitete, das verfassungsmäßige Repräsentativsystem, welchem die Kirche einen unberechenbar großen Theil ihres jugendlichen Wachsthums und ihrer spätern Vollkraft verdankte, durch die päpstliche Alleinherrschaft zu verdrängen, desto augenscheinlicher wurden die Grundlagen der hierarchischen Macht überhaupt abgeschwächt. In dem nämlichen Sinne wirkte die mit der Ausbildung der päpstlichen Landeshoheit Schritt haltende Verweltlichung des Papstthums. Der Heiligenschein der Statthalterschaft Gottes auf Erden konnte unmöglich an dem Haupte eines Fürsten haften, der alle Tage in den Fall kam, streitige Staats- oder Geldinteressen mit den gewöhnlichen, oft sehr anstößigen, zuweilen sogar offenbar ruchlosen Mitteln der damaligen Politik zu verfechten, und zwar fast immer im Namen einer handgreiflichen Selbstsucht. Dazu kam, daß der Stuhl Petri in der zweiten Hälfte des fünfzehnten und im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts durch eine Reihe von Männern ausgefüllt wurde, deren Persönlichkeit außer allem Verhältniß stand zu den Ehren und Würden ihres Amtes, denen zum Theil sogar, wie zum Beispiel einem Alexander VI., durch den öffentlichen Haß und die allgemeine Verachtung nicht das mindeste Unrecht geschah. Mochte also die kirchliche Maschinerie immerhin der alleinigen Leitung des Papstthums anheimfallen und zugleich dessen Stimme in weltlichen Angelegenheiten durch Befestigung und Vergrößerung des Kirchenstaats innerhalb des engen Bereichs der italienischen Politik verstärkt werden — die päpstliche Herrschaft über die Geister und Herzen der christlichen Völker und Regierungen war in sichtlichem Schwinden. Der Anspruch des Papstes auf die oberste Weltmacht, einst der Gegenstand des lebendigen Glaubens selbst großer Geister, wurde zu einem leeren Schall, der kaum noch in einer Mönchszelle Gehör fand, und die päpstliche Oberhoheit über das Kaiserthum insbesondere, obgleich noch

zur Zeit Friedrich's III. scharf genug betont, hatte schon unter dessen Nachfolger nur noch den Werth einer völlig veralteten und sinnlos gewordenen Kanzleiformel. — Das Kaiserthum seinerseits hatte dagegen seinen ehemaligen Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles gänzlich fallen lassen und den alten Glauben an sich selbst und an seinen Beruf zur Weltherrschaft stillschweigend aufgegeben. Wenn der deutsche König vermöge seines kaiserlichen Titels immer noch einen gewissen Vorrang vor den übrigen christlichen Königen behauptete und wenn ihm dieser Vorrang nach Zeit und Umständen sogar meistens noch freiwillig zugestanden wurde, so handelte es sich doch nur noch um ein Ehrenrecht, um den Platz des Ersten unter Gleichen.

Auch im Verhältniß zu den deutschen Reichsfürsten hatte sich die Stellung des Kaisers so weit abgeschwächt, daß die Lehnsherrlichkeit desselben kaum anders, als dem Namen nach fortbestand. Der Sache nach war die reichsfürstliche Landeshoheit in das öffentliche Recht Deutschlands so weit übergegangen, daß alle ihre Befugnisse in unbestrittener und unbeschränkter Uebung standen, und daß von einer Verwirkung derselben, selbst in Fällen des schwersten Verraths an Kaiser und Reich, nur ausnahmsweise die Rede sein durfte. Der Landfriede zumal galt nur für solche Stände, welche ohnehin nicht mehr im Stande waren, selbstständig Krieg zu führen und den Sprüchen des Reichskammergerichts fügte sich Niemand, der die Macht hatte, denselben zu trotzen.

Für die Kriegführung näherte sich die Zeit des Lehendienstes augenscheinlich ihrem Ende. Die Verallgemeinerung des Gebrauchs der Feuerwaffen, die dadurch nothwendig gewordene höhere Ausbildung der Kriegskunst, die gesteigerten Bedürfnisse und Leistungen des wirthschaftlichen Lebens, die Milderung der Sitten, die Verweichlichung der Gewohnheiten u. s. w. führten mit Nothwendigkeit dahin, die bisherige Wehrverfassung in allmäligen Uebergängen durch die Einfüh-

rung eines selbstständigen Waffenhandwerks zu ersetzen, welches nicht nur bessere, sondern schließlich auch wohlfeilere Kriegführung versprach, als das Aufgebot friedlicher und betriebsamer Bürger und unbehülflicher Bauern. Nach dem Vorgange Italiens und Frankreichs kam die Zeit der geworbenen Soldtruppen auch für Deutschland heran. Dem Kriegsruhm, welchen die Schweizer in ihren Freiheitsschlachten gewannen, verdankten sie einem lebhaften und einträglichen Wettbewerb fremder Staaten um ihre Dienste. Durch massenhafte Bestechung der Cantonsbehörden und durch hohen Sold gewann namentlich Ludwig XII. von Frankreich ganze schweizerische Heere, besonders für seine italienischen Kriege, und nach seinem Beispiele, wiewohl mit weniger Geld und geringerem Erfolge, warb auch Kaiser Maximilian in der Schweiz. Nicht lange indessen, und die rauflustige deutsche Jugend lernte gleichfalls, unter dem Namen der Landsknechte, ihr Blut für jede beliebige Sache verkaufen, im einheimischen nicht nur, sondern auch im auswärtigen und namentlich im französischen Dienste, und ohne große Bedenken, ob der zu bekämpfende Gegner ihres Brodherrn nicht vielleicht das eigne Vaterland sei. — In diesem Solddienste kam fast ausschließlich Fußvolk zur Verwendung, dessen neuerdings oft bewährte Ueberlegenheit über die schwere Reiterei des Mittelalters durch die Einführung der Handfeuerwaffen sich fortwährend steigerte und dessen wachsendes Uebergewicht nicht wenig dazu beitrug, mit der militärischen auch die politische Bedeutung des Ritterthums vollends zu untergraben, wodurch dann auf der einen Seite die Ausgleichung der schroffen Standesgegensätze, auf der andern aber auch die Steigerung der fürstlichen Macht gefördert wurde.

In dem nämlichen doppelten Sinne wirkte das unaufhaltsame Umsichgreifen des römischen Rechtes, welches weder Standesunterschiede kannte, noch irgendwelche Schranken der fürstlichen Gewalt. Das Corpus juris leistete gleichzeitig dem

Absolutismus und der bürgerlichen Rechtsgleichheit den wirksamsten Vorschub und der Gebrauch desselben, wenn er das deutsche Volk seinem eigenen Rechtsleben entfremdete, wurde doch auch zu einer überaus wichtigen und fruchtbaren Schule des wissenschaftlichen deutschen Geistes.

Ein Gewinn ohne Gegenrechnung und Abzug erwuchs dem öffentlichen Wesen aus der unermeßlichen Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, welche das fünfzehnte Jahrhundert mit sich brachte, und aus dem Eifer, mit welchem die neu entdeckten Gebiete des Lernens und des Wissens bearbeitet wurden. Aus Italien kam den Deutschen wie den übrigen abendländischen Völkern die Kunde von den schriftstellerischen Ueberbleibseln des römischen und griechischen Alterthums, und die Kenntniß derselben eröffnete ihnen den Blick in eine neue Welt: in ein Staatsleben, das sich in ganz anderen Geleisen bewegte, als diejenigen, welche man aus eigner Erfahrung kannte, in eine Lebensanschauung, welche nichts gemein hatte mit derjenigen, die den heutigen Geist gefangen hielt, in eine freie Forschung, der kein Glaubenssatz Schranken setzte oder gar das Ergebniß vorschrieb, in eine bisher unbekannte Sprache von strengstem Bau und größtem Reichthum zugleich, in dichterische und rednerische Werke von unvergleichlicher Pracht, in das Verständniß einer Kunst, die sich freier bewegte und schönere Aufgaben stellte, als diejenige, welche ihren ausschließlichen Beruf darin fand, den Zwecken der Kirche zu dienen.

Das Zeitalter, über welches diese Offenbarung hereinbrach, war für die Empfängniß derselben hinlänglich vorbereitet, namentlich durch die, wenn auch langsamen, Fortschritte, welche die Schulbildung seit einigen Menschenaltern gemacht und durch die Anregungen seiner geistigen Triebkraft, welche es den kirchlichen und staatlichen Kämpfen des fünfzehnten Jahrhunderts verdankte. Der Samen einer reichern und höhern Cultur als die der Gegenwart war, fiel also auf einen dankbaren Boden und brachte auf demselben zunächst

die eigenartige Frucht des „Humanismus“ zur Reife — die Pflege einer möglichst vielseitigen menschlichen Bildung, welche über die herrschende kirchliche Wissenschaft und die derselben knechtisch dienstbare scholastische Philosophie, die so ziemlich das ganze bisherige Geistesleben ausfüllten, nach allen Richtungen hinausging, einer Bildung, deren wichtigstes Hülfsmittel einstweilen das Schriftenthum der alten Welt wurde, die aber in der Schule desselben bald lernte, der Lebenserfahrung, der Naturbetrachtung, der Beobachtung des Weltlaufs eine ungeahnte Selbstbereicherung abzugewinnen. So entstand neben der kirchlichen eine weltliche Wissenschaft, neben dem geistlichen ein bürgerlicher Gelehrtenstand und mit der Ausschließlichkeit des Besitzes der höhern Kenntnisse verlor das Priesterthum denjenigen Theil seines Ansehens und seines Einflusses, den es Jahrhunderte lang als fast alleiniger Inhaber alles höhern Wissens besessen.

Die Einwirkung, welche diese Neuerungen auf die Entwickelung des Volksgeistes ausübten, vervielfachte sich in's Unendliche durch die gleichzeitige Erfindung der Buchdruckerei, welche die werthvollsten Mittel der Belehrung, welche ehemals kaum Hunderten erreichbar gewesen waren, jetzt Hunderttausenden zugänglich machte — eine bloß mechanische Entdeckung und doch eine weltbefreiende That und eins der größten geschichtlichen Verdienste Deutschlands. In der Reihe der Wohlthäter des Menschengeschlechts ist dem Mainzer Johann Gutenberg, aus dessen Presse um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das erste gedruckte Buch hervorging, ein Ehrenplatz für alle Zeiten gewiß. — Der deutschen Erfindung der Presse folgte übrigens nur allzubald die römische Erfindung der Censur durch das Papstthum, das seinen gefährlichsten Feind frühzeitig erkannt.

Die lebhafte Bewegung des öffentlichen Geistes vermochte übrigens nicht, auch der deutschen Dichtung einen frischen Schwung zu geben, die vielmehr fortfuhr, sich, wie seit Jahrhunderten, mit lahmen Flügeln in niedrigen Bereichen zu bewegen, wiewohl sie selbst für ihre bescheidensten Kunstleistungen ein überaus dankbares Publikum fand. Zu den namhaftern Dichtern der Zeit gehörte auch Kaiser Maximilian, welcher im Theuerdank eine in allegorisches Gewand gehüllte Schilderung seiner ritterlichen Abentheuer theils selbst abfaßte, theils durch fremde Hand ergänzen und vollenden ließ, der es aber ungeachtet seines glücklichen und reichen Stoffs mit allen eignen und geliehenen Mitteln nur zu einer nüchternen Reimerei brachte, die lediglich durch den Namen des kaiserlichen Urhebers die Aufmerksamkeit beanspruchen konnte, welche derselben allerdings in weiten Kreisen zu Theil wurde.

Glücklicher als die der Dichtung war die Entwicklung der bildenden Kunst. Zwar die Baukunst schien sich in den kirchlichen Meisterwerken erschöpft zu haben, die in frühern Jahrhunderten ihr Stolz und ihr Ruhm gewesen, sie wandte sich aber jetzt mit nicht geringerm Erfolge andern Aufgaben zu, welche ihr durch die Bedürfnisse und Forderungen einer weniger glaubenseifrigen Zeit gestellt wurden. Der Reichthum, der Gemeingeist, die Prachtliebe der städtischen Bürgerschaften gaben der Baukunst neue Stoffe und vielseitigere Uebung. Bei öffentlichen Bauwerken, wie Rathhäuser, Zeughäuser, Kaufhäuser, Thore, Festungsthürme, handelte es sich nicht mehr ausschließlich um die Erreichung des nützlichen Zweckes, sondern zugleich um Befriedigung des bürgerlichen Selbstgefühls und um Pflege des lebendig gewordenen Sinnes für die Schönheit der Form. Das Nämliche galt aber auch von den Leistungen der vorzugsweise sogenannten bürgerlichen Baukunst, derjenigen, welche dem bloßen Familienbedürfnisse der städtischen Einwohnerschaft diente. Die Patricier und Handelsherren in Augsburg, Nürnberg und vielen andern der großen Handelsstädte im Binnenlande und an der Seeküste wohnten in Palästen, um welche sie, nach zeitgenössischem Zeugnisse, der König von Schottland beneidet haben würde.

Zu einer nicht minder schönen Blüthe gelangten die übrigen Künste, welche den Schmuck des öffentlichen und häuslichen Lebens bilden, die Bildhauerei, die Erzgießerei, die Malerei, die Holzschneiderei; selbst Schmiede, Schlosser, Schreiner hörten auf, bloße Handwerker zu sein. Die weitaus bevorzugte Heimat und Pflegestätte der Kunst war Nürnberg, dem sich Augsburg, Ulm und andere nord- wie süddeutsche Reichs- und Landstädte in zweiter Linie würdig anreiheten, die auch heute noch stolz sein dürfen auf kostbare Ueberbleibsel der von frühern Geschlechtern in ihrem Schooße geschaffenen künstlerischen Reichthümer.

VI.

Die Reformationszeit.

Im Januar 1519 starb Kaiser Maximilian und im Juni versammelten sich die Kurfürsten in Frankfurt am Main zur Neuwahl. Als Bewerber um die deutsche Krone standen im Vordergrunde zwei fremde Könige, Franz von Frankreich und Karl von Spanien, der Enkel Maximilian's, für welchen der verstorbene Kaiser noch kurz vor seinem Tode, wiewohl vergeblich, um die Stimmen der Kurfürsten geworben. Der französische König hatte zur Rechtfertigung und Unterstützung seiner Bewerbung, die hauptsächlich aus der Besorgniß vor der zusehends wachsenden Uebermacht des Hauses Habsburg hervorgegangen war, nur die Beredtsamkeit und die Beweiskraft seines Geldes, das er in Wagenladungen nach Deutschland schickte und das ihm zunächst den gewichtigen Beistand des Kurfürsten von Trier gewann, während für König Karl wenigstens seine deutsche Abstammung und seine Eigenschaft eines Reichsfürsten sprach. Die Mehrheit der Wahlversammlung jedoch war gewissenhaft genug, wo möglich einen König zu wollen, der Deutschland allein angehörte, und vereinigte ihre Stimmen auf Friedrich den Weisen, Kurfürsten von Sachsen. Als dieser aber die Wahl ablehnte und mit Hinweisung auf die Nothwendigkeit eines starken Königthums, das mächtige Haupt des habsburgischen Hauses empfahl, da wurde ohne

weitere Schwierigkeit der König von Spanien zum deutschen Kaiser gewählt.

Kaum dem Knabenalter entwachsen, war Karl 1516 nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters, Ferdinand von Aragonien, aus den Niederlanden, wo er erzogen worden, auf den Thron des jetzt vereinigten Spanien berufen*), dem als Nebenländer Neapel, Sicilien und die Hälfte des unlängst entdeckten Amerika angehörten. Der Tod seines väterlichen Großvaters Maximilian brachte ihm die sämmtlichen Besitzungen des Hauses Habsburg zu und nachdem ihm auch die deutsche Kaiserkrone zu Theil geworden, stand er an der Spitze einer Macht, wie sie seit Karl dem Großen in Europa niemals dagewesen.

Nicht ohne guten Grund hatte also Frankreich alle An-

*) Von strengen Rechtes wegen indessen gebührte ihm einstweilen nur die Regentschaft für seine noch lebende Mutter Johanna, welche auf Betrieb Ferdinand's und mit Zustimmung ihres Gemahles, Philipp's des Schönen, bald nach dem Tode Isabella's von Castilien, von welcher sie den Thron dieses Königreichs geerbt, für irrsinnig erklärt worden war, während Philipp seinerseits mit Zustimmung Ferdinand's die vormundschaftliche Regierung für dieselbe übernommen hatte. Als Philipp kurz darauf eines plötzlichen und verdächtigen Todes starb, kam die Regentschaft in Castilien an Ferdinand von Aragonien, dem auf diese Weise die Regierung der beiden spanischen Königreiche bis zur Volljährigkeit seines Enkels Karl zufiel. Archivalische Entdeckungen der neuesten Zeit rechtfertigen den lebhaften Verdacht, daß dieser Erfolg die Wirkung eines doppelten Verbrechens gewesen, das Ferdinand in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohn an seiner eignen Tochter, dann an diesem, seinem Mitschuldigen, verübt und an welchem sich hinterdrein auch Karl an der eignen Mutter betheiligte. Gewiß ist, daß Johanna lange Jahre hindurch und bis zu ihrem Tode zuerst von ihrem Vater, dann von ihrem Sohne in einer Gefangenschaft gehalten wurde, für deren Strenge oder vielmehr Grausamkeit ihre angebliche Geisteskrankheit nicht die mindeste Entschuldigung bot. Der ursprüngliche Zweck oder Vorwand des Verbrechens — die Thatsache vorausgesetzt — war offenbar die Aufrechterhaltung beziehungsweise Wiederherstellung des nach dem Tode Isabella's allerdings gefährdeten und durch die Regentschaft Philipp's des Schönen sogar aufgehobenen Staatsverbandes zwischen Castilien und Aragonien.

strengungen gemacht, die Vereinigung der deutschen mit so vielen andern Kronen auf einem einzigen Haupte zu hintertreiben, und nicht minder guten Grund gab es für die deutschen Kurfürsten, die Folgen ihrer eigenen Wahl zu fürchten. War es Jahrhunderte lang der oberste Grundsatz der deutschen Wahlpolitik gewesen, den Thron nicht in den Besitz eines Machthabers gelangen zu lassen, welcher der fürstlichen Landesherrlichkeit gefährlich werden konnte, so hatte man die Zügel des Reichs dies Mal in die stärkste Hand der Christenheit gelegt, und zwar nicht in eine deutsche, sondern in eine fremde Hand; denn daß in Karl V. der spanische König den deutschen Kaiser weit überwiegen werde, mußte jedem offnen Auge von vorn herein einleuchten. — Das Reich, ehemals seiner selbst so sicher, schien an sich irre geworden, die eifersüchtige Sorge seiner Glieder um ihre Selbstständigkeit einem lebhaften Gefühle der gemeinschaftlichen Schutzbedürftigkeit gewichen zu sein, ein Wechsel der Gesinnungen, zu welchem allerdings durch die Erfahrungen, welche Deutschland neuerdings in Italien, in der Schweiz, den Franzosen und den Türken gegenüber gemacht, mancherlei Anlaß gegeben war. Was aber bei der Wahl Karl's V. den Ausschlag gab, das waren ohne Zweifel die 850,000 Goldgulden, welche der spanische Bewerber auf dieselbe verwenden konnte und mit denen er seinen französischen Nebenbuhler vermuthlich weit überbot. Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, hatte Ehrgefühl genug, um seinen Antheil an den Bestechungsgeldern zurückzuweisen, ließ sich jedoch die Hälfte der gehabten Unkosten mit 32,000 Gulden ersetzen.

Eine von den Bevollmächtigten des Kaisers in dessen Namen beschworene „Wahlkapitulation", strenger gefaßt, als die gewöhnlichen Verträge dieser Art und den besonderen Umständen der Lage sorgfältig angepaßt, sollte Sicherheit geben gegen Verletzung der Reichsverfassung und derjenigen reichsständischen Rechte und Interessen, welche die Kurfürsten eines

besonderen Schutzes für bedürftig und würdig hielten. Karl V. mußte sich verpflichten, ohne Zustimmung des Reichstages oder der Kurfürsten kein fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu bringen, keine Verträge in Reichsangelegenheiten einzugehen, keine Reichstage und keine Steuern auszuschreiben, keine neuen Zölle zu errichten, ferner die Reichs- und Hofämter nur mit Deutschen zu besetzen, keinen Reichstag außerhalb der deutschen Gränzen zu halten*), in Reichsgeschäften nur die deutsche oder die lateinische Sprache zu gebrauchen, die vom Reiche mit dem Papste abgeschlossenen Concordate aufrecht zu erhalten. Zum Nachtheil anderer Stände wurde überdies ausbedungen, daß der Kaiser die Bündnisse des Adels und der Unterthanen abthue und die großen Kaufmannsgesellschaften aufhebe, „die mit ihrem Gelde regieren, und thun wie sie wollen" — eine Bestimmung, die ohne Zweifel vorzugsweise dem monopolistischen und Zunftgeiste galt, der sich im Handel wie in den Handwerken überall geltend machte, wo er Spielraum fand.

Die große Angelegenheit, welche Deutschland schon mehrmals bewegt hatte, die Kirchenreform, stand zur Zeit des Regierungsantritts Karl's V. von Neuem auf der Tagesordnung. Seitdem der redliche Wille des Baseler Concils, den schreiendsten kirchlichen Mißbräuchen abzuhelfen, an dem vereinigten Widerstande des Papstes und Kaiser Friedrich's III. gescheitert, war die Reformsache als Aufgabe der Reichsgewalt beinahe verschollen, so nahe auch die Pflichten und Interessen der landesfürstlichen und reichsstädtischen Obrigkeiten durch dieselbe berührt wurden; in dem Gewissen vieler Gläubigen aber blieb sie immer lebendig und sammelte sie in der Stille frische

*) Wie unter Sigmund geschehen, der einen Reichstag nach Preßburg berufen; wahrscheinlich der einzige Fall dieser Art, der überhaupt vorgekommen, denn die roncalischen Felder und die andern Orte in Italien, wo einst Reichstage abgehalten zu werden pflegten, gehörten bekanntlich zum damaligen Reichsgebiet.

Kräfte. Hussitische Einflüsse, denen der Eingang in Deutschland früher durch die nationale Feindseligkeit gegen das Tschechenthum erschwert worden war, durchbrachen allmälig die ihnen entgegenstehenden Schranken und verstärkten im deutschen Volke das Verlangen nach Fortbildung der kirchlichen und religiösen Zustände, die ihm nicht mehr genügten. Aus der Pfarrgeistlichkeit und aus Klöstern gingen Prediger und geistliche Schriftsteller hervor, welche, wie Geiler von Kaisersberg in Straßburg, dem dunkeln Neuerungsdrange der Menge schlagenden Ausdruck und greifbare Ziele gaben. Die Spottgedichte eines Sebastian Brandt, indem sie den frommen Betrug und das scheinheilige Laster vor den Augen alles Volkes geißelten, bestärkten dasselbe in seiner Verachtung der längst durchschauten geistlichen Heucheleien und Gaukeleien. Gebildetere Geister sammelten sich um die Humanisten, welche, wie Ulrich von Hutten, Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, als Wortführer der Vernunft und der Sittlichkeit gegen den scholastischen und dogmatischen Unfug auftraten, der auf Tausenden von Kanzeln und auf den Kathedern mancher Universitäten, die als feste Burgen der Rechtgläubigkeit gegründet waren und diesen ihren Beruf treulich erfüllten, von unwissenden Mönchen und theologischen Klopffechtern unter dem Namen von Religion und Wissenschaft verübt wurde.

In dieser Lage der Dinge geschah es, daß Papst Leo X., weil ihm die Mittel zur Befriedigung seiner maßlosen Prunksucht ausgingen, einen Ablaß, den fünften seit Anfang des Jahrhunderts, verkündigte, dessen Vertrieb in Deutschland, gegen den halben Ertrag*), Erzbischof Albrecht von Mainz übernahm und durch den Dominikaner Tetzel ausführen ließ. Mit der zwiefachen Schamlosigkeit eines Bettelmönchs und

*) Der indessen wiederum dem Papste zu gute kommen sollte, indem er zur Befriedigung einer Forderung von 30,000 Gulden bestimmt war, welche die römische Kurie an den Erzbischof für die Bestätigung seiner Wahl stellte.

eines Marktschreiers ausgerüstet, zog Tetzel durch das Land, die ewige Seligkeit um klingende Münze ausbietend, und vieler Orten fand er reißenden Absatz für seine Anweisungen auf den Himmel. Aehnliche Vorgänge hatte man seit Kurzem, wie gesagt, mehrmals erlebt, immer zum Aergerniß für gesunde Geister und wahrhaft fromme Gemüther und meistens unter bittern Beschwerden auch der Obrigkeiten, denen eine solche Ausbeutung der gläubigen Einfalt des Bürgers nicht gleichgültig sein konnte, ohne daß indessen diese Gegenwirkungen ächter Religiosität, natürlicher Sittlichkeit und verständiger wirthschaftlicher Einsicht von sonderlichem Erfolg gewesen. Endlich aber war die öffentliche Stimmung den plumpen Künsten der römischen Geldgier soweit entwachsen, daß der erste kräftige Protest gegen die Brandschatzung geängstigter Seelen sofort tausendfältigen Widerhall fand und das Tetzel'sche Handwerk zu Grunde zu richten drohete.

Ein Augustinermönch und Professor der Theologie an der unlängst von Friedrich dem Weisen gegründeten Universität in Wittenberg war es, der die Losung gegen den Ablaßkram ausgab, Dr. Martin Luther, der Sohn eines mansfeld'schen Bergmanns, in bittrer Armuth aufgewachsen, als Mann in heißen Seelenkämpfen gestählt, ein Meister der kirchlichen Wissenschaften, ein Feuergeist, von tiefgläubigem Gemüthe und unbezwinglicher Willenskraft. Wissenschaftlich und sittlich zugleich empört über das Tetzel'sche Unwesen, ließ Luther am 31. October 1517 eine Reihe von Sätzen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlagen, in denen der käufliche Ablaß von den verschiedensten Gesichtspunkten aus verurtheilt und die innere Reinigung des Menschen als die unerläßliche Bedingung der Sündenvergebung hingestellt wurde, deren Sprache jedoch immerhin noch eine gewisse Unsicherheit des Verfassers verrieth und die äußerste Ehrfurcht desselben vor der Auktorität des päpstlichen Stuhles zu erkennen gab.

Das Wort des Wittenberger Professors zündete bei

Freund und Feind. In einem heftigen Schriftenwechsel wurde von der einen Seite dem Manne der evangelischen Wahrheit der wärmste Beifall gespendet, von der andern Seite der Tod des ketzerischen Frevlers verlangt. Mitten im Getümmel des Streites hatte Luther die gutgläubige Unbefangenheit, die Gerechtigkeit seiner Sache in einem ehrerbietigen Schreiben an den Papst selbst nachweisen zu wollen. Leo X. seinerseits berief den verwegenen Neuerer nach Rom vor ein geistliches Gericht, gestattete demselben jedoch, auf dringende Verwendung des Kurfürsten von Sachsen, sich in Augsburg, wo der Reichstag versammelt war, vor dem Kardinal Cajetan zu verantworten. Unter dem Schutze eines kaiserlichen Sicherheitsbriefes begab sich Luther 1518 nach Augsburg; als er aber, nach einer fruchtlosen Unterredung mit dem Bevollmächtigten des Papstes, den ihm abverlangten Widerruf verweigerte, sah er sich, trotz des ihm gewährten freien Geleites, mit Verhaftung bedroht und konnte er sich nur mit Hülfe einflußreicher Freunde wieder nach Wittenberg in Sicherheit bringen. Gereizt durch diese Treulosigkeit und die hinterdrein folgende Androhung des Banns, schlug Luther jetzt einen stärkern Ton an, indem er von dem Papste Berufung einlegte an eine allgemeine Kirchenversammlung. Leo X. indessen, welcher voraussah, daß er mit Gewaltmaßregeln gegen den kräftigen Schutz, der Luther von Kurfürst Friedrich gewährt wurde, zur Zeit nicht werde durchdringen können, versuchte nochmals die Mittel der Güte und Ueberredung. Im Auftrage des Papstes trat im Januar 1519 ein deutscher Beamter der römischen Kurie, Johann von Miltitz, mit Luther in Verhandlungen, welche, Dank den milden Formen und der Ueberredungskunst des Mannes, dessen Händen der Papst dies Mal die Sache der Kirche anvertraut, auf ein Uebereinkommen hinausliefen, kraft dessen Luther sich verpflichtete, den Streit über den Ablaß, vorausgesetzt, daß auch von der Gegenseite Friede gehalten werde, fallen zu lassen, ja sogar ein Entschuldigungsschreiben an den Papst zu richten.

Luther war für den Augenblick beschwichtigt, aber keineswegs überzeugt, und so bedurfte es denn nur eines Anlasses, um ihn wieder auf den Kampfplatz zu bringen. Die Herausforderung zu einer öffentlichen Disputation über den Ablaß, welche ein scholastischer Raufbold, Dr. Eck, hatte ausgehen lassen, wurde von Luther angenommen und nun entbrannte der Krieg in Wort und Schrift heftiger als zuvor. Luther fand tapfere Mitkämpfer an dem leidenschaftlichen Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte Karlstadt genannt, an dem tiefgelehrten Philipp Schwarzert aus Pforzheim, Melanchthon geheißen, dem ritterlich streitbaren Ulrich von Hutten und eine große Anzahl fränkischer und rheinischer Edelleute, unter denen der mächtigste seiner Standesgenossen, Franz von Sickingen, bot ihm den Schutz ihrer Burgen und ihrer Schwerter. Von Rom aus erging jetzt der Bannfluch über den Wittenberger Aufrührer und die Aufforderung an den Kurfürsten von Sachsen, denselben gefänglich einzuziehen und zur Verfügung des Papstes zu halten, während Luther seinerseits gleichzeitig, im August 1520, ein Sendschreiben „an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation" erließ, in welchem er seinen Bruch mit dem Papstthum und der römischen Kirche ankündigte. Luther verlangte in dieser Schrift die Beseitigung einer Menge von kirchlichen Einrichtungen und Lehren, die bisher für unantastbar gegolten: die Abschaffung des Priesterthums als eines besondern Standes, da dasselbe nur ein von der Gemeinde verliehenes und widerrufliches Amt sei, der päpstlichen Pracht und Herrlichkeit, der weltlichen Macht und Ansprüche des römischen Stuhls, der „teuflischen Hoffahrt des Fußkusses", der päpstlichen Gesandtschaften, welche das Land ausplündern, des Interdicts, des Banns, der geistlichen Ehelosigkeit, die der Teufel erfunden, der Seelenmessen, der Fasten, der überflüssigen Feiertage, die das Volk in Müssigang mit Trinken und Spielen zuzubringen pflege; ja, er erklärte den Papst geradezu für den Antichrist. Diesen Ansichten gemäß

beantragte Luther eine gründliche Umgestaltung des Unterrichtswesens an den Volksschulen und an den Universitäten, denen er namentlich die Pflege der mathematischen Wissenschaften und der Geschichte empfahl, und überdies drang er darauf, daß Kaiser und Reich sich vollständig frei machen von dem Einflusse, den papistische Heuchelei bisher auf die deutschen Staatsangelegenheiten geübt habe und daß Jedermann volle Glaubensfreiheit gewährt werde.

Dieses Schreiben, in vielen Tausenden von Abdrücken über das Land verbreitet, machte ein ungeheures Aufsehen und setzte den Volksgeist in tiefe Bewegung. Der als ein Hauptgegner Luther's bekannte Dr. Eck gerieth in Lebensgefahr, die gegen den kühnen Widersacher des Ablasses und der Priesterherrschaft überhaupt ergangene Bannbulle wurde an vielen Orten beschimpft und abgerissen, und während der Papst, so weit sein Arm reichte, die Schriften Luther's verbrennen ließ, übte dieser Wiedervergeltung, indem er am 10. Decbr. 1520 die päpstliche Bulle zugleich mit den Büchern des kanonischen Rechts vor dem Thore von Wittenberg in Begleitung der Studentenschaft und vieler Professoren dem Feuer übergab.

Inzwischen war Kaiser Karl V. aus Spanien nach Deutschland gekommen, hatte am 23. October das Krönungsfest in Aachen mit großem Gepränge gefeiert und seinen ersten Reichstag auf den 6. Januar 1521 nach Worms ausgeschrieben. Reichsfürsten und städtische Bevollmächtigte fanden sich in seltener Vollzähligkeit ein und wichtige politische Geschäfte kamen zu ungewöhnlich raschem und befriedigendem Abschluß. Zuerst wurde, in der Voraussicht häufiger Abwesenheit des neuen Kaisers, Hand gelegt an die unter den letzten Vorgängern Karl's wiederholt mißlungene Aufrichtung eines Reichsregiments zur Vertretung des Kaisers in Verhinderungsfällen. Die Stellvertretung, welche bei Erledigung des Throns oder Regierungsunfähigkeit seines Inhabers bisher verfassungsmäßig zwischen den Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz ge-

theilt und von denselben auch dies Mal seit dem Tode Maximilian's geführt worden war, sollte künftig während des Aufenthaltes des Kaisers im Auslande einem durch denselben ernannten Statthalter und zweiundzwanzig Räthen zustehen, deren Wahl theils dem Kaiser selbst, theils den Fürsten, Kreisen und Städten zugesprochen wurde, der Art, daß die kaiserlichen Rechte, auf deren Beschränkung es bei früheren Anträgen auf Errichtung eines Reichsregiments abgesehen gewesen, jetzt hinlänglich gewahrt blieben. Gewisse Staats- und Rechtssachen von besonderer Wichtigkeit, insbesondere auswärtige Verträge, blieben überdies außerhalb der Zuständigkeit des Reichsregiments und der persönlichen Entschließung des Kaisers vorbehalten. Demnächst erfolgte eine Umgestaltung des Kammergerichts und eine Bestätigung der vielfach angefochtenen Vehmgerichte, mit Warnung jedoch vor Mißbrauch ihrer Befugnisse. Eine Strafgerichtsordnung wurde im Entwurfe zur einstweiligen Kenntnißnahme vorgelegt. Weiter beschloß der Reichstag eine Einschärfung des ewigen Landfriedens und der den zehn Kreisen auferlegten Pflicht, denselben durch ihre Hauptleute und die denselben beigeordneten Räthe zu handhaben. Schließlich setzte Karl V. das dem Kaiser Maximilian mißlungene Vorhaben durch, dem Reiche eine stehende Kriegsverfassung zu geben, die, wie unzulänglich sie immer sein mochte, der schimpflichen Hülflosigkeit einigermaßen zu steuern versprach, in welche Deutschland dem Auslande gegenüber nur allzuoft durch den übeln Willen der Reichsstände versetzt worden war. Das einfache Reichsaufgebot, Römermonat genannt, wurde auf 24,000 Mann festgestellt und nach einer vereinbarten Matrikel auf die einzelnen Reichsstände vertheilt — eine Einrichtung, die freilich einstweilen ein todter Buchstabe blieb.

Noch vor Erledigung der staatlichen Angelegenheiten begann der Reichstag die Erörterung der kirchlichen Händel, welche Deutschland in bedrohlicher Aufregung hielten. Gegen den von der päpstlichen Gesandtschaft gestellten und vom Kaiser selbst unterstützten Antrag auf ein sofortiges allgemeines Verbot der Lehren und Schriften Luther's, über welche ein rechtskräftiges Urtheil bereits durch den Bann gefällt sei, beschloß der Reichstag, vor seinem Einschreiten in dieser Sache den Angeklagten selbst zu hören und demgemäß wurde Luther unter kaiserlichem sichern Geleite nach Worms vorgeladen, wo er trotz der dringendsten Warnungen seiner Freunde, die übrigens durch berechnete Einschüchterungsversuche der päpstlichen Parthei unterstützt wurden, am 16. April unter unermeßlichem Volksgedränge eintraf. Schon am folgenden Tage erschien Luther, bleich, hager, in der Mönchskutte und nicht ohne Befangenheit, vor dem Reichstage, in welchem der Kaiser persönlich den Vorsitz führte. Man richtete die doppelte Frage an ihn, ob er die ihm vorgewiesenen Schriften als die seinigen anerkenne und ob er dieselben widerrufen wolle. Luther bejahete den ersten der beiden Fragpunkte und erbat sich für die Antwort auf den zweiten Bedenkzeit. Mit Bewilligung eines Aufschubs von vierundzwanzig Stunden wurde die Verhandlung geschlossen. „Der würde mich nicht zum Ketzer machen," äußerte Karl V. gegen seine Umgebung. Am nächsten Tage trat Luther mit voller Fassung in der Reichsversammlung auf. In kraftvoller, aber gemäßigter Rede, zuerst deutsch, dann lateinisch, weil der deutsche Kaiser die Landessprache nicht verstand, vertheidigte er sein Recht, zu sprechen und zu schreiben, was er für wahr halte, bis man ihn des Irrthums überführe, und auf die Schlußfrage nach dem Widerruf erfolgte ein entschlossenes Nein mit dem Zusatze: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen."

Das mannhafte Wort Luther's hinterließ in einem großen Theile der Zuhörerschaft einen tiefen Eindruck. Mehrere der Reichsfürsten, wie der junge Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Erich von Braunschweig und viele Edelleute bezeigten ihm durch persönlichen Besuch ihre lebhafte Theilnahme. Der päpstliche Legat dagegen, unterstützt von einigen deutschen Bischöfen und dem

Kurfürsten Joachim von Brandenburg, verlangte, gemäß den Beschlüssen der Constanzer Kirchenversammlung, die unverweilte Verhaftung des geständigen und hartnäckigen Irrlehrers, ohne Rücksicht auf das demselben zugestandene sichere Geleit. Das öffentliche Ehrgefühl war jedoch seit den Tagen Johann Huß's hinlänglich erstarkt, um die Wiederholung des an diesem begangenen Treubruchs zu verhindern. Karl V. erklärte, daß er die Acht über Luther und seine Anhänger aussprechen werde, daß er demselben jedoch einundzwanzig Tage zur freien Rückkehr nach Wittenberg gewähre. — Ungehindert kam Luther auf der Rückreise bis nach Thüringen; im Gebiete des Herzogs von Meiningen jedoch wurde er auf Veranstaltung des Kurfürsten Friedrich von Sachsen angehalten und auf Umwegen, verkleidet und unter falschem Namen auf die Wartburg geführt, um hier in Verborgenheit den ersten Sturm der angekündigten kaiserlichen Achterklärung abzuwarten, die in der That alsbald gegen Luther und alle seine Beschützer und Anhänger in den härtesten Formen erging.

Durch einen Familienvertrag, der indessen erst nach einiger Zeit bekannt gemacht wurde und in Wirksamkeit trat, übertrug Karl V. bei Gelegenheit des Wormser Reichstags die deutschen Erblande des Hauses Habsburg, mit Ausnahme des burgundischen Kreises, auf seinen Bruder Ferdinand, einstweilen zwar mit einigen Vorbehalten, welche er indessen hinterdrein fallen ließ. Einige Jahre später, 1526, nachdem König Ludwig von Ungarn und Böhmen, der einzige Sohn Wladislaw's, bei Mohacz gegen die Türken gefallen, ging auch die ungarisch-böhmische Krone auf Ferdinand über vermöge seiner Ehe mit der Schwester Ludwig's, so daß nunmehr jeder der jetzigen beiden Zweige des Hauses Habsburg an der Spitze eines Ländergebietes stand, welchem keiner der übrigen europäischen Staaten an Ausdehnung gleichkam.

Zu den habsburg'schen Besitzungen in Schwaben, welche Karl V. an seinen Bruder abtrat, wurde auch das Herzogthum

Würtemberg gezählt. Der würtembergische Herzog Ulrich nämlich, jener bösartige Gewaltmensch, welcher schon einige Jahre zuvor den Bauernaufstand verschuldet, hatte sich der Reichsstadt Reutlingen bemächtigt, war in Folge davon durch den Schwäbischen Bund 1519 von Land und Leuten vertrieben worden und wegen hochverrätherischer Einverständnisse mit Frankreich durch Karl V. des Herzogthums verlustig erklärt, das der Kaiser unbedenklich seinem Hausgute einverleibte, wiewohl es an nachfolgeberechtigten Verwandten Ulrich's nicht fehlte. — Ferdinand hielt 1522 unter ungeheuerm Volksjubel seinen Einzug in Stuttgart.

Zu der nämlichen Zeit tobte in Norddeutschland die „Hildesheim'sche Stiftsfehde", ein Kampf, der zwischen dem Bischof von Hildesheim und dem landsässigen Adel des Bisthums begann, durch die Betheiligung mehrerer braunschweigischen Herzoge auf der einen und der andern Seite sich über einen großen Theil von Niedersachsen ausdehnte und von dem Könige von Frankreich gleichfalls durch geheime Umtriebe und Geldsendungen geschürt wurde. Seiner Stellung gemäß nahm Karl V. Parthei gegen den von Frankreich begünstigten Bischof, der in Folge davon beim Friedensschluß den größten Theil seines Gebiets an Braunschweig-Wolfenbüttel verlor.

In den Rheinlanden zog sich unterdessen ein kriegerisches Unwetter zusammen, welches Miene machte, die bisherigen Reichszustände in ihren Grundlagen aufzuwühlen. Die süddeutsche Ritterschaft sammelte sich zu einem letzten verzweifelten Anlauf gegen das Landesfürstenthum, unter dessen wachsendem Uebergewicht ihr der Athem ausging. Franz von Sickingen war das Haupt, Ulrich von Hutten die Seele des Unternehmens. Auf einem Rittertage zu Landau im Anfange des Jahrs 1522 kam die Verschwörung des rheinischen und fränkischen Adels zum Abschluß. Die durch die kirchliche Bewegung hervorgebrachte allgemeine Gährung der Geister versprach dem verwegenen Unternehmen mancherlei Vorschub, um die

Unterstützung der Städte wurde eifrig geworben und selbst auf den Beistand oder doch wenigstens den nachträglichen Dank des Kaiserthums, das ja bei der Beugung der fürstlichen Macht nur gewinnen konnte, machte man sich Rechnung. Mit geringschätziger Nichtbeachtung der Abmahnungen des Reichsregiments begann Franz von Sickingen unter geringfügigem Vorwande im Sommer 1522 an der Spitze von 12,000 Mann den Kampf durch einen Angriff auf den Erzbischof von Trier; aber der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz, in dem Bewußtsein, daß es sich um ihre eigne Sache handle, eilten dem bedrängten Nachbar zu Hülfe und erzwangen die Aufhebung der Belagerung von Trier und den Rückzug des Gegners. Und mit dem ersten Mißlingen war das verspätete ritterschaftliche Wagestück vereitelt. Die Wortführer der kirchlichen Reform hatten sich von vornherein von Sickingen losgesagt, dessen politische Zwecke sich mit ihrem kirchlichen Werke kaum berührten, die Städte konnten sich auf ein in seinen Zielen unklares Unternehmen mit zweideutigen Bundesgenossen am wenigsten einlassen, nachdem dasselbe einen unglücklichen Anfang genommen, und wenn in Abwesenheit Karl's V. dessen Bruder, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, als kaiserlicher Statthalter die Ritterschaft vielleicht im Stillen begünstigte, so wagte er doch nicht, offen für dieselbe einzutreten. Franz von Sickingen, der sich endlich sogar mit dem Könige von Frankreich in Unterhandlungen einließ, die indeß ohne Erfolg blieben, wurde von den gegen ihn verbündeten Fürsten in seiner Veste Landstuhl eingeschlossen, mit welcher er, zum Tode verwundet, in deren Hände fiel. Ulrich von Hutten floh nach der Schweiz, wo er nach wenigen Monaten auf der Ufsenau im Züricher See arm und verlassen starb. Die Burgen des übrigen aufständischen Adels in Franken und am Rhein wurden der Reihe nach genommen und zerstört.

Mit dieser Niederlage war die kriegerische Kraft der Ritterschaft für immer vernichtet, ihre selbstständige politische

Rolle schließlich ausgespielt. Hatte sich das ehemals allgemeine deutsche Grundrecht der Kriegführung auf eigne Hand naturgemäß gleichzeitig mit der festern Staatenbildung auf immer engere Kreise beschränkt, so konnten im weitern Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts kaum noch die mächtigsten Reichsfürsten dasselbe ohne die Gefahr ausüben, im Falle der Niederlage zur Rechenschaft gezogen zu werden — nicht sowohl im Namen der Rechtsordnung des Reichs, als kraft einer gewissen völkerrechtlichen Polizeigewalt des Stärkern. Vereinzelte Versuche der bewaffneten Selbsthülfe der Schwachen gegen die Starken und selbst gegen die großen Landesherren wurden freilich nicht bloß aus den Reihen der Ritterschaft, sondern selbst der untern Stände immer noch hie und da gemacht, wie denn zum Beispiel ein schlichter Berliner Bürger, Hans Kohlhase, dem Kurfürsten von Sachsen um 1535 Fehde ansagte und Jahre lang durch Raubzüge und Ueberfälle auf dem Kriegsfuße mit demselben stand; solche Wagstücke aber nahmen durchweg den schlimmsten Ausgang für ihre Urheber.

Nach Schluß des Wormser Reichstags kehrte der Kaiser nach Spanien zurück und wurde das stellvertretende Reichsregiment in Nürnberg eingesetzt. Die zur Unterdrückung der Kirchenlehre Luther's in Worms gefaßten Beschlüsse aber blieben ein todter Buchstabe, ebenso wie die gegen den Reformator selbst ausgesprochene Acht. Als ein päpstlicher Legat die Vollziehung derselben verlangte, antwortete ihm der Reichstag mit Aufstellung von „Hundert Beschwerden" der deutschen Nation über kirchliche Mißbräuche, deren Abstellung die dringlichste aller Angelegenheiten sei.

Während Luther in der Verborgenheit auf der Wartburg an seinem Werke mit Feuereifer fortarbeitete, brach sich das-

selbe unaufhaltsam Bahn in Kopf und Herz des deutschen Volks. Vorbereitet war dieser Erfolg allerdings durch die ganze Stimmung der Zeit, insbesondere durch die längst herrschende allgemeine Empörung über den habsüchtigen Mißbrauch der obersten Kirchengewalt, über die Verweltlichung des Kirchenfürstenthums, über die Entsittlichung des größten Theils der Geistlichkeit; seinen plötzlichen und vollständigen Durchbruch jedoch verdankte er ohne Zweifel nur der mächtigen Persönlichkeit und der hohen Begabung Luther's. Begeisterung und Besonnenheit, Furchtlosigkeit und Mäßigung, Gelehrsamkeit und schlichter Weltverstand, hohe Beredtsamkeit und allgemein verständliche Ausdrucksweise vereinigten sich in Luther, um ihn durch die seltenste Vielseitigkeit für seine große Aufgabe zu befähigen und ihn zum Manne der gebildeten Geister und der Menge zugleich zu machen. Die ungewöhnlichen Gaben Luther's konnten denselben freilich nicht über gewisse Schranken hinwegheben, welche mit dem Inhalte seiner Ueberzeugungen und der Beschaffenheit seines Berufs selbst gegeben waren. Indem er von der verfälschten und überladenen kirchlichen Ueberlieferung auf die Bibel zurückgriff, als die einzige ächte Quelle der religiösen Wahrheit, aus welcher jeder Christ unmittelbar zu schöpfen habe, mußte er nothgedrungen die möglichst buchstäbliche Auslegung der evangelischen Worte für die allein statthafte erklären, wie es zum Beispiel mit der Forderung des leidenden Gehorsams gegen die Obrigkeit geschah, und wenn er an die Erkenntniß, daß die Sittlichkeit ausschließlich in der Seelenstimmung beruhe, den Satz knüpfte, daß die Seligkeit nur durch den lebendigen Glauben zu gewinnen sei, so konnte er folgerichtiger Weise kaum umhin, die menschliche Freiheit zu leugnen und die göttliche Gnadenwahl zu bekennen. An solchen Härten jedoch nahm der kirchenfeindliche Sinn der Zeit wenigstens keinen Anstoß, wenn er nicht gar einen neuen Sporn darin fand.

Einen unberechenbaren Antheil an der Wirksamkeit

Luther's hatte die Bibelübersetzung, deren Veröffentlichung er von der Wartburg aus begann und durch welche er die Belege der evangelischen Lehre, wie er selbst sie verstand, in jedes Haus und jede Hütte einführte, unter deren Bewohnern sich eine des Lesens kundige Person befand. Insbesondere der im Kampfe gegen das bisherige Kirchenthum weitaus wichtigste Satz: daß die Religion einzig und allein in der Gesinnung, im Glauben bestehe, daß kirchliche Formen jeder Art derselben fremd, gleichgültig, wenn nicht vom Uebel für dieselbe seien, wurde in der deutschen Bibel mit den Worten und Beispielen des Stifters des Christenthums und seiner unmittelbaren Schüler durch unabweisliche Zeugnisse bestätigt, sozusagen in lebendiger Handlung vorgeführt, und die deutsche Volksseele war, trotz langer Jahrhunderte der Mißerziehung durch ein verkommenes Priesterthum und eine entnervende Kirchenzucht frisch und jung genug geblieben, um die erneute Offenbarung begierig in sich aufzunehmen und sich anzueignen. — Mit der Bibel zugleich aber gab Luther den Deutschen eine einheitliche Schriftsprache, anstatt der mannigfaltigen Mundarten, die bis dahin auch im Bücherwesen geherrscht und deren selbstständige Fortentwicklung das deutsche Volk mit weitern tiefgreifenden Spaltungen bedrohete, wie sie zwischen den Niederlanden und dem übrigen Deutschland durch die bereits erfolgte Verhärtung des sprachlichen Gegensatzes schon jetzt zum unheilbaren Uebel geworden — eine Schriftsprache, so voll, so reich und so beredt, daß Luther durch seine Meisterschaft im Gebrauche derselben binnen kurzer Zeit deren allgemeine Annahme erzwang.

In fast allen deutschen Landen regte sich alsbald das Bestreben, die Lehren Luther's auf das kirchliche Leben zu übertragen. Manche Fürstenhöfe begünstigten, wie anfänglich die geistige Reformbewegung, so auch jetzt deren Ausdehnung auf das Gebiet der Thatsachen, andere ließen geschehen, was sie nicht zu hindern vermochten, nur wenige wagten wirklichen

Widerstand. Am lebhaftesten aber wurde die Neuerung in den Reichsstädten betrieben. Die mächtigsten derselben, Augsburg, Ulm, Nürnberg, Straßburg gingen mit dem Beispiele voran. Die Kirchen hallten wider von stürmischen Predigten gegen das Papstthum, die Beichte und die Messe wurden abgeschafft, das Abendmahl in beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Heiligenbilder zertrümmert, die Geistlichen verheiratheten sich, die Klöster öffneten ihren großen Theils unfreiwilligen Bewohnern die Thore.

Es währte indessen nicht lange, bis sich innerhalb der großen kirchlichen Bewegung mancherlei besondere Strömungen bemerklich machten, bis sich zumal eine äußerste Parthei in und neben dem Anhange Luther's bildete, welche die Gränzen nicht gelten lassen wollte, innerhalb deren Luther die Neuerung zu halten bemüht war, und die sich überdies nicht mit der Umgestaltung der blos kirchlichen Dinge begnügte. Gerade im Mittelpunkte der Wirksamkeit Luther's, in Wittenberg selbst und in Zwickau, fanden diese über die Ziele des Urhebers der Reform weit hinausgreifenden Bestrebungen ihren eigentlichen Heerd. Religiöse Schwärmer aus dem Handwerkerstande und wissenschaftlich geschulte Männer, welche die lebendige Welt den vermeintlichen Forderungen des folgerichtigen Denkens ohne Weiteres unterordnen zu können glaubten, reichten einander die Hand zur gemeinschaftlichen Vorbereitung eines allgemeinen Umsturzes der bestehenden Dinge, die da mit den Gesetzen Gottes und der Vernunft im Widerspruche seien. Das geschriebene evangelische Wort sollte ersetzt werden durch die unmittelbare göttliche Eingebung, aus der menschlichen Gleichheit vor Gott zog man die äußersten Folgerungen für das Erdenleben, die Obrigkeit, der Staat, das Eigenthum wurden in Frage gestellt, ja geradezu geleugnet. Zwei Geistliche, Karlstadt und Thomas Münzer, waren die lautesten Wortführer dieses schonungslosen Radikalismus, selbst Melanchthon neigte demselben zu, der große Haufe war leicht dafür gewonnen

und bald schritt man von dem Worte zu den Anfängen der That.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen, welche sein Werk im Entstehen zu vernichten droheten, eilte Luther von der Wartburg auf alle Gefahr nach Wittenberg, wo er im Frühjahre 1522 unerwartet ankam und die wild aufgeregten Geister binnen Kurzem wieder zur Ruhe brachte. Karlstadt und Thomas Münzer jedoch wollten sich seiner Ueberlegenheit nicht fügen, wurden auf seinen Betrieb durch den Kurfürsten des Landes verwiesen und wandten sich nach Süddeutschland und der Schweiz, wo die Reformbewegung von Männern mit republikanischen Gewohnheiten allerdings in freierer Weise betrieben wurde, als von dem auf den Schutz seines Kurfürsten und strenge Folgerichtigkeit angewiesenen Luther, wie denn der Züricher Reformator Zwingli den Luther'schen Glauben an den Buchstaben des Bibeltextes durchaus verwarf und am allerwenigsten mit der Wittenberger Lehre vom leidenden Gehorsam übereinstimmte.

Der Reichstag, welcher in den Jahren 1522 bis 1524 zu wiederholten Malen zu Nürnberg, dem Sitze des Reichsregiments, abgehalten wurde, beschäftigte sich in diesen Versammlungen vorzugsweise mit den schwebenden kirchlichen Fragen, ohne indessen eine feste Stellung zu denselben anderweitig einzunehmen, als durch die mit Nachdruck erneuerte Forderung einer endlichen Abstellung der alten Beschwerden über die von Rom aus geübten Mißbräuche und namentlich über die Aussaugung Deutschlands durch hundertfältige päpstliche Erpressung. Der Nachfolger Leo's X., Hadrian VI., der letzte Deutsche, welcher auf den Stuhl Petri berufen worden, ein billig denkender Mann von lebhaftem Pflichtgefühl und redlichem Willen, gestand zu, daß diese Beschwerden in manchen Punkten gegründet seien, daß die Quelle vieler kirchlichen Uebel in Rom selbst liege, daß die Kirche überhaupt in mancher Beziehung ihrem Berufe untreu geworden, und versprach dem-

gemäß Abhülfe. Nach dem frühzeitigen Tode Hadrian's jedoch kehrte sein Nachfolger, Clemens VII., wieder zurück zu dem alten römischen Grundsatze des unbedingten Festhaltens an der Ueberlieferung und insbesondere auch an den einträglichen Gebräuchen des päpstlichen Regiments. Er verlangte vom Reichstage gebieterisch die Unterdrückung der Luther'schen Ketzerei, konnte aber nur eine kleine Anzahl von Fürsten, namentlich die Herzoge von Baiern und mehrere Bischöfe, für ein Sonderbündniß zu diesem Zwecke gewinnen, das 1524 zu Regensburg abgeschlossen wurde und welchem hinterdrein auch der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, beitrat. Das Reichsregiment, obgleich Ferdinand als kaiserlicher Statthalter an dessen Spitze stand, kam als Körperschaft zu keinem Entschlusse und noch weniger zu einer That und verfiel einer so allgemeinen Mißgunst, daß es sich auflösen mußte. Auf Betrieb des Kaisers wurde dasselbe zwar nachträglich aus neuen Bestandtheilen wieder zusammengesetzt und nach Eßlingen verlegt, aber es war und blieb eine leblose Schöpfung der politischen Künstelei, die bald auch dem Namen nach verscholl.

Von den Ufern des Bodensees stieg unterdessen eine Verderben drohende Sturmwolke über Deutschland herauf. Der Ueberschwang des Geistes der Neuerung, den Luther in Kursachsen gebändigt, kam in Schwaben zum verstärkten Durchbruch. Die kleine Stadt Waldshut und die benachbarte Landschaft im Angesichte der Schweiz wurde unter dem Einflusse des heißblütigen Pfarrers Hubmaier, dem sich mehrere andere Geistliche und namentlich Thomas Münzer anschlossen, der Mittelpunkt einer heftigen kirchlich-politischen Bewegung, in welcher sich wiederum religiöse Schwärmerei und politische Berechnung begegneten. Dies Mal war es das Landvolk, welches durch Predigten, Sendboten, Flugblätter, theilweise auch von Männern aus seiner eignen Mitte, deren einige sich als Bauernführer bereits einen Namen gemacht, in Aufregung versetzt wurde. Nachdem schon im Sommer 1524 ein Theil

der Bevölkerung des Schwarzwalds zu den Waffen gegriffen, erschien im Anfange des folgenden Jahrs ein von unbekannter Hand abgefaßtes Manifest, die sogenannten zwölf Artikel, welches im Namen des Bauernstandes in sehr gemäßigter Sprache eine Reihe billiger Forderungen auf Abstellung wohlbegründeter bäuerlicher Beschwerden stellte, denen freilich in den meisten Punkten das unzweifelhaft geltende Recht entgegengehalten werden konnte. Man verlangte für die Gemeinden die freie Wahl ihrer Pfarrer, die Beschränkung des Zehnten auf die Körnerfrucht, die Aufhebung der Leibeigenschaft, unbeschadet der obrigkeitlichen Befugnisse, die Beschränkung des herrschaftlichen Jagd- und Fischereirechts, die Rückgabe der den Gemeinden widerrechtlich entzogenen Waldnutzungen, Schutz gegen Erschwerung der gutsherrlichen Lasten, die Beseitigung der empörenden Abgabe des „Todfall", das heißt des Anspruchs des Gutsherrn, beim Tode seines Hintersassen sich das beste Stück aus der Erbschaft desselben anzueignen. — Die zwölf Artikel wurden alsbald zur allgemeinen Losung des Bauernstandes. Bei der Abfassung derselben war es offenbar auf die Zustimmung Luther's abgesehen; dieser aber, in der Voraussicht, daß es nicht bei friedlichen Worten bleiben werde, beantwortete die Forderungen der Bauern mit einer dringenden Abmahnung von allem Aufruhr, als Verletzung des göttlichen Gebots des Gehorsams gegen die Obrigkeit, während er auf der andern Seite keinen Anstand nahm, den Fürsten und Herren, geistlichen und weltlichen, mit rücksichtsloser Offenheit zu erklären, daß sie selbst durch ihre Habsucht und Härte die Urheber alles Unheils seien, das da kommen werde.

Der unausbleibliche Aufstand begann im März 1525 im Höhgau, beschleunigt durch einen Versuch des Herzogs Ulrich von Würtemberg, sich seines Landes wieder zu bemächtigen. Nach Art vertriebener Fürsten spielte der Herzog den Volksmann, und die schwäbischen Bauern, wiewohl nicht ohne Mißtrauen, ließen sich seine Bundesgenossenschaft gefallen. Den

Vermittler zwischen den ungleichen Waffenbrüdern, zwischen dem rechtmäßigen Landesherrn und den Schaaren des Aufruhrs spielte Dr. Fuchs von Fuchsstein, gewesener Beisitzer des Nürnberger Reichsregiments. Auch andere Männer aus den gebildeten Ständen, wie Wendel Hippler, ehemaliger Kanzler der Grafen von Hohenlohe und Florian Geyer, ein junger Edelmann von Herz und Kopf, machten gemeinschaftliche Sache mit den Aufständischen. Mit Windesschnelle verbreitete sich das Feuer der Empörung über Schwaben, Franken, Elsaß, Lothringen, Thüringen, Salzburg. Kursachsen, Oesterreich, Tyrol, Baiern, Westphalen, Böhmen und selbst Preußen wurden wenigstens theilweise davon ergriffen, während allein Niedersachsen und das verwandte Brandenburg beinahe gänzlich davon verschont blieben.

In allen jenen Landschaften rotteten sich die Bauern in großen Haufen zusammen, die oft nach Zehntausenden zählten, Burgen und Klöster stürmten, plünderten, verbrannten und die Städte, deren sie sich, zum Theil mit dem Beistande der niedern Bürgerschaft, bemächtigen konnten, zu ihren Bundesgenossen machten. So wurde eine große Anzahl selbst von Reichsstädten in den Aufstand verwickelt: Heilbronn, Rothenburg an der Tauber, Schweinfurt, Mühlhausen, Erfurt, Memmingen, Nördlingen, Kaufbeuren, Kempten, Donauwörth, Weißenburg und neben vielen kleinern Landstädten auch Anspach, Bamberg, Würzburg. Einige Reichsgrafen und Reichsritter traten gleichfalls mehr oder weniger freiwillig auf die Seite der Empörer, und bei einem ihrer ansehnlichsten Haufen übernahm, gern oder ungern, Götz von Berlichingen, der allerdings ein sehr gespanntes Verhältniß zu den Reichsgesetzen mit den Bauern gemein hatte, den Oberbefehl.

Bei der großen Ausdehnung des Aufstandes, bei dem leidenschaftlichen Schwunge desselben, der bald über den Inhalt der zwölf Artikel weit hinausging und bei der unermeßlichen Zahl seiner Theilnehmer war augenscheinlich die Gefahr

eines völligen Umsturzes aller bestehenden Staatsordnung vorhanden. Was an deren Stelle treten solle aber wußte Niemand zu sagen. Die Bauern und ihre Führer hatten weder einen lebendigen Gesammtwillen, noch auch nur ein deutliches Bewußtsein ihrer eignen Zwecke, und noch viel mehr fehlte ihnen die einheitliche Leitung und das planmäßige Handeln. In den unbestimmten und vielfach von einander abweichenden Vorstellungen einer alle Lebensgebiete umfassenden Reform, welche die Gemüther erfüllten, ließ sich zwar das schattenhafte Bild eines öffentlichen Zustandes erkennen, in welchem die kirchliche Hierarchie wegfallen, Fürstenthum und Adel möglichst beschränkt werden und das Kaiserthum wieder in den Vollbesitz der obersten Staatsgewalt eintreten sollte; das Wie einer solchen Umgestaltung jedoch und die Einzelnheiten derselben blieben im Dunkel. Thomas Münzer, der sich in Mühlhausen zum Propheten und Diktator aufwarf, die Ausrottung der Fürsten verlangte, die Gleichstellung aller Menschen im Namen des Christenthums verkündigte und die Einführung der Gütergemeinschaft wirksam betrieb, reichte mit diesen Bestrebungen nicht über seine nächste Umgebung hinaus.

Man begriff, daß innerhalb der herrschenden Unklarheit kein Gelingen zu erwarten sei und es wurde deshalb in Heilbronn ein Ausschuß niedergesetzt, welcher den Entwurf einer neuen Reichsordnung ausarbeitete, der in vierzehn Artikeln, aus der Feder Wendel Hippler's und seines Freundes Weizner, eines Mainzischen Beamten, hervorgegangen, die folgenden Hauptpunkte aufstellte: Säcularisirung der gesammten Geistlichkeit (und ihrer Güter) gegen billige Entschädigung; Beschränkung der fürstlichen und sonstigen herrschaftlichen Rechte zum Schutze des armen Mannes gegen unchristliche Beschwerung, unter Zusicherung angemessenen Ersatzes für die dabei zu erleidenden Verluste; Reform aller städtischen und Gemeindeverfassungen nach göttlichem und natürlichem Rechte; Ablösbarkeit der Bodenzinse zum zwanzigfachen Betrage; Ausschließung der Doktoren des römischen

und kanonischen Rechts von den fürstlichen Räthen und von den Gerichten, sowie der Geistlichen von allen Staats- und Gemeindeämtern; Wiederherstellung des alten einheimischen Volksrechts und eine durch das ganze Reich verzweigte einheitliche Gerichtsverfassung mit Besetzung der Richterbänke aus den verschiedenen Ständen; Vereinfachung des Steuerwesens, insbesondere Beschränkung der indirekten Abgaben und Ersatz derselben durch eine alle zehn Jahre einmal zu leistende Reichssteuer; Einführung gleicher Münze, gleichen Maaßes und gleichen Gewichts; Aufhebung der großen Handelsgesellschaften, Beschränkung des Betriebskapitals der einzelnen Kaufleute auf 10,000 Gulden, damit die kleinen Leute auch ihre Nahrung finden; Beschränkung der Krämer auf eine einzige Waarengattung; Freiheit des Reisens und der Landstraßen für Jedermann, Reichsbürger und Ausländer u. s. w.

Mit diesen Vorschlägen hoffte man allem Anscheine nach den Kaiser oder doch seinen Bruder, Erzherzog Ferdinand, zu gewinnen, insbesondere durch die ihm damit eröffnete Aussicht auf Machterweiterung durch die einzuziehenden geistlichen Besitzungen, zumal sich der kaiserliche Statthalter solcher Versuchung bereits einigermaßen zugänglich gezeigt. Auch einige der mächtigern Reichsfürsten, namentlich Herzog Wilhelm von Baiern und Markgraf Kasimir von Anspach waren nicht abgeneigt, sich auf Kosten der Kirche und mit Hülfe des Bauernaufruhrs zu bereichern und ließen sich zu diesem Zwecke in heimliche Unterhandlungen ein.

Alle diese Pläne indessen wurden durch das Waffenglück vereitelt, das sich nach den anfänglichen Erfolgen, welche die Bauern durch Ueberraschung ihrer Gegner gewonnen, mit Entschiedenheit von denselben abwendete. Der Schwäbische Bund brachte zuerst eine Streitmacht gegen den Aufstand in's Feld, an deren Spitze er den Grafen Truchseß von Waldburg stellte, einen bereits bewährten Vorkämpfer des Adels gegen den gemeinen Mann. In mehreren Treffen siegreich, verhängte der Bundesfeldherr grausame Strafen über die Aufrührer, die ihrerseits bei allen Gewaltthätigkeiten das Blut ihrer Gegner bisher geschont hatten. Ein Bauernhaufe, welcher das vom Grafen Helfenstein vertheidigte Schloß von Weinsberg belagerte, erbittert durch das Verfahren des Truchseß und vollends gereizt durch den verrätherischen Bruch eines Waffenstillstandes, welcher dem Grafen Helfenstein zur Last gelegt wurde, übte Vergeltung dadurch, daß er, nachdem das Schloß gefallen, die ganze Besatzung desselben durch die Spieße laufen ließ.

Diese That machte nah und fern den schlimmsten Eindruck. Der Adel schnaubte Wuth und Rache, die Fürsten rüsteten mit verdoppeltem Eifer und Luther, in tiefer Empörung über den begangenen Frevel und um sich und seine Lehre gegen jede Mitverantwortlichkeit an der Weinsberger Blutschuld zu verwahren, erließ einen Aufruf, welcher in leidenschaftlicher Sprache verlangte, daß ohne Gnade und Barmherzigkeit gegen die aufständischen Bauern zu Werke gegangen werde.

Dazu indessen bedurfte es keiner Mahnung aus so beredtem und einflußreichem Munde. Die verschiedenen Bauernheere in Schwaben, im Odenwald, in Elsaß, Lothringen, Thüringen und andern Landschaften, ohne zuverlässige Führung, ohne festen Zusammenhalt, ohne Mannszucht, ohne hinlängliche Bewaffnung, wurden auch durch kleine Aufgebote regelmäßiger Truppen, bei denen es an Geschütz und Reiterei nicht fehlte, bei jedem ernstlichen Zusammentreffen auseinandergesprengt und auf der Flucht massenweise erschlagen, oder gefangen genommen und dem Henker überliefert. Schon Ende Mai war der Aufstand auf dem linken Rheinufer durch den Herzog von Lothringen vollständig niedergeworfen. In dem nämlichen Monate schlugen der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen und einige andere Fürsten die thüringischen Bauern unter Anführung Thomas Münzer's bei Frankenhausen. Der Truchseß von Waldburg vernichtete am 2. Juni bei Königshofen an der Tauber einen Haufen von

9000 Mann und im folgenden Monate eine dreifach größere Schaar bei Kempten. Den gleichen Ausgang hatte der Kampf in den andern Landschaften; in Salzburg kam es zwar zu einem gütlichen Vergleiche, da derselbe jedoch von dem Erzbischofe nicht gehalten wurde, so brach der Aufstand im folgenden Jahre wieder aus und wurde jetzt vom Truchseß von Waldburg in der üblichen Weise gedämpft. Die meisten der Bauernführer, unter ihnen Thomas Münzer, endeten auf dem Schaffot. Florian Geyer fiel mit den Waffen in der Hand, Wendel Hippler starb im Gefängnisse, Götz von Berlichingen, welcher sich seiner allerdings halb unfreiwilligen Feldhauptmannschaft rechtzeitig durch heimliche Flucht entzogen, kam mit zweijähriger Gefangenschaft davon. —

Die Empörung war der Hauptsache nach binnen weniger als sechs Monaten gebändigt, die nachträgliche Rache aber dauerte Jahre lang und wurde vieler Orten mit einer solchen Härte und Grausamkeit gehandhabt, daß selbst der Reichstag sich veranlaßt fand, Einsprache zu thun, wie denn auch der Schwäbische Bund seinen fürstlichen Mitgliedern, Angesichts des empörenden Mißbrauchs, den sie von ihrer wiederhergestellten obrigkeitlichen Gewalt machten, rund heraus erklärte, daß er ihnen nicht zum zweiten Male auch nur einen Heller städtischen Geldes zum Kampfe gegen die zur Verzweiflung gebrachten Bauern leihen werde. Solcher Mahnungen ungeachtet wurde die allgemeine Lage des Landvolks schlimmer, als sie zuvor gewesen. Man nahm demselben die Waffen, das Recht, seine Vorsteher zu wählen, gemeinschaftliche Berathungen zu pflegen, und brachte es glücklich dahin, den Bauernstand in den meisten deutschen Ländern für die nächsten zwei bis drei Jahrhunderte bürgerlich todt zu machen. Wie groß der Antheil gewesen, welchen diese Verstümmelung des deutschen Volkskörpers an der während der nämlichen Zeitdauer stätig fortschreitenden Verkümmerung des deutschen Staatswesens gehabt, das liegt jenseits aller Berechnung. Mit der verunglückten Revolution war und blieb der Gedanke der Reichsreform ein für alle Mal abgethan und der unaufhaltsame Zerfall des Reichs selbst wurde dadurch besiegelt.

Die kirchliche Reformation, Dank hauptsächlich der Voraussicht und der bis zur Härte getriebenen Festigkeit Luther's, nahm ihren ungestörten Fortgang über die Hindernisse hinweg, welche ihr aus ihrer unfreiwilligen Mitverantwortlichkeit für den Bauernkrieg erwuchsen. Mochten einzelne ihrer bisherigen Anhänger durch die Mißverständnisse, Uebertreibungen und Ausschweifungen, welche die Losung „christliche Freiheit" bei der Menge hervorgebracht, eingeschüchtert werden und sich von einer so gefährlichen Sache abwenden, wie namentlich Erasmus von Rotterdam und vielleicht auch einige der fürstlichen Machthaber, so blieb der vorherrschende deutsche Volksgeist derselben dennoch treu. Eine Anzahl namhafter Reichsfürsten trat gerade im Jahre des Bauernkrieges offen zu der Reformation über, wie Kurfürst Johann von Sachsen, der Nachfolger Friedrich's des Weisen, welcher bis zu seinem Tode die Kirchenveränderung zwar beharrlich begünstigt, sich selbst aber nicht ausdrücklich dazu bekannt hatte, Landgraf Philipp von Hessen, die Markgrafen von Anspach und Baireuth, die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, mehrere der braunschweigischen Herzoge, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld. Diesen Beispielen schloß auch der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen sich an, Albrecht von Brandenburg, indem er das dem Orden bisher verbliebene Ostpreußen in ein erbliches Herzogthum des hohenzollern'schen Hauses verwandelte, das er jedoch von der polnischen Krone zu Lehen nehmen mußte, nachdem Kaiser und Reich ihn herkömmlicher Weise im Stiche gelassen; der deutsche Orden bestand indessen fort und verlegte seinen Sitz nach Mergentheim, der reichsten seiner Balleien

im Innern Deutschlands. Der Landmeister der Schwertbrüder in Livland, Walther von Plettenberg, bekannte sich gleichfalls zu der Reformation und erlangte vom Kaiser die Anerkennung als deutscher Reichsfürst. Die Bevölkerung, wo sie dem Beispiele der Landesfürsten nicht bereits vorausgegangen, folgte demselben so gut wie einmüthig. In den Reichsstädten mit sehr wenigen Ausnahmen, in dem Kern des deutschen Bürgerstandes, so weit dessen freie Selbstbestimmung reichte, vollzog sich die Reformation wie eine selbstverständliche Folgerung aus unzweifelhaften Voraussetzungen.

Mit der Lossagung von dem alten Kirchenglauben erfolgte allenthalben die Vereinfachung des Gottesdienstes, die Einführung der deutschen Kirchensprache, die Aufhebung der Klöster, oft unter dem größten Jubel ihrer männlichen oder weiblichen Bewohner, die Freigebung der Ehe der Geistlichen, denen Luther selbst durch die Verheirathung mit einer gewesenen Nonne, Katharina von Bora, voranging, die Einziehung der geistlichen Güter zu Handen des Staats, gewöhnlich mit der Bestimmung für kirchliche und Unterrichtszwecke und, im ganzen Bereiche des strengen Lutherthums wenigstens, unglücklicher Weise auch die Uebertragung der bisherigen bischöflichen Gewalten auf den Landesherrn.

Auf der andern Seite zeigten sich die Stifter und Gesinnungsgenossen des Regensburger Bündnisses, besonders die geistlichen Fürsten, entschlossen, die kirchliche Neuerung um jeden Preis von ihren Ländern fern zu halten. In Köln, Wien, München und an vielen andern Orten wurde die Reformlehre durch Scheiterhaufen und Richtschwert zum Schweigen gebracht. Obgleich die an dem alten Glauben bisher festhaltende Mehrheit der Reichsfürsten sich einstweilen auf diese Abwehr der Ketzerei von ihren eignen Gränzen beschränkte und der seit dem Wormser Reichstage von Deutschland abwesende Kaiser dem kirchlichen Kampfe gegenüber eine zuwartende Haltung beobachtete, wurden die Anhänger der Reformation der Gefahr

ihrer Lage sich bald lebhaft genug bewußt, um auf Betrieb des Landgrafen von Hessen schon 1526 zu Torgau ein Schutzbündniß zu schließen, dessen nächste Wirkung der zu Speyer gefaßte einstimmige Reichstagsbeschluß war: daß die Entscheidung der schwebenden kirchlichen Streitfragen einer allgemeinen Kirchenversammlung, oder auch einem deutschen Nationalconcil vorbehalten bleiben und bis zu dessen möglichst bald zu bewirkender Einberufung allen Reichsständen das Reformationsrecht innerhalb ihres Gebietes zustehen solle.

Karl V. hatte unterdessen, nicht als deutscher Kaiser, sondern als König von Spanien, einen schweren Krieg gegen Franz I. von Frankreich geführt, denselben 1525 bei Pavia besiegt, gefangen genommen und zu einem Frieden gezwungen, kraft dessen Frankreich das Herzogthum Mailand wieder herausgeben, auf seine alte Lehnsherrlichkeit in Flandern verzichten und andere empfindliche Entsagungen leisten mußte.

Kaum aber war Franz I. auf diese Bedingungen hin seiner Haft in Madrid entlassen, als er mit allen Kräften zur Erneuerung des Krieges rüstete, für welchen er diesmal einen eifrigen Bundesgenossen in dem Papste Clemens VII. fand, der des erdrückenden spanischen Uebergewichts, welches nunmehr auf Rom wie auf dem übrigen noch einigermaßen unabhängigen Italien lastete, nur noch durch die starke Hand Frankreichs entledigt zu werden hoffte und zu diesem Zweck mit Franz I. eine „heilige Liga“ einging. Angesichts der heftigen politischen Feindseligkeit des römischen Stuhls hatte der Kaiser weniger Ursache als je, sich der päpstlichen Sache in Deutschland mit besonderer Wärme anzunehmen, während die deutsche Reformparthei durch das Zerwürfniß zwischen Karl V. und Clemens VII. zu den besten Hoffnungen berechtigt zu werden schien. Diese steigerten sich, als ein spanisch-italienisches Heer, von einem französischen Ueberläufer, Karl von Bourbon, angeführt, und verstärkt durch 12,000 geworbene deutsche Landsknechte unter Georg von Frundsberg vor Rom rückte, die

Hauptstadt der katholischen Welt erstürmte und plünderte und den Papst selbst gefangen nahm, der seine Freiheit erst nach einer Reihe von Monaten durch die Flucht wieder erlangte. Da aber auch Frankreich den Krieg gegen den Kaiser unglücklich führte, so gab Clemens VII. den hoffnungslosen „heiligen Bund" auf, und nachdem der Papst zur Erkenntniß seiner Ohnmacht gekommen, war der Bruch zwischen ihm und dem Kaiser bald wieder geheilt. Karl V. erklärte, daß die feindliche Behandlung Roms und des Nachfolgers Petri ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei, war ihm in der Ordnung der italienischen Angelegenheiten überaus willfährig, versprach ihm seine guten Dienste zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit in Deutschland und ließ von ihm in Bologna die Kaiserkrönung vollziehen — die letzte, die überhaupt in Italien stattfand.

Die Wirkung dieser Aussöhnung, welcher ein günstiger Friede mit Frankreich bald nachfolgte, machte sich in Deutschland bald genug fühlbar. Auf dem 1529 in Speyer abgehaltenen Reichstage faßte die katholische Mehrheit auf kaiserlichen Antrag einen Beschluß, welcher nicht bloß alle weiteren Neuerungen in Kirchensachen verbot, sondern auch den bereits zur Reformation übergetretenen Ständen empfindliche Beschränkungen der bisherigen freien Hand auferlegte. Fünf Reichsfürsten, unter denen der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen voranstanden, legten gegen diesen Beschluß am 19. April eine feierliche Verwahrung ein, welcher sich einige Tage später vierzehn freie Städte anschlossen und aus welcher für die ganze Reformpartei der Name der „Protestanten" hervorging.

Als unmittelbarer Folgesatz aus dem gegen den Speyerer Reichstagsbeschluß erhobenen *Widerspruch* ergab sich ganz von selbst die Nothwendigkeit der Vorbereitung auf *Widerstand*. Der thätigste und entschlossenste unter den protestantischen Fürsten, Landgraf Philipp von Hessen, betrieb demnach

mit dem größten Nachdruck die Erneuerung und Erweiterung des schon vor einigen Jahren in Torgau geschlossenen Bündnisses, stieß dabei aber auf schwere Gewissensbedenken Luther's selbst und eines großen Theils des lutherischen Anhangs. Treu seiner Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit jedes gewaltsamen Widerstandes gegen die Obrigkeit, wollte Luther nicht reden hören von der Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes der Reformpartei mit dem Kaiser selbst und konnte er also von vornherein einem Bündnisse nicht günstig sein, als dessen wahrscheinliche Aufgabe jeden Falls der Kampf gegen das Reichsoberhaupt angesehen werden mußte. Dazu kam als eine zweite Schwierigkeit der innerhalb des Protestantismus selbst schroff hervortretende Gegensatz der Lutheraner und Zwinglianer, welchem eine verschiedene Auffassung der Lehre vom Abendmahl zu Grunde lag. Nach dem Vorgange Karlstadt's sah Zwingli im Abendmahle nur eine sinnbildliche Erinnerung an den Stifter des Christenthums, während Luther dessen mystische Gegenwart bei dem Sakramente aus den biblischen Worten herauslas. Wenn dieser Streitpunkt nicht der einzige war, welcher zwischen den beiden Reformatoren obwaltete, so war es doch derjenige, welcher eine unheilbare Spaltung unter ihnen und in ihrem beiderseitigen Anhange hervorbrachte. Die Zwingli'sche Abendmahlslehre erschien Luther als eine Art Abfall vom Wesen des Christenthums, dessen ächte Bekenner seiner Meinung nach durch die Gemeinschaft mit der Parthei Zwingli's, welcher insbesondere ein großer Theil der Reichsstädte angehörte, bloßgestellt und gefährdet werden mußten. So gingen denn die „Lutheraner" und die vorzugsweise sogenannten „Reformirten" in zwei Gruppen auseinander, die sich nicht selten heftiger befehdeten, als ihren gemeinschaftlichen Todfeind, den Papismus, und die selbst in der verhängnißvollen Lage, welche auf und nach dem Speyerer Reichstage eingetreten war, nicht über sich vermochten, gemeinschaftliche Sache mit einander zu machen. Um nichts unver-

sucht zu lassen, was eine Verständigung herbeiführen konnte, veranstaltete Philipp von Hessen im Herbste 1529 eine persönliche Zusammenkunft Luther's und Zwingli's und einiger ihrer beiderseitigen Freunde in Marburg zum Zwecke eines Religionsgesprächs; die vom Landgrafen gehoffte Ausgleichung der Ansichten scheiterte jedoch an der Starrheit, mit welcher Luther jeden Vermittelungsversuch seines versöhnlicher gesinnten Gegners zurückwies. Die Verhandlungen, welche zwischen den Fürsten und Städten der beiden protestantischen Bekenntnisse in verschiedenen Zusammenkünften zum Behufe einer politischen Verständigung geführt wurden, blieben eben so erfolglos; die Reformirten willigten nicht ein, daß der Glaube an die Brodverwandlung ausdrücklich unter den Schutz des zu errichtenden Bundes gestellt werde, und die Lutheraner, mit dem Kurfürsten von Sachsen in erster Reihe, beharrten bei der Weigerung, sich zur Mitvertheidigung der Lehre von der bloß symbolischen Bedeutung des Abendmahls zu verpflichten. Ueberdies blieben die Lutheraner unter sich selbst uneinig in Beantwortung der Frage, ob es überhaupt statthaft sei, die beanspruchte christliche Freiheit mit den Waffen in der Hand gegen den Kaiser zu verfechten. Luther selbst bestand entschieden auf seiner Ueberzeugung von der Unstatthaftigkeit des gewaltsamen Widerstandes gegen das Reichsoberhaupt, neigte selbst, im Widerwillen gegen die Reformirten, zu einem neuen Versuche der Aussöhnung mit dem Papste und ließ es demnächst sogar geschehen, daß Melanchthon an denselben durch Vermittelung eines römischen Legaten Vergleichsvorschläge richtete, die denn freilich keine andere Wirkung haben konnten, als die Bloßstellung ihrer Urheber in den Augen von Freund und Feind.

Angesichts solcher Spaltung und Rathlosigkeit im protestantischen Lager berief der Kaiser, jetzt auf der Höhe seines Kriegsglücks, welches 1529 auch die Türken durch Zurückweisung eines mit ungeheurer Macht auf Wien gemachten

Angriffes erfahren, von Bologna aus den Reichstag auf den Sommer 1530 nach Augsburg, in der ausgesprochenen Absicht, den Kirchenstreit, den er während einer neunjährigen Abwesenheit hatte gewähren lassen, nunmehr persönlich zum Austrage zu bringen. Im Bewußtsein der Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung folgten die Fürsten in ungewöhnlicher Vollzahl der kaiserlichen Ladung, unter voller Entfaltung der alten Pracht des Reichsceremoniells hielt Karl V. seinen Einzug in die freie Stadt am Lech, die ihrerseits in der prunkenden Schaustellung ihrer Macht und ihres Reichthums mit dem Kaiser und den Fürsten wetteiferte, und am 18. Juni wurde der Reichstag eröffnet.

War die Sprache des Kaisers bisher zurückhaltend gewesen, so gestattete doch sein persönliches Auftreten den protestantischen Fürsten gegenüber keine längere Täuschung über seine Gesinnungen. Je deutlicher aber der Landgraf von Hessen, der Kurfürst von Sachsen, der Markgraf von Anspach und ihre Glaubensgenossen erkannten, daß ihnen eine schwere Probe bevorstehe, desto fester wurde ihre eigene Haltung, desto entschlossener traten sie selber auf.

Von glaubenseifrigen Priestern erzogen, seit seinem sechzehnten Jahre König des überkatholischen Spanien, mit dem Papste persönlich durch die unlängst eingegangene Versöhnung und politisch durch die gleichzeitig geschlossene Interessengemeinschaft enge verbunden, ganz erfüllt von dem Glauben an die eigne Majestät und durch seine Siege über Franz I. von Frankreich, den einzigen Nebenbuhler, der sich etwa mit ihm messen konnte, der Allgewalt in Europa scheinbar nahe gerückt, war Karl V. der geborne Feind aller Neuerung in Kirche und Staat, aller bürgerlichen Auflehnung und aller Ketzerei; der Protestantismus aber, die eigenmächtige Lossagung von der Staatsreligion, war beides zugleich.

Die Protestanten sollten indessen nicht ungehört verurtheilt werden, der Kaiser forderte von ihnen vielmehr die Einrei-

chung ihres Glaubensbekenntnisses, welches für die Lutheraner von Melanchthon, in möglichster Annäherung an die katholische Lehre, abgefaßt, am 25. Juni dem Reichstage vorgelegt und unter dem Namen der „Augsburgischen Confession" zu einer der wichtigsten Urkunden der Reformation wurde. Als Antwort auf diese Schrift ließ Karl V. durch päpstliche Theologen eine „Widerlegung" derselben abfassen, welche den Protestanten am 3. August mit dem Bedeuten mitgetheilt wurde, daß sie auf diesen Nachweis ihrer Irrthümer zur alten Kirche zurückzukehren oder zu gewärtigen haben, daß der Kaiser als Schirmvogt derselben seines Amtes walten werde. Da dieses Machtwort nicht den beabsichtigten Eindruck hervorbrachte, wohl aber selbst von vielen der katholisch gesinnten Fürsten mißbilligt wurde, so fand Karl V. rathsam, weitere Verhandlungen zu gestatten, die indessen trotz der schwächlichen Führung derselben durch Melanchthon — Luther selbst konnte wegen der seit dem Reichstage zu Worms auf ihm lastenden Acht nicht füglich vor dem Kaiser erscheinen — erfolglos blieben. Darauf hin beharrte Karl V. im Reichstagsabschiede bei seinem ersten Ausspruche, welcher die schließliche Zustimmung der Mehrheit der Stände erhielt, mit der Maßgabe, daß den Lutheranern Bedenkzeit bis zum 15. April des nächsten Jahres gegeben und daß nach ihrer Rückkehr zum Katholicismus eine allgemeine Kirchenversammlung zur Abstellung rechtmäßiger Beschwerden einberufen werden solle. — Der Zwinglianer, welche gleichfalls eine Bekenntnißschrift eingereicht hatten, die ohne Berücksichtigung geblieben war, wurde in dem Reichstagsabschiede nur andeutungsweise und in noch drohenderem Tone gedacht.

Der gesteigerte Ernst der Lage blieb nicht ohne starke Einwirkung auf den Geist und die Haltung beider protestantischen Partheien. Landgraf Philipp, welcher in bitterm Unmuth über den Gang der Augsburger Verhandlungen und besonders die übertriebene Nachgiebigkeit Melanchthon's den Reichstag schon vor Schluß desselben verlassen, nahm den

Ausgleich zwischen Lutheranern und Reformirten wieder in die Hand und betrieb von Neuem die gemeinschaftliche Rüstung gegen die näher gerückte Gefahr der Vergewaltigung durch den Kaiser. Dies Mal gelang es ihm wenigstens, die Wittenberger Theologen und den von ihnen beherrschten Kurfürsten Johann von der Meinung zurückzubringen, daß das evangelische Verbot des Widerstandes gegen die Obrigkeit auch auf das Verhältniß der Reichsfürsten zum Kaiser seine Anwendung finde, und demnächst ein Schutzbündniß zwischen Lutheranern und Reformirten zu vermitteln, das im Frühjahre 1531 in Schmalkalden zum Abschluß kam.

Kurz zuvor hatte Karl V. die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige mit Hülfe großer Geldsummen, welche ihm das reiche Handelshaus der Fugger in Augsburg vorgestreckt, auf einem Kurfürstentage in Köln durchgesetzt, zur großen Unzufriedenheit selbst vieler gut katholischen Fürsten, welche dem übermächtigen Hause Habsburg nicht auch die Zukunft des Reichs verpfändet wissen wollten. Ferdinand, seit mehreren Jahren König von Böhmen und Ungarn, hatte in dem letzteren der beiden Länder zwar einen Gegenkönig zu bekämpfen, den Großfürsten Johann Zapolya von Siebenbürgen, in dessen Namen Sultan Soliman II. ganz Ungarn eroberte und auch nach dem gescheiterten Angriffe auf Wien behauptete; seine Machtstellung aber war darum kaum weniger beunruhigend für den Unabhängigkeitssinn der Reichsfürsten, zumal erst unlängst auf dem Augsburger Reichstage einer der Ihrigen, der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg, die Bestätigung des an ihm begangenen Raubes zu Gunsten Ferdinand's hatte erleiden müssen, welcher trotz aller dagegen erhobenen Einsprache und der Anwesenheit eines jetzt erwachsenen Sohnes Ulrich's vom Kaiser mit Würtemberg förmlich belehnt wurde.

Diese Vorgänge bewogen den strengkatholischen Herzog Wilhelm von Baiern, dem schmalkaldischen Bunde beizutreten,

der sich alsbald auch mit dem Könige von Dänemark und sogar, ungeachtet der heftigsten Abmahnungen Luther's, der die Gefahr eines solchen Schrittes vollständig durchschauete, mit Frankreich in Verbindung setzte. Unter solchen Umständen konnte der Kaiser, nach Ablauf der den Protestanten gesetzten Frist, um so weniger daran denken, den Augsburger Reichstagsabschied mit Gewalt durchzuführen, als gleichzeitig der türkische Sultan gewaltige Rüstungen zu einem zweiten Angriffe auf Oesterreich machte. So bot denn Karl selbst die Hand zur Versöhnung oder doch wenigstens zu einer Vertagung der Feindseligkeiten, und im Juni 1532 kam es in Nürnberg zu einem ersten „Religionsfrieden", welcher den Anhängern der Augsburger Confession, mit stillschweigendem Ausschluß der Reformirten, die (unter dem Einflusse Luther's und zur äußersten Unzufriedenheit des Landgrafen Philipp) von ihren Bundesgenossen im Stiche gelassen wurden, die freie Uebung ihres Bekenntnisses bis zu der oft angerufenen Entscheidung einer Kirchenversammlung zusicherte. — Nach diesem Zugeständnisse leisteten die Protestanten bereitwillig die ihnen abverlangte Hülfe gegen die Türken, die, nachdem sie bis nach Linz und nach Gratz vorgedrungen waren, unter schweren Niederlagen durch den Feldhauptmann Sebastian Schärtlin wieder zurückgeschlagen wurden.

Der Nürnberger Religionsfriede konnte nicht verhindern, daß zwischen Katholiken und Protestanten bald wieder neue Reibungen vorfielen. Da aus Würtemberg insbesondere bittere Klagen über österreichische Gewaltmaßregeln kamen, durch welche der protestantische Geist in diesem Lande darniedergehalten wurde, so nahm Philipp von Hessen auf sich, den dortigen rechtswidrigen Zuständen ein Ende zu machen, welche längst ein Aergerniß für das ganze Reich gewesen. An der Spitze eines Heeres von 24,000 Mann, das er mit französischen Hülfsgeldern geworben, vertrieb er die Oesterreicher im Frühjahre 1534 binnen weniger Wochen aus ganz Würtemberg. Unter dem nämlichen Jubel des Volks, der seine Absetzung begleitet, kehrte Herzog Ulrich, dessen Missethaten man unter dem Drucke der habsburgischen Herrschaft vergeben und vergessen hatte, in das Land zurück, welches er hinfort, durch das Unglück belehrt und vielleicht auch gebessert, mit Einsicht und verfassungsmäßig regierte, und das die Reformation einmüthig annahm. Der Kaiser Karl und der König Ferdinand, jener nach Spanien zurückgekehrt, dieser ohne Beistand auch von Seiten der katholischen Reichsfürsten, konnten nicht umhin, die vollbrachte Thatsache anzuerkennen. — Der Schwäbische Bund, welcher so lange die Vormacht in Süddeutschland gehabt, löste sich auf, nachdem sein wichtigstes Werk rückgängig geworden.

In der Schweiz war es inzwischen schon mehrmals zum Religionskriege im eigentlichen Sinne des Wortes gekommen. Zwingli selbst starb 1531 mit den Waffen in der Hand in einer Schlacht, welche das protestantische Zürich gegen die katholischen Urkantone verlor und in deren Folge ein beträchtlicher Theil der reformirten Schweiz der alten Kirche wieder anheimfiel. Als eine Entschädigung mochte es gelten, daß Bern 1535 das Waadtland dem Herzoge von Savoyen entriß und Genf in seiner Selbstbefreiung von der savoyischen Herrschaft unterstützte, worauf denn hier wie dort die Reformation freien Spielraum fand und sich nach dem Glaubensbekenntnisse des Genfers Calvin auch in Frankreich ausbreitete.

Im folgenden Jahre, 1536, gelang es dem unermüdlichen Eifer des Landgrafen von Hessen, zur Ausgleichung der Verschiedenheiten zwischen den Glaubensbekenntnissen der Lutheraner und der Zwinglianer in Deutschland die Abfassung einer gemeinschaftlichen Formel, die „Wittenberger Concordia", zu Stande zu bringen, welche von beiden Theilen angenommen wurde, wiewohl nicht ohne anfängliches Widerstreben von Seiten der süddeutschen reformirten Städte Ulm, Augsburg,

Straßburg u. s. w., welche ihre bisherige Abendmahlslehre dem Frieden zum Opfer bringen mußten. Damit war denn endlich die volle Gemeinschaft der Protestanten zu Schutz und Trutz ermöglicht, unter deren Mangel die protestantische Sache zu wiederholten Malen bereits empfindlich gelitten hatte.

Weit außerhalb dieser Gemeinschaft blieb indessen eine der aus der Reformation hervorgegangenen Glaubensgenossenschaften, welche unter dem Namen der Wiedertäufer Verbreitung gefunden, ohne jedoch längere Zeit hindurch größere Gemeinden bilden und feste kirchliche Gestalt gewinnen zu können. Die Vorstellung, daß die Taufe eines bewußtlosen Kindes keine Bedeutung für dessen Seelenzustand haben könne, daß zur Wirksamkeit des Sakraments vielmehr der Glaube und der Wille nothwendig sei, hatte schon zur Zeit des Aufenthalts Luther's auf der Wartburg in die damalige Zwickauer und Wittenberger Bewegung hineingespielt und war während des Bauernkrieges, in Verbindung allerdings mit andern und ausschweifenderen Ketzereien, durch Thomas Münzer zu einem der stärksten Hebel des kirchlichen und bürgerlichen Umsturzes in Mühlhausen geworden. Von Protestanten und Katholiken gleichmäßig verabscheut und verfolgt, konnte sich die Sekte der Wiedertäufer gleichwohl in der Stille nicht bloß behaupten, sondern auch von Jahr zu Jahr vermehren, und selbst die Bluturtheile, welche mancher Orten über ihre Bekenner ergingen, verstärkten ihre Lebenskraft und die Zahl ihrer Anhänger. Als im Anfange der dreißiger Jahre die Bürgerschaft von Münster die Reformation ihrer Stadt gegen den Bischof und den Rath derselben mit Gewalt durchsetzte und demnächst ein volksmäßiges Regiment einführte, gestattete die dortige neue Ordnung der Dinge auch den Wiedertäufern freien Zutritt, und bald wurden sie durch Werbung unter der Einwohnerschaft und Zuzug von Außen, insbesondere aus den Niederlanden, stark genug, um ihre Gegner aus der Stadt zu vertreiben und sich zu unbeschränkten Herren derselben zu

machen. Die Losung in Münster wurde: Errichtung des Gottesreiches auf Erden, unter Vertilgung aller seiner Widersacher. Eins der ersten Mittel zum Zweck sollte die Gütergemeinschaft sein; die Vielweiberei, durch das alte Testament gerechtfertigt und im neuen Testamente nicht verboten, wurde gestattet und galt selbst für verdienstlich; nach altjüdischem Vorbilde entstand ein Prophetenthum als Staatsanstalt; zum Oberhaupt des zu errichtenden Weltreichs bestimmt, ließ sich der Schneider Johann Bockhold aus Leyden in Münster zum Könige salben. — Anderthalb Jahre lang währte dieses Unwesen, ehe es dem Bischofe unter dem Beistande der benachbarten Fürsten im Sommer 1535 gelang, sich der hartnäckig vertheidigten Stadt mehr durch Aushungerung und schließlichen Verrath, als durch die Waffen zu bemächtigen. Bockhold und seine nächsten Gehülfen wurden zu Tode gemartert, Münster aber kehrte in den Schooß des alten Glaubens zurück und zählte mit der Zeit wieder zu dessen treuesten Bekennern.

In einem gewissen Zusammenhange mit dem Aufruhr der Wiedertäufer in Münster stand, wenigstens nach staatspolizeilicher Meinung, eine gleichzeitige Volksbewegung in Lübeck, welche weithin eine erschütternde Wirkung ausübte. Im Jahre 1530 erzwang die Bürgerschaft von Lübeck von dem altkirchlich gesinnten und den patricischen Geschlechtern angehörigen Rathe die Zulassung der Reformation, drei Jahre später mußte die Herrschaft der Geschlechter überhaupt dem Regimente des Gewerbstandes Platz machen, und der bisherige Wortführer der Opposition, Jürgen Wullenweber, wurde Bürgermeister.

Obgleich die Hansa seit geraumer Zeit in der Auflösung begriffen war und die sämmtlichen Binnenstädte, mit einziger Ausnahme Lüneburgs, sich nach und nach von derselben losgesagt hatten, so stand doch ihr Vorort Lübeck gerade jetzt auf der Höhe seiner Macht. In Verbindung mit einigen benachbarten Küstenstädten gelang es Lübeck 1523, durch kräftige

Unterstützung schwedischer und dänischer Aufstände, die seit anderthalb Jahrhunderten auf die Hansa drückende Vereinigung der drei skandinavischen Reiche zu sprengen, Gustav Wasa in Schweden und Friedrich von Holstein in Dänemark zur Krone zu verhelfen und den letzten gemeinschaftlichen skandinavischen König Christian II. auf Norwegen zu beschränken, das er jedoch demnächst gleichfalls räumen mußte. Große Handelsvortheile und die Abtretung der Insel Bornholm waren der Lohn der dem schwedischen und dem dänischen Könige geleisteten Dienste. Allein weder in Stockholm noch in Kopenhagen zeigte sich die Dankbarkeit nachhaltig, und zur Zeit, wo Wullenweber das Bürgermeisteramt in Lübeck übernahm, führte die Stadt große Beschwerde namentlich darüber, daß Dänemark, den bestehenden Verträgen zuwider, den niederländischen Schiffen den Sund geöffnet habe. Um Lübeck und der Hansa wieder zu ihren wirklichen oder vermeinten Rechten zu verhelfen, erregte Wullenweber einen Aufstand in Schweden und erklärte er Dänemark den Krieg, welcher gleichfalls mit Hülfe einer von dem Lübecker Bürgermeister angestifteten und mit großem Geschick gehandhabten Volksbewegung durch den Feldhauptmann Christoph von Oldenburg und den Anführer der Flotte, Marks Meier, anfänglich mit gutem Erfolge geführt wurde. Nachdem jedoch fast alle dänischen Inseln und Kopenhagen selbst besetzt waren, schlug das Kriegsglück um, und als der dänische König Christian III., Sohn und Nachfolger Friedrich's I. von Holstein, im September 1534 von der Landseite her vor Lübeck rückte, begann Wullenweber in der Volksgunst zu sinken. Eine schwere Niederlage, welche die Lübecker im Juni 1535 auf der Insel Fünen erlitten, bewirkte seinen Sturz. Er wurde abgesetzt, gerieth in die Gewalt eines leidenschaftlichen Feindes aller Neuerung in Kirche und Staat, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der ihn, obgleich er keine Art von Gerichtsbarkeit über den Lübecker Bürger besaß, namentlich unter die Anklage stellte, daß er die

Wiedertäuferei habe einführen wollen und ihn auf erpreßte Geständnisse hin enthaupten ließ. — Lübeck kehrte unter die Herrschaft der Geschlechter zurück, seine Macht und sein Glanz waren auf immer dahin, die deutsche Volkspolitik überhaupt hatte ihre geschichtliche Rolle mit dem Lübecker Nachspiel für lange Zeit beendet, die Geschicke der Nation im Großen wie im Kleinen lagen hinfort fast ausschließlich in den Händen der fürstlichen Cabinete.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch blieben die deutschen und die europäischen Ereignisse der Ausbreitung und Verstärkung des Protestantismus fortwährend günstig. Auf den Kurfürsten Johann von Sachsen folgte 1532 ein nicht minder eifriger Beförderer der Reformation, Johann Friedrich, während dieselbe durch den Tod des Herzogs Georg von Sachsen (in Leipzig und Thüringen) und des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg in den Jahren 1535 und 1539 von zwei ihrer heftigsten Gegner befreit wurde und in deren Nachfolgern, Heinrich und Joachim II., zwei neue fürstliche Anhänger des Protestantismus gewann, denen ihre Länder größten Theils bereits vorangegangen waren. Der Graf Wilhelm von Nassau, die Pfalzgrafen von Zweibrücken und Neuburg, demnächst auch der Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz, einige kleinere Fürsten, eine große Anzahl von Reichsstädten und Reichsrittern, ja auch mehrere Bischöfe, wie die von Lübeck, Schwerin, Kammin, Magdeburg, Halberstadt, Bremen u. s. w. traten im Laufe der dreißiger Jahre gleichfalls über. Herzog Heinrich von Braunschweig, fast der einzige unter den norddeutschen Fürsten, welcher noch zum Katholicismus hielt, wurde in Folge gewaltthätiger Feindseligkeiten gegen das protestantische Goslar und die gleichfalls lutherisch

gesinnte Stadt Braunschweig 1542 aus dem Lande vertrieben.

Gegenüber dem schmalkaldischen Bunde, der sich 1536 erneuerte und durch weitern Beitritt von Fürsten und Städten verstärkte, vereinigten sich unter dem Einflusse des Königs Ferdinand und des Papstes die Herzoge von Baiern mit andern katholischen Fürsten 1538 in Nürnberg zu einem „heiligen" Angriffsbündnisse, das auch durch Karl V. von Spanien aus mit Geld unterstützt, durch störende Zwischenfälle indessen bis auf Weiteres unschädlich gemacht wurde. Auswärtige Schwierigkeiten lähmten den ohne allen Zweifel längst auf gewaltsame Vernichtung des Protestantismus gerichteten Willen des Kaisers. Nachdem derselbe nach dem Tode des letzten Sforza 1535 Mailand als ein heimgefallenes Lehen eingezogen, begann Franz von Frankreich den dritten Krieg um das lombardische Herzogthum, welcher Karl V. drei Jahre lang beschäftigte. Zu gleicher Zeit dauerten die Türkenkriege fort, welche die ganze Macht des Königs Ferdinand für Ungarn in Anspruch nahmen und den Kaiser zu wiederholten Angriffen auf die afrikanischen Raubstaaten Tunis und Algier, die Bundesgenossen des Sultans, veranlaßten.

Durch solche Hindernisse abgehalten, der Ketzerei in Deutschland mit den Waffen beizukommen, betrat Karl V. wiederholt den Weg der Unterhandlungen durch Religionsgespräche und ernstliche Bemühungen um Einberufung der oft in Aussicht gestellten, von der römischen Kurie aber in Erinnerung an die Concilien zu Constanz und Basel immer hintangehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung, von welcher freilich eine gedeihliche Wirksamkeit längst nicht mehr zu erwarten stand. Ein 1541 in Regensburg abgehaltener Reichstag, auf welchem der Kaiser, dies Mal nach neunjähriger Abwesenheit, persönlich erschien, wurde fast ganz mit vergeblichen Versuchen der Vermittlung zwischen den unversöhnlichen kirchlichen Gegensätzen ausgefüllt; da aber ein vierter Krieg

Karl's V. mit Franz I. in naher Aussicht stand, während Sultan Soliman von Pesth-Ofen aus scharf auf Oesterreich drückte und der Kaiser überdies mit den Vorbereitungen zu seinem zweiten Feldzuge nach Afrika beschäftigt war, so fiel das in dem Reichstagsabschiede festgestellte politische Ergebniß der Regensburger Verhandlungen zum Vortheil der Protestanten aus. — Durch seine wohlwollende äußere Haltung und milde Sprache erlangte Karl V. seinerseits die Zustimmung der protestantischen Stände zur Bewilligung einer Reichshülfe von 28,000 Mann gegen die Franzosen und die Türken.

Der Krieg gegen Frankreich dauerte drei Jahre, führte das kaiserliche Heer in der Richtung auf Paris bis nach Chateau-Thierry und wurde 1544 durch den Frieden zu Crespy beendigt, welcher den bisherigen Zustand der Dinge der Hauptsache nach bestätigte. Eine der Bedingungen desselben aber lautete auf die gemeinschaftliche Unterdrückung der Ketzerei. Nachdem im folgenden Jahre auch ein Waffenstillstand mit den Türken abgeschlossen worden, war der von Karl V. längst ersehnte Zeitpunkt gekommen, die kirchliche Angelegenheit mit Nachdruck in Behandlung zu nehmen.

Zunächst erpreßte der Kaiser vom Papste die endliche Erfüllung des oft gegebenen Versprechens der Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, welche im December 1545 in Trient eröffnet wurde — dem Verlangen des Kaisers und mehrerer Reichstage gemäß zwar innerhalb des Reichsgebiets, aber in einer italienischen Stadt. Die Protestanten, obgleich sie früher wiederholt eindringliche Berufung an ein allgemeines oder ein Nationalconcil eingelegt, weigerten sich einmüthig und entschieden, die Versammlung in Trient zu beschicken, deren Geist sich durch den gewählten Ort und andre Wahrzeichen im Voraus ankündigte. Luther selbst erklärte die unbedingte Abweisung jedes ferneren Ausgleichsversuchs in einer Schrift unter dem Titel: Das römische Papstthum vom Teufel gestiftet.

Dieses Buch war eins der letzten Werke seiner Feder. Am 18. Februar des folgenden Jahres 1546 starb der Reformator, umgeben von seinen drei Söhnen, in Eisleben, wohin er zur Schlichtung einer Familienstreitigkeit der Grafen von Mansfeld berufen worden. Körperlich erschöpft durch die ungeheuern Arbeiten und Mühen seines dreißigjährigen Kampfes, verdüsterten Gemüthes in Folge manches Mißlingens und schwerer Sorgen um die Zukunft, ruhebedürftig, ja lebensmüde, bewahrte Luther gleichwohl bis zur letzten Stunde die volle Kraft seines Willens, seines Geistes und seines Glaubens. Und wenn diese Kraft ihn oft zu Uebertreibungen verleitet, zuweilen auch im Stiche gelassen hat, so wird sein Name dennoch zu den ruhmvollsten in der Geschichte zählen, so lange die Menschheit im Stande ist, Seelengröße, Geisteskraft und Heldenthum zu würdigen.

Auf den Juni 1546 berief der Kaiser den Reichstag nach Regensburg zum letzten Versuche, die Reformation auf dem Wege der Unterhandlungen rückgängig zu machen. Da sein Entschluß, nöthigen Falls Gewalt anzuwenden, von vorn herein unzweifelhaft war, so verweigerten die meisten der protestantischen Reichsstände das Erscheinen in Regensburg, um desto wirksamer zur Vertheidigung zu rüsten. Die Zumuthung des Kaisers, sich der Entscheidung des Concils in Trient im Voraus zu unterwerfen, wurde von den Protestanten allgemein zurückgewiesen, und sein Bestreben, dieselben dadurch zu spalten, daß er gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen wegen ihrer kriegerischen Vorbereitungen die Acht aussprach, den übrigen Anhängern der Reformation dagegen gute Worte gab, insbesondere die Versicherung, daß es sich nicht um Zwang gegen den Glauben handle, sondern nur um Auflösung des reichsgefährlichen schmalkaldischen Bundes, hatte nur halben Erfolg.

Der schmalkaldische Bund, obgleich seit einigen Jahren mehrfach geschwächt und gelockert durch den Austritt einiger

seiner Mitglieder und durch die persönliche Spannung, welche zwischen andern derselben obwaltete — namentlich zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Landgrafen Philipp, in Folge der heimlichen Doppelehe, welche dieser, unter kleinmüthiger Einwilligung Luther's, eingegangen war — sammelte seine Streitkräfte ohne Aufschub, verlor aber eine kostbare Zeit in jener Unschlüssigkeit, welche allen Bundesgenossenschaften anhaftet, an deren Spitze kein zwingender Wille steht, und durch welche man von protestantischer Seite bereits die unschätzbare Gelegenheit versäumt hatte, die Erzbischöfe von Mainz und von Köln auf die Seite der Reformation herüberzuziehen, der diese beiden geistlichen Kurfürsten entschieden zuneigten und bei rechtzeitiger Ermuthigung und Unterstützung sammt ihren Ländern höchst wahrscheinlich gewonnen worden sein würden. Dies Mal war es, ganz wider seine sonstige Art, der Landgraf Philipp, welcher einem langsamen und bedächtigen Verfahren das Wort redete, während der Feldhauptmann Schärtlin, an der Spitze des überaus zahlreichen Aufgebots der süddeutschen Städte, vergebens auf ein rasches und rücksichtsloses Vorgehen drang. Hauptsächlich, um Baiern zu schonen, das noch nicht offen Parthei ergriffen, blieb das Bundesheer, trotz seiner doppelten und dreifachen Ueberlegenheit, Monate lang unthätig gegenüber dem Kaiser, der mit geringen Streitkräften, zum Theil spanischen Truppen, anfänglich bei Regensburg, dann bei Ingelstadt stand und auf Zuzug wartete. Im Laufe des Sommers trafen diese Hülfsvölker im kaiserlichen Lager ein. Der Papst Paul III., in richtiger Würdigung der Wichtigkeit der Sache und des Augenblicks, ließ nicht bloß eine Kreuzbulle gegen die deutschen Ketzer ausgehen, sondern auch 12,000 Mann eigner Truppen zu dem Kaiser stoßen, und lieferte demselben überdies eine bedeutende Geldsumme aus dem eignen Schatze. Weitere Verstärkungen zog Karl V. aus Neapel und den Niederlanden an sich, so daß im Beginn des Herbstes sein Heer hinter dem

der schmalkaldischen Bundesgenossen an Zahl nicht mehr zurückstand.

In dieser Lage der Dinge fiel gegen die protestantische Sache ein verrätherischer Schlag von protestantischer Hand. Herzog Moritz von Sachsen, der ehrgeizige und arglistige Sohn des Herzogs Heinrich, welcher die Reformation in die thüringischen Lande eingeführt, rückte, nach heimlicher Verständigung mit Karl V., in Kursachsen ein, um zu verhindern, wie er vorgab, daß das Land in Folge der über den Kurfürsten Johann Friedrich, seinen Stammesvetter, verhängten Reichsacht in fremde Hände falle. Johann Friedrich verließ sofort das Lager der Bundesgenossen, eilte nach Sachsen, vertrieb den treulosen Herzog Moritz und zwang ihn, um Waffenstillstand zu bitten. Der Kaiser unterdessen, der durch den Abzug des Kurfürsten das Uebergewicht in Süddeutschland gewonnen, erlangte durch bloße Drohungen die Unterwerfung des Herzogs Ulrich von Würtemberg und der dem schmalkaldischen Bunde beigetretenen Reichsstädte, Ulm, Augsburg, Straßburg u. s. w., welche zur Sühne ihrer Empörung harte Demüthigungen über sich ergehen lassen und schwere Strafgelder zahlen mußten. Der Bund gerieth in gänzliche Auflösung, Landgraf Philipp selbst gab die Sache desselben verloren, kehrte nach Hessen zurück und trat mit dem Kaiser in Unterhandlungen.

Meister des Südens, wendete sich Karl V. im Frühjahre 1547 nach Sachsen, überraschte den Kurfürsten am 24. April bei Mühlberg an der Elbe, brachte ihm eine vollständige Niederlage bei und nahm ihn selbst gefangen. Mit roher Verletzung alles Herkommens im Reiche und alles öffentlichen Anstandes wurde Johann Friedrich vor ein durch den spanischen Herzog von Alba zusammengesetztes Kriegsgericht gestellt, das ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte. Karl V., wenn er überhaupt gesonnen war, diesen Spruch vollstrecken zu lassen, ließ sich durch die Einsprache der Reichsfürsten in seinem Heere von dieser Absicht zurückbringen, und begnügte

sich mit dem Verzichte Johann Friedrich's auf Kursachsen, welches sammt der daran haftenden Kurwürde auf den Herzog Moritz, als Lohn des Verrathes an seinen Glaubensgenossen, übertragen wurde, wogegen Johann Friedrich als Abfindung Gotha, Weimar und andere Theile von Thüringen erhielt, so daß der ältere „ernestinische" Zweig des Hauses Wettin mit dem jüngeren „albertinischen" die Rolle wechselte. — Die ihm abverlangte Unterwerfung unter die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung verweigerte der abgesetzte und trotz des abgeschlossenen Vergleichs als Gefangener zurückgehaltene Kurfürst auf jede Gefahr.

Landgraf Philipp fand es jetzt an der Zeit, seinen Frieden mit dem Kaiser gleichfalls zum Abschluß zu bringen. Er begab sich zu diesem Zwecke in das kaiserliche Lager, erlangte gegen Schleifung seiner Festungen, Auslieferung seines Geschützes und fußfällige Abbitte die Zusicherung voller Straflosigkeit und wurde gleichwohl kraft einer dreisten Fälschung des abgeschlossenen Vertrags als Gefangener zurückgehalten. Die übrigen protestantischen Stände Norddeutschlands suchten sich nunmehr gleichfalls mit dem Kaiser auf möglichst leidliche Bedingungen abzufinden. Braunschweig mußte den vertriebenen Herzog Heinrich wieder aufnehmen. Nur Magdeburg widerstand allen Drohungen und trotzte jeder Gefahr. — In den gedemüthigten Reichsstädten Oberdeutschlands wurde das Zunftregiment, gegen welches übrigens schon vor Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein starker Rückschlag eingetreten, allenthalben durch eine erneuerte Herrschaft der Geschlechter verdrängt.

Karl V. verdankte die Erfolge, welche ihm eine Herrschaft über Deutschland gegeben, wie sie keiner seiner Vorgänger besessen, dem offenbaren Bruch des auf die Wahlkapitulation geleisteten Eides, welcher ihm verbot, fremde Truppen in das Reich zu führen, denn Spanier und Italiener bildeten einen beträchtlichen Theil seines Heeres und halfen namentlich den

Sieg bei Mühlberg erfechten. Eine solcher Art betriebene Wiederherstellung der kaiserlichen Macht konnte aber schwerlich Bestand haben und nimmermehr zum Heile Deutschlands ausschlagen. Hätte die Sache des alten Glaubens mit deutschen Kräften die Oberhand behalten und ihren Sieg zum Vortheil der staatlichen Einigung und der Kronrechte ausgebeutet, so würde der politische Gewinn durch einen augenblicklichen kirchlichen Rückschritt, durch eine Vertagung der unter jener Voraussetzung augenscheinlich noch nicht zur Reife gediehenen Reformation, vielleicht nicht zu theuer erkauft worden sein; was dagegen das altgläubige Kaiserthum mit spanischen und italienischen Waffen über den deutschen Volksgeist und über das deutsche Fürstenthum zugleich gewann, das war für die Nationalsache ein doppelter Verlust.

So hart Karl V. indessen auch mit den Protestanten als politischen Widersachern verfuhr, so viel Schonung glaubte er gegen dieselben als kirchliche Gegenparthei vorläufig beobachten zu müssen. Staatsrücksichten verschiedener Art geboten ihm Mäßigung. Einige der protestantischen Fürsten, namentlich der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, hatten sich während des Krieges neutral gehalten, dem neuen Kurfürsten von Sachsen war der Kaiser sogar großen Dank schuldig, der Protestantismus hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß man hoffen durfte, denselben mit einem Gewaltgriffe auszureißen, und überdies konnte Karl V. keineswegs beabsichtigen, dem Papstthume, mit welchem er neuerdings wieder in ein sehr gespanntes Verhältniß gerathen, gewonnenes Spiel in Deutschland zu geben, bevor die Kirchenversammlung in Trient den allerdings sehr gemäßigten Ansprüchen auf kirchliche Verbesserungen Genüge gethan, welche der Kaiser selbst theilte und ernstlich betrieb.

Im Gegensatze zu der staatsklugen Zurückhaltung, welche Karl V. im Reiche einstweilen beobachtete, ließ König Ferdinand in den österreichischen Erblanden und in Böhmen seinem

altgläubigen Eifer sofort den Zügel schießen. Die Reformation, welche in Deutsch-Oesterreich zahlreichen Anhang gefunden und das Hussitenthum, welches im Tschechenlande unter dem Namen der Utraquisten und Taboriten von Neuem das Haupt erhoben, wurden von Ferdinand, wenn auch zumeist unter politischen Vorwänden, mit blutiger Strenge verfolgt. Ein großer Theil des überwiegend protestantischen Adels verlor seine Güter durch Confiscation, und die Taboriten, jetzt auch böhmische Brüder genannt, verließen zu Tausenden das Land und suchten eine Zuflucht in Preußen und andern Nachbarländern.

Um einer Verständigung mit den Protestanten auf gütlichem Wege näher zu kommen, berief der Kaiser einen neuen Reichstag nach Augsburg, von welchem er 1548 die Genehmigung eines kirchlichen Uebergangszustandes, des sogenannten „Interim", erlangte, das bis zur Entscheidung der schwebenden Streitfragen durch die Kirchenversammlung in Trient gelten sollte, und welches den Protestanten zwar den Laienkelch und die Priesterehe bis auf Weiteres zugestand, im Uebrigen aber die Rückkehr zu den katholischen Satzungen und Gebräuchen gebot. Dieser zweideutige Reichstagsbeschluß erregte die Unzufriedenheit beider Religionspartheien und die Protestanten widersetzten sich beinahe einmüthig der Vollziehung desselben. Jetzt griff der Kaiser zu Gewaltmitteln. Herzog Ulrich von Würtemberg und mehrere der oberdeutschen Reichsstädte wurden durch Einlagerung spanischer Besatzungen zur Annahme des Interim gebracht, Constanz nach tapferer Vertheidigung gegen ein spanisches Heer durch Hunger, zur Uebergabe, zum Verzicht auf seine reichsständische Freiheit, zur Anerkennung der österreichischen Landeshoheit und zur Rückkehr zum Katholicismus gezwungen, ein Wechsel, welcher den tiefsten Verfall der Stadt nach sich zog, die Jahrhunderte lang zu den volkreichsten und blühendsten Deutschlands gezählt hatte. Auch der Landgraf Philipp, den Karl V. immer noch als Gefangenen

unter spanischer Bewachung mit sich umherführte, ließ sich durch trügerische Vorspiegelungen zur Genehmigung des Interim verleiten, während der Kurfürst Johann Friedrich dasselbe mit unbeugsamer Festigkeit zurückwies, obgleich seine Weigerung ihm weitere Erschwerung seiner gleichfalls fortdauernden Gefangenschaft zuzog. Ebenso standhaft zeigten sich die norddeutschen Städte, unter denen Magdeburg den eigentlichen Heerd des Widerstandes und des Gegenangriffs durch Wort und Schrift, durch Flugblätter, Spottbilder und ähnliche Mittel bildete. — Obgleich aber das Interim vieler Orten nicht zur Anerkennung, geschweige denn zur Vollziehung kam, konnte Karl V. durch Druck, Drohungen, Ueberredung und Verführung es dahin bringen, daß die Protestanten auf einem wiederum in Augsburg abgehaltenen Reichstage im Anfange des Jahrs 1551 sich bereit erklärten, die Kirchenversammlung in Trient zu beschicken, eine Zusage, welche zwar die Unterwerfung unter die Beschlüsse derselben noch nicht einschloß, aber doch zur Folge zu haben drohete.

In diesem äußersten Augenblicke trat ein plötzlicher Umschwung der Dinge ein. Mit der Vollziehung der über Magdeburg ausgesprochenen Reichsacht beauftragt, sammelte der neue Kurfürst Moritz von Sachsen ein starkes Heer und nachdem er sich nicht nur mit mehreren deutschen Fürsten, sondern auch mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., in geheimes Einverständniß gesetzt, brach er im Frühjahre 1552 in Eilmärschen auf nach Süddeutschland und gegen den in Innspruck verweilenden Kaiser, welchen er in einem Kriegsmanifeste anklagte, die Religionsfreiheit unterdrückt zu haben, deutsche Fürsten rechtswidrig in Gefangenschaft zu halten und mit Heranziehung fremden Kriegsvolks Deutschland überhaupt in die „viehische“ Knechtschaft des Hauses Habsburg bringen zu wollen. Im ganzen Lande erhob sich keine Hand für Karl V., selbst sein Bruder Ferdinand wollte oder konnte ihm keinen Beistand leisten, und nachdem sich Moritz durch Erstürmung

der Ehrenberger Klause den Weg nach Innspruck gebahnt, blieb dem Kaiser nichts übrig als die schleunigste Flucht. Bis nach Trient reichte der Schrecken vor dem Kurfürsten und in Verwirrung stob die Kirchenversammlung auseinander. Der Protestantismus gewann im Nu den Boden wieder, den er seit dem schmalkaldischen Kriege verloren hatte und Moritz war durch seinen zweiten Verrath zum Meister der öffentlichen Lage in Deutschland geworden. Ein werthvolles Gränzland aber war der Preis dieses Umschwungs. Kraft seines Vertrags mit Moritz, dem er Hülfsgelder gezahlt, besetzte Heinrich II. zunächst die deutschen Reichsstädte Toul und Verdun, deren französische Bevölkerung den Wechsel ohne Widerspruch geschehen ließ, und bemächtigte sich dann durch Hinterlist und Wortbruch auch des starken Metz, dessen aus Franzosen und Deutschen gemischte und zum großen Theil protestantische Einwohnerschaft immer treu und fest zum Reiche gehalten.

Hülflos wie er war, verstand sich der Kaiser dazu, seine bisherige Stellung der Reformation gegenüber aufzugeben. Er entließ den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp ihrer nunmehr fünfjährigen Haft und schloß mit dem Kurfürsten Moritz und seinen Verbündeten in Passau am 2. August einen Vertrag, welcher den Protestanten freie Religionsübung gewährte und sie mit ihren kirchlichen und politischen Beschwerden nicht mehr an das Concil, sondern an den nächsten Reichstag verwies.

Sobald der Kaiser sich durch diesen Ausgleich die Hände frei gemacht, warb und rüstete er mit dem größten Nachdruck zur Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich und schon im October lagerte er mit 56,000 Mann, großen Theils spanischer Truppen unter dem Befehl des Herzogs von Alba, vor Metz, entschlossen, die mächtigste Schutzwehr der deutschen Westgränze um jeden Preis zurückzuerobern. Die Franzosen hatten indessen nichts versäumt, um die Festungswerke der Stadt mit allen Mitteln ihrer Kriegskunst zu verstärken, so daß deren zahlreiche

Besatzung unter dem Herzoge Franz von Guise allen Angriffen des kaiserlichen Heeres Trotz bieten konnte. Obgleich aber krank und von schweren Schmerzen geplagt, hielt der Kaiser selbst die Belagerung drei Monate lang aufrecht, und weder die Beschwerden des äußerst ungünstigen winterlichen Wetters, noch der Verlust des dritten Theils seines Heeres, noch die dringendsten Vorstellungen seiner Generale konnten ihn von dem Entschlusse abbringen, Alles daran zu setzen, um Metz wiederzugewinnen. Erst als Entbehrungen und Lagerkrankheiten so sehr zugenommen hatten, daß die Kräfte der Truppen gänzlich versagten, wich der Kaiser endlich dem Drängen seiner militärischen Räthe und mit den Worten „es giebt keine Männer mehr" hob er im Januar 1553 die Belagerung auf. — Der Krieg gegen Frankreich währte noch vier Jahre und wurde dann durch einen fünfjährigen Waffenstillstand beendet, welcher dem Reiche alle seine Rechte vorbehielt.

Im nächstfolgenden Sommer fand der Kurfürst Moritz, kaum 33 Jahr alt, seinen Tod in der Schlacht bei Sieversshausen in der Nähe von Lüneburg, in welcher er seinem frühern Bundesgenossen, dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach, einem bösartigen Raufbold, gegenüberstand. Sein Nachfolger in Sachsen wurde sein Bruder August, während der entthronte Johann Friedrich, der mit seinem Anspruch auf Wiedereinsetzung nicht durchdringen konnte, sich mit der weitern Abtretung einiger Landstriche in Thüringen begnügen mußte.

Der Reichstag, welchem die Ausgleichung des Kirchenstreites vorbehalten war, wurde 1555 nach Augsburg einberufen, wo man, da es dies Mal beiden Theilen voller Ernst war mit einer wenigstens vorläufigen Schlichtung des alten Haders, endlich zum Ziele kam. Von Anerkennung freilich der persönlichen und unbeschränkten Gewissensfreiheit und des Rechts ihrer öffentlichen Bethätigung, obgleich dieser Gedanke schon von Luther oft mit dem größten Nachdrucke betont worden, konnte bei der allgemeinen Geistesverfassung des Jahrhunderts nicht die Rede sein, sondern nur das Recht des Daseins bestehender kirchlicher Körperschaften kam in Frage, und zwar lediglich insofern, als dieselben vermöge der Reichsverfassung eine vollgültige staatliche Vertretung hatten. Es handelte sich der Sache nach um einen Staatsvertrag, durch welchen keineswegs Rechte und Pflichten der Bevölkerung festgestellt, sondern einzig und allein die Wechselverhältnisse der vertragenden Reichsstände als solcher geregelt werden sollten. Da aber neben dem katholischen nur das Augsburgische Glaubensbekenntniß reichsverfassungsmäßigen Bestand hatte, so mußte sich der abzuschließende Religionsfrieden folgerichtiger Weise auf die beiden kirchlichen Partheien beschränken, die allein einander gegenüber standen. Zwinglianer und Calvinisten wurden in dem Vertrage mit Stillschweigen übergangen und konnten also keinen Rechtsanspruch auf die darin gewährleistete gegenseitige Duldung aus demselben ableiten.

Der wesentliche Inhalt des kirchlichen Friedensvertrags war demnach das gegenseitige Versprechen der katholischen und der lutherischen Reichsstände, einschließlich des Kaisers Karl und des Königs Ferdinand, der Religion wegen einander keine Gewalt anzuthun und sich wechselseitig die freie Wahl zwischen den beiden Glaubensbekenntnissen zuzugestehen, mit dem von Ferdinand nachträglich hinzugefügten „geistlichen Vorbehalt" jedoch, daß der Uebertritt eines kirchlichen Fürsten zu dem Lutherthum nur unter gleichzeitiger Abdankung und unbeschadet der katholischen Eigenschaft seines bisherigen Landes erfolgen könne — eine Beschränkung, welche zum allergrößten Hindernisse der Ausbreitung der Reformation über ganz Deutschland wurde. Nur mit Mühe erlangten die Protestanten ihrerseits die nachträgliche Zusage, daß ihre in katholischen Ländern bereits vorhandenen Glaubensgenossen bei der hergebrachten Uebung ihres Bekenntnisses belassen werden sollten. Die Freiheit der Auswanderung des Glaubens wegen wurde ausdrücklich gewährleistet, nicht aber der Austritt der Unter-

thanen aus der herrschenden Kirche; es konnte vielmehr geschehen, daß aus dem Augsburger Religionsfrieden der ruchlose Grundsatz abgeleitet wurde: wessen das Land, dessen der Glaube.

Mit diesem Vertrage war die Reformation vorläufig zum räumlichen und zum staatsrechtlichen Abschluß gekommen, zu einem Abschlusse, welcher freilich ein endgültiger weder sein wollte noch konnte, zumal er keinen der beiden Theile wirklich befriedigte und am wenigsten der protestantischen Sache gerecht wurde, die nach wie vor durch fürstliche Gewalt verhindert bleiben sollte, sich ihrem innern Beruf gemäß zur allgemeinen deutschen Volkssache zu erweitern, zu einem Abschlusse, welcher sich in einer spätern Zeit auch unter andern Gesichtspunkten als ein dürftiger Nothbehelf darstellte, der aber gleichwohl als die reichsverfassungsmäßige Anerkennung einer großen Errungenschaft die höchste Bedeutung hatte. — Diese Errungenschaft aber war die Aufstellung einer Opposition gegen die bisher allmächtige Auctorität, der Bruch der kirchlichen Einheit, deren Unnatur nur durch die gehässigsten Schreckmittel des Glaubens möglich geworden war und deren Fortdauer eine gewohnheitsmäßige Knechtschaft der Seelen zur nothwendigen Voraussetzung hatte.

Die Reformation brachte viele wohlthätige Wirkungen hervor, sie förderte die Pflege der Wissenschaft, welcher Freund und Feind sein gelehrtes Rüstzeug entlehnen mußte, sie gründete die deutsche Volksschule, welche früher kaum vorhanden war und zu deren Aufbau die Mittel erst durch die Einziehung von Klöstern, Pfründen, Bisthümern und andern geistlichen Stiftungen gewonnen wurden, sie machte die Religion aus einer Sache der kirchlichen Form zu einer Angelegenheit der Seele, erfüllte das Volk mit einem sittlichen Ernst, der ihm bis dahin fremd gewesen, leistete dem häuslichen Sinn und der Arbeitsamkeit manchen mittelbaren Vorschub und übte nach allen diesen Richtungen hin durch Beispiel und Anregung des

Wetteifers auch auf das katholische Deutschland einen heilsamen Einfluß. Das weitaus größte Verdienst der Reformation aber lag, wie gesagt, in dem Abfall selbst und in der damit gegebenen Befreiung ihrer Bekenner von der geisttödtenden und seelenmörderischen Vormundschaft des Priesterthums. Die Beseitigung der Mittelsperson zwischen dem Menschen und Gott, die Abschaffung des beglaubigten Dolmetschers der religiösen Wahrheit und der sittlichen Pflicht war, nächst der Stiftung des Christenthums selbst, die größte befreiende That der Geschichte. So lange die katholische Kirche den Widerschein ihrer eigenen Unfehlbarkeit auf Papst und Bischof und selbst auf den letzten Dorfpfarrer und Bettelmönch warf, so lange selbst der unwissendste und verdorbenste Priester den Stempel der göttlichen Weihe an sich trug und das Seelenheil seiner Beichtkinder in der Hand hatte, so lange war die Gemeinde im eigentlichsten Sinne des Wortes die Heerde des Hirten. Für diesen allein gab es eine sittliche Verantwortlichkeit, für jene keine andre Pflicht, als den blinden Gehorsam. Um die moralische Zurechnungsfähigkeit zum Gemeingut zu machen, bedurfte es der Zerstörung des Priesterthums, die wiederum bedingt war durch den Sturz des bisherigen Glaubenssystems. Indem die Reformation den Gläubigen auf die Bibel als die einzige ächte Quelle der religiösen Wahrheit verwies, gab sie allen seinen Geistes- und Seelenkräften den mächtigsten Antrieb zur höchsten Selbstentwicklung und schuf sie für Alle die Möglichkeit jenes individualisirten Glaubens, welcher der allein lebendige und welchem mit einer unendlichen Fortbildungsfähigkeit eine unendliche Zukunft gewiß ist.

Wenn die Reformation in das vielgespaltene deutsche Volk einen neuen tiefen Riß brachte, so geschah es, weil ein Theil der bestehenden politischen Mächte stark genug war, um der aus der Tiefe des deutschen Geistes hervorgegangenen Bewegung gewaltthätig Schranken zu setzen. Daß der Protestantismus ohne die Hindernisse, die ihm von den Thronen

Karl's und Ferdinand's und von den Bischofsstühlen herunter entgegengestellt wurden, wenn das deutsche Volk vielmehr seinem natürlichen Zuge überlassen geblieben wäre, sich Deutschlands ebenso vollständig bemächtigt haben würde, wie er sich Dänemarks, Schwedens und Norwegens bemeisterte, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Das Lutherthum, dafür zeugt ein wahrer Ueberfluß von Beweisen, war die nicht bloß dem deutschen, sondern auch dem gesammten germanischen Geiste des sechzehnten Jahrhunderts am meisten entsprechende Form des Christenthums und drang von Island bis nach Siebenbürgen in allen germanischen Ländern durch, deren Bevölkerung verstand, Herrin ihres eigenen Willens zu sein. So war es denn ohne Frage ein Nationalunglück, daß die Hälfte von Deutschland gewaltsam in kirchlichen Formen zurückgehalten wurde, denen sie innerlich entwachsen; ein noch viel schwereres Unglück jedoch würde es gewesen sein, wenn Deutschland etwa im Namen einer viel mehr scheinbaren als wirklichen politischen Einheit überhaupt darauf verzichtet hätte, den eisernen Ring des bisherigen Kirchenthums zu durchbrechen.

Ohne Abzug blieb der aus der Reformation hervorgehende Gewinn freilich nicht. Das landesherrliche Episkopat und die Consistorialherrschaft zum Beispiel, wiewohl sie die Freiheit der Geister nicht beeinträchtigen konnten, legten der kirchlichen Entwicklung neue Hemmschuhe an, und nicht in allen Händen wurde die Bibel zum Werkzeug der Geistesbildung und der sittlichen Selbsterziehung. An ihren Früchten jedoch bewährte sich die Reformation darum nicht minder als die Wohlthäterin nicht bloß ihrer Bekenner, sondern des ganzen Menschengeschlechts.

VII.

Ferdinand I.; Maximilian II.; Abfall der Niederlande.

Nach dem nothgedrungenen Verzichte auf die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit in Deutschland mißlang dem Kaiser auch der Versuch, seinem Sohne Philipp die Nachfolge im Reiche auf Kosten seines bereits zum römischen Könige gewählten Bruders Ferdinand zu verschaffen. Mit dem Bewußtsein eines verfehlten Lebens und übersättigt von dem leeren Pomp der Majestät, in welchem er von früher Jugend an geschwelgt, entschloß sich Karl V., kaum 55 Jahre alt, alle seine Kronen und Scepter niederzulegen und von dem öffentlichen Schauplatze zurückzutreten, auf welchem er während eines Menschenalters die Hauptfigur gewesen. Nachdem er zuerst die Regierung in den Niederlanden auf seinen Sohn übertragen, erklärte er 1556 seine Abdankung als deutscher Kaiser, welcher bald darauf auch die Thronentsagung in Spanien folgte, und zwei Jahre später starb er in einem einsamen spanischen Kloster. — Deutschland hatte an ihm gehabt, was ihm seit vielen Jahrhunderten gefehlt, einen *mächtigen Kaiser*, zugleich aber, was dem Reiche noch verderblicher werden mußte, als selbst die Ohnmacht auf dem Throne, einen *fremden Herrn*. Bis auf Karl V. *galt* Deutschland wenigstens noch für die europäische Vormacht; mit Karl V. und zumal durch sein *kaiserliches* Thun und Lassen, gelangte Spanien an die Spitze der christlichen Staatenwelt.

Erst zwei Jahre nach der Abdankung Karl's V. wurde Ferdinand, sein längst erkorener Nachfolger, zum Kaiserthum erhoben, nicht in der alten Krönungsstadt Aachen, sondern in Frankfurt am Main. Papst Paul IV. verweigerte ihm die Anerkennung, bis er dem römischen Stuhle seine Unterordnung bezeugt, und Ferdinand war schwach genug, diese Form zu erfüllen. Sein früherer Eifer für die Wahrung des alten Glaubens hatte sich indessen unter dem Eindrucke der Ereignisse der letzten Jahre sichtlich gemildert. Er hielt sich nicht nur innerhalb des Augsburger Religionsfriedens, sondern gewährte auch dem protestantischen Geiste seiner Erbländer auf eigne Verantwortlichkeit namhafte kirchliche Zugeständnisse, insbesondere den Laienkelch und die Priesterehe, für deren allgemeine Bewilligung er überdies den Papst durch nachdrückliche Verhandlungen zu gewinnen suchte, bei denen ihn auch Herzog Albrecht von Baiern unterstützte. Der Forderung des Abendmahls in beiderlei Gestalt, welche schon die Baseler Kirchenversammlung den Hussiten zugestanden, erwies sich die römische Kurie einigermaßen willfährig, im Punkte der priesterlichen Ehelosigkeit aber blieb sie unbeugsam, wiewohl ihr durch Zahlen, welche eine österreichische Kirchenvisitation geliefert, nachgewiesen wurde, daß nicht bloß die Pfarrhäuser, sondern auch die Klöster von Beischläferinnen und natürlichen Kindern wimmelten, und daß sogar viele Priester, der Kirche zum doppelten Trotz, mit angetrauten Frauen lebten.

Von Ungarn aus blieb das Reich fortwährend durch die Türken bedroht, gegen welche eine kräftige Hülfe von den Fürsten und Städten des innern Deutschland, die sich auf die Selbstvertheidigung der österreichischen Gränzländer verließen, niemals zu erlangen war. Nach dem Tode Johann Zapolya's, unter dessen Namen die türkische Herrschaft im Magyarenlande geführt wurde, erklärte Sultan Soliman den Sohn desselben, Johann Sigmund, zum Nachfolger seines Vaters, und der Kaiser sah sich nach neuen Niederlagen zu einem 1562 auf

acht Jahre abgeschlossenen Waffenstillstande gezwungen, in welchem er dem Schützlinge des Sultans die eine Hälfte von Ungarn einräumte, während er selbst sich verpflichtete, für die andere Hälfte des Landes einen jährlichen Tribut von 300,000 Dukaten an die Türken zu zahlen.

Eine eben so schwere Demüthigung erlitt Deutschland selbst durch einen neuen Gebietsverlust im äußersten Norden des Reichs. Das Ordensland der Schwertritter, Esthland, Livland, Kurland, das von Anbeginn im Lehnsverbande mit dem deutschen Reiche gestanden und bei seinem Eintritte in die Reformation als ein Reichsfürstenthum anerkannt worden war, wurde nach Ablauf eines fünfzigjährigen Waffenstillstandes, den der Heermeister Walther von Plettenberg nach einem großen Siege über die Russen mit denselben abgeschlossen, von dem Zaar Iwan Wasiljewitsch mit ungeheurer Heeresmacht überfluthet. Nach dem Beispiele und auf das Geheiß dieses gekrönten Scheusals hausten die Russen in dem Lande mit thierischer Wuth und teuflischer Grausamkeit. Der Heermeister des Ordens, Gotthard von Kettler, der sich nur hinter festen Mauern behaupten konnte, suchte die nächste Hülfe bei den Hansestädten, aber vergebens; man schien es in Lübeck und Hamburg sogar nicht ungern zu sehen, wenn Riga, Reval und andere Mitbewerberinnen um den Handel in der Ostsee zu Grunde gerichtet würden. Im Jahre 1559 brachte der Orden seine Sache an den Reichstag mit kaum besserem Erfolge: der Kaiser schickte an Iwan Wasiljewitsch zwei Gesandtschaften, welche nichts ausrichteten, und stellte eine Geldsendung in Aussicht, die nicht zu Stande kam. Auf's Aeußerste gebracht, wendete sich der Heermeister endlich an Polen, Schweden, Dänemark, von denen ihm der Beistand gewährt wurde, den ihm Deutschland versagte. Aber freilich um hohen Preis. Esthland mußte den Dänen und Schweden überlassen werden, Livland fiel Polen anheim und nur Kurland blieb dem Orden, oder vielmehr dem Heermeister Kettler als erbliches Herzog-

thum. — Für Deutschland waren die drei Landschaften mit dem Jahre 1561 vollständig und auf immer verloren, nicht durch den Mangel an Kraft, vielleicht nicht einmal durch den Mangel an gutem Willen, sondern in Folge eines Verfassungszustandes, welcher die deutsche Staatskraft und den deutschen Staatswillen hundertfach zersplitterte und der die Ehre, die Würde, den unversehrten Bestand des Reichs für alle seine Mitglieder, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, zu bloß nebensächlichen Angelegenheiten machte, denen die zeitweiligen Vortheile und Bedürfnisse der einzelnen Landesgebiete weit voranstanden.

Nach dem 1564 eingetretenen Tode des Kaisers Ferdinand vertheilten sich die in seiner Hand vereinigt gewesenen Besitzungen des deutschen Zweiges des Hauses Habsburg unter seine drei Söhne der Art, daß der älteste derselben, Maximilian, der vorausbestimmte Nachfolger seines Vaters im Kaiserthum, mit Oesterreich, Böhmen und Ungarn ausgestattet wurde, der zweite, Ferdinand, bekannt durch seine Heirath mit der schönen Augsburgerin, Philippine Welser, Tyrol und Vorderösterreich, der dritte, Karl, Kärnthen, Krain und Steiermark erhielt.

Kaiser Maximilian II. stand in der Blüthe des Mannesalters, besaß viele der Eigenschaften, welche einen Fürsten befähigen, die Volksgunst zu erwerben und zu verdienen, Herzensgüte, Leutseligkeit, Wahrheitsliebe, und neigte entschieden zur Reformation. Noch war es, allem Anscheine nach, nicht zu spät, den Protestantismus durch Beseitigung der ihn einengenden staatlichen Schranken zur allgemeinen deutschen Nationalsache werden zu lassen und die Thronbesteigung Maximilian's erregte deshalb, bei seinen wohlbekannten Gesinnungen, große Hoffnungen auf der einen und eben so große

Befürchtungen auf der andern Seite. Doch weder diese noch jene sollten in Erfüllung gehen. Der Kaiser kam über halbe Entschlüsse und halbe Maßregeln niemals hinaus und während er der Reformation in seinen Erblanden mancherlei kleinen Vorschub leistete, versagte er den Bemühungen der Protestanten um Verbesserung ihrer reichsverfassungsmäßigen Stellung allen wirksamen Beistand. Ja er ließ es geschehen, daß seine Söhne, deren Händen das Schicksal jener Länder früher oder später anheimfallen mußte, ganz im Sinne seiner streng altgläubigen Gemahlin erzogen wurden.

Wenn der Kampf mit den Waffen zwischen den beiden Religionspartheien ruhete, so wurde der Streit mit Rede und Schrift, mit Listen und Umtrieben darum nicht weniger heftig geführt. Die Kirchenversammlung in Trient, mehrmals gesprengt und wieder einberufen, hatte sich, nachdem sie im Gegensatze zu den Gesinnungen und Bestrebungen der beiden vorhergegangenen Concile in Konstanz und in Basel Alles gethan, die Versteinerung des Katholicismus zu vollenden, im Jahre 1563 unter donnernden Flüchen gegen alle Ketzer schließlich aufgelöst, und durch ihr letztes Wort wie durch ihr ganzes Werk sprechendes Zeugniß gegeben von dem Rückfall der Kirche in den Glauben an ihre eigne Entwicklungsunfähigkeit und in den Entschluß des unbedingten Beharrens bei den maßlosesten Ansprüchen früherer Jahrhunderte, sowie bei allen dem Fortschritte der Zeit Hohn sprechenden Einrichtungen. Selbst die Rechtmäßigkeit des Ablaßhandels wurde ausdrücklich bestätigt, die Ausübung desselben jedoch stillschweigend eingestellt. Die in Trient ausgegebene Losung fand vielfachen Widerhall in dem Geiste der katholischen Welt, welcher schon seit mehreren Jahrzehnten angefangen, sich aus der Erschlaffung aufzuraffen, in welcher er sich von der Reformation überraschen lassen. Vom passiven Widerstande und der matten Abwehr war die streitende römische Kirche zum kräftigen Gegenangriff übergegangen. Eine neu gebildete heilige Schaar, der

1540 von dem Spanier Ignaz Loyola gestiftete Jesuitenorden, trug ihr die Sturmfahne voran. Unter dem Zeichen des Kreuzes die Welt zu erobern und vor allen Dingen die Gebiete für den Katholicismus zurückzugewinnen, welche demselben durch die Reformation entrissen worden, war der ausgesprochene Zweck, für den die „Gesellschaft Jesu" in's Feld rückte, ausgerüstet mit allen geistigen Waffen, welche ein so ehrgeiziges Unternehmen erforderte. Als die wichtigste Bedingung des Erfolgs galt ihr die unverbrüchlichste Mannszucht, die blinde Unterordnung unter die Vorgesetzten bis zur gänzlichen Verleugnung der eignen Persönlichkeit, ein alle Selbstverantwortlichkeit ausschließender Gehorsam, gleich demjenigen, welcher einst dem Alten vom Berge von seinen Assassinen geleistet wurde*). Da die Gesellschaft Jesu nur befähigte Köpfe unter sich aufnahm und auf Geistesbildung und Kenntnisse hohen Werth legte, so lieferte die ihren Angehörigen auferlegte sittliche Selbstvernichtung den Leitern des Ordens so brauchbare Werkzeuge, wie sie in menschlichen Maschinen überhaupt gefunden werden können. Jedem Mitgliede der Gesellschaft wurde die Rolle angewiesen, welche seiner Begabung entsprach, oft ein der Kirche ganz fremder wissenschaftlicher oder geschäftlicher Beruf, und bald waren sehr viele Universitätsprofessuren und manche wichtige Staatsämter mit Jesuiten besetzt. In Deutschland fanden sie zuerst Eingang durch Berufung an die Hochschule in Ingolstadt durch den Herzog von Baiern, hinter dessen Beispiel die andern katholischen Fürsten nicht lange zurückblieben. Mit den Jesuiten zog aber nicht blos eine neue Gefahr für den Religionsfrieden, sondern auch ein unheimlicher Geist der finstern Ränke und des schleichenden Verraths in Deutschland ein, welchen die Jünger Loyola's aus ihrem Heimatlande mitgebracht.

*) Die Statuten des Ordens verpflichten dessen Mitglieder ausdrücklich, selbst Todsünden zu begehen, wenn es der Vorgesetzte in gewissen Formen befiehlt.

Die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung von Deutschland, wenn auch wegen der großen Zahl der geistlichen Fürstenthümer nicht die Mehrheit der Reichsstände, gehörte dem Protestantismus an. In ganz Norddeutschland, mit Einschluß von Hessen und Thüringen und unter alleiniger Ausnahme von Westphalen, gab es kaum noch einen katholischen Fürsten und nur wenige und unbedeutende katholische Gemeinden. Die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg und die Bischöfe von Lübeck, Verden, Halberstadt, durchweg Angehörige der benachbarten fürstlichen Häuser, traten der Reformation bei, ohne daß der „geistliche Vorbehalt" des Augsburger Religionsfriedens gegen sie geltend gemacht werden konnte. Westphalen dagegen, größten Theils unter geistlicher Herrschaft, blieb zwar überwiegend katholisch, aber auch die Bischöfe von Münster, Paderborn, Minden mußten den Protestantismus in ihren Gebieten dulden, welcher in Osnabrück, wo ein katholischer Bischof jeweils mit einem protestantischen wechselte, sogar die Oberhand gewann. So geschah es auch in den Niederlanden, trotz aller blutigen Verfolgungen der Ketzerei, zu denen sich Karl V. und sein Sohn Philipp in ihren burgundischen Erblanden für berechtigt und verpflichtet hielten. In Lothringen behauptete, entsprechend dem Uebergewichte der französischen Einwohnerschaft, der Katholicismus die Oberhand. In den drei geistlichen Kurfürstenthümern, sowie in den Bisthümern Worms, Speyer, Straßburg konnten die Erzbischöfe und Bischöfe nicht verhindern, daß ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung von der alten Kirche abfiel. Die Einwohnerschaft des fränkischen Kreises theilte sich, je nachdem sie den Markgrafschaften Anspach und Baireuth und den Reichsstädten, oder den Bisthümern Bamberg, Würzburg, Eichstädt angehörte, in eine protestantische und eine katholische Hälfte. Die Rheinpfalz, Baden, Würtemberg waren mit ihren Fürstenhäusern eifrige Anhänger der Reformation, die zwar in dem zweiten dieser Länder unter der vormundschaftlichen Regierung

eines Herzogs von Baiern eine Unterbrechung erlitt, bald aber wieder durchdrang. In dem herzoglichen Hause Wittelsbach hatte der Protestantismus überhaupt den heftigsten und beharrlichsten Gegner, dem es indessen gleichwohl nicht gelang, denselben von Baiern ganz auszuschließen, zumal in dem benachbarten Regensburg die Reformation frühzeitig die alte Kirche fast gänzlich verdrängte. Oesterreich und ein Theil seiner deutschen Nebenländer, namentlich Steiermark, war mehr protestantisch als katholisch, und der Adel insbesondere hatte sich in Masse von dem Katholicismus abgewendet, so daß schon Kaiser Ferdinand nicht umhin konnte, die wichtigsten Stellen seines eigenen Raths vielfach mit Protestanten zu besetzen. — Nach zeitgenössischen Berechnungen gehörten beim Beginn der Regierung des Kaisers Maximilian II. neun Zehntheile des gesammten deutschen Volkes dem Protestantenthum an.

Mit der Ausdehnung der Reformation hielt jedoch ihre innere Erstarkung keineswegs Schritt; je größer der Raum, über welchen sie sich verbreitete, desto schwächer wurde vielmehr ihr Geist. Der jugendliche Freiheitsdrang, welcher die Anfänge des Protestantismus getragen, erlosch zusehends, an die Stelle des Buchstabenglaubens der alten Kirche trat eine neue und kaum weniger gebieterische Rechtgläubigkeit, die protestantische Geistlichkeit zeigte sich eben so herrschsüchtig, wie das katholische Priesterthum und daß die bischöfliche Gewalt in den Händen protestantischer Fürsten wenig oder nichts von ihrer despotischen Natur verloren, bezeugten mancherlei Beispiele, namentlich das der Rheinpfalz, deren Bevölkerung binnen zwei Jahrzehnten drei Mal gezwungen wurde, zwischen dem Lutherthum und dem Calvinismus zu wechseln. Einige Fürsten und freie Städte schändeten die Reformation sogar durch blutige Ketzergerichte und nach dem Beispiele von Genf, wo Calvin 1553 den Spanier Servet als Leugner der Dreieinigkeit verbrennen ließ, zündete protestantischer Glaubenseifer

auch in Bern, Basel, Heidelberg Scheiterhaufen an. Blieben diese Fälle der äußersten Versündigung an dem Wesen der Reformation vereinzelt, so wurde der Wortkrieg und der Wettkampf um Einfluß und Stellung zwischen den verschiedenen protestantischen Partheien desto unermüdlicher und unerbittlicher geführt. Unter nichtigem Theologengezänk und persönlichen Anfeindungen der gehässigsten Art, denen man durch die in Torgau und Kloster Bergen 1576 und 1577 vereinbarte „Concordienformel" wenigstens unter den Lutheranern ein Ende zu machen suchte, wiewohl nur mit halbem Erfolg, verkümmerte die Seele der protestantischen Kirche in der nämlichen Zeit, wo der Katholicismus sich in gewaltiger Rüstung zu einem letzten Anlauf gegen dieselbe anschickte.

Der deutsche Landfrieden erlitt während der Regierung Maximilian's II. eine ernstliche Störung nur durch die sogenannten Grumbach'schen Händel. Der fränkische Ritter Wilhelm von Grumbach gerieth in Streitigkeiten mit dem Bisthum Würzburg, in deren Verlauf der Bischof erschlagen und Würzburg überfallen und gebrandschatzt wurde. Wegen dieser Gewaltthaten in die Acht erklärt, nahm Grumbach seine Zuflucht zu Herzog Johann Friedrich von Sachsen, Sohn des abgesetzten Kurfürsten gleichen Namens, der sich durch die trügerische Vorspiegelung einer bevorstehenden nochmaligen Schilderhebung der Reichsritterschaft durch Grumbach zu dem Anschlage verleiten ließ, das väterliche Kurfürstenthum durch Gewalt der Waffen an sein Haus zurückzubringen und womöglich sogar dem Kaiser die Krone streitig zu machen. Bei der gänzlichen Unzulänglichkeit der Mittel des Herzogs konnte dieses verwegene Unternehmen nur einen kläglichen Ausgang haben. Johann Friedrich wurde 1567 in seiner Hauptstadt

Gotha gefangen genommen, seines Herzogthums verlustig erklärt und als Staatsgefangener nach Oesterreich abgeführt, das seinem altüberkommenen Amte des Kerkermeisters gefallener Machthaber auch unter Maximilian II. treu blieb. Der Herzog starb erst nach einigen und zwanzig Jahren im Gefängniß, seinen Söhnen jedoch blieb das Herzogthum. Grumbach und einige seiner Mitschuldigen wurden geviertheilt.

Die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein, der bei jenen Händeln eine Rolle zugedacht gewesen, hatte allerdings schon unter Ferdinand I. einen großen Verein gebildet, um ihre Reichsunmittelbarkeit gegen das Landesfürstenthum zu vertheidigen, aber nicht mehr nach der Weise der früheren Ritterbündnisse mit den Waffen in der Hand, sondern durch gemeinschaftliche politische Haltung, durch gegenseitige Versicherung gegen wirthschaftliche Unfälle, durch planmäßiges Anlehnen an das Kaiserthum. Ferdinand war diesen Bestrebungen gern entgegengekommen und Maximilian II. bestätigte und befestigte bereitwillig die von seinem Vater anerkannte staatsrechtliche Stellung der fränkisch-schwäbisch-rheinischen Ritterschaft, welche ohne solche Begünstigung höchst wahrscheinlich der landesherrlichen Oberhoheit eben so wenig entgangen sein würde wie der niedrige Adel im übrigen Deutschland, der freilich, mit Ausnahme etwa des brandenburgischen, in der Selbsthülfe und namentlich in der Vereinigung seiner Kräfte zur gemeinschaftlichen politischen Rettung hinter seinen südwestdeutschen Standesgenossen weit zurückblieb. Die städtische Unabhängigkeit fand gleichfalls Schutz und Förderung bei Kaiser Maximilian II., wie derselbe denn überhaupt bezüglich der Reichsverfassungspolitik den Beispielen seiner besten Vorgänger auf dem Kaiserthron zu folgen suchte, so weit die Zeitumstände es noch gestatteten.

War es zu spät zu einer nachhaltigen Neubelebung und Kräftigung der Reichsverfassung, so gelang dem Kaiser wenigstens eine zeitweilige Verbesserung der Reichsrechtspflege

dadurch, daß er neben dem Kammergericht, dessen Zusammensetzung durch ständische Wahlen eine unerträgliche Schwerfälligkeit des Geschäftsgangs mit sich brachte, dem kaiserlichen Hofrathe in Wien gleichfalls die Zuständigkeit eines obersten deutschen Gerichtshofes verschaffte — ein Auskunftsmittel, welches schon von Maximilian I. versucht war, und dessen jetzt durchgreifende Anwendung, trotz mancher nahe liegenden Bedenken, durch die nächsten Erfolge hinlänglich gerechtfertigt wurde, insbesondere durch die Raschheit und Wohlfeilheit der Justiz des mit dem Reichsgerichte gleichgestellten kaiserlichen Gerichtshofs, so daß die Kläger, denen die Wahl zwischen beiden freistand, sich in wachsender Zahl von Speier ab- und nach Wien wandten.

Wie im Innern Deutschlands, so war die Regierungszeit Maximilian's II. auch nach Außen hin eine ungewöhnlich friedliche. Nur der Krieg gegen die Türken wurde in Ungarn, wie immer mit schwacher Betheiligung des Reichs, fortgesetzt, und zwar so wenig erfolgreich, daß Maximilian sich zur weitern Zahlung des seinem Vater von dem Sultan auferlegten Tributs verstehen mußte. Die Wiedereroberung von Metz, Toul und Verdun kam für das Reich nicht mehr in Frage und Frankreich seinerseits fand sich an der Erneuerung seiner Feindseligkeiten gegen Deutschland durch seine Religionskriege verhindert, in denen viele Tausende geworbener deutscher Lanzknechte im Solde der Katholiken sowohl wie der Hugenotten ihr Blut vergeudeten. Ein vom Kaiser am Reichstage gestellter Antrag, die Werbung für fremden Solddienst in Deutschland zu verbieten, scheiterte an dem Widerspruch der Mehrheit der Reichsfürsten, welche bei einer solchen Verwendung der kriegerischen Kräfte ihrer Länder schon damals ihre Rechnung zu finden wußten.

Im Norden führte Lübeck nochmals einen langjährigen Krieg gegen Schweden, welcher 1570 durch den für die Hansestadt ehrenvollen und vortheilhaften Stettiner Frieden beendigt

wurde. Gegen die Russen, welche ihre Angriffe auf die ehemaligen Länder des Schwertordens erneueten, versuchte Maximilian die Rechte des Reichs auf das weiland Ordensgebiet auf diplomatischem Wege geltend zu machen, natürlich ohne den mindesten Erfolg, während Polen und Schweden den Zaaren mit den Waffen in der Hand allerdings zwangen, zu ihren Gunsten seinen Ansprüchen auf diese Länder zu entsagen.

Für eine ausländische Angelegenheit galt dem Reiche auch der Aufstand der Niederlande gegen die spanische Herrschaft, obgleich dieselben, unter dem Namen des burgundischen Kreises, der Form nach immer noch ein Bestandtheil Deutschlands waren. Karl V. hatte den von Alters her schwachen Verband der Niederlande mit dem Reiche durch eine 1548 vom Reichstage in Augsburg genehmigte „pragmatische Sanktion" vollends gelockert und dieselben bei seiner Abdankung als ein Erbland seines Hauses auf den spanischen König Philipp II. übertragen, der ein zu großer Herr war, um eine Lehnspflicht gegen den deutschen Kaiser anzuerkennen. Freilich wurden die Niederlande schon von Karl V. selbst ohne alle Rücksicht auf die Reichsverfassung regiert und insbesondere von allen Vortheilen und Sicherheiten ausgeschlossen, welche Reichstage und Verträge den Anhängern der Reformation gewährten. Karl V. betrieb die Ausrottung der Protestanten in den Niederlanden als eine seiner wichtigsten Staatsaufgaben und nach den niedrigsten Anschlägen fielen deren während seiner Regierung wenigstens 50,000 als Opfer der von ihm eingesetzten Inquisition. Schon der Besitz einer ketzerischen Schrift galt für ein todeswürdiges Verbrechen und jede Verurtheilung war von der Einziehung des Vermögens begleitet, dessen eine Hälfte dem Angeber zukam.

Da die unbarmherzigste Handhabung solcher Blutgesetze

indessen nicht hinreichte, der Ketzerei zu steuern, so machte Philipp II. Anstalt zu schärferen Maßregeln, namentlich zur Vervielfältigung der bestehenden Inquisitionsgerichte. Angesichts dieser gesteigerten Gefahr vereinigten sich mehrere hundert Edelleute zu einer gemeinschaftlichen Gegenvorstellung, die der königlichen Statthalterin in Brüssel, Margaretha von Parma, einer Halbschwester Philipp's II., unter Vortritt der Grafen Ludwig von Nassau und von Brederode, am 5. April 1566 überbracht wurde. Eingeschüchtert durch die Zahl und das Auftreten der Bittsteller, entließ Margaretha dieselben mit wohlwollender Antwort. Einige Tage später beging der Verein der Edelleute eine Art Stiftungsfeier mit festlichem Gelage, bei welchem ein durch einen der Rathgeber der Statthalterin auf die Mitglieder der allerdings etwas gemischten adeligen Gesellschaft angewendetes französisches Schimpfwort in heiterer Weinlaune als der Bundesname angenommen wurde, der bald einen furchtbar ernsten Klang gewann: die niederländische Landespartei gegenüber der blutigen spanischen Fremdherrschaft hieß von jetzt an die Geusen.

Die Reformation trat nunmehr auch in den Niederlanden aus dem bisherigen Dunkel hervor, ihre Bekenner versammelten sich zu vielen Tausenden auf offenem Markte und auf freiem Felde zu gottesdienstlichen Handlungen, die Regierung wagte nicht länger, gegen dieselben einzuschreiten, die Inquisition war gänzlich gelähmt. Auch Gewaltthätigkeiten gegen die Stätten und die Sinnbilder des alten Glaubens blieben nicht aus; in Antwerpen und vielen andern Orten wurden die katholischen Kirchen gestürmt, ihres Bilderschmucks beraubt, geschändet. Um Ruhe und Ordnung zurückzubringen, blieb der Statthalterin nichts übrig, als den Beistand der Geusen selbst anzurufen, der ihr, nach vorgängiger förmlicher Aufhebung der Inquisition und Ausrufung der Bekenntnißfreiheit für die Protestanten, mit gutem Erfolg geleistet wurde.

König Philipp sah diesen Ereignissen von Madrid aus

mit stummem Ingrimm zu und rüstete in der Stille zu einem Gewaltstreiche, welcher allem Aufruhr gegen Kirche und Staat mit einem Schlage ein Ende machen sollte. Graf Wilhelm von Nassau, in den Niederlanden reich begütert und von seiner Besitzung Orange oder Oranien im südlichen Frankreich vorzugsweise beibenannt, durchschaute die Absichten des Königs von Weitem und sann auf rechtzeitige Abwehr. Wilhelm, obgleich selbst Protestant, gehörte mit andern Gesinnungsgenossen von bedeutender Stellung und großem Einflusse, wie namentlich der Graf Egmont und der Admiral Hoorn, dem Geusenbunde nicht an, hatte vielmehr als Mitglied des Staatsraths der Regentin nach beiden Seiten hin eine wirksame Vermittlung geübt, sich jedoch schließlich überzeugt, daß jetzt Alles an Alles gesetzt werden müsse. Da es ihm aber trotz wiederholter Versuche nicht gelang, diese Ueberzeugung auch andern Männern von politischem Gewichte mitzutheilen und dieselben zu einem gemeinschaftlichen Entschlusse zu bringen, so verließ er im Frühjahre 1567 das Land, um sich nicht nutzloser Weise zu opfern und bessere Zeiten abzuwarten. Egmont und Hoorn dagegen, im Vertrauen auf ihre dem Staate geleisteten großen Dienste — Beide hatten bei Gravelingen und St. Quentin glänzende spanische Siege über die Franzosen erfochten — blieben aller Warnungen ungeachtet zurück.

Im August kam der Herzog von Alba mit 12,000 Mann auserlesener spanischer Truppen in den Niederlanden an. Die königlichen Aufträge, welche er mitbrachte, waren mit Blut geschrieben, sein Wort und seine Haltung aber blieben Wochen lang ein arglistiger Betrug. Als das Land durch heuchlerische Mienen und Reden in eine gewisse Sicherheit eingewiegt worden, steckte der Tiger plötzlich die Krallen heraus. Nachdem sich Alba zuerst Egmont's und Hoorn's mit ausgesuchter Tücke bemächtigt, setzte er ein Blutgericht ein, welches, mit gänzlicher Nichtbeachtung der rechtlichen Formen und des Inhalts der bestehenden Gesetze, binnen weniger Jahre 18,000

Personen wegen Hochverraths, Majestätsbeleidigung, Ketzerei auf das Schaffot lieferte. Der Tod stand schon auf dem Zweifel an der Zuständigkeit dieses Gerichts, auf der Behauptung, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, auf dem Anhören einer protestantischen Predigt, und jede Verurtheilung brachte, wie bei der Inquisition, die Vermögenseinziehung mit sich, die in unzähligen Fällen mit gutem Grunde als der eigentliche Zweck der ausgesprochenen Todesurtheile angesehen werden konnte. Egmont und Hoorn mit vielen andern Edelleuten wurden in Brüssel enthauptet. Vereinzelte Aufstandsversuche und ein vergeblicher Angriff, den Wilhelm von Oranien mit einem in Nassau geworbenen Heere auf Alba unternahm, steigerten den spanischen Blutdurst und vervielfältigten die Zahl seiner Opfer. Am 16. Februar 1568 wurde sogar die gesammte Bevölkerung der Niederlande, mit wenigen namhaft gemachten Ausnahmen, wegen allgemeiner Ketzerei dem Tode für verfallen erklärt. Eine spätere Amnestie gewährte Denjenigen, welchen gar nichts vorzuwerfen sei, Verzeihung, wenn sie binnen Jahresfrist, unter Beibringung eines guten kirchlichen Zeugnisses, um Gnade bäten. —

Nicht zufrieden mit dem Ertrage der Vermögenseinziehungen, dessen Summe auf 30 Millionen Thaler geschätzt wurde, aber allerdings dem unersättlichen Geldbedürfniß des reichsten Königs der Welt nicht genügte, griff Alba zu einem Steuersystem, das Handel und Wandel und damit den letzten Rest des niederländischen Wohlstandes zu Grunde richten mußte; von allem Vermögen forderte er den hundertsten, vom Verkaufe unbeweglicher Sachen den zwanzigsten, vom Verkaufe beweglicher den zehnten Pfennig des Werths. Diese alltägliche Plünderung ohne Ende brachte das niederländische Volk in eine stärkere Bewegung als alle bisherigen Grausamkeiten. An vielen Punkten der nördlichen Landschaften kam es zur erfolgreichen Empörung, und als sich eine Schaar sogenannter Wassergeusen, verzweifelter von Haus und Hof getrie-

bener Menschen, deren jetziges Gewerbe sich von dem der Seeräuber sehr wenig unterschied, im April 1572 der Stadt Briel bemächtigte und mit derselben einen festen Mittelpunkt des Aufstandes gewann, schlossen sich ganz Holland, Seeland, Friesland und Utrecht demselben an, und Wilhelm von Nassau trat als anerkannter Befehlshaber an dessen Spitze. — Der Herzog Alba selbst wurde irre an seinem Beruf, die Niederlande zu bewältigen, bat um seine Abberufung und kehrte gegen Ende des Jahrs 1573 mit dem Namen des größten Henkers in der europäischen Geschichte nach Spanien zurück.

Sein Nachfolger im Oberbefehl und in der Statthalterschaft, welche Margaretha von Parma geräumt hatte, um sich der Mitverantwortlichkeit für sein Wüthen zu entziehen, war der Großcomthur Requesens, ein eben so fähiger Kriegsmann und ein weit besserer politischer Kopf, welcher sich wenigstens einen Anschein von Mäßigung zu geben wußte und der niederländischen Sache dadurch gefährlicher zu werden drohte, als Alba gewesen. Wilhelm von Nassau indessen hielt die Fahne des Aufstandes mit fester Hand aufrecht und das protestantische Volk deutscher Zunge in den nördlichen Provinzen stand zu ihm mit unbeugsamer Entschlossenheit. Aus der größten Theils katholischen Bevölkerung der wallonischen Landschaften des heutigen Belgien dagegen konnte Requesens beträchtliche Streitkräfte gewinnen, die überdies durch Anwerbung deutscher Lanzknechte verstärkt wurden, so daß das spanische Heer bis auf 60,000 Mann anwuchs. Mit einem gleichfalls bedeutenden und der Mehrzahl nach aus deutschen Söldnern bestehenden Heere traf Wilhelm von Nassau im Frühjahre 1574 auf der Mooker Haide mit den Spaniern zusammen und erlitt durch dieselben eine furchtbare Niederlage. — Seine Brüder Heinrich und Ludwig und der ihm befreundete Pfalzgraf Christoph blieben auf dem Platze.

Im Felde vernichtet, waren die Aufständischen nunmehr auf die Vertheidigung ihrer Festungen und den kleinen

Krieg zu Wasser beschränkt. Am 26. Mai begannen die Spanier die Belagerung von Leyden, das, schwach befestigt und unzulänglich mit Lebensmitteln versehen, nicht lange Widerstand leisten zu können schien. Nach wenigen Wochen blieb der Stadt kein anderes Rettungsmittel, als das Durchstechen der Dämme, welche ihre reiche Gemarkung gegen die Fluthen des Meeres schützten. Ohne Bedenken und unter Zurückweisung der von dem Belagerer gegen Rückkehr zum Katholicismus angebotenen Amnestie faßte Leyden den Entschluß, der seinen Wohlstand für lange Zeit vernichten mußte. Felder und Wiesen, Landhäuser und Gärten wurden überschwemmt, anhaltende widrige Winde jedoch verhinderten das Wasser Monate lang, hoch genug zu steigen, um die Spanier zu vertreiben und um den Schiffen der Geusen die Zufuhr von Lebensmitteln zu ermöglichen. Aber die furchtbarste Hungersnoth und die dieselbe begleitenden Seuchen, welche Tausende hinrafften, konnten die Gegenwehr von Leyden eben so wenig brechen, wie das feindliche Schwert.

Endlich am 3. Oktober trieb ein mächtiger Westwind die Fluth der Nordsee bis an die Mauern der belagerten Stadt heran und auf ihren Wellen erschien die rettende Flotte. Nach dem ersten Ausbruche unermeßlichen Jubels über die kaum noch gehoffte Erlösung strömte die Bevölkerung mit der Schiffsmannschaft in die Hauptkirche, um ihre Seelen in einem Dankliede zum Himmel zu ergießen; kaum begonnen aber versagte der Gesang in Thränen.

Der See- und Festungskrieg dauerte fort und wurde von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung geführt. Nach den von den Spaniern gegebenen Beispielen galt auch bei den Aufständischen keine Schonung, keine Großmuth, keine Barmherzigkeit. Der Krieg bis an das Messer war hier keine prahlerische Redensart, sondern eine gräßliche Wahrheit. Der klugen Hand des spanischen Statthalters indessen gelang es mehr und mehr, die wallonische Bevölkerung von Brabant,

Hennegau, Namur u. s. w. auf seine Seite zu bringen und somit die Niederlande in zwei einander todfeindlich gegenüberstehende Theile zu spalten. Dieser innere Gegensatz drohete dem Aufstande verderblicher zu werden, als die nationalspanische Streitmacht, deren nachhaltige Verwendung schon durch die räumliche Entfernung ihres Werbegebiets erschwert wurde; da, zum Glück für die protestantische Sache, starb Requesens im März 1576. Sein Tod entfesselte die wilden Leidenschaften der Söldnerbanden des spanischen Heeres, die unter dem Vorwande, sich wegen rückständiger Löhnung schadlos zu halten, ihre Garnisonsstädte in dem südlichen Niederlande, namentlich das große und reiche Antwerpen, mit Plünderung, Nothzucht, Mord überfielen. Die Schandthaten der königlichen Truppen brachten den größten Theil selbst der wallonischen und gut katholischen Landschaften dahin, sich dem Aufstande durch die sogenannte „Genter Pacification" vom 8. November 1576 anzuschließen, welche die Kräfte des Nordens und des Südens gegen die Spanier vereinigen sollte und Katholiken wie Protestanten das gleiche Recht der freien Religionsübung zusagte. Der neue Statthalter des Königs, Johann von Oesterreich, ein natürlicher Sohn Karl's V., sah sich genöthigt, den Genter Vertrag in allen seinen Punkten zu bestätigen und Philipp II. selbst wagte nicht, seinen Stellvertreter öffentlich Lügen zu strafen.

Nachdem Johann von Oesterreich bald darauf, 1578, eines sehr verdächtigen Todes gestorben war, trat an seine Stelle Alexander von Parma, Sohn der frühern Statthalterin Margaretha, dessen Meisterschaft in den Künsten des Krieges und hohe staatsmännische Begabung alle Schwierigkeiten und Gefahren für das niederländische Befreiungswerk wieder wach rief, die eine Zeit lang geschlummert hatten. Auf den eignen Betrieb Wilhelm's von Nassau, gegen welchen Neid und Mißgunst rege geworden, war Erzherzog Mathias, der zweite Sohn des Kaisers Maximilian, an die Spitze des Aufstandes

berufen, wahrscheinlich in der Hoffnung, Kaiser und Reich zur Unterstützung desselben heranzuziehen. Diese Erwartung indessen schlug fehl und eben so die Rechnung, welche man auf die Theilnahmebezeigungen der Königin Elisabeth von England stellen konnte. Von Frankreich, dem alten Feinde Spaniens, kamen Versprechungen und ein abenteuernder Bruder des Königs Heinrich III., der Herzog von Alençon, aber keine wirksame Hülfe. So waren und blieben denn die Niederlande auf sich selbst angewiesen — ein verschwindender Punkt auf der Karte von Europa gegenüber einem Reiche, das einen großen Theil zweier Welttheile einnahm, ein kleines Volk, das bereits viele Tausende seiner besten Männer durch Hinrichtungen, Krieg und Auswanderung verloren, und überdies zerrissen durch kirchliche und nationale Gegensätze.

Denn der Verband, welchen die Genter Pacification zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Deutschen und Wallonen geschaffen, hielt nicht Stand und bald gingen die beiden Theile wieder weit auseinander, wiewohl mit hie und da noch zweifelhaften und starkem Wechsel ausgesetzten Gränzen. Ihren ersten festen Halt gewann die niederländische Sache durch die im Januar 1579 abgeschlossene „Utrechter Union", in welcher die sieben rein deutschen und ausschließlich protestantischen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Zütphen, Oberyssel und Gröningen sich zu einem Staatenbunde vereinigten, an dessen Spitze Wilhelm von Nassau — der Erzherzog Mathias war geräuschlos wieder verschwunden — unter dem Namen eines Generalstatthalters trat, dem die auswärtige Politik und zumal die Kriegführung mit fast souveränen Rechten in die Hand gegeben wurde, während die innern Angelegenheiten in der weitesten Ausdehnung den einzelnen Mitgliedern des Bundes vorbehalten blieben. Der Oberhoheit des Königs von Spanien und dem bisherigen Verbande mit dem deutschen Reiche, obgleich dasselbe die Niederlande in ihrem Freiheitskampfe gänzlich im Stiche gelassen,

sollte dadurch angeblich kein Abbruch geschehen. Erst zwei Jahre später, nachdem Philipp II. den in seinem Namen auftretenden Generalstatthalter für vogelfrei erklärt und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, erfolgte die förmliche Lossagung der vereinigten Provinzen von der spanischen Krone.

In Flandern und Deutsch-Brabant schlossen sich die großen und reichen Städte, in denen der Protestantismus überwog, Ostende, Brügge, Gent, Mecheln, Antwerpen und viele andere, der Utrechter Union an, während der Adel und eine immerhin ansehnliche Minderheit der Bevölkerung zu der alten Kirche und zu Spanien hielten. Der innere Zwiespalt machte diese Provinzen zum Schauplatz der hartnäckigsten und blutigsten Kämpfe, in denen Alexander von Parma, nachdem Wilhelm von Oranien 1584 durch einen der von Philipp gegen ihn ausgeschickten Meuchelmörder zum Tode getroffen war, die schließliche Oberhand behielt.

Die meisten und wichtigsten der flandrischen und brabantischen Städte fielen durch Waffengewalt, Vertrag oder Verrath und oft unter den entsetzlichsten Gräueln in die Gewalt der Spanier, die allenthalben den Katholicismus sofort in alle Vorrechte der allein herrschenden Kirche wieder einsetzten. Antwerpen wurde erst nach langer heldenmüthiger Vertheidigung genommen und Ostende hielt sogar eine dreijährige Belagerung aus, bevor es erlag. Gegen die nördlichen Provinzen der Utrechter Union jedoch, in denen die Statthalterschaft auf den Sohn Wilhelm's, Moritz, übergegangen war, vermochten die Spanier nicht mehr aufzukommen, der Krieg mit denselben schlief allmälig ein und 1609 kam es zu einem zwölfjährigen Waffenstillstande, welcher der Wirkung nach auf die schließliche Anerkennung der niederländischen Unabhängigkeit hinauslief.

VIII.

Anfänge der Gegenreformation und protestantische Rückschläge.

Maximilian II. starb 1576, kurz nachdem von dem polnischen Reichstage eine Berufung auf den Thron der unlängst ausgestorbenen Jagellonen an ihn ergangen und von ihm abgelehnt war. Im Kaiserthum folgte ihm sein bereits zum römischen Könige gewählter Sohn Rudolf, der, sehr verschieden von seinem Vater durch Naturanlage und Erziehung, überdies während langen Aufenthalts am spanischen Hofe von dem Vorbilde Philipp's II. stark beeinflußt worden war. Nicht bloß streng katholischen, sondern auch absolutistischen Geistes, abergläubisch, trübsinnig, unzugänglich, besaß Rudolf II. kaum eine einzige der Fähigkeiten, deren er als deutscher Fürst und vollends als Kaiser bedurft hätte, um die schwierigen Verhältnisse seiner Zeit und seines Berufs einigermaßen zu bemeistern. Anfälle tobender Leidenschaft wechselten bei ihm mit langen Zeiträumen vollständiger Erschlaffung. Ein gewisser Sinn für Kunst und Wissenschaft war die vortheilhafteste Seite seines Wesens. Insbesondere der Astronomie zugethan, gefiel er sich in seinem einsamen Schlosse zu Prag, das er auf Kosten Wiens und des deutschen Uebergewichts in Oesterreich durch ständigen Aufenthalt begünstigte, vorzugsweise in der Gesellschaft eines Kepler und Tycho de Brahe; neben der

Naturwissenschaft aber war ihm auch die Sterndeuterei und die Alchemie eine ernsthafte Angelegenheit.

Noch ausschließlicher als unter den drei letzten Kaisern, bildeten die kirchlichen Wirren während der Regierung Rudolf's II. den Hauptinhalt der deutschen Geschichte. Rudolf kündigte den Protestanten in Oesterreich die ihnen von Maximilian gewährte Duldung, ließ zunächst in Wien deren Kirchen schließen, verdrängte dieselben aus allen öffentlichen Aemtern und traf anderweitige Anstalten, um den aus dem Augsburger Religionsfrieden abgeleiteten Satz: wessen das Land, dessen der Glaube, in seinen Erbstaaten zur vollen Wahrheit zu machen. Viele der katholischen Reichsfürsten gingen nach diesem Beispiele in dem nämlichen Sinne rascher und nachdrücklicher zu Werke, indem sie ihren protestantischen Unterthanen nur die Wahl ließen zwischen dem Rücktritte zur katholischen Kirche und der Auswanderung. Selbst in einigen kleinen Reichsstädten, in denen ausnahmsweise, wie in Ueberlingen, Pfullendorf, Biberach, die Mehrheit der Bürgerschaft beim alten Glauben geblieben, wurde ein ähnliches Verfahren eingeschlagen.

Als im Anfange der achtziger Jahre der Kurfürst von Köln, Graf Gebhard Truchseß von Waldburg, den Protestantismus annahm, sich verheirathete und das ganze Erzbisthum der Reformation zugänglich machte, rief die katholische Parthei den Herzog Alexander von Parma aus den Niederlanden zu Hülfe, welcher ohne irgend ein ernstliches Hinderniß von deutscher Seite mit spanischen Truppen in das Reichsgebiet einfiel und einem katholischen Erzbischofe auf den kölnischen Stuhl verhalf.

Der Hauptsache nach und abgesehen von regelwidrigen Nebenumständen des einzelnen Falls standen solche Vorgänge allerdings in Uebereinstimmung mit dem geltenden deutschen Staatsrecht, das oft genug auch von den Protestanten ihrerseits mit kaum größerer Schonung gegen die im Bereiche ihrer

Landeshoheit zurückgebliebenen Katholiken angewendet wurde. Der Gedanke und die Fähigkeit der religiösen Duldung war eben dem ganzen Zeitalter so wenig gegeben, daß nur seltene Geister sich zur Unpartheilichkeit zwischen den streitenden Kirchen erheben und nur gebieterische Umstände verschiedene Glaubensbekenntnisse innerhalb des nämlichen bürgerlichen Gemeinwesens zeitweise in leidlichem Frieden beisammen halten konnten.

Die wachsenden Erfolge des gemeinschaftlichen Feindes verhinderten demgemäß auch die verschiedenen Partheien innerhalb des Protestantismus keineswegs, ihren inneren Hader mit gesteigerter Gehässigkeit fortzusetzen. Mit dem Geschlechte der großen Reformatoren war auch das Geschlecht der fürstlichen Helden der Reformation ausgestorben. Der Nachwuchs der einen wie der andern bestand mit sehr wenigen Ausnahmen, wie Landgraf Moritz von Hessen, aus Zwergen und Krüppeln, Menschen mit dem beschränktesten Gesichtskreise, von kleinlichen Leidenschaften zerfressen, unfähig jeden Wollens und jeden Thuns im großen Style. Daß in solchen Naturen die Unduldsamkeit, welche auch in der ersten Periode der Reformation schroff genug gewesen, bis zu dem wüthenden Hasse ausarten konnte, welcher jetzt die nächstverwandten kirchlichen Partheien gegen einander entflammte, war nur die Wiederholung einer in der Geschichte oft dagewesenen Erscheinung.

Seitdem die Zwinglianer sich durch die Annahme der Concordienformel mit der Augsburgischen Confession abgefunden, waren es die von dem Geiste des Lutherthums kaum abweichenden Calvinisten, welche demselben den Boden der Reformation streitig machten und deshalb von den Eiferern der wittenbergischen Lehre als die gefährlichsten Gegner verschrieen und nach Umständen auch thätlich verfolgt wurden. Ja es konnte geschehen, was zur Zeit Luther's geradezu unmöglich gewesen wäre, daß der Calvinismus seine Bekenner in den lutherischen Ländern auf das Schaffot brachte, wie in Sachsen zum Beispiel den kurfürstlichen Kanzler Krell, bei

dessen Verurtheilung es denn freilich an politischen Vorwänden nicht fehlte.

Abgesehen von den Niederlanden bekannten sich zum Calvinismus am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Kurpfalz, Baden-Durlach, Anhalt und Hessen-Kassel, während das bei der Erbtheilung unter den Söhnen des Landgrafen Philipp abgezweigte Hessen-Darmstadt um so eifriger zum Lutherthum hielt und zum Behufe der Wiederherstellung desselben in Kassel sich sogar mit dem Papste und dem Könige von Spanien in Verbindung setzte. Calvinistische Fürsten dagegen traten in geheime und öffentliche Einverständnisse mit Heinrich IV. von Frankreich, welcher dieselben bei der Ausführung weitgreifender europäischer Revolutionspläne zu benutzen gedachte, die insbesondere auf den Sturz des Hauses Habsburg, in Spanien sowohl wie in Deutschland abzielten, indessen niemals eine feste Gestalt angenommen zu haben, noch sich ihrer Mittel und Wege klar bewußt geworden zu sein scheinen.

So viele Handhaben des Eingreifens diese Verhältnisse einer kräftigen und stätigen kaiserlichen Politik darboten, so wenig war Rudolf II. ein Mann, die Gunst der Umstände gründlich auszunutzen. Selbst in seinen Erblanden und für die ihm nächstliegenden und wichtigsten Aufgaben war er nur ruckweise thätig und mit den Angelegenheiten des übrigen Deutschland befaßte er sich aus Geistes- und Willensträgheit so wenig wie irgend möglich. Einen höchst nachtheiligen und zugleich verfassungswidrigen Einfluß übte er indessen auf die Zusammensetzung und die Rechtsprechung des Reichskammergerichts und eben so wurde die unter Maximilian II. hochachtbare Justiz des kaiserlichen Hofraths von Rudolf II. im katholischen Partheiinteresse nach Kräften verfälscht.

Die Thatkraft, welche dem Kaiser fehlte, besaß in hohem Maße sein junger Vetter, der Erzherzog Ferdinand, Sohn und Erbe des Erzherzogs Karl, welchem aus der Verlassenschaft des Kaisers Ferdinand I. Steiermark, Kärnthen, Krain

zugefallen war. Zögling der Jesuiten und von glühendem Fanatismus erfüllt, unternahm er, kaum zwanzigjährig, die Vollendung der in jenen bisher überwiegend protestantischen Landen schon von seinem Vater betriebenen Gegenreformation, die unter seiner unerbittlichen Hand binnen Kurzem wenigstens so weit zum Ziele gelangte, daß die äußerlichen Zeichen der Ketzerei dort gänzlich verschwanden.

Ein eben so feuriger Eiferer des alten Glaubens war der gleichfalls aus der Schule der Jesuiten hervorgegangene Herzog Maximilian von Baiern, kühn, ehrgeizig und ein staatskluger Kopf, dessen Einfluß sich weit nach Norddeutschland hinein erstreckte. Als im Jahre 1605 die protestantische Reichsstadt Donauwörth mit einem innerhalb ihrer Mauern zurückgebliebenen Mönchskloster in Händel gerieth, die zu mancherlei Ruhestörungen führten, veranlaßte Maximilian, daß der Kaiser die Acht über die Stadt verhängte und ihn selbst mit der Vollziehung dieses Spruchs beauftragte. Donauwörth wurde 1607, ohne Widerstand geleistet zu haben, von dem baierischen Herzoge besetzt, und mit den üblichen Gewaltmitteln nicht bloß auf den Rückweg zum Katholicismus, sondern auch unter die baierische Landeshoheit gebracht.

Dieser dreiste und fast beispiellose Bruch der Reichsverfassung bewirkte eine lebhafte Aufregung in der dadurch tief verletzten protestantischen Parthei, ohne daß es jedoch zu einem ernstlichen Entschluß der gemeinschaftlichen Abhülfe gekommen wäre. Nachdem sie mit ihren Beschwerden auf dem Reichstage zu Regensburg von der katholischen Mehrheit abgewiesen worden, schloß zwar eine Anzahl protestantischer Fürsten und Städte im Mai 1608 eine „Union" zu gegenseitigem Schutz gegen erlittene und noch bevorstehende Eingriffe in das Rechtsgebiet des Protestantismus, aber fast ganz Norddeutschland blieb dem Bunde einstweilen fern, dem überdies ein durch überlegene Macht zur Führung berufenes Oberhaupt fehlte. Maximilian setzte der Union alsbald eine „katholische Liga"

entgegen, in welche er, unter eifersüchtiger Fernhaltung Oesterreichs, eine möglichst große Zahl geistlicher Fürsten hineinzog und deren ganze Macht er, zumal die übrigen Mitglieder vorzugsweise zu Geldbeiträgen verpflichtet wurden, in seiner eignen Hand zusammenfaßte. — Wie die Union bei Frankreich, so suchte und fand die Liga ihren auswärtigen Rückhalt bei Spanien.

Die Spannung zwischen den beiden feindlichen Lagern erhöhte sich durch einen Streit um die Erbfolge in den Herzogthümern Jülich, Cleve und Berg, auf welche Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg den nächsten Anspruch behauptete, kraft dessen er sich 1609, nach vorläufiger Verständigung mit seinem gefährlichsten Mitbewerber, dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg — einer Nebenlinie des kurpfälzischen Hauses angehörig — des größten Theils jener Länder bemächtigte. Der Pfalzgraf beruhigte sich indessen nicht bei dem getroffenen Abkommen, suchte dasselbe vielmehr rückgängig zu machen und kehrte, um sich des katholischen Beistandes für diesen Zweck zu versichern, in den Schooß der alten Kirche zurück, worauf der Kurfürst von Brandenburg seinerseits sich der Union anschloß und Calvinist wurde, ohne jedoch die Bevölkerung seines Landes in ihrem lutherischen Bekenntnisse zu stören, sondern unter Gewährung voller Freiheit für beide protestantische Glaubenspartheien. Es kam in den streitigen Herzogthümern zu blutigen Feindseligkeiten, in welche von protestantischer Seite die Niederländer, von katholischer die Spanier hineingezogen wurden, die jedoch keine durchgreifende Entscheidung brachten. Auch Heinrich IV. von Frankreich hatte bei dieser Gelegenheit, wie gewöhnlich, seine Hand im deutschen Spiele, wurde jedoch von dem Dolche Ravaillac's getroffen, ehe die von ihm gepflogenen Unterhandlungen zu thatsächlichen Ergebnissen geführt.

Wenige Jahre nachdem das Haus Hohenzollern in den niederrheinischen Herzogthümern Fuß gefaßt, fiel demselben

eine noch weit wichtigere Erbschaft jenseits der Weichsel zu. Mit Albrecht Friedrich erlosch 1618 das von dem letzten Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, gegründete Haus der Herzoge von Preußen, und Kurfürst Johann Sigismund trat sowohl in dessen landesherrliche Rechte ein, wie in dessen Lehenspflicht gegen die Krone Polen.

Der von jeher krankhafte Gemüthszustand Rudolf's II. verschlimmerte sich in den höheren Lebensjahren des Kaisers der Art, daß selbst die österreichischen Erzherzoge, um die Interessen des Gesammthauses zu wahren, seit 1606 auf die Entfernung desselben von der Regierung bedacht waren und daß in Folge dessen zwei Jahre später sein Bruder Mathias, der beim Tode Maximilian's II. mit dem inzwischen wieder heimgefallenen Tyrol abgefunden war, später in den Niederlanden eine zweideutige Rolle gespielt hatte und jetzt mit den aus mancherlei Ursachen und namentlich auch wegen Religionsbedrückung unzufriedenen Ungarn gemeinschaftliche Sache machte, die Abtretung von Oesterreich, Mähren und Ungarn durch bloße Drohungen erzwingen konnte. Die nothwendige Folge dieses Regierungswechsels war die Beseitigung des von Rudolf in diesen Ländern geübten Kirchenzwangs, da Mathias nicht im Stande war, sich in seiner neuen Stellung ohne den Beistand der Protestanten zu behaupten. Alsbald regte sich der Protestantismus aber auch in Böhmen, das man dem Kaiser, als das Land seines langjährigen persönlichen Aufenthalts, aus Schonung einstweilen belassen. Hussiten, Lutheraner und Calvinisten, seit 1575 unter dem Namen der Utraquisten in einem gemeinschaftlichen Bekenntniß vereinigt, welchem die große Mehrheit des böhmischen Volks angehörte, verlangten stürmisch die Aufhebung des von Rudolf ihnen auferlegten vielfachen Drucks und die staatsrechtliche Gleichstellung mit den Katholiken, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, dem Kaiser im Juli 1609 den sogenannten „Majestätsbrief" abzunöthigen, welcher den böhmischen Protestanten

die volle kirchliche Freiheit in feierlichster Form verbürgte. Aber schon im zweitfolgenden Jahre ergriff Rudolf eine sich ihm darbietende Gelegenheit, das eigne Zugeständniß wieder in Frage zu stellen, die dadurch verursachten Unruhen gaben Mathias Anlaß zur Einmischung und 1611 mußte der Kaiser die böhmische Krone gleichfalls an seinen Bruder abtreten.

Als Rudolf II. im nächsten Jahre starb, ging auch der kaiserliche Titel, der ihm wie ein Spott auf seine Ohnmacht verblieben war, durch einmüthige Wahl der Kurfürsten auf Mathias über, der den Katholiken vermöge seines persönlichen Bekenntnisses, den Protestanten vermöge der politischen Nothwendigkeiten seiner Lage angehörte. Der neue Kaiser begann seine Regierung in der That allem Anscheine nach mit guten Vorsätzen der Unpartheilichkeit. Auf dem ersten nach Regensburg von ihm einberufenen Reichstage sollten die Beschwerden der Protestanten und besonders deren gehäufte Klagen über die obersten Reichsgerichte zur Verhandlung kommen. Die protestantischen Stände jedoch, aus langer Erfahrung im Voraus gewiß, daß sie bei der Beschlußnahme über diese Gegenstände in der Minderheit bleiben würden, verlangten vor allen Dingen Gleichstellung in der Stimmenzahl mit den Katholiken, und als diese Forderung zurückgewiesen wurde, bewirkten sie die Auflösung des Reichstags durch ihren Austritt in Masse.

Da zwischen der protestantischen Union und der katholischen Liga, die neben ihren kirchenpolitischen Zwecken auch die Bedeutung einer Opposition des Hauses Wittelsbach gegen das Haus Habsburg hatte, das kaiserliche Ansehen unmöglich zur Geltung kommen konnte, so ließ Mathias sich angelegen sein, diese beiden Bündnisse zu untergraben. Die Union, welche seit ihrer Gründung an Festigkeit und Ausdehnung zugenommen, widerstand diesen Bemühungen, die Liga dagegen erlitt eine starke Erschütterung dadurch, daß der Herzog von Baiern mittels des gegen ihn gerichteten Ränkespiels dahin

gebracht wurde, die Führerschaft des einzig und allein auf ihm beruhenden Bundes niederzulegen.

Kaiser Mathias hatte Dessen wenig Gewinn. Nicht nur konnte er es im Reich zu keiner seiner Würde entsprechenden Stellung bringen, sondern auch in allen seinen Erblanden entglitten die Zügel der Regierung seiner Hand. In Ungarn wie in Böhmen, in Oesterreich wie in Mähren, bemächtigten sich die Stände der obersten Gewalt und nahmen die öffentlichen Zustände, nach des Kaisers eigenen Worten, einen republikanischen Zuschnitt an. Um den Bestand des Hauses Habsburg zu retten, blieb nichts übrig, als die Geschicke desselben auf jüngere und stärkere Schultern zu legen, als die des Kaisers Mathias, und nach langem Kampfe kam dieser 1617 zu dem Entschlusse, den Erzherzog Ferdinand als König von Böhmen krönen zu lassen und unter diesem Titel zum Mitregenten anzunehmen.

Ferdinand beschwor die böhmische Verfassung und den Majestätsbrief ohne Zweifel mit dem inneren Vorbehalt, der den Lehrern seiner Jugend für einen rechtmäßigen Grund des Eidbruchs galt. Der Anlaß, diesen Vorbehalt geltend zu machen, bot sich schon im nächsten Jahre. Zwei im Neubau begriffene protestantische Kirchen in der Nähe von Prag wurden auf Befehl der geistlichen Ortsherrschaften abgebrochen und die von den böhmischen Ständen deshalb in Wien erhobene Beschwerde erlitt eine schroffe Zurückweisung. Gereizt durch Form und Inhalt dieses Verfahrens begab sich eine Deputation der Stände, mit den Grafen Thurn und Schlick an der Spitze, am 23. Mai 1618 auf die Statthalterei im Hradschin, wo es zu einem heftigen Wortwechsel kam, der damit endete, daß man die königlichen Räthe Martinitz und Slawata sammt ihrem Schreiber, „nach gutem altböhmischen Brauch", wie es hieß, zum Fenster hinauswarf. Die Nachricht von diesem Ereigniß brachte den Kaiser Mathias aus der Fassung, und auf den Rath seines Ministers, des vor-

sichtig abwägenden Kardinals Klesel, suchte er einen gütlichen Ausgleich auf dem Wege der Unterhandlungen. Ferdinand dagegen beschloß unverweilt durchzugreifen. Er ließ Klesel als gefährlichen Rathgeber des Kaisers ohne dessen Wissen und Willen greifen und fortschaffen und traf kriegerische Anstalten. Mathias, geistesschwach, willenlos, ohnmächtig, fügte sich der angemaßten Vormundschaft. Im März 1619 starb er. Ferdinand war nunmehr Erbe der sämmtlichen habsburgischen Länder, überließ jedoch Tyrol und die österreichischen Vorlande in Oberschwaben, Breisgau, Ortenau und Elsaß seinem Bruder Leopold — die letzte österreichische Erbtheilung, welcher 1663 nach dem unbeerbten Tode des Sohnes Leopold's die dauernde Wiedervereinigung der sämmtlichen Besitzungen des Hauses Habsburg folgte.

Die staatliche Auflösung Deutschlands hatte unter den beiden letzten Kaisern reißende Fortschritte gemacht. Weder das Kaiserthum, noch der Reichstag, noch irgend ein großer, gemeinschaftlicher Staatszweck gab den zerstreuten Gliedern des Reichs länger Halt und Mittelpunkt. Der alte Stammverband war durch das Landesfürstenthum zertrümmert, der neue Kreisverband niemals lebendig geworden, der Gegensatz gegen das Ausland, aus welchem wohl zu andern Zeiten ein Anflug von Nationalgeist hervorgegangen, so weit abgestumpft, daß verrätherische Bündnisse mit fremden Mächten zu den alltäglichen Mitteln der innern deutschen Partheipolitik zählten. Unter Fortdauer der von Alters herkömmlichen innern Gegensätze von Ständen, Dynastieen, nachbarlichen Nebenbuhlerschaften, hatte sich Deutschland in zwei große kirchliche Lager gespalten, die von einem Tage zum andern in einem Kampfe auf Leben und Tod zusammenstoßen konnten. Die auswärtige Macht des Reichs war kaum noch ein Schatten ihrer ehemaligen Größe. An fast allen seinen Gränzen hatte Deutschland Einbuße an Land und Leuten erlitten und der ihm noch verbliebene Besitzstand war an mehreren Stellen von den Zugriffen unternehmender Nachbarn bedroht.

Bei einer solchen Gestaltung der großen Verhältnisse des Ganzen konnten auch die kleinen Angelegenheiten der Theile nicht gedeihen. Ein Rückgang Deutschlands in allen seinen Leistungen und Interessen war augenscheinlich. In den meisten der einzelnen Landesgebiete, welche vormals ein großes Maß ständischer Freiheit besessen, erstarkte der fürstliche Absolutismus, der in Baiern zum Beispiel schon jetzt die Oberhand vollständig gewann, da hier mit dem Protestantismus zugleich auch der Adel, der eigentliche Träger des ständischen Wesens, gebrochen war. Anders in Oesterreich, wo der protestantische Adel den Kampf gegen den kirchlichen und politischen Absolutismus noch wacker fortsetzte und das Ständewesen in seiner vollen Bedeutung aufrecht erhielt. In den Ländern des lutherischen Bekenntnisses stieg die von der wittenbergischen Lehre getragene fürstliche Allgewalt von Stufe zu Stufe. Der Calvinismus dagegen übertrug einen Hauch des bürgerlich freien Geistes seines Ursprungsortes auch auf die deutschen Staaten, die sich zu demselben bekannten, und das politische Beispiel des calvinistischen Holland kam diesem Einflusse zu Hülfe.

Der städtische Reichthum Deutschlands, welcher im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts seinen vom Auslande angestaunten und beneideten Höhepunkt erreichte, gerieth bald darauf, zugleich mit dem auswärtigen Handel und den für das Ausland arbeitenden Gewerben, aus denen er hervorgegangen, in sichtliche Abnahme. Die Hansa verlor eins um das andere die Handelsvorrechte, welche sie in den Küstenländern der Nord- und Ostsee besessen, so lange sie dieselben durch ihre Flotten beherrschte und außerdem traten die Niederländer seit ihrem Unabhängigkeitskriege in eine Mitbewerbung

mit den deutschen Seestädten, vor welcher diese nicht selten das Feld räumen mußten. Schon 1582 wurde am Reichstage bittere Beschwerde darüber eingebracht, daß die Holländer den deutschen Schiffen die Mündungen des Rhein sperrten; Kaiser und Reich aber, wie immer in solchen Fällen, wußten weder Hülfe noch brauchbaren Rath. Mit der Schifffahrt zugleich ging das deutsche Großgewerbe zurück, namentlich die mancher Orten in ungemeiner Ausdehnung betriebene Weberei. Die großen süddeutschen Handels- und Fabrikstädte Augsburg, Nürnberg, Ulm, die ihren sprüchwörtlichen Reichthum hauptsächlich dem Verkehr mit Italien verdankten, welcher ihnen die Erzeugnisse des Südens und des Ostens lieferte, litten überdies empfindlich durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, welche Venedig seines Monopols des asiatischen Handels beraubte und den deutschen Städten den wichtigen venetianischen Markt verkümmerte.

Durch die Vertiefung in inhaltslose theologische Streitigkeiten verengte sich der deutsche Volksgeist selbst. Die Wissenschaft stockte, die humanistischen Studien wurden unfruchtbar, die Dichtung verstummte, die Kunst starb ab, die Sprache entartete, zumal durch Ueberladung mit den überflüssigsten Fremdwörtern — das Italienische und das Spanische hatten sich als Erbstücke der Regierung Karl's V. von Mailand und Madrid aus in Wien und an den deutschen Höfen überhaupt eingebürgert — welche nicht selten die entsprechenden deutschen Ausdrücke bis in das vollständige Vergessen verdrängten. Der Rückgang der Geistesbildung brachte die Verwilderung der Sitten von selbst mit sich. Die fürstlichen Höfe, zu andern Zeiten wenigstens theilweise die Schulen des guten Geschmacks und der edeln Lebensformen, wurden mit wenigen Ausnahmen zu Vorbildern der Rohheit, der Gemeinheit, der Völlerei, Vorbilder, die zu Hunderten über das Land zerstreut, die bedauerlichste Einwirkung auf die gesammte Volkssitte ausüben mußten. Sterndeuter, Goldmacher, Hofnarren kennzeichneten

den Grad der Geistes- und Gemüthsbildung, welche man in der Umgebung der Fürsten zu suchen hatte.

Nichts beurkundet besser die Culturstufe, auf welcher sich Deutschland in seinem vorzugsweise theologischen Zeitalter befand, als die damalige Strafrechtspflege. Das geltende Strafgesetzbuch war unter Karl V. durch Reichstagsbeschluß angenommen und trotz seiner barbarischen Bestimmungen als eine dankenswerthe Verbesserung des bisherigen Rechtszustandes anerkannt worden. Im Laufe eines nahezu vollen Jahrhunderts aber hatte sich die Grausamkeit der peinlichen Halsgerichtsordnung Karl's V. in der Anwendung viel mehr geschärft als gemildert. Die hochgelahrten und hochfrommen Richter, in deren Händen jetzt fast allenthalben das Strafrecht lag, weit entfernt, den barbarischen Buchstaben des Gesetzes durch die Auslegung im Sinne einer fortschreitenden Zeit zu behandeln, gingen vielmehr nur allzuoft in Unmenschlichkeit über die unzweifelhafte Absicht und selbst über die ausdrückliche Vorschrift des Gesetzgebers hinaus. Bei den Hexenprozessen zumal, die sich mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts verhundertfältigten, kam eine Verfolgungswuth und eine Mordlust zum Vorschein, die sich noch das heutige Geschlecht nicht ohne tiefe Scham vergegenwärtigen kann.

Zu den Lichtpunkten des Zeitabschnitts, der hier in Betracht kommt, gehören die großen wissenschaftlichen Entdeckungen des Kopernikus und Kepler, die, abgesehen von ihrem Werth für die Kenntniß des Weltganzen, eine wohlthätige Erschütterung des Buchstabenglaubens beider Kirchen zur Folge hatten. Auch von einigen der neueren Universitäten, wie zum Beispiel von der Nürnberger Hochschule in Altorf und von dem braunschweigischen Helmstädt aus, ging ein frischer belebender Luftzug durch die theologisch verdumpfte deutsche Welt. Den dürstenden deutschen Herzen aber, deren religiöses Bedürfniß sich nicht mit polternden Kanzelreden, Verfluchungen der Andersgläubigen, höllischen Bildern und mit Katechismus-

sätzen abfinden ließ, bot der gefühlsselige Mysticismus eines Jakob Böhme und Johann Arnd, dessen milde Dämmerung den ahnenden Blick in unermeßliche Weiten und Tiefen nicht ausschloß, die ersehnte Erquickung. In dem Munde dieser Männer hatte der Protestantismus den Ton gefunden, welcher einem großen Theile des deutschen Volkes tiefer zur Seele ging, als irgend ein anderer und ihm Trost und Beruhigung zusprach in der gegenwärtigen Noth und in dem Unglück der bevorstehenden Zeit.

IX.

Der dreißigjährige Krieg.

Zur Bewältigung des Prager Aufruhrs entsendete Ferdinand in aller Eile zwei kleine Heere unter den Generalen Bouquoi und Dampierre, die das Land indessen zu ihrem Empfange bereits hinlänglich gerüstet fanden. Die böhmischen Stände und an ihrer Spitze der Graf Thurn, der Kopf und der Arm der Bewegung, hatten keine Zeit verloren, die Jesuiten als die Anstifter des Unheils verjagt, das Volk zu den Waffen gerufen, sich mit mehreren auswärtigen Feinden des Hauses Habsburg in Verbindung gesetzt, namentlich mit dem Fürsten Bethlen Gabor, dem Nachfolger der Bathori in Siebenbürgen und gleich diesen Schützling der Türken, welche Ungarn zwar geräumt, aber noch keineswegs aufgegeben. Auch die lahme protestantische Union regte sich und schickte unter der Hand den Grafen Mansfeld mit einigen Truppen nach Böhmen, das bis auf wenige feste Punkte dem Aufstande anheimfiel. Bouquoi und Dampierre mußten zurückweichen, Graf Thurn dagegen rückte unter dem Zujauchzen des Volks durch Mähren in Oesterreich ein und lagerte sich vor Wien, das sofort in heftige Gährung gerieth. Die versammelten Stände und die Bürgerschaft machten gemeinschaftliche Sache, um von Ferdinand die Gewährung voller Religionsfreiheit zu erzwingen, und eine in die Burg eingedrungene ritterschaftliche Abordnung war bereits im Begriffe, der beharrlichen Weige-

rung des Fürsten mit handgreiflicher Gewalt zu begegnen, als das unerwartete Einrücken eines Reiterregiments eine plötzliche Wendung der Dinge nach der entgegengesetzten Seite hin hervorbrachte. Ferdinand wurde wieder Meister der Lage in Wien und gewann, da ein gleichzeitiger Sieg Bouquoi's über Mansfeld den Grafen Thurn zwang, die Belagerung der Stadt aufzuheben, freien Weg nach Frankfurt, wo sich die Kurfürsten zur Kaiserwahl versammelten.

Wie tief auch die Macht des deutschen Königthums herabgekommen war, die mit demselben verbundene kaiserliche Würde besaß immer noch einen Abglanz ehemaliger Scheinherrlichkeit, welcher die Augen der Welt blendete und als politisches Hülfsmittel eines unternehmenden Ehrgeizes auf dem deutschen Throne wirksam ausgenutzt werden konnte. Dieser geschichtliche Zauber aber hatte für die österreichische Staatskunst einen besondern Werth insofern, als das Haus Habsburg seit beinahe zweihundert Jahren in ununterbrochenem Besitze der Vortheile desselben gewesen und mit der Kaiserkrone einen gewissermaßen erblich gewordenen Schmuck zu bewahren hatte, dessen Verlust nicht bloß seine Eigenliebe, sondern auch sein bisheriges Ansehen in Deutschland und seine Stellung in Europa schwer beeinträchtigen mußte. Demnach schien nichts natürlicher, als daß von protestantischer Seite innerhalb der gegenwärtigen Spannung Alles aufgeboten werden würde, um dem Erzherzog Ferdinand die Kaiserwahl streitig zu machen und ihm damit wenigstens einen der Hebel zu dem Umsturz des Reformationswerkes zu entziehen, auf welchen er augenscheinlich hinarbeitete. — Gleichwohl geschah nichts der Art. Selbst bestochen oder verleitet durch bestochene Rathgeber, gaben die protestantischen Kurfürsten in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit ihre eignen Stimmen zur Erhebung Ferdinand's auf den deutschen Thron, und am 9. September 1619, während der Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Religionspartheien bereits in hellen Flammen loderte, wurde der geschworene

Feind des Protestantismus zum Kaiser des wenigstens zu vier Fünftheilen protestantischen Deutschland ausgerufen.

In den nämlichen Tagen, wo sich die Deutschen in Ferdinand II. einen leidenschaftlichen Widersacher ihres Volksglaubens zum Oberhaupte gaben, beschlossen die Böhmen die Entthronung desselben, als eines Feindes ihrer Religion und ihrer Freiheit. Als seinen Nachfolger auf dem böhmischen Throne beriefen die Stände den jungen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., der nach einigem Schwanken die mißliche Wahl annahm und am 21. November mit großem Pomp in Prag gekrönt wurde. Die böhmischen Nebenländer Mähren, Schlesien, die Lausitz huldigten bereitwillig dem neuen Könige, welcher bald im Stande war, das böhmische Heer wiederum in Oesterreich einrücken zu lassen. Zu gleicher Zeit brach Bethlen Gabor in Ungarn ein, ließ sich in Preßburg zum Könige dieses Landes krönen und vereinigte sich mit den Böhmen unter den Mauern von Wien. Auch die zweite Belagerung der österreichischen Hauptstadt indessen wurde durch unerwartete Zwischenfälle vereitelt; Unruhen in Ungarn riefen Bethlen Gabor ab, und der ungewöhnlich rauhe Winter nöthigte die Böhmen zum Rückzuge.

Bei der offenbaren Unzulänglichkeit seiner eigenen Streitkräfte nahm Ferdinand II. keinen Anstand, die spanische Hülfe anzurufen und in Erwartung derselben einstweilen den Beistand des Herzogs Maximilian von Baiern, der von Neuem an die Spitze der Liga getreten war, durch große Opfer zu erkaufen, namentlich durch den Verzicht auf jede Einmischung in die Kriegführung. Auf der andern Seite verstärkte auch die evangelische Union ihre Rüstungen, an denen sich jedoch der in Wollüsten erschlaffte Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg nicht betheiligte, während der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, von Habsucht und lutherischem Haß gegen die Calvinisten geblendet, sich sogar auf die katholische Seite schlug, und deren ganzes Ergebniß auf ein friedliches Ab-

kommen mit dem Herzoge Maximilian hinauslief, durch welches die protestantischen Fürsten, gegen die Versicherung, daß es von Seiten der Liga nur auf Böhmen abgesehen sei, ihre böhmischen Glaubensgenossen dem Kaiser und dem baierischen Herzoge vollständig preisgaben. Friedrich von der Pfalz selbst, statt alle Mittel und Kräfte des Landes gegen den bevorstehenden Angriff aufzubieten, entfremdete sich das böhmische Volk durch Beleidigung seiner Sitten und Gefühle und vergeudete Geld und Zeit in Schaustellungen und Festlichkeiten. Als Maximilian im Herbste 1620 mit einem stattlichen Heere in Böhmen einrückte, konnte der König demselben erst im Angesichte von Prag eine an Zahl und Tüchtigkeit überdies weit geringere Streitmacht entgegenstellen. Am 8. November kam es zu der Schlacht am Weißen Berge, in welcher sich binnen einer einzigen Stunde das Schicksal des Krieges durch die Niederlage der Böhmen entschied.

Mit demselben Leichtsinn, mit welchem er die böhmische Krone angenommen und getragen, ließ Friedrich dieselbe im Stich. Ohne eine Vertheidigung des stark befestigten Prag auch nur zu versuchen, begab er sich schon in der nächstfolgenden Nacht auf die eiligste Flucht nach Schlesien, von wo ihn jedoch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, dem der Kaiser als Preis des Verrathes an seinen Glaubensverwandten die Lausitz zugesagt, bald wieder vertrieb. Da die Rückkehr in die heimatliche Pfalz dem „Winterkönige", wie der Volksspott den Kurfürsten nach dem raschen Ende seiner Herrlichkeit nannte, inzwischen durch den spanischen General Spinola versperrt war, der sich eines großen Theils derselben unter entsetzlicher Mißhandlung des Volks und Verwüstung des Landes bemächtigte, so blieb Friedrich nichts übrig, als die Gastfreundschaft verwandter Höfe in Anspruch zu nehmen, welche ihm ungern und mit ungroßmüthiger Kargheit gewährt wurde.

Der Einnahme von Prag folgte die Unterwerfung von ganz Böhmen und seiner Nebenländer und die Vollendung

der Bändigung Oesterreichs. Mit Bethlen Gabor wurde ein Frieden abgeschlossen, kraft dessen Ferdinand demselben eine Anzahl ungarischer Gespanschaften abtrat, wogegen der siebenbürgische Fürst auf den ungarischen Königstitel verzichtete. Die evangelische Union, nachdem sie einige kraftlose Versuche gemacht, den Spaniern in der Pfalz Einhalt zu thun, löste sich auf. Nur ein verwegener Partheigänger, Graf Mansfeld, der sich von Böhmen aus in die Rheinlande geworfen, hielt die protestantische Kriegsfahne noch aufrecht.

Nach der Wiedereroberung der aufständischen Länder begann, mit schleichender Tücke vorbereitet, das Werk der Rache und die Gegenreformation. Durch anfängliche Schonung in eine falsche Sicherheit eingewiegt und theilweise zur Rückkehr aus dem Auslande verleitet, wurden die Anstifter und Rädelsführer des böhmischen Aufstandes mehrere Monate nach der Einnahme von Prag plötzlich aufgegriffen und den Blutgerichten überliefert. Die vornehmsten Häupter fielen auf dem Schaffot, die Mitschuldigen aus dem großen Haufen büßten mit der Einziehung ihres Vermögens. Viele Tausende bürgerlicher Familien und die Mehrzahl der Edelleute gingen in die Verbannung und auf 40 Millionen schätzte man den Werth der von der Krone eingezogenen Güter lebender und bereits verstorbener Staatsverbrecher. — Die Bekehrung der ketzerischen Bevölkerung wurde durch die Zurückberufung der vertriebenen Jesuiten eingeleitet, deren Händen diese Aufgabe gleichsam von Rechtswegen gebührte. Mit hinterlistiger Abstufung des Verfahrens vernichtete man die bestehende Bekenntnißfreiheit Stück um Stück, bis nach einigen Jahren auch der letzte Rest der religiösen Duldung verschwunden war. Den Majestätsbrief zerstörte der Kaiser mit eigner Hand. Die protestantischen Kirchen wurden der Reihe nach geschlossen, die protestantischen Geistlichen des Landes verwiesen, die Theilnahme der Bevölkerung am katholischen Gottesdienste und an allen kirchlichen Uebungen des Katholicismus durch die rohesten Mittel

erzwungen. Von ständischer Verfassung und politischen Landesrechten war nur noch mit Worten des Spottes die Rede.

Den hartnäckigsten Widerstand fand die Gegenreformation in Oberösterreich, das Ferdinand dem Herzoge von Baiern zur Entschädigung für die geleisteten Dienste pfandweise überlassen. Bis auf das Blut gepeinigt durch glaubenswüthige Priester und durch die denselben zur Verfügung gestellte Soldateska — „Seligmacher" genannt — erhoben sich die oberösterreichischen Landleute in Waffen zu einem Verzweiflungskampfe, der viele Monate lang mit dem äußersten Heldenmuthe und theilweise glänzenden Erfolgen geführt wurde. Ihr Feldhauptmann, der Bauer Stephan Fadinger, ein Mann von größtem militärischen Talent, war nahe daran, die Landeshauptstadt Linz zu nehmen, als er durch eine feindliche Kugel fiel. Nachdem auch sein tapferer, aber weniger begabter Nachfolger, Wielinger, kampfunfähig geworden, ging der Oberbefehl auf einen jungen Mann unbekannten Namens über, „der Student" geheißen, welcher dem baierischen Generale Lindlo im Pramwalde eine schwere Niederlage beibrachte und dem bereits berühmten Pappenheim in mehreren Schlachten das Feld mit größter Hartnäckigkeit streitig machte. —

Endlich jedoch erlagen die Bauern den vereinigten Anstrengungen des Kaisers und des Herzogs Maximilian, und ein Friede, wie er in Böhmen bereits herrschte, kam auch über Oberösterreich — der Friede der Folterkammer und des Zuchthauses. Ferdinand II., wie man erzählt, war im Stande, aufrichtige Thränen zu vergießen über die eigenen Grausamkeiten, welche ihm die Pflicht des königlichen Amtes auferlege; zugleich aber hatte er ein grauenhaftes Hohnlache nim Angesichte der Qualen des Leibes und der Seele, welche er vollziehen ließ. — Und dieser Mann gelangte zu seinem Ziele! Wenn er selbst es nicht erlebte, daß der Protestantismus auch aus dem Herzen der österreichischen Völker ausgerottet wurde,

so hatte er doch die Bahn gebrochen, auf welcher seine Nachfolger den Zweck seines Lebens erreichten. Die sämmtlichen deutschen Reichslande des Hauses Habsburg — mit einziger Ausnahme Tyrol's, das, gleich dem größten Theile von Baiern, niemals in der Rechtgläubigkeit gewankt — ein Gebiet von mehreren tausend Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von wahrscheinlich neun bis zehn Millionen Menschen — Böhmen allein hatte vor Beginn des Krieges vier Millionen Einwohner — der vierte Theil Deutschlands konnte durch beharrliche Anwendung brutaler Gewalt abgebracht werden von einem Glauben, an welchem die große Mehrheit seiner Bevölkerung mit ganzer Seele hing, für den sie ihr Blut mit Begeisterung vergossen und tausendfaches Märtyrerthum standhaft erlitten, konnte zurückgefoltert werden zu einer Kirchenlehre, welcher das lebende Geschlecht vollständig entwachsen war, von der es sich mit Abscheu losgesagt! Die vermeinte Unüberwindlichkeit der Idee wird vielleicht durch kein zweites geschichtliches Ereigniß so grausam lügengestraft, wie durch die österreichische Gegenreformation. Daß jene Versündigung gegen die menschliche Natur und gegen die sittliche Weltordnung an dem Hause Habsburg heimgesucht worden und daß die österreichischen Völker selbst ihren Abfall von der gewonnenen religiösen Ueberzeugung, den sie freilich nur bei übermenschlicher Kraft hätten schließlich verweigern können, schwer haben büßen müssen, darin liegt kein Trost für die erschütternde Thatsache, daß fürstliche Gewaltherrschaft im Bunde mit dem Jesuitismus eine hundertjährige Entwicklung des Volksgeistes auf Jahrhunderte rückgängig gemacht. Wohl aber enthält jene Erscheinung eine eindringliche Lehre, welche der Zukunft zu gute kommen kann, den handgreiflichen Beweis nämlich, daß die Völker auch der anscheinend unantastbarsten Errungenschaften nicht sicher sind ohne den Willen und die Kraft, den Besitz derselben sich selbst zu gewährleisten, eine schreckliche Offenbarung der unwillkommenen, aber darum nicht weniger

ewigen Wahrheit, daß das heiligste Recht nicht Stich hält gegenüber der größeren Macht.

Graf Mansfeld, der letzte Verfechter der protestantischen Sache, behauptete sich während des Jahrs 1621 in Elsaß und den oberrheinischen Bisthümern, deren Plünderung und Brandschatzung ihm die Mittel zur Unterhaltung seines Heeres liefern mußte. Nach seinem Beispiel warb der Herzog Christian von Braunschweig in Niedersachsen ein ansehnliches Heer, das er unter dem Wahlspruche: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind" mit dem Raube der westphälischen Stifter ausrüstete und an den Rhein führte. Beide traten im Namen des Kurfürsten Friedrich auf, der sich demnächst in ihrem Lager einfand und die Pfalz für sich in Bewegung setzte. Auch Markgraf Georg Friedrich von Baden erhob sich für die pfälzische Sache, erlitt jedoch durch die Baiern und Spanier unter den Generalen Tilly und Cordova bei Wimpfen am Neckar im Mai 1622 eine vernichtende Niederlage.

Im folgenden Jahre trat der Kurfürst Friedrich durch Vermittlung seines Schwiegervaters, des Königs Jakob von England, mit Ferdinand II. in Verhandlung, um womöglich zu einem glimpflichen Abkommen zu gelangen. Als Vorbedingung jeder Verständigung verlangte der Kaiser, daß der Kurfürst die Waffen niederlege und sich von dem Grafen Mansfeld und dem Herzoge Christian lossage; kaum aber hatte Friedrich diesem Verlangen gewillfahrt, als Tilly die pfälzische Hauptstadt Heidelberg mit verdoppelten Kräften angriff und einnahm. Ohne Verzug wurde auch hier die Gegenreformation mit den üblichen Mitteln in Betrieb gesetzt: die Jesuiten folgten den baierischen Truppen auf den Fersen, die reformirten Universitätslehrer und Geistlichen mußten aus

Stadt und Land weichen, die Zwangsbekehrung trat in Wirksamkeit und Tausende der pfälzischen Protestanten flüchteten vor derselben von Haus und Hof in die Fremde, zumal nach Norddeutschland, wo ihre Ansiedelungen das Gepräge ihres Ursprungs bis heute bewahrt haben. — Die unschätzbare Heidelberger Bibliothek wurde für Papst Gregor XV. in Beschlag genommen und nach Rom geschickt, von wo erst zweihundert Jahre später ein Theil derselben über Paris nach Heidelberg zurückkehrte.

Im November 1623 versammelte Ferdinand II. einen Fürstentag in Regensburg, um eine Reihe vorgefaßter kaiserlicher Beschlüsse von demselben bestätigen zu lassen. Friedrich, den schon früher die Reichsacht getroffen, wurde als Empörer gegen Kaiser und Reich seiner Lande und der Kurwürde verlustig erklärt, unbeschadet jedoch, wie es der Form wegen hieß, der Rechte der übrigen Mitglieder seines Hauses. Maximilian von Baiern erhielt zur Belohnung für die geleisteten großen Dienste den pfälzischen Kurhut und demnächst auch die Oberpfalz. Johann Georg von Sachsen, welcher Miene machte, gegen diese die Reichsverfassung und die protestantische Sache gleichmäßig beeinträchtigenden Neuerungen Einsprache zu thun, wurde durch die Erfüllung des ihm bezüglich der Lausitz gemachten kaiserlichen Versprechens leicht beschwichtigt. Die übrigen protestantischen Fürsten ließen geschehen, was zu hindern sie sich selbst außer Stand gesetzt.

Graf Mansfeld und Christian von Braunschweig standen immer noch in Waffen, und da sie sich in den oberrheinischen Landen nicht länger behaupten konnten, so warfen sie sich mit Raub und Verwüstung nach Lothringen, in die Champagne, auf die spanischen Niederlande. Endlich indessen erschöpften sich die Mittel zu diesem Freibeuterkriege. Mansfeld und Christian mußten ihre Truppen entlassen, jener ging nach England, wo er als der Held des Tages gefeiert wurde, dieser kehrte nach Braunschweig zurück, wurde dorthin von

Tilly verfolgt, geschlagen und aus seinem Lande verjagt; im Anfange des Jahrs 1624 stand dem Kaiser und der Liga in ganz Deutschland kein bewaffneter Feind im offenen Felde mehr gegenüber. Nur verzweifelte Bauernaufstände in Braunschweig und Hessen, hervorgerufen durch die Plünderungen und die Grausamkeiten der Tilly'schen Truppen, beschäftigten hie und da die Waffen des baierischen Feldherrn und gaben insbesondere dessen Henkersknechten zu thun.

Trotz des vollständigen Sieges indessen machte weder der Kaiser Ferdinand, noch der Herzog oder jetzt Kurfürst Maximilian die mindeste Anstalt zur Wiederherstellung des Friedens- und öffentlichen Rechtszustandes im Reiche. Die Länder der vertriebenen protestantischen Fürsten, die Pfalz, Baden, Braunschweig u. s. w. blieben unter dem unerträglichen Drucke der fremden Besatzungen und die nach dem Aufhören alles Widerstandes fort und fort behauptete Stellung des baierischen Heeres in Niedersachsen schien sogar auf noch weiter greifende Absichten hinzudeuten, auf Anschläge gegen die bei dem Kriege bisher unbetheiligt gebliebenen norddeutschen Reichsgebiete, namentlich gegen Brandenburg und Kursachsen, die wichtigsten Stützpunkte der Reformation, als deren Todfeinde Ferdinand und Maximilian sich mehr als hinlänglich bewährt hatten.

Selbst das Ausland wurde durch solche Besorgnisse aufgeregt: Holland, Dänemark, Schweden, England im Hinblick auf die Gefahr, welche ihrem eigenen Protestantismus aus den deutschen Erfolgen des Katholicismus erwachsen konnte, Frankreich in der Ueberzeugung, daß die Unterdrückung des Protestantismus in Deutschland dem politischen und militärischen Uebergewichte des Hauses Habsburg einen neuen Vorschub leisten würde. Die zwischen diesen Staaten von Cabinet zu Cabinet gepflogenen Verhandlungen hatten jedoch einstweilen keinen andern Erfolg, als daß König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein allerdings der nächstbetheiligte unter den fremden Fürsten war, im Jahre

1625 Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Hamburg, Lübeck und Bremen zu einem niedersächsischen Bunde vereinigte, welcher im Namen der Selbstvertheidigung und der reichsverfassungsmäßigen Ordnung in Deutschland zu rüsten begann. Der Kaiser verlangte gebieterisch die Einstellung der Kriegsvorbereitungen und die Auflösung des Bundes und schritt, da ihm nicht Folge geleistet wurde, zum Angriff.

Die einzigen Waffen indessen, welche Ferdinand II. außerhalb seiner eignen Erblande zu Gebote standen, waren die des Kurfürsten Maximilian, das Heer Tilly's, welchem König Christian und seine Verbündeten wider Erwarten weit überlegene Streitkräfte entgegenstellen konnten, zumal der Graf von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig alsbald wieder im Felde erschienen und, Dank ihrem alten Kriegsruhm, im Nu viele Tausende gewerbsmäßiger Landsknechte um ihre Fahnen sammelten. Um nicht erdrückt zu werden, bedurfte Tilly bedeutender Verstärkung, während der Kaiser nicht wünschen konnte, die baierische Kriegsmacht noch weiter anwachsen zu lassen und dadurch noch abhängiger als bisher von dem guten Willen des Kurfürsten Maximilian zu werden. Die Aufstellung eines eignen Heeres für Norddeutschland aber wurde dem Kaiser durch den herkömmlichen Geldmangel des Hauses Habsburg zur Zeit im hohen Grade erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Aus dieser mißlichen Lage half das bereitwillig angenommene Anerbieten eines ehemaligen kaiserlichen Obersten, auf eigne Kosten ein Heer von 40- bis 50,000 Mann anzuwerben und nach dem Grundsatze, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, zu unterhalten. Albrecht von Waldstein oder Wallenstein war der Sohn eines wenig begüterten böhmischen Edelmanns, durch zwei Geldheirathen zu bedeutendem Vermögen gelangt und mit Hülfe desselben durch den Ankauf einer großen Zahl der nach der Schlacht am Weißen Berge eingezogenen und zu Schleuderpreisen veräußerten Gutsherrschaften

in Böhmen der reichste Mann in den österreichischen Landen geworden. Der Reichthum lieferte ihm die Mittel zur Pflege seines brennenden Ehrgeizes. Zur Belohnung für geleistete Kriegsdienste frühzeitig in den Grafenstand erhoben, war er 1623 als Inhaber der böhmischen Herrschaft Friedland mit dem Herzogstitel und der reichsfürstlichen Landeshoheit ausgestattet worden. Aber sein Sinn stand höher hinaus. Ein von ihm selbst geschaffenes und als Generalissimus befehligtes Heer sollte ihm als mächtiges Werkzeug zu neuer Größe dienen.

Zwei Monate, nachdem er seine Werbungen begonnen, konnte Wallenstein bereits mit 30,000 Mann in Niedersachsen einrücken. Um zu verhindern, daß die protestantische Hauptmacht unter König Christian von Tilly und dem kaiserlichen Feldherrn zwischen zwei Feuer genommen werde, warf sich Graf Mansfeld dem neuen Feinde bei Dessau entgegen, erlitt jedoch eine Niederlage, die ihn nöthigte, sich nach Brandenburg zu wenden. Von hier aus nahm er den Weg nach den kaiserlichen Erblanden, zu deren Schutz Wallenstein nachfolgte. Mansfeld wich vor dem überlegenen Gegner bis nach Ungarn zurück, um die Verbindung mit Bethlen Gabor zu suchen, der den Flüchtling jedoch bald im Stiche ließ und dem ihm selbst drohenden Angriffe Wallenstein's durch einen raschen Friedensschluß zuvorkam. Durch Mangel genöthigt, die Ueberbleibsel seiner Truppen zu entlassen und sein Heergeräth zu verkaufen, schlug Mansfeld mit einigen Begleitern den Weg nach Venedig ein, auf welchem ihn im November 1626 in der Nähe von Spalatro der Tod ereilte. — Einige Monate später verlor die protestantische Sache mit Herzog Christian von Braunschweig auch den zweiten der verwegenen Partheigänger, welche ihre Fahne in verzweifelter Lage hochgehalten und die zum höchsten Kriegsruhm geboren, durch das Mißgeschick der Zeiten verurtheilt waren, als Abentheurer zu leben und zu sterben.

Den schwersten Schlag jedoch hatte der Protestantismus schon im Hochsommer des Jahrs 1626 erlitten. Am 27. August bei Lutter am Barenberge trafen Tilly und Christian IV. aufeinander und wurde der dänische König unter großem Verluste vollständig geschlagen. Christian mußte nach Holstein zurückweichen, der Kurfürst von Brandenburg, von Anbeginn ein unthätiger und unzuverlässiger Genosse des niedersächsischen Bundes, verleugnete nunmehr geradezu die gemeinschaftliche Sache, die Herzoge von Mecklenburg waren widerstandsunfähig, Landgraf Moritz von Hessen, der, ohne dem Bunde förmlich beigetreten zu sein, für denselben Parthei genommen, leistete die bei Strafe der Entsetzung von ihm verlangte schwere Sühne und dankte zu Gunsten seines Sohnes Wilhelm ab, die Hansestädte erlangten ein leidliches Abkommen — zum zweiten Male sahen der Kaiser und der baierische Kurfürst alle ihre Gegner wehrlos ihrer Uebermacht preisgegeben.

Die siegreichen Träger des Katholicismus waren indessen weniger als je gesonnen, ihren gedemüthigten Gegnern einen billigen Vergleich zu gewähren. Nach beendigter Verfolgung Mansfeld's rückte Wallenstein im Sommer 1627 mit verstärkter Streitmacht durch Böhmen wieder in Norddeutschland ein. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, welcher bisher eine kopf- und herzlose Neutralität beobachtet, mußte ihm den Durchzug gestatten, der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg hatte die Zweideutigkeit seiner Gesinnung und Haltung mit harter Selbstdemüthigung und Brandschatzung seines Landes zu büßen, Mecklenburg und Pommern fielen fast ohne Widerstand in die Gewalt der Kaiserlichen, vor denen auch der dänische König aus Holstein, Schleswig, Jütland auf seine Inseln zurückweichen mußte.

Ohne bisher große Kriegsthaten vollbracht zu haben, näherte sich Wallenstein der Höhe seines Ruhmes und seines Glücks. Nachdem der Kaiser seine neuesten Dienste bereits durch die Abtretung des Herzogthums Sagan in Schlesien

belohnt hatte, verlieh er ihm jetzt auch Mecklenburg mit allen Landeshoheitsrechten, deren die Herzoge wegen ihres Bündnisses mit Dänemark verlustig erklärt wurden, als Unterpfand für die aufgewendeten Kriegskosten.

Ueber seinen persönlichen Vortheil hinaus trug sich Wallenstein auch mit großen Plänen der Erneuerung und Verstärkung der Reichsgewalt. Er gedachte vor allen Dingen, die deutsche Seemacht wiederherzustellen, welche mit der Hansa im Untergange begriffen war und deren Unentbehrlichkeit sich in dem Kriege mit Dänemark sehr fühlbar gemacht hatte. Die Reichsverfassung selbst sollte in seinem Sinne durch wesentliche Beschränkung oder gar gänzliche Beseitigung des Landesfürstenthums nach dem Vorbilde Spaniens und Frankreichs umgestaltet werden. Verwegene Worte solchen Inhalts ließ er selbst öffentlich hören und einer seiner Vertrauten, der General Altringer, richtete sogar schriftliche Vorschläge zu diesem Zwecke an den Kaiser.

Die kühnen Entwürfe Wallenstein's erlitten einen ersten schweren Stoß an den Mauern Stralsund's, des wichtigsten der Hafenplätze, deren der kaiserliche Feldherr bedurfte, um den jetzt angenommenen Titel eines „Generals des oceanischen und baltischen Meeres" einigermaßen zu rechtfertigen. Unter dänischem und schwedischem Beistande widerstand Stralsund viele Monate lang dem furchtbaren Geschützfeuer und dem oft wiederholten wüthenden Sturmlaufen des feindlichen Heeres und nach dem Verluste von 12,000 Mann mußte Wallenstein die Belagerung der Stadt aufheben, ohne deren Besitz eine wirksame Fortsetzung des Kriegs gegen Dänemark nicht möglich schien. Um sich des für ihn unerreichbaren Gegners zu entledigen, gewährte Wallenstein dem Könige Christian, gegen das Versprechen, sich an den deutschen Händeln in Zukunft nur als Herzog von Holstein zu betheiligen, in einem 1629 zu Lübeck abgeschlossenen Vertrage den Frieden auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege.

Den deutschen Protestanten dagegen, auch denjenigen unter ihnen, welche an dem Kriege in keiner Weise theilgenommen, sollten die härtesten Friedensbedingungen auferlegt werden. Nach vorgängiger Genehmigung der vier katholischen Kurfürsten erließ der Kaiser am 6. März 1629 das „Restitutionsedikt", kraft dessen der Passauer Vertrag von 1552 wieder in volle Kraft gesetzt und insbesondere alle seit Abschluß desselben in weltlichen Besitz übergegangenen geistlichen Güter der katholischen Kirche wieder zurückgegeben werden sollten. Mit dem reichsgrundgesetzlichen Buchstaben stimmten die wesentlichen Forderungen des Restitutionsedikts allerdings überein, das geschriebene Recht aber war durch die lebendige Gewohnheit längst soweit überholt, daß der Rückgriff auf dasselbe für die Hälfte von Deutschland einem Umsturz der bestehenden kirchlichen, staatlichen und wirthschaftlichen Zustände gleichkam. Es handelte sich um zwei Erzstifter und zwölf Bisthümer, die dem Katholicismus zurückgegeben werden sollten, welchem sie größten Theils seit zwei Menschenaltern vollständig entwachsen waren und deren jetzt durchweg protestantischen Angehörigen nach dem Grundsatze: wessen das Land, dessen der Glaube, die Zwangsbekehrung zu der alten Kirche drohete; es handelte sich um alle seit 70 bis 80 Jahren aus dem katholischen in den protestantischen Gottesdienst übergegangenen Kirchen in Städten und Dörfern, wo es oft keinen einzigen Katholiken mehr gab; es handelte sich um eine ungezählte Menge von Klöstern, deren frühere Besitzungen jetzt entweder protestantischen Staatszwecken dienten, oder ein wohlerworbenes und von aller Welt für unantastbar gehaltenes Familieneigenthum bildeten.

Die Verkündigung des Restitutionsedikts versetzte das protestantische Deutschland in eine Art von Betäubung, welche nicht einmal die Kraft zu einem nachdrücklichen Widerspruch übrig ließ. In Süddeutschland, namentlich in Augsburg und in Würtemberg, folgte dem Erlaß unmittelbar die schonungsloseste Vollstreckung durch kaiserliche Beamte. Weniger rasch

und vorsichtiger glaubte man in den norddeutschen Staaten zu Werke gehen zu müssen, wo das Edikt schärfer und tiefer eingriff und wo man nicht ganz sicher war vor dem Widerstande der Verzweiflung.

Um den norddeutschen Protestanten seinerseits einen scheinbaren Beweis des guten Willens zu geben, sprach der Kaiser im Juni 1630 die Absetzung Wallenstein's aus, über dessen ruchloses Hausen in Freundes- wie in Feindesland himmelschreiende Klagen auch nach Wien gelangten. Erpressung und Plünderung, die einzigen Mittel zum Unterhalte seines Heeres, wurden von Wallenstein bis an die äußersten Gränzen der Möglichkeit geübt und geduldet. Wenn er von seinen Soldaten unbedingten Gehorsam und die strengste Mannszucht im Dienste verlangte, so wurden ihnen dagegen die empörendsten Gewaltthaten nachgesehen, deren sie sich gegen die Einwohnerschaft schuldig machten. Die Summe dessen, was seine Kriegführung Norddeutschland gekostet, wurde auf eine Unzahl von Millionen geschätzt, das Elend, welches sein Heer hinter sich zurückließ, überstieg alle Beschreibung. Das Jammergeschrei der mißhandelten protestantischen Länder fand wohl schwerlich den Weg zum Herzen Ferdinand's, gab aber doch anderweitigen Beschwerden gegen Wallenstein Nachdruck. Denn der Kurfürst von Baiern fand in den Erfolgen des kaiserlichen Feldherrn eine Beeinträchtigung seiner eigenen Rolle, eine Gefahr für die eigne Zukunft und drang mit Ungestüm auf dessen Beseitigung, die Wortführer der Kirche, namentlich die Jesuiten, verargten Wallenstein die Duldung, welche er aus kirchlicher Gleichgültigkeit oder politischer Berechnung den Protestanten innerhalb seines Machtbereiches gewährte, dem Kaiser selbst wurde der Mann, dem er so Vieles verdankte, unbequem, seitdem er seiner nicht mehr zu bedürfen glaubte, und ein fein angelegtes Spiel der eifersüchtigen französischen Politik arbeitete in dem nämlichen Sinne. Unter allen Ursachen des Sturzes Wallenstein's war diejenige, welche den allei-

nigen Vorwand dazu hergeben mußte, ohne Zweifel die schwächste. Wallenstein ließ die kaiserliche Ungnade mit gleichgültiger Miene, aber mit tödtlichem Groll im Herzen über sich ergehen und zog sich rachebrütend auf seine böhmischen Besitzungen zurück.

Um die nämliche Zeit, wo Kaiser Ferdinand seinen besten Feldherrn entließ, stand ein neuer gefährlicher Feind gegen ihn auf. König Gustav Adolf von Schweden landete im Juni 1630 mit einem Heere von 15,000 Mann an der pommerschen Küste, um dem entwaffneten deutschen Protestantismus Hülfe zu bringen und zugleich Genugthuung zu nehmen für Beleidigungen, die er selbst vom Kaiser und von Wallenstein erlitten, freilich nicht ohne eigenes Verschulden durch die Hülfe, welche er dem belagerten Stralsund geleistet. Gustav Adolf hatte schon in jungen Jahren glänzendes Feldherrntalent bewährt und großen Kriegsruhm gewonnen, sich mit Dänemark gemessen, die Russen aus Livland hinausgeschlagen und von der Ostsee gänzlich verdrängt und in einem hartnäckigen Kampfe mit dem polnischen Könige Sigismund, welcher ihm die schwedische Krone streitig machte, die er selbst innegehabt und durch seinen Uebertritt zum Katholicismus verloren, Elbing, Pillau, Braunsberg, Memel erobert. Unter der Vermittelung des Cardinals Richelieu, des geschworenen Feindes des Hauses Oesterreich, kam 1629 endlich zwischen Polen und Schweden der Friede zu Stande, welcher Gustav Adolf die lange herbeigewünschte Möglichkeit gab, sein musterhaft geschultes Heer der protestantischen Sache in Deutschland zu widmen, deren Schicksale er seit vielen Jahren mit dem Antheile eines warmen Anhängers der Reformation und eines Königs verfolgt, dessen Thron mit der Reformation stand und fiel. Die feste Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seines

Unternehmens und ein lebendiges Gottvertrauen halfen Gustav Adolf über alle seinem gewagten Vorhaben entgegenstehenden Bedenken hinweg; der schwedische Reichstag und das schwedische Volk aber ließen ihren König nur mit schwerem Herzen in den neuen Krieg ziehen, der augenscheinlich verhängnißvoller werden mußte, als alle vorhergegangenen.

Dringende Hülferufe aus Deutschland hatten Gustav Adolf zu der Hoffnung berechtigt, bei den protestantischen Fürsten kräftige Unterstützung zu finden, sobald sein Erscheinen auf deutschem Boden das erdrückende katholische Uebergewicht abgeschwächt haben werde. Diese Erwartung aber wurde getäuscht. Herzog Boguslaw von Pommern, dessen Land freilich von kaiserlichen Truppen überschwemmt war, konnte nur durch die härtesten Drohungen dahin gebracht werden, den Schweden die Thore von Stettin zu öffnen und in Bundesgenossenschaft mit ihnen zu treten, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen beobachteten die strengste Zurückhaltung und aus dem übrigen Deutschland traten auf die Seite Gustav Adolf's nur einige landflüchtige Fürsten, die nichts zu bieten hatten als ihren Degen. Auf sich selbst angewiesen, ging der König langsam und behutsam vor, verdrängte die Kaiserlichen Schritt vor Schritt aus Pommern und einem Theile von Mecklenburg, nahm jedoch auch dem Kurfürsten von Brandenburg mit gewaffneter Hand einige feste Plätze ab. Wenn die Fürsten sich fern hielten, so gewann Gustav Adolf dagegen um so rascher die Herzen des protestantischen Volks durch die einfache Würde seiner Erscheinung, durch seine Leutseligkeit, durch die Aufrichtigkeit seiner Gottesfurcht, durch die Sittenstrenge, welche er sich selbst und seinem ganzen Heere zum Gesetz gemacht, durch die von ihm gehandhabte Mannszucht, welche nicht duldete, daß dem Bürger und Bauer, die von den eignen Landsleuten die gröbsten Mißhandlungen erfahren, durch die Schweden ein Haar gekrümmt oder das mindeste Stück ihrer Habe ohne Bezahlung genommen werde. — Die ehemals

Wallenstein'schen Truppen, mißmuthig über die Abberufung ihres alten Feldherrn und jetzt unter unfähigen oder doch unbeliebten Führern über die Ostseeländer zerstreut, wichen fast allenthalben ohne ernstliche Gegenwehr vor den Schweden zurück und ließen sich sogar schaarenweise von Gustav Adolf anwerben, zumal seitdem dieser durch einen zu Bärwalde am 15. Januar 1631 abgeschlossenen Subsidienvertrag mit Frankreich, dessen regierender Minister Richelieu sich noch nicht getraute, unmittelbar in den Kampf einzutreten, beträchtliche Geldmittel in die Hand bekommen.

Kaiser Ferdinand, nachdem er anfänglich den schwedischen „Schneekönig" tief unterschätzt, entschloß sich, von der Erfahrung belehrt, den Oberbefehl über seine sämmtlichen Truppen in Norddeutschland dem erprobten baierischen Generale Tilly zu übertragen, wiewohl das Schicksal des Krieges dadurch augenscheinlich wiederum der Hand des in Wien längst mit argwöhnischen Blicken beobachteten Kurfürsten Maximilian anheim zu fallen drohete. Ein alter Berufssoldat wallonischer Herkunft, streng in Handhabung des Dienstes, wachsam, vorsichtig, nüchtern, uneigennützig, war Tilly einer der nicht bloß im militärischen Sinne des Worts besten Feldherrn seiner Zeit, dabei aber ein Fanatiker des alten Glaubens, finster, herzlos und unbedenklich in der Wahl der äußersten Mittel zum Zweck; der Herzog von Alba, blutigen Angedenkens, dem er auch in der äußeren Erscheinung glich, schien ihm das Vorbild eines Streiters für die rechte Ordnung in Kirche und Staat zu sein.

Durch Gustav Adolf genöthigt, in Pommern und den benachbarten Küstenländern das Feld zu räumen, warf sich Tilly auf Magdeburg, das seit Anfang des Jahrs 1631 von seinem Unterfeldherrn Pappenheim belagert wurde und gezwungen werden sollte, sich dem Restitutionsedicte zu fügen. Von der Bürgerschaft und einer kleinen Besatzung unter dem schwedischen Obersten Falkenberg heldenmüthig vertheidigt, hielt sich Magdeburg gegen die ungeheure feindliche Ueber-

macht. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und viele andere protestantische Fürsten, ermuthigt durch die schwedischen Erfolge, waren unterdessen zur Berathung über die große gemeinschaftliche Angelegenheit in Leipzig zusammengetreten, gingen jedoch, nachdem sie, wie einer der Theilnehmer berichtet, „vier Wochen lang wie vortreffliche Christen wacker geschmaust und gezecht", unter ohnmächtigem Proteste gegen das Restitutionsedict und leerem Vorbehalte künftiger Rüstungen wieder auseinander. Gustav Adolf seinerseits machte Anstalt, Magdeburg zu entsetzen, verlangte indessen die Einräumung zweier brandenburgischen Festungen als Stützpunkte seines Unternehmens und freien Durchzug durch Sachsen, wurde aber mit diesen Forderungen von den Kurfürsten Georg Wilhelm und Johann Georg hingehalten, bis es zu spät war.

Am 10. Mai nahmen Tilly und Pappenheim im gleichzeitigen Angriffe von zwei Seiten her Magdeburg mit Sturm, und keiner der Gräuel, welche ein solcher Vorgang jemals in barbarischen Zeiten mit sich gebracht, wurde der unglücklichen Stadt durch die kaiserlichen Generale erspart, denen die Entfesselung aller wilden Leidenschaften und aller thierischen Triebe ihrer Soldateska — zum großen Theil aus Wallonen und Croaten zusammengesetzt — für einen rechtmäßigen Siegerlohn galt. Magdeburg ging unter in Blut und Flammen; bei dreißigtausend seiner Einwohner fanden ihren Tod unter dem Schlachtmesser der Tilly'schen Soldaten, in den Fluthen der Elbe, durch den Brand, der die ganze Stadt bis auf einige Kirchen in einen Aschenhaufen verwandelte; verschont blieben nur Diejenigen, welche sich in den Dom geflüchtet. — Seit der Zerstörung von Jerusalem, schrieb Tilly an den Kaiser, habe man eine solche Viktorie nicht gesehen und er bedauere nur, daß er die kaiserlichen Frauenzimmer nicht zu Zeugen derselben gehabt, um aus ihren Händen den Ritterdank zu empfangen.

Das protestantische Deutschland hatte sich des Gedankens

der Selbsthülfe bereits so weit entwöhnt, daß es die Verantwortlichkeit für den Fall von Magdeburg nur dem schwedischen Könige zur Last legte, während die Schuld des erlittenen gemeinsamen Unglücks augenscheinlich in höherem Grade die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen traf, die den ohne Zweifel vorhandenen guten Willen Gustav Adolf's durch unzeitige Bedenken und Schwierigkeiten gelähmt hatten. Das deutsche Staatsgewissen und die reichsfürstliche Ehre waren für die deutschen Landesherrn von jeher kein Hinderniß gewesen, sich nach Zeit und Umständen den Reichsfeinden anzuschließen, wie denn auch die Kaiser selbst niemals Anstand genommen, auswärtige Streitkräfte in deutschen Kriegen zu verwenden. Seit dem Anfange der Religionskriege unter Karl V. zumal galt die Verwendung spanischer, italienischer, ungarischer Truppen im deutschen Dienste des Hauses Habsburg für eine ganz selbstverständliche Sache, und wenn die Protestanten ihrerseits gegen die gewaltthätige katholische Reaction, welche mit solchen Mitteln gegen sie versucht wurde, fremden Beistand annahmen oder anriefen, so übten sie jetzt vollends nur das Recht der Wiedervergeltung und der Nothwehr. Der ganze Verfassungszustand Deutschlands und namentlich die Landesherrlichkeit der Reichsfürsten brachte eine Unklarheit der öffentlichen Rechtsbegriffe mit sich, welche selbst den Weisesten und Besten eine scharfe Unterscheidung zwischen den Pflichten gegen das Reich auf der einen und gegen das Heimatland auf der andern Seite unmöglich machte. Der deutsche Staat, das deutsche Vaterland, die deutsche Volkssache waren Nebelbilder, deren Gestalt bald bis zur Dorfgemeinde zusammenschrumpfen, bald sich zum Landesgebiete, zum Kurfürstenthum, zum Reichskreise oder auch bis an die äußersten ehemaligen Gränzen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation ausdehnen konnte. Ein deutsches Gesammtstaatswesen im vollgültigen Sinne des Worts war nie vorhanden gewesen und die dem Alterthume oder dem Auslande entlehnten Folgerungen

aus dem strengen Staatsbegriffe paßten auf das Deutschland des siebenzehnten Jahrhunderts in den wichtigsten Punkten eben so wenig, wie auf das Deutschland irgend eines vorhergegangenen Zeitraums oder der nächsten anderthalb Jahrhunderte. Was in München oder Berlin als das schwerste Staatsverbrechen bestraft wurde, konnte in Wien möglicher Weise mit den höchsten Auszeichnungen belohnt werden, und umgekehrt. Zwischen den Befugnissen der landesfürstlichen Souveränetät und den kaiserlichen Majestätsrechten bestanden keine erkennbaren Gränzen, in diesen Beziehungen gab es vielmehr kaum ein anderes Merkmal der guten Sache als den Erfolg. Der Begriff des Hoch- und Landesverraths insbesondere, in der Anwendung auf jenes Wechselverhältniß, mochte immerhin den Gegenstand scharfsinniger juristischer Untersuchungen bilden; in dem deutschen Volksbewußtsein war er so wenig lebendig, wie in der staats- und völkerrechtlichen Uebung. Wenn also die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg dem schwedischen Könige bisher ihren Beistand verweigerten, so geschah es keineswegs mit dem Anspruche auf das Verdienst patriotischer Selbstverleugnung, sondern aus der freilich nicht grundlosen Furcht, entweder der Rache des Kaisers oder der Uebermacht Gustav Adolf's zu verfallen; der Fehler ihrer Berechnung lag nur in der Verkennung der Unmöglichkeit der Neutralität, ein Irrthum, welcher durch bestochene Minister und Räthe an den Höfen von Berlin und Dresden im kaiserlichen Auftrage sorgfältig gepflegt wurde.

In der tiefen Erschütterung, welche der Fall von Magdeburg im ganzen protestantischen Deutschland hervorbrachte, überwog anfänglich der Schrecken die damit gegebene furchtbare Mahnung zum Entschluß und zur That. Der Kurfürst von Brandenburg, um sich von jeder Gemeinschaft mit dem Schwedenkönige wieder loszumachen, verlangte von demselben die Räumung der ihm geöffneten Festung Spandau, da der ausgesprochene Zweck dieses Zugeständnisses durch den Untergang von Magdeburg hinfällig geworden sei. Gustav Adolf, nachdem er die dringendsten Gegenvorstellungen vergeblich versucht, erklärte sich bereit, seiner Vertragspflicht gemäß, dem Kurfürsten zu willfahren, zugleich aber auch entschlossen, Brandenburg nunmehr als feindliches Land zu behandeln und ließ demgemäß seine Batterien sofort vor Berlin auffahren. Diese Drohung wirkte. Georg Wilhelm eilte in das Lager des Königs und schloß mit demselben einen Vertrag, kraft dessen Gustav Adolf im Besitze von Spandau blieb und Brandenburg ihm einen monatlichen Beitrag von dreißigtausend Thalern zu den Kriegskosten leistete. Bald darauf wurden die Kaiserlichen aus Greifswalde, dem letzten festen Platze, den sie in Pommern inne hatten, von den Schweden vertrieben, dann mußten sie Mecklenburg so weit räumen, daß die vertriebenen Herzoge zurückkehren konnten, und demnächst gewann Gustav Adolf in dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, dem ersten der deutschen Fürsten, der sich ihm aus freien Stücken anschloß, einen tapfern und zuverlässigen Bundesgenossen zu Schutz und Trutz.

Tilly auf der andern Seite machte vergebliche Gegenanstrengungen. Seit dem Magdeburger Tage ließ ihn das Kriegsglück im Stich, und es gelang ihm weder, dem Landgrafen Wilhelm beizukommen, noch Gustav Adolf, der bei Werben an der Elbe eine feste Stellung eingenommen, aus derselben zu verdrängen. Auf kaiserliche Weisung wendete er sich im Hochsommer nach Kursachsen, um dieses bisher am meisten geschonte aller deutschen Länder zum Unterhalte seines Heeres auszubeuten. Der Kurfürst Johann Georg sollte entweder als Freund des Kaisers dessen Truppen aufnehmen und verpflegen, oder zum offenen Bruch gezwungen werden und dadurch die feindliche Behandlung seines Gebietes rechtfertigen. Tilly, obgleich er diesen Wiener Anordnungen nur mit Widerstreben und schlimmen Ahnungen nachzukommen schien, begann mit schonungsloser Verwüstung des sächsischen Gränzlandes

und bemächtigte sich einer Anzahl namhafter Städte desselben, wie Naumburg, Merseburg, Halle. Diese Gewaltthaten brachten den Kurfürsten endlich zur Erkenntniß seiner Lage und zu dem Entschlusse, von welchem allein er Rettung erwarten konnte: Johann Georg trat in ein enges Bündniß mit Gustav Adolf und ließ seine Truppen unverweilt zu dem schwedischen Heere stoßen. Freilich zu spät, um die zweitwichtigste Stadt des Kurfürstenthums, Leipzig, zu schützen, das nach viertägiger Beschießung den Kaiserlichen seine Thore öffnen mußte, von Tilly jedoch, welcher die Capitulation in dem Todtengräberhause der niedergebrannten Vorstadt unterzeichnet und durch den Anblick der dort angebrachten Sinnbilder des Todes eine sichtliche Nervenerschütterung erlitten hatte, eine ungewöhnlich milde Behandlung erfuhr.

Die beiden feindlichen Heere, jedes bei 35,000 Mann stark und geführt von einem Feldherrn, der bisher niemals eine Schlacht verloren, standen eine Zeit lang beobachtend einander gegenüber. Gustav Adolf zögerte im vollen Bewußtsein des schweren Gewichts der bevorstehenden Entscheidung, und Tilly, mißtrauisch geworden gegen das Glück, das angefangen, ihm eine finstere Miene zu zeigen, wartete auf Verstärkungen, welche ihm die Ueberlegenheit der Zahl geben sollten. Das Ungestüm Pappenheim's jedoch, der an der Spitze von 2000 Mann Kürassieren den Feind niederzureiten gedachte, vereitelte den Plan des kaiserlichen Feldherrn. Auf dem Breitenfelde bei Leipzig kam es am 7. September zur Schlacht. Die Sachsen, welche den linken Flügel der protestantischen Streitmacht bildeten, wurden geworfen, die Schweden dagegen siegten auf dem rechten Flügel und zertrümmerten schließlich das ganze kaiserliche Heer. Mit einer Begleitung von nur wenigen hundert Mann floh Tilly, schwer verwundet, bis nach Halberstadt.

Der Sieg bei Leipzig war auf lange Zeit hinaus entscheidend für den weiteren Verlauf des Krieges und sogar

nicht ohne Einfluß auf den erst sechzehn Jahre später stattfindenden Abschluß — ein unverkennbares Zeichen des bereits weit vorgeschrittenen Verfalls der kriegerischen Macht Deutschlands, das einst ohne Anstrengung Hunderttausende und aber Hunderttausende in's Feld stellte und dessen Schicksal jetzt von dem Ausgange eines Kampfes abhing, in welchem auf beiden Seiten kaum 70,000 Mann einander gegenüber gestanden. Die nächsten Wirkungen der Schlacht vom 7. September gingen über alle Wahrscheinlichkeit hinaus; der Kaiser sowohl wie der Kurfürst Maximilian war durch die Vernichtung des Tilly'schen Heeres nahezu wehrlos gemacht, und Oesterreich, Baiern, ganz Süddeutschland standen dem Sieger offen.

Der König von Schweden und der Kurfürst von Sachsen theilten sich in die weiteren kriegerischen Aufgaben der Art, daß Gustav Adolf mit seinem Heere durch Thüringen und Franken sich nach dem Rheine wandte, während Johann Georg in Böhmen einrückte.

Tilly, der sich inzwischen wieder gesammelt und durch Heranziehung vereinzelter kaiserlicher Besatzungen und Heeresabtheilungen in Norddeutschland verstärkt hatte, versuchte vergebens, den König von Schweden im würzburgischen Gebiete aufzuhalten und der dem Kaiser schon durch die Furcht vor dem übermächtigen französischen Nachbar eng befreundete Herzog Karl von Lothringen, als er an der Spitze von 17,000 Mann werthloser Truppen Gustav Adolf den Weg versperrte, sah sein Heer im ersten Anlaufe der Schweden dermaßen zertrümmert, daß er in Eile den Heimweg über den Rhein antrat. Allenthalben kam dem Könige der Jubel und die Begeisterung des protestantischen Volks entgegen, das in ihm seinen Beschützer und seinen Helden begrüßte. Die gute Mannszucht der schwedischen Truppen und die schonende Weise der Kriegführung Gustav Adolf's kam auch der katholischen Bevölkerung in Feindesland in vollstem Maße zu Statten und

mit besonderer Strenge hielt der König darauf, daß nicht die mindeste religiöse Bedrückung gegen die Katholiken geübt wurde. Den geistlichen Landesherrn dagegen, die sich bei seiner Annäherung geflüchtet, gab seine Haltung wenig Aussicht auf ein gütliches Abkommen; er ließ sich von den Unterthanen derselben Huldigung leisten und in Würzburg auch den fränkischen Herzogstitel, den der dortige Bischof seit geraumer Zeit führte, auf sich übertragen. Unter den protestantischen Städten am Wege des Königs machte nur Frankfurt Schwierigkeiten, die Schweden aufzunehmen. Um sich für den etwaigen Fall eines neuen Umschwungs der Dinge den Rücken einigermaßen zu decken, ließ Frankfurt sich scheinbar Zwang anthun, ehe es Gustav Adolf die Thore öffnete, den es hinterdrein gleichwohl im Triumphe empfing. Demnächst besetzte der König Mainz und Bamberg und vertrieb die Spanier aus den meisten der von ihnen auf beiden Seiten des Rheins noch behaupteten festen Plätze der Pfalz, ohne jedoch den Kurfürsten Friedrich, der sich in seinem Lager eingefunden, in die Regierung wieder einzusetzen, sei es, daß er dessen Lande einstweilen als Pfand behalten, sei es, daß er durch dieses Zögern einen Druck auf die Entschließungen des Königs Karl I. von England ausüben wollte, der sich in der Sache seines Schwagers Friedrich und des deutschen Protestantismus sehr lau zeigte. — Der Landgraf von Hessen-Darmstadt, obgleich Protestant, entschieden kaiserlich gesinnt, warf sich aus Furcht in die Arme Gustav Adolf's.

Den größten Theil des Winters von 1631 auf 1632 brachte der schwedische König in Mainz und Frankfurt zu, wo er abwechselnd stattlichen Hof hielt, seine Anhänger zu Fürstentagen um sich versammelte und sein Heer, dem er nach so großen Leistungen einige Wochen der Ruhe gewährte, wieder einrichtete und durch Anwerbung deutscher Freiwilligen verstärkte, die sich in großer Zahl unter seiner Fahne einfanden. Mit dem Erfolge wuchs der Ehrgeiz des Königs. Der Gedanke, in Deutschland festen Fuß zu fassen, der ihm anfänglich fremd gewesen, stieg in seiner Seele auf, und er überredete sich, daß zumal eine Landerwerbung an der deutschen Ostseeküste für die eigne Sicherheit Schwedens nothwendig sei. Binnen Kurzem jedoch steckte er seine Ziele weiter hinaus. Bald schwebte ihm die Idee eines protestantischen Staatenbundes vor, der unter seiner Schutzherrschaft sich von dem katholischen und kaiserlichen Deutschland ablösen solle, bald schien er die Kaiserkrone für sich selbst in Anspruch nehmen und einstweilen seine Wahl zum römischen Könige betreiben zu wollen. Zugleich trat er, Angesichts des augenscheinlich nahe bevorstehenden Todes des polnischen Königs Sigismund, als Bewerber um die Krone desselben auf, indem er den Polen mit vorschauendem Geiste die Gefahr vorstellte, welche ihnen von einer unausbleiblichen Bundesgenossenschaft ihrer Nachbarn drohe und die nur durch eine Verbindung mit Schweden auf der einen und mit Deutschland auf der andern Seite abgewendet werden könne.

Neben der winterlichen Waffenruhe her ging überhaupt ein sehr lebhaftes Spiel diplomatischer Verhandlungen. Auf die Anfrage des aus seinem Lande verjagten Erzbischofs von Mainz, unter welchen Bedingungen Gustav Adolf den Frieden zu bewilligen gesonnen sei, stellte dieser die folgenden Forderungen: Aufhebung des Restitutionsedicts und seiner bisherigen Wirkungen; völlige Gleichstellung der Protestanten und Katholiken in allen Reichsländern und Gleichberechtigung derselben für den Erwerb kirchlicher Stifter; Wiedereinsetzung Böhmens und seiner Nebenländer in den vorigen Stand; Wiederherstellung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und Beseitigung der baierischen Kurwürde; Verbannung der Jesuiten aus dem Reiche; endlich Anerkennung des Königs von Schweden als Nachfolger Ferdinand's II. auf dem Kaiserthron. Solche Forderungen konnten natürlich in Wien und München keinen Eingang finden, aber auch die protestantischen Fürsten

zeigten sich den Entwürfen Gustav Adolf's nicht im Mindesten günstig, von deren Verwirklichung sie eine neue Gefahr für ihre Landesherrlichkeit fürchteten, ein schwedisches Uebergewicht an Stelle des bisherigen habsburgischen. Mit Maximilian von Baiern, der sich in ein heimliches Bündniß mit Frankreich eingelassen, dessen Spitze eigentlich gegen Oesterreich gerichtet war, das der Kurfürst in der Stunde der Noth aber auch gegen Schweden anrufen zu können glaubte, trat Gustav Adolf unter französischer Vermittlung in Unterhandlungen wegen einer Neutralisirung Baierns und der übrigen Länder der Liga. Eine aufgefangene baierische Depesche indessen, welche dem Könige die Gewißheit gab, daß Maximilian nicht gesonnen sei, die allerdings harten schwedischen Bedingungen anzunehmen, daß er vielmehr nur Zeit zu gewinnen trachte, führte den Abbruch dieser Unterhandlungen und eine Steigerung der beiderseitigen Feindseligkeit herbei. Dagegen kam eine Art Neutralitätsvertrag mit dem Kurfürsten von Trier zum wirklichen Abschluß.

Gegen Ende des Winters 1632 setzte sich Gustav Adolf gegen Baiern in Bewegung. Tilly, zum Schutze der offenen Gränzen des Landes von Maximilian herbeigerufen, eilte aus Franken, wo er inzwischen einige Vortheile über die dort zurückgelassenen schwedischen Truppen gewonnen, an den Lech, auf dessen rechtem Ufer er eine feste Stellung nahm. Der König schlug den Weg nach Nürnberg ein, das ihn mit unermeßlichem Jubel aufnahm, befreite die Reichsstadt Donauwörth von der baierischen Besatzung, die ihr von Kurfürst Maximilian durch offnen Landfriedensbruch seit langen Jahren auferlegt war, und wendete sich dann gegen Tilly, dem gegenüber er sich auf dem linken Ufer des baierischen Gränzflusses lagerte. Nach einigem Bedenken faßte der König den Entschluß, den schwierigen Uebergang über den Lech am 16. April unter dem Feuer des Feindes zu versuchen. Dieser indessen hielt nicht Stand. Nachdem Tilly durch eine Kanonenkugel

tödtlich verwundet worden, räumte das baierische Heer, dessen Führung jetzt der Kurfürst selbst übernahm, noch ehe ein einziger Schwede den Fluß überschritten, seine fast uneinnehmbare Stellung, um sich theils nach Ingolstadt, der Hauptfestung des Landes, zurückzuziehen, theils, dem Rathe des sterbenden Tilly gemäß, auf die freie Reichsstadt Regensburg zu werfen und dieselbe zum zweiten Stützpunkte des Widerstandes zu machen.

Gustav Adolf erlöste zunächst Augsburg von dem Joche, das ihm durch die Vollziehung des Restitutionsedicts auferlegt worden und bemächtigte sich alsdann fast ohne Schwertstreich des ganzen Baiern, mit alleiniger Ausnahme von Ingolstadt, das er vergeblich belagerte. München selbst leistete keine Gegenwehr, lieferte reiche Kriegsbeute und wurde schwer gebrandschatzt. Das hie und da unbotmäßige Landvolk erfuhr kaum eine glimpflichere Behandlung, als sie Tilly den norddeutschen Bauern hatte zu Theil werden lassen.

Während der König von Schweden seinen Siegeslauf bis an und in die deutschen Alpen verfolgte, stand sein Bundesgenosse, der Kurfürst von Sachsen, unthätig in Böhmen, dessen größten Theiles mit der Hauptstadt Prag er sich ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, durch dessen Besetzung jedoch sein Antheil an der Kriegsaufgabe keineswegs erfüllt war. Argwohn und Eifersucht gegen Gustav Adolf lähmten die Bewegungen Johann Georg's und machten ihn irre an seinen eignen Zwecken. So fand der anfänglich ganz wehrlose Kaiser volle Zeit, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Mit eignen Mitteln freilich wußte sich Ferdinand II. in keiner Weise zu helfen; er bedurfte vielmehr eines fremden Retters in der Noth und dieser Retter konnte kein anderer sein als Wallenstein, der tödtlich beleidigte, welcher von seinen böhmischen und mährischen Besitzungen aus den Lauf der politischen und militärischen Dinge mit grimmiger Schadenfreude beobachtete. Jeder Erfolg der

Feinde des Kaisers brachte ihn dem Ziele seiner heißesten Wünsche um einen Schritt näher, beschleunigte den Tag, an welchem er den kühnen Flug seines Ehrgeizes von Neuem beginnen und Vergeltung üben könne für die erlittene Demüthigung. In stolzer Einsamkeit von beispiellosem Prunk umgeben, mit Bauten, Anlagen, Sammlungen beschäftigt, schien Wallenstein den Staatsangelegenheiten ganz fremd geworden zu sein, während er in der Stille die wichtigsten Verbindungen am kaiserlichen Hofe unterhielt und auf der andern Seite mit Gustav Adolf und dem Kurfürsten von Sachsen hochverrätherische Unterhandlungen pflog. An dem Sternenhimmel, mit dessen Beobachtung er, unter der Leitung eines italienischen Astrologen, einen großen Theil seiner Nächte zubrachte, las er die Offenbarung künftiger Größe, Macht und Herrlichkeit, sein Glaube an sein Gestirn war felsenfest und dieser Glaube sollte ihn nicht betrügen.

Seit dem October 1631 bestürmte Ferdinand II. den Herzog von Friedland mit Aufforderungen, den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere wieder zu übernehmen und Monate lang beantwortete Wallenstein die kaiserlichen Botschaften mit kühler Ablehnung. Ein flehendes Handschreiben des Kaisers, unterstützt durch eine fürstliche Gesandtschaft nach Znaym, wohin sich Wallenstein vor den Sachsen aus Böhmen zurückgezogen, bewog denselben endlich, die Maske der Sprödigkeit fallen zu lassen. Er erklärte sich bereit, dem Kaiser ein Heer zu werben und auf kriegstüchtigen Fuß zu setzen, unter dem nachdrücklichen Vorbehalte jedoch, nach vollbrachter Organisationsarbeit, deren Dauer er auf drei Monate schätzte, wieder zurückzutreten, da seine Gesundheit ihm die Kriegführung nicht gestatte. In seinem offnen Werbebriefe versprach Wallenstein, unter der Versicherung, daß es sich nicht um einen Religionskrieg handle, sondern um die Vertreibung der Schweden aus Deutschland, neben üppiger Verpflegung einen unerhörten Sold, der für den schweren Reiter bis auf 9 Gulden im

Monat stieg. Der Name des Feldherrn und der hohe Lohn, welchen er ausbot, wirkten Wunder. Von allen Seiten strömten die Landsknechte herbei, nicht bloß katholische, sondern auch protestantische, deren kirchliches Gewissen sich in den Falten des patriotischen Mäntelchens verbergen mochte, das Wallenstein seiner Werbung umgehängt. Drei Monate waren kaum verflossen, als Wallenstein dem Kaiser ein wohleingerichtetes Heer von 40,000 Mann zur Verfügung stellen konnte. Zugleich verlangte er, dem gemachten Vorbehalte gemäß, seine Entlassung.

So wenig diese Forderung ernstlich gemeint war, so wenig durfte der Kaiser daran denken, Wallenstein beim Worte zu nehmen. Das Heer, welches Wallenstein aus dem Boden gestampft, konnte nur Wallenstein beisammenhalten, meistern und verwerthen. So begann denn zwischen dem geängstigten Kaiser und dem seiner Unentbehrlichkeit sich bewußten Feldherrn ein neues diplomatisches Spiel um den Preis der Rettung des Hauses Habsburg, der endlich durch einen im April zu Znaym abgeschlossenen Vertrag folgendermaßen festgestellt wurde: Wallenstein erhielt den unbeschränkten Oberbefehl über alle kaiserlichen Heere in Deutschland, mit dem ausschließlichen Recht der Vergebung aller Stellen in demselben, er bedang sich aus, daß weder der Kaiser selbst noch sein Sohn jemals persönlich in seinem Lager erscheinen dürfe, er erlangte die Machtvollkommenheit, allen Feinden des Kaisers ihre Güter abzuerkennen und zwar der Art, daß gegen die von ihm ausgesprochenen Confiscationen weder eine Berufung an die Reichsgerichte, noch selbst an die Gnade des Kaisers gelten solle. Ueberdies mußte der Kaiser nicht nur die Ansprüche Wallenstein's auf die mecklenburgischen Herzogthümer auf's Neue bestätigen, sondern ihm auch die Lehensherrlichkeit über alle zu erobernden Reichsgebiete, ja sogar die Abtretung eines der österreichischen Erbländer zusichern.

Auf solche Bedingungen konnte natürlich kein ehrlicher

Handel zu Stande kommen. Es war unmöglich, daß der Kaiser einen wichtigen Theil seiner Souveränetätsrechte ohne Hintergedanken auf Wallenstein übertrug und eben so unmöglich, daß Wallenstein sich jene maßlose Gewalt zu keinen andern als rechtmäßigen Zwecken ausbedungen. Beide Theile waren ohne Zweifel von vorn herein entschlossen, den Znaymer Vertrag nicht zu erfüllen, sondern nur die Vortheile desselben bis zu der Stunde auszubeuten, wo die Möglichkeit sich darbieten werde, die dadurch übernommenen Verpflichtungen durch List oder Gewalt abzuschütteln.

Die bisherige Unthätigkeit des Kurfürsten von Sachsen rächte sich zunächst an ihm selbst. Da seine heimlichen Unterhandlungen mit Wallenstein zu keinem Abschluß gelangten, so rückte dieser in Böhmen ein, das von den Sachsen bei Annäherung des neuen kaiserlichen Heeres eben so widerstandslos geräumt wurde, wie sie es einige Monate früher besetzt hatten.

Meister von Böhmen, verstand sich Wallenstein erst nach langem Zögern und vielen Ausflüchten dazu, den dringenden Hülferufen Folge zu leisten, welche Maximilian von Baiern an ihn ergehen ließ, und die von dem Kaiser mit allem Nachdrucke unterstützt wurden, den ihm seine vertragsmäßige Verzichtleistung auf Einmischung in die Kriegführung gestattete. Der Fürst, welcher vor fünf Jahren die stärksten Hebel zu seinem Sturze angesetzt, sollte jetzt die volle Bitterkeit des inzwischen eingetretenen Wechsels der Stellungen empfinden, und um seine Vereinigung mit Wallenstein zu bewerkstelligen, mußte er demselben bis nach Eger entgegenkommen. Bei der ersten Begegnung, welche dort zwischen den beiden Männern stattfand, welche, obgleich durch die Umstände des Augenblicks auf einander angewiesen, in gegenseitigem tödtlichen Haß wetteiferten, bemerkten die Augenzeugen, daß der Kurfürst in der Kunst der Verstellung Wallenstein weit überlegen sei; während jener die Gelassenheit des geborenen großen Herrn zur Schau

trug, brach bei diesem die befriedigte Rachsucht des Emporkömmlings in Miene und Haltung durch.

Auf die Nachricht von der bevorstehenden Vereinigung des kaiserlichen und des baierischen Heeres eilte Gustav Adolf aus Oberbaiern und dem österreichischen Oberschwaben nordwärts, zu spät jedoch, um dieselbe verhindern zu können. Einer feindlichen Streitmacht von 60,000 Mann bei Weitem nicht gewachsen, wie sie jetzt unter dem Oberbefehle Wallenstein's, dem sich Maximilian unbedingt hatte fügen müssen, ihm gegenüber stand, zog sich der König auf Nürnberg zurück, das er, unter rüstiger Beihülfe der Bürgerschaft, mit einem verschanzten Lager umgab, welches der protestantischen Landbevölkerung der Umgegend mit ihrer Habe eine sichere Zuflucht bot. Wallenstein seinerseits nahm eine feste Stellung bei Zirndorf in der Nähe der Stadt. Die beiden Feldherren schoben einander gegenseitig die Rolle des Angreifers zu, und wenn keiner von ihnen dieselbe annahm, so wurde die schwebende Entscheidung eine Frage der größern Ausdauer und der bessern Verproviantirung.

In diesem Wettkampfe des Abwartens war der Nachtheil von vorn herein auf Seiten Gustav Adolf's, der außer seinem Heere, welches sich durch starke Zuzüge bald verdreifachte, eine städtische Bevölkerung zu unterhalten hatte, die 30,000 bewaffnete Bürger auf ihre Wälle stellen konnte. Durch den Mangel gedrängt, entschloß er sich in der neunten Woche der gegenseitigen Blockade zum Angriffe. Zehn Stunden lang wurde das Lager Wallenstein's von Deutschen und Schweden mit der größten Todesverachtung bestürmt, aber vergebens. Als die einbrechende Nacht dem Kampfe ein Ende machte, zog sich Gustav Adolf mit Zurücklassung von 2000 Todten in seine Schanzen zurück. — Vierzehn Tage später, am 8. September, zwangen Hunger und Seuchen den König, Nürnberg zu räumen und einige Tage darauf brach auch Wallenstein sein Lager ab. Nürnberg blieb unversehrt, die Dörfer seiner

Umgebung weit und breit aber ließ der abziehende Feind in Flammen aufgehen.

Wallenstein, mit seinem durch Krankheiten und Ausreißerei stark gelichteten Heere, wendete sich zunächst nach Franken, während Kurfürst Maximilian mit den geringen Ueberbleibseln seiner Truppen sich nach Baiern warf, das Gustav Adolf durch einen zweiten Angriff auf Ingolstadt vollends in seine Gewalt zu bringen suchte. Ein plötzlicher Nothschrei des Kurfürsten von Sachsen jedoch veranlaßte den König, von diesem Unternehmen abzustehen und sich nordwärts zu kehren. Wallenstein war von Bamberg aus durch Thüringen unter furchtbaren Verheerungen in Sachsen eingebrochen, hatte bereits Leipzig genommen und bedrohete Dresden, ohne daß Johann Georg, der, eines solchen Ueberfalls nicht gewärtig, sein Heer hatte in Schlesien einrücken lassen, eine wirksame Gegenwehr leisten konnte. In Gewaltmärschen folgte Gustav Adolf dem Rufe des Bundesgenossen, der bei aller Zweideutigkeit seiner Gesinnungen zu wichtig war, um preisgegeben zu werden. Genöthigt indessen, einen großen Theil seiner Truppen als Besatzungen in den festen Plätzen Süddeutschlands zurückzulassen, war der König auch dies Mal wieder zu schwach, um sich in offner Feldschlacht mit Wallenstein zu messen, in der Nähe des feindlichen Heeres angekommen, verschanzte er sich daher in und bei Naumburg und wiederum begann zwischen den beiden Feldherren das strategische Spiel um den Angriff des Gegners. Dies Mal war es Wallenstein, dem die Geduld zuerst ausging; auf den einstimmigen Ausspruch seines Kriegsraths jedoch, daß Gustav Adolf in seiner jetzigen Stellung unbezwinglich sei, entschloß er sich, den Feldzug überhaupt abzubrechen, Winterquartiere zu beziehen und zu diesem Zwecke sein Heer, das in dem ausgesogenen südlichen Sachsen seinen Unterhalt nicht mehr fand, zu vertheilen. Sobald aber Gustav Adolf die Nachricht erhalten, daß General Pappenheim mit einem ansehnlichen

Theile der kaiserlichen Truppen sich von dem Hauptkörper des Heeres getrennt, rückte er vor zum Angriff.

Am 6. November bei Lützen, unweit des Schlachtfeldes, auf welchem im Jahre zuvor Tilly seine große Niederlage erlitten, begegneten sich Gustav Adolf mit 20,000 und Wallenstein mit 25,000 Mann in dem Entscheidungskampfe, dem beide mit gegenseitiger Scheu so lange ausgewichen. Eine kraftvolle Ansprache des Königs mahnte Schweden und Deutsche an den feierlichen Ernst der Stunde, die mächtigen Klänge des Lutherliedes: Eine feste Burg ist unser Gott hoben die Seele des protestantischen Heeres zur Begeisterung, und mit dem Feldgeschrei: Gott mit uns! stürzte es sich auf den Feind. Mehrere Stunden lang wurde auf beiden Seiten mit gleicher Feldherrnkunst, gleicher Tapferkeit und sehr zweifelhaftem Erfolge gekämpft. Da, beim Anblicke des ohne Reiter an der Schlachtreihe vorübersprengenden königlichen Rosses, flog das Schreckenswort durch die schwedischen Reihen, der König sei gefallen. Statt sich jedoch durch diese Trauerbotschaft entmuthigen zu lassen, wurde das Heer, dessen Führung jetzt Herzog Bernhard von Weimar übernahm, dadurch zur äußersten Kampfeswuth entflammt, der Feind wich auf der ganzen Linie und seine vollständige Niederlage schien gewiß, als plötzlich Pappenheim, durch Eilboten von Halle herbeigerufen, mit acht Regimentern schwerer Reiterei auf dem Kampfplatze erschien und die Schlacht wieder zum Stehen brachte. Der Abend und die allgemeine Erschöpfung machte derselben ein Ende. Wallenstein räumte das Feld ohne verfolgt zu werden, aber unter Zurücklassung eines großen Theils seines Geschützes. Mit Gustav Adolf blieb beinahe ein Viertel seines Heeres auf der Wahlstatt; die Kaiserlichen verloren eine noch größere Truppenzahl und ihren unersetzlichen Reitergeneral Pappenheim.

Der Tod des schwedischen Königs übte nach allen Seiten hin eine mächtige Wirkung. Selbst Kaiser Ferdinand II. wurde dadurch menschlich erschüttert und der Papst Urban VIII. ehrte den gefallenen Todfeind Roms sogar durch eine kirchliche Feierlichkeit. Die größte Erscheinung des Jahrhunderts war mit Gustav Adolf von dem Schauplatz der verhängnißvollen Zeit abgetreten, die entstandene Lücke brachte die wichtigsten europäischen Verhältnisse aus den Fugen und machte alle Wahrscheinlichkeitsrechnungen der vorschauenden Staatskunst zu Schanden. Das protestantische Deutschland hatte in ihm den Vorkämpfer verloren, der sich von der Rolle eines abentheuernden Fremdlings binnen kurzer zwei Jahre zu allen Ehren eines wahren Nationalhelden emporgeschwungen, die Einheit der protestantischen Kriegführung und der protestantischen Politik, die er in seiner starken Hand zusammengefaßt und durch welche er für die gemeinschaftliche Sache so glänzende Erfolge gewonnen, war unwiederbringlich dahin, der letzte fürstliche Träger des ursprünglichen protestantischen Geistes, des ernsten, strengen, gottvertrauenden und gottergebenen Lutherthums wurde mit Gustav Adolf zu Grabe getragen. Für das deutsche Reich bedeutete sein Tod den Fortbestand des bereits altersschwachen habsburgischen Kaiserthums, für die österreichischen Länder den schließlichen Untergang der Reformation — zwei Ergebnisse, deren Werth sich nach den inzwischen gemachten Erfahrungen mit hinlänglicher Sicherheit abschätzen läßt. Wäre es Gustav Adolf beschieden gewesen, die Kaiserkrone zu erlangen, Deutschland würde wahrlich nicht zu einem Anhängsel Schwedens herabgesunken sein, wie es seit Karl V. im Schlepptau Spaniens ging, und wenn der in den österreichischen Haupländern, trotz allen eisernen Druckes, immer noch lebendige Geist der Reformation unter einem protestantischen Kaiserthume wieder entfesselt worden wäre — die Gesundheit und das Gedeihen der österreichischen Völker hätte wohl schwerlich größern Schaden dabei gelitten, als bei dem

Siege der Gegenreformation. Oder hatte Deutschland, sei es als Ganzes, sei es in den fraglichen einzelnen Theilen, dabei zu verlieren, wenn Gustav Adolf den geistlichen Fürstenthümern, wie es allerdings ohne Zweifel in seinem Plane gelegen, ein frühzeitigeres Ende machte, als denselben vorbehalten blieb? Die Geschichte der großen und kleinen Stifter während der letzten beiden Jahrhunderte ihres Bestehens beantwortet diese Frage in den günstigsten Fällen durch ein leeres Blatt. — Als einer weitern und keineswegs der unwichtigsten Folge des Todes Gustav Adolf's muß erwähnt werden, daß mit demselben die letzte Schranke wegfiel, welche der habgierigen Einmischung Frankreichs in den deutschen Religionskrieg entgegenstand. In Schweden selbst endlich folgte der Regierung eines der kräftigsten Könige, die je auf dem Thron gesessen, die Regierung eines unmündigen Kindes.

Die Schlacht bei Lützen hatte beide kriegführende Theile so weit geschwächt, daß eine thatsächliche Waffenruhe die natürliche Folge davon war. Um so eifriger machte sich die Diplomatie an das Werk, ihre Aufgaben der veränderten Lage anzupassen. Schweden, dessen deutsche Angelegenheiten in die Hände des Kanzlers Oxenstierna übergingen, entschied sich für nachdrückliche Fortsetzung des Krieges, weniger vielleicht im Sinne des leitenden Staatsmannes und des schwedischen Volks, denen der Abschluß des Friedens im jetzigen Augenblicke die größten Vortheile für das eigne Land versprach, als auf Betrieb der schwedischen Feldobersten und ihres Anhanges im Stockholmer Reichsrathe, die nach und nach die Mittel und Wege gefunden, ihrer heimatlichen Armuth durch deutsche Beute aufzuhelfen und durch deren Betriebsamkeit die Vertheidigung des Protestantismus demnächst vollends zu einem einträglichen Handwerk werden sollte. Frankreich, durch den Tod Gustav Adolf's einer Sorge um die Zukunft und eines lästigen Hemmnisses entledigt — denn ohne den König, den man in Paris fürchten gelernt, konnte die schwedische Macht den französischen

Plänen nicht mehr über den Kopf wachsen — glaubte bei der weitern Unterstützung des schwedisch-deutschen Krieges gegen das Haus Habsburg mehr als je seine Rechnung zu finden und sah den Augenblick kommen, wo ihm die reife Frucht seines tief angelegten Spiels in die Hand fallen werde. Der Kurfürst von Sachsen, welcher sich selbst für das geborene Haupt des deutschen Protestantismus hielt und der den von ihm beanspruchten Platz nicht ohne Groll und schlimme Hintergedanken an Gustav Adolf abgegeben, gedachte jetzt die große Rolle anzutreten, die ihm so lange vorenthalten worden, brachte es aber nach wie vor zu keinem Entschlusse und zu keiner That. Sein Nachbar, der zweitmächtigste unter den protestantischen Fürsten, Georg Wilhelm von Brandenburg, welcher bisher so wenig wie möglich für die gemeinschaftliche Sache gethan, näherte sich jetzt zwar den Schweden, verführt durch die Aussicht auf Verheirathung seines Sohnes und Nachfolgers mit der jungen schwedischen Königin Christine; ein förmliches Bündniß aber konnte ihm Oxenstierna eben so wenig abgewinnen wie dem sächsischen Johann Georg. Dagegen verstanden sich beide Kurfürsten dazu, von Frankreich eine jährliche Zahlung von 100,000 Thalern zum Zwecke des Kriegs gegen Oesterreich anzunehmen. —

In Süddeutschland waren, unter stärkerem Drucke der Gefahr, die Bemühungen des schwedischen Kanzlers, eine neue protestantische Bundesgenossenschaft zu Stande zu bringen, nicht ganz so erfolglos. Auf einem Kongresse, welchen er im Frühjahre 1633 nach Heilbronn berief, erschien eine ansehnliche Zahl von Fürsten, Grafen, freien Städten und Rittern des Reichs, mit denen, unter eifriger Vermittelung eines französischen Bevollmächtigten, des Marquis Feuquières, Vereinbarungen zum Behufe der gemeinschaftlichen Kriegführung getroffen wurden: Oxenstierna sollte das Directorium führen, aber unter Mitwirkung eines Bundesraths, der namentlich über die Verwendung der aufzubringenden Matrikularbeiträge,

im Gesammtbelauf von dritthalb Millionen Thalern, mitzusprechen habe. Demnächst wurden in Heilbronn über Verleihung der eroberten geistlichen Länder, die der Gegenstand vieler ungestümer Bewerbungen waren, Verhandlungen gepflogen und Beschlüsse gefaßt, die der fernere Gang der Ereignisse schließlich vereitelte. Bemerkenswerth war dabei, daß die vorgeschlagene Uebertragung des Kurfürstenthums Mainz auf den schwedischen Kanzler nur an der eifrigen Einsprache des Marquis Feuquières scheiterte, der diese Lande vermuthlich schon jetzt in die französischen Zukunftspläne einbegriff. Ueberdies erfolgte in Heilbronn die endliche Rückgabe der längst wiedereroberten Pfalz an die seit zwölf Jahren aus dem Besitz gesetzten Wittelsbacher. Für Friedrich V. jedoch, den böhmischen Winterkönig, kam diese Wiederherstellung zu spät; er war einige Monate zuvor gestorben und sein Sohn Karl Ludwig an seine Stelle getreten.

Nach Erneuerung der Feindseligkeiten blieben die Protestanten längere Zeit fast allenthalben im Vortheil. Herzog Georg von Braunschweig und Landgraf Wilhelm von Hessen behaupteten in Niedersachsen und Westphalen die Oberhand über die Kaiserlichen, die unter General Gronsfeld bei Oldendorf eine schwere Niederlage erlitten; Bernhard von Weimar besetzte Bamberg von Neuem; Kursachsen wurde vom Feinde gesäubert; der sächsische General Arnheim oder Arnim rückte wieder in die Lausitz und in Schlesien ein; der schwedische Feldmarschall Horn bemächtigte sich des Elsaß; der Pfalzgraf von Birkenfeld aus dem kurpfälzischen Hause und der schwedische General Baner behaupteten sich am Lech und an der Donau gegen den kaiserlichen Feldherrn Altringer. Da dieser jedoch im Laufe des Frühjahrs bedeutende Verstärkungen an sich zog, so rückten auch Bernhard von Weimar und Horn in Baiern ein, um das Gleichgewicht herzustellen. Als sie sich aber, nach ihrer bei Donauwörth bewerkstelligten Vereinigung dem Feinde weit überlegen, zu einem großen Schlage vorbe-

reiteten, hemmte eine Meuterei ihres Heeres Wochen lang das weitere Vorgehen.

Die strenge Mannszucht der Truppen Gustav Adolf's war bereits vor dessen Tode sichtlich gelockert, zumal durch das Beispiel und das Geschehenlassen der Obersten und Hauptleute der deutschen Aufgebote, denen der König schon im Lager zu Nürnberg in einer donnernden Strafrede vorhielt, wie sie die eignen Landsleute und Glaubensgenossen mit Erpressung, Plünderung und jeder Art von Mißhandlung heimsuchten, so daß ihn bei ihrem bloßen Anblicke Abscheu und Ekel anwandle. Diese Verwilderung steigerte und verallgemeinerte sich rasch, nachdem die bändigende Hand Gustav Adolf's die Zügel nicht mehr führte. Jetzt brach die Unbotmäßigkeit in eine öffentliche Verschwörung aus, deren Vorwand die Soldrückstände hergaben und die auf die trotzige Forderung eines angemessenen Antheils an der bisher gemachten allgemeinen Kriegsbeute, an Land und sonstigem Gut hinauslief, die, wie das Heer wahrscheinlich nicht ohne Grund annahm, bisher nur den großen Machthabern zugefallen sei; bevor dieser Forderung Genüge geleistet worden, verweigerten die Meuterer jeden weitern Kriegsdienst. — Dem Ansehen des Herzogs Bernhard gelang es endlich, mit Hülfe beträchtlicher Zahlungsmittel, welche Oxenstierna herbeischaffte, den Aufruhr zu stillen. Als eignen Lohn bedang sich Bernhard — bisher, als der jüngste von sieben Brüdern, ein Fürst ohne Land — die Bisthümer Würzburg und Bamberg aus, die er, unter dem Namen des Herzogthums Franken, sogar auf Kosten seiner reichsfürstlichen Ehre und Pflicht, von der schwedischen Krone zu Lehen nahm. „Mag es zum ewigen Gedächtniß in unsern Archiven bleiben, sagte Oxenstierna selbst mit bitterem Hohn, daß ein deutscher Fürst von einem schwedischen Edelmanne Solches begehrt und daß ein schwedischer Edelmann in Deutschland einem deutschen Fürsten Solches bewilligt hat."

Wallenstein stand unterdessen unthätig in Böhmen, war

in seinem Palaste zu Prag Wochen lang unsichtbar für Jedermann, außer seinen nächsten Vertrauten, und beantwortete die eindringlichsten Aufforderungen des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern zum kriegerischen Einschreiten mit Ausflüchten, oder auch mit Berufung auf seine unbedingten Vollmachten. Im Mai endlich setzte er sich in Bewegung nach dem den Sachsen preisgegebenen Schlesien, schloß aber nach einigen unbedeutenden Unternehmungen Waffenstillstand mit dem General Arnheim, duldete während desselben einen freundnachbarschaftlichen Verkehr zwischen seinem und dem sächsischen Lager, zog die sächsischen Officiere zu seiner eignen Tafel und hatte mit Arnheim vertrauliche Unterredungen. Darüber entstand der Verdacht, daß Wallenstein entweder mit Gedanken des Abfalls vom Kaiser umgehe, oder Sachsen einen einseitigen Frieden abzugewinnen suche. Solche Vermuthungen veranlaßten den französischen Bevollmächtigten Feuquières, sich durch Vermittlung des Grafen Kinsky, des Schwagers Wallenstein's, mit demselben in Verbindung zu setzen und ihm im Namen des Hofes von Versailles die glänzendsten Anerbietungen zu machen für den Fall seiner Lossagung von dem Hause Habsburg, namentlich ihm die französische Unterstützung für seine etwaige Bewerbung um die böhmische Krone in Aussicht zu stellen. Wallenstein nahm diese Vorschläge entgegen, ohne sie zu beantworten. Als bald darauf Arnheim mit Oxenstierna, angeblich im Auftrage Wallenstein's, wegen der Bedingungen in Unterhandlung trat, unter denen der kaiserliche Feldherr bereit sei, mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache gegen den Kaiser zu machen, schienen diese Eröffnungen dem schwedischen Kanzler so wenig beglaubigt, daß er denselben jede Beachtung verweigerte.

Während dieser Vorgänge, die sich unter Verlängerung des Waffenstillstandes bis in den Herbst hinauszogen, rückte auf das wiederholte und nachdrückliche Verlangen Ferdinand's II., der sich von seinem eigenen Feldherrn im Stiche gelassen sah,

ein spanisches Heer unter dem Herzoge von Feria von Italien aus in Süddeutschland ein. Das Erscheinen einer neuen kaiserlichen Streitmacht auf dem Kampfplatze, auf welchem er allein zu schalten und zu walten beanspruchte, reizte den Argwohn und die Eifersucht Wallenstein's um so mehr, als der spanische General, im Widerspruche mit dem Vertrage zu Znaym, nicht unter seinem Oberbefehle stehen sollte. Wohl unterrichtet von dem Mißtrauen, dessen Gegenstand er in Wien wiederum geworden und von den heftigen Anstrengungen, welche seine Feinde, insbesondere der Herzog von Baiern und die Jesuitenpartei, in Wien machten, um seinen nochmaligen Sturz herbeizuführen, glaubte Wallenstein in dem Herzoge von Feria einen gefährlichen Nebenbuhler und vielleicht seinen vorausbestimmten Nachfolger erblicken zu müssen, aber gleichwohl konnte er sich nicht entschließen, aus seiner bisherigen zweideutigen Haltung herauszutreten. Während er auf kaiserliches Verlangen dem an der Donau stehenden Altringer Befehl gab, zu dem spanischen General zu stoßen, ertheilte er demselben zugleich unter der Hand Weisungen, welche darauf berechnet schienen, den Herzog von Feria zu lähmen und irre zu führen, der denn auch in Oberschwaben und Elsaß mit dem größten Theile seines Heeres zu Grunde ging.

Da endlich alle Vorwände zu längerer Unthätigkeit erschöpft waren, so erneuerte Wallenstein im Herbste die Feindseligkeiten in Schlesien durch einen glücklichen Ueberfall des Grafen Thurn, den er mit einigen tausend Mann schwedischer Truppen gefangen nahm. Statt aber den Hauptanstifter des Prager Aufstandes von 1518 der bei dieser Nachricht aufjubelnden Rachgier des Wiener Hofs auszuliefern, ließ er denselben wieder frei, unter dem Vorgeben, daß Thurn als schlechter General der Sache des Kaisers im feindlichen Heere nützlicher sei als im Gefängnisse. Nach Besetzung des größten Theils von Schlesien drang Wallenstein in Sachsen und Brandenburg ein und machte Anstalt, sich auch Pommerns

wieder zu bemächtigen, als inhaltsschwere Ereignisse im Süden seinen Fortschritten Halt geboten. Nachdem Altringer in Gemeinschaft mit Feria aus Baiern abgerückt, stand dem Herzoge Bernhard, obgleich Horn sich wieder von ihm getrennt hatte, um Schwaben zu schützen, an Donau und Lech kein Feind mehr gegenüber, der ihm und seinem jetzt zur Ordnung zurückgebrachten Heere die Spitze bieten konnte. Der militärische Mittelpunkt dieser Gegend, das von Kurfürst Maximilian durch verrätherischen Ueberfall genommene und nur schwach besetzte Regensburg, öffnete dem Herzoge von Weimar aus Furcht vor der protestantischen Bürgerschaft die Thore und nun machte sich Bernhard im Fluge zum Herrn des Landes weit und breit, bis an die Ufer des Inn, des Gränzflusses gegen das von allen Streitkräften entblößte Oesterreich. Kaiser Ferdinand, welcher sich in Wien selbst nicht mehr sicher wußte, und Kurfürst Maximilian, der sein ganzes Land zum zweiten Male dem Feinde völlig preisgegeben sah, schickten an Wallenstein Eilboten auf Eilboten um Hülfe in dieser äußersten Noth. Erst nachdem er sich so lange wie möglich an der Gefahr und dem Unglück des Kaisers und des Kurfürsten geweidet, setzte sich Wallenstein, der inzwischen die norddeutschen Kurfürstenthümer geräumt und in Böhmen Halt gemacht hatte, nach der baierischen Gränze in Bewegung; kaum aber in der Oberpfalz angekommen, kehrte er, auf das Gerücht von einer drohenden Bewegung der Sachsen in seinem Rücken, nach Böhmen zurück und ließ sein Heer Winterquartiere beziehen.

Die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten hatte den Unterhandlungen des kaiserlichen Feldherrn mit Sachsen, Schweden, Frankreich keineswegs ein Ende gemacht, die indessen nach wie vor nur durch vertraute, aber nicht beglaubigte Mittelspersonen geführt waren. Um sich für alle Fälle den Rücken zu decken, zog Wallenstein sogar den Kaiser selbst scheinbar in's Vertrauen seines heimlichen Verkehrs mit dem Feinde, indem er denselben als eine Kriegslist darstellte, durch

welche er die protestantischen Reichsfürsten von Schweden loszureißen beabsichtige. Ein solches Vorgeben stimmte jedoch so wenig zu den offenkundigen Thatsachen und glaubwürdigen Zeugnissen, daß man in Wien bald daran irre wurde. Auf das Aeußerste gereizt durch die hartnäckige Unbotmäßigkeit Wallenstein's, durch den Druck, den er durch sein unthätiges Lagern in Böhmen auf kaiserliches Gebiet ausübte, statt in Feindesland Quartier zu nehmen, durch die bittern und zuletzt drohenden Klagen des Kurfürsten Maximilian über böswillige Preisgebung Baierns, ließ Ferdinand II. gegen Ende des Jahrs Wallenstein den gemessenen Befehl zugehen, sofort Böhmen zu räumen, Regensburg dem Herzoge Bernhard wieder abzunehmen und überdies 6000 Mann seiner Reiterei zu dem Heere des spanischen Infanten Don Fernando stoßen zu lassen, der aus Italien erwartet wurde. — Wallenstein fand in diesen Forderungen und namentlich in der letzten derselben den handgreiflichen Beweis, daß man in Wien darauf ausgehe, ihn zu schwächen um ihn hinterdrein desto leichter zu stürzen, und diese Ueberzeugung brachte ihn von den verrätherischen Gedanken, mit welchen er anfänglich vielleicht nur gespielt, zum Entschlusse des Verraths, dem sich nunmehr auch die Sterne günstig erwiesen, die bisher zum Aufschub gemahnt.

Die nächste Aufgabe Wallenstein's war, sich seiner Unterfeldherren und der Obersten seiner Regimenter zu versichern, von denen er, außer seinen beiden Schwägern, den Grafen Kinsky und Terzky, höchstens noch den General Illow in sein Geheimniß eingeweiht. Zu diesem Zwecke wurde auf den 11. Januar 1634 ein großer Kriegsrath nach Pilsen einberufen. Wallenstein theilte demselben die von Wien empfangenen Befehle mit, sprach sich dahin aus, daß dieselben offenbar darauf berechnet seien, das Heer, welchem der Kaiser so viel schulde, zu Grunde zu richten und erklärte, daß er, um nicht das Werkzeug eines solchen Undanks zu werden, seinen Oberbefehl niederzulegen gesonnen sei. Im hohen Grade bestürzt über diese Ankündigung,

welche ihre Aussichten auf Kriegsruhm, Beute, Belohnungen, ja sogar auf Zahlung vieler und großer Rückstände sehr verdüsterte, drangen die versammelten Generale und Obersten in Wallenstein, dem Heere seinen Feldherrn zu erhalten und nach längern Unterhandlungen durch die Vertrauensmänner desselben erfolgte dessen Zusage unter der Bedingung von Treue um Treue. Bei einem am 12. Januar zur Feier des glücklich zu Stande gebrachten Uebereinkommens veranstalteten Festgelage wurde eine Schrift vorgelegt, nach welcher sich die Unterzeichner bei Eid und Ehre verpflichteten, unter allen Umständen mit Leib und Leben zu Wallenstein zu halten. Alle Anwesenden, zweiundvierzig an der Zahl, unterschrieben, wiewohl nicht ohne Widerspruch, Zank und böses Gewissen, das sich hinter unleserlicher Namensunterschrift zu verstecken suchte. — Daß die damit eingegangene Verpflichtung auch gegen den kaiserlichen Kriegsherrn gelten solle, wurde nicht ausgesprochen, aber stillschweigend angenommen.

Ferdinand II., von diesem Vorgange durch einen der Theilnehmer, den General Piccolomini, sofort unterrichtet, traf seine Gegenmaßregeln. Die wichtigste derselben war die am 24. Januar ausgefertigte geheime Uebertragung des Oberbefehls von Wallenstein auf den General Gallas, einen der Mitunterzeichner der Pilsener Erklärung vom 12., unter Zusicherung der kaiserlichen Verzeihung für ihn selbst und seine Mitschuldigen. Während Gallas von seinen Vollmachten unter der Hand den wirksamsten Gebrauch machte und sich ein allgemeiner Abfall von Wallenstein in dessen Heere vorbereitete, stand dieser mit dem Kaiser in ununterbrochenem Briefwechsel, der seit Ende des Jahrs wieder den vertrauensvollsten Ton angenommen hatte, und noch nachdem Ferdinand II. nachträglich den Auftrag gegeben, sich Wallenstein's lebendig oder todt zu bemächtigen, redete er denselben unterm 13. Februar als seinen „lieben Oheim" an.

Unterdessen dieser gegenseitige Betrug spielte, bei welchem

Wallenstein offenbar der Ueberlistete war, betrieb derselbe den Abschluß seiner Verhandlungen mit den Feinden des Kaisers. Sein nächster militärischer Zweck war die Vereinigung mit Bernhard von Weimar. Sein politischer Plan, so weit sich aus vereinzelten Aeußerungen schließen läßt — denn Wallenstein vermied auch jetzt noch sorgfältig, sich schriftlich bloßzustellen — ging dahin, den Kaiser zur Zurücknahme des Restitutionsedicts und zum Frieden zu zwingen, eine gewisse Gleichberechtigung der beiden Religionspartheien in Deutschland herbeizuführen, das pfälzische Kurfürstenthum auf der einen und die von den Schweden aufgehobenen Stifter auf der andern Seite wiederherzustellen; sich selbst schien er Böhmen im Namen der alten Wahlfreiheit des Landes einstweilen stillschweigend vorzubehalten, Maximilian von Baiern sollte, vorzugsweise zu Gunsten Bernhard's von Weimar, wo möglich vernichtet, Schweden an der Ostsee und Frankreich wahrscheinlich im Elsaß abgefunden werden. Je näher indessen der Tag kam, an welchem der Herzog von Weimar, der von der Oberpfalz heranrückte, zu Wallenstein stoßen sollte, desto rascher griff der Abfall in dessen Heere um sich, so daß er am 22. Februar genöthigt war, Pilsen an der Spitze von höchstens einigen tausend Mann, die ihm bis dahin treu geblieben, zu räumen. Zur Beschleunigung der Zusammenkunft mit Bernhard begab er sich nach Eger. Hier aber, im äußersten Augenblicke, verschwor sich der Oberst Butler, ein Irländer, mit zwei Schotten im kaiserlichen Dienst, Leslie und Gordon, zu seinem Untergang. Am 25. Februar Abends bei einem von denselben auf der Burg veranstalteten Gastmahl wurden Kinsky, Terzky und Illow niedergemacht, und hierauf Wallenstein selbst im Hause des Bürgermeisters, bei dem er Wohnung genommen, in seinem Schlafzimmer überfallen und ermordet. — Mit ihm erlosch eine mächtige Geistes- und Willenskraft im Dienste unersättlicher gewissenlosester Selbstsucht, eine orientalische Despotennatur, wie sie in ähnlicher Vollendung weder vor noch

nach ihm jemals in einem deutschen Machthaber verkörpert gewesen. — Ferdinand II. ließ für Wallenstein Tausende von Messen lesen und belohnte seine Mörder kaiserlich; die unermeßlichen Besitzungen desselben wurden ohne weiteres Rechtsverfahren eingezogen und an die namhaftesten Generale seines ehemaligen Heeres vertheilt.

An die Spitze seines Heeres stellte der Kaiser nunmehr seinen Sohn, den Erzherzog Ferdinand, dessen rechte Hand General Gallas sein sollte. Der neue Feldherr eröffnete den Feldzug von 1634 mit der Einnahme des wichtigen Regensburg, für welches die Hülfe Bernhard's von Weimar zu spät kam. Demnächst fiel auch Donauwörth in die Hände der Kaiserlichen, und hierauf begann der Erzherzog, verstärkt durch den Zuzug des Infanten Don Fernando und des wieder auf dem innerdeutschen Kriegsschauplatze erschienenen Herzogs Karl von Lothringen, die Belagerung von Nördlingen. Bernhard von Weimar und der schwedische Feldmarschall Horn eilten zum Entsatze herbei, machten einen übereilten Angriff auf das weit überlegene Belagerungsheer und wurden am 27. August bis zur Vernichtung geschlagen — eine Niederlage noch schwerer, als die Tilly's bei Leipzig. Zwölftausend Mann des protestantischen Heeres blieben auf dem Platze, sechstausend Mann mit sämmtlichem Geschütze, mehreren tausend Packwagen, dreihundert Fahnen und der schwedische Feldmarschall selbst fielen den Kaiserlichen in die Hände; Bernhard von Weimar entkam mit wenigen Begleitern. Schwaben und die Pfalz, von den Siegern widerstandslos überfluthet, erlitten die gräßlichste Verwüstung, bei der sich insbesondere die Baiern durch wüthende Rache für die schwere feindliche Heimsuchung hervorthaten, die ihrem eignen Lande widerfahren.

Schon im Frühjahre hatte der Kanzler Oxenstierna eine Versammlung protestantischer Fürsten und Städte, insbesondere Angehöriger des Heilbronner Bundes, nach Frankfurt einberufen, zur Berathung über die Mittel einer wirksamern Fortsetzung des Kriegs, aber keine günstige Aufnahme seiner entsprechenden Vorschläge und Forderungen gefunden, namentlich bei Sachsen, obgleich Kurfürst Johann Georg inzwischen mit Glück wieder zum Angriffe geschritten, in Schlesien von Neuem Meister geworden und in Böhmen abermals bis vor Prag gerückt war. Gerade diese Erfolge schienen dem Kurfürsten den fortdauernden schwedischen Mitbewerb um die Rolle der protestantischen Vormacht unleidlich zu machen, und seine Neigung zu einem unmittelbaren Abkommen mit dem Kaiser neu zu beleben. Da es dem sächsischen Einflusse gelang, die Mitglieder der Frankfurter Versammlung, unter Heranziehung naheliegender nationalpatriotischer Beweggründe, mehr und mehr von Schweden abzuziehen, so glaubte Oxenstierna nunmehr seinen Rückhalt in Frankreich suchen zu sollen, dem er sich bisher, treu der nach jener Seite hin entschieden abwehrenden Politik Gustav Adolf's, so fern wie möglich gehalten. Auf Ansuchen des schwedischen Kanzlers versprach Richelieu sehr gern, Hülfsmannschaften nach Deutschland zu schicken gegen Einräumung von Philippsburg am Rhein als Sicherheitsplatz, der am Ende des Kriegs wieder geräumt werden solle, denn Frankreich, hieß es in der bezüglichen Erklärung des Marquis Feuquières, verlange für seine guten Dienste keinen andern Lohn als die Ehre einer edelmüthigen Uneigennützigkeit; der Heilbronner Bund jedoch, wiederum auf Betrieb Sachsens, versagte dieser Uebereinkunft seine Genehmigung.

In dieser Lage der Dinge ereignete sich der Unglückstag bei Nördlingen, in dessen Folge die Frankfurter Versammlung rathlos auseinanderging und Oxenstierna, inmitten der gesteigerten kriegerischen Bedrängniß, freieres diplomatisches Spiel mit Frankreich gewann. Philippsburg wurde den Franzosen

am 7. October übergeben und eine nach Paris abgeschickte Gesandtschaft erhielt Auftrag, alle von den Schweden im Elsaß besetzten Plätze, namentlich Schlettstadt und Colmar, als Preis für den französischen Beistand anzubieten, ein Vorschlag, welcher von Richelieu bereitwillig angenommen wurde, aber unter Verpflichtung zu so schwachen Gegenleistungen, daß Oxenstierna selbst sich weigerte, den von seinen Bevollmächtigten abgeschlossenen Vertrag zu genehmigen. Gleichwohl erfolgte in den letzten Tagen des Jahrs 1634 von Seiten Frankreichs die bisher, wenigstens der Form nach, ängstlich vermiedene Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Oesterreich durch Vertreibung der kaiserlichen Besatzung von Heidelberg; denn daß die Franzosen seit einigen Jahren in Trier standen, allerdings mit Zustimmung des Erzbischofs, der sie zum Schutz gegen Gustav Adolf herbeigerufen, und daß sie neuerdings den Herzog von Lothringen aus seinem Lande verdrängt, hatte im stillschweigenden Einverständniß zwischen Wien und Paris nicht für einen Eingriff in die Hoheitsrechte des Reichs gegolten.

Das Eintreten Frankreichs in den Krieg verschaffte dem Kurfürsten von Sachsen, als er sich im Herbste 1634 mit Ausgleichsvorschlägen nach Wien wendete, ein williges Gehör bei dem Kaiser und bei seinen weltlichen nicht nur, sondern auch seinen geistlichen Räthen, und im Mai des folgenden Jahres wurde zwischen Ferdinand II. und Johann Georg in Prag ein Friedensvertrag abgeschlossen, der seiner zur Schau gestellten Absicht nach für ganz Deutschland gelten sollte, wiewohl einige der wichtigsten Reichsstände stillschweigend oder ausdrücklich, wenigstens bis auf Weiteres, von den Vortheilen desselben ausgeschlossen waren. Der Prager Vertrag beseitigte das vom Kaiser bisher so hartnäckig festgehaltene Restitutionsedict zwar nicht förmlich, aber der Sache nach, führte die einzelnen Landesgebiete auf den Stand zurück, in welchem sie sich vor Ausbruch des Kriegs befunden, bestätigte Sachsen im Besitze der Lausitz und stellte die Reichsfreiheit von Donau-

wörth wieder her. Den Protestanten in seinen Erblanden Duldung zu gewähren, weigerte sich der Kaiser beharrlich unter Berufung auf den Artikel des Augsburger Religionsfriedens, welcher den Glauben der Unterthanen abhängig machte von dem des Landesherrn; in Bezug auf Schlesien jedoch wurde weitere Bestimmung vorbehalten. Eben so blieb den österreichischen Landesangehörigen der ausbedungene Generalpardon wegen Staatsverbrechen versagt, von welchem überdies die ehemaligen Mitglieder des Heilbronner Bundesraths ausgenommen sein sollten. Einen wichtigen Nebenpunkt des Friedensvertrags bildete die Bestimmung, daß die gemeinschaftlichen Streitkräfte aller demselben beitretenden deutschen Lande künftig in einem einzigen Reichsheer unter kaiserlichem Oberbefehl vereinigt und zunächst zur Vollstreckung des Prager Vertrages selbst gegen innere und äußere Feinde verwendet werden sollten. Ein weiterer Zusatz beseitigte das uralte Recht der Reichsfürsten, Bündnisse unter einander zu schließen. Die protestantischen Stände insgesammt wurden zum Beitritt eingeladen, mit Ausnahme jedoch der kurpfälzischen Wittelsbacher, des Herzogs von Würtemberg und des Markgrafen von Baden, deren Länder der Kaiser zur Zeit in seiner Gewalt hatte und nicht leichten Kaufes wieder herauszugeben gesonnen war, während der lutherische Kurfürst von Sachsen dem reformirten pfälzischen Hause keine besondere Theilnahme schuldig zu sein glaubte und sich für berechtigt halten mochte, seine süddeutschen Glaubensgenossen überhaupt preiszugeben, weil er sich zu schwach fühlte, sie wirksam zu schützen.

Der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Mecklenburg und Braunschweig, die Fürsten von Anhalt und viele Reichsstädte erklärten ihren Anschluß an den Prager Vertrag; die Schweden dagegen, die süddeutschen Protestanten und manche gewichtige Stimmen in Norddeutschland erhoben gegen die Unterzeichner desselben und namentlich gegen Sachsen laute Anklage auf Treulosigkeit und Abfall. Daß auf Grund dieses Vertrages

der allgemeine deutsche Friede nicht wiederhergestellt werden könne und wolle, war nach den demselben beigefügten Vorbehalten und Ausnahmen einleuchtend, und damit wurde denn auch der eigentliche Zweck des Kaisers, alle deutschen Kräfte gegen Schweden und Frankreich zu vereinigen, von vorn herein hinfällig. Uebrigens zog sich Ferdinand II. wegen übergroßer Zugeständnisse an die Gegenparthei kaum weniger schwere Vorwürfe von Seiten seines Anhangs zu, als der Kurfürst Johann Georg.

Die Seele der protestantischen Opposition gegen den Prager Vertrag wurde Schweden, das durch denselben am meisten zu verlieren und zugleich die größte Widerstandskraft hatte. Im Anschluß an Schweden entschloß sich nach einigem Schwanken Landgraf Wilhelm von Kassel zur Fortsetzung des Kampfes, von welchem er sich nach den in Westphalen von ihm gewonnenen Erfolgen werthvolle Gebietserweiterungen versprach; nächstdem aber war Bernhard von Weimar der einzige namhafte Fürst, welcher den Frieden offen verwarf, der alle seine ehrgeizigen Hoffnungen zu vereiteln drohte. Diese Bundesgenossenschaft war ohne den französischen Rückhalt offenbar viel zu schwach, um der jetzt in den Händen des Kaisers vereinigten Macht Stand zu halten, und Frankreich wurde demgemäß der Natur der Dinge nach der eigentliche Meister der Lage. Vielleicht wäre es möglich gewesen, Schweden — zumal dasselbe gerade jetzt von einem neuen polnischen Kriege bedroht war — in dieser Lage der Dinge mit Geld abzufinden, aber das Angebot von dritthalb Millionen Gulden, welches der Kurfürst von Sachsen im Auftrage des Kaisers dem Kanzler Oxenstierna machte, war zu schnöde, als daß es nicht mit Unwillen hätte verworfen werden sollen. Schweden schloß sich also enger als je an Frankreich an und erlangte durch französische Vermittlung zunächst eine Erneuerung des Waffenstillstandes mit Polen, freilich um den Preis der von Gustav Adolf in dem polnischen Westpreußen gemachten Eroberungen.

Weniger glücklich in der Unterstützung Schwedens waren die französischen Waffen unter dem Oberbefehl eines Cardinals Lavalette, dem Bernhard von Weimar zur Seite stand. Philippsburg mit großen Vorräthen fiel durch einen Handstreich in die Gewalt der Kaiserlichen, aus Trier wurde die französische Besatzung durch die Spanier vertrieben und der Erzbischof, als ein verrätherischer Schützling Frankreichs, gefänglich abgeführt, in Lothringen gewann Gallas im Herbste 1635 die Oberhand und im folgenden Jahre drang derselbe siegreich in die Freigrafschaft ein, welche die Franzosen den Spaniern zu entreißen suchten, während der verwegene Partheigänger Johann von Werth mit seinen Reiterschaaren so tief in die Champagne hineinstreifte, daß Paris selbst in die heftigste Aufregung gerieth und den Feind mit jedem Tage vor seinen Mauern erwartete. Gleichzeitig erlitten die Schweden manche empfindliche Verluste, sie mußten namentlich Frankfurt und Mainz aufgeben und der Kanzler Oxenstierna selbst fand gerathen, sich nach Wismar zurückzuziehen.

Die Generale Baner und Torstenson jedoch führten das Kriegsglück zu den schwedischen Fahnen zurück, denen es seit dem Tage bei Nördlingen den Rücken gewendet. Jener besiegte die Sachsen am 1. November 1635 bei Dömitz, dieser einige Wochen später bei Kiritz, und am 4. October des folgenden Jahres erlitt der Kurfürst Johann Georg bei Wittstock durch Baner die dritte und furchtbarste Niederlage, in deren Folge ganz Sachsen der schonungslosesten Verheerung überliefert wurde und die kaiserlichen Generale den Rückzug aus Frankreich antraten. — In der nämlichen Weise wie die Schweden in Sachsen, hauste der kaiserliche General Götz im Laufe des Jahrs 1636 in Westphalen und Hessen. Mehr und mehr artete die Kriegführung aus in eine Mordbrennerei im Großen, bei der man kaum noch einen Unterschied machte zwischen Freundes- und Feindesland und die von den schwedischen

Heeren mit der nämlichen, oder vielleicht noch wilderer Unmenschlichkeit betrieben wurde, wie von den kaiserlichen Kroaten.

Die bisherige Erfolglosigkeit der französischen Kriegführung, großen Theils durch die Unfähigkeit der französischen Generale verschuldet, veranlaßte den Cardinal Richelieu, mit Bernhard von Weimar, dessen Feldherrntalent er ebenso zu würdigen verstand wie der Kaiser, der denselben vergebens durch glänzende Anerbietungen zu gewinnen versuchte, in St. Germain einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen der Herzog, gegen jährliche Zahlung von 4 Millionen Livres, 18,000 Deutsche für Frankreich anwerben und im Dienste Ludwig's XIII. als französischer Marschall befehligen sollte. Als schließliche Belohnung der von ihm erwarteten kriegerischen Leistungen wurden ihm die österreichischen Besitzungen im Elsaß zugesagt. Bernhard war sich vollkommen bewußt, daß er eine höchst anstößige Rolle übernahm und konnte sich auch keineswegs über die trügerische Natur der französischen Versprechungen täuschen; bei der allgemeinen Lage der Dinge aber und bei seiner persönlichen Stellung innerhalb derselben, mochte ihm ein weiterer Schritt in das Chaos hinein kaum noch für ein unerlaubtes Wagestück gelten, wenn wenigstens die Möglichkeit der schließlichen Rettung damit verbunden war. Und diese Möglichkeit hielt er sich ohne Zweifel von vorn herein durch stillschweigende Vorbehalte offen, nach dem Beispiele Richelieu's, wenn dieser ihm die eindringlichsten Versicherungen dahin geben ließ, daß Frankreich nicht daran denke, sich auf Kosten des Reichs zu vergrößern, daß es von Deutschland nichts verlange, als den Dank der großmüthig unterstützten Protestanten.

Im Angesichte des Schicksals, welches Sachsen durch die Schweden erlitt, ermannte sich der Kurfürst von Brandenburg, welcher, auch nachdem er dem Prager Vertrage beigetreten, nur schwachen Antheil an dem Kriege genommen, zu ernstlichen Anstrengungen. Von Wien aus wurde er durch Geldzuschüsse unterstützt, zugleich aber auch angehalten, dem Artikel des

Prager Vertrags nachzukommen, welcher dem Kaiser den Oberbefehl über das gesammte deutsche Reichsheer zusprach. Die brandenburgischen Officiere mußten nächst dem Kurfürsten auch dem Kaiser schwören und kraft dieses Eides hörte Georg Wilhelm auf, Herr seines eigenen Heeres zu sein. Kaiserliche Befehlshaber schalteten nach Belieben mit den brandenburgischen Truppen und in den brandenburgischen Festungen, so daß die ganze Landesherrlichkeit Georg Wilhelm's in Gefahr gerieth. Dem Feinde gegenüber ließ die gute Wirkung dieser neuen Einrichtung übrigens nicht auf sich warten. Die Schweden wurden in Norddeutschland aus einer Stellung um die andere verdrängt, und ihre Hauptmacht unter General Baner mußte, nach vergeblicher Belagerung von Leipzig, im Herbste 1637 auf einem sehr gefährlichen Rückzuge bis an die Ostseeküste weichen.

Im Süden dagegen waren die kaiserlichen Waffen nicht glücklich, seit Bernhard von Weimar als selbstständiger Feldherr an der Spitze eines ansehnlichen deutschen Heeres stand, das er mit französischem Gelde geworben. Nachdem der Herzog 1637 zuerst in der Freigrafschaft gegen Spanier und Lothringer manche Erfolge gewonnen, wendete er sich nach den oberrheinischen Landen, in denen er die schon wiederholt gescheiterten Pläne seines persönlichen Ehrgeizes endlich durchzusetzen gedachte. Hier war sein erster großer Erfolg ein unter den ungünstigsten Umständen bei Rheinfelden erfochtener Sieg, der vier kaiserliche Generale in seine Gefangenschaft brachte, unter ihnen den gefürchteten Johann von Werth, der nach Paris geschickt und in der Stadt, die er unlängst in so großes Schrecken versetzt, hoch gefeiert wurde. Rheinfelden und viele andere feste Plätze der Nachbarschaft, auch Freiburg im Breisgau, fielen in kurzen Zwischenräumen in die Hände Bernhard's, die wichtigste aller Festungen in dieser Gegend jedoch, Breisach, von Alters her das starke Bollwerk des deutschen Südwestens, hielt eine langwierige Belagerung aus, ehe es,

nachdem mehrere zum Entsatz herbeigeeilte kaiserliche Heere geschlagen worden, in den letzten Tagen des Jahres 1638 durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde.

Die Nachricht von diesem Ereignisse brachte am Hofe zu Versailles einen überaus freudigen Eindruck hervor, da man mit Breisach den Schlüssel und die Citadelle des Elsaß in die Hand bekommen zu haben glaubte. Bernhard von Weimar jedoch wollte Breisach keineswegs für Frankreich erobert haben, sondern für sich selbst, besetzte den Platz in eignem Namen und ließ sich von der Einwohnerschaft huldigen. Richelieu erhob Einsprache dagegen, aber umsonst. Bernhard war jetzt in der Lage, Frankreich allenfalls entbehren zu können, ja sogar im Nothfalle Frankreich zu trotzen, dessen Heerwesen, wie die Erfahrung gezeigt und wie Niemand besser wußte als der Herzog selbst, in der kläglichsten Verfassung war und dem insbesondere kein einziger brauchbarer Heerführer zu Gebote stand, denn die großen französischen Feldherren einer spätern Zeit, wie Turenne, wuchsen jetzt und zwar vorzugsweise in der Schule Bernhard's, erst heran. Im protestantischen Deutschland waren Aller Augen auf ihn gerichtet, er war jetzt der Stolz und die Hoffnung seiner Glaubensgenossen und sein kriegerischer Ruhm sicherte ihm so viele Mitkämpfer, wie er irgend zu unterhalten im Stande war, gleichviel ob durch Sold, oder durch Erpressung und Plünderung. Einen wichtigen Stützpunkt für seine staatlichen und militärischen Pläne versprach dem Herzoge von Weimar überdies seine Bewerbung um die Hand der Landgräfin Amalie von Hessen, welche nach dem unlängst erfolgten Tode des Landgrafen Wilhelm mit Zustimmung der Stände die Regentschaft übernommen und die trotz schwerer feindlicher Heimsuchung des Landes den Kern des von ihrem verstorbenen Gemahl aufgestellten tüchtigen Heeres immer noch zu ihrer Verfügung hatte.

Ein unerwarteter Tod jedoch brachte die hochfliegenden Entwürfe Bernhard's zu frühzeitigem Falle. Er starb, erst

36 Jahre alt, im Anfange des Jahrs 1639 in Hüningen, nach der wahrscheinlich grundlosen Meinung vieler Zeitgenossen an französischem Gift. Durch letztwillige Verfügung hatte er ausgesprochen, daß seine Eroberungen jeden Falls beim Reiche deutscher Nation bleiben und sammt seinem Heere von einem seiner Brüder übernommen werden sollten; Richelieu jedoch kam der Vollziehung dieser Anordnung zuvor, indem er durch Bestechung der Befehlshaber die Festungen und die Truppen des Herzogs Bernhard in seine Gewalt brachte. — Bernhard hatte, wenn auch der bei Weitem talentvollste unter seinen Berufsgenossen in ähnlicher Stellung, vor denselben anderweitig nichts voraus gehabt, als seinen reichsfürstlichen Stolz, der ihm einen gewissen innern Halt gab und ihn auch im französischen Solde nicht zum blinden Werkzeug Frankreichs werden ließ; in tief versunkener und verkommener Zeit aber machte sein Tod den Eindruck des Untergangs einer letzten Größe.

Inzwischen war auch die deutsche Kaiserkrone auf ein anderes Haupt übergegangen. Ferdinand II. starb am 15. Febr. 1637, nachdem die jetzt mehr als je willfährigen Kurfürsten zwei Monate zuvor seinen gleichnamigen ältesten Sohn, bereits König von Ungarn, zu seinem Nachfolger gewählt. Kein deutscher Kaiser hat ein ähnliches Verderben über Deutschland gebracht, wie Ferdinand II. durch sein eigenstes, persönliches Verschulden; ein billiges Urtheil jedoch muß ihm gleichwohl manche vortreffliche Eigenschaften zugestehen, die sich nur wenigen seiner Vorgänger auf dem deutschen Throne nachrühmen lassen. Ferdinand II. war, bei sehr mittelmäßigen Geistesgaben, ein pflichteifriger und überaus thätiger Arbeiter in Staats- und Verwaltungssachen, beharrlich, stark in der Gefahr, zugänglich für Jedermann, ein guter Ehemann und

Familienvater, sittenstreng, mäßig, einfach in seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen. Vergnügen oder Zerstreuung suchte er nur auf der Jagd, für die er jedoch nur selten einige Stunden erübrigte. Sein und Deutschlands Unglück wurzelte in der ihm anerzogenen pfäffischen Gesinnung, welche seine gut angelegte Natur bis zu dem entsetzlichen Wahn verfälscht hatte, daß die strengste Unduldsamkeit die oberste seiner Herrscherpflichten sei. Sorgfältig genährt durch jesuitische Beichtväter und Rathgeber der Krone, griff diese Verirrung des Geistes auch hinüber in das Gemüth des Kaisers, verhärtete es gegen jede widerspänstige Regung der Menschlichkeit, verwandelte die natürliche Milde desselben in unbarmherzige Grausamkeit gegen die kirchlichen Empörer und die Uebung der Grausamkeit in einen wollüstigen Genuß, dem ein Anflug von unwirksamem Mitleid nur eine neue Würze hinzufügte. — Der neue Kaiser, Ferdinand III., war unter den nämlichen Einflüssen aufgewachsen und von den nämlichen Ueberzeugungen beherrscht, denen er jedoch, bei geringerer Spannkraft des Willens, nicht mit der gleichen Ausdauer und dem gleichen Nachdruck Folge zu geben vermochte.

Dank den Erfolgen Bernhard's von Weimar, welche einen großen Theil der kaiserlichen Streitkräfte für Süddeutschland in Anspruch nahmen, konnten sich die Schweden im Jahre 1638 von Pommern aus wieder Luft machen. Baner brach sich von Neuem Bahn durch Brandenburg, Sachsen, bis in das Herz von Böhmen, und so weit sein Arm reichte, gingen Dörfer, Schlösser, Landstädte zu vielen Hunderten in Flammen auf. Im Angesichte von Prag jedoch mußte Baner, bedroht von kaiserlicher Uebermacht unter dem Erzherzoge Leopold, einem Bruder des Kaisers, umkehren; sein Rückzug brachte ihn wiederholt dem Untergange nahe und erst in Thüringen konnte er, verstärkt durch den Herzog von Braunschweig, der von dem Prager Vertrage wieder zurückgetreten, durch hessische Truppen und durch das Heer des weiland Herzogs Bernhard

unter französischer Führung, sich der weiteren Verfolgung erwehren.

Um die nämliche Zeit, im Herbste 1640, berief der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg — den ersten seit langen Jahren — zur Berathung über die Mittel zur endlichen Wiederherstellung des Friedens. So furchtbar aber auch fast alle Stände des Reichs von dem bereits mehr als zwanzigjährigen Kriege gelitten, so wenig konnten sie sich über die Bedingungen der Beendigung desselben verständigen. Während die Verhandlungen sich hoffnungslos hinzogen, brach Baner von seinen Winterquartieren in und um Erfurt gegen Regensburg auf, um Kaiser und Reichstag zu überfallen. Der französische General Guébriant mit dem weimar'schen Heere begleitete ihn, und der Plan gelang so weit, daß die schwedischen und französischen Fahnen im Angesichte von Regensburg weheten, ehe man dort von ihrer Annäherung eine Ahnung hatte. Der Reichstag verlor beim plötzlichen Erscheinen des Feindes alle Fassung und wurde nur durch die Kaltblütigkeit des Kaisers Ferdinand abgehalten, sich in wilder Flucht aufzulösen. Ein rechtzeitig eintretender Eisgang der Donau schützte Regensburg übrigens gegen einen ernstlichen Angriff. Baner beabsichtigte jetzt in Oesterreich oder Baiern einzubrechen, konnte jedoch Guébriant nicht bestimmen, ihm noch weiter in das Innere Deutschlands zu folgen, dadurch seine Verbindung mit Frankreich gänzlich preiszugeben und sich der Gefahr des Abfalls seiner deutschen Truppen auszusetzen. Beide traten auf verschiedenen Wegen den Rückzug an, welcher von Baner, wiederum unter den größten Gefahren, mit eben so viel Geschick wie Kühnheit bis nach Niedersachsen glücklich durchgeführt wurde.

Im Mai 1641 starb Baner, einer der besten, aber auch der rohesten Kriegsobersten seiner an Feldherrntalenten so reichen Zeit, in Halberstadt an den Folgen seiner Unmäßigkeit und seiner Ausschweifungen, das schwedische Heer gerieth durch den

Verlust seines Oberbefehlshabers in tiefe Zerrüttung und die Tage der großen Rolle, welche die Schweden auf deutschem Boden gespielt, schienen vorüber. Die Landgräfin von Hessen und die Herzoge von Braunschweig bewarben sich um die Aussöhnung mit dem Kaiser, der Herzog Eberhard von Würtemberg, der seit Jahren landflüchtig in Straßburg gelebt, bat in Wien fußfällig um Gnade, die ihm, wiewohl nicht ohne einige Opfer an Land und Leuten, gewährt wurde und der Nachfolger des 1640 verstorbenen Georg Wilhelm von Brandenburg, sein kaum zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm, der sich durch seine spätern Thaten den Beinamen des „*großen Kurfürsten*" verdienen sollte, suchte Schutz für sein entkräftetes Land in der Neutralität unter dem Schutze einer ansehnlichen bewaffneten Macht, welche er der auf dem Prager Vertrage beruhenden Botmäßigkeit des Kaisers mühsam entrissen.

Aber der Krieg dauerte fort und ein neuer Umschwung gab den Schweden nochmals die Oberhand. Im Jahre 1642 erhielt das schwedische Heer in Torstenson einen Befehlshaber, der, obgleich körperlich gelähmt, mit wunderbarer Geistes- und Willenskraft die militärische Ordnung wiederherstellte und das Kriegsglück zu den schwedischen Fahnen zurückführte. Er eroberte im Fluge Schlesien und das bisher vom Kriege wenig berührte Mähren, und als er endlich vor einer überlegenen Macht unter Erzherzog Leopold aus den österreichischen Landen nach Sachsen zurückweichen mußte, gewann er auf den blutgedüngten Feldern bei Leipzig 1643 gleichwohl einen großen schließlichen Sieg, welcher den Erzherzog mit den Trümmern seines Heeres tief nach Böhmen hinein warf.

Frankreich seinerseits, wo inzwischen ein Minister- und Thronwechsel fast gleichzeitig stattgefunden, setzte unter dem Cardinal Mazarin den Kampf, dessen Preis das Elsaß sein sollte, mit ungeschwächtem Eifer fort. Neben Guébriant trat Condé an die Spitze der französischen Streitkräfte, die durch

den Breisgau in Schwaben einrückten, dort aber 1643 bei Tuttlingen durch Johann von Werth — der inzwischen gegen den Feldmarschall Horn ausgetauscht worden — und den Herzog Karl von Lothringen eine schwere Niederlage erlitten, in deren Folge sie über den Rhein zurückweichen mußten. Im folgenden Jahre machten die Franzosen unter Turenne einen neuen Einfall in das Innere von Süddeutschland, der sie bis nach Franken führte, ihnen jedoch 1645 bei Mergentheim eine neue Niederlage durch den baierischen General Mercy zuzog. Einige Monate später aber gewannen Condé und Turenne vereinigt mit Hülfe der Hessen, die sich wieder auf die Seite der Feinde des Kaisers geschlagen, bei Allersheim zwischen Nördlingen und Donauwörth, einen Sieg über Mercy, der ihnen den größten Theil von Baiern in die Hände lieferte.

Während dieser Vorgänge begann und vollendete Torstenson einen glücklichen Feldzug gegen Dänemark, dessen Eifersucht auf Schweden von Neuem lebendig geworden war und Christian IV. zu mancherlei feindseligen Maßregeln gegen den skandinavischen Nachbar veranlaßt hatte. Von Sachsen und Schlesien aus wendete sich der schwedische General unter täuschenden Vorwänden nordwärts und stand in Holstein, ehe man in Kopenhagen seine Absichten errathen. Die deutsch-dänischen Lande und ein Theil von Jütland wurden fast ohne Widerstand von den Schweden besetzt, während zugleich eine schwedische Flotte Fühnen und Seeland bedrohete. In dieser Bedrängniß wendete sich der König von Dänemark um Beistand an den Kaiser und dieser schickte den General Gallas mit einem ansehnlichen Heere nach Holstein. Torstenson ging den Kaiserlichen entgegen, zwang sie, den Rückweg nach Böhmen zu nehmen und besiegte sie schließlich am 6. März 1645 in einer vernichtenden Schlacht bei Jankowitz in der Nähe von Tabor. Dieser Sieg öffnete den Schweden den Weg in die habsburgischen Erblande, wenige Wochen später lagerte Torstenson im Angesichte von Wien, während von der entgegengesetzten Seite her Johann Ragoczy, Nachfolger des Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, nach vorgängiger Verständigung mit dem schwedischen Feldherrn, durch Ungarn gegen Oesterreich heranstürmte. In der Hauptstadt und am kaiserlichen Hofe selbst war die Bestürzung und die Hülflosigkeit so groß, wie jemals in den ähnlichen Fällen, welche der Lauf des Kriegs wiederholt mit sich gebracht. Im äußersten Augenblicke jedoch, und schon im Begriffe, zu den Schweden zu stoßen, ließ sich Ragoczy durch Ferdinand III. mit Geld abfinden und wieder einmal fand das Haus Habsburg nahe am Rande des Abgrunds eine wunderbare Rettung. Torstenson mußte die Belagerung von Wien aufgeben und nachdem er mit großen Verlusten auch vor Brünn gescheitert war, seinen Rückzug bis nach Sachsen fortsetzen, wo er, von Krankheit endlich übermannt, seinen Feldherrnstab gegen Ende des Jahrs 1645 niederlegte. — Kurz zuvor hatte Kurfürst Johann Georg, bei gänzlich erschöpfter Widerstandsfähigkeit, das letzte Heil seines Landes in einem Waffenstillstande mit Schweden gesucht, welcher Sachsen zwar immer noch große Lasten auflegte, den gewaltthätigen Feindseligkeiten aber, deren Schauplatz es Jahrzehnte lang gewesen, für die übrige Dauer des Krieges ein Ende machte.

An die Spitze des schwedischen Heeres trat jetzt Wrangel, der den Krieg mit Dänemark inzwischen siegreich fortgesetzt und durch den Frieden zu Brömsebro beendigt hatte. Wrangel vereinigte sich mit Turenne und das schwedisch-französische Heer ergoß sich wie eine zerstörende Sturmfluth über Baiern. Jetzt endlich wankte die lange erprobte Standhaftigkeit des Kurfürsten Maximilian. Unter heftigem Widerstreben des Kaisers und zur äußersten Entrüstung desselben, schloß er im März 1647 zu Ulm einen Waffenstillstand mit Schweden und Frankreich, der sein Land vom Feinde befreite und denselben auf Schwaben und Franken anwies. Dem Abfall des mächtigsten Bundesgenossen, den das Haus Habsburg in Deutsch-

land gehabt, folgte bald auch der Rücktritt der schwächeren Reichsfürsten, die noch auf kaiserlicher Seite standen, der Erzbischöfe von Köln und Mainz und des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der sich nach seiner Unterwerfung unter Gustav Adolf so bald wie möglich von der protestantischen Sache wieder losgemacht hatte.

So war denn der Kaiser jetzt ganz auf seine eignen Kräfte beschränkt, die ihm kaum die Möglichkeit eines längern Widerstandes übrig zu lassen schienen, denn seine Hauptmacht war auf zwölftausend Mann zusammengeschmolzen, deren Führung er überdies, da ihm kein anderer fähiger General mehr übrig geblieben, einem protestantischen Ueberläufer, Melander von Holzapfel, hatte anvertrauen müssen. Und dennoch ging noch einmal ein Umschwung der Dinge vor sich, welcher die Ergebnisse der Vergangenheit und die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft von Neuem in Frage stellte. Französisches Mißtrauen gegen die Schweden, welche Mazarin nicht übermächtig in Deutschland werden lassen wollte, veranlaßte die Abberufung Turenne's, während Kurfürst Maximilian, nachdem er eine drohende Meuterei seines Heeres glücklich abgewendet, das Johann von Werth für Ferdinand III. bearbeitet und dem Abfall nahe gebracht, seine Neutralität als unhaltbar erkannte und den Ulmer Waffenstillstand kündigte. Wieder vereinigt, drängten die Kaiserlichen und Baiern das Heer Wrangel's bis nach Niedersachsen zurück. An der Weser dem Untergange nahe gebracht, erhielt jedoch Wrangel zuerst einen heimlichen Beistand von Seiten des Kurfürsten Maximilian selbst, welcher Bedenken trug, die Schweden zum überwiegenden Vortheil des Kaisers gänzlich erdrücken zu helfen und seinem General Gronsfeld die entsprechenden Weisungen gab. Demnächst erfolgte die Wiedervereinigung Wrangel's mit Turenne, den Mazarin in der jetzigen Bedrängniß des schwedischen Heeres nach langem Zögern wieder zu demselben stoßen ließ. Schweden und Franzosen vereinigt trieben nunmehr die Oesterreicher und

Baiern bis über die Donau zurück, auf deren rechtem Ufer das kaiserlich-baierische Heer unter Melander von Holzapfel und Gronsfeld am 17. Mai 1648 eine große Niederlage erlitt, in welcher der kaiserliche General selbst seinen Tod fand und die den Kaiser und den Kurfürsten, welche noch unlängst auf der Höhe des Erfolgs gestanden, nunmehr der schließlichen Vernichtung preiszugeben schien. Baiern bis an den Inn wurde vom Feinde schrecklicher heimgesucht als je und Oberösterreich nur durch die in Folge von Wolkenbrüchen hochgeschwollenen Fluthen jenes Gränzflusses, die keine Schiffbrücke duldeten, vor einem ähnlichen Schicksale geschützt. Böhmen dagegen lag dem Einfalle des schwedischen Generals Königsmark offen, welcher von der Südseite her bis nach Prag vordrang und sich der Kleinen Seite der böhmischen Hauptstadt durch Ueberfall bemächtigte. — Jetzt endlich entschloß sich der Kaiser zum Frieden auf Grundlage der durch die neuesten Ereignisse gegebenen Bedingungen.

X.

Der Westphälische Friede; Zustand Deutschlands nach dem Kriege.

Seitdem die Friedensfrage auf dem Regensburger Reichstage von 1640 zum ersten Male gestellt worden, war sie inmitten des forttobenden Kriegssturms immer Gegenstand diplomatischer Verhandlungen geblieben. In Hamburg wurden 1641 zwischen dem Kaiser, Frankreich und Schweden die ersten Vorbedingungen eines Friedensvertrags vereinbart, über welchen mit den Franzosen in Münster, mit den Schweden in Osnabrück unterhandelt werden sollte. Eine nach Frankfurt einberufene Reichsdeputation berieth ihrerseits diesen Gegenstand, ohne zu einem Ergebniß zu kommen. Erst in den Jahren 1643 und 1644 fanden sich die Gesandten der kriegführenden Mächte nach und nach in den beiden Congreßorten ein, die wirkliche Eröffnung der Verhandlungen aber wurde durch die Forderung Frankreichs, daß bei denselben die sämmtlichen Reichsstände vertreten sein sollten — denn man hoffte in Versailles nicht ohne guten Grund, unter den Fürsten und Städten des Reichs die besten diplomatischen Hülfsarbeiter gegen das Reich selbst und dessen Oberhaupt zu finden — nochmals um ein Jahr verzögert. Endlich 1645 konnte der

Doppelcongreß, welcher sich durch die Betheiligung von Spanien, Venedig, Polen, Dänemark u. s. w. allmälig zu einem allgemeinen europäischen Staatentage erweiterte, Hand an das Werk legen. Nach wie vor jedoch suchten die Hauptbetheiligten selbst ihre Aufgabe vielmehr in der Verschleppung, als in dem Abschluß der Verhandlungen. Formfragen, Streitigkeiten über Rang, Titulatur, Vortritt, die frivolsten Vorwände aller Art, bald von dieser, bald von jener Seite aufgeworfen, je nachdem sich das Kriegsglück wendete, hemmten auf Schritt und Tritt den Fortgang der Geschäfte; denn keine der Mächte wollte den Druck einer ungünstigen militärischen Lage auf die Friedensbedingungen einwirken lassen, jede derselben trachtete vielmehr danach, den Frieden nur unter dem Einflusse eignen kriegerischen Erfolgs zu Stande kommen zu lassen.

So geschah es, daß bei dem gerade in den letzten Kriegsjahren so häufigen und plötzlichen Wechsel zwischen Sieg und Niederlage der Spätherbst des Jahrs 1648 herankam, ehe der „Westphälische" Friede zum Abschluß gelangte, der für die nächsten anderthalb Jahrhunderte zum ersten völkerrechtlichen Grundgesetze für Europa werden sollte, bis der doppelte Pariser Friede von 1814—1815 und die Wiener Congreßacte den Vertrag zu Münster und Osnabrück schließlich ablösten, um das durch die französische Revolution in Trümmern geschlagene bisherige Staatensystem, freilich für viel kürzere Zeitdauer, auf neuen Grundlagen wieder aufzubauen.

Der wesentliche Inhalt des Friedens war naturgemäß die Anerkennung der sachlichen Ergebnisse des vorhergegangenen Krieges. Da Schweden und Frankreich im Kriege, wenn auch vorzugsweise mit deutschen Truppen und unter deutschen Vorwänden, zuletzt die Oberhand behalten, so mußte auch der Frieden zu ihrem überwiegenden Vortheile ausschlagen. Schweden, das trotz der Uneigennützigkeitserklärungen Gustav Adolf's frühzeitig die Möglichkeit ins Auge gefaßt, sich an der deut-

schen Ostseeküste festzusetzen und dessen Ehrgeiz sich mit seinen kriegerischen Erfolgen fortwährend gesteigert hatte, verlangte in Osnabrück anfänglich nicht bloß das durch den 1637 erfolgten Tod des letzten seiner eingeborenen Herzoge erledigte Pommern, sondern auch das Gebiet des ehemaligen Erzbisthums Bremen und Bisthums Verden und außerdem sogar das ganze Schlesien. Die letzte dieser Forderungen, die vermuthlich überhaupt nicht ernstlich gemeint gewesen, wurde zwar ohne großen Widerstand aufgegeben, von Pommern dagegen mußte den Schweden wenigstens die westliche Hälfte — Vorpommern mit der Insel Rügen, Stettin und den Odermündungen — zugestanden werden, während Brandenburg kraft Erbverbrüderung mit den pommerschen Herzogen Hinterpommern erhielt; die schwedischen Ansprüche auf Bremen und Verden, das reiche Küstenland zwischen der Unterelbe und der Unterweser, jedoch ohne die freie Stadt Bremen, wurden vollständig durchgesetzt, und überdies gewann Schweden die mecklenburgische Stadt Wismar, das Frische Haff an der ostpreußischen Küste, sowie eine Geldentschädigung von 5 Millionen Thalern. Die schwedische Krone willigte ein, ihre neuen Gebiete als deutsche Reichslande vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, eine Förmlichkeit, welche die hinzugefügten Bedingungen vollends entkräfteten.

Frankreich, das sich durch die bündigsten Zusagen in Verträgen und Staatsschriften gegen jeden Gedanken einer Gebietserweiterung auf Kosten Deutschlands wiederholt und fast bis zum letzten Augenblicke feierlich verwahrt hatte, trat in Münster endlich mit seiner freilich von jeher unzweifelhaften Absicht hervor, sich das Elsaß anzueignen und machte außerdem Anspruch nicht bloß auf Philippsburg und Breisach, sondern auch auf den Breisgau und Freiburg. Die Schmach und die Gefahr dieser Abtretungen wurde vom Kaiser — der dabei allerdings unmittelbare Besitzungen des Hauses Habsburg preiszugeben hatte — und von der Mehrzahl der Reichsstände so lebhaft empfunden, daß die französischen Zumuthungen auf viel allgemeinern und heftigern Widerstand stießen, als die schwedischen, welche nur im Kurfürsten von Brandenburg, als dem Nächst- und Meistbetheiligten, einen hartnäckigen Gegner hatten. In der Hauptsache indessen drang Frankreich mit Hülfe des Kurfürsten Maximilian von Baiern durch, welcher das von ihm erkaufte Geheimniß des Inhalts der Vollmachten der kaiserlichen Gesandten den französischen Unterhändlern verrieth und zuletzt sogar Miene machte, einen Sonderfrieden mit den Franzosen abzuschließen. Ober- und Unterelsaß, so weit sie bisher in habsburgischem Besitz gewesen, oder der Reichsvogtei Hagenau angehört, und außerdem auf dem rechten Rheinufer Breisach und Philippsburg wurden an Frankreich abgetreten. Straßburg dagegen blieb bei Deutschland und einer Anzahl anderer freien Städte, sowie den weltlichen und geistlichen Fürsten, Grafen und Rittern des Reichs im Elsaß gewährleistete man in unbestimmten Ausdrücken ihre bisherige staatsrechtliche Stellung. Um seine Eroberungen möglichst zu sichern, bestand Frankreich sogar auf der Schleifung aller zwischen Breisach und Philippsburg gelegenen rechtsrheinischen deutschen Festungen. Als Gegenleistung erfolgte die Zahlung einer Summe von drei Millionen Livres an das Haus Habsburg. Ueberdies wurde die seit hundert Jahren erfolgte, aber noch immer nicht von deutscher Seite anerkannte Einverleibung von Metz, Toul und Verdun in Frankreich durch nachträgliche Abtretung bestätigt.

Bloße Anerkennung längst vollendeter Thatsachen war auch die förmliche Entlassung der Schweiz und der „Vereinigten Niederlande", denen ihre längst erkämpfte Unabhängigkeit jetzt endlich auch von Spanien zugestanden wurde, aus dem deutschen Reichsverbande. Daß diese beiden Staatenbünde jetzt mit Hülfe Frankreichs und Schwedens für ihre seit vielen Menschenaltern bestehende Selbstherrlichkeit die förmliche Bestätigung erlangten, welche derselben die noch fehlende völkerrechtliche Bürgschaft gab, konnte zwar nicht für einen neuen

Verlust Deutschlands gelten, war aber immerhin ein weiteres Zeichen seiner Ohnmacht. Die spanischen Niederlande hingegen, der Rest des burgundischen Kreises, einschließlich der Freigrafschaft, blieben in ihrem bisherigen Zusammenhange mit dem Reiche, der allerdings nur in leerem Formwesen bestand.

Entschädigung an Land und Leuten auf Kosten ehemaliger geistlicher Stifter und an Geld wurde auch einigen deutschen Fürsten zugesprochen. Namentlich erlangte der Kurfürst Friedrich Wilhelm nächst Hinterpommern die Bisthümer Halberstadt und Minden, sowie die Anwartschaft auf Magdeburg nach dem Tode des jetzigen Inhabers, eines sächsischen Prinzen, der den erzbischöflichen Titel führte — Erwerbungen von der größten politischen Wichtigkeit, insofern Brandenburg sich dadurch im Herzen Niedersachsens festsetzte. Baiern behielt mit der Kurwürde auch die Oberpfalz, während der Erbe des Winterkönigs, sein ältester Sohn Karl Ludwig, als nunmehr achter Kurfürst, sich mit der Unterpfalz begnügen mußte.

Eben so schwierig wie die Abfindung des Reichs mit den fremden Mächten und die Regelung der inneren Territorialverhältnisse war die Erledigung der kirchlichen und verfassungsrechtlichen Streitfragen, die mit dem Kriege zusammenhingen. Nur mit schwerer Selbstüberwindung verstand sich der Kaiser zur Bewilligung allgemeiner Straflosigkeit für Alles, was während des Krieges gegen die Verfassung, das Recht und die Ordnung des Reiches geschehen, also namentlich zur Wiedereinsetzung aller Gegner des Hauses Habsburg in den vorigen Stand, so jedoch, daß die in den österreichischen Erblanden verwirkten Güter ihren frühern Eigenthümern nicht zurückgegeben werden sollten. Dagegen erstreckte sich die Wiederherstellung selbstverständlich auch auf die von den Schweden vertriebenen oder sonst geschädigten geistlichen Stände, während auf der andern Seite das Restitutionsedikt wegfiel. Als der für die kirchlichen Besitzverhältnisse geltende Normalzustand aber wurde nicht der des Jahrs 1618, sondern der des für

die Protestanten weit ungünstigern Jahrs 1624 angenommen. Beide Religionspartheien verpflichteten sich zu gegenseitiger Duldung, mit der Maßgabe, daß die protestantischen Unterthanen katholischer Reichsstände in der Ausübung ihres Gottesdienstes auf die Ortsgepflogenheit des Normaljahrs beschränkt sein und wo sie damals weder öffentlichen noch stillen Cultus ausgeübt, auch künftig keinen Anspruch auf denselben haben sollten. Demnach blieb es in den sämmtlichen deutschen Landen des Hauses Habsburg bei dem Zustande, den die gewaltthätige Gegenreformation Ferdinand's II. herbeigeführt, nur daß für Schlesien ausnahmsweise einige Maßregeln der Duldung bewilligt und daß den noch zahlreich über ganz Oesterreich zerstreuten Protestanten Schutz gegen Zwangsbekehrung und Freiheit der Auswanderung zugesagt wurden. Diese letzten beiden Versprechungen blieben jedoch ein leerer Buchstabe, welcher namentlich Demjenigen, der ihn zum Behufe der Auswanderung anzurufen wagte, gewöhnlich die äußersten Mißhandlungen zuzog, bis ein oft mit gefesselten Händen unterzeichneter „freiwilliger" Verzicht erfolgte.

Den Ausgleich der schwebenden staatsrechtlichen Fragen suchte man in möglichst vollständiger Gleichstellung der beiden Glaubenspartheien in ihren reichsverfassungsmäßigen Rechten. Der Westphälische Friede bestimmte, daß alle Religionsangelegenheiten den Mehrheitsbeschlüssen des Reichstags entzogen und lediglich im Wege gütlicher Uebereinkunft zwischen den beiden Theilen zu ordnen seien, sowie, daß die Reichsdeputationen und das oberste Reichsgericht hinfort zur Hälfte aus Katholiken und zur Hälfte aus Protestanten bestehen sollen. Zugleich erfolgte ein nicht unwichtiges Zugeständniß an die bestehende reichsfürstliche Landeshoheit durch die Anerkennung des freilich von jeher geübten Rechtes aller Reichsstände, Bündnisse mit auswärtigen Mächten einzugehen, unter dem züchtigen Vorbehalte jedoch, daß dieselben nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein dürfen.

Ein besonderer Artikel des Friedens verbot, gegen den Inhalt desselben zu schreiben, zu lehren und zu predigen. Spanien aber und der Papst, empört über die den Protestanten gemachten Zugeständnisse, legten feierliche Verwahrung gegen die westphälischen Verträge ein.

Unerledigt durch dieselben blieb der Rechtsanspruch von Donauwörth auf die Wiederherstellung seiner Reichsfreiheit, welcher hinterdrein Gegenstand eines hundertjährigen Prozesses vor den Reichsgerichten wurde, der auf die schließliche Anerkennung des baierischen Raubes hinauslief. Deßgleichen ließ der Friedensschluß das brandenburgische Recht auf das schlesische Herzogthum Jägerndorf in der Schwebe, das vorlängst von den Hohenzollern durch Kauf erworben, während des Krieges vom Kaiser eingezogen war — eine Lücke in der Neugestaltung der deutschen Staatszustände, welche hundert Jahre später verhängnißvoll werden sollte.

Außerhalb der westphälischen Verträge und schon vor Abschluß derselben — 1647 — kam der aus dem Anfange des Jahrhunderts herrührende Streit zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg wegen der niederrheinischen Herzogthümer zum endgültigen Ausgleich dahin, daß dieses Jülich und Berg erhielt, jenes dagegen Cleve mit der Grafschaft Mark, so daß die Hohenzollern, nachdem sie längst den am weitesten nach Osten vorgeschobenen deutschen Posten inne gehabt, jetzt auch ein für alle Mal an der Westgränze Deutschlands festen Fuß faßten.

Dreißig Kriegsjahre waren über Deutschland hinweggegangen, ihr eiserner Tritt hatte die Blüthen und Früchte der Kultur eines halben Jahrtausends zermalmt und der festgestampfte Boden gab auf Menschenalter hinaus wenig Aussicht

auf neue Ernten. Land und Volk glichen sich selber nicht mehr; das Land war eine Wüste geworden, das Volk entweder furchtbar verwildert, oder verkümmert und versunken. Man hatte zumal während der letzten Hälfte der Dauer des Krieges nicht sowohl gekämpft um Sieg und Herrschaft, als um die Grundbedingungen des menschlichen Daseins. Die Niederlage war beinahe gleichbedeutend mit der Vernichtung, nicht bloß des auf dem Schlachtfelde unterliegenden Theils, sondern auch der benachbarten Landschaft, so weit das Schwert, die Räuberhand und die Brandfackel des Siegers reichte. Allgemeine Plünderung pflegte das geringste der Uebel zu sein, die von den Söldnerbanden aller Fahnen und Namen über Feindesland und nicht selten auch über das befreundete Gebiet gebracht wurden. Planmäßige Zerstörung alles Dessen, was sich nicht als Beute davon tragen ließ, der Häuser, der Weinberge, der Saaten gehörte zu den alltäglichen Vorkommnissen. Unzählige Dörfer und viele Städte wurden bis zum Säugling hinunter ausgemordet. Gräßlicher als Alles aber war das gewohnheitsmäßige Verfahren, durch welches Ungeheuer in Menschengestalt, die sich Soldaten nannten, dem Bürger und Bauer die Herausgabe seiner vermeintlich versteckten Habseligkeiten abzupressen suchten. Die Berichte der Zeit wimmeln von Folterscenen, bei deren Anblick das Blut erstarrt, deren Grauenhaftigkeit die Schilderungen des indianischen Marterpfahls weit überbietet, die von einer wahrhaft teuflischen Erfindungsgabe zeugen. Und in diesen Gräueln, es muß wiederholt werden, that es jede Parthei und jede Nation der andern gleich. Tagtäglich von den entsetzlichsten Mißhandlungen bedroht, ohne Dach und Fach, aller regelmäßigen Mittel des Unterhaltes und des Erwerbs beraubt, warfen sich die Landleute schaarenweise in die Wälder und Berge und suchten auch ihrerseits durch Plünderung und Raub das nackte Leben zu fristen. So fraß das Elend mit wachsender Gier um sich, Hunger und Pest wütheten schlimmer noch, als Eisen

und Blei, die ehemals blühendsten Landschaften wurden zur Einöde und Tausende von Ortschaften verschwanden spurlos von der deutschen Erde. Gegen das Ende des Krieges gab es kaum ein deutsches Land mehr, das im Stande gewesen wäre, Heere von vierzigtausend Mann, wie Tilly und Wallenstein sie geführt, eine Reihe von Monaten zu ernähren, Truppenkörper, die nicht die Hälfte jener Stärke erreichten, gewannen die entscheidenden Schlachten und der Krieg selbst schien dahinzusterben aus Mangel an Brod. Die Gesammtbevölkerung von Deutschland, welche im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts ohne Zweifel über dreißig Millionen hinausging, war in der Mitte desselben wahrscheinlich auf höchstens die Hälfte, vielleicht sogar auf ein Drittel dieser Zahl herabgesunken. Nach bestimmten Angaben hatte das Herzogthum Würtemberg, dessen frühere Einwohnerschaft auf 4 bis 500,000 Köpfe geschätzt wurde, deren nur 48,000 übrig behalten, in Berlin zählte man nur noch 300 Bürger, in Augsburg statt der ehemaligen 80,000 Einwohner kaum 18,000; in der ganzen Pfalz fanden sich nicht mehr als 200 Bauern. In Franken kam der in Nürnberg versammelte Kreistag, Angesichts der ungeheuern Lücken in der Bevölkerung, sogar zu dem Beschlusse, nicht nur den katholischen Priestern die Ehe freizugeben, sondern auch jedem Mann eine Doppelehe zu gestatten. — Gänzlich verschont von dem Kriege blieb allein Tyrol, bloß flüchtig berührt von demselben wurde nur Ostpreußen, beide Dank ihrer Abgelegenheit an den äußersten Enden Deutschlands.

In noch stärkerem Verhältnisse als die Menschenzahl hatte ohne Frage der Wohlstand in Deutschland abgenommen. Das vorhanden gewesene Wirthschaftskapital, der Ertrag der Arbeit vieler Jahrhunderte, war größten Theils aufgezehrt oder vernichtet, es bedurfte langer Zeit und großer Mühen, um die zerstörten Wohnstätten auch nur nothdürftig wiederherzustellen, die brach liegenden, von Wald und Gestrüpp überwucherten Felder zum zweiten Male urbar zu machen, den vernichteten Viehstand neu zu schaffen, und zugleich fehlte nicht bloß der Muth, sondern auch nur allzuoft die körperliche Fähigkeit zu angestrengter Thätigkeit. Der Gewerbebetrieb hatte in Folge der langen Stockung durchweg an Fertigkeit verloren, das Kunstgewerbe besonders war beinahe ganz aus der Uebung gekommen, theilweise verloren- und überall zurückgegangen, von dem einst so großartigen deutschen Handel war kaum etwas Anderes übrig geblieben, als die kleine Krämerei.

Die schwerste Einbuße aber, welche Deutschland erlitten, war sittlicher Art. Durch Thun und Leiden hatte die deutsche Volksnatur während des dreißigjährigen Krieges einen Stoß erlitten, von welchem sie sich kaum jemals wieder erholen zu können schien. Zwischen der Uebung ruchloser Gewalt und der langen Gewohnheit hülfloser Ohnmacht schwand der lebendige Sinn für Recht, Ordnung, Gesetz, zugleich mit der Kraft, für diese höchsten Güter des bürgerlichen Lebens mannhaft einzustehen. Schrankenlose Willkür der großen und kleinen Machthaber auf der einen Seite und schmähliche Fügsamkeit auf der andern vererbten sich aus den Kriegsjahren auf die folgenden friedlichen Zeiten. Die Landesfürsten machten sich, mit Beseitigung der Stände, zu Alleinherren, die sie nie gewesen, und die städtischen Obrigkeiten wurden aus Bevollmächtigten der Bürgerschaft wieder zu deren Herren. Stillschweigender Gehorsam galt hinfort für die selbstverständliche Pflicht des Unterthanen, im Bewußtsein des eigenen bürgerlichen Nichts verkümmerte das männliche Selbstgefühl, und der geschäftliche sowohl wie der persönliche Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen gestaltete sich auch der Form nach zu einem Austausch von Kundgebungen der Ueberhebung auf der einen und der Selbsterniedrigung auf der andern Seite. Zaghaft, verschüchtert, mißtrauisch, zog der Deutsche sich in den engsten Raum des häuslichen Daseins zurück, seine Theilnahme am großen und kleinen Gemeinwesen erlosch, seine Lebensfreudigkeit verstummte

und starb ab — er wurde zum Spießbürger. Nur eines seiner sittlichen Nationalgüter ging dem deutschen Volke nicht verloren: die Erinnerung an seine große Vergangenheit*).

Mit dem Wohlstande sank naturgemäß auch die deutsche Bildung. Die herrliche Sprache Luther's wurde zu einem Flickwerk verhunzt, in welchem der deutsche Grundstoff oft kaum noch erkennbar blieb unter den aufgesetzten lateinischen, spanischen, italienischen und französischen Lappen.

Die Wissenschaft, welche nur noch den einzigen glänzenden Namen Kepler aufzuweisen hatte, artete aus in theologische, juristische ꝛc. Klopffechterei, die humanistischen Studien wurden zu geistlosem grammatischen Kleinkram, die Kunstthätigkeit erlahmte im Kampfe um das tägliche Brod, die Dichtung zeigte einige Triebkraft nur noch in dem geistlichen Liede eines Spee, Paul Flemming, Paul Gerhard und in mitunter tiefsinnigen Reimsprüchen eines Logau und Angelus Silesius. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sank die deutsche Dichtung vollends zur unbehülflichen Nachahmung schlechter italienischer und französischer Vorbilder herab, in welcher Plattheit und Ziererei, falsches Pathos und Gemeinheit einander den Vorrang streitig machten.

Als eines Wahrzeichens der geistigen und sittlichen Zustände Deutschlands in dem Wendepunkte zweier Zeitalter, den

*) Wenn es vollkommen richtig ist, daß diese Erinnerung das deutsche Volk selbst in den schmachvollsten Zeiten seiner Geschichte im Glauben an sich selbst erhalten, so ist es doch eine verfehlte Ausdrucksweise, wenn Häusser (I. S. 78) mit Perthes sagt, daß „das Bewußtsein, einstmals Träger des heiligen Reichs gewesen zu sein, unser Volk auch in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung vor Selbstverachtung bewahrte." Das heilige Reich hatte mit der ehemaligen Größe Deutschlands nichts Anderes gemein, als daß es dieselbe zu Grunde richtete, und nur vermöge einer grundfalschen Vorstellung konnte man umgekehrt die Wurzel dieser Größe im Kaiserthum suchen.

der dreißigjährige Krieg bildet, mag endlich noch erwähnt werden, daß vom Ende des sechzehnten bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die nächst der Inquisition ruchloseste Anstalt, durch deren Errichtung und Duldung sich die Menschheit irgendwann und irgendwo geschändet, in einen schwunghaftern Betrieb kam, als je zuvor: die Zauberer- und Hexengerichte. Protestanten und Katholiken thaten es einander gleich in wahnsinniger Furcht vor den Künsten der Hölle und in wüthendem Haß gegen Zauberer und Hexen, welche sich dieselben mit Preisgebung ihrer Seele angeeignet haben sollten, und allenthalben war der Verdacht des Bündnisses mit dem Teufel, selbst wenn er auf ein unmündiges Kind fiel, gleichbedeutend mit der Verurtheilung zum Feuertode. Einem Jesuiten, dem Dichter Spee, gebührt das Verdienst, um 1630 die erste männliche Stimme gegen diesen furchtbaren Wahn erhoben zu haben, aber es sollte noch anderthalbhundert Jahre währen, bis die letzte Hexe auf dem Scheiterhaufen starb.

Die rückblickende Frage nach der Verantwortlichkeit für das Elend des dreißigjährigen Krieges läßt sich weder abweisen, noch bündig beantworten. Ein großer Theil der Schuld fiel auf die bisherige deutsche Geschichte, welche dem Reiche gesunde Verfassungszustände und vor allen Dingen einen unzweifelhaften obersten Staatswillen, den zuverlässigsten Träger des politischen Selbsterhaltungstriebes, versagt hatte. Der nächstschwer belastete Mitschuldige war das Haus Habsburg vermöge seines durch Karl V. begonnenen und seitdem mit nur kurzer Unterbrechung fortgesetzten Kampfes gegen die entschieden protestantische Richtung des deutschen Gesammtgeistes. Dazu kam der innere Hader der Lutheraner und

Reformirten, welcher den gemeinschaftlichen Gegner ermuthigte und die eigenen Widerstandskräfte schwächte. Der kopflose Staatsstreich, durch welchen sich Kurfürst Friedrich von der Pfalz des böhmischen Thrones zu bemächtigen versuchte, beschleunigte wenigstens den Ausbruch des wahrscheinlich unter allen Umständen unvermeidlichen letzten Entscheidungskampfes zwischen den Partheien der alten und der neuen Kirche, und die Beschränktheit und Kraftlosigkeit der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg verlängerte ohne Zweifel dessen Dauer. Nicht bloß verlängert, sondern auch verschärft, verbittert, vergiftet wurde der Streit durch das Heranziehen auswärtiger Bundesgenossen, der Spanier und Italiener auf der einen, der Schweden und Franzosen auf der andern Seite. In dem wilden Getümmel deutscher und fremder Waffen, wo die Heere zu Räuberbanden ausarteten und die Kriegführung zur Mordbrennerei, verdunkelten sich die Ursachen und die anfänglichen Zwecke des Krieges bis zur Unkenntlichkeit und verschwanden in den einzelnen Ereignissen desselben alle Anhaltspunkte für ein vergleichendes Urtheil. Auf welcher Seite in diesem oder jenem Zeitpunkte oder Verhältnisse das bessere Recht, die höhere Aufgabe, die heiligere Pflicht, das Interesse der Freiheit und des Vaterlandes gewesen, ließ sich und läßt sich auch heute in unzähligen Fällen nicht unterscheiden. Mit der größten Sicherheit darf man dagegen behaupten, daß die schließliche Rettung des Protestantismus auch um den ungeheuern Preis des dreißigjährigen Kriegs nicht zu theuer erkauft worden, weil bei diesem Ausgange der volle Ersatz für alle bisherigen Opfer wenigstens möglich blieb, während der Verlust der großen Errungenschaft des Zeitalters der Reformation die Seele des deutschen Volks brechen mußte. Ein nicht gering zu schätzender Nebengewinn, welchen Deutschland aus seinem Unglück zog, war überdies die Abstumpfung der religiösen Gegensätze und kirchlichen Leidenschaften, aus denen sein dreißigjähriges Leiden hervorgegangen. Der lange widersinnige

Hader zwischen Lutheranern und Reformirten, deren staatsrechtliche Gleichstellung der Westphälische Frieden endlich gewährte, erlosch allmälig und selbst zwischen Katholiken und Protestanten wurde die gegenseitige Duldung aus einem reichsverfassungsmäßigen Grundsatze in langsamen Uebergängen zur Lebensgewohnheit.

XI.

Deutschland unter dem Drucke des französischen Uebergewichts.

Die neue Zeit, deren Markstein der Friede zu Münster und Osnabrück bildet, kennzeichnet sich vor allen Dingen durch eine wesentliche Veränderung der allgemeinen europäischen sowohl wie der innern deutschen Staatenverhältnisse. An Stelle des Reichs tritt Frankreich in den Vordergrund des geschichtlichen Schauplatzes, Schweden spielt die Rolle einer nordischen Großmacht, Holland beherrscht die Meere, England nimmt den Anlauf zu einer großen Zukunft, der Glanz Spaniens ist im raschen Verbleichen, die noch unabhängigen italienischen Staaten verschwinden aus der Reihe der handelnden Mächte, Deutschland, in voller Auflösung, sinkt vom obersten Range im europäischen Staatensystem auf eine der letzten Stufen hinunter. Die deutsche Gesammtverfassung, welche freilich niemals danach angethan gewesen, die Kräfte des Reichs zusammenzufassen und für irgendwelchen gemeinschaftlichen Zweck nach Innen oder nach Außen in wirksame Bewegung zu setzen, war durch die neuerdings in dieselbe eingefügten Gewichte und Gegengewichte vollends gelähmt. Wenn das deutsche Kaiserthum wie ein erbliches Ehrenrecht bei dem immer noch mächtigsten der deutschen Fürstenhäuser blieb, so hatte doch die innere Entfremdung zwischen Oesterreich und dem größten

Theile des übrigen Deutschland sichtlich zugenommen, während allerdings die kleinern deutschen Fürsten, durch ihre neueren Erfahrungen zur deutlichen Erkenntniß ihrer gefährdeten Lage gebracht, sich williger als je dem Einflusse des Hauses Habsburg hingaben, dem sie die Fristung ihres Daseins verdankten. Die stärkern deutschen Machthaber dagegen, geistliche und weltliche, suchten und fanden in ihrem Bestreben, jede Einwirkung des Reichs auf ihre Angelegenheiten abzuweisen, für den äußersten Fall einen zuverlässigen Rückhalt bei Frankreich, das jeden Augenblick bereit war, zum Schutze der „deutschen Freiheit“ gegen Habsburg Parthei zu nehmen. Das Bewußtsein einer gemeinschaftlichen deutschen Sache erlosch, die lebendigen Wechselbeziehungen zwischen dem Kaiser und den Ständen hörten auf, die Organe des Reichs starben ab. So insbesondere der Reichstag, welcher dem deutschen Staatskörper ehemals wenigstens dann und wann bei außerordentlichen Gelegenheiten einen frischen Pulsschlag und einige Spannkraft verliehen, der aber jetzt zu einer dumpfen Kanzleistube wurde, in welcher zünftige Diplomaten in mechanischer Arbeit Berge zweckloser Acten aufhäuften. Im Jahre 1659 erschien der Kaiser zum letzten Male auf dem Reichstage, mit dem Kaiser zogen sich auch die Fürsten vollends von demselben zurück und von 1663 an blieb er in ununterbrochener Sitzung bis zur Auflösung des Reichs in Regensburg beisammen, ohne einen einzigen Beschluß von geschichtlichem Gewicht zu Stande zu bringen. Von dem Gedanken einer Reform und Neubelebung der Reichsverfassung aber war auch der letzte Nachklang verhallt.

Wie im Reiche selbst, so erstarb das politische Leben auch in den Einzelstaaten. In manchen derselben, wie in Baiern, wo schon Kurfürst Maximilian 39 Jahre regieren konnte, ohne die Stände einzuberufen, verschwanden die Landesverfassungen spurlos, in andern blieben einige leere Formen derselben zurück, nur in Preußen, Mecklenburg, Hessen, Würtemberg be-

haupteten die Landtage einstweilen noch einigen Antheil an den öffentlichen Geschäften, insbesondere am Steuerwesen.

Die innern deutschen Machtverhältnisse von Staat zu Staat dagegen gewannen an Bedeutung und gränzten sich schärfer ab. An Umfang und Volkszahl konnte sich keins der Reichslande mit Oesterreich messen, das, einschließlich Ungarns, auch nach den elsässischen Abtretungen an Frankreich noch bei sechstausend Quadratmeilen maß. Das zweitgrößte Gebiet war das brandenburgische, welches in Folge des Friedens von 1648 auf 1460 Quadratmeilen anwuchs, aber bei armem Boden und dünner Bevölkerung an natürlicher Stärke dem halb so großen Kursachsen oder Baiern kaum gleichkam. Um so weniger, als, im Gegensatze zu dem wohlabgerundeten Sachsen und Baiern, die brandenburgischen Lande in Bruchstücken vom Rhein bis an die Memel zerstreut lagen und vermöge dieser Lage fünf oder sechs Großmächte zu Nachbarn hatten, deren Mehrzahl dem Kurfürstenthum Brandenburg wenigstens um das Dreifache überlegen war — Oesterreich, Polen, Schweden, Spanien, Frankreich und demnächst auch Rußland. In dritter Reihe standen Braunschweig-Lüneburg (Hannover) mit 500, Kurpfalz mit 430, Lothringen mit 380, Hessen-Kassel, Mecklenburg-Schwerin und Würtemberg mit je 200 bis 300 Quadratmeilen. Einige der geistlichen Gebiete, namentlich Salzburg und Münster, übertrafen die letztgenannten Herzogthümer an Ausdehnung, andere, wie Mainz, Würzburg, Bamberg, Trier, Köln, kamen denselben ziemlich nahe. Vermöge ihrer Natur übrigens, die zu dem Zuschnitt der neuen Zeit je länger desto weniger paßte, konnten die geistlichen Fürstenthümer eine ihrem Umfange und ihrer Einwohnerzahl entsprechende politische und militärische Bedeutung nicht länger behaupten und die große Mehrzahl der kleinen weltlichen Gebiete, die in früheren Zeiten nicht selten ein unverhältnißmäßiges Gewicht in die Schicksalswage geworfen, versank, gleich der Reichsritterschaft, in staatliches Nichts. — Das Nämliche gilt von

den Reichsstädten, welche ehemals ihren Festungswerken und ihrem Reichthume eine Bedeutung verdankten, die bei der jetzigen Ausbildung des Kriegswesens und bei den im dreißigjährigen Kriege erlittenen Vermögensverlusten nicht länger Stand hielt.

Das aus einem frühern Zustande der Dinge hervorgewachsene deutsche Verfassungsrecht stimmte demnach in vielen Punkten nicht mehr zu den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart und die Uebung desselben mußte also nothwendiger Weise zu einem leeren Spiel mit leblosen Formen werden. So namentlich auf dem Reichstage. Dieser bestand altem Herkommen nach aus drei Häusern, die überdies in verschiedene Unterabtheilungen zerfielen: dem kurfürstlichen mit jetzt *acht* Mitgliedern statt der ehemaligen *sieben*, dem fürstlichen, welches 35 geistliche und 65 weltliche Stimmen zählte, von denen einige, wie z. B. die vier Stimmen der schwäbischen, fränkischen, wetterauischen und westphälischen „Grafenbank" aus Standeswahlen hervorgingen, und dem städtischen, in welchem 51 Reichsstädte Sitz und Stimme hatten. Ein Reichstagsbeschluß erforderte die Zustimmung der drei Häuser und des Kaisers, die immer nur durch die langwierigsten Verhandlungen, sehr oft aber auch, und besonders in wichtigen Angelegenheiten, gar nicht zu erlangen war. Nur Reichskriege wurden durch einfache Stimmenmehrheit beschlossen, die jedoch gleichfalls sehr schwer zu Stande kam und zwar niemals vor bereits erfolgtem Angriffe des Feindes. Bei kirchlichen Fragen gingen Katholiken und Protestanten in gleichberechtigte Religionspartheien auseinander. Nicht auf dem Reichstage vertreten, obgleich mit landesherrlichen Rechten in ihren Gebieten ausgestattet, war die Reichsritterschaft, die in Schwaben, Franken und am Rhein noch bei 1000 Mitglieder zählte.

Bei der tiefen Abspannung aller deutschen Kräfte kam nur durch äußern Antrieb neue Bewegung in die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands. Nachdem Ferdinand III. 1657 gestorben war, warf sich der König von Frankreich, Ludwig XIV., zum Bewerber um die Kaiserkrone auf, mußte jedoch vor dem entschiedenen Widerstande der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zurücktreten, obgleich er sich der drei geistlichen Kurstimmen durch Bestechung bereits versichert. Im Juli 1658 wurde Erzherzog Leopold, der achtzehnjährige Sohn Ferdinand's, zu dessen Nachfolger gewählt, einer der schwachsinnigsten, kraftlosesten, hohlsten Fürsten aus dem Hause Habsburg, welche in der Geschichte einen Namen haben, während dessen langer Regierung Versailles einen weit stärkern Einfluß auf die staatlichen Geschicke Deutschlands ausübte als Wien.

Um sich schadlos zu halten für den verfehlten Griff nach der deutschen Krone, gewann Ludwig XIV. mit klingender Münze die Bundesgenossenschaft einer beträchtlichen Anzahl von Reichsfürsten zunächst für den Zweck, die Einmischung von Kaiser und Reich in den nach kurzer Unterbrechung erneuten Krieg Frankreichs gegen Spanien zu verhindern. Als bald darauf im pyrenäischen Frieden, der diesem Kriege 1659 ein Ende machte, Spanien einen Theil von Flandern an Frankreich abtreten mußte, ging damit wiederum ein Stück Reichsland verloren, ohne daß Deutschland zu dessen Vertheidigung die Hand gerührt. Auch das neuerdings von den Franzosen überschwemmte Lothringen wurde von Deutschland gänzlich im Stiche gelassen und dem vertriebenen Herzoge nur gegen die Verpflichtung zurückgegeben, die französische Krone zu seiner Erbin einzusetzen.

Im Norden wurde Deutschland in einen schwedisch-polnischen Krieg hineingezogen, in welchem der Kurfürst von Brandenburg, der schwache Dritte zwischen zwei mächtigen Nachbarn, bald auf der einen, bald auf der andern Seite Parthei nahm. Unterstützt durch kaiserliche Hülfstruppen unter dem General Montecuccoli eroberte Friedrich Wilhelm Vorpommern, das jedoch in dem unter vorwiegendem französischen Einfluß abgeschlossenen Frieden zu Oliva 1660 wieder an Schweden zurückgegeben werden mußte. Als bleibenden Gewinn aus diesem Kriege dagegen trug Friedrich Wilhelm die Befreiung seines Herzogthums Preußen von der polnischen Lehensherrschaft davon, welche er sich 1657 durch den Vertrag zu Welau als Preis seiner Bundesgenossenschaft mit Polen ausbedungen und die drei Jahre später zu Oliva ihre schließliche Bestätigung erhielt. So war denn jetzt das Haus Hohenzollern souverän in einem deutschen, aber dem Reichsverbande nicht mehr angehörigen Lande und seine künftige politische Stellung, insbesondere dem Hause Habsburg gegenüber, damit ein für alle Mal vorgezeichnet. —

Unter Verstärkung seiner deutschen Bundesgenossenschaft, welcher jetzt auch Brandenburg und Baiern beitraten, erneuerte Ludwig XIV. gegen Ende der sechziger Jahre seine Feindseligkeiten gegen die spanischen Niederlande, von denen er wiederum eine Reihe wichtiger Gränzstädte, Ath, Douai, Tournay, Courtrai, Lille u. s. w. abriß, ohne von deutscher Seite die mindeste Störung zu erleiden. Drei fremde Mächte dagegen, England, Holland und Schweden vereinigten sich, um den französischen Eroberungen im burgundischen Reichskreise Einhalt zu thun und erzwangen im Frieden zu Aachen 1668 den vorläufigen Verzicht auf deren weitere Ausdehnung.

Der König von Frankreich indessen fand bald genug Mittel, die zur Vereitlung seiner ehrgeizigen Entwürfe geschlossene Tripelallianz zu sprengen und einen Racheplan gegen das ihm zunächst erreichbare und nunmehr vereinzelte Holland ins Werk zu setzen. Der Erzbischof von Köln und der Bischof von Münster stellten ihm Hülfstruppen, der Kaiser selbst versprach Neutralität und im Jahre 1672 rückte ein französisches Heer von 140,000 Mann in die Vereinigten Niederlande ein, die anfänglich nur in dem Herzoge von Lothringen

einen thatkräftigen Bundesgenossen fanden, welcher indessen bald übermannt und von Neuem aus seinem Lande vertrieben wurde. Die Gefährdung seiner eigenen rheinischen Lande — Herzogthum Cleve und Grafschaft Mark — durch die Franzosen, welche bei ihrem Feldzuge die Reichsgränzen ohne Scheu und ungestraft verletzten, bewog den Kurfürsten von Brandenburg, auf die Seite Hollands zu treten, und es gelang ihm überdies, durch eindringliche Vorstellungen und selbst Drohungen, den Kaiser zu dem nämlichen Entschlusse zu bringen. Ein österreichisch-brandenburgisches Heer sollte die durch Wilhelm von Oranien bewirkte tapfere Gegenwehr der Holländer unterstützen, wurde jedoch durch geheime kaiserliche Weisungen an den österreichischen General Montecuccoli, die demselben jedes ernstliche Eingreifen in den Krieg zu Gunsten der ketzerischen Niederländer verboten, von vorn herein gelähmt, um so mehr, als auch die von Frankreich erkauften rheinischen Fürsten, namentlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, die Bewegungen Friedrich Wilhelm's auf jede Weise erschwerten, während der Bischof von Münster den Franzosen sogar ganz offen bewaffneten Beistand leistete. Des falschen Spieles, das man mit ihm trieb, überdrüssig, machte der Kurfürst 1673 Frieden mit Frankreich, trat aber schon im folgenden Jahre wieder in den Krieg ein, der inzwischen nicht bloß fortgedauert, sondern auch größere Verhältnisse angenommen, da man sich auf österreichischer Seite bei zunehmenden Uebergriffen der Franzosen selbst in das rechtsrheinische Reichsgebiet allmälig für denselben erwärmt hatte, zumal hier immer noch werthvolle habsburgische Besitzungen in Breisgau, Oberschwaben ꝛc. auf dem Spiele standen. Um dem Uebermuthe und der Habgier Ludwig's XIV. Schranken zu setzen, vereinigten sich Oesterreich, Spanien, Holland und Brandenburg im Juni 1674 zu einem Bunde, welchem auch Dänemark beitrat und der sogar den Reichstag zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich fortriß, dessen Wirksamkeit jedoch seinem Umfange bei Weitem

nicht gleichkam. Am Niederrhein wurden die Franzosen unter dem Prinzen Condé zwar auf das linke Flußufer zurückgeworfen und die landesverrätherischen geistlichen Fürsten zum Gehorsam gegen das Reich zurückgebracht, das weitere Vorgehen in dieser Richtung aber gerieth bald ins Stocken. Am Oberrhein konnte sich Turenne zum Meister des größten Theils der Pfalz auf beiden Ufern des Flusses machen und seine Ueberlegenheit in den schonungslosesten Brandschatzungen ausbeuten. Als jedoch im Herbste der Kurfürst von Brandenburg mit einem starken Heere auf dem südlichen Kriegsschauplatze erschien, mußte Turenne nicht bloß die Pfalz, sondern auch das Elsaß räumen, das von den deutschen Truppen bis unter die Mauern von Belfort besetzt wurde.

Mangel an Lebensmitteln jedoch, Krankheiten und besonders Uneinigkeit unter den Befehlshabern, namentlich zwischen dem Kurfürsten und dem kaiserlichen General Beurnonville, einem Franzosen, dessen ganze militärische Haltung und Führung eine äußerst zweideutige war, veranlaßten die deutschen Heere, das Elsaß im Jahre 1675 wieder zu räumen, dessen sich die Franzosen nunmehr zur größten Verzweiflung der Bevölkerung von Neuem bemächtigten. Die Kaiserlichen nahmen ihre Winterquartiere in den benachbarten rechtsrheinischen Landschaften, Friedrich Wilhelm wandte sich durch Schwaben nach Franken, wo er für längere Zeit sein Hauptquartier in Schweinfurt aufschlug.

Von hier aus traf der Kurfürst seine diplomatischen Vorbereitungen für einen Feldzug gegen die Schweden, welche auf Anstiften Frankreichs im December 1674 in Brandenburg eingefallen waren und dort nach der aus dem dreißigjährigen Kriege stammenden Gewohnheit hausten. Nach langwierigen Verhandlungen mit den Niederlanden, Dänemark u. s. w. brach Friedrich Wilhelm gegen Ende des Mai von Schweinfurt auf, um seinem furchtbar mißhandelten Erblande Hülfe zu bringen. Am 28. Juni traf er bei Fehrbellin mit den Schweden zu-

sammen, welche sich bereits des Havellandes bemächtigt und Potsdam inne hatten und die jetzt in dreistündiger Schlacht, trotz doppelter Uebermacht der Zahl, eine vollständige Niederlage erlitten, in deren Folge sie die Marken räumen mußten. Inmitten der lebendigen Nachklänge des Waffenruhms, den die Schweden im dreißigjährigen Kriege gewonnen, brachte der über dieselben errungene Sieg des Kurfürsten bei Freund und Feind eine Wirkung hervor, welche über dessen wirkliche Bedeutung weit hinaus ging; seit dem Tage bei Fehrbellin zählte Brandenburg mit unter den europäischen Mächten.

Das kaiserliche Heer in Süddeutschland hatte im Frühjahre 1675 beträchtliche Verstärkungen und in General Montecuccoli einen bewährten Feldherrn erhalten, konnte aber gleichwohl nicht verhindern, daß Turenne in den ersten Tagen des Juni oberhalb Straßburg angriffsweise den Rhein überschritt. Am 27. dieses Monats verlor Turenne bei Saßbach in der Nähe von Offenburg Schlacht und Leben und wenige Tage darauf kehrte das französische Heer in das Elsaß zurück. Im folgenden Jahre verloren die Franzosen auch Philippsburg, das der Herzog von Lothringen zur Uebergabe zwang. Gleichwohl gelangen ihnen neue Einfälle in das diesseitige deutsche Gebiet, und unter entsetzlicher Verwüstung des Landes dauerte der kleine Krieg längs des ganzen Oberrhein fort. Im Jahre 1677 wurden Saarbrücken, Zweibrücken, St. Wendel, Weißenburg, Hagenau mit manchen andern Städten und Hunderten von Dörfern durch die Franzosen eingeäschert und unter Mord und Brand der Breisgau mit seiner Hauptstadt Freiburg erobert.

Der Kurfürst von Brandenburg unterdessen vertrieb in den Jahren 1676 bis 1678 die Schweden, unter Mitwirkung einer aus dem Stegreife geschaffenen kleinen Flotte, aus Pommern und Rügen, nahm ihnen die festen Plätze an der Ostsee, Stettin, Stralsund, Greifswalde u. s. w. und schlug einen von Livland aus unternommenen Angriff derselben auf das

Herzogthum Preußen, nachdem er im strengsten Winter binnen drei Wochen einen Marsch von 80 Meilen gemacht, durch Samogitien und Litthauen bis in die Nähe von Riga zurück. Zugleich verlor Schweden die Bisthümer, jetzt gewöhnlich Herzogthümer genannt, Bremen und Verden, welche der Herzog von Braunschweig-Lüneburg mit Hülfe des jetzt auf die deutsche Seite zurückgebrachten Bischofs von Münster wegnahm.

Obgleich Frankreich, wie in Süddeutschland, so auch in den Niederlanden und besonders gegen Spanien den bessern Erfolg auf seiner Seite hatte, befand sich doch, als 1678 Friedensverhandlungen in Nimwegen begannen, keiner der kriegführenden Theile in einer günstigern Lage als Brandenburg, das gegen die Schweden viel gewonnen und nichts verloren und dessen Kurfürst sich auf den Gipfel des kriegerischen Ruhmes der Zeit emporgeschwungen. Gleichwohl aber, oder vielmehr eben deshalb, wurde Friedrich Wilhelm bei der diplomatischen Feststellung der Ergebnisse des Kriegs von fast allen seinen Verbündeten im Stiche gelassen. Holland machte mit Frankreich Frieden auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege, Spanien, das den ganzen Krieg mit der Schlaffheit eines altersschwachen Staats geführt, mußte den Frieden durch Verzicht auf die von den Franzosen eroberte Freigrafschaft, sowie durch Abtretung einer weitern Reihe niederländischer Gränzfestungen — Valenciennes, Condé, Cambray, Maubeuge und vieler andern — wogegen allerdings einige der im Aachener Frieden Frankreich überlassenen Städte zurückgegeben wurden, erkaufen, also abermals um den Preis beträchtlicher Stücke wenigstens angeblichen Reichsgebiets. Noch schmachvoller war der Friedensvertrag, zu welchem sich der Kaiser im folgenden Jahre, 1679, verstand. Kraft desselben entsagte Frankreich zwar seinen Ansprüchen auf Philippsburg, ließ sich jedoch durch Freiburg im Breisgau dafür entschädigen. Das seit vielen Jahren von den Franzosen besetzte Lothringen sollte seinem Herzoge zurückgegeben werden, aber nur unter Bedin-

gungen, welche dieser selbst als unannehmbar abwies, worauf denn Frankreich einstweilen im Besitze des Landes blieb. Schweden anlangend, räumte Leopold die französische Forderung ein, daß ihm die sämmtlichen deutschen Gebiete, die es im Kriege verloren, wieder auszuliefern seien: denn, hieß es in Wien, der Kaiser habe keinen Gefallen daran, daß sich im Norden ein neues Königreich der Vandalen bilde. — Empört über den gegen ihn geübten Verrath, der ihm alle Früchte seiner glücklichen Kriegführung rauben wollte, dachte Kurfürst Friedrich Wilhelm daran, den Kampf auf eigne Hand, oder mit dem Beistande des bisher an seiner Seite gebliebenen Dänemark fortzusetzen; der furchtbare Druck jedoch, welchen die Franzosen auf das inzwischen von ihnen eingenommene Herzogthum Cleve ausübten, und die verdächtige Haltung des von Versailles aus bearbeiteten polnischen Königs Sobiesky, bestimmten ihn zuletzt, sich der augenscheinlichen Nothwendigkeit zu fügen. Der in St. Germain abgeschlossene Friede ließ Brandenburg nur ein ganz unbedeutendes Stück des eroberten Vorpommern, dessen große Masse, gleich Bremen und Verden, an Schweden zurückfiel.

So war denn also durch das Thun und Lassen des deutschen Kaisers ein deutsches Land einem fremden Könige wieder in die Hände gespielt, damit ein deutscher Kurfürst nicht zu stark werde. Von diesem Augenblicke an kam der Gegensatz zwischen Habsburg und Hohenzollern, die vormals und selbst noch inmitten der kirchlichen Entfremdung durch die Reformation, meistens Hand in Hand gegangen, zum vollen Bewußtsein nicht bloß der Betheiligten, sondern auch der europäischen Politik überhaupt. Geschärft und verbittert wurde die gegenseitige Feindseligkeit durch hohenzollern'sche Erbansprüche auf die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, die durch das Aussterben der schlesischen Piasten 1675 erledigt, von dem Hause Habsburg aber kraft Oberlehensherrlichkeit eingezogen wurden, ein Verfahren, welches zugleich die Erinnerung an das gleichfalls schlesische Jägerndorf auffrischte, das der Kaiser

dem Kurfürsten seit langen Jahren vorenthielt. — Von Kaiser und Reich preisgegeben und übervortheilt, unterlag Friedrich Wilhelm der Versuchung, nach dem Beispiele so vieler seiner fürstlichen Zeitgenossen, gegen Kaiser und Reich gemeinschaftliche Sache zu machen mit dem Könige von Frankreich.

Ludwig XIV. hatte die deutsche Ohnmacht mit zu gutem Erfolge ausgebeutet, als daß sein Uebermuth und seine Ländergier durch die jeweilige Befriedigung nicht immer von Neuem gereizt worden wäre. Kaum war der Friede geschlossen, als Frankreich das Reich durch die dreistesten Eingriffe in sein Recht und seine Ehre wieder herausforderte. Nicht nur wurden die kleinern Städte des Elsaß, denen der Westphälische Friede ihre Reichsangehörigkeit ausdrücklich gewährleistet, gezwungen, der französischen Krone zu huldigen, sondern Ludwig XIV. errichtete auch in Metz, Breisach und der noch unlängst freien Reichsstadt Besançon oder Bisanz besondere politische Gerichtshöfe, „Reunionskammern" genannt, zu dem Zwecke, alle ehemaligen Bestandtheile der jetzigen französischen Besitzungen im Elsaß ꝛc. ausfindig zu machen, damit Frankreich sich dieselben kraft historischen Rechts einverleiben könne. Dem Spruche der Reunionskammern folgte unmittelbar die Vollziehung durch französische Militärgewalt und ohne jeden Versuch der vorgängigen Verständigung mit dem Reiche. Zweibrücken, Germersheim, Lauterburg, Saarbrücken mit einer großen Anzahl anderer Ortschaften und Landstriche wurden auf diese Art von heute auf morgen französisch. Ohne allen Grund oder Vorwand aber erfolgte im Herbste 1681 die Wegnahme von Straßburg durch Ueberfall und mit Hülfe von Verrath, an dessen Spitze der Bischof, Egon von Fürstenberg, gestanden.

Deutschland sah diesen Vorgängen nicht gleichgültig zu, seine Abwehr aber ging nicht über einen wirkungslosen Widerspruch hinaus. Während man in Wien schon im Interesse der durch die französischen Uebergriffe immer stärker bedrohten österreichischen Vorlande eifrig zum Reichskriege gegen Frank-

reich mahnte, bestand der Kurfürst von Brandenburg auf der Nothwendigkeit einer friedlichen Erledigung des Streits, zumal Oesterreich durch einen ungarischen Aufstand unter Emerich Tököly und einen bevorstehenden Angriff der Türken gelähmt sei, und das hohenzollern'sche Nein war bereits schwer genug, um das habsburgische Ja aufzuwiegen. Durch förmlichen Bündnißvertrag, der am 12. Januar 1682 in Berlin zum Abschluß kam, gewährleistete der Kurfürst dem Könige von Frankreich seinen gegenwärtigen Besitzstand, wogegen Ludwig XIV. auf die fernere Erweiterung desselben durch die Reunionskammern verzichtete. Der König hielt einen triumphirenden Einzug in das durch Bestechung gewonnene Straßburg, der reichsfürstliche Bischof empfing ihn mit den zur Lästerung an Gott und Vaterland umgedeuteten biblischen Worten: „Herr, Du entlässest Deinen Diener in Frieden, denn seine Augen haben Deinen Heiland gesehen", und die wichtigste aller deutschen Gränzstädte wurde durch alle Mittel der Kunst und in größter Eile in den mächtigen Angriffspunkt verwandelt, von welchem aus Frankreich hinfort Südwestdeutschland militärisch beherrschte. Der Kaiser, durch den inzwischen wirklich ausgebrochenen Türkenkrieg, wie vorausgesehen, in die äußerste Bedrängniß gebracht, mußte geschehen lassen, was er nicht hindern konnte und schloß demnächst (1684) mit Frankreich einen Waffenstillstand, der die jetzige Lage der Dinge am Oberrhein für eine Reihe von Jahren anerkannte und überdies einige weitere Stücke der spanischen Niederlande, namentlich Luxemburg, deren sich Ludwig XIV. unlängst bemächtigt, in dessen Händen ließ.

Die Türken, welche sich während des ganzen dreißigjährigen Krieges ruhig verhalten, obgleich damals die Vernichtung des Hauses Habsburg ohne Zweifel in ihrer Hand lag, hatten erst im Anfange der sechziger Jahre die Feindseligkeiten gegen Oesterreich erneuert, 1664 jedoch war ein Waffenstillstand mit denselben geschlossen, bei dessen nahe bevorstehendem Ablauf

Frankreich alle seine diplomatischen Künste spielen ließ, um den Sultan Muhammed IV. gegen den Kaiser in Waffen zu bringen. Der schon erwähnte Aufstand der Ungarn, hervorgerufen durch vielfältigen Verfassungsbruch, gewaltthätige Mißregierung überhaupt und insbesondere durch Behandlung der Protestanten im erbländischen Jesuitenstyl, kam den französischen Umtrieben in Konstantinopel zu Hülfe, und nach vorgängiger Verständigung mit Tököly brach der Großwessir Kara Mustapha im März 1693 mit einem Heere von mehr als 200,000 Mann in die schwach besetzten kaiserlichen Länder an der Donau ein. Der Kurfürst von Brandenburg erbot sich, dem Kaiser 18,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, sein Vorschlag wurde jedoch abgelehnt, weil man in Wien mit oder ohne Grund fürchtete, daß Friedrich Wilhelm darauf ausgehe, sich auf dem Durchmarsche durch Schlesien der von ihm beanspruchten dortigen Herzogthümer zu bemächtigen. Dagegen bewarb sich die kaiserliche Regierung dringend und mit gutem Erfolg um die Hülfe von Baiern, Sachsen, Polen, deren Rüstungen jedoch nicht rasch genug von Statten gingen, um die Türken zu verhindern, sich Mitte Juli mit ungeheurer Heeresmacht vor Wien zu lagern, die benachbarten Landschaften zu verwüsten und viele Tausende der Bevölkerung in die Sklaverei zu schleppen. Die österreichische Hauptstadt, vom Kaiser und einem großen Theile ihrer Einwohnerschaft verlassen, ohne zulängliche Besatzung und mit Vorräthen aller Art schlecht versehen, leistete dem wilden Feinde gleichwohl unter der Führung des rechten Mannes an der rechten Stelle, des Grafen Rüdiger von Stahremberg, zwei Monate lang heldenmüthige Gegenwehr. Endlich, nachdem eine Reihenfolge wüthender Angriffe abgeschlagen und die Widerstandskraft der Vertheidiger — Truppen, Bürger, Studenten — zu versagen im Begriffe war, erschien der rettende Entsatz: ein kaiserliches Heer unter dem Herzoge Karl von Lothringen, die Reichstruppen, geführt von dem Kurfürsten von Sachsen und zwanzigtausend Polen

mit dem ritterlichen Könige Johann Sobiesky an ihrer Spitze. Am 12. September erfolgte am Kahlenberge die entscheidende Schlacht, welche Wien befreite, das ganze feindliche Lager mit ungeheurer Beute in die Hände der Sieger lieferte und die Türken bis tief in das Innere von Ungarn zurückwarf. Johann Sobiesky, der einen sehr großen Antheil an der gemeinschaftlichen Waffenthat gehabt, wurde am folgenden Tage vom Kaiser Leopold wie ein Untergebener empfangen, der seine knappe Schuldigkeit gethan und gegen den man sich durch ein Wort des Dankes herabgeben würde.

Das gute Einverständniß des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Könige von Frankreich hatte sich im Laufe einiger Jahre mehr und mehr gelockert, als es durch die Zurücknahme des Edikts von Nantes 1684 einen neuen Stoß erhielt. Friedrich Wilhelm war ein zu überzeugter und eifriger Protestant, als daß die Mißhandlung seiner französischen Glaubensgenossen ihn nicht tief empört hätte. In den fünfziger und sechziger Jahren nahm er sich der damals schon schwer verfolgten Waldenser im piemontesischen Hochgebirge mit einem Nachdruck an, welcher nicht ohne Wirkung auf den Herzog Karl Emanuel von Savoyen blieb, die österreichischen Protestanten, namentlich in Schlesien, fanden an ihm einen unermüdlichen Fürsprecher und der Schutz der Reformation überhaupt gegen die etwaigen Rückschläge des alten Kirchenthums war einer der leitenden Gesichtspunkte seiner Staatskunst. Jetzt brachte die Aufhebung der bisherigen Glaubensfreiheit in Frankreich und die Grausamkeit, mit welcher dieselbe vollzogen wurde, den tiefsten Riß in sein bisheriges Verhältniß zu Ludwig XIV. Unter warmer und werkthätiger Fürsorge des Kurfürsten fanden Tausende der protestantischen Flüchtlinge

aus Frankreich wohlwollende Aufnahme und werkthätige Hülfe in Brandenburg und dessen Nebenländern, und wenn richtige volkswirthschaftliche Berechnung bei dieser Uebung der Gastfreundschaft im Spiele sein mochte, so war die eigentliche Quelle derselben doch das religiöse Pflicht- und Mitgefühl.

Im Jahre 1686 kam es zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündniß zwischen Kaiser und Kurfürst, dessen gegen Frankreich gerichteter Hauptzweck aus Scheu vor Ludwig XIV. einstweilen geheim gehalten wurde. In Gemäßheit desselben ließ sich Friedrich Wilhelm wegen seiner Ansprüche auf Jägerndorf, Liegnitz u. s. w. durch den Schwiebuser Kreis in Schlesien abfinden und stellte er zu dem österreichischen Heere, das unter dem Herzoge von Lothringen gegen die Türken zu Felde lag, ein brandenburgisches Corps von 8000 Mann, das demnächst an der Erstürmung von Ofen, der seit anderthalb hundert Jahren in türkischem Besitz gewesenen Hauptstadt von Ungarn, sehr wirksamen Antheil nahm.

Eine schwerere Probe, welche dem habsburg-hohenzollern'schen Bündnisse nahe bevorstand, sollte Friedrich Wilhelm nicht erleben. Er starb im Frühjahre 1688. Das Beiwort „der Große", welches die Zeitgenossen sehr bezeichnend nicht dem Namen Friedrich Wilhelm's, sondern dessen fürstlichem Titel hinzugefügt, galt offenbar vorzugsweise dem ungewöhnlichen Verhältnisse der Leistungen des Kurfürsten zu den Kräften, die ihm zu Gebote standen. Denn daß sein Werk, auch abgesehen von der Unscheinbarkeit der Mittel, mit denen dasselbe zu Stande gebracht worden, ein großes, daß die Gründung des preußischen Staats ein Ereigniß von weltgeschichtlicher Bedeutung sei, sollte erst die Nachwelt erfahren.

In ungewöhnlich strenger Schule des Schicksals aufgewachsen, geistig und sittlich gesund, von lebhaftem Pflichtgefühl durchdrungen, besaß Friedrich Wilhelm den Willen und die Fähigkeit zu ernster ausdauernder Arbeit. Das seiner Obhut zugewiesene Staatswesen aus tiefem Verfall wieder emporzu-

bringen und gegen künftige Mißgeschicke möglichst sicher zu stellen, war ihm die Aufgabe seines Lebens. Durch eigne Erfahrung hinlänglich belehrt, daß es keine staatliche Sicherheit giebt ohne staatliche Macht, arbeitete er rastlos an der Sammlung, Steigerung, Erweiterung der politischen, finanziellen und vor allen Dingen der militärischen Kräfte seiner Länder. Die vielen verschiedenartigen Gebiete, welche den hohenzollern'schen Besitz bildeten, bisher nur durch Personalunion mit einander verbunden, sollten so eng wie möglich zum einheitlichen Staatswesen zusammengefügt werden und die in denselben hundertfältig zersplitterten öffentlichen Rechte und Gewalten in den Händen des Fürsten ihren beherrschenden Mittelpunkt finden — um diesen Preis allein war politische Selbstständigkeit und eine gesicherte Zukunft zu erkaufen. Nach diesem Gesichtspunkte fand das Ständewesen, das in den einzelnen Landestheilen in buntester Mannigfaltigkeit bestand und namentlich im Herzogthum Preußen sich noch ziemlich fest auf eignen Füßen behauptete, im Nothfalle aber auch nicht verschmähete, einen Rückhalt gegen den Landesherrn bei Polen zu suchen, in Friedrich Wilhelm einen entschiedenen Gegner. Die ständischen Widerstandsrechte und Widerstandskräfte wurden von ihm in beharrlicher Anstrengung und nicht ohne herbe Gewaltthaten gebrochen, die Landesverfassungen zwar nicht aufgehoben, aber doch entkräftet, die Landtage insbesondere in Steuersachen auf eine begutachtende Stimme beschränkt.

Bei einem starken Bewußtsein seiner Würde und seines Berufs führte Friedrich Wilhelm überhaupt, unbeschadet einer gewissen Herzensgüte und großer persönlicher Einfachheit, ein strenges durchgreifendes Regiment, das ihn keineswegs beliebt machte, wiewohl es dem Gedeihen des Staates unzweifelhaft zu Gute kam. Seine Thätigkeit umfaßte den ganzen Bereich der öffentlichen Zustände, und auch vom Feldlager aus erließ er Verordnungen zur Pflege der Wissenschaft. Wie durch Aufnahme der französischen Hugenotten den städtischen Gewerbfleiß, so förderte er den Ackerbau durch Heranziehung holländischer und anderer Ansiedler in die verödeten Landstriche der Marken und den Verkehr durch den Bau eines die Elbe mit der Oder verbindenden Kanals. Er war der erste und bis auf unsere Tage der einzige der deutschen Fürsten, welcher den Nutzen eines großen überseeischen Handels und die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der deutschen Seewehr begriff, die mit der Hansa zu Grunde gegangen. Seit 1657 hielt Friedrich Wilhelm zur Küstenvertheidigung einige Kriegsschiffe, zwanzig Jahre später schwammen auf der Ostsee zehn brandenburgische Fregatten, die dem Kurfürsten bei der Eroberung von Stettin, Stralsund, Rügen gute Dienste leisteten und der schwedischen Kriegs- und Handelsflotte beträchtlichen Abbruch thaten. Bald darauf, 1680, ließ der Kurfürst sechs Fregatten gegen Spanien kreuzen, um sich wegen rückständiger Forderungen aus dem gemeinschaftlichen Kriege gegen Frankreich schadlos zu halten, und machte in der That einige gute Beute, wiewohl ein Anschlag auf die mexikanische Silberflotte mißglückte. Die im folgenden Jahre begonnene Gründung einer Kolonie an der Goldküste und einer afrikanischen Handelsgesellschaft gab weiteres Zeugniß von dem Unternehmungsgeiste des Kurfürsten, und ungeachtet des schließlichen Fehlschlagens auch von seinem richtigen Blick.

Die deutsche Art und Gesinnung Friedrich Wilhelm's leuchtete aus Wort und That desselben vielfach hervor. Die Fremden — Franzosen und Schweden — aus dem Lande zu weisen, galt ihm, wie er mit leidenschaftlichem Nachdruck erklärte, für die erste und wichtigste Vorbedingung der Wiederherstellung Deutschlands, und zu seinem Theile betrieb er die Erfüllung dieser Aufgabe, so oft sich die Gelegenheit dazu darbot, mit Feuereifer und Hingebung. Als jedoch Kaiser und Reich in der entscheidenden Stunde erlahmten und er selbst die ganzen Kosten des schmählichen Friedens in Nimwegen zu tragen hatte, wurde auch er dem gemeinschaftlichen Vaterlande untreu, das sich selbst im Stiche ließ, das überhaupt zwar in der Vor-

stellung vereinzelter Köpfe, in einer Scheinverfassung und im Kanzleistyl vorhanden war, aber weder in dem allgemeinen deutschen Bewußtsein, noch in der politischen Uebung. Wie der Kaiser den Schweden Pommern wieder in die Hände gespielt, so hat der Kurfürst von Brandenburg den Franzosen Straßburg ausgeliefert; wie jenem die habsburgische Hausmacht, so galt diesem der hohenzollern'sche Staat, nach einem unabänderlichen Grundgesetze alles politischen Lebens, mehr, als die allgemeine Sache des Reichs. — Eine Wirkung seiner deutschen und seiner protestantischen Gesinnung zugleich war es, wenn Friedrich Wilhelm die ihm zwei Mal angebotene polnische Krone zwei Mal ausschlug. Er sah voraus, daß man ihm in dem von den Jesuiten beherrschten Polen das freie Bekenntniß seines Glaubens, trotz aller Versprechungen, auf die Dauer nicht gestatten werde, und er erkannte zugleich die Unverträglichkeit eines deutschen und eines slavischen Staatswesens unter dem nämlichen Oberhaupte — eine Erkenntniß, deren Mangel Kursachsen im folgenden Jahrhundert schwer zu büßen hatte.

Dem Ende seiner Laufbahn nahe, machte sich Friedrich Wilhelm einer Schwäche schuldig, welche das ganze Werk seines Lebens wieder in Frage stellte, indem er zu Gunsten der Kinder seiner zweiten Gemahlin eine Theilung seiner Staaten letztwillig verordnete. Der rasche Entschluß seines wohlberathenen ältesten Sohnes, Friedrich's III., jedoch beseitigte diese Gefahr im Keime. Die fraglichen Bestimmungen des Testaments wurden kurzer Hand für nichtig erklärt und blieben ohne jegliche Wirkung.

Die guten Erfolge, welche Oesterreich gegen die Türken gewann, stachelten die Mißgunst und Eifersucht Frankreichs,

seine bisherige Ueberlegenheit von Neuem an Kaiser und Reich zu versuchen. Den nächsten Anlaß dazu gab der 1685 erfolgte Tod des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, auf dessen Besitzungen der Versailler Hof im Namen der an den Bruder des französischen Königs, den Herzog von Orleans, verheiratheten Tochter desselben Erbansprüche erhob, obgleich bei dieser Heirath der ausdrücklichste Verzicht geleistet worden und überdies die ausschließliche Erbfolge der männlichen Seitenverwandten nicht dem mindesten rechtlichen Zweifel unterlag. In der fast gleichzeitigen Erledigung des kölner Erzbisthums suchte Ludwig XIV. außerdem eine Gelegenheit, für eins seiner Werkzeuge, den Grafen Wilhelm von Fürstenberg, Bruder und Gesinnungsgenossen des Verräthers von Straßburg, den Kurhut zu gewinnen. Diese doppelte Anmaßung setzte Kaiser und Reich in ungewöhnliche Bewegung. Zwar für den Reichstag war die schwebende Sache noch lange nicht spruchreif, aber eine freie Bundesgenossenschaft vieler Reichsstände zur Abwehr der drohenden Gefahr bildete sich 1686 in Augsburg. Unter fruchtlosen Verhandlungen mit Ludwig XIV. und dreisten Gewaltthaten desselben, zu denen der Reichstag in Regensburg so lange wie irgend möglich ein Auge zudrückte, vergingen noch einige Jahre, bis endlich die Ueberschwemmung der Pfalz und der benachbarten Landschaften mit französischen Truppen und die Besetzung einer Anzahl der wichtigsten Reichsstädte längs des Rhein im Februar 1689 die Erklärung des Reichskriegs bewirkte. Ludwig XIV., der auch Holland, England, Spanien gegen Frankreich rüsten sah und nicht hoffen durfte, sich so vielen Feinden gegenüber innerhalb der deutschen Gränzen behaupten zu können, beschloß, dieselben, so weit sein Arm reichte, in eine Wüste zu verwandeln — um den Gegenangriff zu erschweren. Auf sein Geheiß wurde die ganze Pfalz zu einer Brandstätte. Unter den Händen seiner Henkersknechte Montclar und Melac sanken die auf den Trümmern des dreißigjährigen Krieges wieder erstandenen

Städte und Dörfer abermals in Asche und wurde deren Bevölkerung unter Plünderung und ruchlosester Mißhandlung ins Elend getrieben. Die nämlichen Gräuel ergingen über die badischen, mainzischen, würtembergischen Gebiete der Nachbarschaft. Die alte Herrlichkeit der Reichsstädte Worms und Speyer, welche die wüthendsten Kriegsstürme überdauert, ging jetzt kraft politischer Maßregel zu Grunde, die der allerchristlichste König und sein Minister Louvois kalten Blutes von Versailles aus angeordnet. In Speyer wurde der Dom Konrad's II. weder durch sein ehrwürdiges Alter, noch durch die Pracht seines Baus vor der Zerstörung geschützt und selbst die Kaisergruft desselben verwüstet und geschändet. Das Schloß zu Heidelberg, eins der Wunderwerke der Zeit, nachdem es dem ersten Anprall der Franzosen glücklich widerstanden, wurde hinterdrein durch seinen muth- oder kopflosen Befehlshaber ohne Noth übergeben und durch Melac in die Luft gesprengt. — Die französischen Raubzüge und Brandschatzungen reichten in Schwaben und Franken bis nach Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Bamberg, Würzburg und längs des Rhein unterlagen denselben die sämmtlichen Gebiete des linken Ufers, einschließlich der erzbischöflichen Städte Mainz, Köln und Trier.

Ungeachtet des ausnahmsweise guten Willens der Mehrzahl der deutschen Fürsten ging die Aufstellung des Reichsheeres sehr langsam von Statten und blieb die Stärke desselben hinter dem Erforderniß weit zurück; Oesterreich, dessen Kräfte in dem fortdauernden Türkenkriege mehr als hinlängliche Beschäftigung fanden, blieb mit seinem Zuzuge am meisten im Rückstande. Die endlich gesammelte Streitmacht, höchstens 60,000 Mann, war überdies in Folge des Mangels an innerem Zusammenhang, der Vielköpfigkeit des Befehls, gegenseitiger Eifersucht und Mißgunst dem einheitlich geschulten und geleiteten französischen Heere gegenüber von vorn herein im entschiedenen Nachtheil. Auch die fremden Bundesgenossen,

welche sich dem deutschen Kampfe gegen die ganz Europa beleidigende und bedrohende Anmaßung und Herrschgier Frankreichs anschlossen, England, Holland, Spanien, Savoyen betrieben den Krieg mit einer solchen Planlosigkeit und Lahmheit, daß die natürlichen Vortheile der festgegliederten französischen Nationalmacht durch die große Zahl der Gegner Frankreichs nicht aufgewogen wurden. Zwar gelang es dem 1693 an die Spitze des Reichsheeres gestellten Markgrafen Ludwig von Baden, dem Kriege in Süddeutschland eine günstige Wendung zu geben, die Franzosen über den Rhein zurückzuwerfen und vom Elsaß aus das Innere Frankreichs zu bedrohen; der Ungehorsam einiger der größern Contingente seines Heeres jedoch, namentlich der Sachsen, vereitelte die weiteren Plane des Reichsfeldherrn, der sich jetzt damit begnügen mußte, die rechtsrheinischen Lande vor neuen Einfällen der Mordbrenner Ludwig's XIV. zu schützen.

Der Krieg zog sich bei längerer Dauer immer mehr nach den spanischen Niederlanden, die freilich von Anfang an ein Hauptschauplatz desselben gewesen waren, zumal für die Engländer und die Holländer. Bei Fleurus, Neerwinden, Steenkerken u. s. w. wurden große Schlachten geschlagen, in denen der Sieg bald dem einen, bald dem andern Theile blieb. In Spanien selbst gewannen die Franzosen die Oberhand über Oesterreicher und Engländer, und konnten sie sich sogar der starken Hauptstadt von Catalonien, Barcelona, nach langer Vertheidigung durch den Landgrafen Georg von Darmstadt bemächtigen. Savoyen erlag der französischen Uebermacht so vollständig, daß der Herzog Viktor Amadeus aus allen seinen Besitzungen weichen mußte. Gleichwohl fand Ludwig XIV. seine Rechnung dabei, diesem schwächsten der Feinde Frankreichs einen überaus günstigen Frieden anzubieten, welcher unter Zurückgabe des ganzen Landes und sogar der seit langen Jahren von Savoyen an Frankreich abgetretenen Gränzfestung Pignerol 1696 zum Abschlusse kam.

Nach diesem ersten Abfalle von dem großen Bunde gegen Frankreich gerieth derselbe bald in volle Auflösung. Spanien, England, Holland fanden sich unter gegenseitigem Verzicht auf Gewinn mit Ludwig XIV. ab, und das nunmehr allein stehende Deutschland hatte viel zu wenig Ursache zum Selbstvertrauen, um den Krieg auf eigne Hand fortzusetzen. So wurde denn im November 1697 zu Ryßwik ein Friede geschlossen, welcher dem Reiche zwar die von den Franzosen auf dem rechten Rheinufer eroberten Plätze Freiburg, Breisach, Philippsburg, sowie den Raub der Reunionskammern zurückgab und den Herzog von Lothringen endlich in seine Lande, wiewohl unter drückenden Bedingungen, wieder einsetzte, dagegen aber die Einverleibung Straßburgs und der übrigen elsässischen Reichsstädte in Frankreich förmlich anerkannte. — Eine der Hauptursachen dieses kläglichen Ausganges des großen Unternehmens, der Türkenkrieg, wurde zwei Jahre später durch den Frieden zu Carlowitz beendigt, welcher dem Hause Habsburg, Dank insbesondere den Kriegsthaten des Prinzen Eugen und namentlich seinem großen schließlichen Siege bei Zenta, ganz Ungarn und Siebenbürgen wiedergab.

Mittelbar bewirkte der Türkenkrieg eine eigenmächtige Veränderung der deutschen Verfassung durch den Kaiser. Herzog Ernst August von Hannover, der sich durch kräftige Theilnahme an dem Kriege hervorgethan, erlangte zum Lohn dafür und gegen Uebernahme dauernder Verpflichtungen zu Gunsten Oesterreichs von Leopold die neunte Kurwürde, die jedoch erst 1710 vom Kurfürsten-Kollegium und Reichstage anerkannt wurde.

Nachdem Frankreich den Gipfelpunkt der Macht, zu welcher es durch fortschreitende Ergänzung und endlichen Abschluß

seiner staatlichen Einheit emporgestiegen, in den Jahren erreicht hatte, welche dem Frieden zu Nimwegen unmittelbar vorausgingen und folgten, behauptete es sich in ziemlich gleicher Höhe bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Frankreich stand ohne Frage an der Spitze der europäischen Staatenwelt; sein waren die stärksten Heere, die, mit wenigen Ausnahmen, bedeutendsten Feldherren der Zeit, die reichsten Finanzen, die fähigsten Staatsmänner, der kräftigste politische Wille, der sicherste politische Blick. Das politische und militärische Uebergewicht Frankreichs machte den Versailler Hof zugleich, für Deutschland insbesondere, zum Vorbilde des fürstlichen Lebens. Dort war die hohe Schule, in welcher sich die deutschen Prinzen jeden Ranges den richtigen Weltton und standesmäßige Sitten aneigneten, nach dortigem Zuschnitt regelten sich Ansprüche, Geschmack, Einrichtungen, Gewohnheiten der deutschen Fürstenhäuser. An den Höfen mußte die Landessprache der französischen weichen, die Ludwig XIV. an Stelle der lateinischen, in welcher noch der Westphälische Friede verhandelt war, auch der gesammten europäischen Diplomatie auferlegte. Die Selbstherrlichkeit des französischen Königs, seine pfauenhafte Gespreiztheit, sein Aberglaube an die eigene Majestät und insbesondere seine Schaustellung von verschwenderischem Prunk, galten jedem kleinen Markgrafen oder Reichsabt als unerläßliche Pflichten gegen die eigene fürstliche Person. An vielen der durchweg armen deutschen Höfe glaubte man vor allen Dingen mit der Pracht und dem Aufwande von Versailles wetteifern zu müssen, unbekümmert um den Schweiß und die Thränen, mit denen solche Aufblähung bezahlt wurde. Selbst eine prahlerische Mätressenwirthschaft galt als Erforderniß eines wohleingerichteten Hofhalts.

Allen andern voraus that es der sächsische Hof in ruchloser Erpressung und Verschwendung. Kurfürst August II. und sein Minister Flemming verdienten sich als Blutsauger des Volkes den obersten Platz am Pranger der Geschichte,

und ihre unmittelbaren Nachfolger, August III. und Graf Brühl blieben kaum hinter ihnen zurück. Nachdem August II. oder der Starke, ein Riese an Wuchs und Körperkraft, mit sittlichem Maßstabe gemessen aber der letzte der Fürsten seines Zeitalters, um sich den polnischen Thron zugänglich zu machen, Millionen zur Bestechung der polnischen Großen verwendet und den Protestantismus abgeschworen, wurde er 1697 zum Nachfolger Johann Sobieski's gewählt; sein polnisches Königthum jedoch, das er durch deutsches Geld erhalten mußte, wie er es mit deutschem Gelde gekauft, brachte nicht nur doppelte Lasten, sondern auch anderweitiges schweres Unglück über Sachsen.

Die gute Hälfte Deutschlands war jetzt durch Personal-Union mit fremden Staaten verbunden: die österreichischen Stammlande mit Ungarn, Sachsen mit Polen, Brandenburg mit Preußen, Vorpommern, Bremen und Verden mit Schweden, Holstein mit Dänemark, der burgundische Kreis oder Belgien — sachlich allerdings längst dem Reiche völlig fremd geworden — mit Spanien, und bald sollte überdies auch Hannover in eine ähnliche Verbindung mit England kommen. In der Mehrzahl dieser Fälle brachte die Entstehung der Personal-Union oder die sonstige Natur der Sache es mit sich, daß der auswärtige Staat der Schwerpunkt des Verbandes, das deutsche Land ein bloßes Anhängsel wurde, das dem fremden Vortheil dienen, sich für denselben ausnutzen lassen mußte. Hatte das deutsche Reich von jeher viel mehr in der Dichtung als in der Wahrheit bestanden, so war es jetzt auch zum Zerrbilde geworden, das den Spott der Welt herausforderte. Dem deutschen Volke selbst entschwand sogar der Begriff des Vaterlandes.

Eine natürliche Folge jenes unnatürlichen Verhältnisses war es, daß Deutschland in alle möglichen fremden Händel, auch wenn nicht die mindeste deutsche Sache dabei im Spiele war, hineingezogen wurde und gewöhnlich den schwersten Theil

der Unkosten derselben zu tragen hatte. Nachdem der spanische Zweig des Hauses Habsburg 1700 mit Karl II. im Mannsstamme ausgestorben war, stürzte die Frage der Thronfolge in Spanien Deutschland in einen langjährigen Krieg.

Diese Frage war allerdings insofern von allgemeiner europäischer Wichtigkeit, als alle unabhängigen Staaten ein Interesse dabei hatten, daß die ungeheure spanische Erbschaft, welche Neapel, Sicilien, Mailand, Belgien einbegriff — von den unermeßlichen überseeischen Kolonien gar nicht zu reden — daß diese Erbschaft nicht ungetheilt einer der beiden Großmächte zufalle, die sich in erster Reihe darum bewarben: Oesterreich und Frankreich. Oesterreich hatte ohne Frage das bessere Recht für sich, Frankreich dagegen ein erschlichenes Testament Karl's II., welches Philipp von Anjou, den zweiten Enkel Ludwig's XIV., zum Erben der ganzen spanischen Monarchie einsetzte, und kraft dessen derselbe in der That den Thron in Madrid bestieg.

In Wien jedoch war man keineswegs gesonnen, die scheinbar vollendete Thatsache gelten zu lassen. Die Scheu vor der wachsenden Uebermacht Frankreichs verschaffte dem Kaiser, der Spanien für seinen jüngern Sohn, Erzherzog Karl, beanspruchte, zunächst die Bundesgenossenschaft der beiden Seemächte, England und Holland, und bald darauf erlangte er auch den Beistand der wichtigsten Reichsfürsten, mit Ausnahme des Kurfürsten von Baiern und seines Bruders, des Erzbischofs von Köln, die im Namen vermeinter wittelsbachscher Familienanrechte auf die spanische Erbschaft gemeinschaftliche Sache mit Frankreich machten, das ihrem Hause Belgien als Antheil an der Beute zugesagt. Einige kleinere Reichsfürsten schlugen sich aus bloßer Geldgier auf die französische Seite, und namentlich der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel warb 12,000 Mann für Ludwig XIV., wurde aber durch den Kurfürsten von Hannover, welcher seinerseits der ferneren guten Dienste Leopold's zur Befestigung seiner neuen Würde bedurfte,

gezwungen, dieselben zum kaiserlichen Heere stoßen zu lassen.

Einen besonders lebhaften und kräftigen Beistand fand der Kaiser bei dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich III. Ohne an Geisteskraft, politischem Scharfblick und Herrscherwillen seinem Vater, dem großen Kurfürsten, ebenbürtig zu sein, hatte Friedrich III. manche Eigenschaften eines guten Regenten, gesundes Urtheil, redlichen Willen, Mäßigung, verbunden allerdings mit einer starken Vorliebe für fürstliches Gepränge, dem die Kräfte des Landes kaum genügten, und einer Eitelkeit, welche jeden ächten Stolz und Ehrgeiz ausschloß. Sein Selbstgefühl spiegelte sich gern in der Betrachtung der Machtmittel des Staatswesens, an dessen Spitze er stand, zur vollen Befriedigung aber fehlte ihm der seiner Machtstellung, wie er meinte, entsprechende äußere Rang. Der königliche Titel wurde frühzeitig das Ziel seiner brennenden Wünsche und da nach Zeit und Umständen die Zustimmung des Kaisers zur Annahme desselben unentbehrlich war, so suchte er dieselbe durch eifrige Bewerbung um die Dankbarkeit Leopold's zu verdienen. Er verzichtete, einem noch bei Lebzeiten seines Vaters getroffenen heimlichen Abkommen gemäß, sogleich nach seinem Regierungsantritt auf den Budweiser Kreis, welchen der Kaiser erst unlängst als Unterpfand der Wiederaussöhnung an den großen Kurfürsten abgetreten, er leistete wirksame Türkenhülfe in Ungarn: in Krieg und Frieden gingen Habsburg und Hohenzollern noch ein Mal Hand in Hand. Aber erst im Angesichte der Gefahren des spanischen Erbfolgekrieges verstand sich der Kaiser, unter dem Einflusse bestochener Minister und erkaufter Jesuiten, dazu, das sehnsüchtige Verlangen des Kurfürsten nach den königlichen Ehren gegen die Zusage der werthvollen brandenburgischen Bundesgenossenschaft zu erfüllen — nicht jedoch durch Verleihung des Königstitels, welchen der Kurfürst nur der eignen Macht verdanken wollte, sondern durch dessen

vorgängige Anerkennung. Am 18. Januar 1701 setzte Friedrich sich selbst und seiner Gemahlin in Königsberg die Krone auf, welche, da sie nicht füglich nach dem Reichslande Brandenburg benannt werden konnte — denn der Begriff des Reichs, streng genommen, ließ neben dem Kaiser und dessen gewähltem Nachfolger keinen König zu, und die böhmische Ausnahme entschuldigte sich nur durch das alte im Tschechenthum begründete Herkommen — ihren Namen von dem außerdeutschen Nebenlande des Kurfürstenthums erhielt und denselben auf das ganze hohenzollern'sche Staatswesen übertrug. — Der Papst protestirte heftig gegen das neue ketzerische Königthum, dessen Inhaber er nach wie vor nur als „Markgrafen" gelten ließ, und Prinz Eugen erklärte mit richtigem Blick in die Zukunft: die Minister, welche dem Kaiser zur Einwilligung in die Rangerhöhung des Kurfürsten von Brandenburg gerathen, verdienten gehängt zu werden.

In Italien Mitte 1701 nicht unglücklich für Oesterreich begonnen, sprang der Erbfolgekrieg bald auf deutschen Boden herüber. Der Erzbischof von Köln rief die Franzosen in sein Land und verwüstete an deren Spitze die benachbarten Gebiete, Maximilian II. Emanuel von Baiern nahm Ulm durch Ueberfall und bedrohte das am Oberrhein unter dem Markgrafen Ludwig von Baden gegen Frankreich aufgestellte kaiserliche Heer im Rücken. Erst im Herbste 1702 jedoch erfolgte in Regensburg die förmliche Erklärung des Reichskriegs, welcher die Rüstungen schwerfällig und kümmerlich nachfolgten. In Belgien nicht nur, wo den Franzosen eine Reihe von Festungen durch baierischen Verrath in die Hände gefallen, sondern auch am Unterrhein war es ein englisch-holländisches Heer unter Marlborough, welches den Fortschritten derselben Halt gebot und dem Unwesen des Erzbischofs von Köln ein Ende machte, indem es ihn mit seinen französischen Truppen über die Gränze jagte. Dagegen gelang es französischen Umtrieben, die Ungarn, denen es allerdings an gerechten Beschwerden gegen

Oesterreich, insbesondere wegen erneuten Religionsdrucks, nicht fehlte, unter dem Fürsten Ragoczy wieder in Aufstand zu bringen und dadurch die kaiserlichen Streitkräfte der Art zu theilen, daß die Franzosen in Italien die Oberhand gewannen.

Im Frühjahr 1703 brach ein französisches Heer unter Marschall Villars durch den Schwarzwald in Schwaben ein und vereinigte sich bei Tuttlingen mit dem Kurfürsten von Baiern. Streitigkeiten zwischen den beiden Befehlshabern veranlaßten indessen den Kurfürsten, sich bald wieder von Villars zu trennen und über den Brenner in Tyrol einzurücken, um dem von Italien aus bis Trient vorgedrungenen, durch die Festungswerke dieser Stadt aber aufgehaltenen französischen Marschall Vendome die Hand zu reichen. Ein allgemeiner Aufstand des Tyroler Landvolks jedoch kam der Ausführung dieses Planes zuvor, verursachte den Franzosen schwere Verluste und zwang den Kurfürsten zu einem Rückzuge, auf welchem er mehr als zwei Drittel seines Heeres einbüßte.

In Baiern und Schwaben machte sich Marschall Villars zum Meister des Feldes durch einen im September bei Höchstädt in der Nähe von Donauwörth gewonnenen Sieg über den unfähigen kaiserlichen General Limburg-Styrum, wurde indessen bald darauf wegen seiner Unverträglichkeit mit dem Kurfürsten Maximilian II. abberufen und durch Tallard ersetzt, der zugleich ein neues französisches Heer mitbrachte. In Verbindung mit den baierischen Truppen bildeten die Franzosen jetzt im Herzen von Deutschland eine Streitmacht von 60,000 Mann, welcher das Reichsheer unter Markgraf Ludwig von Baden bei Weitem nicht gewachsen war. Von zwei entgegengesetzten Seiten indessen kam dem Reichsfeldherrn Beistand. Aus Ungarn eilte Prinz Eugen herbei, nachdem er die Kraft des Aufstandes Ragoczy's gebrochen, aus den Niederlanden, wo die Franzosen unter dem Befehl des Generals Villeroi aufgehört hatten, gefährlich zu sein, der Herzog von Marlborough.

Nach einem glücklichen Treffen am Schellenberge erfolgte am 13. August 1704 bei Höchstädt — oder Blenheim — die Hauptschlacht, in welcher das baierisch-französische Heer zertrümmert wurde. Kaum 20,000 Franzosen gelangten an den Rhein zurück, der Kurfürst von Baiern mußte landflüchtig werden und wurde, gleich seinem Bruder, dem Erzbischof von Köln, geächtet und seines Landes verlustig erklärt. Den Grafen Marlborough, welchem gemeinschaftlich mit dem Prinzen Eugen der Ruhm des Sieges gebührte, an welchem Markgraf Ludwig, mit der Belagerung von Ingolstadt beschäftigt, nicht theilgenommen, erhob der Kaiser in den Reichsfürstenstand. Das Kurfürstenthum Baiern wurde theils zu den habsburgischen Erblanden geschlagen, theils unter einstweilige kaiserliche Verwaltung gestellt, ein Aufstand des oberbaierischen Landvolks gegen die österreichische Herrschaft unter großem Blutvergießen gebändigt. Frankreich selbst dagegen blieb von den unmittelbaren Wirkungen des Tages bei Höchstädt insofern verschont, als der Vorschlag Marlborough's, den Sieg in das Innere des feindlichen Landes zu verfolgen, bei den verbündeten Mächten nicht durchdrang.

Im Jahre 1705 räumte Kaiser Leopold den Thron seinem Sohne Joseph, der, sehr verschieden von dem Vater, durch Frische des Geistes, kühnen Sinn, Vorurtheilslosigkeit, richtiges Verständniß der Staatsaufgaben und Thätigkeitstrieb eine Neubelebung der hinfälligen österreichischen Politik in Aussicht stellte. Joseph berief den bisher trotz, oder vielleicht wegen seiner großen Fähigkeiten und Leistungen von Wien aus unter strengster Obhut gehaltenen Prinzen Eugen an die Spitze der Verwaltung der Staatsgeschäfte, brachte den Ungarn die Abstellung der gröbsten Mißbräuche des österreichischen Regiments entgegen und ließ sich angelegen sein, der Kriegführung einen Nachdruck zu geben, der ihr bisher gefehlt. Prinz Eugen selbst übernahm wieder den Oberbefehl in Italien, griff am 7. September 1706 das 40,000 Mann starke französische

Heer an, welches unter dem Marschall Marsin und dem Herzoge von Orleans Turin belagerte und sprengte dasselbe unter großen Verlusten auseinander. Der Preis dieses Tages wurde den preußischen Regimentern zuerkannt, welche schon an dem Siege bei Höchstädt einen wesentlichen Antheil gehabt und die bei Turin unter dem Fürsten Leopold von Dessau den Ausschlag gaben. Die Franzosen, nachdem sie im vorigen Jahre Deutschland geräumt, mußten nunmehr auch Italien einschließlich Neapels aufgeben, wo die Oesterreicher unter dem Jubel des neuerungssüchtigen Volkes einzogen.

In Spanien nahm der Krieg gleichfalls eine für Frankreich ungünstige Wendung. Eine englische Flotte setzte den mit englischem Gelde ausgestatteten Erzherzog Karl im Herbst 1705 in Catalonien ans Land, der in Barcelona als König aufgenommen wurde und von dort aus nicht nur den Angriffen Philipp's V. und eines französischen Heeres Trotz bot, sondern auch die benachbarten Landschaften Aragonien und Valencia unter seine Botmäßigkeit brachte. Noch schlimmer erging es den Franzosen in den Niederlanden, wo Villeroi durch Marlborough 1706 eine schwere Niederlage bei Ramillies erlitt, welche das ganze französische Heer, bei 60,000 Mann, in Auflösung brachte.

Die Ereignisse des Jahrs 1707 dagegen setzten die Franzosen wieder in Vortheil, zuerst in Spanien, dann auch in Deutschland, wo nach dem Tode Ludwig's von Baden die Führung des Reichsheeres auf den Markgrafen Ernst von Anspach überging, dessen Unfähigkeit dem Marschall Villars das rechte Ufer des Oberrhein von Neuem preisgab. In den Niederlanden gelang es dem Nachfolger Villeroi's, Marschall Vendome, wenigstens ein gewisses Gleichgewicht der Waffen wiederherzustellen. Erst zwei Jahre später gewannen Eugen und Marlborough bei Malplaquet einen neuen gemeinschaftlichen und äußerst blutigen Sieg über die Franzosen unter Villars, der jedoch ohne entsprechende Wirkungen für die weitere Kriegführung blieb.

Bei allen natürlichen Vortheilen, welche Frankreich vermöge der Einheit seines Staatswillens vor der vielköpfigen Bundesgenossenschaft seiner Feinde voraus hatte, war sein Kampf gegen die große Bundesgenossenschaft seiner Feinde zu ungleich, um auf die Dauer bestanden werden zu können. Spanien selbst, um dessen Zukunft es sich handelte, spielte bei diesem Kampfe eine sehr untergeordnete Rolle. Getheilt zwischen Philipp V. und Karl III. machte das spanische Volk gleichwohl weder für den Einen noch für den Andern eine ernstliche Anstrengung; Frankreich auf jener und die Seemächte auf dieser Seite bestritten die Kosten der Entscheidung. Daß Deutschland seinerseits sich für den Streit um die spanische Erbfolge wenig erwärmte und keineswegs geneigt zeigte, unmittelbar in denselben einzugreifen, mochte man als Zeichen gesunden Sinnes, oder auch als Beweis des gänzlichen Mangels an Staatsbewußtsein auffassen; wenn Deutschland aber selbst für die Vertheidigung, beziehungsweise Wiederherstellung seiner eigenen Gränzen nur einen lahmen Willen und eine karge Hand hatte, so wiederholte sich darin eine oft dagewesene und unzweideutige Offenbarung des hoffnungslosesten Verfassungszustandes. Wie in Spanien, so auch in Deutschland wurde der Krieg großen Theils mit englischen und holländischen Kräften geführt, insbesondere mit dem Gelde der beiden Seemächte, von denen sich die deutschen Fürsten die Vertheidigung des eignen Landes schwer bezahlen ließen, oft, ohne die vertragsmäßigen Gegenleistungen auch nur annäherungsweise zu erfüllen, so daß holländische Staatsschriften ihnen ins Gesicht sagen durften, das Geld sei ihnen mehr werth als die Ehre.

Der Reichthum Englands und Hollands, obgleich die an denselben gestellten Anforderungen hinter den Aufgaben des französischen Staatsschatzes schwerlich zurückblieben, erwies sich, Dank seinen lebendigen und täglich sich erneuernden Quellen, nachhaltiger als die von dem vorhandenen National-

kapital zehrenden Finanzen Ludwig's XIV. Die reißend zunehmende Verarmung Frankreichs, die schließliche Unmöglichkeit, dem ausgemergelten Volke weitere Steuern abzupressen, Hungersnoth endlich nöthigten den König, Frieden zu suchen. Die ersten im Haag 1709 geführten Friedensverhandlungen indessen blieben erfolglos, da Ludwig XIV. sich weigerte, die an ihn gestellten Forderungen — Verzicht auf die ganze spanische Erbschaft, Herausgabe von Straßburg ꝛc. — zu genehmigen. Im folgenden Jahre jedoch, auf einem Kongresse zu Gertruydenburg, erklärte sich der König zu allen im Haag von ihm verlangten Zugeständnissen und überdies zur Wiederabtretung des ganzen Elsaß bereit; als jetzt aber die neue Forderung an ihn gerichtet wurde, seinen Enkel Philipp mit den eignen Truppen aus Spanien zu vertreiben und als man seinen Gegenvorschlag, zu diesem Zwecke Geldzahlungen zu leisten, als ungenügend zurückwies, da entschloß sich Ludwig XIV. zur Fortsetzung des Kampfes auf jede Gefahr, und Frankreich, so weit es in den Angelegenheiten des Staats eine Stimme hatte, gab ihm Recht.

Während die Kriegsereignisse den Franzosen nach wie vor ungünstig blieben, trat in England ein politischer Umschwung ein, welcher ihre Lage erleichterte. Eine Hofkabale brachte 1710 statt der Whigs die Tories an's Ruder, die im Gegensatze zu ihren Vorgängern in friedliche Bahnen einlenkten. Durch heimliche Verhandlungen zwischen dem britischen Ministerium und dem Versailler Cabinet war bereits eine Abfindung zwischen England und Frankreich vorbereitet, als im April 1711 der Tod des Kaisers Joseph dessen Bruder Karl, den bisherigen Mitbewerber Philipp's V. um die spanische Krone, zur Herrschaft über die österreichischen Lande und auf den kaiserlichen Thron berief. Indem Karl VI. diese Erbschaft antrat, verzichtete er, wenn nicht mit Worten, so doch durch die That auf Spanien, das in der Vereinigung mit dem deutsch-habsburgischen Reiche dem sogenannten europäischen

Gleichgewicht viel gefährlicher zu werden drohete, als im Besitz eines Nebenzweiges des Hauses Bourbon. Der Krieg ermattete, weil er jetzt seinen ursprünglichen Zweck verloren, in Folge der geheimen Einverständnisse zwischen England und Frankreich und unter dem gegenseitigen Mißtrauen, das sich als eine Wirkung des falschen Spiels der englischen Politik unter den Bundesgenossen einschlich. Nachdem das Londoner Ministerium schon 1711 hinter dem Rücken der übrigen Verbündeten und des eigenen Landes in einer Art von Verschwörung mit einem französischen Bevollmächtigten die Vorbedingungen abgekartet, denen Holland hinterdrein, gern oder ungern, seine Zustimmung gab, wurden die Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und den beiden Seemächten im Januar 1712 zu Utrecht eröffnet und im folgenden Jahre zum Abschluß gebracht. Nach dem Friedensvertrage von 1713 behielt Philipp V. Spanien und dessen Kolonien, wogegen Oesterreich Belgien, die italienischen Besitzungen der spanischen Krone, Mailand, Sardinien, Neapel, jedoch ohne Sicilien, erhalten sollte, das dem Herzoge von Savoyen zugesprochen, von diesem aber nach einigen Jahren gegen Sardinien ausgetauscht wurde, von welchem er den königlichen Titel annahm. England bereicherte sich auf Kosten Spaniens durch Gibraltar, Menorca und vortheilhafte Handelsverträge. Catalonien, immer noch im Aufstande gegen Philipp V., wurde demselben preisgegeben und hatte dessen Rache schwer zu empfinden. Holland erlangte das Recht, zu seinem Schutze in einer Reihe belgischer Gränzfestungen gegen Frankreich — den sogenannten Barriereplätzen — holländische Besatzungen zu halten, die von Belgien unterhalten werden sollten. Für den Kurfürsten von Baiern und den Kurfürsten von Köln wurde durch ihren Schutzherrn, Ludwig XIV., die Wiedereinsetzung in ihre Würden und Länder ausbedungen, wogegen auch der Herzog von Lothringen sein von den Franzosen in Besitz genommenes Land zurück erhielt, und für das Wechselverhältniß zwischen Deutschland und Frankreich im All-

gemeinen liefen die getroffenen Verabredungen auf Beibehaltung des bisherigen Zustandes hinaus.

Kaiser und Reich indessen, die an diesem Vertrage nicht den mindesten Antheil gehabt und ebenso der in gleichem Falle befindliche Philipp V. verweigerten demselben ihre Anerkennung. Zwischen Deutschland und Frankreich hatte der Krieg demnach seinen Fortgang, ohne jedoch, obgleich Prinz Eugen selbst an die Spitze des Reichsheeres trat, zu entscheidenderen Ergebnissen zu führen, als bisher. Ueber die geringfügigsten Geldleistungen und Aufgebote verhandelte man am Reichstage viele Monate lang, und die nach unendlichem Zeitverluste etwa zu Stande gebrachten Beschlüsse kamen niemals zu raschem, vollständigen und befriedigenden Vollzug. Mit einer Reichsarmee in der armseligsten Verfassung konnte Prinz Eugen nicht einmal die deutschen Gränzfestungen am Oberrhein gegen die Franzosen behaupten, namentlich Freiburg, Breisach, Kehl fielen wieder in deren Hände, und der Reichsfeldherr selbst, so sehr er überzeugt war, daß Deutschland, wenn es seine Kraft ernstlich gebrauchen wolle, Frankreich immer noch überlegen sei, mußte endlich zur Annahme der Utrechter Friedensbedingungen rathen. In Rastatt ging 1714 zwischen dem Kaiser und Frankreich der Abschluß des Friedensvertrages vor sich, dem sich durch eine besondere Uebereinkunft in Baden das Reich anschloß. Kraft des Rastatter Vertrags hatte es im Wesentlichen bei den Utrechter Abmachungen der fremden Mächte sein Bewenden und räumte Frankreich die festen Plätze auf dem rechten Rheinufer, während Deutschland seinerseits das eroberte Landau zurückgab: am Schlusse des dreizehnjährigen Krieges, der ihm die günstigste Gelegenheit geboten, an Frankreich Genugthuung zu nehmen, kehrte Deutschland der Form und der Sache nach in die untergeordnete Stellung neben dem übermüthigen Nachbar zurück, und mehr als je war es durch seine selbstverschuldete Hülflosigkeit der Spott der Welt. — Spanien verstand sich erst einige Jahre später

und nachdem es die Feindseligkeiten in Italien nochmals erneuert, zur Anerkennung der ihm auferlegten Verzichte. Der Antheil an der deutschen Politik, den es seit der Zeit Karl's V. zu Deutschlands Unglück behauptet, war durch den Verlust Belgiens für immer vernichtet.

Während der Kampf um die spanische Krone den Süden Deutschlands heimsuchte, wurde ein anderer Krieg, dessen Ursprung und Zwecke dem Reiche eben so fremd waren, theilweise auf norddeutschem Boden ausgefochten. Rußland, Polen*) und Dänemark schlossen einen Bund zum Sturze der den europäischen Norden beherrschenden schwedischen Macht, die 1697 in die Hände eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Königs, Karl's XII., übergegangen war, und in diesen Streit auswärtiger Mächte wurde Deutschland hineingezogen, weil Schweden deutsche Besitzungen hatte und weil der Kurfürst von Sachsen zugleich König von Polen war.

Dänemark begann die Feindseligkeiten 1700 durch einen Einfall in das Land des Herzogs von Holstein-Gottorp, Schwager und Schützling des Königs von Schweden, wurde jedoch durch einen Angriff Karl's XII. auf Kopenhagen noch in dem nämlichen Jahre zum Frieden zu Travendahl gezwungen. Einige Monate später gewann Karl XII. bei Narwa einen großen Sieg über den Zaar Peter und warf sich dann auf

*) Das heißt, der König von Polen in seiner Eigenschaft des Kurfürsten von Sachsen und wider den unzweifelhaften Wunsch und Willen der polnischen Großen. Die von August dem Starken beabsichtigten Eroberungen in den schwedischen Ostseeländern konnten aber augenscheinlich, obgleich sie mit sächsischem Gelde und sächsischen Truppen gemacht werden mußten, nur Polen zu gut kommen und ein polnisches Staatsinteresse war es also, von dem die sächsische Betheiligung am Kriege ausging.

Polen, wo ihm nicht sowohl der Widerstand des Königs August, als die weite Ausdehnung des Landes mehrere Jahre lang Beschäftigung gab. Nachdem auf seinen Betrieb die Absetzung August's vom polnischen Reichstage ausgesprochen und an seiner Statt Stanislaus Leszynski zum Könige gewählt worden, wandte sich Karl XII. nach Sachsen, wo August der Starke leichter zu erreichen und empfindlicher zu treffen war, als in Polen. Gegen Ende des Sommers 1706 rückten die Schweden, einige zwanzig tausend Mann stark, durch das österreichische Schlesien ungehindert in Sachsen ein, und binnen weniger Tage war das wehrlose Land — denn die ganze sächsische Kriegsmacht stand in Polen — in ihrer Gewalt. Am 24. September schrieb Karl XII. in Altranstädt bei Leipzig die Friedensbedingungen vor, dahin, daß August der polnischen Krone zu entsagen, dem schwedischen Heere in Sachsen Winterquartiere mit hohem Sold zu leisten, den russischen Gesandten Patkul, einen Livländer, als Hochverräther, der schwedischen Rache auszuliefern habe*) u. s. w. August fügte sich den schimpflichsten Zumuthungen ohne Widerrede, wenn auch nicht ohne stillschweigenden Vorbehalt.

Erst im September des folgenden Jahres verließ Karl XII. das inzwischen gründlich ausgesogene Sachsen, um sich mit seinem durch Anwerbung deutscher Truppen auf 40,000 Mann gebrachten Heere in das Innere Rußlands zu werfen, wo 1709 die Niederlage bei Pultawa seinen Kriegsabentheuern bis auf Weiteres ein Ende machte und ihn zwang, auf türkischem Gebiete Zuflucht zu suchen. Livland, Esthland, Ingermanland, zu deren Vertheidigung Schweden nur sehr unzulängliche Streitkräfte hatte aufbieten können, waren unterdessen von dem Zaar Peter erobert und seinem Reiche einverleibt und dessen neue Hauptstadt auf bisher schwedischem Boden an der Newa gegründet. Nach dem russischen Siege bei Pultawa traten auch Dänemark und Sachsen wieder auf die Seite der Feinde Schwedens und widerrief August der Starke seinen Verzicht auf den polnischen Thron. Die deutschen Besitzungen der schwedischen Krone wurden der Hauptschauplatz des erneuten Krieges, nachdem Karl XII. die für dieselben angebotene Neutralität zurückgewiesen. Die Dänen besetzten abermals die Herzogthümer Bremen und Verden, ohne jedoch dieselben behaupten zu können, während Sachsen und Russen — die jetzt zum ersten Male den deutschen Boden betraten — in Pommern einfielen und die Schweden ihrerseits für die in ihren Landen angerichteten Verwüstungen im dänischen Holstein Vergeltung übten, namentlich durch Einäscherung von Altona. Das herzogliche Schleswig-Holstein des Hauses Gottorp dagegen wurde als ein den Schweden befreundetes Land von Russen, Sachsen, Dänen überschwemmt, denen Gut und Blut der Einwohnerschaft als freie Beute galt. Selbst Hamburg und Lübeck mußten die Brandschatzungen eines Mentschikoff über sich ergehen lassen, der diesen beiden freien Städten des Reichs Hunderttausende abpreßte.

Inzwischen wurden auch Bremen und Verden von den Dänen wieder genommen und die deutschen Besitzungen Schwedens waren bis auf einige feste Plätze an der Ostseeküste verloren gegangen, als Karl XII., nachdem er fünf Jahre in der Türkei zugebracht, im November 1714 unerwartet in dem von seinen Truppen noch behaupteten Stralsund erschien. Seine Anwesenheit gab dem zum Tode ermatteten Schweden einige neue Spannkraft, aber auch zwei neue Feinde, Preußen und Hannover, die mit ihren heimlich längst

*) Wenn August unter der Hand den Befehl gab, Patkul vor Vollziehung des Friedensvertrags entweichen zu lassen und wenn diese Maßregel nur durch die Habsucht des Kommandanten des Königstein vereitelt wurde, der noch Zeit genug zu haben glaubte, ein Lösegeld von dem Gefangenen zu erpressen, so blieb das förmliche Zugeständniß der Auslieferung darum nicht weniger ehrlos. Die dahin gerichtete Forderung Karl's XII. gehörte zu denjenigen, welche auch der roheste Sieger nur so lange aufrecht erhält, als er damit durchdringen zu können meint.

verfolgten Plänen der Gebietsvergrößerung auf schwedische Kosten jetzt offen hervortraten. Im folgenden Jahre nahmen die Preußen in Verbindung mit Hannoveranern und Dänen die Insel Rügen, Stralsund, das Karl XII. wenige Tage zuvor verlassen, und Wismar, den letzten Stützpunkt der Schweden auf deutschem Boden. — Dagegen nisteten sich gerade jetzt die Russen in Mecklenburg ein, herbeigerufen durch den tyrannischen Herzog Karl Leopold im Streite mit seinen Ständen, und Zaar Peter machte Miene, dort ein für alle Mal festen Fuß zu fassen, wie er denn auch, um Sitz und Stimme im deutschen Reiche zu erlangen, sich erbot, das eroberte Livland vom Kaiser zu Lehen zu nehmen. Im Widerstande gegen solche Entwürfe indessen war alle Welt in Deutschland ausnahmsweise einig und so mußten denn auch die russischen Truppen vor der dem Kurfürsten von Hannover übertragenen Reichsexekution das Jahre lang mißhandelte Mecklenburg endlich räumen und mit ihnen der Anstifter des Unheils, der Herzog Karl Leopold, welcher, ein in jenen Tagen sehr seltenes Beispiel der Gerechtigkeit, seine Freveltaten mit Absetzung und lebenslänglicher Verbannung zu büßen hatte.

Nachdem Schweden aus Deutschland, den Ostseeprovinzen und Polen hatte weichen müssen, dauerte der Krieg nur noch auf der skandinavischen Halbinsel fort, als Karl XII. bei der Belagerung der norwegischen Festung Friedrichshall 1718, wahrscheinlich durch Meuchelmord, seinen Tod fand. Die Thronfolgerin, Ulrike Eleonore, seine Schwester, und der schwedische Adel, welcher jetzt die von den letzten Königen schwer mißbrauchte politische Macht an sich riß, suchten in richtiger Würdigung der Lage des Landes den Frieden um jeden Preis. Zuerst kam derselbe 1719 mit Hannover zum Abschluß, das gegen Zahlung von einer Million Thaler die Herzogthümer Bremen und Verden erhielt, welche Dänemark vergebens gehofft, für sich zu erwerben. Im folgenden Jahre wurde unter englischer und französischer Vermittlung mit Preußen abgeschlossen, das Stettin mit den Inseln Usedom und Wollin und dem Lande zwischen der Oder und der Peene erhielt und dagegen drei Millionen Thaler zahlte, während Rügen und das eigentliche Vorpommern westlich von der Peene, sowie Wismar an Schweden zurückfiel. Der Streit mit Sachsen-Polen erledigte sich durch das Preisgeben des Gegenkönigs Stanislaus Leszynski von Seiten Schwedens. Dänemark wurde für seinen Antheil am Kriege und die während desselben gemachten Eroberungen durch das herzogliche Schleswig entschädigt, das man dem Hause Gottorp, welches dort seit 1658 im unbestrittenen Besitze der vollen Landesherrlichkeit gewesen, ohne den Schein eines Rechtsgrundes absprach. Am schwierigsten war der Friede mit Rußland, der erst 1721 zu Nystädt zu Stande kam. Schweden mußte auf Livland, Esthland, Ingermanland verzichten, erhielt dagegen das von den Russen zum Theil gleichfalls besetzte Finnland zurück und das Versprechen einer Geldentschädigung von zwei Millionen Thalern.

Die Großmachtsrolle Schwedens war ausgespielt und an seine Stelle Rußland aus dem asiatischen Dunkel in den Vordergrund des europäischen Nordens getreten.

XII.

Kaiser Karl VI. und König Friedrich Wilhelm I.

In den deutschen Staatszuständen waren fast gleichzeitig mit dem Frieden zu Utrecht und Rastatt zwei wichtige Veränderungen vor sich gegangen, die nicht ohne Einfluß auf den Ausgang des letzten Krieges geblieben. Am 25. Februar 1713 folgte dem ersten Könige von Preußen sein Sohn Friedrich Wilhelm, im folgenden Jahre wurde Kurfürst Georg von Hannover auf den britischen Thron berufen, und jener Regierungswechsel und diese Personalunion verschafften den heimlichen oder offenen Ansprüchen Preußens auf Pommern, und Hannovers auf Bremen und Verden den zum Erfolg erforderlichen Nachdruck. Thatkräftiger als sein Vater, der sich dem Nordischen Kriege fern gehalten, ohne wiederholte Verletzungen seiner Neutralität durch Russen, Polen, Sachsen verhindern zu können, wollte Friedrich Wilhelm vielmehr Hammer als Ambos sein und durch herzhaftes Eingreifen in die Ereignisse gelangte er zu dem Gewinn an Land und Leuten, welchen ihm der Friedensschluß verschaffte. Dem Kurfürsten von Hannover andererseits gewährte seine britische Krone die Hülfsmittel zu dem nämlichen Zweck, den er mit eignen Kräften kaum erreicht haben würde.

Oesterreich war unterdessen wieder in einem Türkenkriege begriffen, der vom Prinzen Eugen sehr glücklich geführt und nach einem großen Siege bei Peterwardein durch den Frieden

zu Passarowitz, 1718, beendigt wurde, welcher den kaiserlichen Landen einen großen Theil von Bosnien und Serbien mit Belgrad einverleibte. Je weiter sich aber das österreichische Staatswesen ausdehnte, desto lebhafter wurde in Wien die Sorge um dessen Zukunft. Der männliche Stamm des Hauses Habsburg stand nur noch auf den beiden Augen des Kaisers selbst, nach dessen Tode der österreichischen Monarchie ein ähnliches Schicksal drohete, wie dasjenige, von welchem unlängst Spanien betroffen worden: eine blutige Zerstückelung.

Diese Gefahr durch Feststellung des Erbfolgerechts der weiblichen Nachkommenschaft seines Hauses abzuwenden, war für Kaiser Karl VI. die große Aufgabe des Lebens. Eine zu diesem Zwecke schon 1713 von ihm erlassene Thronfolgeordnung, die pragmatische Sanktion genannt, wurde von den einzelnen Kronländern der Monarchie ohne Schwierigkeit anerkannt, bedurfte aber, um einige Sicherheit zu gewähren, auch der Genehmigung der Reichsfürsten und der auswärtigen Mächte, welche aus diesem oder jenem Grunde oder Vorwande Ansprüche an einzelne Stücke der Erbschaft Karl's VI. erheben oder anderweitige Ursachen haben konnten, die weibliche Thronfolge in Oesterreich anzufechten, und diese völkerrechtliche Bürgschaft war in manchen wichtigen Fällen schwer zu erlangen. So wurde die pragmatische Sanktion der Mittelpunkt eines Netzes von Hofumtrieben und Staatsverhandlungen, die während zweier Jahrzehnte einen großen Theil der politischen Geschichte der nahe oder fern betheiligten Mächte ausfüllten. Von Preußen, dessen jetziger König bis dahin auf ziemlich gespanntem Fuße mit dem Kaiser gestanden, erkaufte derselbe die Gewährleistung seines Thronfolgegesetzes durch Anerkennung der alten hohenzollern'schen Anrechte auf Jülich und Berg, dessen Fürstenhaus am Erlöschen war, von England durch Auflösung einer asiatischen Handelsgesellschaft in Ostende, die den Engländern und Holländern längst ein Dorn im Auge gewesen, von Spanien durch Abtretung von Parma und Pia-

cenza an einen seiner Infanten, von Polen-Sachsen durch nachdrückliche Unterstützung der Bewerbung Kurfürst August's III. um die Nachfolge auf dem polnischen Throne seines 1733 gestorbenen Vaters, dessen Besitz ihm von Stanislaus Leszynski unter französischem Beistande streitig gemacht wurde.

Die Frage der Thronfolge in Polen vereinigte Oesterreich mit Rußland, das in Leszynski den alten Widersacher anfeindete, zu einem engen Bündnisse, welchem auch Preußen, gelockt durch die ihm eröffnete Aussicht auf die Erwerbung von Kurland*), beitrat. Diese Art Vorspiel des Dreibundes, der im folgenden Jahrhundert unter dem Namen der heiligen Allianz eine große Rolle spielte, war indessen von kurzer Dauer, denn als Rußland seinen wegen Kurlands gemachten Vorschlag stillschweigend wieder fallen ließ und Oesterreich bezüglich der Herzogthümer Jülich und Berg einlenkte, wenigstens deren vorläufige Besetzung nicht bewilligte, zog sich Friedrich Wilhelm grollend zurück.

Im September 1733 wurde Stanislaus Leszynski vom polnischen Reichstage fast einstimmig und im folgenden Monat Kurfürst August III. von einer kleinen Gegenparthei im Einverständnisse mit Rußland und Oesterreich zum Könige von Polen ausgerufen. Ein russisches Heer stand bereit, dieser zweiten Wahl Nachdruck zu geben, Stanislaus wich nach schwachem Widerstande und August nahm von dem polnischen Throne Besitz. Inzwischen aber hatte der König Ludwig XV. von Frankreich mit Spanien und Sardinien ein Bündniß zur Aufrechterhaltung der Rechte Stanislaus Leszynski's, seines Schwiegervaters, abgeschlossen, welches sofort in kriegerische Wirksamkeit trat. Freilich nicht in Polen, sondern in Italien

*) Nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem Hause Kettler blieb dessen Gemahlin Anna, Nichte Peter's des Großen, im Besitze des Landes, das sie jetzt als Kaiserin dem Könige von Preußen anbot, demnächst aber auf ihren Günstling Büren übertrug, der den Namen Herzog Biron annahm.

und Deutschland. Spanien brachte eine ansehnliche Kriegsmacht auf, durch welche die Oesterreicher binnen Kurzem aus Neapel und Sicilien vertrieben wurden, Franzosen und Sardinier rückten in die oberitalienischen Besitzungen des Hauses Habsburg ein und ein anderes französisches Heer überfiel die deutschen Rheinlande, die, wie das Reich überhaupt, den Anlässen und ausgesprochenen Zwecken des Krieges völlig fremd waren.

Das mühselig zusammengebrachte Reichsheer unter dem jetzt altersschwachen Prinzen Eugen, wie immer in der elendesten Verfassung, kam zu spät, um die deutschen Gränzen zu schützen, und obgleich König Friedrich Wilhelm, nachdem er seine ganze Streitmacht gegen entsprechende Zugeständnisse in Bezug auf Jülich und Berg vergebens angeboten, in der Stunde der Noth seiner reichsfürstlichen Pflicht durch Gestellung von 10,000 Mann der besten Truppen Genüge leistete, blieben die Franzosen Meister des im ersten Anlaufe genommenen Lothringen und setzten sie sich auch auf dem rechten Rheinufer an mehreren Punkten fest. Die Kurfürsten von Baiern, der Pfalz, Mainz und Köln standen, wie gewöhnlich, in offenem oder heimlichem Einverständnisse mit den Franzosen, ohne denselben jedoch wirksamen Beistand in dem Kriege leisten zu können, der überhaupt auf beiden Seiten mit ähnlicher Schlaffheit und ohne entscheidende Ereignisse geführt wurde. Im Sommer 1735 erschienen 10,000 Mann Russen am Rhein, als Bundesgenossen des von der Hälfte seiner Kurfürsten im Stiche gelassenen und verrathenen Reichs; bevor jedoch der Werth dieser Hülfsmannschaft im Felde erprobt werden konnte, einigte man sich zwischen Oesterreich und Frankreich über die wesentlichen Bedingungen des Friedens, welcher gegen Ende des Jahrs wenn nicht zum förmlichen, so doch zum thatsächlichen Abschlusse kam.

Kraft dieses von Wien benannten Friedensvertrags trat der Kaiser Neapel und Sicilien an den spanischen Infanten

Don Carlos ab, welcher dagegen auf Parma und Piacenza verzichtete, die, ebenso wie Toskana nach dem nahe bevorstehenden Aussterben der Medicäer, dem Herzoge Franz von Lothringen, künftigen Gemahle der ältesten Tochter und Erbin Karl's VI., Maria Theresia, zugewiesen wurden, als Ersatz für sein deutsches Erbland, welches zunächst dem Polenkönige Stanislaus Lesczynski als Abfindung wegen seiner zweimaligen Entthronung dienen und nach dessen Tode an Frankreich fallen sollte, während Sardinien sich zu seiner großen Unzufriedenheit mit einigem Zuwachs in der Lombardei — Tortona und Novara — begnügen mußte. Zur Schadloshaltung Oesterreichs für alle diese Opfer gewährleistete Frankreich die pragmatische Sanktion. — Von einer Entschädigung Deutschlands für das Preisgeben von Lothringen, das seit beinahe einem Jahrtausend in unzähligen Kämpfen behauptete werthvolle Gränzland, welches jetzt der habsburgischen Familienpolitik geopfert wurde, oder gar von einem Widerstande des Reichs gegen die ihm eigenmächtig zugefügte Verstümmelung war nicht die Rede; die Abtrennung dieses einst so wichtigen Gliedes vom Reichskörper ging vielmehr mit einer Leichtigkeit vor sich, die zur Genüge bewies, daß derselbe nur noch ein Leichnam sei. — Preußen, hinter dessen Rücken der Friede abgeschlossen war, ging dabei leer aus und der beleidigte Stolz Friedrich Wilhelm's bewirkte eine Annäherung desselben an Frankreich, das ihm in einem geheimen Bündnisse Jülich und Berg gewährleistete.

Die russische Bundesgenossenschaft, welche dem Kaiser in diesem Kriege nicht den mindesten Nutzen gewährt, riß Oesterreich 1737 in einen neuen Türkenkrieg hinein, der drei Jahre lang höchst unglücklich und unrühmlich geführt wurde und 1739 mit Schande endete. Schwerfälligkeit und Unordnung in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte, Unfähigkeit der Kriegführung, welcher kein Prinz Eugen mehr vorstand, Geldmangel, Unterschleif, Betrug aller Art bei der verderblichsten Pedanterei in den Formen der Verwaltung, setzten Oesterreich dermaßen in Nachtheil gegen die von Frankreich wenigstens mittelbar unterstützte Türkei, daß diese im Frieden zu Belgrad wiedergewann, was sie zwanzig Jahre zuvor durch den Frieden zu Passarowitz in Serbien und Bosnien verloren. — Rußland sah sich in Folge davon genöthigt, den Krieg, den es seinerseits ziemlich erfolgreich geführt, gleichfalls abzubrechen, aber es rettete nicht bloß seinen kriegerischen Ruf im Orient, den Oesterreich gänzlich eingebüßt, sondern auch einen Theil der gemachten Eroberungen.

Der österreichische und der preußische Thron erledigten sich fast gleichzeitig durch den Tod ihrer Inhaber. König Friedrich Wilhelm starb im Frühjahr, Kaiser Karl VI. im Herbste 1740. Jener hinterließ Oesterreich in tiefer Zerrüttung aller öffentlichen Verhältnisse und zumal in der größten politischen und militärischen Ohnmacht, dieser hatte in Preußen mit gutem Erfolg das Werk des großen Kurfürsten fortgesetzt, das Ansehen, die Macht und, trotz mancher schweren wirthschaftlichen Mißgriffe, auch den Wohlstand seines Landes wesentlich gehoben. Ein äußerst beschränkter Kopf, von dem pfäffischen Geiste seiner jesuitischen Umgebung erfüllt, ohne Geschäftssinn, Knecht der spanischen Etikette des Wiener Hofes und durch dieselbe gewöhnt, Zeit und Kräfte auf die pomphaften Nichtigkeiten kirchlichen und weltlichen Ceremoniells zu verschwenden, überließ der Kaiser die Leitung der Staatsangelegenheiten dem hergebrachten Schlendrian in den Händen vornehmer Familien, welche ihre Rechnung dabei fanden, jeden frischen Luftzug von den Kanzleien auszuschließen. Zahllose überflüssige Staats- und Hofämter verschlangen die öffentlichen Einkünfte, während die kaiserlichen Heere vor dem Feinde durch Mangel zu Grunde

gingen. Unter dem Einflusse des von oben herab gegebenen Beispiels verfiel die einst so kräftige Bürgerschaft der österreichischen Hauptstadt allmälig in jene Schlaffheit, welche Wien mit der Zeit zum „Capua der Geister" machte und die sich vom Mittelpunkte aus mehr oder weniger auf einen großen Theil der Bevölkerung des Staates übertrug. Nur im Dienste katholischen Glaubenseifers und der habsburgischen Hausinteressen bezeigte Karl VI. eine gewisse Zähigkeit des Willens und einige Selbstthätigkeit. Mit seiner Zustimmung, wenn nicht auf seinen Antrieb, nahm die Verfolgung der schwachen Ueberbleibsel der Protestanten in den österreichischen Gebirgen, die freilich nur selten geruht, einen neuen Anlauf, und seine schützende Hand machte es dem Erzbischof Firmian von Salzburg möglich, gegen die Bekenner eines naturwüchsigen und formlosen Protestantismus, die er in seinem Lande entdeckt, Jahre lang die Bekehrungsmaßregeln eines Wütherichs anzuwenden und endlich 1731, als sich die bis dahin wirkungslose Einsprache des Königs Friedrich Wilhelm bis zu ernstlicher Drohung steigerte, bei dreißigtausend der hartnäckigen Ketzer unter Plünderung und Kinderraub von Haus und Hof zu vertreiben.

Die Mehrzahl der salzburgischen Auswanderer, obgleich weder Lutheraner noch Calvinisten, fand in Ostpreußen einen gastlichen Empfang und eine zu ihrer Aufnahme vorbereitete neue Heimat. Friedrich Wilhelm, obgleich ein starkgläubiger Calvinist, verstand seine politische Aufgabe überhaupt dahin, allen kirchlichen Genossenschaften gerecht zu werden und leistete in diesem Sinne auch katholischen Anstalten in seinem noch fast ausschließlich protestantischen Lande, von deren Nützlichkeit er sich überzeugt hatte, bereitwilligen Vorschub. Nach andern Richtungen hin sollte freilich die persönliche Auffassung und der persönliche Wille des Königs allein maßgebend sein für Staat und Volk. Mit despotischem Starrsinn und oft mit den rohesten Mitteln setzte der König von Preußen selbst die

widersinnigsten Maßregeln ins Werk, von denen er sich eine Förderung des öffentlichen Nutzens versprach. Denn die gute Absicht, das Bewußtsein der königlichen Pflicht, der aufrichtige Wille, dem Staats- und Volkswohl zu dienen, waren in Friedrich Wilhelm immer lebendig und gewöhnlich die eigentlichen Triebfedern auch seiner härtesten Gewaltstreiche. War ihm die Wissenschaft gleichgültig, so gründete er dagegen Volksschulen zu vielen Hunderten. Mit glücklichem Griff vereinfachte er das Finanz- und Steuerwesen des Staats und durch unermüdliche Aufsicht brachte er die strengste Ordnung in alle Zweige der Verwaltung. Den Gewerbebetrieb zu heben, den Ackerbau zu fördern, verödete Landstriche zu bevölkern war Gegenstand seiner eifrigen und erfolgreichen Fürsorge. Verächter des leeren Prunks und Feind aller nutzlosen Ausgaben, verwendete er den größten Theil der Einkünfte des Staats auf die Steigerung seiner Kriegsmacht, das heißt auf den einzigen Schutz des jungen preußischen Staatswesens inmitten überlegener und mißgünstiger Nachbarn und das unentbehrliche Hülfsmittel seines ferneren Wachsthums. Fürst Leopold von Dessau leistete dem Könige bei der Einrichtung des Heeres, in dessen Andenken er unter dem Namen des alten Dessauers noch heute fortlebt, die werthvollsten Dienste, die freilich ohne Friedrich Wilhelm's krankhafte Vorliebe für langgewachsene Rekruten, welche mit großen Kosten in aller Herren Ländern geworben und sogar geraubt wurden, mit gleichen Mitteln noch bessere Wirkungen gethan haben würden. — Die große Einfachheit der persönlichen Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten des Königs, der seine Abende im Kreise einiger Vertrauten bei Tabak und Bier zuzubringen pflegte, bezeugte einen schlichten, durch das für alle andern deutschen Höfe mustergültige französische Beispiel unverfälschten Sinn. Friedrich Wilhelm hielt deutsche Sprache und deutsche Sitte in Ehren, haßte die Franzosen und französisches Wesen, duldete am wenigsten eine Umgebung französischer und italienischer Aben-

theurer, von denen andere Residenzen wimmelten, und war, mit einem Worte, ungeachtet dieser und jener Versündigung am Reiche, in Gesinnung und Handlungsweise wahrscheinlich der beste Deutsche unter allen seinen fürstlichen Zeitgenossen.

Beim Vergleich Friedrich Wilhelm's mit den sämmtlichen übrigen Kurfürsten ergiebt sich dieser Vorzug auf den ersten Blick. Für die Kurfürsten von Baiern und von der Pfalz und für die drei rheinischen Erzbischöfe war die politische Hinneigung zu Frankreich bereits zur feststehenden Ueberlieferung geworden, entsprechend ihrem Bewußtsein der eignen Schwäche und dem natürlichen Drange, sich an den Stärksten zu halten. Die Kurfürsten von Sachsen und Hannover, im Besitze der polnischen und der britischen Krone, wurden durch ihre jetzt überwiegenden auswärtigen Interessen Deutschland entfremdet. Friedrich Wilhelm galt allerdings dem Namen nach auch für einen auswärtigen König, der Sache nach aber war Brandenburg, wie der Mittelpunkt, so auch die feste Unterlage und der Kern des ganzen hohenzollern'schen Staatswesens, und Preußen, obgleich dem Reiche formell nicht angehörig, ein lebendiges Stück Deutschland. Demnach brachte, ohne alles persönliche Verdienst, schon die staatliche Lage für den König von Preußen, dessen Anliegen in keiner Richtung über Deutschland hinausreichten und auch nicht unmittelbar von Frankreich beeinflußt werden konnten, die Möglichkeit und sogar die Nothwendigkeit einer gewissen deutschen Haltung mit sich, die andern Reichsfürsten, insbesondere den nächsten Nachbarn Frankreichs, durch die Pflicht der Selbsterhaltung, wenn nicht unmöglich gemacht, wenigstens in hohem Grade erschwert wurde.

Vorzugsweise aus der politischen Abhängigkeit vom Versailler Hof ging die deutsche Nachahmung desselben in Sprache, Ton, Sitte und Unsitte hervor. Es war ja eine Huldigung gegen Den, der da züchtigen und loslassen konnte, wenn man sich zu seinem Affen machte. An Sünden und Lastern und insbesondere an schamloser Schaustellung derselben that man

es mancher Orten, in Dresden, Stuttgart, Karlsruhe und in vielen bischöflichen Residenzen, sogar der berüchtigten Regentschaft des Herzogs von Orleans mindestens gleich, an ruchloser Erpressung und wahnwitziger Verschwendung ließen ein August II. von Sachsen, ein Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg und andere deutsche Fürsten Ludwig XIV. und seine Nachfolger sogar weit hinter sich zurück. Unberührt von den Einflüssen des französischen Beispiels blieben nur diejenigen beiden Höfe, welche ganz oder doch fast ganz außerhalb des französischen Machtbereiches lagen. Die kaiserliche Burg in Wien beharrte bei den formensteifen und ehrbaren Gewohnheiten, in welche sich das Haus Habsburg seit mehreren Geschlechtsaltern eingelebt hatte, und wenn der österreichische Staat, wie von jeher, an kranken Finanzen litt, so war wenigstens nicht die persönliche Verschwendung seines jeweiligen Oberhauptes die Ursache des Uebels. In Potsdam folgte zwar dem einfachen Haushalte des großen Kurfürsten der prunkende Hof des Königs Friedrich, ohne daß indessen die Bedürfnisse desselben die Leistungsfähigkeit des Landes geradezu überstiegen, und mit Friedrich Wilhelm kehrte eine strenge Wirthschaftlichkeit zurück, die sogar in das Peinliche ausartete und dem königlichen Hauswesen einen überaus schlichten fast bürgerlichen Anstrich gab, mit welchem die von Friedrich Wilhelm in seiner Umgebung wie im ganzen Bereiche seines Blicks und Arms mit nachdrücklichem Ernst gehandhabte Zucht und Sitte im besten Einklange stand.

XIII.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen.

Als am 31. Mai 1740 die preußische Krone auf ihn überging, war Friedrich II. achtundzwanzig Jahre alt. Seine Jugend war keine glückliche gewesen. Sehr verschieden von seinem Vater nach Naturanlage, Geistesrichtung und Sinnesart, stand er seit seinen Knabenjahren in den schlimmsten Mißverhältnissen mit Friedrich Wilhelm und unter dessen hartem Drucke, welcher nach einem mißlungenen Fluchtversuche den höchsten Grad erreichte. Nachdem er als Ausreißer einem kriegsgerichtlichen Verfahren unterlegen, welches seine Thronfolgerechte und selbst sein Leben zu bedrohen schien und dem sein Freund Katte als Mitschuldiger zum Opfer fiel, wurde er einer Verwaltungsbehörde als jüngster Beisitzer zugewiesen, zu ernstlicher Arbeit in dieser Eigenschaft angehalten und demnächst unter alle Obliegenheiten des scharfen militärischen Dienstes gestellt. Der Kronprinz mußte der Musik und den französischen Büchern entsagen, die ihn zum Verdrusse des Königs allein anzogen, sich Beschäftigungen zuwenden, die ihn anwiderten, auf jeden Umgang eigener Wahl, auf alle freie Bewegung verzichten und ging aus dieser strengen Schule wider alle rechtmäßige Erwartung nicht bloß als ein wohlunterrichteter, sondern auch als ein eifriger Geschäftsmann, nicht bloß als ein fähiger, sondern auch als ein gewissenhafter und unermüdlicher Arbeiter hervor. Durch diese Umkehr gelangte er schließlich zur Aussöhnung mit seinem Vater, die ihn jedoch nicht gegen die widerwillige Verheirathung mit einer braunschweigischen Prinzessin schützte, mit welcher er vom ersten bis zum letzten Tage in bloßer Scheinehe lebte.

Die ersten Regierungshandlungen Friedrich's II. kennzeichneten sofort seine Auffassung der königlichen Aufgaben. Bei Beeidigung seiner Minister erklärte er denselben, daß hinfort kein Unterschied zu machen sei zwischen dem Vortheil des Landes und dem des Königs, da dieser mit jenem zusammenfalle; sollte sich gleichwohl ein Gegensatz herausstellen, so sei im Interesse des Landes zu entscheiden. Beschränkungen des Jagdunfugs, der Falschwerberei, des Mißbrauchs der militärischen Disciplinargewalt, Erleichterungen der Eheschließung, Abschaffung der Folter erfolgten in den ersten Tagen nach der Thronbesteigung des jungen Königs. Die in Preußen längst zur Uebung gewordene volle Duldung und Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse wurde von ihm mit schärfster Betonung bestätigt. Die Errichtung eines Ministeriums für Handel und Gewerbe, welches seine Thätigkeit mit der Heranziehung französischen und italienischen Kunstfleißes begann, bezeugte den lebendigen Sinn Friedrich's für die über den Ackerbau hinausgreifenden wirthschaftlichen Bedürfnisse des Landes. Die Riesengarde Friedrich Wilhelm's wurde aufgelöst und das dadurch erzielte Ersparniß von nutzlos verschwendeten Hunderttausenden auf die Vermehrung der wirksamen Wehrkraft verwendet.

Im Juli begab sich der König mit einem Gefolge, das in drei Wagen Platz fand, nach Preußen, um die Huldigung des preußischen Landtags entgegenzunehmen, der seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's nicht mehr einberufen war. Die in Königsberg versammelten Stände verlangten die Bestätigung ihrer alten verfassungsmäßigen Rechte, ließen jedoch auf geeignete Gegenvorstellungen diese Forderung fallen, welche mit der lebendigen Einheit des Staatswesens

und dem starken Königthum, auf welchem dessen Bestand beruhete, in der That nicht länger verträglich war. Der König erklärte indessen, die ohne Vorbehalt geleistete Huldigung solle den Ständen nicht zum Nachtheil gereichen. Auf die Krönung verzichtete Friedrich als Feind alles Ceremoniells. — Auch den brandenburgischen Landtag berief der König, um dessen Huldigungseid persönlich in Empfang zu nehmen, und auch hier wurden einzelne ständische Rechtsansprüche zwar erhoben, aber nicht durchgesetzt.

Die auswärtige Politik Friedrich's bethätigte sich zunächst in der Richtung auf Jülich und Berg. Um die brandenburgischen Ansprüche auf diese beiden Herzogthümer für den nahe bevorstehenden Fall des Aussterbens der dort regierenden wittelsbach'schen Linie zu wahren, pflog der König mit allen Großmächten eifrige Unterhandlungen, für welche er in London und in St. Petersburg bereitwilliges Gehör fand, während Frankreich und Oesterreich sich den Zumuthungen des Nachbars, der ein Nebenbuhler zu werden drohete, keineswegs willfährig zeigten.

Der am 20. October 1740 erfolgte Tod Kaiser Karl's VI. gab den Vergrößerungsplänen Friedrich's II. plötzlich ein anderes Ziel. Wie vierzig Jahre früher das Aussterben der spanischen Habsburger, so erschütterte jetzt das Erlöschen des Mannsstamms des Hauses Habsburg überhaupt die Grundlagen des europäischen Staatensystems. Daß die pragmatische Sanktion den Bestand der österreichischen Monarchie nicht schützen werde, ergab sich insbesondere aus der Haltung Frankreichs, das alsbald Miene machte, die Gelegenheit zur Zertrümmerung der Macht, mit welcher es seit mehr als zwei Jahrhunderten im Kampfe um den Vorrang in Europa gestanden, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, ein Schwächling in jedem Sinne des Worts, der im Namen einer habsburgischen Aeltermutter ein besseres Erbrecht in Oesterreich zu haben behauptete, als die Tochter Karl's VI.,

Maria Theresia, dem aber Geld und Truppen zur Verfechtung seines vermeintlichen Rechts gänzlich fehlten, bot sich der französischen Feindschaft als willkommenes Werkzeug. August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, machte ähnliche Ansprüche wenigstens auf einen Theil der Erbschaft des Kaisers. Als den gefährlichsten Widersacher Maria Theresia's jedoch erwies sich der junge König von Preußen, welcher zwar kein Erbrecht vorzuschützen hatte, wohl aber mit rascher Hand die Gelegenheit ergriff, die alten Forderungen seines Hauses bezüglich einer Anzahl schlesischer Herzogthümer gewaltsam geltend zu machen. Friedrich II. erklärte sich bereit, gegen Abtretung von Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau als Bundesgenosse auf die Seite Maria Theresia's zu treten, glaubte jedoch auf den guten Willen und die Zuverlässigkeit des Wiener Hofes nach den Erfahrungen seines Vaters in keiner Weise rechnen zu dürfen und begann demnach mit der Selbsthülfe.

Die Rechtsgründe, auf welche sich die schlesischen Ansprüche des Hauses Hohenzollern stützten, waren schwach, aber nicht werthlos. Zwar hatte der große Kurfürst gegen Abtretung des Schwiebuser Kreises auf dieselben verzichtet, die Art und Weise jedoch, in welcher Oesterreich diese Abtretung auf eine bloße Täuschung hinausgeführt, machte die Gültigkeit des entsprechenden Verzichts immerhin anfechtbar. Den eigentlichen Antrieb zur That indessen fand der junge König, seinem eigenen Geständnisse nach, keineswegs in der Ueberzeugung von seinem guten Rechte, sondern in seinem Ehrgeiz, seinem Kraftgefühl und in der Lage seines Staats. Preußen hatte bereits eine rühmliche Vergangenheit, seine Zukunft aber stand auf schwächern Füßen, als die irgend eines andern Staats ähnlichen Ranges, wie etwa Schweden, Dänemark oder die Niederlande. Aus den verschiedenartigsten Gebietstheilen erwachsen, ohne räumlichen Zusammenhang auf einer Linie von beinahe vierhundert Wegstunden zwischen Memel und Cleve

schmal dahingestreckt, konnte Preußen seinen jetzigen Bestand von 2200 Quadratmeilen mit 2¼ Millionen Einwohnern gegen eifersüchtige und weit überlegene Nachbarn bei irgend einem feindlichen Zusammenstoß ohne die äußerste Kraftanstrengung und ungewöhnliches Glück schwerlich behaupten. Auf den Beistand des Reichs war bei keiner ernstlichen Gefahr zu rechnen. Die erste Bedingung der Selbsterhaltung des hohenzollern'schen Staates blieb vielmehr die Verstärkung der eignen Macht durch Gebietserweiterung. Durch die Gunst der augenblicklichen Umstände zunächst auf Schlesien hingewiesen, war Friedrich II. nicht der Mann der Zweifel und Bedenken. Völlig frei von der überlieferten Anhänglichkeit der Hohenzollern an das Haus Habsburg, die noch Friedrich Wilhelm, trotz mancher bittern Erfahrung, nicht ganz zu verleugnen vermocht, und ohne den mindesten Glauben an die hohlen Namen von Kaiser und Reich, dachte, plante und wollte Friedrich II. nur als König eines unabhängigen, aber unfertigen Staats. Das Bewußtsein seiner politischen Pflichten und seiner geschichtlichen Verantwortlichkeit beschränkte sich auf Preußen, ein staatliches Deutschland war für seinen Scharfblick noch weniger vorhanden als für andere deutsche Höfe, und der Gedanke an die großen Anliegen der deutschen Nation lag dem ganzen Zeitalter zu fern, um irgendwie in die Berechnungen des Königs von Preußen einzugreifen. Dem deutschen Volke seinerseits konnten die Pläne desselben, abgesehen von dem allgemeinen Interesse des innern Friedens, einstweilen insofern ziemlich gleichgültig sein, als Gelingen oder Mißlingen derselben weder eine Verbesserung noch eine Verschlimmerung der deutschen Gesammtzustände in Aussicht stellte; in diesem wie in jenem Falle blieben Uneinigkeit, Schwäche, Rath- und Haltlosigkeit bis auf Weiteres das Wesen der deutschen Verfassung. Die Erkenntniß, daß der Eroberungskrieg, zu welchem jetzt Friedrich II. rüstete, der erste Ansatz des Hebels war, welcher das aus allen Fugen gewichene Deutschland auf neuer

Grundlage wieder einrichten sollte, lag weit jenseits des Gesichtskreises auch des schärfsten Auges.

Unter den Gegnern Maria Theresia's war der König von Preußen der erste auf dem Platze. Das musterhafte preußische Heerwesen, die straffe preußische Staatsordnung, der von Friedrich Wilhelm I. hinterlassene Staatsschatz von neun Millionen Thalern setzten den König in Stand, schon um die Mitte Decembers die schlesische Gränze an der Spitze einer Streitmacht zu überschreiten, welcher die österreichische Regierung nur sehr unzulängliche Vertheidigungskräfte entgegenzustellen hatte. Die schlesischen Protestanten, welche mehrere Menschenalter hindurch den Druck der kirchlichen Politik des Hauses Habsburg ausgehalten, ohne gebrochen zu werden, begrüßten den König als Befreier, während die katholische Bevölkerung in dessen Wort und That beruhigende Bürgschaften seiner confessionellen Unpartheilichkeit fand. Die Preußen besetzten den größten Theil von Schlesien fast ohne Widerstand, und als im Frühjahre 1741 endlich ein österreichisches Heer unter dem General Neipperg zum Gegenangriff heranrückte, behauptete der preußische Feldmarschall Schwerin bei Mollwitz das Schlachtfeld, das Friedrich II. selbst im Beginne des Kampfes bereits verloren gegeben und verlassen hatte.

Angesichts der preußischen Erfolge kam die französische Feindseligkeit gegen Oesterreich gleichfalls zum Durchbruch. Kraft eines am 22. Mai 1741 in Nymphenburg abgeschlossenen Vertrages übernahm Frankreich die Verpflichtung, die Ansprüche des Kurfürsten Karl Albrecht auf die österreichischen Lande mit Waffengewalt durchzusetzen und dessen Bewerbung um die Kaiserkrone mit allem Nachdruck zu unterstützen, wogegen der künftige Kaiser sich anheischig machte, die Gebietserwerbungen, welche die Franzosen am Rhein machen würden, nicht anzufechten. Spanien, Sardinien, Sachsen, die rheinischen Kurfürsten setzten sich in ähnlichem Sinne mit Frankreich

und Baiern ins Einverständniß; die beiden erstgenannten Staaten trachteten nach den österreichischen Besitzungen in Oberitalien, Sachsen nach dem Erwerb von Oberschlesien und Mähren, durch welche der ihm bisher fehlende Zusammenhang mit Polen hergestellt werden sollte. — Der König von Preußen trat dem Nymphenburger Vertrage nicht bei, traf jedoch am 5. Juni ein geheimes Uebereinkommen mit Frankreich dahin, daß dieses ihm den Besitz von Unterschlesien mit Einschluß von Breslau gewährleistete, wogegen Friedrich II. auf das Herzogthum Berg Verzicht leistete und dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl zusagte.

Im Hochsommer eröffnete Karl Albrecht seinen Angriff auf Oesterreich, gestützt auf ein mächtiges französisches Heer, das im Einverständnisse mit den rheinischen Kurfürsten am 15. August den Rhein überschritt, und bald war Oberösterreich und Böhmen vom Feinde überfluthet. Der Wiener Hof, von den Ereignissen überrascht, ohne andern Beistand als den Rath und die Geldhülfe Englands, das in Oesterreich seinen natürlichen Bundesgenossen gegen Frankreich sah, verstand sich unter englischer Vermittlung nach langem Sträuben dazu, sich unter der Hand zunächst mit Preußen abzufinden, welchem durch einen geheimen Vertrag vom 5. Oktober Niederschlesien bis nach Neiße und Oppeln hinauf zugestanden wurde, gegen die Verpflichtung, von weitern Feindseligkeiten bis zum förmlichen Friedensschluß abzustehen.

Ein zweites und nicht minder schweres Opfer brachte die österreichische Regierung der Nothlage durch Gewährung der Rechtsforderungen des ungarischen Reichstags, welcher vom Mai bis Ende Oktober in Preßburg versammelt war. Erst nach wichtigen Zugeständnissen an das von den Habsburgern vielfach gebrochene ungarische Landesrecht erfolgte die Krönung Maria Theresia's, und nicht bevor in langen und schwierigen Unterhandlungen die vollständige Anerkennung der alten Verfassung durchgesetzt war, bewilligte der Preßburger Reichstag das allgemeine Landesaufgebot und leistete er den begeisterten Schwur, für „seinen König" Maria Theresia, die in Begleitung ihres jungen Sohnes Joseph in seiner Mitte erschien, mit dem Leben einzustehen.

Die Stunde der größten Gefahr für Oesterreich war gegen Ende des Jahrs 1741 überstanden. Ein beträchtliches Heer unter den Generalen Neipperg und Khevenhüller, theils in den deutschen Landen gesammelt, theils aus Italien herbeigezogen, unterstützt von den wilden Freischaaren, welche unter der Führung verwegener Partheigänger, wie Menzel, Trenk, Bärenklau aus Ungarn heranstürmten, begann den Gegenangriff mit gutem Erfolg. In Böhmen und Oberösterreich mußten Baiern und Franzosen zurückweichen und während der Kurfürst Karl Albrecht, nachdem er sich in Prag als König von Böhmen hatte huldigen lassen, in Frankfurt unter dem Namen Karl's VII. zum Kaiser gewählt und gekrönt wurde, erlitt sein baierisches Erbland eine zerstörende Ueberschwemmung von Panduren und Kroaten.

Die raschen Fortschritte der österreichischen Waffen mußten den König von Preußen, der sich seiner schlesischen Eroberung noch keineswegs sicher wußte, lebhaft beunruhigen und veranlaßten denselben, sich wieder auf die Seite der Feinde Maria Theresia's zu stellen, unter Berufung darauf, daß man in Wien das ausbedungene Geheimniß des Vertrags vom 5. October nicht gewahrt, denselben vielmehr, um Preußen mit Frankreich zu verfeinden, ruchbar und dadurch hinfällig gemacht habe. Nach einem mißlungenen Einfalle in Mähren gewann Friedrich II. im Mai 1742 bei Chotusitz in Böhmen einen Sieg über die Oesterreicher, welchem, wiederum unter der Vermittelung Englands, im folgenden Monate der Friedensschluß in Breslau folgte, kraft dessen nicht bloß Unterschlesien, sondern auch die Grafschaft Glatz und Oberschlesien bis auf Teschen und Troppau dem preußischen Staate einverleibt

wurde, dessen bisherige Volkszahl sich durch diesen Zuwachs um die volle Hälfte vermehrte. — Der Uebergang der eroberten Provinz aus dem alten in den neuen Staatsverband vollzog sich ohne Widerspruch und ernstliche Schwierigkeit; die Bitte der Landstände um Bestätigung ihrer Freiheiten und Rechte beantwortete Friedrich II. durch die Erklärung, daß er dieselben gern aufrecht erhalten werde, „so weit sie der allgemeinen Wohlfahrt zuträglich seien."

Dieser Friedensschluß wurde in London als ein Triumph der englischen Interessen auf dem Festlande gefeiert, in Paris wie ein schwerer Schlag empfunden, den der König von Preußen seinem zeitweiligen Verbündeten Frankreich verrätherisch beigebracht. Die österreichischen Waffen gewannen nunmehr ein so entschiedenes Uebergewicht, daß zunächst auch Sachsen sich beeilte, in bitterm Grolle gegen Friedrich II. seinen Ausgleich mit dem Wiener Hofe zu suchen. Frankreich zeigte sich gleichfalls zum Frieden bereit, wurde jedoch mit seinen Anerbietungen kalt zurückgewiesen. Karl Albrecht, von Land und Leuten vertrieben, fristete die kaiserliche Herrlichkeit, welche er den Truppen und dem Gelde Ludwig's XV. verdankte, in Frankfurt von französischen Almosen, während sein Land der entsetzlichsten Mißhandlung und Ausbeutung durch die österreichischen Kriegsbanden preisgegeben und demnächst mit Einverleibung in Oesterreich bedroht war. Georg II. von Hannover und England nahm jetzt auch mit den Waffen in der Hand Parthei für Maria Theresia und gewann bei Dettingen einen Sieg über die Franzosen, in dessen Folge dieselben über den Rhein zurückgeworfen und von den Oesterreichern nach Elsaß und Lothringen verfolgt wurden. Die Niederlande, als sich der Krieg ihren Gränzen näherte, schlossen sich den Feinden Frankreichs ebenfalls an. Auch in Oberitalien behielt Oesterreich die Oberhand über Spanier und Franzosen, während Sardinien sich bald auf diese, bald auf die entgegengesetzte Seite schlug.

Der Umschwung des Kriegsglücks zu Gunsten Oesterreichs war zu vollständig für die Wünsche und Interessen Friedrich's II., der von dem schwer beleidigten Stolze und dem tiefen persönlichen Haß Maria Theresia's, nach deren schließlichem Siege über ihre andern Feinde, das Schlimmste für sich selbst zu fürchten hatte. Es erschien dem Könige von Preußen als ein Gebot der Nothwehr, ein gewisses Gleichgewicht zwischen den französischen und den österreichischen Waffen wiederherzustellen und im Mai 1744 trat er zu diesem Zwecke in ein neues Bündniß mit Frankreich, dessen Absicht der Hauptsache nach nicht über die Aufrechterhaltung seines gegenwärtigen Besitzstandes hinausging, das jedoch auch die Möglichkeit einer weitern Vergrößerung Preußens in Böhmen ins Auge faßte.

Im August eröffnete Friedrich II. den zweiten schlesischen Krieg unter Berufung auf die von Oesterreich mißachteten und vielfach verletzten Rechte von Kaiser und Reich. Mit einem Heere von 80,000 Mann rückte er in Böhmen ein, um, wie seine Erklärung lautete, Maria Theresia zur Anerkennung Kaiser Karl's VII., zur Räumung Baierns und zum Frieden zu zwingen. Die böhmische Hauptstadt mit einem großen Theile des Landes fiel in seine Hände, und um seinen weitern Fortschritten zu steuern, mußte das österreichische Hauptheer unter Karl von Lothringen, dem Bruder des Großherzogs Franz, aus den französischen Gränzprovinzen abberufen werden, worauf dann die Franzosen ihrerseits wieder zum Angriffe vorgehen, in den Breisgau einfallen und Freiburg erobern konnten, ohne daß sie jedoch den damit gewonnenen Vortheil weiter verfolgten.

Sachsen, im Groll wegen des Friedens zu Breslau und neuerdings gereizt durch den eigenmächtigen Durchmarsch Friedrich's II. durch sächsisches Gebiet, nahm unter dem eigennützigen Einflusse des herrschenden geldgierigen Ministers, Grafen Brühl, für Oesterreich Parthei, dem auch England

wirksamen diplomatischen und finanziellen Beistand leistete und für welches die Ungarn jetzt abermals, und mit größerem Erfolge als zuvor, ihre ganze Streitkraft aufboten. Inmitten eines von bitterer Feindseligkeit erfüllten Volkes durch überlegene Truppenmassen eingeschlossen, deren Führer jedem offenen Kampfe planmäßig auswichen, mußte sich der König von Preußen zur Räumung von Böhmen entschließen, die unter schwerem Mangel und auf grundlosen Wegen nur mit den größten Verlusten an Mannschaften und Kriegsgeräth bewerkstelligt werden konnte. Gegen Ende des Jahrs 1744 wurden die Oesterreicher für einige Wochen sogar Meister in Oberschlesien und in Glatz und erließ Maria Theresia ein Manifest, kraft dessen sie von der ganzen Provinz wieder Besitz ergriff.

Die Lage Friedrich's II. verschlimmerte sich durch den am 20. Januar 1745 erfolgten Tod Karl's VII., dessen Sohn Maximilian Joseph sich beeilte, seinen Frieden mit Oesterreich zu machen, so daß der König von Preußen seinen einzigen thätigen Verbündeten — denn Frankreich ließ ihn gänzlich im Stiche — und seinen besten Kriegsvorwand zugleich verlor. Um die nämliche Zeit schlossen überdies England, Holland und Sachsen in Warschau mit Oesterreich ein förmliches Bündniß zu seiner Vernichtung, welchem auch Rußland zuneigte.

Friedrich II. stellte der ihm drohenden Gefahr den eisernen Entschluß entgegen, Alles zu behaupten oder Alles zu verlieren, und benutzte die ihm während des Winters von den Oesterreichern gegebene Frist mit gewohnter Meisterschaft zur Wiederherstellung seines durch den böhmischen Feldzug zerrütteten Heerwesens. Gleichwohl konnte er, als im Mai 1745 der allgemeine Einmarsch eines österreichisch-sächsischen Heeres von weit mehr als hunderttausend Mann in Schlesien erfolgte, nur eine beträchtlich kleinere Streitmacht ins Feld bringen. Dennoch gewann er am 4. Juni bei Hohenfriedberg einen großen Sieg, in dessen Folge sich die englische Regierung,

deren Politik inzwischen wieder die alte Richtung eingeschlagen, zur Vermittlung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen auf Grundlage des Breslauer Vertrags von 1742 erbot. Friedrich II. stimmte zu, Maria Theresia jedoch bestand auf der Rückgabe von Schlesien und auch ein weiterer Sieg Friedrich's II. bei Soor in Böhmen brachte am Wiener Hofe keine versöhnlichern Gesinnungen hervor; seit der am 13. September geschehenen Wahl des Großherzogs Franz von Toskana zum deutschen Kaiser, welcher am 4. October dessen Krönung in Frankfurt folgte, zeigte sich die nunmehrige Kaiserin Maria Theresia zuversichtlicher und unbeugsamer als je. Als Friedrich II. jedoch den Kriegsschauplatz nach Sachsen verlegte, sein Feldmarschall Leopold von Dessau einen glänzenden Sieg bei Kesselsdorf gewann, Dresden eingenommen, das ganze Land, wiewohl unter Handhabung der strengsten Mannszucht, mit schweren Brandschatzungen heimgesucht wurde, da verschaffte die Gefahr der Lage den dringenden Vorstellungen August's III. und den erneuten und verstärkten Mahnungen Englands, das sogar mit Einstellung der bisher an Oesterreich geleisteten Geldzahlungen drohete, bei Maria Theresia Gehör. Am 25. December 1745 kam der Friede auf Grundlage des früheren Zustandes in Dresden zum Abschluß.

Den Feindseligkeiten in Deutschland, das die Franzosen ohne weitern Kampf gänzlich räumten, war damit ein Ende gemacht, in den Niederlanden und Italien dagegen setzten Frankreich und Spanien den österreichischen Erbfolgekrieg gegen Maria Theresia fort, auf deren Seite England und Holland durch augenscheinliche eigene Interessen festgehalten wurden. Ein vaterlandsloser deutscher Prinz, Moritz von Sachsen, ein natürlicher Sohn August des Starken, stand an der Spitze der französischen Kriegführung in den Niederlanden und gewann sich im Dienste Frankreichs den Ruf eines großen Feldherrn. Auch in Italien begünstigte das Kriegsglück vorzugsweise die Feinde Oesterreichs. Die Kräfte und insbesondere die Finanzen

Frankreichs und Spaniens erschöpften sich indessen rascher, als die Hülfsmittel der beiden Seemächte — neben denen überdies im letzten Augenblicke auch Rußland auf die österreichische Seite trat, dessen Hülfstruppen indessen nur bis an den Unterrhein gelangten — und so geschah es, daß das Schlußergebniß des großen Kampfes, als der Friede zu Aachen demselben 1748 ein Ende machte, die Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege war, der nur durch die Abtretung von Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Infanten Philipp eine Abänderung erlitt.

Das große Ereigniß dieses achtjährigen kriegerischen Zeitraums blieb also die Eroberung von Schlesien durch Friedrich II., dem gleichzeitig, nach dem 1744 erfolgten Tode des letzten eingeborenen Fürsten aus dem Hause Cirksena, Ostfriesland zufiel, nicht sowohl kraft unbestrittener Anwartschaft als vermöge des ersten Zugriffs und der Scheu vor der preußischen Waffenmacht, und das ohne Zweifel hauptsächlich diesen Umständen die bereitwillige Bestätigung seiner landschaftlichen Rechte und Freiheiten verdankte, wegen deren es mit den früheren Landesherren in ewigem bittern Hader gelegen. — Die Reichsfürsten zweiten und dritten Ranges, die noch in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts oftmals eine wichtige Rolle gespielt, hatten in den Kämpfen um die österreichische Erbschaft und um Schlesien kaum noch mitgezählt. Wenn einer oder der andere derselben dabei wenigstens genannt wurde, so war es entweder in der Eigenschaft eines Generals im preußischen, österreichischen, niederländischen, englischen ꝛc. Dienste oder eines Geschäftsmannes, der mit Soldaten Handel trieb. Der Landgraf von Hessen zum Beispiel, dessen Vorfahren an der Spitze ihres Aufgebots in mancher großen deutschen Streitfrage den Ausschlag gegeben, übte seine Kriegsherrlichkeit jetzt dadurch, daß er die eine Hälfte seiner Regimenter an England, die andere Hälfte derselben an Frankreich — dem freilich Karl VII. seinen Namen lieh — verkaufte, also zwei feindliche Lager gleichmäßig mit Kanonenfutter versorgte.

Auch Friedrich II. bethätigte während der beiden schlesischen Kriege eine politische Moral, deren Verantwortung augenscheinlich ihm selber schwer wurde und die jeden Falls im grellen Widerspruche mit den Grundsätzen stand, zu denen er sich als Kronprinz in seinem „Antimacchiavell“ bekannt. Seine Bundesgenossenschaft mit Frankreich insbesondere erscheint dem heutigen Urtheile als eine schwere Versündigung an Deutschland, zumal dem Reiche dadurch in einer günstigen Kriegslage der Weg zur Wiedereroberung seiner verlorenen Gränzlande Elsaß und Lothringen versperrt wurde. Ein Gesichtspunkt dieser Art aber war dem Geiste des vorigen Jahrhunderts, wenn auch nicht völlig fremd, so doch keineswegs maßgebend. Es gab keinen Staat in Deutschland, der nicht seiner Zeit und Gelegenheit mit dem Landesfeinde auf Kosten des Reichs gemeinschaftliche Sache gemacht hätte und durch den Kaiser selbst war noch vor wenigen Jahrzehnten die Wiederauslieferung Pommerns an die Schweden erzwungen, lediglich damit Preußen nicht zu stark werde. Dem Gedankendinge deutsches Reich wurde zwar immer noch durch gewisse Formen der Staatssprache und der Staatsetikette gehuldigt, niemals aber das Interesse der lebendigen Wirklichkeit des Einzelstaats untergeordnet. So lautete das Gesetz der Zeit, das eine gewisse Rechtfertigung schon in seiner Allgemeingültigkeit fand.

Friedrich II. benutzte die Jahre der Ruhe, welche dem Dresdner Frieden folgten, zu unablässiger Arbeit an dem innern Ausbau des Staats. Dem Heerwesen, auf welchem der Bestand desselben beruhete, galt allerdings die eifrigste Fürsorge des Königs, die bisherigen Grundlagen desselben jedoch blieben

unverändert. Die preußischen Truppen wurden zur Hälfte im Lande selbst ausgehoben*), zur Hälfte, um die einheimische Bevölkerung zu schonen, aus der Fremde angeworben, eine Einrichtung, welche viele Härten, Willkürlichkeiten und Gewaltmaßregeln mit sich brachte, eine Menge von Landstreichern und verzweifelten Menschen unter die preußische Fahne führte und ohne eine eiserne Mannszucht, deren Handhabung oft in wahre Barbarei ausartete, nicht durchzuführen war. Bei Besetzung der Officiersstellen begünstigte Friedrich II. grundsätzlich den Adel, dessen kriegerische Eigenschaften er sehr hoch schätzte und dem er insbesondere ein vorzugsweise lebhaftes Ehrgefühl zuschrieb. — Die preußische Reiterei, welche bis dahin für sehr schwerfällig und wenig brauchbar gegolten, wurde nach den Erfahrungen des ersten schlesischen Kriegs in eine Verfassung gebracht, welche sie, namentlich die Ziethen'schen Husaren, der berühmten österreichischen Reiterei ebenbürtig machte.

Nächst dem Heere erfuhren die Finanzen, als das zweitwichtigste Machtmittel des Staats, die angelegentliche Pflege Friedrich's II. Der öffentliche Haushalt unterlag der strengsten Ordnung und Sparsamkeit unter der persönlichen Aufsicht und nach dem eigenen Beispiele des Königs, der die Kosten seines Hofes mit 120,000 Thalern bestritt. Waren die Steuern schwer, so machte Friedrich II. sich doch eine Gewissenssache daraus, dieselben nicht unerträglich werden zu lassen, wie sie in manchen andern deutschen Staaten geworden. Der Staatsschatz, den die schlesischen Kriege gänzlich erschöpft hatten, wurde binnen weniger Jahre wieder auf die vorige Höhe gebracht, und wenn sich gewichtige wirthschaftliche Einwände

*) Kraft des durch Friedrich Wilhelm I. 1733 eingerichteten „Cantonalsystems", welches jedem Regimente einen bestimmten Bezirk, dessen ganze männliche Bevölkerung von der Confirmation an unter dem Militärgesetz stand, zur Rekrutirung anwies, die sich dann auf einzelne Ortschaften und Familien natürlich sehr ungleich vertheilte.

gegen dieses Ansammeln todten Capitals machen ließen, so gewann Preußen damit doch zugleich die Möglichkeit, einen neuen Krieg, der nicht lange ausbleiben konnte, mehrere Jahre lang ohne Vermehrung der Auflagen und ohne andere vielleicht noch lästigere Hülfsmittel zu bestehen.

Um die Volkszahl und die Steuerkraft des Landes zugleich zu heben, begünstigte Friedrich II. gleich seinen Vorgängern die Einwanderung von Gewerbtreibenden sowohl wie von Ackersleuten, welche in verschiedenen unangebauten Gegenden und namentlich in den von ihm urbar gemachten Oderbrüchen angesiedelt wurden, freilich in manchen Fällen mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Einen kräftigen Bauernstand zu erhalten, war ihm schon im Namen der Wehrkraft Preußens ein wichtiges Anliegen, aus welchem unter andern Maßregeln das Verbot hervorging, die Rittergüter durch Ankauf von bäuerlichen Höfen zu vergrößern, wie denn freilich auch umgekehrt den Bauern und Bürgern der Erwerb von Rittergütern nicht gestattet war, damit der wirthschaftliche Bestand des Adels nicht Noth leide. Die ernstlichen Bemühungen des Königs, den in manchen Gegenden mit Herrendiensten überbürdeten Bauern Erleichterung zu verschaffen, blieben ohne durchgreifende Wirkung.

Die Handelspolitik Friedrich's II. litt an den Fehlern des sogenannten Merkantilsystems, welches nach französischem Beispiel in allen europäischen Staaten zur Herrschaft gekommen war und das durch Einfuhrverbote und Schutzzölle nicht sowohl den einheimischen Gewerbfleiß fördern, als den Abfluß des baaren Geldes hindern wollte, wie denn auch umgekehrt die eigne Waarenausfuhr nur als Mittel galt, Geld in das Land zu bringen. In diesen Irrthümern war der Geist Friedrich's II. so weit gefangen, daß er selbst das Reisen und das Studiren im Auslande verbot, um zu verhindern, daß Preußen um die entsprechenden Kosten ärmer werde. Durch Vielregiererei und Mißgriffe wurde überhaupt auf dem volks-

wirthschaftlichen Gebiete durch den redlichen Eifer Friedrich's II. einer gesunden Entwicklung vielfach Abbruch gethan

Ein großes Verdienst erwarb sich der König durch die von ihm mit Hülfe des hochachtbaren Kanzlers Cocceji unternommene Reform des in Preußen, wie allenthalben, schwer darniederliegenden Gerichtswesens und durch die gleichzeitige Vorbereitung einer neuen Gesetzgebung. Bürgerliches Recht und bürgerliche Gerechtigkeit waren dem Könige eine heilige Sache, deren Dienste er sich mit der ganzen Kraft seines Geistes und seines Willens hingab. Strenge Gesetzlichkeit und souveräne Justiz, trotz einiger vereinzelten Versündigungen dagegen, deren er sich selbst schuldig machte, wurden unter seiner Regierung zu Grundpfeilern des preußischen Staatswesens, ein Bestandtheil des öffentlichen Bewußtseins und, nächst dem Kriegsruhm, der größte Stolz des preußischen Volks.

Jedem Kirchenglauben persönlich fremd und Beherrscher eines zwischen zwei Glaubensbekenntnissen getheilten Volkes, gab Friedrich II. das erste geschichtliche Beispiel einer aufrichtig und in allen Stücken duldsamen Regierung. Die Gleichberechtigung von Protestanten und Katholiken wurde durch ihn bis an die Gränze der Möglichkeit verwirklicht. Seine eigene Gleichgültigkeit gegen jedes christliche Bekenntniß, die nicht selten sogar in innerliche Feindseligkeit umschlug, hinderte ihn nicht, den sittlichen und bürgerlichen Werth des Kirchenthums zu würdigen und demselben allen gebührenden Schutz gegen öffentliche Verletzung zu gewähren. Insbesondere auch die Censur, welche nach einigen Monaten anfänglicher Preßfreiheit wieder eingeführt wurde, wachte nicht minder scharf über Angriffen auf den Volksglauben, wie über Angriffen auf Staat, öffentliche Einrichtungen und Obrigkeit.

Für hohe und niedere Schulen geschah unter Friedrich II. auffallender Weise sehr wenig. Die zünftige Wissenschaft, mit Ausnahme der mathematischen Fächer, war dem Könige gleichgültig, wenn nicht gar ein Gegenstand der Abneigung und des Spotts, und die Bedeutung der Volksschule lag seiner Auffassung allem Anscheine nach zu fern. Eine in Berlin gestiftete Akademie, in welcher französische sogenannte Philosophen und Schöngeister, die Friedrich II. an seinen Hof gezogen, den Ton angaben und deren Geschäftssprache sogar die französische war, diente eigentlich nur dem persönlichen Geschmack des Königs an geistreicher Unterhaltung, Uebung des Scharfsinnes, gewandter Dialektik und blieb ohne Einfluß auf wissenschaftlichen Fortschritt und Volksbildung. Dem freilich noch sehr armen deutschen Geistesleben in allen seinen Bahnen und Formen war und blieb Friedrich II. fremd. Die eignen schriftstellerischen Arbeiten, mit denen er einen großen Theil seiner Mußestunden ausfüllte, geschichtlichen, politischen, philosophischen Inhalts, waren französisch gedacht und geschrieben, dem eigenen Volke unzugänglich und nur einer Auswahl vornehmer Geister bestimmt.

Auch in Oesterreich regte sich unter der Regierung Maria Theresia's das Verlangen und das Streben nach Verbesserung der öffentlichen Zustände, ohne daß es jedoch an irgend einer Stelle zum kräftigen Durchbruch des Bedürfnisses der Veränderung gekommen wäre. Die Heereseinrichtungen zwar wurden nach preußischem Muster verbessert und in der Finanzwirthschaft einige Mißbräuche abgestellt, das eigentliche Staatswesen aber bewegte sich bereits in zu tief ausgefahrenen Geleisen, um überhaupt ohne Gefahr des Achsenbruchs in neue Bahnen gebracht werden zu können und Maria Theresia war, bei allen ihren geistigen Fähigkeiten, ihrem Selbstvertrauen, ihrer Charakterkraft, keine Freundin eingreifender Neuerungen. Selbst ihren protestantischen Unterthanen aufrichtige Duldung zu gewähren, konnte sie sich in althabsburgischem Glaubens-

eifer niemals entschließen. Wie Friedrich II. wollte sie Selbstherrscherin im vollen Sinne des Worts sein, so zwar, daß sie auch ihrem Gemahl, obgleich sie mit ganzem Herzen an ihm hing und obgleich derselbe von ihr der Form wegen zum Mitregenten ernannt worden, keinen ernstlichen Antheil an den erbländischen Staatsgeschäften gewährte, daß sie vielmehr sogar die demselben im eignen Namen gebührenden kaiserlichen Befugnisse in möglichst weitem Umfange an sich nahm. In Wien so wenig wie in Berlin gab es ein Ministerium, das einen selbstständigen Einfluß auf die großen Angelegenheiten des Staats ausgeübt hätte, hier wie dort waren die obersten Räthe lediglich Vollstrecker des Willens der Krone, nur daß Maria Theresia, im heimlichen Gefühle weiblicher Unzulänglichkeit, bei einem persönlichen Günstling, dem Fürsten Kaunitz, einem der bedeutendsten Staatsmänner des Jahrhunderts, in wichtigen Fällen Aufklärung, Anlehnung, Bestimmungsgründe suchte, welche Friedrich II. einzig und allein in sich selber fand. Kaiser Franz, ein heiterer Lebemann, fand sich ohne Schwierigkeit in die bescheidene Rolle, welche ihm übrig blieb, und entschädigte sich für den ihm vorenthaltenen Antheil an der Herrschermacht durch die Ansammlung eines großen Hausschatzes.

Im übrigen Deutschland gab es kaum Staats-, sondern nur Hofgeschichte, oft der anstößigsten Art. Auch da, wo ausnahmsweise der fürstliche Despotismus noch nicht alle natürliche Entwicklung erstickt hatte, wie namentlich in Würtemberg, dessen Regierung viel mehr von einem sich selbst ergänzenden ständischen Ausschusse geführt wurde, als von dem Herzoge, versumpfte das öffentliche Leben in träger Gewohnheit, in ängstlicher Scheu vor dem Unbekannten, im Schmutze des Eigennutzes der kleinen Machthaber. So auch in den Reichsstädten, die ohne Ausnahme dem engherzigsten und kleinlichsten Spießbürgerthum verfallen waren.

Friedrich II., der früher nicht mit Unrecht für den europäischen Störenfried gegolten, war seit elf Jahren vollauf beschäftigt mit dem innern Ausbau seines Staatswesens, dessen jetziger Umfang seinem Ehrgeiz einstweilen zu genügen schien, als ein Krieg zwischen England und Frankreich, welcher nach mehrjährigen Streitigkeiten wegen der Gränzen der nordamerikanischen Besitzungen beider Länder 1755 zum Ausbruche kam, der Waffenruhe ein Ende machte, welche der Dresdner Friede in Deutschland geschaffen. Durch die Personal-Union zwischen Hannover und Großbritannien war Deutschland verurtheilt, den englisch-französischen Kampf um überseeische Ansiedlungen, die es kaum dem Namen nach kannte und bei deren Schicksal nicht das mindeste deutsche Interesse in Frage stand, ausfechten zu helfen. Freilich gab es in Deutschland selbst einen gefährlichen Brandstoff, den der erste zufällige Funken in Flammen setzen konnte. Oesterreich hatte den Verlust von Schlesien keineswegs verschmerzt und eben so wenig darauf verzichtet, sich wegen desselben bei guter Gelegenheit an Preußen schadlos zu halten, vielmehr von langer Hand wichtige Einverständnisse für einen solchen Fall eingeleitet, insbesondere mit Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth durch die beißenden Urtheile Friedrich's II. über ihre Person und ihren Hof im hohen Grade gegen denselben gereizt war, und mit Frankreich, wo die scharfe Zunge des Königs die nämliche Wirkung auf die Marquise von Pompadour hervorgebracht, die allmächtige Beischläferin Ludwig's XV., welcher selbst die stolze und strenge Maria Theresia zu schmeicheln sich herbeiließ.

Um den deutschen Landen des Königs von England gegen den voraussichtlichen Angriff Frankreichs den erforderlichen Schutz einer festländischen Macht zu verschaffen, wandte sich die britische Regierung selbstverständlich zuerst an ihren alten Bundesgenossen Oesterreich. Höchst unerwarteter Weise aber lautete die Antwort des Wiener Hofes dahin, daß man sich auf eine Vertheidigung von Hannover nicht einlassen könne,

ohne Preußen, als unzweifelhaften Bundesgenossen Frankreichs, in den Feindseligkeiten gegen dasselbe einzubegreifen. Diese Zumuthung wurde von britischer Seite nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Die Zeit war vorüber, wo englische Staatsmänner daran denken konnten, den preußischen Staat, dessen politischer und militärischer Werth sich jetzt hinlänglich bewährt hatte und dessen König bereits hoch stand in der englischen Volksgunst, dem guten Einvernehmen mit Oesterreich aufzuopfern. Das Cabinet von St. James wandte sich vielmehr vom Wiener Hofe ab, näherte sich Friedrich II. und schloß mit demselben im Januar 1756 in Westminster einen Vertrag, kraft dessen russisches und französisches Einschreiten in Deutschland mit gemeinschaftlichen Kräften abgewehrt, die Neutralität Deutschlands in dem englisch-französischen Kriege durch die Waffen Preußens und Englands gewährleistet werden sollte.

Diese Uebereinkunft sollte nach der Absicht der beiden betheiligten Staaten den anderweitigen Verhältnissen derselben, auf der einen Seite zu Frankreich, auf der andern zu Oesterreich, keinen Abbruch thun; in Versailles jedoch wie in Wien faßte man die Sache anders auf. Frankreich war entrüstet, daß ihm Preußen den Weg nach Hannover versperrte und Oesterreich glaubte sich von seinem alten Bundesgenossen England verrathen, weil dieser ihm jetzt auch den Beistand Rußlands gegen Friedrich II. abschnitt, es kam zum Austausch dieser Empfindungen zwischen Wien und Versailles und der gleichzeitige Groll gegen die alten Freunde brachte die Aussöhnung der alten Feinde zu Stande: Oesterreich und Frankreich, die sich seit zweihundert Jahren auf Leben und Tod bekämpft, traten mit einander durch einen im Mai zu Versailles abgeschlossenen Vertrag in Waffenbrüderschaft. Während Friedrich II. sich angelegen sein ließ, zu verhindern, daß Deutschland in einen Krieg hineingezogen werde, dessen Anlässe und Zwecke Deutschland völlig fremd waren, arbeitete

Maria Theresia im entgegengesetzten Sinne, öffnete die kaiserliche Regierung selbst dem gefährlichsten Widersacher die Thore des Reichs. Die Neutralitätsbestrebungen des Königs von Preußen zu Gunsten Deutschlands gingen freilich nicht aus deutsch-vaterländischem Geiste hervor, der in Berlin so wenig wie sonst irgendwo vorhanden war, sondern aus dem dermaligen Friedensbedürfnisse Friedrich's II. und aus dem zufälligen Umstande, daß der hohenzollern'sche Staat seiner Gestalt und Lage nach von keinem Kriege in Deutschland unberührt bleiben konnte; auf der andern Seite aber zerriß das österreichisch-französische Bündniß, diese gegen den Frieden Deutschlands gerichtete öffentliche Verschwörung des Reichsoberhaupts — denn Franz I. hatte in Reichsangelegenheiten keinen andern Willen, als den Maria Theresia's — mit dem beutegierigen Erbfeinde den letzten Schleier der Schaam, welcher die große Lüge von Kaiser und Reich etwa noch für blöde Augen verhüllte.

Die Seele der preußenfeindlichen Diplomatie war Kaunitz, jetzt erster Minister — Staatskanzler — Maria Theresia's, und wie sie von tiefem persönlichen Haß gegen Friedrich II. erfüllt, von dem er sich in seinem Anrechte auf eine ostfriesische Herrschaft beeinträchtigt glaubte. Die am Petersburger Hofe herrschende Stimmung machte es ihm leicht, Rußland noch vollständiger als Frankreich in die österreichischen Absichten gegen Friedrich II. hineinzuziehen. Die beiden kaiserlichen Regierungen verständigten sich über eine gänzliche Zerstückelung des hohenzollern'schen Staats: Oesterreich zwar begnügte sich mit der Wiedererwerbung von Schlesien und Glatz, das Königreich Preußen aber sollte an Polen fallen, Hinterpommern an Schweden, Magdeburg an Sachsen, Cleve an die Pfalz, während Rußland zwar keine preußische Provinz, wohl aber das wenigstens dem Namen nach bis jetzt noch unabhängige Kurland für sich beanspruchte. Ueberdies beabsichtigte man, auch Dänemark durch die Aussicht auf Bremen und Verden für den gemein-

schaftlichen Plan zu werben und die Neutralität Hollands durch ein Stück von Westphalen zu erkaufen; um Preußen zu Falle zu bringen, sollte Deutschland vollends zertrümmert werden und die Werkstätte seiner Zerstörung war die kaiserliche Burg in Wien.

Die Verwirklichung dieser Entwürfe wurde jedoch von der Zustimmung Frankreichs abhängig gemacht, von der man voraussah, daß sie nicht leicht zu erlangen sein werde; denn wenn der Hof zu Versailles einwilligte, der neuen österreichischen Bundesgenossenschaft einen Theil der ihm selber im Augenblicke hinderlichen preußischen Macht zu opfern, so war er doch weit entfernt, die völlige Vernichtung dieser Macht zu wünschen, welche als Gegengewicht gegen Oesterreich der französischen Politik heute oder morgen wieder die wichtigsten Dienste leisten konnte. Als Preis der Sättigung ihrer Rache an Friedrich II. bot Maria Theresia dem Versailler Hofe die Abtretung ihrer sämmtlichen niederländischen Besitzungen, theils an Frankreich selbst, theils an den Infanten Philipp, der dagegen die ihm im Aachener Frieden zugesprochenen italienischen Fürstenthümer Parma ꝛc. zurückgeben sollte. Dieser Vorschlag fand eine so günstige Aufnahme in Versailles, daß Oesterreich und Rußland der schließlichen Annahme desselben ziemlich gewiß zu sein glaubten und in dieser Voraussetzung alle Anstalten trafen, um im Frühjahre 1757 den Angriff auf Friedrich II. zu beginnen. Mit Sicherheit durfte man dabei auf den Beistand der Mehrzahl der deutschen Mittelstaaten rechnen, deren Fürsten seit langer Zeit sämmtlich in französischem Solde standen, unbeschadet der Zahlungen allerdings, welche einige derselben gleichzeitig auch von England annahmen.

So zog sich denn von allen Winden her ein Gewitter über dem Haupte Friedrich's II. zusammen, dessen Furchtbarkeit der König selbst am besten erkannte, der jetzt den Kampf um das Dasein gegen die drei größten Militärmächte Europas und ihren Anhang bestehen sollte, während ihm sein einziger

Verbündeter, England, mit dem besten Willen kaum einen andern als mittelbaren Beistand leisten konnte. Beim flüchtigsten Blick auf die Lage konnte man Friedrich II. nimmermehr guten Glaubens beschuldigen, daß er diese Gefahr herausgefordert; vom ersten bis zum letzten Augenblick war es vielmehr das ernstliche Bestreben des Königs, den neuen Krieg abzuwenden, in welchem für ihn Alles gegen Nichts auf dem Spiele stand. Als er aber endlich die wohlbegründete Ueberzeugung, um nicht zu sagen die Gewißheit, erlangte, daß die Entscheidung durch die Waffen unvermeidlich sei, da kam er seinen Feinden mit raschem Entschlusse im Angriffe zuvor.

Am 29. August 1756 rückte Friedrich II. in Sachsen ein, dessen er sich binnen weniger Tage bis an die böhmische Gränze bemächtigte. Das in einem Lager bei Pirna zusammengezogene sächsische Heer wurde, 17,000 Mann stark, von den Preußen eingeschlossen und, nachdem die zu seinem Entsatz herbeieilenden Oesterreicher bei Lowositz geschlagen worden, zur Uebergabe genöthigt. — Sachsen stand noch nicht in förmlichem Vertragsverhältniß mit den gegen Preußen verbündeten Großmächten, aber die preußenfeindlichen Gesinnungen des Kurfürsten-Königs und seines Ministers Brühl waren, nach Ausweis sächsischer Staatsschriften, die Friedrich II. in die Hände gefallen, so wenig zweifelhaft, daß die Besetzung und Entwaffnung des Landes sich als eine Kriegsnothwendigkeit darstellte. Die zwangsweise vollzogene Einverleibung der sächsischen Truppen in das preußische Heer dagegen, mochten derselben auch die Sitten der Zeit vielleicht zur Entschuldigung dienen, erwies sich im weitern Verlaufe der Ereignisse als eine nicht bloß nutzlose, sondern auch gefährliche Gewaltthat, denn diese unfreiwilligen Soldaten ergriffen jede günstige Gelegenheit, um auszureißen oder zum Feinde überzugehen.

Die inzwischen vorgerückte Jahreszeit veranlaßte die Preußen, ihre Winterquartiere in Sachsen aufzuschlagen, so daß Oesterreich mehrere Monate zur Vervollständigung seiner

Gegenrüstungen gewann. Zugleich arbeitete Kaunitz mit dem besten Erfolge an der Befestigung und Erweiterung des Bundes gegen Friedrich II. Schweden trat demselben bei, Frankreich und Rußland verpflichteten sich zu den umfassendsten Kriegsleistungen, der deutsche Reichstag erklärte mit großer Stimmenmehrheit den Reichskrieg gegen den preußischen Landfriedensbrecher. Französisches Geld that das Seinige, um diesem Beschlusse Nachdruck zu geben. Die an Baiern, Sachsen, Pfalz, Würtemberg, die rheinischen Erzbischöfe ꝛc. von Versailles aus gezahlten Jahrgelder wurden um Millionen erhöht, selbst ein Fürst von Waldeck war dem Könige von Frankreich 50,000 Livres werth, und sogar die hohenzollern'schen Markgrafen von Anspach und Baireuth ließen sich mit klingender französischer Münze unter die Feinde des Oberhauptes ihres Hauses anwerben; Oesterreich seinerseits bezog während der Dauer des Krieges und der nächsten sechs Jahre aus Frankreich eine Gesammtsumme von 82 Millionen. Auf der andern Seite leistete England dem Könige von Preußen erst vom Jahre 1758 an einen Jahresbeitrag von 4 Millionen Thalern zu den Kriegskosten, besoldete jedoch von Anfang des Krieges, abgesehen von den hannöverschen Truppen, die Aufgebote der wenigen Reichsfürsten, welche, wie der Landgraf von Hessen-Kassel und die Herzöge von Braunschweig und Gotha, zu Friedrich hielten.

Im Frühjahre 1757 begann der König die Feindseligkeiten mit dem Einmarsche in Böhmen und einem im Mai unter den Mauern von Prag gewonnenen Siege über den Herzog Karl von Lothringen. Im folgenden Monate jedoch erlitt er durch den General Daun bei Kollin eine schwere Niederlage, die ihn nöthigte, Böhmen unter großen Verlusten wieder zu räumen, glücklich genug, daß er von dem übervorsichtigen Daun nur schwach verfolgt wurde. — Der Glaube an die Unüberwindlichkeit Friedrich's war dahin!

Unterdessen setzten sich auch die Bundesgenossen Oesterreichs gegen Preußen in Bewegung. Frankreich und Rußland stellten je mehr als 100,000 Mann ins Feld, Schweden über 20,000, die bei Fürth zusammengezogene Reichsarmee stieg auf 30—40,000; die Gesammtzahl der gegen Friedrich II. aufgebotenen Truppen belief sich auf 430,000 Mann, denen der König höchstens 200,000 entgegenstellen konnte, denn die englische Hülfsmannschaft beschränkte sich bis jetzt auf einen unfähigen Feldherrn, den Herzog von Cumberland, ohne eine einzige Compagnie Soldaten.

Das Kurfürstenthum Hannover allerdings stellte eine ansehnliche Streitmacht auf, die, verstärkt durch die Contingente der mit Preußen verbündeten Fürsten von Hessen, Braunschweig, Gotha und durch einige preußische Regimenter, unter dem Befehle des Herzogs von Cumberland Niedersachsen gegen die Franzosen schützen sollte, welche vom Mai an mit mehreren Heeren, ungehindert von den rheinischen Kurfürsten, in das innere Deutschland vordrangen. Nach einem am 26. Juli gelieferten unbedeutenden Treffen bei Hameln räumte Cumberland, in Folge einer zu Kloster Zeeven abgeschlossenen kopflosen Uebereinkunft, das ganze Land zwischen Weser und Elbe, das damit der maßlosen Habgier des französischen Generals, Herzogs von Richelieu, und den Plünderungen seiner zuchtlosen Truppen zur freien Beute wurde.

Ein weiterer harter Schlag traf Friedrich in Preußen, wo der russische General Apraxin unter entsetzlicher Verwüstung des Landes mit 100,000 Mann einrückte und den dort befehligenden General Lehwald, der ihm nur 28,000 Mann entgegenstellen konnte, bei Großjägerndorf schlug. Statt jedoch seinen Sieg zu verfolgen, ging Apraxin in Eilmärschen nach Rußland zurück, um eine für den scheinbar nahe bevorstehenden Fall des Todes der Kaiserin Elisabeth angezettelte Palastrevolution zu unterstützen. Gleichzeitig fielen die Schweden in Pommern ein, ohne indessen bei der jetzt elenden Verfassung ihres Kriegswesens viel auszurichten.

Die fortdauernd ungünstige Wendung der Dinge lieferte am 16. October sogar die preußische Hauptstadt in Feindeshand. Der österreichische General Haddik mit einer kleinen Streifpartei überrumpelte Berlin und erhob von dem Magistrat eine Brandschatzung von 185,000 Thalern, mußte jedoch die Stadt noch an dem nämlichen Tage wieder räumen.

Im folgenden Monate endlich wandte sich das Kriegsglück dem Könige wieder zu. Ein zweites französisches Heer unter dem Herzoge von Rohan-Soubise, welches durch Thüringen vorgedrungen und dort zu der Reichsarmee unter dem Herzoge von Hildburghausen gestoßen war, erlitt in Gemeinschaft mit derselben am 6. November bei Roßbach, in der Nähe von Merseburg, durch Friedrich selbst, obgleich er nur 25,000 Mann gegen 60,000 in den Kampf führen konnte, eine beispiellose Niederlage.

Schlimme Ereignisse in Schlesien riefen den König vom Schlachtfelde bei Roßbach ab nach dieser Provinz. Die obere Hälfte derselben, mit Schweidnitz und Breslau, war an Karl von Lothringen verloren gegangen und ohne rasche Hülfe war der Verlust auch von Unterschlesien so gut wie gewiß. Der König erreichte in Gewaltmärschen den schlesischen Kriegsschauplatz in den ersten Tagen des December, zog die Ueberbleibsel seiner dortigen Truppen an sich und brachte sein Heer dadurch auf 32,000 Mann, während Herzog Karl ihm mit 80- bis 90,000 Mann gegenüberstand. Eine gewaltige Ansprache Friedrich's, der größten Redner des Alterthums würdig, setzte Officiere und Soldaten in Flammen. Der König machte kein Hehl daraus, daß der Feind doppelt und dreifach überlegen, daß Sieg oder Tod die Losung sei und erfüllte dennoch durch das Feuer seiner Worte und durch seine heldenhafte Haltung das ganze Heer mit unendlicher Siegeszuversicht. Am 5. December kam es bei Leuthen zur Schlacht, in welcher das österreichische Heer die schwerste seiner bisherigen Niederlagen erlitt, zersprengt und in wilde Flucht geworfen wurde und

einige zwanzigtausend Mann auf dem Schlachtfelde oder als Gefangene in den Händen des Siegers zurückließ, der seinen eignen Verlust nur auf 5000 Mann berechnete. Bei der bald darauf erfolgten Wiedereinnahme von Breslau machte Friedrich nochmals 17,000 Oesterreicher zu Gefangenen, Karl von Lothringen mußte ganz Schlesien bis auf Schweidnitz räumen und von seinem großen und stattlichen Heere rettete er kaum den dritten Theil über die böhmische Gränze.

Auch im Norden von Deutschland machten die preußischen Waffen gegen Ende des Jahres Fortschritte. Der Feldmarschall Lehwald wendete sich nach dem Rückzuge der Russen gegen die Schweden, vertrieb dieselben aus preußisch Pommern und zwang sie, auch schwedisch Pommern bis auf Stralsund und die Insel Rügen zu räumen, so daß er seine Winterquartiere in Feindesland nehmen konnte. — In Niedersachsen wurde wenigstens so viel gewonnen, daß nach Abberufung des Herzogs von Cumberland ein bewährter Kriegsmann, Herzog Ferdinand von Braunschweig, an die Spitze des verbündeten Heeres der Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger u. s. w. trat und dasselbe, unter Kündigung des Vertrags zu Zeeven, in kriegstüchtigen Zustand setzte.

Die wesentliche Verbesserung der kriegerischen Lage Friedrich's war indessen nicht der einzige Vortheil, welchen der König den Ereignissen der letzten Monate verdankte. Die ungeheure Uebermacht seiner Feinde und seine Ausdauer in dem ungleichen Kampfe verschafften ihm die lebhafte Theilnahme, seine glänzenden Erfolge die Bewunderung der öffentlichen Meinung von Europa.

Das preußische Volk zunächst, das im Anbeginn den jetzigen Krieg so wenig wie die beiden vorhergegangenen gutgeheißen, wiewohl es seine Mißbilligung nur durch ein beredtes Schweigen ausgedrückt, erwärmte sich allmälig bis zur Leidenschaft für das Waffenspiel, an dessen Ausgange das Schicksal des Königs und des Staates hing. In ganz Deutschland,

das seit unvordenklichen Zeiten keine große persönliche Erscheinung in seiner Mitte gesehen, wurde Friedrich der Günstling des Volks, vorzugsweise allerdings des protestantischen, das in ihm den Vorkämpfer der Sache der Reformation zu erkennen glaubte und von einem Siege der ihm gegenüberstehenden beiden katholischen Hauptmächte die schlimmsten Befürchtungen hegte, aber auch in katholischen Ländern, deren Contingente in der Reichsarmee und im österreichischen Heere nicht selten ihre Unlust zum Dienste gegen den ketzerischen Preußenkönig in unzweideutiger Weise bethätigten. In England steigerte sich die Vorliebe des Volks für Friedrich bis zur Begeisterung, welche den Hof, das Ministerium, das Parlament, gern oder ungern, mit sich fortriß, und selbst unter den Franzosen war die Zahl Derjenigen, welche den feindlichen preußischen Waffen Glück wünschten, vielleicht größer, als die der Andersgesinnten. — Auch in Rußland hatte der König warme Freunde und Bewunderer und in erster Reihe den Herzog Peter von Holstein, Neffen und Thronfolger der Kaiserin Elisabeth, welcher der preußischen Sache demnächst den wichtigsten unmittelbaren Vorschub leisten konnte.

Schon in den ersten Tagen des Januar 1758, nachdem die Kaiserin Elisabeth genesen und die Regierung wieder in die eigne Hand genommen, rückten die Russen unter General Fermor von Neuem in Preußen ein, das sie, ohne Widerstand zu finden, im Namen der russischen Krone in Besitz nahmen. Der damit angekündigten Absicht der dauernden Eroberung verdankte Preußen dies Mal eine schonende Behandlung, während die benachbarten pommerschen und märkischen Landstriche, deren die Russen sich mit dreister Verletzung des polnischen Gebietes bemächtigten, die gewohnheitsmäßigen Gräuel der moskowitischen Kriegführung zu erdulden hatten, wiewohl Fermor den Schandthaten seiner Soldaten nach Kräften und selbst durch barbarische Strafen zu steuern bemüht war.

Der russische General hatte im Anfange des August die

Belagerung von Küstrin begonnen, als Friedrich, nachdem er durch die Einnahme von Schweidnitz die Wiedereroberung von Schlesien vollendet und von dort aus einen vergeblichen Einfall nach Mähren und einen meisterhaften Rückzug durch Böhmen gemacht, zum Entsatze jenes wichtigen Platzes herbeieilte. Bei Zorndorf traf er am 25. August mit dem fast doppelt so starken Feinde zusammen, der Kampf war hartnäckig, die Russen erlitten ungeheure Verluste, zumal durch die vom General Seidlitz geführte Reiterei, behaupteten sich jedoch, ebenso wie die Preußen, in ihren ursprünglichen Stellungen. Einige Wochen später, nachdem noch ein russischer Angriff auf die kleine Festung Kolberg an dem heldenmüthigen Widerstande der schwachen Besatzung und der Bürgerschaft gescheitert, ging Fermor über die Weichsel zurück.

Der Russen einigermaßen entledigt, wandte sich der König nach Sachsen, um seinem Bruder Heinrich zu Hülfe zu kommen, welcher dort den Oberbefehl führte und jetzt von den Oesterreichern unter dem Feldmarschall Daun — denn Karl von Lothringen war, nachdem er bei Leuthen die fünfte Niederlage durch Friedrich erlitten, von der öffentlichen Meinung, trotz der persönlichen Vorliebe seiner Schwägerin, Maria Theresia, zur Abdankung gezwungen — mit bedeutender Uebermacht bedroht wurde. Uebergroßes Selbstvertrauen und Unterschätzung des Gegners veranlaßten den König, gegen die dringenden Vorstellungen der Generale seiner Umgebung, dem österreichischen Feldherrn die augenscheinlichsten Blößen zu geben, Daun benutzte dieselben wider alles Erwarten Friedrich's und brachte dem Könige am 13. October bei Hochkirch, in der Nähe von Bautzen, eine schwere Niederlage bei, die indessen, da Daun seinen Sieg nicht mit Nachdruck verfolgte, ohne beträchtliche Einwirkung auf den weiteren Gang der Ereignisse blieb. Friedrich behauptete sich im Besitze von Sachsen und die Oesterreicher gingen nach Böhmen zurück.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze eröffnete der Herzog

von Braunschweig mit den Truppen der deutschen Bundesgenossen Preußens, zu denen endlich auch 12,000 Mann Engländer stießen, im Februar den Feldzug gegen das bisherige Heer des Herzogs von Richelieu, der inzwischen wegen seiner schamlosen Erpressungen den weniger habgierigen, aber ziemlich untauglichen Grafen Clermont zum Nachfolger erhalten hatte. Die Franzosen, ohne Mannszucht, schlecht geführt, von der eigenen Regierung vernachlässigt, geriethen alsbald in entschiedenen Nachtheil gegen die Verbündeten und wurden während der Frühlingsmonate über den Rhein zurückgedrängt. Unter der Führung eines besseren Generals jedoch, des späteren Marschalls Contades, konnten sie zwar im Sommer mit verstärkten Streitkräften wieder bis nach Westphalen vorrücken, sahen sich jedoch durch das überlegene Feldherrntalent des Herzogs Ferdinand gleichwohl genöthigt, ihre Winterquartiere jenseits des Rhein zu nehmen. — Das zweite französische Heer unter Soubise, der den Auftrag gehabt, Contades in der Wesergegend die Hand zu reichen, zog sich aus Thüringen und Hessen, wo es seit seiner Niederlage bei Roßbach beinahe unthätig gestanden, an den Main zurück.

Dorthin folgte Herzog Ferdinand den Franzosen, die inzwischen in dem Herzoge von Broglie auch hier einen neuen Befehlshaber erhalten, im Frühjahre 1759; nach einer bei Bergen, in der Nähe von Frankfurt, erlittenen Schlappe kehrte er nach Westphalen zurück, zumal auch der Marschall Contades sich vom Rheine aus dorthin in Bewegung setzte. Broglie folgte dem Herzoge, die beiden französischen Heere vereinigten sich an der Weser und Ferdinand erfocht am 31. Juli bei Minden gegen die feindliche Uebermacht einen glänzenden Sieg. Contades wurde in Folge dieser Niederlage abberufen, Broglie erhielt den Oberbefehl über beide französische Heere, war jedoch nicht im Stande, dem Herzoge das Gebiet zwischen Weser und Rhein wieder streitig zu machen und nahm seine Winterquartiere in den Maingegenden.

Weniger glücklich waren, trotz einiger anfänglichen Erfolge, die Waffen des Königs selbst im Laufe des Jahrs 1759. Das russische Heer, jetzt unter Soltikoff, rückte abermals durch Polen in Brandenburg ein, wo General Wedell dasselbe bei Kay vergebens aufzuhalten suchte, in Schlesien drohete Daun die Oberhand zu gewinnen und selbst das Reichsheer, seit dem Tage bei Roßbach ein ziemlich nutzloser Beiläufer der Oesterreicher und in Verbindung mit einem österreichischen Corps noch im Mai durch preußische Streifpartheien aus Thüringen vertrieben und in Franken bis nach Nürnberg zurückgedrängt, gewann in den folgenden Monaten wieder Boden und bemächtigte sich sogar eines Theiles von Sachsen, das Friedrich inzwischen von Truppen hatte entblößen müssen, um den Russen die Spitze zu bieten und um die Vereinigung derselben mit den Oesterreichern zu verhindern, welche Daun in zwei Abtheilungen unter den Generalen Haddik und Laudon durch die Lausitz hervorbrechen ließ. Haddik wurde in der That zurückgeworfen, Laudon dagegen stieß mit 18,000 Mann zu Soltikoff. Friedrich, mit 48,000 Mann einem fast doppelt so starken Feinde gegenüber, entschloß sich gleichwohl zum Angriff, in der Ueberzeugung, daß nur ein rascher und vollständiger Sieg ihn retten könne. Statt des Sieges aber, den er nach den ersten Stunden des Kampfes schon in Händen zu haben glaubte, wurde ihm — am 11. August, bei Kunersdorf in der Nähe von Frankfurt — die furchtbarste aller Niederlagen zu Theil. Das preußische Heer verlor 18,000 Mann mit 172 Stücken Geschütz und räumte den Kampfplatz in gänzlicher Auflösung. Dem Könige selbst raubte der zerschmetternde Schlag, den er durch Frevelmuth selbst verschuldet, zum ersten Male Fassung, Besinnung, Willenskraft; er wurde in stummer Betäubung gewaltsam von dem verlorenen Schlachtfelde hinweggeführt und es währte mehrere Tage, bis er sich selber wiederfand.

Der russische Feldherr, welcher gleichfalls ungeheure Ver-

luste gehabt, ließ dem Könige Zeit, die Trümmern seines Heeres zu sammeln, durch Heranziehung frischer Truppenkörper zu verstärken, wieder kampffähig zu machen. Von österreichischer und französischer Seite gedrängt, gegen Berlin vorzurücken und dem Kriege in der Hauptstadt Friedrich's ein Ende zu machen, berief sich Soltikoff auf die bisherigen Leistungen des russischen Heeres, denen es die Oesterreicher, obgleich die Hauptbetheiligten, noch lange nicht gleichgethan; seine Truppen seien erschöpft, es fehle ihnen an dem Nothwendigsten und er habe keinen Anlaß, seine bisherigen Erfolge in einer neuen Schlacht auf das Spiel zu setzen. Nachdem sie sich Wochen lang unthätig gehalten, setzten sich die Russen nicht gegen Berlin, sondern gegen Schlesien in Bewegung, wichen jedoch dem Könige aus, der sich ihnen in den Weg stellte und traten im October den Rückmarsch durch Polen nach der untern Weichsel an.

Nach dem Abzuge der Russen wendete sich der König nach Sachsen, wo Daun und die Reichsarmee, jetzt unter dem Herzoge von Zweibrücken, unterdessen das entschiedene Uebergewicht erlangt hatten und selbst Dresden verloren gegangen war. Die Bemühungen Friedrich's, diesen ihm sehr empfindlichen Verlust wieder gut zu machen, mißlangen und führten sogar ein neues Mißgeschick herbei, die Gefangennahme einer Heeresabtheilung von 12,000 Mann, mit welcher sich der General Fink durch Capitulation bei Maxen an den Feldmarschall Daun ergeben mußte. Ein großer Theil von Sachsen indessen blieb gleichwohl in der Gewalt des Königs. — Die erneuten Angriffe der Schweden wurden in diesem wie im vorigen Jahre mit geringem Kraftaufwande zurückgewiesen.

Hatte Friedrich den Kampf gegen eine ungeheure Uebermacht drei Jahre hindurch im Ganzen genommen glücklich bestanden, so war doch seine Gegenwehr augenscheinlich schwächer, seine Lage mit jedem Feldzuge schwieriger geworden. Verarmt an Menschen und Geld und theilweise sogar in Feindesgewalt,

konnte ihm sein Land, bei der größten Opferwilligkeit, die Mittel zur Kriegführung nur noch in rasch abnehmendem Maße liefern, das Heer schwand zusammen und verschlechterte sich in seinen Bestandtheilen, da man bei Ergänzung desselben je länger desto weniger wählerisch sein durfte, der Geldmangel wuchs, trotz der unbarmherzigsten Brandschatzungen in Feindesland, bis an die Gränze des Bankerotts.

Mancherlei Versuche des Königs, diese oder jene Macht, namentlich Frankreich, dem Bündnisse seiner Gegner abwendig zu machen, oder auch Spanien, die Türkei, Sardinien für sich in Waffen zu bringen, schlugen fehl. Außer dem britischen Beistande war und blieb seine einzige auswärtige Hülfe die politische Uneinigkeit seiner militärisch verbündeten Feinde, die Vielköpfigkeit ihrer Kriegführung, die gegenseitige Eifersucht ihrer Feldherren — mit einem Worte, die jeder Bundesgenossenschaft anhaftende Schwäche gegenüber einem einheitlichen Willen, der in Verbindung mit Friedrich's kriegerischem Genius allerdings die gegnerischen Vortheile einigermaßen aufwog.

Im Feldzuge von 1760 konnte Friedrich den Oesterreichern, Russen, Schweden und Reichstruppen, welche zusammen 280,000 Mann zählten, nur 90,000 Preußen entgegenstellen, während dem 75,000 Mann starken Heere des Herzogs Ferdinand von Braunschweig 115,000 Franzosen gegenüberstanden. Der König selbst übernahm den Oberbefehl in Sachsen, während sein Bruder Heinrich an die Spitze des schlesischen Heeres trat. Friedrich suchte eine entscheidende Schlacht, welcher Daun beharrlich auswich, und belagerte Dresden ohne Erfolg; Prinz Heinrich seinerseits erlitt durch die Vernichtung einer Heeresabtheilung unter General de la Motte Fouqué einen Verlust von 12,000 Mann, der ihn außer Stand setzte, die von verschiedenen Seiten in Schlesien einbrechenden Oesterreicher und Russen länger aufzuhalten. Der König mußte sich entschließen, Sachsen einstweilen preiszugeben, um seinem

Bruder Hülfe zu bringen. Ein bei Liegnitz am 15. August über Laudon erfochtener Sieg veranlaßte auch die im Anmarsche auf Breslau begriffenen Russen zum Rückzuge, der dann die Ursache heftiger Zerwürfnisse zwischen diesen und den Oesterreichern wurde. Erst nach langem Hader verständigte man sich dahin, daß, während Friedrich die Oesterreicher aus Schlesien verdrängte, der russische General Tottleben in Gemeinschaft mit dem österreichischen General Lascy sich auf Berlin werfen sollte. Die preußische Hauptstadt leistete einige Tage lang tapfern Widerstand, mußte sich aber am 9. October ergeben. Der Feind erhob eine Brandschatzung von 1,700,000 Thalern, führte eine Menge von Kriegsgeräth fort, plünderte einige königliche Schlösser der Nachbarschaft, räumte jedoch die Stadt schon nach vier Tagen auf die Nachricht, daß der König von Schlesien aus im Anzuge sei. Die Russen gingen an die Weichsel, die Oesterreicher nach Sachsen zurück, wo Lascy sich mit Daun vereinigte. Friedrich, sobald er die Befreiung von Berlin erfahren, schlug gleichfalls die Richtung nach Sachsen ein, das inzwischen vollends für ihn verloren gegangen war und dessen er sich um jeden Preis wieder zu bemächtigen gedachte. Bei Torgau kam es am 3. November zwischen Friedrich und Daun zu einer der blutigsten Schlachten des ganzen Krieges, welche, nachdem sie bereits für Friedrich verloren schien, durch das schließliche Eingreifen des tapfern Reitergenerals Ziethen gewonnen wurde.

In Folge dieses Sieges fiel Sachsen, mit Ausnahme von Dresden, wieder in preußische Gewalt. Auch in dem größten Theile von Schlesien blieben die Preußen unter General Golz Meister des Feldes gegen Laudon. In Pommern konnten die Schweden, wie gewöhnlich, nur eine unbedeutende Streitmacht ins Feld stellen und ein Angriff, den sie in Verbindung mit den Russen zu Wasser und zu Lande auf Kolberg machten, scheiterte wiederum an der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Besatzung und der Bürgerschaft der kleinen Stadt.

In Hessen, Niedersachsen und am Rhein führte Herzog Ferdinand und sein Neffe, der braunschweigische Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, den Krieg gegen die Franzosen mit großem Ruhm, aber mit wenig Glück. Die Franzosen konnten sich in Kassel und Göttingen festsetzen, die hessische Festung Ziegenhain fiel in ihre Hände, ihre Stellung überhaupt war gegen Ende des Jahrs 1760 besser als im Anfange desselben.

Im Februar des folgenden Jahres aber eröffnete Herzog Ferdinand den Feldzug mit gutem Erfolge, indem er die weit ausgedehnten Winterquartiere des Feindes überfiel und denselben bis an den Main und den Rhein zurückwarf. Die französischen Marschälle Broglie und Soubise konnten erst nach mehreren Monaten wieder angriffsweise vorgehen, sich aber in gegenseitiger Eifersucht nicht über gemeinschaftliches Handeln verständigen und deshalb von ihrer Ueberzahl — 100,000 gegen 70,000 Mann — keinen wirksamen Gebrauch machen. Herzog Ferdinand behielt vielmehr gegen den einen und den andern in mehreren Treffen die Oberhand und zwang endlich Soubise, über den Rhein zurückzugehen, während Broglie in Hessen und in den Maingegenden überwinterte.

Die im vorigen Jahre aus Sachsen nach Thüringen gedrängte Reichsarmee, deren Oberbefehl nach mehrfachem Wechsel — da jeder Reichsfeldherr sich seines mißlichen und wenig ruhmreichen Amtes so bald wie möglich wieder entledigte — an den österreichischen General Serbelloni gekommen war, wurde im Frühjahre 1761 durch kleine preußische Truppenabtheilungen bis in die Gegend von Bamberg verjagt. Im Juni jedoch rückte sie wieder vor, um zu dem Feldmarschall Daun zu stoßen, welcher seit sechs bis sieben Monaten mit einem sehr ansehnlichen Heere in und bei Dresden stand, ohne gegen den viel schwächern Prinzen Heinrich irgend etwas Ernstliches zu unternehmen. Nachdem er sich mit der Reichsarmee in Verbindung gesetzt und überdies Zuzug aus Schlesien erhalten, dehnte sich Daun über einen größern Theil von Sachsen aus, ohne daß

es jedoch zu nennenswerthen anderweitigen Kriegsereignissen gekommen wäre.

In Schlesien stand seit dem Mai der König selbst dem österreichischen Hauptheere unter Laudon gegenüber, dem eine starke russische Streitmacht, welche unter General Buturlin durch Polen heranzog, die Hand zu reichen suchte. Die nächste Aufgabe Friedrich's war, die Vereinigung der beiden feindlichen Heere zu verhindern, welche ihn mit dreifacher Uebermacht zu erdrücken drohten. Anfänglich gelang es der Feldherrnkunst des Königs, Oesterreicher und Russen auseinanderzuhalten, um die Mitte August jedoch ging die gefürchtete Vereinigung derselben vor sich, die ihm keine andere Wahl ließ, als den Feind in einem stark befestigten Lager — bei Bunzelwitz zwischen Striegau und Schweidnitz — zu erwarten und wo möglich zu ermüden. Von allen Seiten eingeschlossen, sollte das preußische Lager am 2. September nach einem von Laudon entworfenen Plane mit der ganzen österreichisch-russischen Heeresmacht angegriffen werden, als Buturlin plötzlich nicht nur seine Mitwirkung versagte, sondern auch mit dem größten Theile seiner Truppen nach Polen aufbrach, indem er nur 20,000 Mann unter dem General Tschernitscheff bei Laudon zurückließ. Dieser fühlte sich jetzt nicht mehr stark genug zur Ausführung des beabsichtigten Angriffs, zog sich vielmehr gleichfalls in eine feste Stellung zurück, von welcher aus er durch die Ueberrumpelung von Schweidnitz den Feldzug mit einem schweren Schlage gegen Friedrich beendigte. — Einen andern empfindlichen Verlust erlitt der König noch kurz vor Ende des Jahrs durch den Fall von Kolberg, das nach wiederholter langer Belagerung von Russen und Schweden durch Mangel an Lebensmitteln zur Capitulation gezwungen wurde.

Der König hatte sich während des Jahrs 1761 wider alle Wahrscheinlichkeit nochmals am Rande des Abgrunds behauptet, war aber durch anhaltenden äußersten Kraftaufwand der Art geschwächt, daß sein Sturz von dem nächsten Schicksalsschlage erwartet werden mußte: die Hälfte der preußischen Lande in Feindeshand, die andere Hälfte kaum noch steuerfähig, das Heer auf 60,000 Mann herabgeschmolzen, großen Theils unzuverlässig und entmuthigt; der König selbst glaubte kaum noch an die Möglichkeit der Rettung und hielt sich nur durch eine fast übermenschliche Willenskraft aufrecht. Und in dieser Lage kündigte ihm die britische Regierung in Folge eines Ministerwechsels, welcher an Stelle Pitt's den friedenssüchtigen Lord Bute an das Staatsruder gebracht, das seit 1758 gezahlte Jahrgeld von 4 Millionen!

Zwischen England und Frankreich hatten bereits zu wiederholten Malen Friedensverhandlungen stattgefunden, die hauptsächlich an der beharrlichen Weigerung Pitt's, Preußen fallen zu lassen, gescheitert waren. Der Nachfolger desselben zeigte sich sofort bereit, Friedrich gänzlich preiszugeben, ja er scheute sich nicht, mit Russen und Franzosen geradezu verrätherische Einverständnisse gegen den Bundesgenossen Englands einzugehen. Da indessen Friedrich bei dem englischen Volke in hoher Gunst stand, so mußte die von dem englischen Minister gegen ihn angezettelte Verschwörung mit großer Vorsicht ins Werk gesetzt werden, der König gewann also Zeit und der Aufschub brachte ihm Hülfe.

Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth und ihr Neffe und Nachfolger, Peter III., dessen bekannte preußenfreundliche Gesinnung wahrscheinlich längst einen lähmenden Einfluß auf die russische Kriegführung ausgeübt, sagte sich sofort von der Gemeinschaft mit den Feinden Friedrich's los, berief Tschernitscheff vom Heere Laudon's ab und schloß rasch nach einander Waffenstillstand, Frieden, Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen. Schweden, das sich seiner Ohnmacht hinlänglich bewußt geworden, beeilte sich jetzt gleichfalls, Frieden zu machen.

Der beiden nordischen Feinde entledigt, konnte Friedrich mit frischer Siegeshoffnung die ganze Wucht seiner Waffen

gegen Oesterreich kehren, das sich fort und fort gegen den Frieden hartnäckig sträubte. Tschernitscheff mit seinem Heere stand den Preußen jetzt in Schlesien zur Seite. Bevor es indessen zu einer Erprobung dieser neuen Bundesgenossenschaft auf dem Schlachtfelde kam, im Juli, wurde Peter III. entthront und ermordet, und seine Gemahlin und Nachfolgerin, Katharina II., aus ähnlichen Gründen wie Maria Theresia und die Marquise von Pompadour eine persönliche Feindin Friedrich's, zögerte keinen Augenblick, die russischen Hülfstruppen aus dem Lager des Königs abzuberufen. Nach einigen Tagen des Schwankens jedoch, und nachdem sie aus der Durchsicht des Briefwechsels zwischen Peter III. und Friedrich versöhnlichere Gesinnungen gegen den König gewonnen, entschloß sich die Zaarin zwar das Bündniß mit Preußen aufzugeben, den eingegangenen Friedensvertrag aber anzuerkennen.

Der Mittelpunkt des Krieges in Schlesien wurde Schweidnitz, an dessen Wiedereroberung Friedrich seine ganze Kunst und Kraft setzte, das aber gleichwohl erst nach mehrmonatlicher Belagerung am 8. Oktober in seine Hände fiel, zu spät im Jahre, um diesen Erfolg, so wichtig er war, seinem vollen Werthe nach auszunützen. — In Sachsen kämpfte Prinz Heinrich gegen den österreichischen General Haddik und die Reichsarmee, an deren Spitze jetzt ein Graf Stolberg stand, mit wechselndem Erfolge, bis ihm ein Sieg bei Freiberg am 29. Oktober die schließliche Oberhand gab. Der Versuch des inzwischen aus Schlesien herbeigeeilten Königs, sich Dresdens wieder zu bemächtigen, mißlang; dagegen konnten preußische Streifpartheien nach Böhmen, Mähren, Franken ausgeschickt werden, denen mancher kühne Reiterstreich gelang, die namentlich in Bamberg und Nürnberg starke Contributionen beitrieben und den Reichstag zu Regensburg in Schrecken setzten.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze blieb der Herzog von Braunschweig auch im Jahre 1762 im Vortheil gegen die Franzosen, obgleich das englische Ministerium denselben

unter der Hand mancherlei Vorschub leistete, weil es in der möglichst großen Ueberlegenheit der Franzosen den besten Vorwand für das Preisgeben Friedrich's zu finden meinte und außerdem die beim Friedensschluß unvermeidliche Rückgabe einiger der von England eroberten französischen Kolonien als einen Austausch gegen den von Frankreich in Deutschland genommenen Pfandbesitz zu rechtfertigen gedachte.

Nachdem die Vorverhandlungen Jahr und Tag gewährt, kam der Friede zwischen England und Frankreich am 10. Februar 1763 in Paris zum Abschluß. Deutschland war bei den Bedingungen desselben nur insofern betheiligt, als beide Mächte sich verpflichteten, das deutsche Gebiet zu räumen und sich in keiner Weise in den österreichisch-preußischen Krieg ferner einzumischen — ein Abkommen, welches den heftigen Unwillen des englischen Volks erregte und den Sturz des Lord Bute herbeiführte. Das deutsche Reich, das heißt die auf österreichischer Seite stehenden süddeutschen Staaten, gaben nunmehr die habsburgische Sache verloren und erklärten unter dem frischen Eindruck der schlimmen Kriegserfahrungen, die manche von ihnen noch unlängst auf eigenem Gebiete gemacht, noch vor Ende des Jahrs 1762 durch Reichstagsbeschluß ihre Neutralität.

Nach dem Abfall aller ihrer Bundesgenossen mußte sich endlich auch Maria Theresia, deren leidenschaftlicher Haß allein die Kriegsflamme so lange lebendig erhalten, zum Frieden verstehen. Der Abschluß desselben erfolgte am 15. Februar 1763 auf dem Schlosse Hubertusburg in Sachsen auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege. In einem geheimen Artikel des Vertrages versprach Friedrich, dem Erzherzoge Joseph, ältesten Sohne Maria Theresia's, seine Stimme bei dessen Bewerbung um die Anwartschaft auf den Kaiserthron.

Die ganze Schwere des Krieges hatte auf Norddeutschland gelastet, während Oesterreich, Baiern, Schwaben, die oberrheinischen Lande gänzlich verschont geblieben und Franken von den Ereignissen nur flüchtig berührt worden war. Niedersachsen und die von hier aus dem Deutschthum wiedergewonnenen Landschaften jenseits der Elbe waren zum ersten Male Arm in Arm auf den geschichtlichen Schauplatz getreten, zur Vertheidigung gegen eine Uebermacht, derjenigen ähnlich, welche einst Karl der Große gegen Wittekind und sein Volk in das Feld geführt; wie vor tausend Jahren der alte, so hatte jetzt der alte und der neue Sachsenboden eine riesenhafte Widerstandskraft bewährt, wie damals trug sein Volk furchtbare Wunden aus dem Kampfe davon, dies Mal aber nicht als Besiegter, sondern, Dank der breiteren Unterlage, die es seit jener Zeit gewonnen, als Sieger. Mochte diese erste Vereinigung Norddeutschlands zum gemeinschaftlichen Waffenwerke ein Zufall sein, an welchem die Stammgenossenschaft keinen wahrnehmbaren Antheil hatte, so lag doch in dem gewaltigen Ergebnisse derselben ein Fingerzeig des Schicksals, dessen volles Verständniß freilich einem spätern Menschenalter vorbehalten blieb.

Groß wie der Erfolg selbst, waren allerdings die Opfer, mit denen derselbe erkauft worden, Opfer nicht bloß an Gut und Blut, sondern auch an sittlichen Besitzthümern. Einen Maßstab für die schweren Einbußen, welche der materielle und der Culturzustand Deutschlands während des siebenjährigen Krieges erlitten, giebt in der Anwendung auf verschiedene Verhältnisse die Handlungsweise des Königs selbst.

Die schlimmen Erfahrungen, welche Friedrich während der Zeit, wo die Oesterreicher die Oberhand in Schlesien gewonnen, bezüglich der Gesinnungen der dortigen katholischen Geistlichkeit gemacht, veranlaßten ihn zu den strengsten Vorkehrungen gegen jeden gefährlichen Gebrauch ihres Einflusses. Mit dem Vertrauen, welches Friedrich den schlesischen Katholiken entgegengebracht, schwächte sich auch der Grundsatz ihrer vollen Gleichberechtigung mit den Protestanten ab, zu dem sich der König früher mit Wort und That bekannt. Würdenträger der katholischen Kirche und geistliche Körperschaften, die Anfangs mit auffälliger Gunst behandelt waren, hatten jetzt den Verdacht österreichischer Gesinnungen und Umtriebe an Geld und Gut empfindlich zu entgelten. Als schwerstes Staatsverbrechen galt jede priesterliche Aeußerung, die als Verleitung zur Fahnenflucht gedeutet werden konnte. Der Tod am Galgen, und zwar unter Versagung des geistlichen Beistandes, war nicht nur dem Ausreißer und seinem Rathgeber angedroht, sondern auch Demjenigen, welcher unterlassen, ihn anzuhalten oder anzuzeigen, wäre es auch — bis zu dieser Verleugnung des heiligsten Sittengesetzes vergaß sich der König — der eigne Vater oder Sohn, die eigne Mutter oder Frau.

Die wachsende Finanznoth Friedrich's veranlaßte eine Reihe der härtesten und wirthschaftlich verderblichsten Maßregeln. Da die laufenden Einnahmen sammt den englischen Zuschüssen bei Weitem nicht ausreichten zur Deckung der preußischen Kriegskosten, während eine Erhöhung der gewöhnlichen Steuern eben so unthunlich war, wie die Bewerkstelligung ausgiebiger Anleihen, so glaubte sich der König durch das Recht der Nothwehr darauf angewiesen, das erforderliche Geld bei seinen Widersachern zu nehmen, wo immer es zu finden war, zumal in den von ihm besetzten feindlichen Landen. Sachsen insbesondere wurde ausgesogen bis auf das Mark, mit schonungsloser Planmäßigkeit, aber ohne nutzlose Gehässigkeit, ohne unfruchtbare Mißhandlung, besonders ohne Eigenmacht des Kriegsvolks und ohne Unterschleif der Vollzugsbeamten. Obgleich daher die Summe der während des ganzen Krieges von den Preußen in Sachsen unter verschiedenen Namen und in mannichfaltigen Formen erhobenen Contributionen sich auf 40 bis 50 Millionen Thaler belief, litt das Land, nach dem Zeugniß seiner Einwohner, unter dieser ungeheuern Last doch

weniger, als unter den regellosen Erpressungen, welche es, wenn auch in viel geringerem Gesammtwerth, von den eignen Bundesgenossen, den Oesterreichern und der Reichsarmee, zu erdulden hatte. — Einer rohen und unentschuldbaren Eigenthumszerstörung indessen machte sich Friedrich selbst in Sachsen schuldig durch die auf sein Geheiß erfolgte Verwüstung der Besitzungen des Grafen Brühl, eine persönliche Rache, die er selbst schon in dem Augenblicke, wo er sie ausübte, als seiner unwürdig dadurch anerkannte, daß er sich weigerte, seinen Namen dazu herzugeben.

Nächst Sachsen hatte Mecklenburg, das sich gleichfalls auf die Seite der Feinde Friedrich's geschlagen, diesen Abfall von seinem natürlichen Schutzherrn durch schwere Geldstrafen zu büßen. Die Summe, welche Mecklenburg zu den preußischen Kriegskosten beitragen mußte, wird auf 17 Millionen Thaler geschätzt und überstieg nach zeitgenössischer Berechnung den Werth des gesammten Grund und Bodens im ganzen Lande. Auch auf Anhalt, dessen Fürsten sich nach dem Tode des „alten Dessauers" mehr oder weniger entschieden von Preußen abgewendet, lag die Hand Friedrich's sehr schwer, und wo überhaupt seine Waffen feindliches Gebiet auch nur flüchtig berührten, wurden sofort möglichst starke Brandschatzungen beigetrieben.

Da der Bedarf indessen immer noch größer blieb, als die Mittel, so trug der König kein Bedenken, zur Ergänzung derselben auch die massenhafte Ausprägung schlechten und immer schlechtern Geldes in Anwendung zu bringen. Gleichwohl trat endlich eine trostlose Leere in seinen Kassen ein, so daß die Staatsbeamten ihre Besoldung nur noch in Scheinen ausbezahlt erhielten, die auf den fünften Theil ihres Nennwerths sanken. Und dennoch glaubte sich der König genöthigt, auch nach Beendigung des Krieges fort und fort ein Heer von 190,000 Mann zu halten, das wenigstens drei Viertheile aller Staatseinnahmen verschlang.

Für alle Leiden aber, welche der siebenjährige Krieg über Preußen und die Nachbarländer gebracht, gab es eine große Entschädigung in der sittlichen und politischen Gesammtwirkung, welche seine Ereignisse und sein Ausgang auf ganz Deutschland ausübten, wenn auch im Süden nicht in gleichem Maße wie im Norden. Deutschland hatte endlich wieder einen Helden gefunden, den es bewundern konnte, an dessen Größe es sich selbst emporhob, der seinem bescheidenen Stolze eine Genugthuung verschafft für hundertjährige französische Mißhandlungen. Nach dem Tage bei Roßbach versuchte das deutsche Nationalgefühl, das in der bisherigen deutschen Geschichte überhaupt nur in seltenen und kurzen Augenblicken zum Bewußtsein gekommen, seit langer Zeit wieder seinen ersten Flügelschlag. Der gesunde Naturtrieb des Volkes fühlte heraus, daß jener Sieg, obwohl zugleich gegen die Reichsarmee, dennoch *für Deutschland* gewonnen sei und selbst dem katholischen Süden half der Dank für die Niederlage der Franzosen über die miterlittene Demüthigung leicht hinweg. Die einzelnen Ausstellungen vollends, welche sich mit gutem Grunde an der Persönlichkeit und an der politischen Handlungsweise Friedrich's machen ließen, blieben ohne allen Einfluß auf das öffentliche Urtheil, das, eben so wie die Geschichte selbst, nur mit runden Zahlen rechnet, ein großes Ganze nicht in kleine Bruchtheile zerlegt. Hat doch auch die schärfste nachträgliche Kritik dem Könige Friedrich den Namen des Großen nicht mit Erfolg streitig machen können, welchen er aus dem siebenjährigen Kriege davontrug!

Den vollen Umfang seines eignen Werkes freilich konnte der König selbst unmöglich übersehen. Für Gegenwart und Zukunft stand einstweilen nur fest, daß es nunmehr zwei ebenbürtige Mächte in der deutschen Staatenwelt gab, für welche das gegenseitige Mißtrauen und der heimliche und offene Kampf um den Vorrang zum Naturgesetz werden mußte. Wenn dieser scharfe Gegensatz die stockenden deutschen Staats-

verhältnisse in Fluß brachte, so wurde schon damit ein unschätzbarer Vortheil gegen den bisherigen faulen Stillstand gewonnen, in welchem alle politische Triebkraft erstickte und aus dem schon längst nur noch eine gewaltsame Befreiung möglich war, wiewohl kein Scharfblick der damaligen Zeit zu erkennen vermochte, an welcher Stelle und in welcher Weise etwa der rettende Durchbruch erfolgen könne. Das Haus Oesterreich freilich und mit ihm das Kaiserthum hatte seinen Beruf zu großer deutscher That seit dem sechzehnten Jahrhundert unwiderruflich verwirkt und in dem Westphälischen Frieden auch bereits eine unzweideutige Verzichtleistung auf die Initiative und auf den Ausschlag in Sachen der Nation ausgesprochen. Daß aber die politische Aufgabe, welche für Oesterreich zu schwer gewesen, die Erlösung Deutschlands aus Verfassungslosigkeit und Ohnmacht, nunmehr auf Preußen übergehen werde, lag auch nach den Erfolgen des siebenjährigen Krieges jenseits aller Berechnung, und die ehrgeizigsten Wünsche Friedrich's reichten schwerlich bis zu einer solchen Möglichkeit. Der Wille und der Plan des Königs ging jeden Falls nur bis zur Errichtung eines auf eigner Kraft ruhenden preußischen Staats, und wenn in und mit diesem Staate zugleich der Grundstein eines neuen Deutschland gelegt wurde, so geschah es vermöge jenes unbewußten geschichtlichen Werdens, dem Preußen seit den Tagen des großen Kurfürsten einen guten Theil seines Wachsthums verdankte.

Nach dem Hubertusburger Frieden wendete sich die Regierungsthätigkeit Friedrich's mit verdoppeltem Nachdruck den innern Angelegenheiten des Staatswesens zu. Es gab viele und schwere Wunden zu heilen, welche der Krieg den preußischen Landen geschlagen, lange Versäumnisse nachzuholen, wich-

tige Verbesserungen einzuführen, und der König widmete den Aufgaben der jetzigen Lage die gewohnte Kraft und Thätigkeit, deren Erfolg denn freilich auf diesem Gebiete durch das Maaß der politischen und wirthschaftlichen Erkenntniß seines Zeitalters bedingt war.

Die erste und angelegentlichste Sorge Friedrich's richtete sich natürlich auf die Wiederherstellung des durch die erlittenen Verluste tief zerrütteten Heerwesens, das seinem frühern Bestande möglichst rasch wieder genähert wurde. Den Landschaften, welche durch den Krieg am schwersten gelitten, half der König durch Darlehen und Geschenke auf, deren Gesammtsumme sich auf 24 Millionen belief, von denen freilich ein unverhältnißmäßig großer Theil dem zu Grunde gerichteten Adel in Schlesien, Pommern u. s. w. zu gut kam. Die durch königliche Vorschüsse ermöglichte Stiftung landschaftlicher Creditkassen hatte gleichfalls den Zweck, den wirthschaftlichen Bestand des Landadels zu schützen, der das feste Knochengerüst des Heerwesens hergab und demnach für die unentbehrliche Stütze des Staates selbst galt. Wenn der König zugleich in dem Ackerbau überhaupt die eigentliche Grundlage der preußischen Heeres- und Staatskraft erkannte, so wurde diese Einsicht doch gegenüber der Masse der bäuerlichen Bevölkerung kaum jemals zur umfassenden und eingreifenden That.

Die vielfachen Veranstaltungen Friedrich's zur Hebung des Gewerbfleißes erwiesen sich nicht selten als verfehlt und geradezu zweckwidrig, und noch weniger konnte der Handel unter den staatspolizeilichen Maßregeln gedeihen, durch welche der König denselben regeln zu müssen glaubte. Das Frankreich entlehnte Merkantilsystem, in Verbindung mit den unverhältnißmäßigen Finanzbedürfnissen, welche dem preußischen Staate aus seiner militärischen Lage erwuchsen, verfälschte die Gesichtspunkte, das Verfahren und die Ergebnisse der Wirthschaftspolitik Friedrich's. Der König fand auf diesem Gebiete seine wichtigsten Aufgaben darin, das Geld im Lande zurückzuhalten,

eine vortheilhafte Handelsbilanz zu gewinnen, jeden greifbaren Gegenstand der Besteuerung zu unterwerfen, und nur allzu oft wurden für diese mißverstandenen Anliegen die verwerflichsten Mittel in Anwendung gebracht: Verbot der Ausfuhr einheimischer Rohstoffe und der Einfuhr fremden Fabrikats, übermäßige Abgabenbelastung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Monopole. Die Handhabung dieses ökonomischen und fiscalischen Unwesens übertrug der König einer aus Franzosen zusammengesetzten Oberbehörde, welche, mit fast souveränen Vollmachten ausgestattet, ihre Unterbeamten zu vielen Hunderten gleichfalls in Frankreich anwarb und ihre Befugnisse mit dem ganzen Uebermuthe französischer Polizeigewalt gegen die preußischen Staatsbürger ausübte.

Der Ruhm Friedrich's und selbst seine Popularität überstanden die schwere Probe, auf welche sie durch so tief einschneidende Mißgriffe gestellt waren. Seine Geistesgröße und Charakterkraft, seine stolze geschichtliche Rolle, sein einleuchtendes Pflichtbewußtsein in Ausübung der obersten Macht, seine Selbstverleugnung im Dienste des Staats, sein unzweifelhaftes ernstes Bemühen um das Volkswohl hoben Friedrich über die gewöhnlichen Strafen königlicher Irrthümer und Verschuldungen hinweg. Wenn das preußische Volk manchen Regierungsfehler bitter empfand, so wurde es doch nicht irre an dem redlichen Willen des Königs, und die rechtmäßige Unzufriedenheit mit mancher seiner Handlungen beeinträchtigte nicht die allgemeine Verehrung seiner Person. Am wenigsten aber kam es dem öffentlichen Urtheile in den Sinn, dem Könige aus dem Besitze und der Uebung der unumschränkten Herrschaft einen Vorwurf zu machen, die von dem Jahrhundert vielmehr als der natürliche Verfassungszustand anerkannt wurde. Der königliche Absolutismus, welcher in den meisten europäischen Staaten wie von selbst entstanden war, den sich Dänemark durch eine Revolution errungen hatte, um den das von seinem Adelsregimente zu Grunde gerichtete Schweden andere Staaten

beneidete und dessen Gegensatz Polen dem Untergange sichtlich entgegenführte, war insbesondere für das erst im Werden begriffene Preußen das selbstverständliche Gesetz der Zeit, dessen Gültigkeit auch nicht dem leisesten Zweifel unterlag. Die nachträgliche Frage aber, ob es nicht im Berufe Friedrich's gelegen, auf diesen oder jenen Theil seiner Souveränetät zu Gunsten des preußischen Volks zu verzichten, kann nur von jener Schwachköpfigkeit aufgeworfen werden, welche nicht begreift, daß politische Macht sich nimmermehr durch Freiheitsbriefe übertragen läßt, sondern durch eigne Leistungen erworben sein will — gar nicht zu reden von der Vernunftwidrigkeit der Zumuthung, daß ein Meister des Fachs unberufene Hände zur Einmischung in seine Werkthätigkeit freiwillig heranziehe. War der Absolutismus ein Fehler des preußischen Staatswesens, so fiel derselbe wenigstens nicht dem Könige zur Last. Was Friedrich der Große im Sinne der öffentlichen Freiheit thun konnte, beschränkte sich im Wesentlichen auf die gewissenhafte Beobachtung der geltenden geschäftlichen Regel, auf das Einhalten des Gesetzes, das er selbst gegeben, auf die Achtung vor den Geistes-, Lebens- und Rechtsgewohnheiten seines Volks, und aus diesen und ähnlichen Bestandtheilen baute sich in der That allmälig eine Art preußischer Verfassung auf, die zwar in keiner Urkunde niedergelegt und durch keinen königlichen Eid verbürgt war, deren Inhalt aber gleichwohl für unverbrüchlich galt und die Preußen zum Musterstaat innerhalb des selbstherrlich regierten Europa machte.

Die Regierungsweise Friedrich's wurde das Vorbild zunächst für viele andere deutsche Fürsten, deren Nachahmung des großen Königs sich freilich vorzugsweise an bloße Aeußerlichkeiten, namentlich des Heerwesens hielt, welche aber doch auch in manchen Fällen, bewußt und unbewußt, einen Hauch seines Geistes in sich aufnahmen. Der leere Prunk, die ruchlose Verschwendung, die Genußsucht, die Selbstvergötterung der Souveränetät, die Laster und Ausschweifungen aller Art,

welche seit der Zeit Ludwig's XIV. von Versailles aus die deutschen Höfe angesteckt hatten, traten nach dem Beispiele Friedrich's mehr oder weniger zurück hinter einer ernsteren Auffassung des fürstlichen Berufs, oder suchten doch wenigstens ein Versteck unter dem Mantel der Sorge um das Volkswohl. Es wurde fürstlicher guter Ton, dem sittlichen Anstande zu huldigen, der geistigen und wirthschaftlichen Entwicklung Vorschub zu leisten, den Mißbräuchen der Verwaltung zu steuern, Recht und Gesetz zu achten, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, und wenn an solchen Bestrebungen gewöhnlich mehr Schein als Wesen sein mochte, so war doch auch mancher ächte Edelsinn und manches wahrhaft lebendige Pflichtgefühl dabei im Spiel. Namentlich die Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und Karl August von Weimar, der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Erzbischof Emmerich Joseph von Mainz, der Bischof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg, der Bisthumsverweser von Münster, Domherr von Fürstenberg, waren Männer, welche ihren Stand ehrten durch redliches Bemühen, die Obliegenheiten desselben zu erfüllen, die in ihre Hände gelegten Mittel und Befugnisse der öffentlichen Wohlfahrt, der Volksbildung, dem Fortschritt dienstbar zu machen.

Ließ sich von den Kurfürsten von Sachsen, Baiern und der Pfalz, von den Herzogen von Würtemberg und von Mecklenburg und manchen der kleinern Machthaber nicht das Nämliche sagen, so ragte dagegen der junge Kaiser Joseph, seit 1765 Nachfolger seines Vaters Franz, in der bezeichneten Richtung durch Naturanlage und Sinnesweise über alle seine fürstlichen Zeitgenossen hervor. Im scharfen Gegensatze zu der habsburgischen Art, welche mit Karl V. aufgekommen war und sich von ihm auf die große Mehrzahl der Mitglieder seines Hauses vererbt hatte, trug Joseph das Gepräge eines neuen Geschlechts. Warmen Herzens und leichten Blutes, von lebendiger Einbildungskraft und beweglichem Geiste, ohne

allen Aberglauben an die Ueberlieferung, Feind der Etikette und des Ceremoniells, leutselig und zugänglich für Jedermann, versprach Kaiser Joseph sich selbst und den österreichischen Völkern den Beginn eines neuen und glücklicheren Zeitalters. Einstweilen aber fehlte ihm jede seinen politischen Wünschen und Vorsätzen entsprechende Macht. Maria Theresia, obwohl sie ihren Sohn zum Mitregenten ernannte, behielt die Zügel des gesammten österreichischen Staatswesens eifersüchtig fest in der eignen Hand, und so schwebte denn auch der kaiserliche Titel Joseph's bis auf Weiteres haltloser in der Luft, als einst die Krone Günther's von Schwarzburg, oder Heinrich's Raspe von Thüringen. Als österreichischer Mitregent konnte Joseph immerhin wenigstens einige unbedeutende Veränderungen im Heerwesen nach preußischem Muster zu Stande bringen; als deutscher Kaiser scheiterte er selbst bei dem bescheidenen Unternehmen einer Reform der Reichsgerichte, deren Unfähigkeit, Trägheit und Bestechlichkeit allen seinen Versuchen der Abhülfe Trotz bot.

So lange Maria Theresia das Regiment in Oesterreich führte, hatte Friedrich, obgleich Kaiser Joseph sein aufrichtiger Bewunderer war, von der feindseligen Gesinnung des Wiener Hofes bei der ersten besten Gelegenheit das Schlimmste für sich zu fürchten, mit der französischen Regierung blieb der König gleichfalls auch nach dem Frieden auf einem sehr gespannten Fuße und die englische Freundschaft konnte nach den Erfahrungen der letzten Kriegsjahre kaum noch einen Werth für ihn haben. Demnach mußte die Anlehnung, deren Preußen nach seinen kriegerischen Erfolgen und in der dadurch gewonnenen europäischen Stellung mehr als je bedurfte, wenn sie überhaupt gefunden werden sollte, bei Rußland gesucht werden. Ohne sich das Mißliche der Bundesgenossenschaft mit dem

gefährlichen Nachbar zu verhehlen, näherte sich Friedrich alsbald nach dem Friedensschluß seiner kaum versöhnten Feindin Katharina, und im Jahre 1764 kam es in Petersburg zum Abschluß eines Bündnißvertrages, dessen nächster Zweck in einem geheimen Artikel angedeutet war, durch welchen Preußen und Rußland sich verpflichteten, die bestehende polnische Verfassung aufrecht zu erhalten und insbesondere mit gemeinschaftlichen Kräften zu verhindern, daß Polen jemals aufhöre, ein Wahlreich zu sein. Mit andern Worten: Friedrich und Katharina gewährleisteten einander die Fortdauer der polnischen Anarchie und Ohnmacht durch einen Vertrag, dessen Unsittlichkeit kaum hart genug verurtheilt werden kann, wiewohl die Beispiele einer Politik, welche fremdes Mißgeschick zum eignen Vortheil zu verewigen trachtet, keineswegs zu den seltenen geschichtlichen Erscheinungen gehören*).

Ein noch schlimmeres Schicksal jedoch, als die Verhinderung einer Verfassungsreform, stand Polen nahe bevor. Seit einer Reihe von Menschenaltern befand sich das polnische Staatswesen in einer Zerrüttung, welche dessen schließliche Auflösung, von innen heraus oder durch äußere Gewalt, längst wahrscheinlich gemacht hatte. Auf dem schon mehrmals nach dem gebieterischen Willen Rußlands besetzten polnischen Throne saß jetzt ein abgedankter Liebhaber der Kaiserin Katharina, Stanislaus Poniatowski, ein an russischen Drähten gegängelter Gliedermann. Der Machthaber in Warschau war ein von St. Petersburg geschickter Prokonsul, in den Provinzen lagen verschiedene Adelspartheien mit einander im wüthenden

*) Das nächstliegende dieser Beispiele ist der bekannte Grundsatz der von Alters her überlieferten französischen Nationalpolitik, in Deutschland und Italien keinen Verfassungszustand aufkommen zu lassen, durch welchen das französische Uebergewicht beeinträchtigt werden könnte, ein Grundsatz, dessen Preisgebung in den Augen jedes Franzosen, vom Präsidenten der heutigen Republik bis zum letzten Pariser Zeitungsschreiber, das schwerste aller Verbrechen Napoleon's III. ausmacht.

Kampfe, Recht und Gesetz galt weder hier noch dort, die Wehrkraft, die Finanzen, die ganze Staatsordnung versagten. Russische Truppen übten auf ihre Weise hie und da Sicherheitspolizei und russische Befehlshaber schalteten, so weit ihr Arm reichte, als Eroberer. Der Schritt aus einem solchen Zustande der Dinge bis zur förmlichen Einverleibung Polens in Rußland schien kaum anderweitig bedingt, als durch die Haltung der beiden Nachbarstaaten, Preußen und Oesterreich, und einigermaßen erschwert nur durch die ungeheure räumliche Ausdehnung des zu verschlingenden Landes, das in den Zeiten der polnischen Macht durch Eroberungen auf Kosten der angränzenden Völker aus ursprünglich mäßigem Umfange bis auf 14,000 Quadratmeilen angewachsen war.

Bei diesen polnischen Eroberungen war Deutschland mit einer sehr wichtigen Landschaft betheiligt, welche ihm zwar schon seit dreihundert Jahren verloren gegangen, die aber nach Lage des Falls niemals verschmerzt werden konnte. Mit der westlichen Hälfte des ehemaligen Deutschordenslandes Preußen, deren Abtretung Polen 1466 im Frieden zu Thorn erzwungen, hatte Deutschland den Gebietszusammenhang mit dem spätern Herzogthum, jetzigen Königreich Preußen, verloren, das sich in seiner inselartigen Vereinzelung, wie die Erfahrung des siebenjährigen Krieges gezeigt hatte, unter sonstigen schwierigen Umständen selbst von einem Friedrich dem Großen nicht behaupten ließ. Im Namen des noch vorhandenen Bestandes des deutschen Nationalgebiets und im Namen der Zukunft des hohenzollern'schen Staates war die Wiedergewinnung des polnischen Preußen eine unabweisliche, wenn auch durch Zeit und Gelegenheit bedingte Aufgabe, doppelt gerechtfertigt durch die Thatsache, daß wenigstens die Hälfte der dortigen Bevölkerung unter dreihundertjähriger Fremdherrschaft ihr Deutschthum und mit demselben ihren Protestantismus treu bewahrt hatte, trotz des schweren Drucks und der blutigen Verfolgungen, mit denen, nach anfänglicher Duldung, das polnische Regiment

unter jesuitischem Einflusse die Bekenner der Reformation heimgesucht. Nachdem der innere Verfall Polens so weit gediehen, daß Rußland dessen Geschick in seiner Hand hatte, war die äußerste Stunde zur Lösung der preußischen Frage gekommen. Sollte nicht ganz Polen über kurz oder lang, in dieser oder in jener Form, Rußland zur Beute werden, so war es nur durch eine Theilung des Landes zu verhindern; denn ein in sich selbst zusammenbrechendes Staatswesen durch äußere Stützen aufrecht erhalten zu wollen, konnte einer gesunden Politik überhaupt nicht in den Sinn kommen, und am allerwenigsten war es die Sache Friedrich's des Großen, nachdem er einen langjährigen Kampf auf Leben und Tod kaum überstanden, sich in einen hoffnungslosen Krieg gegen Rußland zur Rettung der Unabhängigkeit eines Volkes einzulassen, das sich selbst im Stiche ließ. Daß Friedrich vielmehr die sich aufdringende Gelegenheit ergriff, den alten, aber unverjährten deutschen Rechtsanspruch auf das polnische Preußen durchzusetzen, war eine selbstverständliche Folgerung aus der vorhandenen Lage der Dinge; die dem zu machenden Gewinn gegenüberstehenden Nachtheile aber fielen nicht dem Entschlusse des Königs zur Last, sondern dem Verhängnisse, welches diesen Entschluß erzwang und die begleitenden Umstände bestimmte.

Oesterreich hatte keine unentbehrliche Provinz von Polen zurückzufordern, und die conservative Gesinnung wie das Gewissen Maria Theresia's sträubte sich gegen die Theilnahme an einer Beraubung des Nachbars, für welche man in Wien weder stichhaltigen Grund, noch auch nur schicklichen Vorwand beibringen konnte. Fürst Kaunitz und Kaiser Joseph dagegen gingen mit Eifer auf die preußischen und russischen Absichten ein, und nach zweimaliger persönlicher Zusammenkunft Friedrich's mit Joseph kam der Gedanke zur Reife, die polnischen Gränzlande im Namen alter und meistens fabelhafter Rechtsansprüche zwischen den drei Nachbarmächten zu theilen. Nach dem bezüglichen Vertrage vom 3. August 1772 erhielt Rußland den

größten Gebietsantheil, Oesterreich den meistbevölkerten, Preußen den bei Weitem kleinsten mit der schwächsten Einwohnerzahl — 700 Quadratmeilen mit etwa 700,000 Bewohnern. Im Ganzen verlor Polen ungefähr ein Drittel seines Gebietes und seiner Bevölkerung, 4500 Quadratmeilen und 4—5 Millionen Menschen. Durch innere Zerrüttung entkräftet und durch äußern Druck gelähmt, machte Polen kaum einen Versuch, seinen Besitzstand mit Waffengewalt zu behaupten; die dem polnischen Senate und Reichstage angesonnene Zustimmung zu dem Petersburger Vertrage aber konnte erst nach Jahren durch die schonungslosesten Maßregeln erpreßt werden. Nachträglich erzwangen die Theilungsmächte überdies die Anerkennung der von ihnen im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung aufgestellten Forderung, daß Polen auf ewige Zeiten ein Wahlreich bleiben und seine republikanischen Staatsformen beibehalten solle*).

Nach einer kurzen Zeit leidlichen Einverständnisses zwischen Oesterreich und Preußen kam der alte Gegensatz zwischen beiden Staaten wieder zu einem gefährlichen Durchbruch. Als mit dem 1777 erfolgten Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern der Hauptstamm der Wittelsbacher erlosch, gedachte Kaiser Joseph einen bedeutenden Theil der baierischen Lande für Oesterreich zu erwerben, und es gelang ihm, den nächsten Erben des ausgestorbenen Hauses, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz für ein seinem Plane günstiges Uebereinkommen zu gewinnen.

*) Das neueste und vollkommen ebenbürtige Gegenstück dieser Art der Einmischung in fremde Nationalangelegenheiten ist der Deutschland durch Frankreich aufgedrungene Artikel IV. des Prager Friedens, welcher die Mainlinie zog und verewigen wollte.

Mit Zustimmung desselben rückten wenige Tage nach dem Ableben Maximilian Joseph's österreichische Truppen in Baiern ein und die beabsichtigte Einverleibung war, trotz des Widerstrebens der Bevölkerung, im vollen Zuge, als Friedrich II. dazwischentrat. Auf seinen Betrieb erhob der zweitnächste Erbe der baierischen Wittelsbacher, Herzog Karl von Zweibrücken, Einsprache gegen die von Karl Theodor beabsichtigte Verfügung über Rechtsansprüche des wittelsbach'schen Gesammthauses, die der König von Preußen nunmehr unter den Schutz seiner Waffenmacht stellte. Bald standen auf beiden Seiten bedeutende Heere einander gegenüber; da jedoch der König eine gütliche Beilegung des Streites wünschte und hoffte, und die Friedensliebe Maria Theresia's das kriegerische Ungestüm des Kaisers zügelte, so verging das Jahr 1778 ohne ernstlichen Zusammenstoß unter fortwährenden Unterhandlungen.

Wenn in diesem diplomatischen Prozesse die bisherigen Rollen Oesterreichs und Preußens geradezu vertauscht waren, wenn dieses als der Vertreter des bestehenden Rechtszustandes im Reiche auftrat, während sein sonst so conservativer Gegner eine unerhörte Neuerung in der deutschen öffentlichen Ordnung gewaltthätig betrieb, so lagen die Beweggründe eines solchen Wechsels offen zu Tage. Oesterreich hatte ein unzweifelhaftes Interesse, seine frühere Ueberlegenheit über den gefährlichen Nebenbuhler im Reich durch Gebietsvergrößerung in Deutschland wo möglich wiederherzustellen, und auf der andern Seite war es für Preußen ein augenscheinliches Gebot der Selbsterhaltung, seinerseits das Haus Habsburg selbst auf fremde Kosten nicht in Deutschland wachsen zu lassen. Der eifersüchtige Argwohn Friedrich's gegen den Ehrgeiz und Unternehmungsgeist Joseph's ging sogar bis zu der Annahme, daß dieser damit umgehe, die von so vielen seiner Vorgänger versäumte oder verfehlte Aufgabe der allmäligen Auffaugung der deutschen Einzelstaaten durch das Kaiserthum wieder aufzunehmen — freilich ein für Oesterreich um einige hundert

Jahre verspätetes und im Großen völlig hoffnungsloses Beginnen, das aber auch schon bei bescheidenem Erfolge eine augenscheinliche Gefahr für Preußen mit sich gebracht haben würde.

Unter französischer und russischer Mitwirkung — denn das deutsche Reich selbst hatte längst keine wirksamen Hebel mehr zur Vermittlung ernstlicher innerer Zerwürfnisse — kam es im Mai 1779 zum Ausgleich des baierischen Erbfolgestreites durch den Frieden zu Teschen, der darauf hinauslief, daß Oesterreich sich durch Abtretung des sogenannten Innviertels absinden ließ, eines Gränzbezirks von einigen dreißig Quadratmeilen. So geringfügig das Baiern damit auferlegte Opfer war, so wurde dasselbe doch von der Bevölkerung des Landes als ein rechtswidriges und erzwungenes bitter empfunden, wogegen auf der andern Seite Kaiser Joseph den tiefsten Mißmuth über die Vereitlung seiner stolzen Hoffnungen dadurch an den Tag legte, daß er sich grollend von der österreichischen Politik überhaupt zurückzog, um für deren Thun und Lassen nicht länger mitverantwortlich zu sein.

Nicht lange indessen, und der Tod Maria Theresia's berief den Kaiser Joseph an die Spitze des Hauses, welches den Namen des habsburgischen Stammvaters auch unter den Nachkommen des Lothringers Franz beibehielt. Mit seinem Regierungsantritt sollte, nach seiner eignen Absicht und nach der Meinung der Welt, ein neues Zeitalter für Oesterreich beginnen. Vom lebhaftesten Widerwillen gegen die altösterreichischen Staatsgewohnheiten erfüllt, welche dem Geiste des Jahrhunderts, dem Volkswohl, dem Fortschritt tausend Hindernisse in den Weg legten und mit den politischen Vernunftsbegriffen Joseph's in vielfachem grellen Gegensatze standen, fand der

Kaiser seinen Herrscherberuf in einer möglichst raschen und gründlichen Umgestaltung der bestehenden Ordnung der öffentlichen Dinge. Als sein schwerstes Geschäft in diesem Sinne bezeichnete er selbst die Bekämpfung des Einflusses der katholischen Geistlichkeit, vor welcher sich der Bürger und Bauer in Demuth und Ehrfurcht beugte, während sie in den Augen und nach den Worten des Kaisers „der gefährlichste und unnützeste Stand in jedem Staate" war. Nachdrückliche Betonung des Grundsatzes der religiösen Duldung, Beschränkung des kirchlichen Verkehrs mit dem päpstlichen Stuhle, Verminderung der übermäßigen bischöflichen Einkünfte, Auflösung vieler Hunderte von Klöstern, einsichtsvolle Vorschriften über Erziehung der Geistlichkeit waren die ersten von Joseph angewendeten Mittel zum Zweck. Demnächst aber erfolgten auch Eingriffe in die kirchlichen Gewohnheiten des Volks, Veränderungen der Altargebräuche, Beschränkungen der Ausstattung des Gottesdienstes, Verbot der Wallfahrten, und damit wurde die Sache der murrenden Clerisei auch zur unmittelbaren Sache der Gemeinde.

So wenig wie die Geistlichkeit, stand der Adel in Gunst bei dem Kaiser, der denn auch den hergebrachten Vorrechten desselben die Anerkennung möglichst versagte. Vorzugsweise auf Kosten des Adels wurde zumal die Veranlagung der Grundsteuern berichtigt und die Leibeigenschaft, die in Preußen schon seit den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's I. abgeschafft war, dem Worte nach aufgehoben, der Sache nach wenigstens gemildert. Für das Gerichtswesen, die Verwaltung, die Polizei ergingen, großen Theils nach preußischem Vorbilde, in rascher Folge einschneidende Verordnungen, die denn freilich oft genug zu den Verhältnissen und den Menschen so wenig paßten, daß sie sich entweder als ganz unausführbar erwiesen, oder im glücklichen Falle von dem Beamtenthum mit Mißmuth und üblem Willen vollzogen wurden. Man konnte die Regierung Joseph's eine Revolution vom Throne herunter nennen,

die allerdings aus den reinsten Antrieben hervorging und die edelsten Ziele verfolgte, die aber, nach Art aller Revolutionen, schonungslos und despotisch zu Werke ging. Der größte Fehler dieses Verfahrens bestand darin, daß Kaiser Joseph sich dabei an der unlösbaren Aufgabe versuchte, die gesammten österreichischen Lande, von Siebenbürgen bis nach Belgien, trotz der unermeßlichen Verschiedenheit ihrer Nationalitäten, ihrer gesellschaftlichen Zustände und ihrer Bildungsstufen, den nämlichen Regierungsgrundsätzen zu unterwerfen. —

Die Ungleichartigkeit der Bestandtheile Oesterreichs machte sich indessen dem Kaiser als ein Hinderniß seiner Politik fühlbar genug, um seine durch den Teschener Frieden vereitelten Absichten auf Baiern neu zu beleben, und zwar in Gestalt des Vorschlags, das angränzende deutsche Kurfürstenthum gegen das entlegene und fremdartige Belgien einzutauschen. Der Kurfürst Karl Theodor kam dem Wunsche des Kaisers auch dies Mal wieder mit der größten Bereitwilligkeit entgegen, die russische Kaiserin Katharina, welche Joseph durch einen persönlichen Besuch dem preußischen Bündnisse abwendig gemacht und auf seine Seite gezogen, begünstigte den Tauschplan, und sogar Frankreich, unter dem Einflusse der Königin Maria Antoinette, der Schwester Joseph's, unterstützte mit Verleugnung seiner althergebrachten Politik den Entwurf, welcher auf die unzweifelhafte Verstärkung der österreichischen Staats- und Kriegsmacht hinauslief. Der Herzog Karl von Zweibrücken jedoch, wiederum im Einverständnisse mit Friedrich II. und des preußischen Schutzes sicher, beharrte bei seiner Weigerung, dem Handel um den wichtigsten Theil der wittelsbach'schen Erbländer seine Zustimmung zu geben, und zum zweiten Male scheiterte der Plan der Einverleibung Baierns in Oesterreich an dem Widerstande Preußens. — Ein angeblich gleichzeitiger Entwurf des Austausches von Würtemberg gegen Modena kam überhaupt nicht zur Reife.

Um aber wo möglich eine dauernde Sicherheit gegen die

Erneuerung ähnlicher Unternehmungen des österreichischen Ehrgeizes zu gewinnen, trat Friedrich II. zunächst mit den Kurfürsten von Hannover und Sachsen in Verhandlungen über Errichtung eines Bündnisses zum Schutze des bestehenden öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland. Im Juli 1785 kam dasselbe, der eifrigsten Gegenbemühungen des Kaisers ungeachtet, unter dem Namen des Fürstenbundes in Berlin zum förmlichen Abschluß, in der ausgesprochenen Absicht: sämmtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtsamen, Haus-, Familien- und Erbfolgeverfassungen zu erhalten. Mit der Mehrzahl der größern weltlichen Fürsten trat auch der Erzbischof von Mainz dem Bunde bei, dessen königlicher Stifter in seiner jetzigen Rolle für den Hort der Landesherrlichkeit oder der sogenannten „deutschen Freiheit" galt, die allerdings durch vielfältige kleine Eingriffe des Kaisers in die Landeshoheit der schwächsten und namentlich der geistlichen Reichsstände häufig beeinträchtigt, oder doch bedroht wurde. Die Werbungen Joseph's für ein Gegenbündniß blieben ohne Erfolg. — Aber auch der Fürstenbund selbst brachte keine erkennbaren Wirkungen hervor; mit dem im folgenden Jahre eintretenden Tode Friedrich's II. löste er sich von selbst auf, ohne eine andere Spur zu hinterlassen, als die Erinnerung an einen ersten Versuch Preußens, die deutschen Fürsten in einem politischen Verbande um sich zu sammeln*). — Ein anderer Gedanke, der gleichfalls in die deutschen Verfassungspläne der neuesten Zeit, wenn auch nur oberflächlich und flüchtig, eingegriffen hat, der Gedanke einer Zweitheilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen war schon in den Tagen

*) Der Gedanke einer gegen Oesterreich gerichteten deutschen Bundesgenossenschaft unter preußischer Führung war in Friedrich II. freilich schon zur Zeit der schlesischen Kriege aufgestiegen, und er hatte die politische Möglichkeit seiner Verwirklichung wiederholt der Erwägung unterzogen, war jedoch immer zur Ueberzeugung der gänzlichen Hoffnungslosigkeit desselben gekommen.

des baierischen Erbfolgekrieges von Kaiser Joseph leise angedeutet, später von Friedrich II. aufgegriffen, zum Gegenstande vertraulicher Besprechungen mit dem Wiener Hofe gemacht, aber ohne weitere Folge geblieben. Noch früher, schon in den sechziger Jahren, wurde der ebenfalls in den jüngsten Tagen wieder aufgelebte Gedanke der Bildung einer zwischen Oesterreich und Preußen stehenden und von beiden Großmächten unabhängigen „dritten Gruppe" von Kassel aus angeregt, jedoch ohne alle sachliche Wirkung.

Einen ähnlichen Ausgang, wie der Fürstenbund, nahm der gleichzeitige Versuch der größten deutschen Kirchenfürsten, die katholische Kirchenverfassung im nationalen Sinne umzugestalten. Unter dem Namen der Emser Punktation vereinbarten die drei rheinischen Erzbischöfe, denen sich auch der Erzbischof von Salzburg anschloß, den Entwurf einer kirchlichen Ordnung, welche die päpstliche Allgewalt beschränken, die ehemaligen bischöflichen Rechte wiederherstellen, das Kirchenrecht mit den öffentlichen Zuständen Deutschlands in Einklang bringen sollte, und zu deren Bestätigung die Einberufung eines deutschen Nationalconcils in Aussicht genommen wurde. So sehr diese Vorschläge mit den kirchlichen Plänen des Kaisers übereinzustimmen schienen, so fanden sie doch in Wien eine ziemlich kühle Aufnahme, vielleicht weil Joseph bei einem Besuche des Papstes in Rom zu dessen Gunsten beeinflußt war, vielleicht weil er die monarchische Kirchengewalt in Italien für weniger gefährlich hielt, als die aristokratische in Deutschland selbst. Wahrscheinlich aus diesem letzteren Grunde erwies sich Preußen der Emser Punktation sogar entschieden ungünstig, und von der weltlichen Macht im Stiche gelassen und von Rom aus mit dem größten Nachdrucke bekämpft, erlahmte der erzbischöfliche Anlauf nach den ersten Schritten.

XIV.

Rückblick.

Wie in der kirchlichen, so war in der politischen Verfassung Deutschlands während der langen Regierungszeit Friedrich's II., abgesehen von der Verschärfung des österreichisch-preußischen Gegensatzes, Alles beim Alten geblieben, in den Einzelstaaten sowohl wie im Reiche; hier das gewohnte Spiel mit leeren Namen und abgestorbenen Begriffen, dort die Verdichtung aller Lebensthätigkeit des Staats in der fürstlichen Gewalt. Der Geist allerdings, in welchem diese Gewalt geübt wurde, hatte sich augenscheinlich geändert. Das Fürstenthum war zum mehr oder weniger deutlichen Bewußtsein seiner Pflichten gegen Staat und Volk gekommen, und wenn diese nach wie vor nur den willenlosen Stoff in den Händen des unumschränkten Regimentes bildeten, so galt als anerkannter Zweck desselben doch vorzugsweise das öffentliche Wohl. Deutschland stand, vorbehaltlich der zumal in den Kleinstaaten sehr zahlreichen Ausnahmen, unter der Herrschaft des „aufgeklärten Despotismus", welchem ein redlicher Wille nach dem Maße seines Wissens und Könnens zugestanden werden mußte, welcher manchen werthvollen Erfolg aufzuweisen hatte und dessen Leistungen die dankbare Anerkennung nicht fehlte. Erst eine spätere Zeit hat gegen diesen Absolutismus

als solchen Einwendungen erhoben, die den Unterthanen Friedrich's und Joseph's nicht im Traume einfielen. Der oft gehörte nachträgliche Tadel des Kaisers und des Königs wegen des Gebrauchs der von ihnen vorgefundenen souveränen Macht, die sie, wie man meint, vielmehr freiwillig hätten beschränken oder theilen sollen, bekundet den bedauerlichen Mangel an historischem und Staatssinn, welcher eine gewisse politische Schule überhaupt kennzeichnet. Zu den einleuchtenden Gründen, welche es jedem Machthaber verbieten, zumal wenn er sich schwerer Aufgaben und großer Zwecke bewußt ist, aus freien Stücken sich selbst zu schwächen, kamen für Joseph und Friedrich die abschreckendsten Erfahrungen. Auf dem ganzen Festlande gab es keinen einzigen Verfassungsstaat im heutigen Sinne des Worts, der nicht ein warnendes Beispiel gewesen wäre. Das deutsche Reich und die polnische Republik waren durch ihre „Freiheit" zu Grunde gerichtet, Belgien, Holland, Schweden wurden unter ihrem ständischen Regiment übler verwaltet und schonungsloser ausgebeutet, als Dänemark und Sardinien unter dem königlichen Absolutismus, selbst die Schweiz war nur das Zerrbild eines Freistaats. Mit einem Worte, das Zeitalter bot und hatte nicht den mindesten thatsächlichen Anlaß zu der Annahme, daß das unumschränkte Königthum an sich dem Staatszwecke weniger förderlich sei, als diese oder jene andere Verfassungsform, und eine auf solcher Annahme fußende Politik würde weder vernünftiger Weise statthaft, noch ausführbar gewesen sein.

Auf der andern Seite fehlte es in Deutschland allerdings auch jetzt noch nicht an Beispielen des unverständigen, rohen und selbst verbrecherischen Absolutismus, und sogar die beiden Fürsten, welche an der Spitze des Jahrhunderts standen, erlaubten sich einzelne unverantwortliche Gewaltthaten. Manche der kleinen Herren, in Süddeutschland zumal, führten ein wahrhaft ruchloses Regiment, so daß selbst die an allen Gliedern lahme Reichsgewalt dann und wann darüber in Bewegung

gerieth und in einigen Fällen sogar bis zur Strafvollstreckung gegen reichsgräfliche Missethäter schritt.

Daß deutsche Fürsten ihre Truppen an fremde Kriegsherren, auch zum Dienste gegen das eigene Vaterland, vermietheten, war eine alte Uebung und ein gewissermaßen anerkanntes Recht, von welchem indessen seit geraumer Zeit kein auffälliger Gebrauch gemacht worden war, als der englisch-amerikanische Krieg England 1775 veranlaßte, die Ergänzung seiner unzulänglichen Streitkräfte in Deutschland zu suchen. Hessen-Kassel, Braunschweig, Anspach, Anhalt, Waldeck lieferten den Engländern 20,000 Mann Miethstruppen, die zum Theil mit Anwendung körperlichen Zwanges und selbst gefesselt in Marsch gesetzt wurden, um jenseits des Oceans Blut und Leben im Kampfe gegen eine Sache einzusetzen, welche jedem eigenen deutschen Anliegen völlig fremd war, wohl aber die deutsche Volksgunst für sich hatte. Die öffentliche Meinung Deutschlands, die namentlich auch im Munde Friedrich's II. den schärfsten Ausdruck fand, war tief empört über diese Erneuerung des Menschenhandels in frevelhaftester Gestalt, und selbst die fürstlichen Geschäftsleute, welche Millionen über Millionen daraus zogen, schienen einige Anwandlungen von Schaam dabei zu empfinden; eine wirksame Einsprache dagegen aber gestattete die „deutsche Freiheit" nicht, und die Strafe blieb einer entfernten Zukunft vorbehalten.

Hatte die protestantische sowohl wie die katholische Kirche ihre alten Formen unverändert beibehalten, so traten doch in der einen und der andern lebhafte Regungen neuer Gedanken und neuer Strebungen hervor. Von einem Würdenträger des Katholicismus, dem Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim, der unter dem Namen Febronius auftrat, ging die Anregung zu einer Kirchenreform aus, welche später in der Emser Punktation zum hoffnungsreichen, wiewohl erfolglosen Entwurfe gedieh. Die Verbesserung der Bildungsanstalten für die Geistlichkeit wurde namentlich in einigen der geistlichen

Fürstenthümer mit ernstlichem Eifer betrieben, die Berufung protestantischer Professoren an bischöfliche Universitäten war keine Seltenheit, die gegenseitige Duldung machte in beiden christlichen Bekenntnissen — wiewohl noch Maria Theresia im althabsburgischen Verfolgungsgeiste gegen ihre protestantischen Unterthanen zu Werke ging — sichtliche Fortschritte. Innerhalb des Protestantismus verlor der Gegensatz von Lutherthum und Calvinismus seine letzten Schärfen und erweichte sich die Härte der Buchstabengläubigkeit entweder in der Milde frommer Gemüthsstimmung, oder unter der Einwirkung des erstarkenden Rationalismus.

Ein mehr politisches als kirchliches Ereigniß, die Aufhebung des Jesuitenordens, übte auf die freiere Bewegung des religiösen Geistes unmittelbar und mittelbar einen nicht unwichtigen Einfluß. Nachdem Portugal, Spanien, Frankreich, Neapel der Reihe nach die Jesuiten als eine staatsgefährliche und sittenverderbliche Gesellschaft ausgestoßen, erpreßten die Regierungen dieser Staaten von Clemens XIV. im Jahre 1773 die förmliche Aufhebung des Ordens, der damit in Oesterreich und Baiern seine letzten festen Stützpunkte verlor, wiewohl ihn Maria Theresia nur mit schwerem Herzen fallen ließ. Aus Klöstern und Unterrichtsanstalten vertrieben, suchte ein Theil der Jesuiten Zuflucht in Preußen und Rußland, wo man ihnen, als brauchbaren Lehrern, ein Entgegenkommen bezeigte, das man später zu bereuen hatte, während ein anderer Theil derselben unter bürgerlichem Namen und in weltlicher Beschäftigung auf bessere Zeiten in der Heimat wartete.

Die vom jesuitischen Druck befreiten Schulen und Universitäten in Oesterreich und Baiern boten jetzt frischern und strebsamern Lehrkräften Spielraum, welcher denselben freilich durch das geheime Treiben der großen Zahl jener Exjesuiten, die in ihrer neuen Lage den Vorschriften Loyola's treu blieben, immer noch streitig gemacht wurde. Die Reibung der gegnerischen Kräfte aber brachte immerhin neue Wärme und gesteigerte

Lebensthätigkeit des Geistes mit sich. Gegen das verkappte Jesuitenthum traten andere Geheimbünde mit entgegengesetzten Zwecken in die Schranken, Freimaurer, Illuminaten, Rosenkreuzer, und es entspann sich besonders in Süddeutschland ein Kampf der Partheien, welcher wohlthätige Bewegung in die versumpften Geisteszustände, namentlich Baierns, hineintrug. In Preußen bildete sich, im Gegensatze zum kirchlichen Obscurantismus überhaupt, eine literarische Schule, welche die Aufklärung zu ihrem Wahlspruche nahm und die, bei mancherlei Schwächen und trotz aller Spötteleien einer spätern Zeit, sich um die Befreiung der öffentlichen Meinung von veralteten Geistesgewohnheiten in hohem Grade verdient machte.

Eins der folgenreichsten Ereigniſſe der Regierungszeit Friedrich's II. war endlich die Neubelebung der deutschen Literatur, ein Ereigniß, an welchem der König von Preußen zwar nicht den mindesten bewußten und gewollten Antheil hatte und für dessen Bedeutung ihm sogar jedes Verständniß fehlte, welchem aber gleichwohl seine geschichtliche Rolle einen unverkennbaren Vorschub leistete. Der Hauch des neuen Jahrhunderts, welches sich in und durch Friedrich den Großen ankündigte, weckte die dichterische Seele Deutschlands aus langer Erstarrung und ließ aus ihrem Schooße eine glänzende Schaar geharnischter Geister hervorgehen, welche ihrem Volke eine Fülle unvergänglicher Schätze im Sturm eroberten. Unter den Händen von Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller blühete die seit manchem Menschenalter brach gelegene deutsche Sprache in unvergleichlicher Pracht empor und gewannen deren Werke den Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Weltliteratur. Hatte das deutsche Selbstgefühl sich aufgerichtet an der großen Persönlichkeit und an den Waffenthaten Friedrich's, so fußte es jetzt auf dem festen Boden eines unanfechtbaren geistigen Heldenthums. Lebendiges Nationalbewußtsein freilich und thatkräftigen Patriotismus, soweit solche Eigenschaften überhaupt in den Bereich der damaligen deutschen Möglichkeit

fielen, konnten die deutschen Meister des Gedankens und des Wortes ihrem Volke so wenig einhauchen, wie sie selbst, mit einer einzigen Ausnahme vielleicht, von nationaler und patriotischer Gesinnung erfüllt waren; wohl aber verdankte ihnen Deutschland die Wiederherstellung des Glaubens an den eignen Geist und damit einen ermuthigenden Ausblick auf seine Zukunft.

XV.

Vom Tode Friedrich's des Großen bis zum Reichsdeputationshauptschluß.

Als Friedrich der Große am 17. August 1786 arbeitmüde seine Laufbahn beschloß, hinterließ er den preußischen Staat in einem Bestande von 3600 Quadratmeilen mit beinahe 6 Millionen Einwohnern und einem Einkommen von 22 Millionen Thalern. Standen diese Zahlen immer noch weit zurück hinter denjenigen, welche Oesterreich, Frankreich, Rußland aufzuweisen hatten, so wurde der Machtunterschied einigermaßen ausgeglichen durch den Ruhm des preußischen Namens, durch einen wohlgeordneten Staatshaushalt, durch eine fertige Streitmacht von 200,000 Mann, die freilich weit mehr als die Hälfte der öffentlichen Einkünfte verschlang, durch einen Staatsschatz von 60 bis 70 Millionen — vorausgesetzt, daß die Fähigkeit nicht verloren ging, diese und ähnliche Ersatzmittel in der Weise des verstorbenen Königs zu verwerthen.

Dem Nachfolger Friedrich's, seinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., kam eine warme Volksgunst entgegen, deren laute Kundgebung ein unzweideutiges Zeugniß dahin ablegte, daß die letzten Regierungsjahre seines Vorgängers viel heimliche Verstimmung mit sich gebracht hatten, daß insbesondere der Druck des Steuerwesens bitter empfunden worden war

und daß man von dem Thronwechsel bessere Zeiten erwartete. Friedrich Wilhelm II. begann in der That mit einigen den Volkswünschen entsprechenden Maßregeln; er löste die verhaßte französische Regieverwaltung auf, schaffte die unerträglichsten Staatsmonopole ab, gewährte dem auswärtigen Handel einige Erleichterungen, verzichtete auf die bisherige unentgeltliche Einquartierung der Reiterei bei dem Landvolk. Der öffentliche Dank für diese und manche andere Bethätigungen des guten Willens der neuen Regierung suchte die überschwänglichsten Ausdrücke, um sich selbst zu genügen.

Nicht lange jedoch, und es erfolgte ein vollständiger Umschlag der Stimmung des Landes. Preußen wurde bald gewahr, daß es mit der Person des Königs einen übeln Tausch gemacht, und mit der Achtung verlor der Nachfolger Friedrich's II. auch die Zuneigung des Volks. Durch frühzeitige Ausschweifungen entnervt, bot Friedrich Wilhelm II. das erste Beispiel eines Schwächlings auf dem preußischen Throne. Unwürdige Günstlinge und feile Weiber theilten sich in die Herrschaft über den willenlosen König, dessen Hof nach französischem Zuschnitte zum Vorbilde schaamloser Unsittlichkeit wurde. Hand in Hand mit der überreizten Sinnlichkeit Friedrich Wilhelm's II. ging eine mattherzige Frömmelei. Zwei Männer seiner Umgebung, der General Bischofswerder und der Geheimerath Wöllner verlegten sich darauf, die dunkeln religiösen Gefühle des Königs nach gemeinschaftlichem Plane auszubeuten, und es gelang ihnen, mit Hülfe frechen Gaukelspiels, sich eines unheilvollen Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen. Wöllner, ein gewesener Pfarrer, der sich zum Justiz- und Cultusminister emporgeschwungen, erließ als solcher 1788 ein Religionsedikt, welches in Kirche und Schule die Rechtgläubigkeit nach dem Lehrbegriffe der drei anerkannten christlichen Bekenntnisse zur unverbrüchlichen Regel machte, an welche Geistliche und Lehrer bei Strafe der Absetzung streng gebunden sein sollten, wiewohl unbeschadet,

wie hinzugefügt wurde, ihrer persönlichen Gewissensfreiheit. In dem nämlichen Sinne erging eine Preßverordnung, welche der unter der vorigen Regierung gewöhnlich sehr milde gehandhabten Censur die äußerste Strenge der kirchlichen sowohl wie politischen Ueberwachung des Gedankens vorschrieb. Diese zwiefache Beschränkung der gewohnten geistigen Freiheit wurde in Preußen sehr bitter empfunden und durch die leidenschaftlichsten Angriffe der geheimen Presse auf den König selbst gerächt.

Die auswärtige Politik Preußens, welche einstweilen noch in den Händen Hertzberg's, des bewährten Ministers Friedrich's II. lag, gerieth bald nach dem Regierungsantritte seines Nachfolgers in einen Streithandel mit Holland, das kurz zuvor einem Zusammenstoß mit dem Kaiser Joseph, welcher die Oeffnung der seit dem Utrechter Frieden vertragsmäßig geschlossenen Schelde zum Vortheil Antwerpens zu erzwingen versuchte, unter nachdrücklicher Vermittlung Frankreichs kaum entgangen war. Der alte Partheikampf zwischen dem mehr oder weniger monarchistisch gesinnten Anhange des Erbstatthalters von Holland und den republikanischen „Patrioten", das heißt dem wohlhabenden Bürgerthum, hatte sich während der letzten Jahre bis zur Gefahr des Bürgerkrieges gesteigert und den Ehrgeiz Hertzberg's im Namen der von Preußen schon mehrmals glücklich durchgeführten Rolle des Schiedsrichters zum Einschreiten stark herausgefordert, als eine der Gemahlin des Prinzen von Oranien, Schwester des Königs von Preußen, von patriotischer Seite angeblich zugefügte Beleidigung den Ausschlag gab. Der Berliner Hof forderte für einen geringfügigen Verstoß gegen die Etikette, dessen man sich, mehr aus Unbehülflichkeit als absichtlich, gegen die Prinzessin von Oranien schuldig gemacht, Genugthuung, und als dieselbe nicht in der verlangten

Form erfolgte, rückten im September 1787 zwanzigtausend Mann preußischer Truppen unter dem Befehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der sich im siebenjährigen Kriege neben seinem Oheim, dem Herzoge Ferdinand, einen gewissen Namen gemacht, in Holland ein. Da Frankreich, durch einheimische Wirren beschäftigt, die auf seinen Beistand gestellten Hoffnungen der holländischen Republikaner im Stiche ließ und überdies der in bürgerlicher Unmündigkeit gehaltene große Haufen sich auf die Seite des Erbstatthalters schlug, so stob die patriotische Wehrmannschaft beim Anmarsche der Preußen ohne Widerstand aus einander und öffneten die Hauptstädte des Landes dem Herzoge von Braunschweig ihre Thore unter dem stürmischen Jubel der oranischen Parthei. Nach dem unblutigen Siege bewährte der in seine frühere Stellung zurückgeführte Erbstatthalter und in noch höherem Grade Preußen selbst die der Lage entsprechende Mäßigung. Die preußischen Truppen beobachteten eine untadelhafte Mannszucht, der Herzog von Braunschweig schützte die Patrioten gegen den oranischen Pöbel, die Regierung Friedrich Wilhelm's II. verzichtete auf den Ersatz der Kriegskosten und räumte Holland binnen der kürzesten Frist. Dennoch sollte diese unberufene Einmischung in die innern Händel eines harmlosen Nachbarstaats sich bitter rächen, insbesondere durch die daraus hervorgehenden Irrthümer: übertriebenes Selbstvertrauen, Unterschätzung der Bedeutung jeder Volkswehr, Bestärkung des Glaubens an den Feldherrnberuf des Herzogs von Braunschweig. — Eine vortheilhafte Wirkung des holländischen Feldzugs war dagegen Englands, das nach alter Ueberlieferung zu dem Hause des Erbstatthalters hielt, Wiederannäherung an Preußen, welche 1787 durch einen Dreibund, den diese beiden Staaten mit Holland eingingen, in völkerrechtlicher Form befestigt wurde.

Der Eigenwille und die Rücksichtslosigkeit der Reformpolitik des Kaisers Joseph hatten in den meisten und wichtigsten der österreichischen Landschaften fast allgemeine Unzufriedenheit hervorgerufen und zumal Belgien und Ungarn in eine gefährliche Aufregung versetzt, als der Kaiser, in einer zweiten Zusammenkunft mit Katharina von Rußland im Jahre 1787, sich mit der Zaarin auf ein Angriffsbündniß gegen die Türkei einließ. Nachdem Joseph geschehen lassen, daß Rußland sich im Anfange der achtziger Jahre der Krim und des übrigen Tatarenlandes am Schwarzen Meere bemächtigt, glaubte er jetzt für Oesterreich einen Ausgleich in den türkischen Donauländern suchen zu sollen, der denn freilich nur unter Zugeständnissen möglich war, welche Rußland einen neuen Vorsprung gewährten.

Preußen konnte bei dem Kampfe der Pforte gegen die beiden großen Nachbarn, deren Uebermacht ihm selbst verderblich zu werden drohete, nicht gleichgültig bleiben, sich aber auch nicht leicht entschließen, Parthei zu nehmen. Hertzberg trachtete vielmehr nach der Rolle des Vermittlers, in welcher er Thorn, Danzig, Posen für Preußen zu gewinnen hoffte, im Austausch gegen das von Oesterreich, unter angemessener Entschädigung in der Moldau und Walachei, an Polen wieder abzutretende Galizien. Der Türkei, welche die Kosten dieser Abfindung zu tragen gehabt haben würde, bot Preußen als Preis der ihr zugemutheten Opfer an Land und Leuten seine Bürgschaft für ihre übrigbleibenden Besitzungen, ohne daß jedoch diese Vorschläge in Konstantinopel eine bessere Aufnahme gefunden hätten, als sie in der That vom türkischen Standpunkte aus verdienten. Die Sprödigkeit des Divans indessen befeuerte die Werbungen der preußischen Diplomatie und von Schritt zu Schritt kam Preußen im Anfange des Jahrs 1790 fast wider Willen zu einem förmlichen Schutzbündniß mit der Türkei, kraft dessen die Eröffnung eines Krieges gegen Rußland und Oesterreich für den Anfang des bevorstehenden

Sommers eine so gut wie beschlossene Sache wurde. Preußen rechnete dabei auf den Beistand von England, Holland und Schweden, dessen König Gustav III. schon seit 1788 einen wechselvollen Krieg mit Rußland führte, und auf die wachsenden Schwierigkeiten, welche die Unruhen in Belgien, die von Berlin aus eifrig geschürt wurden, der Regierung des Kaisers Joseph bereiteten. Dänemark, das im Interesse Rußlands einen Angriff auf Schweden machte, wurde durch die drohende Einsprache Preußens und Englands zum raschen Rückzuge gebracht, und Polen durch Hertzberg mit so gutem Erfolge bearbeitet, daß im März 1790 ein preußisch-polnisches Bündniß, dessen Spitze sich gegen Rußland kehrte, unter Gewährleistung des beiderseitigen Besitzstandes zum Abschlusse kam.

So standen denn zwei mächtige Staatengruppen in drohender Haltung einander gegenüber und ein gewaltiger Zusammenstoß schien nahe bevorzustehen, als Begebenheiten verschiedener Art, namentlich der Tod des Kaisers Joseph und ein Wechsel in der Stimmung des preußischen Hofes, eine plötzliche Veränderung in die politische Stellung der betheiligten Staaten brachten. Kaiser Joseph starb am 20. Februar 1790 mit dem Bewußtsein eines verfehlten Lebens; keine seiner stolzen Hoffnungen und edeln Absichten war in Erfüllung gegangen, alle seine Unternehmungen hatte er scheitern sehen, fast jeden seiner Versuche der innern Reform als verfrüht oder verfehlt wieder aufgeben müssen. Sein Bruder und Nachfolger, Leopold, bisher Großherzog von Toskana und als solcher in ganz Europa berühmt geworden durch die Weisheit, die Menschenfreundlichkeit, die wohlthätigen Neuerungen einer fünfundzwanzigjährigen Regierung, schlug als Oberhaupt des Hauses Habsburg sofort die Richtung ein, welche durch den Rückschlag gegen die Politik seines Vorgängers angezeigt war. Demgemäß verzichtete er vor allen Dingen bereitwillig auf die ehrgeizigen Entwürfe, aus denen die Betheiligung Joseph's an dem Türkenkriege hervorgegangen war, dessen bisheriger Ver-

lauf überdies den österreichischen Waffen wenig Ruhm und noch weniger Erfolge gebracht hatte. Schon im Mai erklärte sich Oesterreich bereit zum Frieden auf Grundlage des frühern Zustandes und im folgenden Monat wurden zu Reichenbach in Schlesien preußisch-österreichische Unterhandlungen über den Ausgleich der schwebenden Schwierigkeiten eröffnet. Anfänglich hielt Preußen an dem Hertzberg'schen Entwurfe eines Ländertausches fest, der ihm Thorn und Danzig zubringen sollte, da aber England und Holland, die nachträglich in die Reichenbacher Berathungen eintraten, diesem Plane jede Unterstützung verweigerten und Friedrich Wilhelm II. nunmehr des ganzen Handels dermaßen überdrüssig wurde, daß es ihm nur noch um die möglichst rasche Erledigung desselben zu thun war, so kam im Juli ein Uebereinkommen zu Stande, vermöge dessen Oesterreich sich verpflichtete, mit der Türkei Frieden zu schließen und die bisherigen Gebietsverhältnisse unverändert bleiben sollten. Fast gleichzeitig machte der Vertrag zu Werelä dem Kriege zwischen Schweden und Rußland ein Ende, das seinerseits die Feindseligkeiten gegen die Türkei noch zwei Jahre lang fortsetzte und in dem 1792 zu Jassy abgeschlossenen Frieden sich begnügte, seine Gränzen vom Bug bis an den Dniester vorzuschieben.

Der Gesammteindruck, welchen diese Vorgänge hinterließen, gereichte nicht zum Vortheile Preußens, das sich zum ersten Male seit langer Zeit unfähig gezeigt, ein großes Unternehmen durchzuführen, das weder die Türkei gegen neue Gebietsverluste zu schützen vermocht, noch die für sich selbst beanspruchten Vortheile hatte gewinnen können, das sich auf ein ziemlich zweideutiges Spiel eingelassen, vor dem Entschlusse zum kräftigen Handeln aber zurückgewichen war. Auch andere Zeichen kündigten einen Rückgang der preußischen Politik und der preußischen Geschicke an. Nicht nur Belgien, das unter offener Begünstigung von Seiten Preußens sowohl wie Englands und Hollands 1789 in vollen Aufstand gegen Oesterreich

gerathen war und am Schlusse des Jahres eine republikanische Verfassung im Sinne der Klerisei, des Adels und der Zunftbürgerschaft angenommen hatte, wurde nach dem Reichenbacher Kongresse als ein verbrauchtes Werkzeug bei Seite geworfen, so daß Oesterreich ohne Mühe den Zustand der Dinge, wie er vor den Neuerungen Joseph's II. gewesen, wiederherstellen konnte, sondern auch Lüttich, das sich gegen die Tyrannei seines reichsfürstlichen Bischofs empört und von preußischer Seite die Anerkennung der Gerechtigkeit seiner Sache erlangt hatte, sah sich schließlich der Reichsexecution und der priesterlichen Rache preisgegeben.

In alle diese Ereignisse spielte der Einfluß der 1789 begonnenen französischen Revolution hinein, auf der einen Seite durch Ermuthigung des Widerstandes gegen die bestehenden Gewalten, auf der andern Seite durch hemmende Einwirkung auf den neuen Anlauf der Hertzberg'schen Politik und durch Beförderung der Annäherung Preußens an Oesterreich. Die deutschen Regierungen fingen an, die französische Revolution, wenn nicht zu fürchten, so doch mit mißtrauischen Augen zu betrachten. Die größern Staaten blieben, bei verhältnißmäßig gesunden öffentlichen Zuständen, von dem Geiste derselben ziemlich unberührt, in den kleinen und zumal den geistlichen Gebieten aber, besonders der Rheinlande, fanden die von Paris aus sprühenden Funken manchen leicht entzündlichen Brennstoff. Steuerdruck, unerträgliche Belastung des bäuerlichen Grund und Bodens, Jagdunfug, quälerische Verwaltung und mancherlei sonstige Mißbräuche eines Regimentes, das kaum irgend einen Ersatz durch Gewährung der Vortheile wahren Staatslebens bieten konnte, brachten unter dem Eindrucke des französischen Beispiels stürmische Bewegungen längs des Rhein hervor, die denn freilich einstweilen mit den gewöhnlichen Polizeimitteln

leicht beschwichtigt werden konnten. Die geistlichen Machthaber indessen hatten ein zu lebendiges Vorgefühl, daß das Jahrhundert ihrer weltlichen Herrschaft zu entwachsen drohe, um durch solche Erscheinungen nicht lebhaft beunruhigt zu werden.

Zu diesen Besorgnissen kam überdies bald ein thatsächlicher Eingriff der Revolution in die vielfältigen Interessen, welche einer großen Anzahl deutscher, zumal aber geistlicher Reichsfürsten innerhalb des französischen Staatsgebiets zustanden. Im Westphälischen Frieden waren nur die Besitzungen des Hauses Oesterreich im Elsaß ohne Vorbehalt an Frankreich abgetreten, den andern dort angesessenen Reichsständen dagegen, ebenso wie den Reichsstädten, der Fortbestand aller ihrer bisherigen Freiheiten und Befugnisse auch unter französischer Oberhoheit gewahrt worden; sie sollten zu der Krone Frankreich in dem nämlichen Verhältnisse stehen, wie bisher zu Kaiser und Reich. Diese Bestimmung hatte allerdings im Laufe der Zeit manche theils gewaltthätige, theils vertragsmäßige Abänderungen erlitten, immer aber bestand sie noch so weit zu anerkanntem Recht, daß die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, Worms, Speyer und andere geistliche Stände, sowie viele weltliche Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsritter vermöge elsässischer Besitzungen gewisse politische Machtbefugnisse auf französischem Boden ausübten und zum Theil beträchtliche Einkünfte von dort bezogen. Vor dem Geiste der französischen Revolution konnte ein solches Verhältniß nicht bestehen, indem aber die Nationalversammlung dasselbe einseitig und ohne Rücksicht auf die Mitbetheiligten an den Verträgen zu Münster und Osnabrück für aufgehoben erklärte, beging sie einen unzweifelhaften Bruch des Völkerrechts, wegen dessen sie Deutschland Rechenschaft schuldig war. Weder Oesterreich noch Preußen indessen bezeigte einen besondern Eifer, diese Sache zu betreiben, bei welcher weder Gewinn noch Verlust für sie selbst auf dem Spiele stand, und demnach blieb dieselbe, trotz alles angstvollen oder auch trotzigen Hülferufens, namentlich

der rheinischen Erzbischöfe, längere Zeit auf sich beruhend. Nachdem Ende Septembers 1790 Leopold II. zum Nachfolger Joseph's II. auf dem Kaiserthrone gewählt worden war, vergingen noch Monate, bevor Kaiser und Reich den ersten Versuch machten, den Reichsständen Genugthuung zu verschaffen, deren völkerrechtlich verbriefte Ansprüche von der revolutionären Eigenmacht Frankreichs verleugnet wurden. Der Erfolg war eine schnöde Zurückweisung der an die Pariser Regierung gerichteten Vorstellungen, da es sich hier um rein französische Angelegenheiten handle, bei denen Deutschland nicht mitzusprechen habe.

Zwischen den Höfen von Wien, Berlin, Petersburg, Stockholm und andern hatten inzwischen heimliche Unterhandlungen wegen eines gemeinschaftlichen Kreuzzuges gegen die französische Revolution begonnen, mit welchem es freilich für jetzt nur dem Könige von Schweden Ernst war, während die andern gekrönten Häupter anfänglich mit dem Gedanken eines solchen Unternehmens nur spielten, indem sie die stürmischen Zumuthungen der Sendlinge des französischen Hofes mit unbestimmten Hoffnungen hinzuhalten suchten. In Berlin jedoch, wo Hertzberg selbst der entschiedenste Gegner des Krieges gegen Frankreich war und eine Verständigung mit dem jetzigen Pariser Constitutionalismus als das richtigste Auskunftsmittel betrieb, gewann im Laufe des Jahrs 1791 der Kriegsgedanke, zu dessen Wortführer sich Bischofswerder machte, immer größern Spielraum; Hertzberg wurde im Juli aus dem Ministerium des Auswärtigen verdrängt, nachdem er noch kurz zuvor die Aussicht gehabt, Friedrich Wilhelm II. im Hinblick auf neue russische Vergrößerungspläne für die Annäherung an ein constitutionelles Frankreich zu gewinnen — eine Wendung der Dinge, deren Eintreten das Königthum der Bourbons vielleicht gerettet und der Revolution überhaupt möglicher Weise die gefährlichsten Waffen aus der Hand gewunden hätte. Die Flucht und Gefangennahme Ludwig's XVI. machten dem bis-

herigen Schwanken Friedrich Wilhelm's ein Ende. Die Befreiung des Königs von Frankreich und die Wiederherstellung seiner monarchischen Vollgewalt erschien ihm nunmehr als eine Sache der eignen königlichen Ehre, gegen welche die überlieferten Grundsätze der preußischen Politik und die Forderungen des Staatswohls zurückstehen mußten. Friedrich Wilhelm suchte jetzt vor allen Dingen einen möglichst engen Anschluß an Oesterreich und bestimmte den Kaiser Leopold, welcher, obgleich Bruder der Königin von Frankreich, die französischen Ereignisse sehr nüchtern auffaßte und insbesondere gegen einen Krieg mit Frankreich schwere Bedenken hatte, zu einer persönlichen Zusammenkunft, die in den letzten Tagen des August auf dem Schlosse Pillnitz bei Dresden stattfand. Der König von Preußen, in Gemeinschaft mit einer Anzahl der namhaftesten französischen Flüchtlinge, die sich ohne Einladung in Pillnitz eingefunden hatten, drang auf unverweilte Ausführung des geplanten politischen Kreuzzuges, zu welchem auch von Rußland aus getrieben wurde, während England sich von jeder Theilnahme daran unumwunden lossagte, konnte jedoch vom Kaiser nur die Zustimmung zu einer Erklärung erlangen, welche dem revolutionären Frankreich gegenüber zwar ein gewisses Einverständniß der beiden Monarchen aussprach, aber keinen bestimmten Entschluß, keine bindende Zusage, keinen kriegerischen Vorsatz. Die bald darauf erfolgte Annahme der französischen Verfassung durch Ludwig XVI. bestärkte den Kaiser in seiner gemäßigten Haltung und in seiner Hoffnung auf eine friedliche Lösung der französischen Wirren, für welche er die diplomatische Vermittlung eines allgemeinen europäischen Kongresses in Anspruch zu nehmen gedachte.

Während jedoch unter solchen Umständen die Frage eines deutschen Angriffs auf Frankreich in den Hintergrund trat, entstand die neue Gefahr eines französischen Angriffskrieges gegen Deutschland. Eine mächtige Parthei in der zweiten französischen Nationalversammlung, die Girondisten, arbeitete

planmäßig auf den Krieg hin, durch welchen sie zum Umsturz des Königthums zu gelangen hoffte, das sie auch in seiner jetzigen Ohnmacht als unversöhnlichen Widersacher der revolutionären Errungenschaften fürchtete, um so mehr, als man Ludwig XVI. mit gutem Grunde geheime Einverständnisse mit dem Auslande zuschrieb, deren Wirkungen man zuvorkommen müsse, um nicht selbst dadurch überrascht zu werden. Die Unklugheit und Schwäche einiger rheinischen Höfe leistete den Berechnungen und Absichten der französischen Kriegsparthei den wirksamsten Vorschub. Namentlich die Erzbischöfe von Mainz und Trier ließen nicht nur ihre Länder zu Sammelplätzen des massenhaft ausgewanderten französischen Adels werden, sondern duldeten auch, daß diese Flüchtlinge sich mit dem prahlerisch ausgesprochenen Zwecke des Bürgerkrieges unter dem Oberbefehle des Prinzen von Condé militärisch organisirten. Wenn die nachdrückliche Einsprache der Pariser Regierung gegen dies völkerrechtswidrige Gebahren einige entsprechende Verordnungen bewirkte, so blieb doch die Vollziehung derselben hinter ihrem Wortlaute weit zurück, da die Ausgewanderten den geistlichen Landesherren, bei denen sie Aufnahme gefunden und auf deren Kosten sie großen Theils lebten, bald genug so weit über den Kopf gewachsen waren, daß sie ihren Vorschriften offen Hohn sprechen zu können glaubten. Erst das ernstliche Einschreiten des Kaisers konnte diesem Unwesen in den Rheinlanden einigermaßen steuern, zu spät jedoch, um der Pariser Kriegsparthei den ihr dadurch in die Hand gegebenen Vorwand wieder zu entwinden. Ein den französischen Drohungen gegenüber im Februar 1792 abgeschlossenes österreichisch-preußisches Bündniß, obgleich es bloß auf Vertheidigung lautete, und einige Rüstungen der beiden deutschen Mächte schürten das französische Feuer, es kam zum Austausch scharfer diplomatischer Schriftstücke, die französische Regierung, jetzt ein bloßes Werkzeug der Mehrheit der Nationalversammlung, stellte der österreichischen ein gebieterisches Entweder — Oder, und als ihre trotzige Frage die

verdiente Antwort erhielt, erfolgte am 20. April die Kriegserklärung Frankreichs gegen „den König von Böhmen und Ungarn".

Dieser war nicht mehr Leopold II., sondern seit dessen am 1. März erfolgtem plötzlichen Tode sein Sohn, Franz II., den seine Jugend und geringe Begabung dem Einflusse kriegslustiger Hofleute und rachsüchtiger französischer Flüchtlinge weit leichter zugänglich machten, als sein klug berechnender Vater gewesen war. Indessen auch Leopold würde mit aller seiner Mäßigung und Umsicht schwerlich im Stande gewesen sein, den Frieden aufrecht zu erhalten, nachdem die französische Revolution sich gewöhnt hatte, den Krieg als eine politische Nothwendigkeit, als die Bedingung ihrer Selbsterhaltung zu betrachten, während auf der andern Seite auch für das monarchische Europa der Kampf gegen die Revolution in der That nur eine Frage der rechten Zeit und Gelegenheit sein konnte. Mochte aber bei der obwaltenden Spannung der Verhältnisse der Bruch früher oder später immerhin unvermeidlich sein, so erfolgte er doch in einem Augenblicke, wo noch keine innere oder äußere Zwangslage denselben forderte, und auch dies Mal wieder, wie seit Jahrhunderten bei allen deutsch-französischen Kriegen, ging der Angriff von Frankreich aus. Daß die französische Kriegserklärung sich nur gegen Oesterreich richtete, geschah in der Hoffnung, Preußen als Bundesgenossen gegen seinen alten Gegner gewinnen, oder wenigstens an der Partheinahme für denselben verhindern zu können, eine Annahme, die denn freilich von gänzlicher Unkenntniß des am Berliner Hofe herrschenden Geistes zeugte, dessen heftige Feindseligkeit gegen die Revolution den seit unvordenklicher Zeit nicht erlebten engen Anschluß Preußens an Oesterreich hervorgebracht; denn ihre Gemeinschaft bei der ersten Theilung Polens war nur das flüchtige Ergebniß der zwingenden Umstände des Augenblicks gewesen.

Frankreich war so wenig kriegsbereit wie Deutschland, betrieb aber seine Rüstungen mit revolutionärem Ungestüm, während Deutschland mit herkömmlicher Schwerfälligkeit zu Werke ging und in reichsverfassungsmäßiger Pedanterei eine unschätzbare Zeit verlor. Die österreichischen und preußischen Mahnungen, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen, blieben bei den mittlern und kleinen Ständen, mit alleiniger Ausnahme des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, ohne Wirkung, der Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Baiern und die hannöversche Regierung gaben sogar die Absicht zu erkennen, bei dem bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben, und noch elf Monate vergingen, bis der Reichstag vermocht werden konnte, seinerseits die französische Kriegserklärung aufzunehmen und zu erwidern.

Am 5. Juli ging in Frankfurt die Kaiserwahl vor sich, welche einstimmig auf Franz II. fiel, der am 14. unter den altüblichen Feierlichkeiten gekrönt wurde. Auf diese letzte Schaustellung der verblichenen Herrlichkeiten des abgelebten Reiches folgte ein zahlreicher und glänzender Fürstenkongreß in Mainz, der für den großen Haufen der Theilnehmer unter prunkenden Festen verlief, während zwischen Oesterreich und Preußen, unter Zuziehung einiger Häuptlinge des ausgewanderten französischen Adels, Anordnungen für die Kriegführung getroffen wurden.

Das preußisch-österreichische Hauptheer sollte, 110,000 Mann stark, von Belgien und vom Unterrheine aus unter dem Herzoge von Braunschweig, der für den größten aller lebenden Feldherren galt — so sehr, daß selbst die französische Regierung damit umging, ihm den Oberbefehl über ihre Kriegsmacht anzuvertrauen — gerades Weges auf Paris rücken, während ein in Süddeutschland zu sammelndes österreichisches Heer von 50,000 Mann bestimmt war, in Elsaß einzubrechen und überdies einige Schaaren französischer Flüchtlinge, je mehrere tausend Mann stark und auf deutsche Kosten ausgerüstet, theils den preußischen, theils den österreichischen

Truppen zugewiesen wurden. Mit diesen Streitkräften glaubte man des zerrütteten Frankreich, dessen Heer ebenso wie seine bürgerliche Ordnung in Auflösung gerathen war und namentlich die Mehrzahl seiner Officiere durch Auswanderung verloren hatte, in einem kurzen und unblutigen Feldzuge Herr zu werden. Ein an die Franzosen gerichtetes Manifest, von einem ausgewanderten Marquis abgefaßt, von den beiden deutschen Kabinetten gutgeheißen und vom Herzog von Braunschweig, wiewohl mit Widerstreben, unterschrieben, bezeichnete als den Zweck des Krieges die Befreiung Ludwig's XVI. von revolutionärer Gewalt, sprach die schwersten Drohungen gegen Paris aus für den Fall, daß dem Könige und seiner Familie ein Leid geschehen sollte, kündigte jeder Ortschaft, die sich vertheidigen werde, gänzliche Zerstörung an.

Die Feindseligkeiten waren durch einige schwache und leicht zurückgewiesene französische Angriffe auf die österreichischen Niederlande bereits begonnen worden, als sich der Herzog von Braunschweig in Begleitung des Königs gegen Ende des Juli von Koblenz aus mit dem Hauptheere in Bewegung setzte. Die geltenden Regeln der schulgerechten Kriegführung, die Mangelhaftigkeit der für die Verpflegung der Truppen getroffenen Vorkehrungen und tief einschneidende Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Könige und dem Herzoge hinsichtlich des einzuhaltenden Kriegsplanes verzögerten den Marsch des deutschen Heeres der Art, daß drei Wochen vergingen, ehe dasselbe die zwanzig Meilen entfernte französische Gränze erreichte. Zwei der nächstgelegenen feindlichen Festungen, Longwy und Verdun, ergaben sich nach kurzer Beschießung, ohne daß diese Erfolge den deutschen Vormarsch beschleunigt hätten, der vielmehr durch eintretende Regengüsse, grundlose Wege und die planmäßige Verschonung der Bevölkerung mit Zwangslieferungen jeder Art vollends erschwert wurde. Dazu kam wachsender Zwiespalt im Hauptquartier: der Herzog von Braunschweig wollte an der Maaslinie Halt machen und dort in fester Stellung

den Winter zubringen, während der König von Preußen zu raschem, kräftigem Vorgehen drängte; ein durchgreifender Entschluß aber wurde weder in diesem noch in jenem Sinne gefaßt.

Die Franzosen hatten inzwischen Zeit, sich zur Vertheidigung zu sammeln und in Dumouriez einen sehr fähigen Feldherrn gefunden, der die Langsamkeit der deutschen Bewegungen benutzte, um sich der Pässe des Argonnerwaldes auf der Gränze von Lothringen und der Champagne zu bemächtigen, wo er dem Herzoge von Braunschweig mit großen Vortheilen der Stellung Stand halten konnte. Ein nach Umgehung derselben am 20. September bei Valmy unternommener Angriff auf den General Kellermann beschränkte sich auf ein heftiges Kanonenfeuer, welches von französischer Seite eben so heftig erwidert wurde, in mehrstündiger Dauer jedoch auf beiden Seiten nur den Verlust von einigen hundert Mann zur Folge hatte und überhaupt ohne alle militärische Bedeutung blieb. Um so größer jedoch war die moralische Wirkung der Kanonade bei Valmy, indem sie im deutschen Heere den Eindruck eines mißlungenen Unternehmens hervorbrachte und das Selbstvertrauen schwächte, von den Franzosen dagegen mit gewohnter Uebertreibung als ein ruhmvoller Erfolg gefeiert wurde und ihnen mindestens das stolze Bewußtsein der Widerstandsfähigkeit gegen die bis dahin sehr gefürchteten Truppen weiland Friedrich's des Großen gab.

Die zufällige Gefangennahme des preußischen Cabinetssekretärs Lombard gab unmittelbar darauf Anlaß zu Unterhandlungen zwischen dem deutschen Hauptquartier und dem General Dumouriez, bei denen es von der einen Seite darauf abgesehen war, den französischen Feldherrn für die Sache Ludwig's XVI. zu gewinnen, von der andern, Preußen zur Lossagung von der österreichischen Bundesgenossenschaft und zum Sonderfrieden zu bewegen. Dumouriez, indem er sich anfäng-

lich der an ihn herantretenden Versuchung zugänglich zeigte, gewann eine Reihe ihm sehr werthvoller Tage, welche für das von Mangel und Krankheit schwer heimgesuchte deutsche Heer in trügerischer Hoffnung und verderblicher Unthätigkeit verloren gingen. Als man im deutschen Hauptquartiere endlich die wahren Absichten des französischen Generals errieth, blieb nur die Wahl, entweder auf dieselben einzugehen, oder in möglichster Eile den Rückzug anzutreten. Der Aufbruch erfolgte Ende Septembers unter den schwierigsten Umständen, welche es sehr rathsam machten, eine Verfolgung durch die Franzosen wo möglich hintanzuhalten. Zu diesem Zwecke wurden die Unterhandlungen mit Dumouriez auf Grundlage seiner eignen Vorschläge wieder aufgenommen, es gelang in der That, ihn mit seiner eignen List zu fangen, der Herzog von Braunschweig erreichte, unbehelligt vom Feinde, die eroberten Festungen Verdun und Longwy, glaubte sie jedoch, da jetzt die österreichischen Truppen nach den Niederlanden abberufen wurden, nicht behaupten zu können, räumte dieselben mit dem französischen Gebiete überhaupt und zog sich auf Luxemburg zurück.

Noch unglücklicher als der Feldzug des Herzogs von Braunschweig war die Kriegführung in Süddeutschland. Oesterreich, das schon bei Aufstellung seines dem deutschen Hauptheere zugewiesenen Korps weit hinter seinen Versprechungen zurückgeblieben war, brachte am Oberrhein nur 17,000 Mann zusammen, die durch zwei oder drei kleinstaatliche Kontingente zwar einigen Zuwachs, aber kaum eine Verstärkung erhielten und deren Hälfte überdies frühzeitig zum Hauptheere abberufen wurde. Die süddeutschen Fürsten wetteiferten in der Nichterfüllung ihrer Pflichten gegen das Reich, zum Theil unter Berufung darauf, daß der Reichskrieg gegen Frankreich immer noch nicht erklärt sei. Mehrere der rheinischen Erzbisthümer und Bisthümer, die unlängst in guten Händen gewesen, waren jetzt einem sitten- und gewissenlosen Regimente nach französischem Zuschnitte verfallen. So namentlich Mainz, dessen gegenwärtiger Kurfürst, Friedrich Karl Joseph von Erthal, der unwürdige Bruder Franz Ludwig's, des hochverdienten ehemaligen Bischofs von Bamberg und Würzburg, die rühmlichen Schöpfungen seines Vorgängers, Emmerich Joseph, verstümmelt oder vernichtet und in seinem Lande Zustände geschaffen hatte, welche dasselbe sittlich und materiell unfähig machten, auch nur dem ersten Anprall der französischen Revolution zu widerstehen. Auch die benachbarten kirchlichen Fürsten waren, schon vermöge der Natur oder Unnatur des geistlichen Staatswesens, der Zeit und der Lage in keiner Weise gewachsen. Nicht besser indessen stand es mit dem Kurfürsten von Pfalzbaiern, dem Herzoge von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welche entweder aus Feigheit, oder im Bewußtsein ihrer Ohnmacht Schutz gegen den hereinbrechenden Sturm vielmehr in verrätherischen Einverständnissen mit dem Feinde, als in tapferer Gegenwehr suchten.

Unter solchen Umständen erfolgte statt des beabsichtigten österreichischen Einfalls in das Elsaß im September von Straßburg aus ein Angriff des Generals Custine auf das linksrheinische Reichsgebiet. Mit einer schwachen und zum Theil aus bewaffneten Landleuten bestehenden Kriegsschaar eroberte Custine im Fluge Speyer und Worms, die zwar dies Mal nicht, wie hundert Jahre vorher, in Asche gelegt, wohl aber hart gebrandschatzt wurden. Die Nachricht von diesen Vorgängen bewirkte tiefes Schrecken weit und breit. Die Mainzer Regierung verlor darüber den letzten Rest von Muth und Verstand, der Kurfürst verließ seine Hauptstadt bei Nacht und Nebel, sein Hof, der Adel, die vornehme Priesterschaft folgte seinem Beispiel, die Besatzung und die Bürgerschaft verzweifelten an der Möglichkeit der Vertheidigung der von den regierenden Herren preisgegebenen Stadt, und nachdem Custine am 19. October die erste Aufforderung an dieselbe

gerichtet, öffnete die wichtigste Gränzfestung des Reichs den Franzosen schon am zweitfolgenden Tage ihre Thore.

Der beispiellose Fall von Mainz erschütterte die ganze Nachbarschaft auf dreißig Meilen in die Runde. Frankfurt, obgleich immer noch befestigt, ließ sich durch eine französische Streifparthei um Millionen brandschatzen, Wetzlar erbat sich als Sitz des Reichskammergerichts von Custine einen Schutzbrief, der Hof zu Neuwied empfahl sich seiner Barmherzigkeit, Koblenz schickte ihm eine förmliche Einladung, die Kurfürsten von Trier und Köln machten sich fertig zur Flucht, die landgräfliche Familie von Hessen-Kassel räumte die Hauptstadt in athemloser Eile, Würtemberg und Baden suchten sich durch Neutralitätserklärungen zu retten, Pfalzbaiern kam dem Eroberer mit niederträchtigen Dienstleistungen entgegen, der Reichstag in Regensburg miethete Schiffe, um sich auf der Donau in Sicherheit zu bringen. Und das Alles und vieles Aehnliche war die Wirkung eines Einbruchs von höchstens achtzehntausend Franzosen in das kleinstaatliche Reichsgebiet!

Das Mißlingen des Feldzugs in Lothringen und der Champagne brachte den tiefen Spalt zwischen Oesterreich und Preußen, welcher durch die gemeinschaftliche Feindschaft gegen die Revolution für einen Augenblick überbrückt war, wieder zum deutlichen Vorschein. Die preußischen Kriegs- und Staatsmänner aus der Schule Friedrich's des Großen, mit dem Herzog von Braunschweig in erster Reihe, hatten das Bündniß mit Oesterreich von Anbeginn mit mißgünstigem Auge, als eine Verirrung von dem durch die preußische Geschichte vorgezeichneten Wege der hohenzollern'schen Politik angesehen, und in Wien fand eine ähnliche Auffassung dieses Verhältnisses gleichfalls einflußreiche Vertreter, zu denen

namentlich der alte Fürst Kaunitz gehörte. Gegenseitiges Mißtrauen trat schon in den Vorberathungen und Vorbereitungen des gemeinschaftlichen Unternehmens, noch mehr aber bei dessen Ausführung vielfach grell hervor. War man einig darüber, daß den beiden Verbündeten nach vollbrachtem Werke eine angemessene Entschädigung gebühre, und daß man allen Umständen nach darauf verzichten müsse, sich dieselbe auf Kosten Frankreichs zu verschaffen, so konnte man sich doch nicht über einen anderweitigen Ersatz verständigen. Oesterreich kam auf das alte Verlangen des Austausches von Belgien gegen Baiern zurück und Preußen beanspruchte einen weitern Landerwerb in Polen, gegen das die Kaiserin Katharina jetzt eben zu einem vernichtenden Streich ausholte, nachdem sie, so viel an ihr war, dazu mitgewirkt, Oesterreich und Preußen in den französischen Krieg zu stürzen, um sich dadurch möglichst freie Hand für ihren Zweck zu verschaffen. Preußen zeigte sich nicht abgeneigt, die österreichische Forderung des belgisch-baierischen Ländertausches zuzugestehen, Oesterreich aber machte seine Gegenleistung bezüglich der preußischen Absichten auf Polen davon abhängig, daß ihm überdies die Markgrafschaften Anspach und Baireuth, welche vor wenigen Monaten durch Verzichtleistung des Inhabers an Preußen gekommen waren, abgetreten würden, und als diese Dreingabe althohenzollern'scher Erblande von Friedrich Wilhelm II. mit Unwillen verweigert wurde, ließ man die für die junge österreichisch-preußische Freundschaft und für den nächstliegenden Kriegszweck sehr gefährliche Entschädigungsfrage vorläufig auf sich beruhen.

Der Gang der Kriegsereignisse indessen steigerte die beiderseitige Verstimmung; die Preußen legten die erlittenen Mißgeschicke den österreichischen Versäumnissen zur Last, namentlich der Unzulänglichkeit der Stärke des kaiserlichen Kontingents, bei den Oesterreichern dagegen regten die preußischen Verhandlungen mit Dumouriez den schlimmsten Argwohn auf, welcher schließlich die Abberufung der österreichischen

Truppen vom Heere des Herzogs von Braunschweig bewirkte und dadurch die Räumung der eingenommenen Gränzfestungen und des französischen Bodens überhaupt nothwendig machte.

In dieser Lage der Dinge wurde sowohl der Kaiser Franz, wie der König Friedrich Wilhelm des ganzen Krieges von Herzen überdrüssig, zumal die russisch-polnischen Verhältnisse die Betheiligung Oesterreichs und Preußens immer dringender in Anspruch nahmen. In Wien wie im preußischen Hauptquartier war man sogar einen Augenblick nicht abgeneigt, unter Anerkennung der in Frankreich inzwischen ausgerufenen Republik Frieden zu schließen, vorausgesetzt, daß es mit Ehren geschehen und daß dadurch insbesondere das Leben Ludwig's XVI. gerettet und dessen Freilassung erwirkt werden könne.

Der Uebermuth des revolutionären Frankreich ließ jedoch den Gedanken an einen Frieden auf billige Bedingungen nicht aufkommen. Schon die bei den fortdauernden preußisch-französischen Verhandlungen vorangestellte Forderung, daß Frankreich nach Räumung seines Bodens durch die deutschen Heere nunmehr auch seine Truppen aus Deutschland zurückziehe, fand kein Gehör. Custine machte vielmehr von Mainz aus fort und fort Einfälle in die benachbarten rechtsrheinischen Gebiete, die unter den üblichen Losungsworten: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung ausgeplündert wurden. In Mainz selbst bildete sich ein Jakobinerklubb, in welchem sich einige sonst gute, aber vom Schwindel des Tages ergriffene Köpfe mit einem Haufen theils junger Schwärmgeister, theils gemeiner Naturen zur Republikanisirung der Rheinlande verbanden. Dieser Klubb wurde zum bequemen Werkzeug in der Hand Custine's, der gleichwohl nöthig fand, die in ihrer Mehrheit unzweifelhaft widerwillige Bürgerschaft von Mainz zu entwaffnen, um die Stadt ungestört bearbeiten zu können. Die kurfürstlichen Behörden mußten einer aus allgemeinem Wahlrecht hervorgegangenen „Selbstregierung" weichen, die in einem „Konvente"

nach französischem Muster gipfelte, welcher beschloß und als Volkswillen verkündigte, was die inzwischen nach Mainz gesendeten Kommissäre der Pariser Regierung ihm eingaben. Der Masse der Bevölkerung sollte die kurzer Hand angeordnete Aufhebung einer Unzahl widersinniger Abgaben und besonders der hundertfältigen Grundlasten, welche den Landmann erdrückten, die Wohlthaten der neuen Freiheit zum Verständniß bringen. — Zu gleicher Zeit warf sich Dumouriez mit Uebermacht auf das von den Oesterreichern schwach besetzte Belgien, machte sich, nach einem Siege bei Jemappes, zum Meister seiner wichtigsten Städte und bemächtigte sich von dort aus auch Aachens und Lüttichs.

Angesichts dieser Ereignisse und des dadurch erregten blinden Siegestaumels der Franzosen einigten sich Oesterreich und Preußen nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. nochmals in dem Entschlusse, den Krieg mit aller Kraft fortzusetzen, bis der Feind wenigstens aus dem Reichsgebiete wieder verdrängt sei. Auf erneute eindringliche Mahnungen ließen Sachsen, Braunschweig, Hessen-Darmstadt und der schwäbische Kreis größere oder kleinere Truppenkörper zu dem österreichischen oder dem preußischen Heere stoßen, am 23. November faßte der Reichstag den Beschluß, gegen den Feind zu rüsten, der schon seit zwei Monaten auf deutschem Boden stand, am 2. December wurde Frankfurt von dem preußischen General Rüchel an der Spitze des hessen-kasseler Contingents — der einzigen kleinstaatlichen Streitmacht, welche militärischen Werth hatte — mit stürmender Hand den Franzosen wieder abgenommen und demnächst Custine ganz auf Mainz zurückgeworfen. Auch in den Niederlanden begünstigte das Kriegsglück die deutschen Waffen im Anfange des Jahrs 1793. Dumouriez erlitt am 18. März bei Neerwinden durch den österreichischen Oberbefehlshaber, Prinzen von Koburg, eine Niederlage, welche sein Heer der Auflösung nahe brachte und die ihn, im Hinblick auf die in Paris übliche Justiz gegen unglückliche Generale,

veranlaßte, wie nach dem Tage bei Valmy, mit dem gegnerischen Feldherrn in geheime Unterhandlungen zu treten, deren dies Mal sehr ernstlich gemeinter Zweck eine Verständigung zum Sturze des Jakobinerregiments und zur Wiederherstellung des Königthums war. Die Entdeckung seines Planes jedoch zwang Dumouriez zur Flucht in das österreichische Lager, wo er die beste Aufnahme fand, während der einige Monate zuvor unter ähnlichen Umständen, wiewohl ohne vorgängiges Einverständniß mit dem Landesfeinde, übergetretene General Lafayette in langjähriger harter Gefangenschaft dafür büßen mußte, ein ehrlicher Freiheitsmann zu sein. — Der Sieg bei Neerwinden lieferte ganz Belgien wieder in die Hände Oesterreichs.

Am 22. März beschloß der Reichstag endlich die Kriegserklärung gegen Frankreich, die denn freilich für eine große Zahl der Reichsstände, denen selbst zum Vertheidigungskriege um das Dasein der Verstand, der gute Wille, das Ehrgefühl, der Entschluß fehlte, ein leeres Wort blieb, oder doch nur einen trügerischen Schein der Vollziehung zur Folge hatte. Viele Fürsten und Städte nicht bloß der entferntern Gegenden, sondern auch der vom Kriege unmittelbar bedrohten Lande überboten einander auch jetzt noch in schmählichen Vorwänden zur Verleugnung ihrer Pflichten gegen das Reich, von welchem sie gleichwohl Schutz gegen das hereinbrechende Unheil verlangten.

Der nach Mainz einberufene Konvent erklärte am 18. März das linke Rheinufer von der Lauter bis zur Nahe zum selbstständigen Freistaate und jede Verbindung desselben mit dem deutschen Reiche für gelöst, kam aber schon drei Tage später unter Beihülfe der französischen Regierungskommissäre zu besserer Erkenntniß und zu dem Beschlusse, die Einverleibung des Landes in die Republik Frankreich nachzusuchen. Bald darauf sammelte sich ein ansehnliches preußisches Heer vor Mainz; aber die Reichsfestung, welche die Franzosen unlängst

durch einen Handstreich genommen, widerstand jetzt drei bis vier Monate lang einer regelmäßigen Belagerung durch die Deutschen und ergab sich erst am Ende des Juli kraft einer Kapitulation, welche der Besatzung ehrenvollen Abzug gewährte. — Im Gefolge der Truppen des Herzogs von Braunschweig fand sich auch der Erzbischof, der Adel, die hohe Klerisei wieder ein und alsbald begann eine Reaktion, welche an Unvernunft hinter dem Klubb- und Konventswesen in keiner Weise zurückblieb.

Hatte die französische Revolution in ihren Anfängen die gebildete öffentliche Meinung in Deutschland zu lebhafter Theilnahme angeregt, an einigen Orten die Menge entflammt und selbst manche vornehme Geister in ihre Richtung fortgerissen, so war seit Jahr und Tag durch ihre wilden Thaten, durch ihre ausschweifenden Lehren, durch die unfreiwillige Komik vieler ihrer Beispiele ein tiefgehender Rückschlag gegen diese Stimmungen bewirkt worden. Die propagandistische Kraft der Revolution, von welcher deren Häupter in Paris sich die übertriebensten Vorstellungen machten, war in und für Deutschland vollständig gebrochen und die Mainzer Parodie des Jakobinerthums hatte das Ihrige dazu beigetragen. Gleichwohl glaubten die deutschen Regierungen nach den Mainzer Erfahrungen mehr als je, in den Grundsätzen der französischen Revolution eine eben so gefährliche feindliche Macht zu erkennen, wie in den französischen Waffen, und bald kam es dahin, daß an den Höfen Neuerung und Revolution für ziemlich gleichbedeutend galten. So geschah es, daß namentlich der Kaiser Franz, der einen Anflug josephinischen Geistes mit sich auf den Thron gebracht, sich mehr und mehr dem althabsburgischen System zuwandte und daß Friedrich Wilhelm die Bahnen Friedrich's II. immer entschiedener verließ. — Die bittersten Früchte dieses Irrthums indessen reiften erst in einer viel spätern Zeit.

Im Hochsommer und Herbst wurden die Franzosen unter

heißen Kämpfen in der linksrheinischen Pfalz vom deutschen Boden gänzlich verdrängt, während die Oesterreicher von den Niederlanden aus eine Reihe französischer Gränzfestungen eroberten. Nachdem nicht nur Sardinien, Spanien, Neapel, sondern auch Holland und England in den Krieg eingetreten, war das militärische Uebergewicht so augenscheinlich bei den Bundesgenossen, daß bei einmüthigem, raschen und kräftigen Vorgehen derselben ein erfolgreicher Widerstand Frankreichs kaum möglich blieb. Von allen Voraussetzungen einer wirksamen Benutzung der Umstände jedoch war keine einzige vorhanden. Der deutsche Feldzugsplan für 1793, dessen Feststellung Preußen der österreichischen Kriegskanzlei überlassen, kam erst am Ende des September zu Stande; der Herzog von Braunschweig ließ sich in seiner Bedachtsamkeit nach wie vor die günstigsten Gelegenheiten entschlüpfen und wurde überdies durch die Unbotmäßigkeit des ihm untergeordneten österreichischen Generals Wurmser gelähmt; zwischen dem Kaiser und dem Könige war keine Verständigung hinsichtlich der weitern Kriegszwecke zu erzielen; England ging lediglich auf die Wiedereroberung des ihm im vorigen Jahrhundert verloren gegangenen Dünkirchen aus und wollte die ganze Kriegführung auf dieses Ziel gerichtet wissen; Spanien und Italien leisteten für die gemeinschaftliche Sache wenig oder nichts: kurz, es fehlte die Gemeinschaft des Zwecks, die Einheit des leitenden Willens, das Ineinandergreifen des Handelns und damit jede wesentliche Bedingung des durchschlagenden Erfolgs gegenüber einem Feinde, dem alles Andere fehlen mochte, aber nicht die Thatkraft der Verzweiflung.

Einen nicht geringen Antheil an dem mißlichen Gange der Kriegsereignisse hatten überdies die russisch-polnischen Verhältnisse, durch welche Oesterreich und Preußen genöthigt wurden, ihre gespannte Aufmerksamkeit nach zwei entgegengesetzten Seiten zugleich zu richten. Nachdem am 3. Mai 1791 in Warschau eine neue Verfassung ausgerufen worden, welche der bisherigen Anarchie und Ohnmacht Polens abhelfen sollte, traf die Kaiserin Katharina sofort Anstalten zur Vereitlung dieser Neuerung, die den russischen Einfluß auf das Nachbarland zu beeinträchtigen und den gegen dasselbe gerichteten weitern Plänen des russischen Ehrgeizes einen Riegel vorzuschieben drohete. Unter russischer Mitwirkung bildete sich eine Verschwörung des der Verfassung vom 3. Mai feindlichen Adels, die Konföderation zu Targowitz, welcher Katharina alsbald im Namen der polnischen Freiheit ihren bewaffneten Beistand lieh, indem sie den größten Theil von Polen durch ihre Truppen besetzen ließ. Die Absicht der Petersburger Politik ging dahin, die bisherige thatsächliche Abhängigkeit Polens von Rußland in dieser oder jener Form zu einer staatsrechtlichen zu machen, und um bei diesem Unternehmen möglichst ungestört zu sein, schürte Katharina, wie schon erwähnt, nach Kräften den deutsch-französischen Krieg, indem sie den leidenschaftlichsten Haß gegen die Revolution zur Schau trug und zur Bekämpfung derselben eine Mitwirkung in Aussicht stellte, die sie nimmermehr zu leisten gedachte.

Die beiden deutschen Mächte waren indessen nicht gesonnen, während sie Frankreich bekämpften, Rußland in Polen frei gewähren zu lassen, Preußen verlangte vielmehr frühzeitig seinen Antheil auch an der neuen polnischen Beute, während Oesterreich so lange wie möglich danach trachtete, jede weitere preußische wie russische Vergrößerung auf Kosten Polens zu verhindern, das dem Wiener Hofe neben jenen beiden Staaten als ein sehr harmloser Nachbar erschien.

Rußland seinerseits hielt mit zäher Ausdauer fest an dem Vorhaben, ganz Polen für sich allein zu erwerben; endlich jedoch überzeugte sich Katharina, daß ihre Entwürfe weder ohne

Zustimmung wenigstens einer der beiden deutschen Mächte, noch in ihrem vollen Umfange durchzusetzen seien, und am 23. Januar 1793 schlossen Preußen und Rußland in Petersburg den Vertrag über die zweite Theilung Polens, welcher Oesterreich nur insoweit berücksichtigte, als er dem Kaiser das Recht vorbehielt, sich seinerseits durch Ausführung des immer noch nicht aufgegebenen baierisch-belgischen Tauschplanes schadlos zu halten. Preußen und Rußland ergriffen Besitz von den ihnen durch diese Uebereinkunft zugewiesenen Gebieten mit der Erklärung, daß die Einverleibung derselben in ihre Staaten ein Gebot der eigenen Sicherheit gegen den Geist des Umsturzes sei, der auch in Polen die Oberhand gewonnen und dem Lande insbesondere die Verfassung vom 3. Mai aufgedrungen habe. Ein nach Grodno auf den Juni einberufener polnischer Reichstag fügte sich, Rußland gegenüber, nach kurzem Sträuben in das Unvermeidliche, verweigerte dagegen die Genehmigung der Abtretungen an Preußen mit einer Beharrlichkeit, die erst im September durch Gewaltmaßregeln gebrochen werden konnte.

Preußen gewann bei der Theilung, nächst Thorn und Danzig, die Wojewodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien und einige benachbarte Landstriche, ein Gebiet von tausend Quadratmeilen mit mehr als einer Million Einwohner, während sich Rußland um das Drei- oder Vierfache vergrößerte. Die genannten beiden Weichselstädte konnten mit gutem Grunde als eine nothwendige Ergänzung des Zusammenhangs zwischen Ost- und Westpreußen angesehen werden und in ähnlicher Weise füllte Posen, Gnesen und ein Theil der angränzenden polnischen Landschaften, unter dem Namen Südpreußen, die vorhandene und höchst gefährliche Lücke zwischen Preußen und Schlesien vortheilhaft aus, zumal nicht nur die Mehrzahl der städtischen Bevölkerung dieser Wojewodschaften, sondern in der Nähe der märkischen Gränzen und besonders im sogenannten Netzedistrikt auch ein beträchtlicher Theil der Landbewohner, einschließlich des Adels, ebenso wie die Einwohnerschaft von Thorn und Danzig, deutschen Ursprungs und protestantischen Bekenntnisses war. Ueberdies konnte es nicht zweifelhaft sein, daß diese Provinzen durch den Wechsel des Regiments weniger zu verlieren als zu gewinnen hatten, wie denn auch die große Mehrheit selbst der nationalpolnischen Bevölkerung, die leibeigenen Bauern, wenig oder gar kein Widerstreben gegen eine Veränderung ihrer Staatsangehörigkeit zu erkennen gaben, die jeden Falls nur zu ihrem Vortheil gereichen konnte.

Gleichwohl erschien Preußen bei dieser zweiten Zerstückelung des polnischen Staats in einem äußerst gehässigen Lichte. Im Jahre 1790, zu der Zeit, wo der Bruch mit Oesterreich und Rußland bevorzustehen schien, hatte Preußen ein Schutzbündniß mit Polen geschlossen und noch ein Jahr später den polnischen Staat wegen der Verfassung vom 3. Mai beglückwünscht, die jetzt den Vorwand zu seiner Beraubung hergeben mußte. Es kam dazu, daß Rußland nicht ohne Grund die Verantwortlichkeit für die zweite Theilung Polens von sich ab und auf Preußen wälzen konnte, denn die ursprüngliche Absicht der Kaiserin Katharina ging ja in der That auf die Verschlingung des ganzen Landes, die denn allerdings von der polnischen Nation hinterdrein als das geringere Uebel angesehen worden wäre.

Ganz anders freilich stellte sich dieser russische Plan unter preußischem und deutschem Gesichtspunkte dar. Preußen konnte jetzt so wenig wie im Jahr 1772 geschehen lassen, daß die russische Staatsmacht ihr Uebergewicht durch den Erwerb von ganz Polen zu einem fast unwiderstehlichen mache und war eben so wenig wie damals im Stande, den Nachbarstaat, der trotz seiner neuen papiernen Verfassung in sich selbst zusammenbrach, mit Gewaltmitteln aufrecht zu erhalten. Ist es heute für ganz Europa eine sehr schwierige Aufgabe, die Pforte zu stützen, die doch immer noch einigermaßen sich selber trägt, so

war es damals für Preußen und selbst für ganz Deutschland unter allen Umständen und vollends inmitten des Krieges gegen Frankreich ein ganz unlösbares Problem, den polnischen Staat zu retten, der, bei einer Bevölkerung von wenigstens noch zehn Millionen Einwohnern und in voller Kenntniß der ihm drohenden Vernichtung, zu seiner Selbstvertheidigung zwar ein Aufgebot von 100,000 Mann gemacht, aber kaum so viel Truppen zusammengebracht hatte, um den Russen bei ihrem Einrücken im Frühjahre 1792 ein einziges unbedeutendes Treffen, bei Dubienka, zu liefern.

Eine der nächsten Wirkungen dieser polnischen Ereignisse war die Verschlimmerung der österreichisch-preußischen Mißverhältnisse. Der jetzige leitende Minister in Wien, Thugut, ein abgesagter Feind Preußens, gönnte diesem die neue Vergrößerung noch weniger als den Russen, deren Beistand er suchte, um dieselbe wo möglich zu hintertreiben, oder wenigstens zu verzögern und auf das geringste Maß zu beschränken, indem er ein Stück des preußischen Antheils für Oesterreich selbst in Anspruch nahm, während er daneben den Austausch Belgiens gegen Baiern im Auge behielt und zugleich der früher weit zurückgewiesenen Absicht Raum gab, den günstigen Gang der Kriegsereignisse im Sommer 1793 zu Eroberungen in Frankreich zu benutzen. Die unzweideutige Mißgunst Oesterreichs und dessen neu erregter Ehrgeiz wurden wiederum von Preußen übel empfunden und blieben nicht ohne Einfluß auf dessen Kriegführung, die insbesondere nach der Einnahme von Mainz wahrscheinlich gar nicht mehr beabsichtigte, den Erfolgen der österreichischen Waffen in den Niederlanden wesentlichen Vorschub zu leisten. — Mit einem Worte, unter den mannigfaltigen Ursachen, welche den deutschen Angriff auf Frankreich in dem entscheidenden Augenblicke lähmten, war die altberechtigte österreichisch-preußische Eifersucht eine der wirksamsten.

Der unter den obwaltenden Umständen zu gewärtigende

Umschwung des Kriegsglücks kündigte sich in den Schlußereignissen des Feldzugs an. Im Norden verloren die Oesterreicher gegen Ende des Jahrs manche der Vortheile, welche sie im Sommer an der belgischen Gränze gegen die Franzosen gewonnen hatten, wiewohl sie sich in den eroberten Festungen behaupteten. Am Oberrhein gelang zwar um die Mitte des Oktober dem General Wurmser, mit Unterstützung des Herzogs von Braunschweig, die längst beabsichtigte Durchbrechung der Weißenburger Linien, welche das Unterelsaß bisher gedeckt hatten, das jetzt bis über Hagenau hinaus den deutschen Waffen anheimfiel; bei mangelndem Einverständniß zwischen dem österreichischen und dem preußischen Feldherrn aber gewannen die Franzosen auch hier bald wieder die Oberhand. In großer Ueberzahl und unter Führung des talentvollen Generals Hoche überwältigten sie die Oesterreicher am 22. December bei Reichshofen, Wörth, Fröschweiler und erzwangen dadurch den Rückzug auch des preußischen Heeres. — Unter gegenseitiger Verbitterung und lauter Anklage räumten der Herzog und Wurmser nicht bloß den Rest des Elsaß, sondern das ganze linke Rheinufer bis an die Nahe.

Das Jahr 1794 fand die europäische Bundesgenossenschaft zur Bekämpfung der französischen Revolution im Beginne der Auflösung. In Preußen waren Hof, Regierung, Volk und Heer des Krieges gleichmäßig müde, und wenn Friedrich Wilhelm sich dennoch, im Widerspruch mit der allgemeinen Stimmung und mit seiner eigenen Herzensmeinung, zur Fortsetzung desselben bereit erklärte, so geschah es doch nur unter der Bedingung, daß die übrigen Verbündeten ihm einen Zuschuß von 22 Millionen Thalern zu den Kosten des nächsten Feldzugs leisteten, da der Kriegsschatz und die Finanzkraft des Staats

durch die unverhältnißmäßigen Anstrengungen der beiden Vorjahre erschöpft seien. In Wien gab es nicht minder eine zahl- und einflußreiche Friedensparthei, zu welcher aus einleuchtenden Gründen die Mehrheit aller österreichischen Völker hielt und die ihren stärksten Beweisgrund gleichfalls in dem äußersten Geldmangel fand. Dem Königreich Sardinien wurde durch unbillige Zumuthungen Oesterreichs die Kampflust verleidet und Holland zog seine Truppen aus Belgien zurück, weil Oesterreich ihm gewisse Abtretungen verweigerte, die es als Preis seiner Dienste verlangte. Das deutsche Reich, Spanien und Neapel blieben die militärischen Nullen, die sie von Anfang an gewesen.

Je sichtlicher indessen die Kampflust in den festländischen Bundesgenossen erschlaffte, desto kräftiger raffte sich der Geist des Widerstandes gegen die französische Revolution in England auf. Das Ministerium Pitt, das halb widerwillig in den ihm von Frankreich aufgedrungenen Krieg eingetreten war, hatte im Verlaufe der Ereignisse die unermeßliche Bedeutung desselben würdigen gelernt und zeigte sich jetzt entschlossen, den Kampf mit Anspannung der ganzen britischen Staatskraft zu Ende zu führen. Um den wichtigsten Bundesgenossen bei der Koalition festzuhalten, erklärte sich das Kabinet von St. James bereit, der preußischen Regierung einen beträchtlichen Theil der von ihr verlangten Hülfsgelder zu zahlen, vorausgesetzt, daß auch Oesterreich sich zu einem entsprechenden Beitrage verpflichten würde; in Wien jedoch war die Erbitterung gegen Preußen und die Finanznoth groß genug, um die unbedingte Ablehnung dieser Zumuthung zu bewirken.

Nächst England drängte auch Rußland zur kräftigen Fortsetzung des Krieges, an welchem es sich freilich auch jetzt in keiner Weise mit eigenen Mitteln zu betheiligen gesonnen war, der ihm selbst aber neue wichtige Dienste leisten sollte. Katharina gedachte, den längst beabsichtigten vernichtenden Schlag gegen die Türkei zu führen, so lange die übrigen Mächte durch

den Revolutionskrieg verhindert seien, ihr in den Arm zu fallen. Der König von Preußen wurde in einem hochfahrenden Tone, den die Zaarin gegen dessen Vorgänger niemals anzuschlagen gewagt haben würde, im Namen angeblicher vertragsmäßiger Verpflichtungen aufgefordert, den Krieg gegen Frankreich mit Nachdruck wieder aufzunehmen, und Oesterreich durch die Aussicht auf Erwerbung von Bosnien und Serbien geködert.

Der König von Preußen, von entgegengesetzten Einflüssen bearbeitet, schwankte zwischen widersprechenden Entschlüssen. Am 11. März erließ er an den Feldmarschall Möllendorf, welcher jetzt an Stelle des in tiefem Unmuth zurückgetretenen Herzogs von Braunschweig das Heer am Rhein befehligte, die Weisung, eine abwartende Stellung in Westphalen einzunehmen, nach einigen Tagen jedoch erfolgte Gegenbefehl, da die beiden Seemächte sich jetzt zu neuen Unterhandlungen über die preußischen Geldforderungen erboten. Am 19. April erfolgte im Haag durch den Minister Haugwitz die Unterzeichnung eines Vertrages zwischen Preußen, England und Holland, kraft dessen Friedrich Wilhelm sich verpflichtete, gegen Zahlung eines bedeutenden Monatsgeldes den Seemächten 50,000 Mann der Art zur Verfügung zu stellen, daß den preußischen Truppen im Solde der Engländer und Holländer beinahe die nämliche Rolle zufiel, welche die Miethsoldaten eines Landgrafen von Hessen und anderer Kleinfürsten nach altem Herkommen auch jetzt wieder im Dienste des Auslandes zu spielen hatten — ein Verhältniß, das schon vor dem Ehrgefühl des preußischen Heeres unmöglich bestehen konnte.

Möllendorf eröffnete den Feldzug erst spät im Frühjahr, aber mit dem besten Erfolge. Die Franzosen wurden im Mai ohne große Anstrengung aus der linksrheinischen Pfalz und den benachbarten Reichslanden so weit verdrängt, daß das preußische Heer die Stellungen wieder einnehmen konnte, welche der Herzog von Braunschweig im vorigen Herbste inne

gehabt. Den weitern Fortschritten der deutschen Waffen jedoch stellte sich der Haager Vertrag in den Weg. Nach dem Wortlaute desselben verlangten England und Holland das Abrücken des preußischen Heeres nach Flandern, wo ihre nächstliegenden Interessen ernstlich gefährdet waren, während Möllendorf, unter Anrufung wichtiger militärischer Gründe, sich beharrlich weigerte, sich in die demüthige Rolle zu fügen, welche jener Vertrag ihm und dem preußischen Heere auferlegte. Nach langem bittern Hader zwischen dem preußischen Feldmarschall und den Bevollmächtigten der Seestaaten erwirkte Möllendorf in Berlin Anfangs Juli die Bestätigung seiner Weigerung. Die im Haag getroffene Uebereinkunft wurde damit überhaupt in Frage gestellt und die Verantwortlichkeit für das Mißlingen der auf dieselbe gestützten Hoffnungen und Pläne auf Preußen geschoben.

Zur Rettung der Niederlande war es jedoch inzwischen ohnehin zu spät geworden. Eine von Jourdan gegen den Prinzen von Koburg am 26. Juni bei Fleurus gewonnene Schlacht lieferte den Franzosen ganz Belgien in die Hände; die Oesterreicher zogen sich nach der Maas, die Engländer unter dem Herzog von York nach Holland zurück. Ein stark beglaubigtes Gerücht wollte wissen, daß Oesterreich, des unsichern und undankbaren Besitzes von Belgien überdrüssig, dieses Land planmäßig und sogar nicht ohne geheimes Einverständniß Thugut's mit den Franzosen geräumt habe. Der Prinz von Koburg legte in einem entrüsteten Schreiben an den Kaiser den Oberbefehl über das Heer nieder, an dessen innerer Auflösung ein hinterlistiges Ränkespiel mit nur zu gutem Erfolge gearbeitet habe. — Sein Nachfolger, Clerfayt, sah sich im Laufe der nächsten Monate genöthigt, bis an den Rhein zurückzuweichen, den er im Anfange des Oktober überschritt, um bei Düsseldorf Winterquartiere zu beziehen. Aachen, Trier, Köln, Koblenz, das ganze linke Rheinufer von der Mosel abwärts wurde den Franzosen zur leichten Beute.

Am Oberrhein war die Kriegführung unterdessen von beiden Seiten weder thätig noch kraftvoll. Im Juli gingen den Preußen die im Frühjahre gewonnenen Stellungen am Rande des Elsaß wieder verloren, und als um die Mitte Septembers die Franzosen nochmals auf ihre Gränzen zurückgeworfen wurden, war es nicht mehr an der Zeit, diesen Erfolg wirksam auszubeuten; im folgenden Monate begann vielmehr auch Möllendorf das linke Rheinufer zu räumen, das sich nach dem Rückzuge Clerfayt's nicht länger behaupten ließ und das jetzt in seiner ganzen Länge bis unter die Kanonen von Mainz den Franzosen offen lag.

Eine stark mitwirkende Ursache dieser Wendung der Dinge waren die Ereignisse, deren Schauplatz Polen seit dem März geworden und die im Laufe des Sommers eine gefährliche Gestalt angenommen hatten. Aus einer Soldatenmeuterei war dort ein gewaltiger Aufstand hervorgegangen, der, anfänglich nur gegen die eigne Regierung und gegen die Russen gerichtet, welche auch nach den Verträgen zu Grodno den Meister in Warschau spielten, bald nach den preußisch-polnischen Provinzen hinübergriff. Nachdem die russischen Besatzungen der größern Städte des Landes vernichtet oder vertrieben und zersprengt waren, stand Kosciusko, seit dem Tage bei Dubienka trotz seiner damaligen Niederlage der polnische Volksheld, als Diktator an der Spitze einer ansehnlichen Streitmacht, welcher Rußland einstweilen keinen ausreichenden Widerstand entgegenzusetzen hatte, weil es zu dem beabsichtigten Türkenkriege bereits bedeutende Truppenmassen im äußersten Süden aufgestellt, deren Schwächung überdies Angesichts der Gegenrüstungen der Pforte höchst bedenklich schien. So sah sich denn die Kaiserin Katharina genöthigt, deutschen Beistand anzurufen, oder viel-

mehr anzunehmen, denn Preußen kam ihren Aufforderungen zum Einschreiten gegen den polnischen Aufstand zuvor, nicht allein im Namen der Selbstvertheidigung, sondern auch in der Absicht, sich bei der leicht vorauszusehenden schließlichen Entscheidung über das Schicksal Polens durch rasche und kräftige Maßregeln den Anspruch auf eine vollwichtige Stimme zu sichern.

Nach einigen unbedeutenden Treffen, in denen die Polen nicht Stand hielten, besetzte ein kleines preußisches Heer, mit Friedrich Wilhelm selbst an der Spitze, am 13. Juni die nördlichen Umgebungen von Warschau, während zugleich eine russische Truppenabtheilung unter General Fersen die durch Feldschanzen nothdürftig gedeckte polnische Hauptstadt von Süden her einschloß. Die Uneinigkeit und Eifersucht der beiden Verbündeten verhinderte jedoch auch hier das rechtzeitige kriegerische Handeln. Der König nahm Anstand, die preußischen Truppen allein für einen Sturm auf Warschau einzusetzen und der General Fersen verweigerte die russische Mitwirkung bei einem Angriffe, dessen Verdienst und Erfolg nach der augenblicklichen Lage der Dinge vorzugsweise den Preußen zufallen mußte. So vergingen beinahe zwei Monate in kläglicher Unthätigkeit, während deren die Willenskraft des Königs, wie gewöhnlich bei lange dauernden Proben, zusammenbrach; am 5. September hob er die Belagerung von Warschau auf, trat für seine Person den Rückweg nach Berlin an und übertrug den Oberbefehl über das Heer dem General Schwerin.

Während dieser den nunmehr von Warschau aus zum Angriff schreitenden Polen eine Reihe von Gefechten lieferte, die nicht zu seinem Vortheile ausfielen und in deren Folge sich der Aufstand im Rücken des preußischen Heeres in Posen ausbreitete und sogar Westpreußen ergriff, eilte der russische General Suwarow, nachdem es gelungen war, die Pforte zu beschwichtigen, mit einem Theile des gegen die Türkei bestimmt gewesenen Heeres in Gewaltmärschen herbei. Bei Brzesc

vernichtete er ein starkes polnisches Korps, das sich ihm in den Weg stellte, bei Maciejowice wurde Kosciusko selbst von Fersen geschlagen und gefangen genommen und am 3. November erschien Suwarow im Angesichte der polnischen Hauptstadt, in der sich die Ueberbleibsel der polnischen Streitmacht gesammelt hatten. Eine von ihm an den General Schwerin gerichtete Aufforderung, an dem bevorstehenden Kampfe theilzunehmen, blieb ohne Wirkung. Am 4. wurde die Vorstadt Praga unter gräßlichem Blutvergießen von den Russen erstürmt und am 7. ergab sich Warschau ohne weitern Widerstand dem Sieger.

Seit Mitte des Sommers bereits war man in Berlin und Petersburg einig gewesen, daß das Endergebniß des polnischen Krieges eine dritte und letzte Theilung des Landes sein müsse, das, so lange es noch einen Rest von Unabhängigkeit besitze, eine ewige Quelle von Verlegenheiten für seine Nachbarn bleiben werde; als es sich aber nach Beendigung des Kampfes um die Ausführung der gemeinschaftlichen Absicht handelte, ergaben sich große Schwierigkeiten. Zunächst aus der Anmeldung österreichischer Ansprüche auf einen Antheil an der Frucht des Krieges, an welchem man sich von Wien aus nur durch eine militärische Schaustellung betheiligt, die für den Gang der Ereignisse ohne alle Bedeutung gewesen. Preußen seinerseits hatte freilich sehr wenig kriegerischen Erfolg aufzuweisen, aber es hatte jeden Falls bedeutende Anstrengungen gemacht, aus denen man in Berlin ein Anrecht auf beträchtliche Entschädigungen ableitete. Die Kaiserin von Rußland jedoch, der die Thaten Suwarow's die entscheidende Stellung und Stimme verschafft, begünstigte mit augenscheinlicher Partheilichkeit die Forderungen Oesterreichs, das sich als die weniger unbequeme der beiden deutschen Nachbarmächte darstellte, und auf dessen gute Dienste bei dem zwar verschobenen aber keineswegs aufgegebenen Türkenkriege man in St. Petersburg nach wie vor rechnete. Bei wechselseitigem Entgegenkommen erfolgte eine rasche Verständigung zwischen

Oesterreich und Rußland, deren Ergebnisse am 3. Januar 1795 in einem Vertrage festgestellt wurden, welcher die Theilungsfrage ohne Mitwirkung Preußens und mit Verkürzung der preußischen Ansprüche entschied und dessen Inhalt einstweilen verheimlicht wurde, um das Berliner Kabinet bis zum rechten Augenblicke mit leeren Unterhandlungen hinzuhalten.

Der Gang der polnischen Angelegenheit verstärkte in hohem Maße die preußische Strömung, welche seit geraumer Zeit zum Frieden mit Frankreich trieb. Der König Friedrich Wilhelm stand zuletzt in seiner politischen und militärischen Umgebung ziemlich allein mit dem guten Willen, den Kampf fortzusetzen, wich jedoch in der zweiten Hälfte des Jahrs 1794 Schritt um Schritt den von allen Seiten auf ihn eindringenden Wünschen und Gründen der Friedensparthei, zu deren Wortführern, neben den Ministern Haugwitz, Lucchesini, Alvensleben u. s. w., auch der Feldmarschall Möllendorf gehörte. Nachdem Lucchesini dem Könige endlich das Zugeständniß abgewonnen, mit den Pariser „Königsmördern" in Unterhandlung zu treten, vorausgesetzt, daß er selbst nicht das erste Wort zu sprechen habe, vermittelte Möllendorf Vorschläge wegen Auswechslung der Kriegsgefangenen und trat unter diesem Vorwande mit dem französischen Gesandten in der Schweiz, Barthelemy, in einen Verkehr, der sich, bei beiderseitiger Bereitwilligkeit, bald auf Erörterung der Friedensbedingungen ausdehnte. Daß demnächst auch am Reichstage das Friedensbedürfniß Deutschlands im Namen des Erzbisthums Mainz zur Sprache gebracht und im December durch Reichstagsbeschluß gegen nur zwei widersprechende Stimmen — Oesterreich und Hannover — anerkannt wurde, gewährte den in Basel gepflogenen preußisch-französischen Verhandlungen Vorschub dahin, daß diese jetzt aus dem anfänglichen Dunkel des Geheimnisses heraustraten und in formgerechtem Betriebe ihrem Ziele rascher entgegengeführt werden konnten.

Das Licht, welches von Basel aus auf die deutsche

Gegenwart und Zukunft fiel, war kein tröstliches. Frankreich verlangte ohne Umschweife seine „natürliche Gränze" gegen Deutschland, das heißt die Ausdehnung seines Gebietes bis an den Rhein. Den auf dem linken Ufer des Flusses angesessenen Reichsständen wurde Entschädigung auf Kosten Oesterreichs oder einzuziehender geistlicher Stifter in Aussicht gestellt. Daß auf Grundlage solcher Forderungen kein ehrenhafter Friede möglich sei, war einleuchtend, und namentlich der König selbst sträubte sich einigermaßen, dieselbe anzunehmen, bis das Beispiel des Großherzogs von Toskana, Bruders des Kaisers Franz, und die Vorbereitungen des Königs von Spanien zur Aussöhnung mit der Revolution, die den Thron seiner königlichen Stammesvettern in Frankreich umgestürzt und den letzten Inhaber desselben auf das Schaffot gebracht, die Ueberwindung der letzten preußischen Bedenken erleichterten. Abgesehen vom Ueberdruß an dem erfolglosen Kriege und von dem augenscheinlichen Nachlaß der Staatskräfte, der zum Einlenken mahnte, fühlte man sich in Berlin zur Zeit völlig vereinsamt unter den europäischen Mächten, überzeugt von der tiefen Feindseligkeit Oesterreichs und Rußlands, im Stiche gelassen von England, ohne jeden zuverlässigen Rückhalt im Reich, und fürchtete man überdies, auch bei etwaiger erfolgreicher Wiederaufnahme des Krieges, durch die eigenen Anstrengungen nur die beiden kaiserlichen Gegner zu stärken, vielleicht sogar mitten im Kampfe von denselben preisgegeben zu werden, zumal man aus mancherlei Wahrzeichen und insbesondere auch aus dem überraschenden Friedensschluß Toskana's folgern konnte, daß der Wiener Hof seinerseits sich alle Wege offen zu halten gesonnen sei. Die letzten Versuche Englands, Oesterreichs und Rußlands, den König von Preußen bei der bisherigen Bundesgenossenschaft gegen Frankreich festzuhalten, schlugen fehl, die verzweifelten Hülferufe Hollands, das gerade in diesem Augenblicke von den Franzosen überschwemmt wurde, blieben ungehört und am 5. April 1795 unterzeichnete Hardenberg im

Namen Friedrich Wilhelm's den Frieden zu Basel, welcher das linke Rheinufer, so weit es Preußen anging, an Frankreich auslieferte, denjenigen Reichsständen, welche sich Preußen anschließen würden, vorläufig einen dreimonatlichen Waffenstillstand und dem größten Theile von Norddeutschland innerhalb einer bestimmten „Demarkationslinie", die sich in einiger Entfernung vom rechten Ufer des Unterrhein nach dem Main hinzog, bis zum allgemeinen Friedensschluß Neutralität gewährte.

Unmittelbar nach dem Abfall Preußens einigten sich Oesterreich, England und Rußland in dem Beschlusse, den Krieg gegen Frankreich mit gemeinschaftlichen Kräften fortzusetzen. Die Kaiserin Katharina versprach jetzt endlich, sich mit Heer und Flotte dabei zu betheiligen, Oesterreich machte sich anheischig zur Aufstellung von 200,000 Mann, während England sich verpflichtete, zur Unterhaltung derselben mit 4 Millionen Pfund Sterling beizutragen. Die deutschen Kleinstaaten dagegen griffen mit beiden Händen nach dem ihnen durch den Baseler Frieden gebotenen Mittel, sich hinter der Demarkationslinie in Sicherheit zu bringen, oder doch die einstweiligen Vortheile eines dreimonatlichen Waffenstillstandes anzueignen.

Die Waffenruhe längs des Rhein währte den ganzen Sommer hindurch, und Oesterreich benutzte dieselbe, trotz seiner neuen Kriegsbündnisse mit England und Rußland, zu heimlichen und mittelbaren Verhandlungen mit Frankreich, das, kaum weniger friedensbedürftig als Deutschland, einem Versuche des Ausgleichs nicht unzugänglich war. Der kaiserliche Hof war allem Anscheine nach bereit, Belgien und das linke Rheinufer gegen Einverleibung von Baiern zu opfern; die im Pariser Konvente herrschende Parthei jedoch, auf welche der junge General Bonaparte einen beträchtlichen Einfluß im Sinne der Fortsetzung des Kriegs ausübte, verlangte die Abtretung auch des Breisgau und Mailands und darüber kam es im Herbste zur Erneuerung der Feindseligkeiten.

Bevor diese indessen begannen, wollte Oesterreich im Einverständnisse mit Rußland die noch schwebende polnische Streitfrage zur Entscheidung gebracht wissen. Am 9. August wurde der preußischen Regierung der österreichisch-russische Theilungsvertrag vom 3. Januar vorgelegt und ihr die Zustimmung zu den ohne ihre Mitwirkung getroffenen Bestimmungen anheimgestellt. Man war in Berlin über den Inhalt des Vertrages und über dessen einseitigen Abschluß gleichmäßig empört, verlangte wesentliche Aenderungen, drohte bei Verweigerung derselben mit den äußersten Entschlüssen und fügte sich zuletzt in das nach der Gesammtlage Preußens Unvermeidliche. Ende Oktobers wurde der Vertrag, welcher über den Rest des polnischen Staatsgebiets — beinahe 4000 Q.-Meilen — verfügte, von Preußen unterzeichnet. Rußland nahm davon mehr als die Hälfte für sich, Oesterreich erhielt 800, Preußen bei 1000 Quadratmeilen, einschließlich der Hauptstadt Warschau. — Die neue Provinz Südpreußen erlangte dadurch eine Ausdehnung, welche den deutschen Charakter und Beruf des hohenzollern'schen Staatswesens ernstlich in Frage stellte und Angesichts deren die in Berlin bitter beklagte Verkürzung um die beanspruchten Wojewodschaften Krakau und Sandomir im Namen der preußischen und deutschen Zukunft nur willkommen zu heißen gewesen wäre, wenn es zur Zeit überhaupt einen Standpunkt für nationalpolitische Auffassung der Staatsangelegenheiten gegeben hätte.

Durch den Frieden zu Basel war die Hälfte Deutschlands außer Gefecht gesetzt, ohne auch nur eine einzige ernstliche Niederlage auf dem Schlachtfelde erlitten zu haben. Das ganze Deutschland freilich, das im militärischen so wenig wie im politischen Sinne des Worts vorhanden war, hatte

seine Kräfte gegen Frankreich überhaupt gar nicht versucht und das kriegerische Handeln seiner beiden Vormächte war obendrein durch die Nachwirkungen alten Zwiespalts und durch unauslöschliches Mißtrauen vielfach gestört und gehemmt worden. Wenn also der leidenschaftliche Ansturm des revolutionären Frankreich die lockere österreichisch-preußische Gemeinschaft auch ohne entscheidende Waffenthaten sprengte, so wiederholte sich darin nur die in der Geschichte und namentlich der deutschen Geschichte unzählige Male gemachte Erfahrung, daß kriegerische Bundesgenossenschaften im Mißgeschick nicht Stand halten und daß sie am wenigsten in einem täuschenden Namen, wie der des deutschen Reichs, einen Ersatz finden für den mangelnden Erfolg. Dieses deutsche Reich hatte, seiner wahren Natur gemäß, die fragliche Probe dem Auslande gegenüber niemals bestanden, war vielmehr in gemeinschaftlicher Noth von denjenigen seiner Mitglieder, die auf eigne Hand für sich selbst sorgen zu können meinten, regelmäßig im Stiche gelassen worden, und im jüngsten Falle dieser Art konnte man dem Staate, welcher zuerst die Reichsfahne verließ, kaum einen schwerern Vorwurf machen, als den, daß er falsch gerechnet, daß er die Sicherheit da gesucht, wo das Verderben seiner wartete. — Von österreichischer Seite freilich und von den vereinzelten Bekennern deutsch-patriotischer Gesinnung wurde der Abfall Preußens von der gemeinsamen Sache strenger beurtheilt, und der europäische Ruf der Unzuverlässigkeit, den sich Preußen durch sein Thun und Lassen während der letzten fünf Jahre zugezogen, besserte sich keineswegs in Folge des Baseler Friedens.

Längs des Rhein von Düsseldorf bis Basel standen zwei österreichische und zwei französische Heere, zusammen je 170- bis 180,000 Mann stark, einander gegenüber, diese unter dem Befehle Jourdan's und Pichegru's, jene unter Clerfayt und Wurmser, als die Franzosen in den ersten Tagen des September wieder zum Angriff schritten. Nachdem sie den Uebergang über den Fluß

bewerkstelligt, lieferte ihnen die verrätherische Feigheit, welche die Haltung des Kurfürsten Karl Theodor kennzeichnete, sofort die beiden pfälzischen Festungen Düsseldorf und Mannheim mit sehr großen Kriegsvorräthen in die Hände, und von diesen beiden Stellungen aus wurden die benachbarten Landstriche mit Streifzügen heimgesucht. Hatten die Franzosen schon in den linksrheinischen Städten und Gebieten, die doch französisch werden sollten, Erpressungen bis zum Belaufe von 54 Millionen Gulden ausgeübt, so ließen sie auf dem rechten Flußufer ihrer Habgier und noch rohern Leidenschaften völlig freien Lauf. Plünderung, Zerstörung, Mordbrennerei, Frauenschändung waren alltägliche Vorkommnisse, ohne daß von oben her Einhalt gethan wäre; im Pariser Konvent selbst wurde durch eins seiner Mitglieder, das an Ort und Stelle gewesen, ausgesagt, ein dem Heere beigegebener Civilkommissar bringe die Beschwerdeführer dadurch zum Schweigen, daß er sie ohne Weiteres niederschießen lasse.

Die im ersten Anlaufe zurückgedrängten Oesterreicher sammelten sich im Oktober zum Gegenangriff. Durch Wurmser wurde Pichegru bis an die Gränze des Elsaß zurückgeworfen und Mannheim wieder genommen, durch Clerfayt Jourdan vom rechten Rheinufer vertrieben und das seit Jahr und Tag von den Franzosen belagerte Mainz entsetzt; an den Nachzüglern und versprengten Banden der großen französischen Heerhaufen übten die Bauern des Taunus und des Westerwaldes die wohlverdiente Rache.

Inmitten dieser günstigen Wendung der Dinge trat zur allgemeinen Ueberraschung im Anfang des Januar 1796 ein Waffenstillstand ein, der neue Zweifel an dem Ernst der österreichischen Kriegführung hervorrief. Spanien hatte schon im vorigen Sommer seinen Frieden mit Frankreich gemacht und jetzt zeigte auch Sardinien Neigung, sich mit dem gemeinschaftlichen Feinde abzufinden, der während des letzten Feldzugs einige, wenn auch keine wesentlichen Vortheile in Italien ge-

wonnen. Rußland trieb zwar fortwährend zum Kriege, machte aber so wenig wie jemals Miene, seinen versprochenen Beistand zu leisten, rüstete vielmehr gegen Persien und die Türkei. — Die europäische Bundesgenossenschaft schien in voller Auflösung begriffen und ihre Rath- und Thatlosigkeit ließ dem ermatteten Frankreich vier bis fünf Monate Zeit, sich zu neuen und entscheidenden Anstrengungen zu sammeln.

Am 10. April eröffnete der General Bonaparte mit 40- bis 50,000 Mann den Feldzug von 1796 in Italien. Das ihm gegenüberstehende österreichisch-sardinische Heer war von ähnlicher Stärke, aber das militärische Genie und die wunderbare Thatkraft ihres jungen Feldherrn gab den Franzosen vom ersten Tage an ein großes Uebergewicht. Durch eine Reihe glänzender Siege wurden binnen wenigen Wochen die Oesterreicher aus der Lombardei vertrieben und auf Mantua zurückgeworfen, Sardinien und die übrigen italienischen Staaten aber dermaßen in Schrecken gesetzt, daß sie durch Gebietsabtretungen, große Geldsummen und Auslieferung kostbarer Kunstwerke den Frieden erkauften.

Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse erfolgte von Wien aus die Abberufung Wurmser's mit 25,000 Mann vom Rhein nach Italien und die Kündigung des Waffenstillstandes in Deutschland. Auch hier indessen überließ das kaiserliche Heer — jetzt unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Karl und nach dem Abgange Wurmser's den beiden französischen Armeen, in denen Moreau an die Stelle Pichegru's getreten war, an Zahl immer noch ziemlich gleich — nach österreichischer Gewohnheit dem Feinde den Angriff. Wie im vorigen Jahre gewann Jourdan am Unterrhein ohne große Anstrengung das rechte Ufer und wie damals mußte er bald wieder über den Fluß zurückweichen. Unterdessen ging Moreau bei Straßburg über den Rhein, vertrieb die zur Bewachung desselben aufgestellten schwäbischen Kreistruppen, nahm Kehl und bemächtigte sich der wichtigsten Pässe des Schwarzwaldes. Das bloße Erscheinen der Franzosen ließ unter den oberdeutschen Reichsständen kaum den Gedanken der Selbsthülfe aufkommen. Die Stadt Konstanz zwar sprach auf dem schwäbischen Kreistage von Volksbewaffnung, fand aber bei den fürstlichen Mitständen, die den Ausschlag gaben, kein Gehör.

Als Erzherzog Karl mit einem Theile seines Heeres zum Schutze des Oberlandes herbeieilte, brach sofort Jourdan wieder in das rechtsrheinische Unterland ein, so daß der österreichische Feldherr in Gefahr gerieth, zwischen zwei feindlichen Heeren erdrückt zu werden. Nach einem unglücklichen Treffen bei Malsch war er genöthigt, sich über Pforzheim und durch Schwaben hindurch an die Donau zurückzuziehen, um die österreichischen Erblande gegen Moreau zu decken, welcher durch die Schwarzwaldpässe den Vorsprung in dieser Richtung zu gewinnen drohte.

Damit waren denn Franken, Schwaben und der größte Theil von Baiern einem Feinde preisgegeben, welcher sich längst gewöhnt hatte, seine Siege schonungslos auszubeuten. Die Tausende, welche man in jenen Ländern unlängst dem Reiche verweigert oder an den eignen Rüstungen erspart, mußten jetzt hundertfach dem Feinde geleistet werden. Nach dem Vorgange Würtembergs und Badens erkaufte der ganze schwäbische Kreis von Moreau die „Schonung der Personen und des Eigenthums" durch ungeheure Naturallieferungen und wenigstens acht bis neun Millionen baaren Geldes, ungerechnet die schamlosen Erpressungen, welche Civilkommissäre und militärische Befehlshaber, mit sehr wenigen Ausnahmen, für eigne Rechnung ausübten und ungerechnet der Verluste durch Plünderungen und Verwüstungen, welche trotz der theuer erkauften „Schonung" alle Wege der zügellosen französischen Soldateska bezeichneten. Schon von Weitem her brachten Fürsten und Städte den Franzosen ihre Unterwerfung entgegen, mit einer Beflissenheit, welche sie fast als Helfershelfer des Feindes erscheinen ließ, so daß der Erzherzog Karl sich ver-

anlaßt fand, die Ueberbleibsel der schwäbischen Kreistruppen gewaltsam entwaffnen und das Ulmer Zeughaus ausleeren zu lassen. — Ueberdies hausten die österreichischen Truppen selbst in Schwaben kaum anders, als in Feindesland.

Die nämlichen Erscheinungen wiederholten sich im fränkischen Kreise, den die Truppen Jourdan's von Frankfurt aus besetzten, wo sie am 16. Juli ohne Widerstand eingezogen waren. Frankfurt wurde um zehn, Nürnberg*) um drei Millionen französischer Münze, das übrige Franken in ähnlichem Verhältnisse gebrandschatzt. Aber hier noch weniger als in Schwaben schützten die gezahlten Loskaufsummen vor gewaltsamem Raub, schaamloser Erpressung und vor Mißhandlungen, gegen deren Schilderung sich die Feder sträubt.

Baiern erfuhr, in Anerkennung ohne Zweifel der guten Gesinnungen, welche die Regierung Karl Theodor's den Franzosen seit Beginn des Krieges bezeigt und des offenkundigen Hasses des baierischen Volks gegen das einverleibungsgierige Oesterreich, eine etwas glimpflichere Behandlung von Seiten Moreau's, hatte jedoch gleichwohl schwere Drangsale zu erleiden. Der Kurfürst entfloh bei Annäherung der Gefahr nach Sachsen, mit Hinterlassung von Vollmachten für eine Art Regentschaft, sich mit den Franzosen abzufinden.

Würtemberg und Baden erlangten durch eifrige Bewerbungen in Paris schon im August einen förmlichen Friedensschluß, durch welchen sie sich verpflichteten, den französischen Truppen Durchzug und Aufenthalt in ihren Landen zu gewähren, bis zur Beendigung des Krieges gegen Oesterreich Monatszahlungen an Frankreich zu leisten und ihre links-

*) Da die benachbarten brandenburgischen Markgrafschaften kraft des Baseler Friedens von den französischen Mißhandlungen verschont blieben, so beschloß die Nürnberger Bürgerschaft mit 2905 gegen 171 Stimmen ein Gesuch um Aufnahme in den preußischen Staatsverband, welchem zu willfahren man in Berlin freilich nicht den Muth hatte.

rheinischen Gebiete an dasselbe abzutreten, wogegen ihnen Entschädigung durch einzuziehende geistliche Stifter der Nachbarschaft zugesagt wurde — der Preis ihres nunmehrigen Vasallenthums im Dienste der französischen Republik. Auch der Kurfürst Friedrich August von Sachsen leitete eine Verständigung mit den Franzosen dadurch ein, daß er sein Reichskontingent, 8000 Mann stark, vom Heere des Erzherzogs Karl abberief. Der Reichstag in Regensburg fand es mit seiner Würde verträglich, durch eine Abordnung die Großmuth des französischen Feldherrn anzurufen.

Zwischen Moreau und Jourdan immer mehr eingeengt, warf sich der Erzherzog Karl am 23. August bei Amberg auf den letztern, drängte ihn nach Schweinfurt, verlegte ihm in Würzburg den weitern Rückzug und lieferte ihm am 3. September eine Schlacht, in welcher die Franzosen schwere Verluste erlitten und deren Ausgang sie zwang, durch die Rhön und den Spessart einen Weg nach dem Unterrhein zu suchen. Zu ihrer Verfolgung erhob sich das furchtbar mißhandelte fränkische Volk in wilder Leidenschaft, die Sturmglocken riefen längs der Rückzugslinie Jourdan's den Landsturm zu den Waffen, wo das Feuergewehr fehlte, vollzogen Sense und Heugabel ein unbarmherziges Strafgericht an kleinern Abtheilungen des fluchtartig aufgelösten französischen Heeres, das erst in Düsseldorf wieder zum Stehen kam.

Moreau, der unterdessen bis in die Nähe der baierischen Hauptstadt vorgedrungen war, mußte nach der Niederlage Jourdan's, die ihn dem Angriffe einer weit überlegenen österreichischen Macht preisgab, sofort auf den Rückzug bedacht sein; bevor er denselben aber antrat, gelang ihm, Dank der herkömmlichen Mattherzigkeit der Münchener Politik, noch im letzten Augenblicke eine tiefe Demüthigung Baierns. Die bevollmächtigten Stellvertreter des flüchtigen Kurfürsten schlossen am 7. September zu Pfaffenhofen mit Moreau eine Uebereinkunft nach dem Muster derjenigen, welche der französische

General den schwäbischen Reichsständen auferlegt hatte: Baiern, der drittgrößte deutsche Staat, ohne eine ernstliche Gegenwehr auch nur versucht zu haben, kaufte sich von den Franzosen los durch eine Kriegskontribution von zehn Millionen, durch Lieferungen im Werthe von vier Millionen und durch eine Anzahl der besten Gemälde aus den kurfürstlichen Sammlungen. — Wenige Tage später begab sich Moreau auf den Heimweg, den er unter ziemlich lebhafter Verfolgung durch die Oesterreicher, aber ohne wesentliche Einbuße, in den letzten Tagen des Oktober durch den Uebergang über den Rhein bei Hüningen beschloß.

So war denn am Ende des Feldzugs von 1796 das rechte Rheinufer bis auf wenige Punkte von den Franzosen wieder befreit, Deutschland konnte aufathmen und neue Hoffnungen auf einen guten Ausgang des Krieges schöpfen, welchem Oesterreich, inmitten der äußersten Bedrängniß ganz auf sich selbst gestellt, noch eine so günstige Wendung zu geben vermocht hatte. Aus Italien freilich kam in den Tagen der Erfolge des Erzherzogs Karl schlimme Botschaft. Wurmser, nachdem er zuvor einige Vortheile über Bonaparte davongetragen, erlitt schwere Niederlagen bei Castiglione und Bassano und wurde um die Mitte des September mit den Trümmern seines Heeres in Mantua eingeschlossen. Dagegen traf die Kaiserin Katharina Anstalt, ihre Bundespflichten gegen Oesterreich und England endlich zu erfüllen und einige der deutschen Staaten, welche den siegreichen Franzosen ihre Huldigungen entgegengetragen, wendeten sich jetzt dem siegreichen Oesterreich wieder zu.

Noch vor Schluß des Jahrs jedoch verdüsterten sich die Aussichten in die Zukunft von Neuem. Von der öffentlichen Meinung gezwungen, ließ sich die englische Regierung, wenn auch nur zum Schein, auf Friedensverhandlungen mit Frankreich ein; die Kaiserin Katharina starb am 17. November und ihr Nachfolger, Paul, sagte sich sofort von jeder Theilnahme an den Feindseligkeiten gegen Frankreich los; ein zum Entsatze

Wurmser's nach Italien gesandtes frisches Heer ging in mehreren unglücklichen Schlachten gegen Bonaparte zu Grunde. Das kleinstaatliche Deutschland kam unter solchen Umständen über fromme Wünsche für Kaiser und Reich nur insofern hinaus, als es, von Rheinland und Schwaben aus, um russischen Schutz „ehrerbietigst flehete."

Im Anfange des März 1797 begannen die Franzosen von der Lombardei aus und durch das neutrale venetianische Gebiet hindurch den Angriff auf die kaiserlichen Erblande. Während General Joubert mit drei Divisionen die Etsch entlang in Tyrol einrückte, führte Bonaparte selbst das Hauptheer, 40- bis 50,000 Mann stark, nach Friaul, Krain, Kärnthen bis in das Herz von Steiermark. Die Ueberbleibsel des aus Italien verdrängten österreichischen Heeres, 20- bis 30,000 Mann, mit dem vom Rhein abberufenen Erzherzog Karl an der Spitze, wichen langsam vor dem Feinde zurück, mit dem sich der Erzherzog nicht länger messen konnte. Zur Verstärkung desselben den Beistand des Volks anzunehmen, das in Wien und den benachbarten Landschaften mit Ungestüm Waffen und Führer verlangte, wollte sich die Regierung nicht verstehen; anstatt zur Rettung der Hauptstadt eine letzte Kraftanstrengung zu wagen, deren Gelingen alle erlittenen Verluste gut machen konnte, entschloß sie sich vielmehr zu Unterhandlungen mit dem Sieger.

In einem Landhause bei Leoben wurden am 18. April die allgemeinen Bedingungen des Friedens festgestellt. Oesterreich verzichtete auf Belgien, bewilligte die Abtretung des linken Rheinufers durch Anerkennung der „verfassungsmäßigen Gränzen Frankreichs", stellte den Franzosen die Lombardei zur Verfügung und ließ sich dagegen einen großen Theil der Besitzungen der Republik Venedig zusprechen, die an dem Kriege gar keinen Antheil gehabt. Der Friede mit dem deutschen Reiche wurde vorbehalten und zwar, vermöge eines schreienden

Selbstwiderspruchs, auf Grundlage der bereits unzweideutig verleugneten Unverletzlichkeit seines Gebiets.

Bevor die Nachricht vom Abschluß des Vertrags zu Leoben den Rhein erreichte, kam es dort nach mehrmonatlichem Waffenstillstande noch zur Erneuerung der Feindseligkeiten. Hoche, der Nachfolger Jourdan's, setzte bei Neuwied, Moreau abermals bei Straßburg über den Fluß, und als die vorläufige Friedensbotschaft aus Steiermark eintraf, standen bedeutende französische Heeresmassen auf dem rechten Rheinufer bereit, den weitern Verhandlungen Nachdruck zu geben. Einstweilen erlitten die von den Franzosen besetzten Landschaften nochmals alles Elend, das die Habgier und der Uebermuth des rohesten Siegers einem besiegten Volke anthun kann.

Der schließliche Friede, welcher dem Vertrage zu Leoben erst nach sechs Monaten folgte und zu Campo Formio in Friaul von Bonaparte und dem Grafen Cobenzl unterzeichnet wurde, änderte die Vereinbarungen vom 18. April in mehreren wichtigen Punkten. Von den Abtretungen auf dem linken Rheinufer wurden auf Betrieb Oesterreichs die preußischen Landschaften Cleve, Mörs und Geldern ausgenommen, nicht etwa, um Preußen einen guten Dienst zu leisten, sondern im Gegentheil, um ihm die Ansprüche auf eine unverhältnißmäßige Entschädigung in Westphalen abzuschneiden, die ihm von Frankreich in einer geheimen Uebereinkunft bereits zugestanden waren. Als Ersatz für Belgien und die Lombardei sollte Oesterreich, außer dem von den Franzosen inzwischen eroberten Venedig, sich einen Theil von Baiern und das Erzbisthum Salzburg aneignen; die Säkularisirung der geistlichen Stifter überhaupt aber wurde dadurch vorbereitet, daß man die Reichsfürsten, welche auf dem linken Rheinufer Verluste erlitten, auf Schadloshaltung im übrigen Deutschland verwies. Ja selbst für den vertriebenen Erbstatthalter von Holland, das seit dem Westphälischen Frieden nichts mehr mit dem Reiche gemein gehabt, sollte Deutschland jetzt die Kosten eines anderweitigen fürstlichen Unterkommens bestreiten! Dem gleichfalls beseitigten Herzog von Modena sagte Oesterreich den Breisgau zu.

Um die zur Erfüllung der Form erforderliche Genehmigung dieser Abmachungen durch das deutsche Reich vorzubereiten, wurde ein Kongreß der Stände desselben nach Rastatt einberufen und im November eröffnet. Französische Bevollmächtigte beim Kongreß, anfänglich Treilhard und Bonnier, später neben dem letztern Roberjot und Debry, waren, Dank den französischen Waffen, von vorn herein Meister auch der diplomatischen Lage. Sie unterhandelten nicht, sondern ordneten an. Es gab kein wirksameres Mittel, günstige Entscheidungen von ihnen zu erlangen, als die Bestechung, die denn auch von den mittlern und kleinen Reichsständen mit vollen Händen und bis auf den Schreiber und Kammerdiener hinunter geübt wurde, ohne daß jedoch die anderweitig üblichen Formen der Selbsterniedrigung des Schwächlings gegenüber dem Mächtigen darüber versäumt worden wären. Weit entfernt von jeder Gemeinschaft der Zwecke und des Verfahrens, ging jeder der Stände nur darauf aus, für sich zu sorgen, dem Nachbar in der Gunst der Franzosen den Rang abzulaufen, den eignen Antheil am drohenden Verlust so klein, am gehofften Gewinn so groß wie möglich zu machen. Die beiden deutschen Vormächte insbesondere betrachteten es als ihre Hauptaufgabe, einander gegenseitig in den Weg zu treten, zu verhindern, daß die eine der andern einen Vorsprung abgewinne. Die Gesammtsache Deutschlands kam natürlich höchstens als Vorwand und Redensart in Betracht. Nach Stimmung und Ton seiner Theilnehmer glich der Rastatter Kongreß einer Spielhölle, in welcher man den Wechselfällen von Gewinn und Verlust im Rausche sinnlicher Lust und mit einem gewissen Galgenhumor die Stirne bot.

Nachdem die Franzosen alle ihre dem Vertrage zu Leoben entsprechenden Forderungen in Rastatt durchgesetzt, traten sie

im Mai 1798 plötzlich mit ganz neuen Ansprüchen hervor. Außer allen Rheininseln verlangten sie einen Brückenkopf bei Hüningen, die Festung Kehl, das Mainzer Vorwerk Kastell und die Schleifung des Ehrenbreitstein, gegen den überdies inmitten des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten wieder aufgenommen und trotz aller Einsprache fortgesetzt wurden. Zugleich stellte sich für Oesterreich heraus, daß Frankreich nicht mehr gesonnen war, die ihm hinsichtlich Baierns gemachten Zusagen zu erfüllen. Unter solchen Umständen geriethen denn die diplomatischen Geschäfte ins Stocken und der Gedanke einer Erneuerung des Krieges gegen einen Feind ohne Treu' und Glauben trat wieder in den Vordergrund.

Die von Pitt angeknüpften Friedensverhandlungen mit Frankreich waren gescheitert und England setzte mit seinen Flotten allein den Kampf gegen den allgemeinen Widersacher der alten europäischen Ordnung fort, der freilich in einem bloßen Seekriege nimmermehr unschädlich gemacht werden konnte. Das Ministerium Pitt warb also unablässig um neue Bundesgenossen und seine Bemühungen fanden im Laufe des Jahrs 1798 Eingang zuerst bei Rußland, demnächst aber auch bei Oesterreich. Dort war es der erfolgreich angefachte Haß des Kaisers Paul gegen die Revolution, der den britischen Vorschlägen Gehör verschaffte, hier die sich aufdrängende Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines ehrlichen, dauerhaften Friedens mit der französischen Eroberungspolitik, deren Gier mit jeder neuen Beute wuchs, und die bittere Enttäuschung der Hoffnung, mit Hülfe Frankreichs endlich zur Einverleibung von Baiern zu gelangen. Der wilde Franzosenhaß der Königin Karoline von Neapel, Schwester Maria Antoinette's und Schwiegermutter des Kaisers Franz, schürte das neue Kriegsfeuer in Wien. Der abentheuerliche Zug des Generals Bonaparte nach Aegypten, die Vernichtung seiner Flotte bei Abukir, die Kriegserklärung der Pforte gegen Frankreich waren eben so viele Ermuthigungen aller europäischen Feinde desselben.

Obgleich die Erneuerung des Kriegs für Oesterreich schon im Herbst 1798 eine beschlossene Sache war, dauerten die Rastatter Unterhandlungen noch mehrere Monate fort und zeigte sich die friedenssüchtige Mehrheit des Kongresses den Franzosen zuletzt in allen noch streitigen Punkten willfährig. Der Einmarsch eines russischen Heeres in Mähren veranlaßte im Januar 1799 einen französischen Protest und als derselbe unberücksichtigt blieb, erhielten die auf dem rechten Rheinufer stehenden französischen Truppen starken Nachschub. Oesterreich, mächtiger gerüstet als je, nahm militärische Stellung in Baiern — das nach dem im Februar erfolgten Tode Karl Theodor's an den Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph, gefallen war, der nicht umhin konnte, einstweilen zu dem Hause Habsburg, dem gefährlichen Feinde seines Erbrechts, zu halten — sowie an und innerhalb der Ostgränze der im vorigen Jahre von den Franzosen überschwemmten und in Revolutionszustand versetzten Schweiz.

Die Feindseligkeiten begannen in den ersten Tagen des März durch den in Graubünden von den Franzosen ausgeführten Ueberfall eines österreichischen Korps, welches zersprengt wurde. Einige Tage später erst erging die französische Kriegserklärung an Oesterreich. Während der nächsten Wochen kam es in Oberschwaben, namentlich bei Stockach, zu blutigen Kämpfen zwischen dem Erzherzog Karl und dem General Jourdan, die zwar keine unmittelbare Entscheidung brachten, in deren Folge jedoch die Franzosen im Anfange des April das rechte Ufer des Oberrhein bis auf wenige Punkte wieder räumten. Auch in Italien, wo die Franzosen schon im vorigen Jahre den Papst seiner weltlichen Herrschaft entsetzt und das nunmehr in den Krieg eingetretene Königreich Neapel, sowie Piemont und Toskana, im ersten Anlauf erobert hatten, behielten die österreichischen Waffen die Oberhand, noch bevor im April der Feldmarschall Suwarow mit einem russischen Heere in der Lombardei ankam.

Inmitten aller dieser Ereignisse dauerte der Friedenskongreß in Rastatt fort, und auch nachdem der kaiserliche Gesandte, Graf Lehrbach, seine Thätigkeit eingestellt hatte und abgereist war, verzichteten die Bevollmächtigten der Mehrzahl, insbesondere der süddeutschen Reichsstände, noch nicht auf ihre Bemühungen, für eigne Rechnung zu einem vortheilhaften oder doch erträglichen Abkommen mit den Franzosen zu gelangen, die ihrerseits sich bereitwillig zu jedem Ränkespiele herbeiließen, das die Trennung Oesterreichs vom übrigen Deutschland befördern konnte. Erst gegen Ende Aprils, als die österreichischen Vorposten bereits an den Thoren von Rastatt standen und der dieselben befehligende Oberst Barbaczy dem Kongresse und dem Orte, wo er tagte, alle diplomatischen Eigenschaften und Rechte absprach, löste sich die Versammlung auf. Eine beispiellose Frevelthat fügte dem Kongresse ein blutiges Nachspiel hinzu. Die französischen Gesandten, welche am 28. Abends die Stadt verließen, wurden in geringer Entfernung von derselben durch österreichische Husaren überfallen, ermordet, ausgeplündert. Daß das Verbrechen auf höhern Befehl verübt worden, ist unzweifelhaft, daß die Vollbringer über ihren Auftrag hinausgegangen, wahrscheinlich. Eine gerichtliche Verfolgung derselben fand nicht statt.

Die Hauptschauplätze des Krieges blieben die Schweiz und Italien. Eine dem General Massena am 4. Juni vom Erzherzoge Karl bei Zürich gelieferte Schlacht befreite den größten Theil der östlichen Schweiz von den Franzosen, während zugleich in Oberitalien Oesterreicher und Russen unter dem Oberbefehle Suwarow's eine Reihe von Siegen erfochten, welche sie zu Meistern des Landes von Mantua bis Turin machten.

Diese gemeinschaftlichen Erfolge verhinderten indessen nicht, daß zwischen Suwarow und den Oesterreichern vielfältige Zerwürfnisse entstanden. Das Ungestüm des russischen Feldmarschalls vertrug sich nicht mit den regelrechten Gewohnheiten der österreichischen Kriegführung, sein Trotz sowohl wie seine bessere Einsicht empörte sich gegen das herkömmliche Eingreifen des Wiener Hofkriegsraths in die Taktik und Strategie der Befehlshaber, sein Uebermuth und seine Rohheit beleidigten das österreichische Ehrgefühl und da überdies der Kriegszweck in Petersburg ganz anders aufgefaßt wurde, als in Wien — dort wollte man die Wiederherstellung der alten Zustände in Frankeich und Italien, hier ging man nur noch auf Eroberung aus — so begann frühzeitig eine innere Auflösung der österreichisch-russischen Bundesgenossenschaft. Eine der Wirkungen dieses Mißverhältnisses war es, daß am Ende des Sommers eine Trennung des österreichisch-russischen Heeres angeordnet wurde, indem Suwarow den Befehl erhielt, in die Schweiz einzurücken, wo ihm der Erzherzog Karl Platz machte, um seinerseits auf die Kriegsbühne am Oberrhein zurückzukehren.

Hier war seit dem Rückzuge Jourdan's über den Rhein nach der Schlacht bei Stockach bis zum Herbst nur ein kleiner Krieg geführt worden, hauptsächlich durch Raubzüge der Franzosen, zu deren Abwehr, bei der Unzulänglichkeit der zum Schutze der Rheingränze aufgestellten Truppen, der Landsturm hie und da sehr gute Dienste leistete. Als um die Mitte des September der Erzherzog am Rhein wieder Stellung nahm, wendete sich die kriegerische Ueberlegenheit entschieden auf die deutsche Seite. Die Reichsstände der dortigen Gegend, welche noch vor wenigen Monaten um die Gunst oder die Gnade Frankreichs gebuhlt, gebärdeten sich jetzt als die eifrigsten seiner Widersacher, der Reichstag selbst beantwortete die im Frühjahr begonnenen Angriffe der Franzosen im Spätherbst mit einer neuen Kriegserklärung und faßte verschiedene tapfere Beschlüsse, hinter denen die Ausführung, wie immer, weit

zurückblieb. — Preußen beharrte, trotz des inzwischen eingetretenen Thronwechsels, bei dem Baseler Frieden und also in seiner bisherigen Neutralität.

Als Suwarow in der zweiten Hälfte des September aus Italien nach der Schweiz aufbrach, wartete seiner dort bereits der General Korsakoff mit einem zweiten russischen Heere von 25,000 Mann. Um der Vereinigung Beider zuvorzukommen, lieferte Massena dem General Korsakoff bei Zürich eine Schlacht, welche auf die vollständige Niederlage der Russen hinauslief und deren Folgen Suwarow beim Uebergange über den St. Gotthard in die Gefahr der Vernichtung brachten, aus welcher er sich durch einen bewunderungswürdigen Marsch durch das Hochgebirge rettete, der zu den größten strategischen Thaten aller Jahrhunderte gezählt wird. — Um die nämliche Zeit mißglückte der Einfall eines englisch-russischen Heeres in Holland, den die Unfähigkeit des Oberbefehlshabers, Herzogs von York, auf eine unrühmliche Capitulation hinausführte.

Ungeachtet mancher erlittenen Unfälle stellte sich das Gesammtergebniß des Feldzugs von 1799 nicht zu Ungunsten der Bundesgenossen; die Bundesgenossenschaft selbst aber verlor dadurch gleichwohl das eine ihrer Mitglieder. Auf das Aeußerste gereizt durch das gehäufte Mißgeschick, welches sich schließlich an die russischen Fahnen geheftet, und überzeugt, daß ein wesentlicher Theil desselben durch die österreichische Politik und Kriegsleitung verschuldet sei, berief Kaiser Paul die Ueberbleibsel der Heere Suwarow's und Korsakoff's vom Kriegsschauplatze ab und schon im Januar 1800 traten dieselben den Rückweg nach Rußland an.

In Frankreich war inzwischen ein staatlicher Umschwung vor sich gegangen, welcher für den weitern Verlauf der Dinge noch verhängnißvoller werden sollte, als der Rücktritt Rußlands vom Kriege. Der General Bonaparte, nachdem er im Oktober aus Aegypten zurückgekehrt, hatte sich am 9. November —

18. Brumaire — durch einen Gewaltstreich zum Herrn und Meister des französischen Staates und Volkes gemacht. Obgleich seiner ganzen Vergangenheit und seinem innersten Wesen nach ein Mann des Krieges, brachte Bonaparte als erster Konsul Oesterreich und England zunächst Vorschläge zum Frieden auf Grundlage des Vertrags zu Campo Formio entgegen. Die jetzige Kriegslage indessen schien, namentlich in Italien, zu günstig, als daß die beiden noch verbündeten Mächte die Bedingungen des Jahrs 1797 hätten zulassen sollen. Um so eifriger verlegte sich Bonaparte nunmehr darauf, Preußen bei seiner bisherigen Neutralität auch für die Zukunft festzuhalten.

Friedrich Wilhelm II. war am 16. November 1797 gestorben und hatte seinem Sohne, Friedrich Wilhelm III., einen zwar bedeutend vergrößerten, aber in Ansehen und Gewicht augenscheinlich zurückgegangenen Staat hinterlassen. Die Achtung vor der Krone, die Tüchtigkeit des Heeres, die Finanzwirthschaft und der Stand der Finanzen, die Thatkraft der innern und äußern Politik, die Ordnung und Zuverlässigkeit der Verwaltung, der stramme Geschäftsgang, die Freiheit des Geistes und des Gewissens, die öffentliche Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit — mit einem Worte alle die Eigenschaften und Kräfte, welche den preußischen Staat emporgehoben, hatten im Laufe der elfjährigen Regierung des vorigen Königs, in Folge sowohl seines Beispiels wie seiner allseitigen Unzulänglichkeit, schwere Einbuße erlitten. Für einige dieser Verluste zeigte Friedrich Wilhelm III. ein richtiges Verständniß, welches den guten Willen der Abhülfe erwarten ließ. Sein tadelloses eheliches Leben, seine schlichte Persönlichkeit, sein einfacher Haushalt, sein in allen Dingen redlicher Wille übten von vorn herein eine wohlthätige Gegenwirkung gegen die von dem

Hofe seines Vaters ausgegangenen Aergernisse. Bei aufrichtiger persönlicher Gottesfurcht erwies sich sein gesunder Sinn als entschiedener Gegner jener Frömmelei, welche in der Umgebung seines Vorgängers geherrscht und von derselben aus eine erkünstelte Rechtgläubigkeit, wenn nicht im Volke, so doch in der Geistlichkeit, verbreitet hatte. Der Kultusminister Wöllner und die Glaubensspürerei, welche er in die Kirche und das Lehramt eingeführt, wurden beseitigt, die scheinheiligen Staatsschmarotzer, welche an ihm ihre Stütze gefunden, verloren Gunst und Einfluß. Sparsamkeit im Staatshaushalt, Pflichttreue im öffentlichen Dienste überhaupt und sorgfältige Ueberwachung aller amtlichen Thätigkeit betonte der König in eindringlichen Verordnungen.

Aber Friedrich Wilhelm besaß nicht den Unternehmungsgeist und die Willenskraft, die ihn befähigt hätten, das Staatswesen neu zu beleben und den Gang desselben in das Zeitmaß und die Richtung zu bringen, welche die europäische Gesammtlage und die Stellung Preußens innerhalb derselben forderten. Freund der Ruhe und der Gewohnheit, fand er seine Rechnung dabei, die Politik in den ausgefahrenen Geleisen und die bisherigen Lenker derselben auf ihren Posten zu erhalten. Graf Haugwitz, ein frivoler Hof- und Lebemann der alten Schule, blieb an der Spitze der Verwaltung der großen Staatsgeschäfte, der charakterlose Italiener Lucchesini behielt die hohe Diplomatie in seiner Hand, der eigennützige Emporkömmling Lombard behauptete sich in der einflußreichsten Stellung im Kabinet des Königs. Friedrich Wilhelm III. und seine Minister stimmten überein in einer Friedfertigkeit, an welcher das Temperament oder das persönliche Interesse größern Antheil hatte, als das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und die wahre oder falsche Staatsklugheit. Man machte sich insbesondere ein Verdienst daraus, dem Lande die Opfer und Gefahren eines, wie man meinte, unnöthigen Krieges zu ersparen, während man im Grunde hauptsächlich

die persönlichen Unbequemlichkeiten und Anstrengungen des Krieges scheute.

Allerdings aber fehlte es den sittlichen Bedenken und den politischen Berechnungen, welche in die Berliner Friedensliebe hineinspielten, keineswegs an festen Haltpunkten. Das preußische Volk, vor allen Dingen, war mit dem durch den Baseler Frieden geschaffenen Zustande völlig einverstanden und hatte sich eine Reihe von Jahren wohl dabei befunden. Unter den süddeutschen Staaten, die den Kriegsschauplatz bildeten oder demselben nahe lagen, war keiner, der dem preußischen Beispiele nicht bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit nachgefolgt, oder wo möglich vorausgegangen wäre. Die einzige deutsche Regierung, welcher es nach dem anfänglichen Mißlingen mit der Fortsetzung des Kampfes gegen Frankreich noch eine Zeit lang Ernst blieb, war die österreichische, weil die einzige, so schien es wenigstens, die dabei viel zu verlieren und noch mehr zu gewinnen hatte. Für Oesterreich stand zunächst Belgien und in zweiter Reihe das als Ersatz für Belgien ins Auge gefaßte Baiern auf dem Spiele, ferner das althabsburgische Erbland im Breisgau und in der Ortenau, seine mittelbare Herrschaft über die rheinischen Bisthümer und Erzbisthümer und endlich der Rest des Glanzes und Einflusses, den ihm seine Stellung im Reich immer noch verlieh. Und nicht minder wichtige Interessen hatte Oesterreich in Italien zu vertheidigen. Solche Besitzthümer waren großer Anstrengungen immerhin werth, um so mehr, als ein glücklicher Ausgang des Krieges, wie gesagt, großen Gewinn hoffen ließ. — Ganz anders standen die Dinge für Preußen, das auf dem linken Rheinufer nur einige sehr unbedeutende Gebietstheile zu verlieren hatte und als Preis des Sieges kaum mehr als einige westphälische Stifter davon tragen konnte. Daß Deutschland für Preußen noch weniger als für Oesterreich wie eine politische Persönlichkeit in Betracht kam, sondern nur als ein Gegenstand, war die selbstverständliche

Folgerung aus der thatsächlichen Vielheit der deutschen Staaten, deren jeder seinen Mittelpunkt in sich selber fand. Am allerwenigsten durfte man Preußen zumuthen, sich für den leblosen politischen Begriff des deutschen Reichs aufzuopfern, denn unter allen deutschen Staaten war Preußen derjenige, für welchen diese Formel den geringsten Werth hatte, weil der einzige, der, bis zum Beweise des Gegentheils, zu dem Glauben berechtigt war, daß er auf eignen Füßen feststehe. Wenn die übrigen Reichsstände mit dem deutlichen Bewußtsein ihrer Ohnmacht, welche die gegenseitige Anlehnung zur handgreiflichen Bedingung der Selbsterhaltung für sie machte, gleichwohl das mittelbare gemeinschaftliche Interesse über der nächsten Sorge um ihr kleines politisches Ich regelmäßig außer Acht ließen, wenn sie niemals der Versuchung widerstanden, ihrem Sonderinteresse das Wohl des deutschen Ganzen hintanzusetzen, wenn sie niemals Anstand nahmen, Kaiser und Reich im Stiche zu lassen, ja planmäßig zu verrathen, so oft sich um diesen Preis ein unmittelbarer Gewinn machen oder Verlust abwenden ließ, alsdann mußte diese durch alle Jahrhunderte des deutschen Reichs regelmäßig wiederkehrende Erscheinung wohl durch ein unausgesprochenes, aber unverbrüchliches Gesetz beherrscht werden und dessen Druck sich mit besonderer Stärke demjenigen Staate fühlbar machen, welcher allein sich für unabhängig halten durfte von dem Wohl und Wehe des Reichs. — Der große Fehler der jetzigen Politik Preußens war nicht das Versäumniß seiner Pflichten gegen Deutschland, sondern die Schwäche seines Ehrgeizes, nicht seine Selbstsucht, sondern der kleinliche Zuschnitt derselben, nicht der Mangel an Aufopferung, sondern an Voraussicht.

Durch wohlberechnete Aufmerksamkeiten, Schmeicheleien und Vorspiegelungen bestärkte Bonaparte die preußische Regierung in ihren friedlichen Gesinnungen der Art, daß sie sogar die Vermittlung zwischen Frankreich und Rußland übernahm. Oesterreich seinerseits legte zur Zeit so wenig Werth auf die preußische Bundesgenossenschaft, daß es, wie der damals in Wien noch allmächtige Minister Thugut erklärte, den Krieg lieber allein, als gemeinschaftlich mit Preußen fortsetzen wollte.

Im April 1800 eröffnete Moreau den Feldzug gegen die Oesterreicher in Deutschland, welche, nachdem der Erzherzog Karl, im Unmuth über das verderbliche Eingreifen des Hofkriegsraths in seine Pläne und Bewegungen, abgedankt hatte, unter dem Oberbefehle des Generals Kray, bei 100,000 Mann stark, längs des Rhein von Graubünden bis zu den Mündungen des Neckar und des Main aufgestellt waren. Diese lange Vertheidigungslinie war an jeder einzelnen Stelle zu schwach gegen die mit bedeutenden Heerkörpern ausgeführten Angriffe der Franzosen. Moreau selbst brach von Basel aus durch den Höhgau vor, schlug Kray bei Engen, Stockach, Mößkirch und zwang ihn nach schweren Verlusten, seine ganze Streitmacht bei Ulm in einem verschanzten Lager zusammenzuziehen, in dessen Angesicht Moreau Stellung nahm, ohne den von seinen Unterbefehlshabern verlangten Sturm zu wagen. Nach mehreren unglücklichen Versuchen Kray's, seinem Gegner den Vortheil abzugewinnen, sah er sich gegen Ende des Juni genöthigt, den Platz zu räumen, um nicht von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden und nachdem er sich am Inn in vorläufige Sicherheit gebracht, schloß er am 15. Juni zu Parsdorf einen Waffenstillstand, welcher den Franzosen den größten Theil von Süddeutschland preisgab.

Die Hauptursache dieser Wendung der Dinge lag in den Ereignissen auf dem italienischen Kriegsschauplatze. Dort, wo die Franzosen gegen Ende des vorigen Jahres allen Grund

und Boden bis auf Genua und dessen nächste Umgebung verloren hatten, stand seit Anfang des Mai Bonaparte selbst an der Spitze eines frischen Heeres, das er mit überraschender Schnelligkeit aufgestellt und wider alles Erwarten über den großen Bernhard und die benachbarten Alpenpässe nach der Lombardei geführt. Genua freilich konnte er nicht mehr retten, die von General Ott hart belagerte und von Massena bis zum Aeußersten behauptete Stadt mußte vielmehr, nachdem viele Tausende der Einwohnerschaft Hungers gestorben, am 4. Juni ihre Thore öffnen; ihre hartnäckige Vertheidigung aber, indem sie einen großen Theil des österreichischen Heeres festhielt, erleichterte die anderweitigen Aufgaben Bonaparte's, der sich unter siegreichen Gefechten binnen weniger Tage Mailands und des größten Theils der Lombardei bemächtigte. Dem kaiserlichen Oberbefehlshaber Melas standen, ebenso wie dem ersten Konsul, noch 30,000 Mann zu Gebote, als es am 14. Juni bei Marengo, in der Nähe von Alessandria, zur Entscheidungsschlacht kam, welche in dem Augenblicke, wo die Oesterreicher den Sieg bereits in der Hand zu haben glaubten, in deren völlige Niederlage ausschlug. Nach einem Verluste von 10,000 Mann warfen sich die Kaiserlichen in wilder Flucht nach Alessandria, wo der an Körper und Seele gebrochene Melas schon am folgenden Tage einen Waffenstillstand einging, welcher ihn zur Räumung von ganz Oberitalien diesseits des Po und des Mincio verpflichtete, so daß also an dem Tage bei Marengo alle Früchte der Siege des vorigen Jahres verloren wurden.

Wiederum bot Bonaparte dem Kaiser Franz den Frieden auf die Bedingungen von Campo Formio und dies Mal nahm man in Wien die Miene an, dem französischen Vorschlage ernstliches Gehör zu geben, während man sich kurz zuvor durch einen neuen Vertrag mit England zur Fortsetzung des Krieges gegen bedeutende Geldzahlungen verbindlich gemacht und demgemäß nur darauf ausgehen konnte, eine möglichst lange Frist

zu neuen Rüstungen zu gewinnen. Mit diesen Rüstungen jedoch ging es, bei der eingetretenen tiefen Ermüdung Oesterreichs, so langsam vorwärts, daß man am 20. September die Verlängerung der Waffenruhe durch neue Opfer erkaufen mußte, namentlich durch die Auslieferung der Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, welche Süddeutschland vollends wehrlos machte. Dem allgemeinen Unwillen der österreichischen Völker über die Verzögerung des Friedens opferte man überdies den Minister Thugut, der nicht ohne Grund für die Seele der Kriegspolitik galt und an dessen Stelle nunmehr Cobenzl und Lehrbach traten, so jedoch, daß Thugut, obgleich in den Schatten gestellt, den herrschenden Einfluß behielt.

Als am 25. November der Waffenstillstand ablief, hatte Oesterreich wieder ein Heer von 80- bis 90,000 Mann am Inn zusammengebracht, dem die Franzosen in etwas größerer Stärke unter dem bewährten Oberbefehl Moreau's gegenüberstanden, während das österreichische Heer in der Person des blutjungen Erzherzogs Johann einen neuen Feldherrn ohne die mindeste Kriegserfahrung erhielt, welchem als Rathgeber zwar ein alter, aber im Felde keineswegs erprobter General beigegeben wurde. Nach einem unbedeutenden Siege bei Ampfing lieferte und verlor der Erzherzog Johann am 3. December bei Hohenlinden die Hauptschlacht. Um 17- bis 18,000 Mann geschwächt, zog sich das österreichische Heer auf Salzburg und von dort, unter rascher Verfolgung durch Moreau, auf die Enns zurück. Der Erzherzog Karl, in Eile herbeigerufen, um zu retten, was zu retten sei, fand die Truppen in einem Zustande, welcher ihn an seiner Aufgabe verzweifeln ließ. Zum Schutze der Hauptstadt, der die Franzosen bis auf drei bis vier Tagemärsche nahe gekommen waren, bot sich ihm kein anderes Mittel mehr, als ein Waffenstillstand, welcher am 25. December in Steyer abgeschlossen wurde und den Franzosen jedes Zugeständniß machte, das sie verlangten, um die Feindseligkeiten mit voller Siegesgewißheit wieder aufnehmen

zu können. Da Oesterreich indessen auch in Italien neuerdings Niederlage um Niederlage erlitten, so war man jetzt in Wien bereit zum Frieden um jeden Preis.

Die Friedensbedingungen wurden in Luneville der Form nach zwischen Cobenzl und Joseph Bonaparte, dem Bruder des ersten Konsuls, verhandelt, der Sache nach durch den letztern selbst von Paris aus einseitig festgestellt. Seiner ganzen Sinnesart gemäß war Bonaparte nach vollständigem Siege nicht zur Mäßigung und Schonung gestimmt, um so weniger, als es ihm gelungen, den Kaiser Paul durch geschickte Ausbeutung seines Zorns gegen England und Oesterreich ganz auf seine Seite zu bringen und dessen diplomatischen Beistand für seine nächsten Zwecke zu erlangen, denen in unglaublicher Schwäche und Verblendung auch die preußische Regierung ihre Unterstützung lieh. Am 9. Februar 1801 fand die Unterzeichnung des Friedens statt, den der kaiserliche Bevollmächtigte nicht bloß für Oesterreich, sondern auch kurzer Hand im Namen des Reichs abschließen mußte, weil Bonaparte sich nicht zum zweiten Male auf einen schwerfälligen Kongreß einlassen wollte, wie er in Rastatt abgehalten worden. Oesterreich und Deutschland traten in dem Vertrage zu Luneville Belgien und das ganze linke Rheinufer an Frankreich ab, der Thalweg des Flusses sollte die deutsch-französische Gränze bilden, Kehl, Kastell, Ehrenbreitstein, Düsseldorf geschleift werden. Die auf dem linken Ufer ansässig gewesenen *weltlichen* Fürsten wurden auf Entschädigung durch geistliches Stiftsgebiet angewiesen. Die nämliche Anwartschaft erhielten überdies der Erbstatthalter von Holland und die habsburg'schen Herzoge von Toskana und Modena, welche ihrer Erblande zu Gunsten Frankreichs verlustig gingen, während Oesterreich selbst sich in Italien mit der Etschlinie als Gränze begnügen mußte.

Nach Genehmigung des Luneviller Friedens durch den Reichstag erging am 18. Juli die Proklamation des ersten Konsuls, welche die eroberten Rheinlande dem französischen

Staate förmlich einverleibte. Thatsächlich waren sie schon lange vor geschehener Abtretung an Frankreich demselben angegliedert, in Departements eingetheilt, unter die französischen Gesetze gestellt. Der Verlust an Land und Leuten, welchen Kaiser und Reich erlitten, belief sich auf mehr als tausend Quadratmeilen mit vier Millionen Einwohnern. Die Hälfte dieser Einbuße war freilich auf Belgien zu rechnen, das längst in keinem lebendigen Zusammenhange mehr mit dem Reiche gestanden, das aber in seiner bisherigen Stellung für Deutschland wenigstens unschädlich gewesen, während es von jetzt an das französische Uebergewicht verstärkte.

Viel größere Schwierigkeiten als die Vollziehung der Hauptbestimmung des Friedensvertrages bot die damit verbundene Entschädigungsfrage. Die geistlichen Fürsten sträubten sich mit allen Kräften gegen die ihnen zugedachte Säkularisirung und die auf deren Kosten schadlos zu haltenden weltlichen Fürsten wetteiferten in übertriebenen Ansprüchen an die zur Vertheilung stehende Masse. Viele Monate vergingen, ehe der Reichstag auch nur über die Formen des einzuhaltenden Verfahrens schlüssig wurde und da die beiden deutschen Vormächte in dieser wie in jeder andern Sache weit auseinander gingen, so fiel die Entscheidung zuletzt Frankreich anheim. Bonaparte suchte sich dabei in vertrautes Einverständniß mit Rußland zu setzen, dem er seine eigenen Absichten geschickt unterzuschieben wußte, nahm Preußen, nachdem er dasselbe durch Eröffnung von Aussichten auf Hannover in ein falsches Verhältniß zu England gebracht, kurz in's Schlepptau, neutralisirte England selbst durch den Frieden zu Amiens und blieb durch diese und ähnliche Mittel der alleinige Meister auch des diplomatischen Feldes. Paris wurde ein großer Ländermarkt, auf welchem der Minister des ersten Konsuls, Talleyrand, die zur Vertheilung bestimmten geistlichen Güter an den Meistbietenden verkaufte. Die deutschen Fürsten ohne Ausnahme, viele der freien Städte, selbst die Reichsritterschaft erschienen

bei dem französischen Minister und seinen Unterlingen persönlich oder durch Vertretung mit vollen Händen und schönen Redensarten, um durch Geld und gute Worte entweder ihr gefährdetes Dasein wo möglich zu retten, oder ein möglichst großes Stück von der Erbschaft ihrer zum Tode verurtheilten Mitstände zu ersteigern und zu erschmeicheln.

Ueber den wesentlichen Inhalt des Theilungsgeschäfts einigte sich der erste Konsul durch geheimen Vertrag vom Oktober 1801 mit dem Kaiser von Rußland — jetzt Alexander I. — dahin, daß dabei die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen Oesterreich und Preußen besonders ins Auge gefaßt werden müsse und daß Baiern, Würtemberg und Baden vorzugsweise zu begünstigen seien, zwei Zwecke, deren ersterer aus selbstverständlichen Gründen den Interessen des Auslandes überhaupt entsprach, während der andere für den Petersburger Hof aus verwandtschaftlichen Rücksichten, für Bonaparte aus der Absicht hervorging, die süddeutschen Staaten ein für alle Mal an Frankreich, als die unentbehrliche Schutzmacht ihrer neuen Größe, zu fesseln. Preußen unterstützte gegen verlockende Zusagen bereitwillig das französisch-russische Spiel, während Oesterreich demselben in einigen Punkten zähen Widerstand leistete und namentlich seine alten Pläne der Vergrößerung durch baierisches Gebiet, für dessen Abtretung jetzt in Schwaben Ersatz zu finden sei, wieder voranstellte. Außerdem war es ein wichtiges Anliegen für Oesterreich, den habsburgischen Fürsten von Toskana und Modena den größtmöglichen Antheil an der deutschen Beute zuzuwenden, und es stellte zu diesem Behufe den Antrag, auch die Reichsstädte, von denen im Frieden zu Luneville nicht die Rede gewesen, der Mediatisirung zu unterwerfen.

Die der Form wegen mit Erledigung des Entschädigungsgeschäftes beauftragte Reichstagsdeputation brachte das ganze Jahr 1802 mit leeren Verhandlungen zu, denen zuletzt durch französische Machtsprüche ein Ende gemacht wurde. Der seinem

Hauptinhalte nach in Paris festgestellte und von der Deputation schließlich angenommene Theilungsentwurf gelangte am 7. Januar 1803 an den Reichstag und wurde am 27. April nach manchen nachträglichen Veränderungen und Zusätzen, die theilweise auch die künftige deutsche Verfassung zu einem Werke Frankreichs und Rußlands machten, unter dem Namen des Reichsdeputationshauptschlusses zum Reichsgesetze erhoben.

Die dadurch festgestellte neue Gestaltung der größern deutschen Staatsgebiete ergab zunächst für Oesterreich den Austausch des Breisgau und der Ortenau, die dem Herzoge von Modena zugewiesen wurden, gegen die Bisthümer Brixen und Trient, wobei sich Gewinn und Verlust — wenn die Abtretung der Vorlande an einen Stammesvetter in Wien überhaupt für einen Verlust galt — nahezu aufwogen. Als eine Zugabe zu der Entschädigung des Hauses Habsburg mochte es jeden Falls angesehen werden, daß der Großherzog von Toskana zum Ersatze für sein verlorenes italienisches Land das Erzbisthum Salzburg erhielt.

Eine günstigere Abfindung wurde Preußen zu Theil, das sich für das linksrheinische Cleve sammt Mörs und Geldern — 48 Quadratmeilen mit 125,000 Einwohnern — durch die Bisthümer Hildesheim, Paderborn, Münster, eine Anzahl Abteien und die Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen, Goslar vierfach entschädigte.

Gleichfalls einen mehr als genügenden Ersatz fand Baiern, indem es gegen seine jenseits des Rhein erlittene und diesseits desselben hauptsächlich zu Gunsten Badens zu erleidende Einbuße von 200 Quadratmeilen die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg, ein Dutzend Abteien, sowie Ulm, Nördlingen, Schweinfurt und zehn bis zwölf andere Reichsstädte eintauschte.

Freigebiger als jeder andere Staat wurde Baden bedacht. Für die 8 Quadratmeilen seiner linksrheinischen Besitzungen,

auf die es verzichten mußte, erhielt es den größten Theil der rechtsrheinischen Pfalz mit Heidelberg und Mannheim, das Bisthum Constanz, die Reichsstädte Offenburg, Ueberlingen, Gengenbach und mehrere andere, sowie eine Anzahl reicher Klöster, zusammen 60 Quadratmeilen, eine Vergrößerung seines bisherigen Gebiets um das Doppelte.

Würtemberg erlangte für seine Grafschaft Mümpelgard eine zwiefache Entschädigung durch eine Anzahl von Reichsstädten, wie Heilbronn, Reutlingen, Eßlingen und von Klöstern, unter denen die reiche Propstei Ellwangen.

Hessen-Darmstadt erwarb an Stelle der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß das kölnische Herzogthum Westphalen, eine Reihe mainzischer Aemter an der Bergstraße und im Odenwalde, einige Abteien und Bruchstücke des Bisthums Worms; Hessen-Kassel dagegen, dessen geiziger Landgraf auf dem großen Ländermarkte in Paris nur 20,000 Louisd'or hatte anlegen wollen, die mit Entrüstung zurückgewiesen waren, ging für allerdings sehr geringe Verluste beinahe leer aus.

Um so reichlicher wurde Nassau bedacht, dessen beide Linien sich durch Einverleibung einer großen Menge benachbarter kleiner Reichsgebiete sehr glücklich abrundeten. Ueberdies fand der nassauische Erbstatthalter von Holland eine neue Landesherrlichkeit in Fulda.

Auch Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, obgleich sie bei dem Friedensschlusse nichts eingebüßt, trugen größern oder kleinern Gewinn davon, das erstere namentlich Osnabrück. Eben so, mit oder ohne vorangegangenen Verlust, viele der kleinsten Reichsfürsten, während andere derselben, gleich den meisten der Reichsgrafen und den Reichsrittern, mit ganz rechtmäßigen Ansprüchen unberücksichtigt blieben, oder doch nur Anweisung auf Geldrenten aus dem Rheinzolle und ähnlichen Quellen erhielten.

Unter den Kirchenfürsten retteten sich nur drei aus dem

großen Schiffbruch der geistlichen Staaten: der Erzbischof von Mainz, der sich mit verändertem Titel in Aschaffenburg nicht bloß als Landesherr, sondern auch als Kurfürst behauptete, und in der freien Reichsstadt Regensburg sogar eine neue Erwerbung machte; der Hoch- und Deutschmeister, welcher zu Mergentheim in Franken seinen Sitz hatte, seitdem Preußen dem deutschen Orden durch die Reformation verloren gegangen war; der Großmeister des Johanniterordens in Heitersheim am Schwarzwalde.

Nächst den reichsunmittelbaren Stiftern, von denen allein in Luneville die Rede gewesen, wurden überdies Hunderte von gewöhnlichen Klöstern kraft landesherrlicher Machtbefugniß eingezogen.

Von den bis dahin noch vorhandenen Reichsstädten, 54 an der Zahl, ließ der Reichsdeputationshauptschluß nur 6 übrig: Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg. Mit den in kleiner Zahl noch übrig gebliebenen Reichsdörfern wurde völlig aufgeräumt.

Allen diesen Gebietsveränderungen entsprechend mußte auch die Reichsverfassung vielfachem Wechsel unterzogen werden. An Stelle der wegfallenden Erzbischöfe von Köln und Trier traten vier andere Reichsstände, Würtemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg in das Kurfürsten-Kollegium, welches also jetzt zehn Stimmen zählte, die sich — abgesehen von der zweifelhaften Stellung Sachsens — auf Katholiken und Protestanten gleichmäßig vertheilten, dessen Vorsitz jedoch nach wie vor der bisherige Erzbischof von Mainz unter dem Namen des Kurerzkanzlers führte. Im Fürstenkollegium dagegen sank die Stimmenzahl von 100 auf 82 herab und während in demselben vorher 56 katholische Stimmen gegen 44 protestantische gestanden, hatten die letzteren nunmehr eine Mehrheit von 52 gegen 30, eine Zahlenveränderung, gegen welche der Kaiser vergeblich Einsprache erhob und die immerhin,

wenn nicht für den Gang der Reichsgeschäfte, so doch als ein Zeichen des Wechsels der Zeiten von Bedeutung war.

Der Reichsdeputationshauptschluß war im Wesentlichen nichts Anderes, als die Summe der Ergebnisse des vorhergegangenen Krieges, wie dieser selbst nur die Schlußprobe auf die Beschaffenheit der deutschen Staats- und Volkszustände gewesen. Die Gesetze, nach denen die geschichtliche Naturkraft zerstört und umbildet, traten in dem Gesammtergebniß und in manchen Einzelnheiten ihrer Wirkungen deutlich hervor. Wenn bei noch tieferer Zerrüttung seiner innern Verhältnisse, als sie in Deutschland verfassungsmäßig bestand, Frankreich gleichwohl die Oberhand behielt, so geschah es augenscheinlich, weil die Franzosen die Vollkraft einer ausgewachsenen Nationalität in den Kampf führen konnten, die in Deutschland fehlte, eine Ungleichheit, mit welcher überdies die große Verschiedenheit des Werthes der leitenden Persönlichkeiten in engem Zusammenhange stand: auf der einen Seite die besten Köpfe und die stärksten Charaktere, auf der andern vermeintlich *geborne* Führer und Geschöpfe der Hofgunst. Noch auffallender bewährte sich die historische Gerechtigkeit an einzelnen Gliedern des zu leicht befundenen Ganzen. Die überflüssigsten derselben wurden in großer Zahl schonungslos weggeschnitten. So die geistlichen Stifter, deren Schmarotzerdasein, vom erzbischöflichen Kurfürstenthum bis zum Bettelmönchskloster, längst zum Hohne des Jahrhunderts und zu einer unerträglichen Last für Deutschland geworden, unbrauchbar sogar für die Zwecke des französischen Siegers. Politisch eben so werthlos wie die Stifter, insbesondere gleich untauglich zu Schutz und Trutz, mußten auch die ihrer großen Mehrheit nach gänzlich verkommenen Reichsstädte die Vernichtung von Rechtswegen

über sich ergehen lassen. Ein erster wohlverdienter Schlag des Schicksals traf ferner den Reichsadel, der zu einem zehrenden Auswuchse am staatlichen Körper Deutschlands entartet war, und dem jetzt zwar der Fortbestand gewährt, zugleich aber die Zufuhr der gesunden Säfte wenigstens theilweise unterbunden wurde, namentlich durch die Einziehung von vielen hundert überreicher Pfründen, die seine jüngern Söhne und seine Invaliden bis dahin auf Kosten von Staat und Volk üppig genährt hatten. Die Verstärkung der Mittelstaaten auf der andern Seite, insbesondere der süddeutschen, ging freilich vorzugsweise aus einer reichsfeindlichen Berechnung hervor, die darauf abzweckte, der französischen Politik ein für alle Mal feste Stützpunkte in Deutschland zu verschaffen; aber auch in der sachlichen Natur der Verhältnisse fand die Vergrößerung von Baiern, Würtemberg, Baden ihren guten Grund, insofern als diese Staaten jeden Falls besser darauf angelegt waren, den an das politische Gemeinwesen gestellten Aufgaben Genüge zu leisten, als die Bisthümer, Abteien und verkümmerten Freistädte, deren Erbschaft sie antraten.

Was Preußen betrifft, so hatte es freilich der gesammtdeutschen Sache seit dem Baseler Frieden eben so wenig Dienste erwiesen wie der geringste der wegen seiner Nutzlosigkeit mit dem Tode bestraften Reichsstände; aber es war kein Selbstwiderspruch im Zusammenhange der Dinge, wenn Preußen nicht allein ohne Schaden, sondern sogar mit Gewinn aus dem Kampfe hervorging. Denn dem preußischen Staate hatte es keineswegs am *Können* gefehlt, sondern nur am *Wollen*, und für die Entscheidungen der Geschichte gilt, umgekehrt wie im Beichtstuhle oder vor einem Sittengerichte, die Kraft mehr als der Wille. Die noch *unerprobte* preußische Macht erhob Ansprüche, denen sich selbst ein Bonaparte nicht widersetzen konnte, ohne es eben auf die *Probe* ankommen zu lassen, die ihm zur Zeit ungelegen war. Oesterreich seinerseits

hatte die Probe gemacht, jedoch nicht bestanden, und da es gleichwohl kostenfrei ausging, keine Ursache zur Klage. — Daß übrigens die unfehlbare Richtigkeit der geschichtlichen Folgesätze aus gegebenen Verhältnissen keinen Maßstab des menschlichen Urtheils über das Thun und Lassen der betheiligten Personen giebt, bedarf kaum der Bemerkung, und daß das Ergebniß der Jahre 1801 und 1803 nur ein vorläufiges sei, dem manche Berichtigung und Ergänzung bevorstehe, galt vom ersten Tage an für eine ausgemachte Sache.

XVI.

Die Franzosenherrschaft in Deutschland.

Frankreich war jetzt die gebietende Macht auf dem europäischen Festlande bis an die russischen Gränzen. Eine Reihe von sogenannten Freistaaten, die batavische, die helvetische, die ligurische, die cisalpinische Republik, willkürliche Schöpfungen der französischen Politik, dienten derselben als bloße Werkzeuge. Die süddeutschen Staaten hatten bereitwillig die Trabantenrolle übernommen, die ihnen Bonaparte angewiesen, allzeit seiner Winke gewärtig. Oesterreich war entwaffnet, Preußen willenlos. Italien, auch soweit es nicht unmittelbar unter französischer Herrschaft stand, namentlich Rom und Neapel, beugte sich vor derselben in Furcht und Ohnmacht. Spanien war unter der erbärmlichen Regierung Karl's IV. und des Günstlings Godoy längst der freiwillige Bundesgenosse Frankreichs geworden. Dänemark wußte sich durch kluge Zurückhaltung auf gutem Fuße mit Bonaparte zu halten; der König von Schweden, Gustav IV., dagegen bezeigte demselben zwar einen leidenschaftlichen persönlichen Haß, konnte jedoch bei der äußern und innern Lage des Landes kaum in politischen Betracht kommen.

England allein behauptete Frankreich gegenüber die volle Würde eines unabhängigen Staats und die Stellung einer ebenbürtigen Macht; die damit gegebene Nebenbuhlerschaft jedoch führte, nachdem kaum ein Jahr seit dem Frieden zu

Amiens verflossen, zum abermaligen Bruch. Obgleich ganz unbetheiligt bei den Ursachen und Vorwänden des neuen englisch-französischen Zerwürfnisses, wurde Deutschland gleichwohl, Dank seinen verschrobenen Verfassungsverhältnissen, das erste Opfer desselben. Hannover, das mit England nichts gemein hatte, als den Fürsten, wurde von Bonaparte gleichwohl wie ein Bestandtheil des britischen Reichs behandelt und mit dem Einmarsche französischer Truppen bedroht. Die hannöversche Regierung wandte sich mit der Bitte um Schutz nach Berlin, wo man indessen den bevorstehenden französischen Eingriff in das unmittelbare preußische Machtgebiet — gar nicht zu reden von deutscher Pflicht und Ehre, für welche die Zeit überhaupt kein Verständniß hatte — nicht als hinreichenden Grund ansah, auch nur eine Einsprache zu erheben, die ihren Zweck vielleicht erfüllt haben würde, möglicher Weise jedoch allerdings ernstliche Verwickelungen nach sich ziehen konnte. Ohne Aussicht auf irgendwelchen Beistand — denn England konnte bei dem besten Willen keine Hülfe leisten und das deutsche Reich gar nicht in Betracht kommen — glaubte die Regierung in Hannover überhaupt keine Anstalten zur Vertheidigung des Landes machen, vielmehr in dessen eigenem Interesse den Franzosen ihre Aufgabe auf jede Weise erleichtern zu müssen. Am 28. Mai 1803 rückte General Mortier von Holland aus in Hannover ein und am 3. Juni wurde zu Suhlingen ein Vertrag abgeschlossen, welcher das ganze Land, mit Ausnahme des auf dem rechten Elbufer gelegenen Lauenburg, an die Franzosen auslieferte. Nicht zufrieden damit, verlangte Bonaparte, daß die nach Lauenburg zurückgewichenen hannöverschen Truppen kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt werden sollten und unter der diensteifrigen Mitwirkung der Regierung und der Stände des Landes brachte er es wenigstens dahin, daß das ganze Heer, bei 10,000 Mann stark, ohne Gegenwehr die Waffen streckte und sich auflöste.

Dem französischen Regimente auf Gnade und Ungnade

preisgegeben, erlitt Hannover, obgleich es sich nicht vertheidigt hatte, das Schicksal eines eroberten Landes: Plünderung der Zeughäuser, der Schlösser, der öffentlichen Anstalten, unerschwingliche Einquartierungslasten, schonungslose Erpressung jeder Art. Die Summe der Kosten, welche die zweijährige Dauer des Besitzstandes der Franzosen dem Kurfürstenthum verursachte, belief sich auf 26 Millionen Thaler, das heißt, auf den fünffachen Betrag der Jahreseinnahme des Staats. — Die verspäteten Vorstellungen Preußens gegen die Vergewaltigung Hannovers blieben ohne alle Wirkung; der Regensburger Reichstag hatte nicht einmal ein Wort zu Gunsten des mißhandelten Reichslandes.

Die hannöverschen Ereignisse machten der preußischen Regierung die Schwierigkeiten ihrer vereinsamten Stellung so weit fühlbar, daß man in Berlin anfing, Fühlung mit andern Staaten zu suchen. Man beschäftigte sich mit dem Gedanken eines Anschlusses an Frankreich, der von Paris aus seit den Tagen des Baseler Friedens wiederholt angeregt worden war und neuerdings durch Bonaparte eifrig betrieben wurde, man schien auch einer Annäherung an Oesterreich nicht abgeneigt, man war russischen Vorschlägen zugänglich, man richtete auf Umwegen leise Anfragen an einige norddeutsche Höfe bezüglich einer Erneuerung des Fürstenbundes; aber man kam nach keiner Seite hin zum Entschluß, geschweige denn zum Handeln.

Die Rath- und Thatlosigkeit Deutschlands überhaupt offenbarte sich in trostlosester Weise bei Gelegenheit eines neuen und beispiellosen Uebergriffs in das deutsche Rechtsgebiet, dessen sich Bonaparte im Frühjahre 1804 schuldig machte. Um sich wegen einer royalistischen Verschwörung gegen sein Leben zu rächen, ließ er den in dem badischen Städtchen Ettenheim lebenden Herzog von Enghien, den einzigen Mann des Hauses Bourbon, den er fürchten zu müssen glaubte, am 15. März von Straßburg aus überfallen, nach Vincennes schleppen und erschießen. Wurde diese Frevelthat in ganz

Deutschland wie eine blutige Beleidigung empfunden, so wagten doch die beiden deutschen Vormächte eben so wenig, wie der zunächst betheiligte kleine Kurfürst von Baden, dieselbe auch nur zur Sprache zu bringen. Beim Reichstage war der Kaiser von Rußland — als Vermittler und Bürge der deutschen Verfassung, wie er sich seit dem Reichsdeputationshauptschlusse nennen durfte — der erste, welcher Genugthuung für Deutschland verlangte, und die Könige von Schweden und von England, in ihrer Eigenschaft als Herzog von Pommern und als Kurfürst von Hannover, die beiden einzigen Reichsfürsten, welche sich der russischen Forderung anschlossen. Der Reichstag verschleppte diese Sache planmäßig bis zum Herbste und ging endlich, um sich der Abstimmung zu entziehen, in stillschweigender Uebereinkunft vor der Ferienzeit auseinander.

Die baldige Auflösung des auf so klägliche Auskunftsmittel angewiesenen Reichs ließ sich mit ziemlicher Sicherheit voraussehen und Oesterreich traf schon im Sommer 1804 Vorkehrung gegen Ueberraschung durch das unausbleibliche Ereigniß. Nachdem Bonaparte sich im Mai unter dem Namen Napoleon zum Kaiser von Gottes Gnaden gemacht, nahm Franz II. am 11. August neben seinem bisherigen Titel den eines Kaisers von Oesterreich an, um für alle Fälle von vorn herein den bisherigen Rang zu wahren.

Im Seekriege gegen England bei Weitem der Schwächere, machte Napoleon furchtbare Anstalten zu einer Landung auf der feindlichen Insel, während die britische Regierung ihrerseits den drohenden Angriff durch nochmalige Anwerbung festländischer Bundesgenossen abzulenken suchte. Zuerst wurde wiederum Rußland gewonnen, dann Oesterreich, obgleich es zur Zeit weder Geld, noch gute Truppen, noch brauchbare Generale

hatte, außer dem Erzherzog Karl, der sich bei seiner Kenntniß der militärischen Lage des Landes der Erneuerung des Krieges beharrlich widersetzte. Der König von Schweden schloß sich mit Eifer dem Einverständnisse der drei Mächte an. Preußen machte im Herbste 1804, nachdem Haugwitz aus dem Ministerium entlassen und Hardenberg an seine Stelle getreten war, Miene, dies Mal endlich gleichfalls Parthei gegen Napoleon nehmen zu wollen, der ihm durch die Aufhebung des englischen Gesandten in dem unter preußischem Schutze stehenden Hamburg einen frischen Schimpf angethan, ließ sich aber durch die auf seine Einsprache erfolgte Freilassung des britischen Diplomaten gern beschwichtigen. Durch seine augenblickliche Nachgiebigkeit suchte und fand der französische Kaiser neue Anknüpfungspunkte für dringende Bewerbungen um die preußische Bundesgenossenschaft. Als Preis derselben wurde Hannover geboten. Friedrich Wilhelm III. wagte nicht, den französischen Antrag auf das erste Wort anzunehmen, machte den Gegenvorschlag, ihm unter Zusicherung seiner Neutralität das Kurfürstenthum einstweilen in Besitz und Verwaltung zu geben, und zog sein eigenes Anerbieten wieder zurück, als der französische Kaiser demselben nach anfänglicher Ablehnung zustimmte. Von seiner wiedereingenommenen abwartenden Stellung aus machte Preußen ohnmächtige Vermittelungsversuche, wurde jedoch, gereizt durch plumpe russische Drohungen, endlich zu dem Entschlusse gebracht, seine ganze Kriegsmacht aufzubieten, um auf alle Ereignisse vorbereitet zu sein. Das preußisch-französische Bündniß, um welches man von Paris aus so oft geworben, war durch die Mißgriffe des Petersburger Kabinets, wie es schien, seiner Verwirklichung nahe gebracht.

Aus den schon im November 1804 begonnenen Verhandlungen der dem französischen Kaiser feindlichen Mächte ging, durch eine Reihe von Einzelverträgen hindurch, im Sommer 1805 ein Gesammtbündniß hervor, dessen Zweck auf die Zurückweisung Frankreichs in seine alten Gränzen hinauslief und

dessen genau festgestellte Mittel durch die äußerste Kraftanstrengung aller Bundesgenossen aufgebracht werden sollten. Oesterreich versprach 235,000, Rußland 125,000, Schweden 12,000 Mann, England zwar nur eine kleine Truppenzahl, aber desto größere Geldzahlungen. Das Geheimniß dieser Verabredungen war längere Zeit ungewöhnlich gut gewahrt worden, so daß Napoleon bis in den Hochsommer über die wirklichen Beschlüsse der Verbündeten im Ungewissen blieb und immer noch hoffte, das seine Pläne gegen England durchkreuzende Einverständniß der festländischen Staaten vereiteln zu können, indem er Preußen auf seine Seite ziehe und damit sein Uebergewicht von vorn herein augenscheinlich mache. Als Preußen versagte und die Unvermeidlichkeit des Krieges sich herausstellte, wurde es Napoleon nicht schwer, andere Bundesgenossen in Deutschland zu finden. Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, eingedenk der Gefahr, welche seinem Hause so oft von Oesterreich gedroht hatte und außerdem überzeugt, daß Napoleon der Stärkere sei, übernahm durch Vertrag vom 24. August die Verpflichtung, dem französischen Kaiser Heerfolge zu leisten. Würtemberg und Baden folgten, wenn auch etwas verschämt, dem baierischen Beispiel. Hessen-Darmstadt dagegen wies die französische Versuchung zurück.

Während Oesterreich mit seinen Rüstungen noch weit im Rückstande war und die russischen Truppen ihren langen Marsch kaum angetreten hatten, setzte Napoleon in den letzten Tagen des August, von Hannover, Holland und dem England bedrohenden Lager bei Boulogne aus, 200,000 Mann nach Süddeutschland in Bewegung. Die Generale Marmont, Bernadotte, Ney, Lannes, Soult, Davoust führten die einzelnen Abtheilungen des französischen Heeres, deren mehrere den künftigen Kriegsschauplatz beinahe erreicht hatten, bevor die Oesterreicher ihre Annäherung argwöhnten.

An die Spitze des großen kaiserlichen Heeres wurde wiederum ein kriegsunkundiger junger Erzherzog gestellt, Ferdinand,

Sohn des weiland Großherzogs von Toskana, welchem man in dem General Mack einen Rathgeber beigab, der für einen guten Generalstabsoffizier galt, im Felde aber nur durch Mißgriffe und Niederlagen sich einen Namen gemacht hatte. Am 8. September rückten die Oesterreicher in Baiern ein und einige Tage darauf erschien die kaiserliche Kriegserklärung gegen Frankreich, begründet durch den Hinweis auf wiederholte Verletzung des Friedens zu Luneville, welche Napoleon durch gewaltthätige Veränderung der durch denselben gewährleisteten Staatenverhältnisse in Deutschland und Italien begangen. Der Versuch, den Kurfürsten von Baiern durch Ueberraschung auf die österreichische Seite zu bringen, mißlang; Maximilian Joseph, nachdem er den Oesterreichern sein „heiliges Wort" für seine friedlichen Absichten verpfändet, entwich mit seinen Truppen, 25,000 Mann stark, nach Franken und stieß zu dem französischen Heere. Baden stellte kraft Vertrags vom 1. Oktober 3000, Würtemberg einige Tage später 10,000 Mann unter die Fahne Napoleon's.

Das Ergebniß der österreichischen Rüstungen war tief unter den Voranschlägen geblieben, die russische Hülfe noch weit entfernt, das schwedische Heer durch preußische Verweigerung des Durchzuges in Pommern zurückgehalten: Mack hatte den Franzosen in Baiern und Schwaben nur 60- bis 70,000 Mann entgegenzustellen, wurde von ihnen in mehreren Treffen geschlagen und im Anfange des Oktober mit der Hälfte seines Heeres in Ulm eingeschlossen. Der Erzherzog Ferdinand, einsichtiger als sein militärischer Lehrmeister, rettete sich noch rechtzeitig mit dem größten Theile der Reiterei, Mack selbst hingegen mußte sich am 17. Oktober mit 25,000 Mann kriegsgefangen ergeben — ein bis dahin in der Kriegsgeschichte unerhörtes Ereigniß und auf viele Jahrzehnte hinaus ein Glanzpunkt des französischen Waffenruhms. Weitere 10,000 Mann des kaiserlichen Heeres theilten schon am folgenden Tage das Schicksal Mack's, von dessen ganzer Streitmacht der Erzherzog

Ferdinand schließlich nur zwei- bis dreitausend Mann nach Böhmen in Sicherheit brachte.

Gleichzeitig mit den Ulmer Ereignissen ging ein vielversprechender Wechsel in der Haltung des Berliner Kabinets vor sich, veranlaßt durch die Verletzung des preußischen Gebietes in Franken, durch welche die Franzosen ihren Einmarsch in Baiern abgekürzt hatten. Friedrich Wilhelm empfand diese Nichtachtung seiner Neutralität wie eine schwere Beleidigung, forderte in starken Worten Genugthuung von Napoleon und kehrte das gegen die Russen erlassene Aufgebot der preußischen Heeresmacht sofort gegen die Franzosen; Russen und Schweden erhielten freien Zug durch Schlesien und Brandenburg und preußische Truppen besetzten einige Punkte in Hannover. Endlich, in der letzten Stunde der dem preußischen Staate vergönnten Frist, schien der rettende Entschluß des Krieges gegen den allgemeinen europäischen Feind unmittelbar bevorzustehen!

Die inmitten der größten Aufregung in Berlin eintreffende Nachricht von der Kapitulation Mack's indessen und von deren nächsten militärischen Folgen brachte eine beträchtliche Abkühlung des ersten Kriegseifers hervor; der Gedanke eines unverweilten Eintretens in den Kampf verwandelte sich in die Absicht, eine vermittelnde Stellung einzunehmen, welcher freilich durch 180,000 Soldaten ein achtunggebietender Rückhalt gegeben werden sollte und von der aus man mit sehr weit gehenden Forderungen an Napoleon heranzutreten gedachte. In diesem Sinne schloß Preußen am 3. November einen Vertrag mit Rußland, der durch die persönliche Anwesenheit des Kaisers Alexander in Berlin eine besondere Bekräftigung erhielt.

Napoleon unterdessen verfolgte seinen Sieg mit dem äußersten Nachdruck. Die am 21. Oktober bei Trafalgar erfolgte Vernichtung der französisch-spanischen Flotte konnte keinen Einfluß auf den Gang des festländischen Krieges haben und

wenn in Italien der Erzherzog Karl gegen Massena bisher das Feld rühmlich behauptet hatte, so wurde er durch die Niederlage Mack's gezwungen, den Rückzug nach Oesterreich anzutreten, um sich wo möglich dem auf Wien vorrückenden Napoleon entgegenzuwerfen. In der nämlichen Absicht wich der Erzherzog Johann unter vielen Verlusten aus Vorarlberg und Tyrol zurück.

Zur Deckung der Hauptstadt kam jedoch die Hülfe zu spät. Dem rasch vordringenden französischen Kaiser standen nur noch ein endlich eingetroffenes Heer von 30,000 Russen unter Kutusow und einige österreichische Regimenter unter Merveldt gegenüber, die nach einigen unglücklichen Gefechten vor der Uebermacht nach Mähren auswichen und Wien preisgaben. Hof und Regierung flüchteten nach Ungarn und am 13. November zogen die Franzosen ohne Widerstand in die Hauptstadt der Habsburger ein, deren Bevölkerung sich stumm und fügsam dem Gesetze des Siegers unterwarf.

Die Erzherzoge Karl und Johann waren erst in Steiermark angelangt und noch zehn bis zwölf Tagemärsche von Wien entfernt, als sich Napoleon zur Verfolgung Kutusow's aufmachte, der, verstärkt durch ein zweites russisches Heer unter Buxhöwden und mehrere Abtheilungen österreichischer Truppen, mit 80,000 Mann in der Nähe von Olmütz stand. Statt die erzherzoglichen Heere abzuwarten, bot Kutusow, auf Betrieb, wie es scheint, der in seinem Lager anwesenden beiden Kaiser von Rußland und Oesterreich, dem Feinde die Schlacht, welche Napoleon, obgleich um 10,000 Mann schwächer als der Gegner, am 2. December bei Austerlitz annahm und die mit einer furchtbaren Niederlage der Verbündeten endete.

Die Widerstandskraft Oesterreichs oder doch der Kriegsmuth seiner Regierung war dadurch gebrochen. Zwei Tage nach der erlittenen Niederlage suchte der deutsche Kaiser den französischen mit Friedensanträgen in seinem Lager auf und am 6. December wurde ein Waffenstillstand geschlossen, welcher

den Abzug der Russen und nicht bloß die Fortdauer, sondern sogar eine beträchtliche Erweiterung des militärischen Besitzstandes der Franzosen in Oesterreich ausbedang.

Damit war denn der von Preußen durch den Vertrag vom 3. November übernommenen Vermittlerrolle ein Ende gemacht, noch bevor man sie wirklich angetreten. Für die dieser Rolle entsprechende Sendung an Napoleon hatte man in Berlin keinen bessern Mann ausfindig zu machen gewußt als Haugwitz, dieser reiste erst am 14. November ab, kam weitere vierzehn Tage später, also am Vorabend von Austerlitz, im Hauptquartiere Napoleon's an, wagte demselben in der ersten Unterredung nicht einmal seinen Auftrag mitzutheilen, ließ sich für weitere Verhandlungen bis auf den Ausgang der bevorstehenden Schlacht vertrösten und beeilte sich, nachdem die Entscheidung gefallen war, dem Sieger die Glückwünsche Preußens darzubringen. — Napoleon seinerseits, nach einem heftigen Ausbruche des Zorns über die Achselträgerei der Berliner Politik, fand es gerathen, seinen unzweifelhaften Rachegedanken einstweilen Zügel anzulegen, ja er brachte dem preußischen Gesandten einen scheinbar äußerst vortheilhaften Vertrag entgegen, welchen Haugwitz mit beiden Händen annehmen zu müssen glaubte und der am 15. December in Schönbrunn unterzeichnet wurde. Kraft desselben sollte Preußen das Fürstenthum Neuenburg und das rechtsrheinische Cleve mit Wesel an Frankreich, die fränkischen Markgrafschaften an Baiern abtreten und als Ersatz dafür das Kurfürstenthum Hannover erhalten — ein Tausch, bei welchem Preußen doppelt so viel empfing, als es gab, und der dennoch auf das preußische Verderben richtig berechnet war. Die letzte Frist zur Erkenntniß und Erfüllung der Forderungen sogar des gesunden Menschenverstandes war in Berlin unwiderruflich versäumt worden und der hartnäckigen Versündigung Preußens gegen sich selbst folgte jetzt die Strafe auf dem Fuße nach: Preußen sollte sich heute selbst entehren und England bitter

mit sich verfeinden, um morgen zu allgemeiner Schadenfreude zertrümmert zu werden.

Der Friede mit Oesterreich kam am 26. December in Preßburg zum Abschluß, nicht als das Ergebniß einer Verhandlung, sondern durch einfache Annahme des französischen Machtgebots, welchem das Haus Habsburg dies Mal 1200 Quadratmeilen mit 3 Millionen Einwohnern opfern mußte. Oesterreich trat Venetien an Frankreich ab und gab Napoleon freie Hand auch im übrigen Italien, in Holland, in der Schweiz. In Deutschland verlor das Haus Habsburg an Baiern das alte Erbland Tyrol und einige kleinere Besitzungen, an Würtemberg eine Anzahl oberschwäbischer Städte und Gebiete, an Baden den Breisgau und die Ortenau, deren jetziger Inhaber, der frühere Herzog von Modena, auf anderweitige aber unbestimmte Entschädigung in Deutschland angewiesen wurde, die er niemals erhielt. Auch der gewesene Großherzog von Toskana, jetzige Kurfürst von Salzburg, mußte dieses Land wieder räumen, das nunmehr an Oesterreich überging, während der vorige Besitzer durch das von Baiern an ihn abgetretene Würzburg schadlos gehalten wurde. Ueberdies sollten die Besitzungen des deutschen Ordens einem österreichischen Erzherzoge als Erbfürstenthum zufallen. Endlich verwandelte der Preßburger Friede, gemäß vorgängigem Uebereinkommen Napoleon's mit Baiern und Würtemberg, diese beiden Kurfürstenthümer in Königreiche, die zwar nach wie vor dem deutschen „Bunde" angehören, aber fortan *eben so souverän sein sollten wie Oesterreich und Preußen*. Die nämliche Befreiung von der Reichshoheit wurde auch für Baden ausbedungen. —

Bei aller Schwachköpfigkeit und Schwachherzigkeit der preußischen Politik stieß der Schönbrunner Vertrag in Berlin denn doch auf einige Bedenken. Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht entschließen, Hannover ohne Weiteres aus der Hand eines unberechtigten Besitzers anzunehmen und fügte der Ge-

nehmigung des am 15. December angeordneten Ländertausches einige Vorbehalte hinzu, deren Anerkennung von Seiten Napoleon's wiederum Haugwitz erwirken sollte. Dieser jedoch erwies sich seiner neuen Sendung eben so wenig gewachsen, wie der ihm zuvor übertragenen Vermittlerrolle. In Paris sehr rauh empfangen, ließ er sich an Stelle des Vertrages zu Schönbrunn, den Napoleon im höchsten Zorn für erloschen erklärte, ein viel ungünstigeres Abkommen aufdringen, welches Preußen einige der ihm am 15. December zugestandenen Vortheile wieder entzog und ihm überdies die Verpflichtung auflegte, seine Häfen der englischen Flagge zu versperren. Zwischen diesen neuen Vertrag und den Krieg gestellt — denn Napoleon wartete die Zustimmung der preußischen Regierung gar nicht ab, sondern setzte sich in Besitz der Landschaften, welche er sich ausbedungen, ehe dieselbe erfolgt war — bewilligte man in Berlin ohne weitere Umschweife, was Napoleon verlangte. Die Gewissenszweifel bezüglich der Erwerbung von Hannover mußten schweigen, das Land wurde, ohne den anfänglich beabsichtigten Vorbehalt der spätern Zustimmung des rechtmäßigen Landesherrn, im Namen des Königs von Preußen in Besitz genommen, eine königliche Verordnung verschloß die preußischen Küsten den englischen Schiffen, und um dem französischen Kaiser obendrein einen freiwilligen Beweis guter Gesinnungen zu geben, entfernte man bald darauf den ihm verhaßten Hardenberg aus dem Ministerium, um an dessen Stelle Haugwitz wieder eintreten zu lassen, der von jetzt an mit Lombard, Lucchesini und andern Männern ähnlichen Schlages zum zweiten Male die ganze Politik des preußischen Staats in die Hände bekam. — Preußen war auf die unterste Stufe der Achtung der Welt und der Selbstachtung hinabgesunken.

Dem Gipfel seines Glückes nahe gekommen, glaubte sich Napoleon berufen, auf seiner kriegerischen Allmacht eine neue Staatenordnung in Europa aufzubauen, die in seiner eigenen Person ihr oberstes Haupt, in seinen Familiengliedern und seinen Günstlingen ihre Stützen finden sollte. Die sogenannten Freistaaten, mit denen er Frankreich vor einigen Jahren umgeben, verwandelten sich jetzt — mit alleiniger Ausnahme der Schweiz — in Königreiche und Fürstenthümer, unter Beibehaltung ihres wesentlichen Berufs, der Politik und den Launen des Beherrschers von Frankreich auf den ersten Wink dienstbar zu sein. Eins dieser neugeschaffenen Fürstenthümer, das Herzogthum Berg, das zur Ausstattung für Murat, den Schwager des französischen Kaisers, aus dem rechtsrheinischen Theile von Cleve und den von Baiern abgetretenen pfälzischen Besitzungen am Unterrhein gebildet wurde, meldete sich im März 1806 zum Eintritt in das deutsche Reich.

Dieses Reich war indessen bereits in voller Auflösung. Die Reichsritterschaft, deren Bestand schon seit dem Frieden zu Luneville starken Anfechtungen von Seiten der Landesfürsten ausgesetzt gewesen, fiel denselben jetzt hülflos zur Beute! Die Besitzungen der beiden Ritterorden, deren Reichsstandschaft in Luneville anerkannt und verbürgt war und deren einen, laut dem Preßburger Frieden, das Haus Habsburg beerben sollte, theilten das nämliche Schicksal. Der freien Stadt Augsburg bemächtigte sich Baiern in Folge seiner mit Napoleon geschlossenen Verträge und unter Zustimmung Oesterreichs. Kraft seiner jungen Souveränetät trat Baden die Stadt Kehl, Nassau auch ohne kaiserliche Genehmigung Kastel an Frankreich ab. Kurz, der letzte schwache Rest der Reichsordnung ging aus allen Fugen und was an deren Stelle treten sollte, das stand bei Napoleon allein.

Der französische Kaiser beschäftigte sich denn auch im Frühjahre 1806 angelegentlich mit der ihm von Niemand bestrittenen Aufgabe, auf den Trümmern des deutschen Reichs

neue Staatszustände zu schaffen, wie Frankreich sie brauchte. Ein diensteifriger Helfershelfer bei diesem Werke war der einzige noch übriggebliebene geistliche Reichsfürst, der Reichserzkanzler Freiherr von Dalberg. Um seiner in der Vereinsamung bedenklich schwankenden fürstlichen Stellung eine Stütze und dem französischen Kaiser ein Unterpfand seiner Zuverlässigkeit zu geben, fand der Erzkanzler des Reichs während der Verhandlungen über dessen Zukunft den Muth, mit dreistem Bruch des weltlichen wie des kirchlichen Rechts, den Korsikaner Fesch, Oheim Napoleon's, zu seinem Koadjutor zu ernennen — eine Verleugnung aller Schaam, welche selbst in dem fast abgestorbenen Reichstage noch eine peinliche Bewegung hervorbrachte und sogar den schwachmüthigen Kaiser Franz zu einem Worte des tiefen Unwillens veranlaßte — dem letzten, das von ihm als Oberhaupt des Reichs ausging. Von den übrigen deutschen Fürsten wurden nur die neuen Könige und der Kurfürst von Baden in das Geheimniß der französischen Vorbereitungen zu der Entscheidung über das Schicksal Deutschlands einigermaßen, das heißt, soweit es sie selbst anging, eingeweiht, während die übrigen den Dingen, die da von Paris kommen sollten, in banger Ungewißheit entgegensahen. Aber allerdings nicht unthätig. Da frühzeitig verlautete, daß es zu weitern Mediatisirungen und also auch zu neuen Ländervertheilungen kommen werde, so stachelte diese doppelte Aussicht bei den Einen die Furcht, bei den Andern die Habsucht bis zu der äußersten Kraftanspannung. Das altübliche fürstliche Wettrennen um die Gunst der Pariser Machthaber, die Bestechung von Ministern und Lakaien, die Selbstentwürdigung in jeder Form steigerte sich bis zu der Leidenschaftlichkeit eines Kampfes um das Dasein, und keiner der Mitbewerber schien eine Ahnung davon zu haben, daß das fürstliche Dasein um solchen Preis schlimmer sei als die Vernichtung.

Am 12. Juli kam in Paris das angeblich deutsche Verfassungswerk zum Abschluß, welches vorläufig sechzehn größere, kleinere und kleinste Fürsten in einer neuen Staatsgemeinschaft unter dem Namen des Rheinbundes vereinigen sollte, nämlich die Könige von Baiern und Würtemberg, den Reichserzkanzler Dalberg, jetzt Fürst-Primas genannt und mit der bisher freien Stadt Frankfurt ausgestattet, die neu ernannten Großherzoge von Baden, Darmstadt und Berg, die Herzoge von Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg und Aremberg, die Fürsten von beiden Hohenzollern, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Liechtenstein, Isenburg und von der Leyen.

Das Grundgesetz des Rheinbundes, welches den Gesandten seiner Mitglieder in Paris am 17. Juni eröffnet und unbesehen von denselben unterzeichnet wurde, gewährte den wichtigern der betheiligten Staaten ansehnliche Vergrößerungen durch Einverleibung benachbarter reichsständischer Gebiete. Die Mehrzahl der kleinern Reichsfürsten, die Hohenlohe, Oettingen, Schwarzenberg, Fürstenberg, Fugger, Thurn und Taxis, die sämmtlichen Reichsgrafen, mit Ausnahme des als Neffe des Fürst-Primas verschonten und in den Fürstenstand erhobenen von der Leyen, und zwei der noch vorhandenen fünf Reichsstädte, Frankfurt und Nürnberg, verloren ihre bisherige Selbstherrlichkeit an Baiern, Würtemberg, Baden und andere Rheinbundsstaaten, die sich damit im Ganzen um 550 Quadratmeilen vergrößerten und ihre Bevölkerung auf 7 bis 8 Millionen brachten. Unter gänzlicher Lossagung vom deutschen Reiche nahmen die Rheinbundsfürsten in dem Bundesvertrage die volle Souveränetät für sich in Anspruch, indem sie zugleich unter dem Namen des Protektorats die Oberherrlichkeit Napoleon's in einem Umfange erkannten, in welchem der deutsche Kaiser dieselbe niemals besessen. Die Bestimmungen über das Verhältniß des Rheinbundes zu Frankreich und über die dem Beherrscher desselben zu leistenden Vasallendienste, insbesondere über die Heerfolge mit einem Gesammtkontingente von 63,000 Mann, bildeten den wesentlichen Bestandtheil und bezeichneten den eigentlichen Zweck der Rheinbundsakte, deren

Verfügungen in Betreff der innern Bundesverfassungs-Verhältnisse obendrein ein todter Buchstabe blieben.

Am 1. August gaben die Rheinbundsfürsten im Reichstage zu Regensburg die Erklärung ihres Austritts aus dem Reiche ab, dessen Schwäche sie nach den Erfahrungen der letzten Jahre genöthigt habe, sich unter den mächtigen Schutz eines Monarchen zu stellen, „dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt." Der Reichstag, längst vorbereitet auf sein Todesurtheil, nahm die Verkündigung desselben mit stummem und stumpfem Gleichmuth entgegen und Kaiser Franz legte am 6. August die tausendjährige Krone Karl's des Großen nieder.

Das Gericht, welches über Deutschland gekommen, war streng, aber nicht ungerecht. Am wenigsten die Zerstörung des Reiches selbst, dessen bloßes Dasein in seiner frühzeitigen Verfälschung von jeher nicht nur das schwerste Unglück Deutschlands, sondern auch dessen größte Versündigung an sich selber gewesen. Nachdem das deutsche Königthum in dem römischen Kaiserthum untergegangen war und das Hirngespinst der kirchlichen Weltmonarchie den deutschen Nationalstaat im Werden vernichtet hatte, endigte der ehrgeizige Wahn der Oberherrlichkeit Deutschlands über die Christenheit ganz folgerichtig in vielhundertjähriger Ohnmacht und schließlicher Fremdherrschaft. Während die Deutschen die ganze Zeit und alle Kraft, welche andere Völker zum politischen Selbstaufbau benutzten, für unmögliche Zwecke, namentlich in Italien, vergeudeten, verdichteten und verhärteten sich die, hier wie allenthalben, von vorn herein gegebenen innern Gegensätze *der Art*, daß ein allmäliges Verwachsen der einzelnen Bestandtheile von Land und Volk, wie es in Frankreich zum Beispiel bei viel größeren

ursprünglichen Verschiedenheiten stattgefunden, in Deutschland schon lange vor dem Ende des Mittelalters nicht mehr zu erwarten stand. Hatte Deutschland im zehnten Jahrhundert auf nahezu der nämlichen Stufe der staatlichen Entwickelung gestanden, wie Frankreich, und bei annähernder Gleichheit der politischen Bedingungen eine stetige kriegerische Ueberlegenheit behauptet, so konnte es in der Folgezeit unter der Alplast des Kaisertraums mit dem Nachbarlande nicht länger Schritt halten und war von demselben schon im dreizehnten Jahrhundert überholt. Jene erste freiwillige Vereinigung der einzelnen deutschen Stämme und Landschaften unter dem Könige Arnulf, locker und unbestimmt wie sie war und sein mußte, gestaltete sich zum dauernden Zustande unter dem wachsenden Einflusse der trüben und widerspruchsvollen Vorstellung *des heiligen römischen Reichs deutscher Nation*, zumal dies Wahngebilde auch ein Haupthinderniß der Erblichkeit des Königthums wurde. Das in die Wolken gebaute Reich konnte niemals einen festen Boden unter den Füßen und einen sichern Halt in sich selbst finden; es gelangte weder zu einer wirksamen Gesetzgebung, noch zu irgendwelchen lebensfähigen gemeinschaftlichen Anstalten, noch auch nur je zu der Möglichkeit, dem Auslande in geschlossener Reihe entgegenzutreten: die geschichtliche Rolle des Reichs *als solchen* bestand lediglich darin, das Volk deutscher Zunge einstweilen nothdürftig beisammen zu halten als einen staatlich formlosen Stoff für die gestaltende Hand der Zukunft. Indessen auch diese bescheidene Aufgabe vermochte das Reich, *trotz* oder vielmehr *wegen* seiner weltumfassenden Ansprüche, nicht vollständig zu erfüllen, und als endlich, nachdem ein breiter Gürtel des Gränzlandes von Holland bis zur Schweiz verloren gegangen, das ganze linke Rheinufer abhanden kam und sogar ein großer Theil des deutschen Binnenlandes sich ablöste, da war der Beruf des Reiches gänzlich erschöpft und verfiel es von historischen Rechts wegen einer unbetrauerten Vernichtung. — Aber

das Reich hinterließ dem überlebenden Volke ein unſchätzbares Vermächtniß in dem Gedanken der deutſchen Staatsgemeinſchaft, welche zwar niemals dageweſen, die jeder Zeit höchſtens von ſehr vereinzelten Geiſtern vermißt worden, die jedoch von dem Augenblicke an, wo ſie in Aller Augen ſo gut wie unmöglich geworden, kraft eines auffallenden und doch ſehr natürlichen Selbſtwiderſpruchs in der Seele des Volks, allmälig der Zielpunkt der deutſchen Wünſche, der deutſchen Hoffnungen, des deutſchen Wollens wurde.

Wie das Reich ſelbſt, ſo hatten auch die einzelnen deutſchen Staaten, welche in ſeinen Sturz hineingeriſſen wurden, das Recht des Daſeins gänzlich verwirkt. Der ſtärkſte Beweisgrund, welcher einige Jahre zuvor gegen den Fortbeſtand der geiſtlichen Staaten zeugte, galt auch gegen die Fürſtenthümer und Grafſchaften, welche jetzt der Mediatiſirung unterlagen: ſie waren in Krieg und Frieden unfähig, den Beruf des Staates zu erfüllen. Allerdings ließ ſich dieſer Satz auch auf eine lange Reihe derjenigen deutſchen Staaten anwenden, welche den Sturm für dies Mal überdauerten; wenn aber dieſe bis auf Weiteres unverdienter Weiſe verſchont blieben, ſo wurde die Rechtskraft der Verurtheilung ihrer Mitſchuldigen dadurch nicht abgeſchwächt.

Die Aneignung von Hannover hatte für Preußen einen Bruch mit England und Schweden zur Folge, welcher bis zum förmlichen Kriegszuſtande gedieh, ſich jedoch, ohne nennenswerthe Wirkungen hervorgebracht zu haben, bald wieder ausglich. Frankreich ſeinerſeits, dem ſich Friedensausſichten nach England und nach Rußland hin eröffneten, ſuchte ſich einſtweilen noch auf gutem Fuße mit Preußen zu halten, indem es der Berliner Politik insbeſondere, als Gegenſtück des Rheinbundes, einen norddeutſchen Bund, oder gar ein norddeutſches Kaiſerthum vorſpiegelte, in welchem Sachſen, Heſſen-Kaſſel, Mecklenburg, Oldenburg u. ſ. w. unter preußiſcher Vorſtandſchaft vereinigt werden ſollten — ein Gedanke, welcher von Friedrich Wilhelm begierig aufgegriffen wurde, von Seiten Napoleon's jedoch ſo wenig ernſtlich gemeint war, wie er bei den norddeutſchen Fürſten Eingang fand.

Die ſüddeutſchen Staaten verloren keine Zeit, ſich auf Grundlage der ihnen durch die Rheinbundsakte zugeſprochenen Souveränetät neu einzurichten. Konnte unter dieſer Souveränetät ehrlicher Weiſe nur die Aufhebung des bisherigen Verbandes mit Kaiſer und Reich verſtanden werden, ſo wurde ſie von den Rheinbundsfürſten gleichwohl einmüthig im Sinne des Abſolutismus gedeutet; wie ihnen Napoleon fremde Städte und Länder zugewieſen, ſo meinten ſie durch ihn auch aller verfaſſungsmäßigen und geſetzlichen Schranken ihrer Selbſtherrlichkeit überhoben zu ſein. In Baiern und Würtemberg zumal geſtaltete ſich das neue Königthum zu einer Art Sultanat, dort getragen von dem gewaltthätigen Miniſter Montgelas, hier von der rohen Despotennatur des Königs Friedrich ſelbſt. — Das Volk duldete die einheimiſche Gewaltherrſchaft wie den auswärtigen Druck mit ſtummer Ergebung.

Was die Souveränetät der Rheinbundsfürſten Frankreich gegenüber bedeute, wurde denſelben ſchon während des Sommers und Herbſtes 1806, wo die Franzoſen, trotz Friedens- und Bundesvertrages, in Süddeutſchland lagerten, wie in einem eroberten Lande, bei jeder Gelegenheit mit ſchonungsloſem Uebermuth fühlbar gemacht. Einer der alltäglichen franzöſiſchen Eingriffe in die Landesgeſetze und das Völkerrecht indeſſen brachte durch ſeine empörende Ruchloſigkeit eine tiefe und nachhaltige ſittliche Wirkung hervor. Der Buchhändler Palm in Nürnberg wurde wegen des bloßen Beſitzes einer Napoleon feindlichen Flugſchrift von den Franzoſen ergriffen, vor ein franzöſiſches Kriegsgericht geſtellt, zum Tode

verurtheilt und am 26. August erschossen. Die ersten Regungen des allgemeinen deutschen Volksgewissens in Süd und Nord waren die Folge dieser französischen Mordthat, deren Schande und selbst Mitschuld zur Hälfte auf Deutschland fiel.

Nach manchen andern bittern Belehrungen über die Treue und Zuverlässigkeit der Freundschaft Napoleon's, brachte Preußen anfangs August in Erfahrung, daß Napoleon den Engländern die Rückgabe von Hannover, den Russen preußisch Polen als Preis des Friedens angeboten habe. Durch diese Entdeckung mußte auch dem Kurzsichtigsten klar werden, daß die Vernichtung des preußischen Staats für den französischen Kaiser nur eine Frage der passenden Zeit und Gelegenheit sei; unglücklicher Weise aber kam diese Erkenntniß zu spät. In Verbindung mit Oesterreich und dessen damaligen Bundesgenossen konnte Preußen im Jahre 1805 wahrscheinlicher Weise den Ausschlag gegen die noch im Aufsteigen begriffene Macht Napoleon's geben; jetzt, wo diese Macht auf ihrem Höhepunkte, Preußen aber vereinzelt ihr gegenüber stand, war der Kampf augenscheinlich zu ungleich, um nicht mit dem vollständigen französischen Siege zu enden. Die beiderseitigen Heere ließen sich nach Zahl und Leistungsfähigkeit mit einander gar nicht vergleichen; hier Truppen, welche den Krieg kaum gesehen hatten, schlecht gekleidet, schlecht genährt, schlecht bewaffnet, großen Theils im Auslande geworben, geführt von siebenzig- und achtzigjährigen Generalen, invaliden Obersten und graubärtigen Hauptleuten, in denen überdies der kriegerische Sinn durch widersinnige Besoldungsverhältnisse künstlich darniedergehalten wurde, ein Heerwesen, das über die Einrichtungen und Gewohnheiten der Zeit des siebenjährigen Krieges nicht hinausgekommen; dort die in unzähligen Schlachten erprobten Soldaten eines Meisters der Kriegskunst, umgeben von jugendkräftigen und aus großer Schule hervorgegangenen Marschällen und Generalen, Soldaten erfüllt von feurigem militärischen Geiste und stolzem Nationalgefühl, mit einem

großen und reichen Lande hinter sich, dem für den Fall der Noth kein Ersatz und Nachschub zu schwer werden konnte.

Noch weniger als die Heere, waren die Regierungen der beiden Staaten einander ebenbürtig. Der gewaltigen Individualität Napoleon's stand in Friedrich Wilhelm III. eine schlichte Persönlichkeit gegenüber, welche den Schwierigkeiten der Zeit nicht entfernt gewachsen war, und der Naturunterschied der beiden Herrscher selbst gab den Maßstab für die Ungleichheit der Fähigkeiten ihrer Räthe. Die nächste Umgebung des Königs von Preußen, mit Ausnahme eines einzigen seiner Minister, des Freiherrn von Stein, war durchweg aus unbedeutenden Köpfen und schwachen Charakteren zusammengesetzt und immer noch stand Haugwitz an der Spitze der Geschäfte, die nicht einmal durch das Gesammtministerium hindurchgingen, sondern nach Vorbereitung durch den Fachminister im königlichen Kabinete, unter dem überwiegenden Einflusse eines Lombard und Genossen, kurzer Hand abgemacht wurden. Die Ueberzeugung, daß die Männer des königlichen Vertrauens unfähig seien, den preußischen Staat durch den heraufziehenden Sturm hindurchzusteuern, drang selbst am Berliner Hofe so weit durch, daß eine kurz vor dem Ausbruche des Krieges von Generalen und Staatsmännern ausgehende Denkschrift, welche auf die Entfernung der Haugwitz und Lombard drang, sogar von mehreren Prinzen des königlichen Hauses unterzeichnet wurde, ohne jedoch eine andere Wirkung hervorzubringen, als einen Ausbruch des Unwillens Friedrich Wilhelm's über die unberufene Einmischung in die Ausübung seines Kronrechtes.

Um die Mitte des August setzte Preußen das Heer auf den Kriegsfuß und suchte es die Bundesgenossenschaft der noch im Kriege mit Frankreich befindlichen Mächte und der deutschen Nachbarstaaten. In England jedoch fanden seine Bewerbungen eine sehr kühle Aufnahme, weil man dort nicht an den Ernst kriegerischer Entschlüsse in Berlin glauben konnte, so lange Haugwitz am Ruder war, Oesterreich trug ähnliche Bedenken

und litt überdies noch zu schwer an den Nachwirkungen der vorjährigen Niederlagen, Rußland neigte selber zum Frieden und war jeden Falls nicht in der Lage, rasche Hülfe zu bringen, der Kurfürst von Hessen erklärte, neutral bleiben zu wollen, Sachsen konnte bis zum äußersten Augenblicke zu keinem Entschlusse kommen. Nachdem man noch einige Wochen lang zwischen Paris und Berlin ein falsches Spiel um Krieg und Frieden gespielt, in welchem Preußen leicht überlistet wurde, waren die Gegenrüstungen Napoleon's Ende Septembers so weit gediehen, daß er sich von Süddeutschland aus mit 200,000 Mann Franzosen und dem ganzen Aufgebote des Rheinbundes gegen Preußen in Bewegung setzen konnte. Das preußische Heer, unter dem Oberbefehle des alten Herzogs von Braunschweig, 130,000 Mann stark, zu denen in der letzten Stunde noch 20,000 Mann Sachsen stießen, kam dem französischen auf halbem Wege bis nach Thüringen entgegen. Am 7. Oktober erging ein preußisches Ultimatum an Napoleon mit der dreifachen Forderung, Süddeutschland zu räumen, die dem französischen Reiche unlängst einverleibte Festung Wesel auf dem rechten Rheinufer zu Gunsten des Großherzogthums Berg wieder zu räumen und einige westphälische Abteien, welche sich das letztere vertragswidrig angeeignet, an Preußen zurückzugeben. Napoleon antwortete mit Hohn. Wenige Tage darauf fand ein erster Zusammenstoß der Preußen und Franzosen bei Saalfeld statt, dessen Ausgang die große Ueberlegenheit der Napoleonischen Kriegführung bezeugte, und am 14. Oktober kam es zu der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, die das preußische Heer, hier unter dem Herzoge von Braunschweig, dort unter dem Fürsten von Hohenlohe, zertrümmerte.

Schlimmer als die zwiefache Niederlage waren deren nächste militärische Folgen. In beispielloser Auflösung zerstreuten sich die Ueberbleibsel des geschlagenen Heeres nach verschiedenen Seiten, ohne Plan, ohne bewußte Richtung, unter Generalen, die, mit vereinzelten Ausnahmen, das Herz noch

vollständiger verloren hatten als den Kopf. Verwirrung und Unkenntniß der Wege lieferte die preußischen Truppen massenhaft in die französische Gefangenschaft. Die dem Schlachtfelde bei Jena zunächst gelegene Festung Erfurt mit 10,000 Mann Besatzung wurde von dem altersschwachen Feldmarschall Möllendorf den Franzosen schon am 15. Oktober ausgeliefert. Der Prinz von Hohenlohe, Oberbefehlshaber an Stelle des auf den Tod verwundeten Herzogs von Braunschweig, irre geleitet durch falsche Berichte und französische Lügen, ergab sich mit 10,000 Mann bei Prenzlau; Spandau kapitulirte am 24. Oktober auf die erste Aufforderung; die Hauptfestung des preußischen Staates, Magdeburg, von 24,000 Mann unter dem General Kleist besetzt, öffnete den Franzosen am 8. November ihre Thore, ohne einen Schuß zu thun; in dem gleichfalls sehr starken Stettin streckte der General Romberg mit 6000 Mann die Waffen vor einer Abtheilung französischer Reiterei; der Befehlshaber in Küstrin, Ingersleben, brachte den Franzosen die Schlüssel der ihm anvertrauten Festung sogar entgegen; Hameln, Nienburg und andere kleine Plätze fielen gleichfalls mit Schande.

Angesichts so vieler Feigheit und Erbärmlichkeit rettete wenigstens der General Blücher die Ehre der preußischen Waffen. Blücher, schon hoch in Jahren, aber voll Jugendkraft und Jugendfeuer, mit York und Scharnhorst zur Seite, schlug sich mit 10,000 Mann, deren Zahl sich auf dem Rückzuge verdoppelte, zwischen den hart nachdrängenden Marschällen Bernadotte, Soult und Murat hindurch nach Mecklenburg, warf sich dann, von der Oder abgeschnitten, nach Lübeck, leistete dort der feindlichen Uebermacht eisernen Widerstand, mußte jedoch endlich die Stadt räumen und nach Erschöpfung seiner Lebensmittel, seines Kriegsvorraths und der letzten Kräfte seiner auf 8000 Mann zusammengeschmolzenen Truppen kapituliren. Lübeck erlitt das Schicksal einer von Franzosen mit Sturm genommenen Stadt; Blücher aber war von dem

Tage seiner rühmlichen Niederlage an ein Mann der deutschen Hoffnung.

Am 27. Oktober hielt Napoleon seinen triumphirenden Einzug in die preußische Hauptstadt. Die Stimmung und Haltung der Bevölkerung entsprach der von dem Gouverneur, Grafen Schulenburg-Kehnert, ausgegebenen Loosung: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; inmitten der stummen Ergebung, mit welcher Berlin die Franzosen empfing, traten kaum andere Regungen hervor, als die der Neugier, doch fehlte es auch nicht an Zeichen der Schadenfreude über die Demüthigung eines Regiments, das die Achtung und Liebe des Volks gänzlich verloren. Ihren stärksten Ausdruck aber fand die gänzliche Erschlaffung aller sittlichen Triebfedern des öffentlichen Geistes in der unerhörten Erscheinung, daß sieben preußische Minister und das gesammte hohe Beamtenthum keinen Anstand nahmen, dem französischen Kaiser, als jetzigem Inhaber der Staatsgewalt, den Eid der Treue zu leisten! — Die ganze Staatsverwaltung nahm unter dem Kriegsgesetz des Feindes und nach dessen Vorschriften ihren ungestörten Fortgang.

Schon am Tage nach der verlorenen Schlacht hatte der König von Preußen bei Napoleon um Frieden nachgesucht, dessen Bewilligung anfangs gegen Abtretung aller preußischen Landestheile auf dem linken Ufer der Elbe in Aussicht gestellt, dessen Preis jedoch nach den spätern Erfolgen der französischen Waffen immer höher hinaufgeschraubt wurde. Mit Fordern auf der einen und Zugestehen auf der andern Seite kam man endlich dahin, daß die preußischen Unterhändler, Lucchesini und General Zastrow, ein Mann ähnlichen oder noch geringern Schlages, am 16. November einen bloßen Waffenstillstand durch die militärische Räumung ganz Preußens diesseits der Weichsel mit allen seinen Festungen zu erkaufen bereit waren. Der in diesem Sinne von ihnen in Charlottenburg unterzeichnete Vertrag jedoch, welcher Preußen mit gebundenen Händen an Napoleon ausliefern sollte, wurde vom Könige,

der sich über die Weichsel zurückgezogen hatte, verworfen und die Fortsetzung des Kampfes in Verbindung mit den, nach vorläufiger Verständigung Friedrich Wilhelm's mit Kaiser Alexander in Polen eingerückten Russen, beschlossen.

Die russische Bundesgenossenschaft machte die Stellung Haugwitz's unhaltbar, der, als Mann des Friedens um jeden Preis, zugleich mit einigen seiner Gesinnungsgenossen, der neuen Lage geopfert werden mußte. An seine Stelle berief der König den Freiherrn von Stein, der jedoch vor allen Dingen weitere Bürgschaften einer kräftigen Geschäftsführung verlangte, insbesondere den Verzicht Friedrich Wilhelm's auf die bisherige Kabinetsregierung und die Errichtung eines kollegialischen Staatsministeriums, in welchem auch Hardenberg wieder einen Platz einnehmen sollte. Dieses Verlangen, mit Beharrlichkeit festgehalten, veranlaßte den König zu einem in dem heftigsten Tone gehaltenen Schreiben an Stein, welches dieser mit der Bitte um Entlassung aus dem Staatsdienste beantwortete, die ihm am 4. Januar 1807 mit dürren Worten gewährt wurde. Zum Minister des Auswärtigen aber wurde der General Zastrow ernannt! —

Der französische Kaiser hatte inzwischen nicht versäumt, seine Kriegserfolge auch politisch auszubeuten. Sogleich nach dem Tage bei Jena und Auerstädt wurden der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Oranien-Fulda ihrer Throne verlustig erklärt — die beiden letztern wegen ihrer Partheinahme für Preußen, der erstere, trotz seiner Neutralität, wegen seiner preußenfreundlichen Gesinnungen und seiner englischen Verbindungen — Hannover besetzt und in französische Verwaltung genommen, ein Aufstand in preußisch Polen durch geeignete Maßregeln ermuthigt und unterstützt. Sachsen, als ein alter Feind Preußens, fand bei dem französischen Kaiser ein versöhnliches Entgegenkommen und konnte ohne andere Verluste, als die ihm auferlegten schweren Kriegskontributionen, schon am 11. December, unter

Annahme des Königstitels und Eintritt in den Rheinbund, Frieden schließen. Oesterreich, wo sich gegen Ende des Jahrs einige Neigung regte, in den Kampf gegen Frankreich wieder einzutreten, wurde durch starke diplomatische Mittel hingehalten. — Der König von Preußen auf der andern Seite, dem es, nachdem er den russischen Truppenbeistand gewonnen, hauptsächlich um englische Geldhülfe zu thun war, entmuthigte den guten Willen des britischen Kabinets fort und fort durch seine halben Maßregeln und sein ewiges Schwanken.

Der Winterfeldzug, in welchem 25,000 Preußen und 80,000 Russen 140,000 Franzosen gegenüberstanden, begann auf polnischem Boden, zog sich nach blutigen aber unentschiedenen Kämpfen nach Ostpreußen hinüber und endete nach der Schlacht bei Eylau — 8. Februar — welche beiden Heeren furchtbare Verluste, aber keine Entscheidung brachte, mit einer thatsächlichen Waffenruhe von mehreren Monaten. Der Festungskrieg dauerte unterdessen fort. In Schlesien, das von dem jüngsten Bruder Napoleon's, Hieronymus, mit einem vorzugsweise aus Rheinbundstruppen gebildeten Heere angegriffen wurde, fielen Glogau, Breslau, Brieg, Schweidnitz in den Wintermonaten zum Theil eben so schmachvoll, wie im Herbst Magdeburg und Stettin; Kosel und Glatz dagegen hielten der Belagerung wacker Stand und Neiße ergab sich erst nach langer rühmlicher Gegenwehr. An der Weichsel behauptete sich Danzig bis gegen das Ende des Mai, und Graudenz, sowie das kleine tapfere Kolberg an der Ostsee, von Gneisenau unter dem herzhaften Beistande der Bürgerschaft mit eiserner Ausdauer vertheidigt, bis zum Abschluß des Friedens.

Unter der persönlichen Einwirkung des Kaisers Alexander entschloß sich Friedrich Wilhelm im März endlich, Hardenberg an die Spitze eines Ministeriums im Sinne der zwei Monate früher zurückgewiesenen Forderungen Stein's zu stellen, dessen Wiedereintritt in die neue Regierung vorbehalten wurde. Die

vortheilhaften Wirkungen dieses Wechsels ließen nicht auf sich warten. Ein am 26. April zu Bartenstein abgeschlossener Vertrag mit Rußland, welchem demnächst auch England und Schweden zustimmten, bezeugte, daß die preußische Politik jetzt wieder Vertrauen einflöße. Dieser Vertrag enthielt einen umfassenden Plan sowohl der weitern Kriegführung, als der ins Auge zu fassenden Neugestaltung Europa's, wobei denn freilich die Mithülfe Oesterreichs stark in Anschlag gebracht wurde, während man in Wien über Anläufe zum Entschlusse nicht hinauskam, sich jedoch immerhin Ansprüche auf Anerkennung von Seiten der Bartensteiner Bundesgenossen dadurch erwarb, daß man den von der Gegenseite kommenden Lockungen und Versuchen beharrlich jedes Gehör verweigerte.

Nachdem die Franzosen bedeutende Verstärkungen an sich gezogen, erneuerten sie im Anfange Juni's die Feindseligkeiten in Ostpreußen. Die Preußen und die Russen, welche ihre gelichteten Reihen nur nothdürftig hatten ergänzen können und jetzt einer großen Uebermacht gegenüberstanden, verloren am 10. und 14. Juni bei Heilsberg und bei Friedland zwei Mal das Schlachtfeld und mußten einige Tage später über die Memel zurückgehen, so daß Napoleon jetzt das ganze Preußen, bis auf einige unbedeutende feste Plätze und auf einige Quadratmeilen im äußersten nordöstlichen Winkel des Landes, inne hatte.

Rußland, das heißt der Kaiser Alexander und sein Generalstab, war des allerdings mehr für fremde als für eigne Rechnung geführten Krieges müde, Preußen außer Gefecht gesetzt, Napoleon selbst am Ziele angekommen, der Friede also eine aus der Gesammtlage sich ergebende Nothwendigkeit. Am 21. schloß der russische Oberfeldherr Bennigsen einen Waffenstillstand, ohne Preußen einzubegreifen, zum Vorzeichen, daß Preußen auch bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen wenig oder nichts mehr von der Bundesgenossenschaft Rußlands zu hoffen habe. Die Friedensbedingungen wurden in

Tilsit zwischen Napoleon und Alexander ohne Zuziehung Friedrich Wilhelm's verabredet, den man überhaupt, gleich seinen Ministern und Generalen, von russischer wie von französischer Seite mit geflissentlicher Zurücksetzung behandelte. Selbst die Gemahlin Friedrich Wilhelm's, die man in unverantwortlicher Weise verleitete, vor dem französischen Kaiser zu erscheinen, der sie im „Moniteur" wiederholt mit unwürdigem Spott und niedriger Verleumdung überschüttet, die hochherzige Königin Luise mußte ihren falschen Schritt mit der Erfahrung büßen, daß in der ungroßmüthigen Seele Napoleon's nicht einmal eine Stätte sei für die Achtung des Unglücks einer edlen Frau.

Der russisch-französische Friede kam am 7. Juli zum Abschluß, der Vertrag Frankreichs mit Preußen wurde zwei Tage später dem Nachfolger Hardenberg's, dessen Entlassung Napoleon zur Vorbedingung der Versöhnung gemacht, Grafen Golz, durch Talleyrand ohne jede vorausgegangene Verhandlung fertig zur Unterschrift vorgelegt. „Aus Achtung für den Kaiser Alexander", wie es von französischer Seite mit starker Betonung hieß, bewilligte Napoleon dem Könige von Preußen die Rückgabe von Brandenburg, Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen — bis auf Danzig, das den Namen einer freien Stadt erhielt, aber ein ganzes französisches Heer in seinen Mauern aufzunehmen hatte — und des Netzedistrikts. Alle zwischen dem Rhein und der Elbe gelegenen preußischen Besitzungen, sowie die bis 1772 polnisch gewesenen Lande — außer Westpreußen und dem Netzedistrikt — mußten abgetreten werden; die *erstern* zur Vergrößerung Hollands (durch Ostfriesland), Baierns (durch die fränkischen Markgrafschaften), des Großherzogthums Berg (durch das rechtsrheinische Cleve) und zur Neubildung eines Königreichs Westphalen, dem auch Kurhessen, Braunschweig und das südliche Hannover zufallen sollten; die *letztern* theils zu Gunsten eines künftigen Herzogthums Warschau unter dem Könige von Sachsen, theils

zur *Berichtigung der Gränzen Rußlands*, dessen Kaiser kein Bedenken hatte, sich auf Kosten des mitbesiegten Bundesgenossen zu bereichern; eine weitere Verfügung schlug den Kottbuser Kreis zu Sachsen. Die preußischen Festungen blieben einstweilen in den Händen der Franzosen und die Räumung des Landes überhaupt wurde von Geldzahlungen abhängig gemacht, deren Leistung über die dermalige Leistungsfähigkeit der preußischen Finanzen weit hinausging. Endlich mußte Preußen der zur beabsichtigten Aushungerung Englands von Napoleon angeordneten Kontinentalsperre beitreten und sich dadurch eine wichtige Quelle künftigen wirthschaftlichen Gedeihens mit eigner Hand abgraben.

Der Friede zu Tilsit nahm Preußen nicht weniger als die Hälfte seines Gebietes und seiner Bevölkerung; von den 5570 Quadratmeilen und 9,743,000 Einwohnern, welche der Staat, abgesehen von Hannover, vor dem Kriege zählte, blieben ihm 2877 und 4,938,000. Die Werthsumme der Kriegskontributionen und Lieferungen, die bis Ende des nächsten Jahres von den Franzosen *amtlich* erhoben wurden, belief sich nach den Rechnungen des Generalintendanten Daru auf 474 Millionen Franken, und der nachweisliche Gesammtverlust, welchen Preußen binnen dieser Zeit durch Erpressung, Einquartierungslast und Kriegsschaden aller Art erlitten, stellte sich auf mehr als 300 Millionen Thaler — eine Einbuße, die mehr als hinreichend war, um ein so geldarmes Land auf ein halbes Menschenalter hinaus zu Grunde zu richten. Ueberdies war die französisch-preußische Rechnung damit keineswegs abgeschlossen, sie blieb vielmehr noch Jahre lang offen für die willkürliche Ausbeutung des Landes und vertragswidrige Beeinträchtigung des Staatsgebiets, durch die Franzosen nicht nur, sondern auch durch die benachbarten Napoleonischen Vasallenstaaten, Berg, Westphalen, Sachsen.

Verstümmelt, mit durchschnittenen Sehnen, aus tausend Wunden blutend, lag Preußen am Boden und selbst die Hoffnung, daß es sich jemals wieder emporrichten werde, erforderte einen ungewöhnlichen sittlichen Muth. In der That jedoch fehlte weder der Muth des Glaubens an die Zukunft, noch der starke Wille, der Zukunft die Bahn zu brechen. Der Freiherr von Stein, welchen die allgemeine Stimme längst als den Mann der rettenden That bezeichnete und zu dessen Berufung an die Spitze der Regierung der König sich jetzt endlich verstand, trat in den ersten Tagen des Oktober in den Mittelpunkt der Werkthätigkeit einer neuen preußischen Politik. Neben oder vielmehr unter ihm stand, mit dem Namen der „Immediatkommission", ein von seinem Geiste erfülltes Ministerium — Niebuhr, Schön, Stägemann, Gneisenau, Grolman, Scharnhorst. Der König selbst, belehrt durch die Erfolge seiner bisherigen persönlichen Staatsleitung, ließ Stein gewähren; das Programm desselben aber lautete: Belebung des Volksgeistes durch sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinn, Aufrichtung des öffentlichen Selbstvertrauens und Opfermuthes, Wiederherstellung der Unabhängigkeit Deutschlands, Einlösung der verpfändeten Nationalehre.

Der erste Schritt zum Ziele war die Befreiung des bäuerlichen Eigenthums von den an demselben noch haftenden Ueberbleibseln der Hörigkeit, wie Dienstzwang, Ehebewilligungsrecht des Gutsherrn, Hindernisse der Veräußerung und der Theilung der Höfe u. s. w. Zugleich wurde die Erwerbung der Rittergüter, die bis dahin auf den Adel beschränkt gewesen, völlig freigegeben. Eine Städteordnung gab den städtischen Gemeinden die Selbstverwaltung im weitesten Umfange. Die Einführung ständischer Verfassungen in den einzelnen Landschaften und im Gesammtstaate war ein selbstverständlicher Bestandtheil des Stein'schen Staatsplans.

Der Umgestaltung des Heerwesens, dessen bisherige Einrichtung die Hauptverantwortlichkeit für die beispiellos schmach-

vollen Kriegsereignisse des Jahres 1806 trug, hatte der König bereits aus eigenem Antriebe vorgearbeitet, namentlich durch Aufhebung des überlieferten thatsächlichen Voranspruchs des Adels auf die Offiziersstellen und durch die Errichtung einer „Organisationskommission", deren Bedeutung sich schon durch die Namen ihrer Mitglieder — Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Boyen, Clausewitz — kennzeichnete. Die allgemeine Entrüstung und Schaam über die Vorgänge, welche nach einer einzigen Niederlage das ganze Land dem Feinde preisgegeben und die das preußische Heer in tiefe Mißachtung bei dem Volke gebracht, fand einige Sühne durch ein scharf eingreifendes kriegsgerichtliches Verfahren, das, wenn es nicht alle Schuldigen mit der verdienten Strafe erreichte — wie denn zum Beispiel kein einziges der ausgesprochenen Todesurtheile zur Vollstreckung kam — doch eine Menge untauglicher oder anrüchiger Offiziere beseitigte. Die Soldatenwerbung im Auslande hörte gänzlich auf; die allgemeine Dienstpflicht sollte die Grundlage des Heerwesens bilden, ohne daß man dieselbe jetzt schon einführen zu dürfen glaubte; um das soldatische Ehrgefühl zu heben, wurde die körperliche Züchtigung auf die Angehörigen der Strafkompagnien beschränkt.

Unterdessen standen immer noch 150,000 Franzosen auf preußische Kosten im Lande, das überhaupt den französischen Finanzkünsten und Gewaltthaten schutzlos zur Beute blieb und dessen endliche Räumung Napoleon fort und fort von der Zahlung unerschwinglicher Geldsummen abhängig machte. Den Bedingungen des Tilsiter Vertrags zum offenen Hohn mußte sich Preußen noch bei sechzig Quadratmeilen seines Gebietes entreißen lassen. In allen Provinzen des Staats machte die Verarmung reißende Fortschritte, neben derselben stellte sich eine unerhörte Theuerung ein — in Ostpreußen und in Pommern fehlte sogar das Saatkorn zur Bestellung der Felder. Und inmitten dieses Elends mußten die darbenden Einwohner den französischen Befehlshabern die Mittel liefern, nicht bloß

zu standesmäßigem Unterhalt, sondern zu schaamloser Schwelgerei!

Viele Monate lang arbeitete Stein mit allem Nachdruck auf ein Uebereinkommen wegen Räumung des preußischen Gebietes hin, die Vorbedingung jedes neuen Gedeihens, welche er mit dem Opfer der sämmtlichen Staatsdomänen zu erkaufen bereit war; alle seine Anträge jedoch wurden von Napoleon abgewiesen oder mit Stillschweigen beantwortet. Endlich im August 1808, als der Aufstand des spanischen Volks gegen die französische Zwingherrschaft gefährliche Verhältnisse angenommen hatte und überdies die Vorboten einer neuen Schilderhebung Oesterreichs sich zeigten, kamen von Paris Vorschläge des weitern Ausgleichs mit Preußen auf Grundlage entweder des Eintritts in den Rheinbund oder eines anderweitigen engen Anschlusses an Frankreich.

Von Neuem trat jetzt die vom Schicksal schon wiederholt gestellte verhängnißvolle Forderung an Preußen heran, Parthei zu nehmen entweder für oder gegen den Napoleonischen Despotismus. Stein, Gneisenau, Scharnhorst drängten den König zu einer bestimmten Beantwortung dieser Frage, zu einem entschiedenen Ja oder Nein, das dann aber auch folgerichtig durchgeführt sein wolle, indem sie selbst sich unbedingt für den Entschluß, Napoleon Trotz zu bieten auf jede Gefahr, erklärten, während die politischen Gegner Stein's, deren Zahl sich in Folge seiner innern Reformpolitik unter dem Hof- und Militäradel vervielfacht hatte, jeden neuen Bruch mit Frankreich vermieden wissen wollten. Der König seinerseits wies zwar den Gedanken des Anschlusses an den Rheinbund von vorn herein zurück, schwankte aber wie gewöhnlich in seinen weitern Entschlüssen, bis ein von den Franzosen aufgefangenes — vielleicht durch die Reaktionsparthei ihnen verrathenes — Schreiben Stein's, in welchem dieser seine Gesinnungen und Absichten deutlich aussprach, ihn plötzlich zwischen ein unausweichliches Entweder — Oder stellte. Mit diesem Schreiben in der Hand erpreßte Napoleon von

der preußischen Gesandtschaft in Paris am 8. September die Unterzeichnung eines Vertrags, welcher die rückständigen Forderungen Frankreichs an Preußen auf 140 Millionen feststellte, bis zu deren Abtragung Stettin, Küstrin und Glogau in französischen Händen bleiben sollten, ferner den preußischen Heerbestand für die nächsten zehn Jahre auf 42,000 Mann beschränkte und endlich Preußen verpflichtete, dem französischen Kaiser nöthigen Falls Heerfolge gegen Oesterreich zu leisten. So spitzte sich denn die schwebende Frage in der Genehmigung oder Verwerfung eines fertigen Vertrages zu, an welchem augenscheinlich Krieg und Frieden hing. Der König, inmitten der eigenen Unschlüssigkeit heftig bestürmt von den Widersachern der Stein'schen Politik, vor deren nächstliegender Folgerung übrigens in dem entscheidenden Augenblicke auch einige ihrer muthigsten Anhänger zurückschraken, genehmigte den Vertrag vom 8. September hinter dem Rücken seines Ministers.

Um die nämliche Zeit hielten Napoleon und der Kaiser Alexander eine Zusammenkunft in Erfurt, zu deren Verherrlichung die Rheinbundsfürsten in Masse aufgeboten waren, neben denen auch ein preußischer Prinz nicht fehlte, während Oesterreich, dem die Gunst einer Einladung versagt worden, sich gleichwohl durch einen General vertreten ließ. Für den Zaaren handelte es sich darum, den in Tilsit ausbedungenen Preis seines Uebertritts von der preußischen zur französischen Bundesgenossenschaft zu erheben, dem französischen Kaiser kam es darauf an, durch Auffrischung der russischen Freundschaft gegen gefährliche Störung seiner spanischen Pläne möglichst gesichert zu werden. Das Ergebniß der unter großem Festpomp geführten Verhandlungen der beiden Selbstherrscher, welche jetzt das Schicksal Europa's in der Hand hatten oder zu haben glaubten, war ein Vertrag vom 12. Oktober, welcher dem russischen Kaiser Finnland und die Moldowalachei auslieferte und ihn dagegen verpflichtete, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache gegen England zu machen. — Zu Gunsten

Preußens erlangte Alexander einen Nachlaß von 20 Millionen an der rückständigen Kriegskontribution.

Dieses finanzielle Zugeständniß sollte indessen bald darauf durch ein politisches Opfer hundertfach aufgewogen werden. Stein's Ministerium war durch seinen den Franzosen in die Hände gefallenen Brief und durch die Bestätigung des Vertrages vom 8. September zwiefach unmöglich geworden; er verlangte und erhielt am 24. November seine Entlassung, unter Vorbehalt einer Stellung, die ihm einen fortdauernden stillen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewahrt haben würde. Einige Wochen später jedoch erließ Napoleon von Madrid aus im „Moniteur" gegen Stein, als gefährlichen Unruhstifter, einen Steckbrief, der ihn nöthigte, sich unter österreichischen Schutz zu begeben, um einer voraussichtlichen Auslieferungsforderung auszuweichen. Die Widersacher Stein's frohlockten, Friedrich Wilhelm fühlte sich durch seine Entfernung von einem Zwange erlöst, das Werk der Neugestaltung Preußens aber und der Befreiung Deutschlands hatte ihr mächtigstes Triebrad verloren.

Statt Schön's, den ihm Stein empfohlen, berief der König Altenstein an die Spitze der Verwaltung, welcher unter Stein seinen Platz im Ministerium ganz gut ausgefüllt hatte, an dessen Stelle jedoch seiner Aufgabe bei Weitem nicht gewachsen war. Daß mit ihm ein neuer Rückgang in die preußischen Angelegenheiten gekommen, trat in mancherlei Abschwächung der Stein'schen Neuerungen deutlich hervor. Selbst an der Umbildung des Heerwesens konnte Scharnhorst nur unter vielen Hindernissen fortarbeiten; dem Unterrichtswesen jedoch gab dessen jetziger Leiter, Wilhelm von Humboldt, einen kräftigen und wirksamen Sporn.

Das ganze kleinstaatliche Deutschland, mit Ausnahme Holsteins, dem seine Abhängigkeit von Dänemark die Abhängigkeit von Frankreich ersparte, gehörte nach dem schließlich erfolgten Beitritte von Oldenburg und Mecklenburg dem Rheinbunde an — die Hälfte des rechtsrheinischen deutschen

Landes mit 5500 Quadratmeilen und 13 Millionen Einwohnern war vertragsmäßig und thatsächlich zum kraft- und willenlosen Anhängsel Frankreichs geworden. Der Kaiser Napoleon hatte sich in allen denjenigen Gebieten, welche er den Rheinbundsfürsten aus seiner Kriegsbeute verliehen, einen großen oder auch den größten Theil der Staatsgüter vorbehalten, theils zur Ausstattung seiner Günstlinge, theils zum unmittelbaren Nutzen des französischen Staatsschatzes, unbeschadet anderweitiger Finanzquellen, welche er sich in diesen Ländern zu eröffnen wußte, und gar nicht zu reden von der Plünderung der Kunstsammlungen und Bibliotheken, sowie von dem Raube öffentlicher Denkmäler, die zu den stehenden Gewohnheiten der französischen Kriegführung gehörten. Die Rheinbundstruppen standen zu seiner unbedingten Verfügung und mußten ihm selbst in Spanien dienen. Ihm gegenüber reichte die Souveränetät der Bundesfürsten nicht über die Erlaubniß hinaus, zu thun, was er nicht verbot und zu unterlassen, was er nicht befahl. Die Entschädigung für ihre unbedingte Abhängigkeit von dem französischen Kaiser bestand in der absoluten Gewalt über ihre Unterthanen und in dem Abglanz der Größe und des Ruhmes, der von dem Herrn und Meister auf die Diener und Unterlinge fiel. Und in der That fanden die Rheinbundsfürsten, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, nach dem Zeugniß ihrer eigenen Worte und Thaten, in ihrer jetzigen Rolle vollen Ersatz für das verlorene Vaterland und die eingebüßte fürstliche Ehre. Schaam, Gewissen, Selbstachtung gingen unter in dem Stolze der Knechtschaft! Nach dem Vorbilde auf den Thronen aber gestaltete sich meistens der Geist der Truppen und der Bevölkerung. Die Siege Napoleon's bei Jena und Friedland wurden in Dresden, Stuttgart, München durch Freudenfeste gefeiert, der deutsche Süden triumphirte über die Niederlage des deutschen Nordens wie über eine eigne Heldenthat, die Demüthigung Preußens gewährte nicht bloß den Sachsen, sondern auch den Würtem-

bergern und Baiern die Genugthuung befriedigter Rache, wiewohl sie nichts an Preußen zu rächen hatten, als ihren eignen Neid.

Das Musterbild der Rheinbundsstaaten in gewissem Sinne war das Königreich Westphalen, ein Gelegenheitsstück Napoleonischer Politik, aus dem Stegreif geschaffen und ohne andern Grund und Zweck des Daseins, als das Bedürfniß und die Befriedigung des Bedürfnisses der standesmäßigen Ausstattung eines Bruders des französischen Kaisers. Aus der reinen Willkür Napoleon's hervorgegangen, sollte und konnte das Königreich Westphalen nur ein Spielzeug in der Hand seines Schöpfers sein. Eine Verfassung nach dem Zuschnitte der französischen wurde dem neuen Staate von Paris aus fertig zugeschickt, die französischen Gesetze und Einrichtungen, einschließlich der französischen Staatssprache, mußte es ungefragt annehmen, dem neuen Könige wurde bei seiner Bestallung von Napoleon nachdrücklich eingeschärft, daß er auch auf deutschem Throne Franzose sei und zu bleiben habe. Französische Staatsräthe bildeten sein Ministerium, ein französischer General trat an die Spitze des westphälischen Heerwesens, französische Hofleute und Abentheurer fanden sich schaarenweise in der westphälischen Hauptstadt Kassel ein, französische Polizei wachte über jeder Kundgebung verdächtiger Gedanken und Empfindungen. Der König Hieronymus, der seine Regierung im December 1807 antrat und nunmehr nach dem Willen Napoleon's eine *standesmäßige* Ehe eingehen sollte, obgleich er seit mehreren Jahren bereits mit einer Amerikanerin verheirathet war, bewarb sich um eine Tochter Friedrich's von Würtemberg, der, trotz seines berüchtigten königlichen Hochmuths, nicht Familienstolz oder auch nur bürgerliches Ehrgefühl genug hatte, um diesen Antrag abzulehnen, und der erste Prälat der katholischen Kirche in Deutschland, der Fürst-Primas in eigener Person, gab sich dazu her, dem Könige von Westphalen die zweite Frau anzutrauen. Auch die neue Ehe indessen vermochte nichts über die zügellosen Gewohnheiten desselben. Das

Leben des Kasseler Hofes ging auf in Unzucht, Schlemmerei und Possenspielen. Was die mittelbaren und unmittelbaren Erpressungen Napoleon's den westphälischen Finanzen übrig ließen, wurde großen Theils die Beute sinnloser Verschwendung, welche französische Glücksritter, Schauspieler, Sängerinnen und Wucherer mit dem Mark des Landes mästete. Das Verfassungswesen war und blieb die durchsichtige Maske der Herrschaft einer unbedingten und oft frevelhaften Willkür; in der Gesetzgebung jedoch, der Rechtspflege, den Verwaltungseinrichtungen, dem Gemeindewesen trat allerdings manche vortheilhafte Veränderung veralteter, widersinniger, unerträglicher Zustände ein. Der Volksgeist aber wurde dadurch mit dem eingetretenen Wechsel nicht versöhnt, verharrte vielmehr im Königreich Westphalen wie in ganz Norddeutschland im feindseligsten Gegensatze zu der neuen Ordnung der Dinge.

Am politischen Himmel Deutschlands standen im Beginne des Jahres 1809 schwere Gewitterwolken. Die erlittenen Demüthigungen und Mißhandlungen, der Siegesübermuth der Franzosen, die fortdauernde Ausbeutung des Landes durch eine habgierige Fremdherrschaft hatten den öffentlichen Geist aus dem Schlafe gerüttelt und mit tiefem Ingrimm und leidenschaftlichen Rachegedanken erfüllt. Von Wien und von Berlin aus wurde diese Stimmung von oben herunter in der Stille geschürt. In Oesterreich wie in Preußen ging der Grundgedanke der Regierungspolitik selbst auf die Vorbereitung zum Befreiungskampfe. Oesterreichische und preußische Staatsmänner und Offiziere unterhielten in diesem Sinne geheime Einverständnisse unter einander, mit Gesinnungsgenossen in den Landschaften, welche, wie Tyrol und das Königreich Westphalen, der Einwirkung der einheimischen Regierungen entzogen waren,

mit London und Petersburg, in Italien und Spanien. Stadion, Gentz, Hormayr, Stein, Hardenberg, Schön, Niebuhr, Gneisenau, Scharnhorst, Arndt, der hannöversche Graf Münster und viele andere namhafte Männer zählten zu den Theilnehmern dieser formlosen Verschwörung gegen die Fremdherrschaft. Manche derselben hatten dabei ohne Zweifel kaum einen höhern Zweck im Auge, als die Wiederherstellung einer Staatsordnung, innerhalb deren sie selbst oder ihr bevorrechteter Stand eine jetzt verlorene oder gefährdete Stellung eingenommen; in der gegenwärtigen Lage der Dinge aber konnte es sich vernünftiger Weise nur darum handeln, alle lebendigen Kräfte in Staat und Volk zu vereinigen zur Befreiung des Landes von dem auswärtigen Feinde, und ein Jeder, der in den Kampf gegen denselben einzutreten bereit war, gleichviel aus welchen Beweggründen, galt mit vollem Rechte für einen deutschen Patrioten. Unter dem Namen des Tugendbundes ging aus der vaterländischen Gesinnungsgenossenschaft eine in feste Form gebrachte engere Verbindung hervor, welche durch die königliche Bestätigung und durch den Beitritt von Männern wie Boyen, Grolman, Eichhorn in der Meinung des In- und Auslandes eine größere Bedeutung erlangte, als ihr nach der sehr beschränkten Zahl ihrer Mitglieder und nach der Art ihrer Wirksamkeit zukam. Weniger beachtet, aber tiefer eingreifend waren die Reden an die deutsche Nation, mit denen Fichte seine Zuhörer in Berlin und seine Leser in ganz Deutschland begeisterte. Von außen her wirkte das Beispiel der heldenmüthigen spanischen Volkserhebung wie ein scharfer Stachel auf das deutsche Gewissen und das deutsche Ehrgefühl.

Das sichtliche Wachsen der Schwierigkeiten, welche Napoleon in Spanien fand, brachte in Wien den Entschluß der Erneuerung des Krieges zur Reife. Die Wiener Regierung stand jetzt unter der Leitung des Grafen Stadion, eines Mannes von kühnem Geist und unversöhnlichen Franzosenfeindes, das Heer hatte der Erzherzog Karl in bessere Ver-

fassung gebracht, verstärkt und durch die Errichtung einer zahlreichen Landwehr in ein unmittelbares Verhältniß zu der bürgerlichen Bevölkerung gesetzt. Der Stand der Finanzen freilich bildete die schwache Seite der österreichischen Kriegsbereitschaft; aber man war des englischen Beistandes sicher, man rechnete darauf, durch rasches Losschlagen Deutschland, Italien, die Schweiz in Flammen zu setzen, man hoffte auf den Beistand Rußlands, dessen Freundschaft mit Frankreich allerdings auf unsichern Füßen stand und man zweifelte dies Mal nicht an der Bundesgenossenschaft Preußens. —

Auf die Hülferufe der Könige von Baiern und Würtemberg, welche über die Bestimmung einer an der Donau sich sammelnden österreichischen Streitmacht nicht lange im Zweifel bleiben konnten, eilte Napoleon schon im Januar aus Spanien nach Paris zurück, um mit gewohnter Schnellkraft seine Gegenrüstungen zu betreiben, zu denen ihm Oesterreich fast unbegreiflicher Weise noch drei Monate Zeit ließ. Erst als ein französisches Heer von wenigstens hunderttausend Mann, in Verbindung mit den Rheinbundskontingenten, schlagfertig in Süddeutschland stand, setzte sich Erzherzog Karl in Bewegung und erging ein österreichisches Kriegsmanifest, gestützt auf die Gewaltthaten, welche Napoleon seit dem Preßburger Frieden in Deutschland, Italien, Spanien verübt, und ein Aufruf zum Kampfe gegen Frankreich im Namen der Freiheit Europa's.

Die Feindseligkeiten begannen in Tyrol, das sich seit Monaten zum Aufstande gegen die baierische Regierung vorbereitet, welche durch Mißgriffe aller Art, insbesondere aber durch vielfache Verletzung der kirchlichen Gesinnungen und Gewohnheiten des Landes und durch Einführung der Konskription, den einmüthigen Haß des Volkes auf sich geladen. Eine Verschwörung, die Tausende von Mitwissern und unter denselben nicht einen einzigen Plauderer, geschweige denn Verräther hatte, brachte ganz Tyrol zur festgesetzten Stunde — 9. April — in Aufstand, welcher, unterstützt durch einige tausend Mann

österreichischer Truppen, den baierischen Besatzungen im Lande und den auf dem Wege aus Italien nach Deutschland durchziehenden Franzosen nur die Wahl ließ zwischen Flucht und Gefangenschaft. Tyrol, binnen weniger Tage vom Feinde gesäubert, schwamm in Jubel und der Norden Deutschlands richtete sich sichtlich empor an der tapfern That des kleinen Gebirgsvolks im äußersten Süden.

Am 10. April rückte der Erzherzog Karl mit 165,000 Mann über den Inn in Baiern ein und einige Tage darauf besetzte er das von Truppen entblößte München. Für die Ueberraschung des Feindes aber, die in seinem Kriegsplane gelegen, kam er um mehrere Wochen zu spät, denn schon um die Mitte des Monats trat ihm Napoleon selbst mit 180,000 Mann Franzosen und Rheinbundstruppen entgegen. In einer Reihenfolge heißer Kämpfe wurden die Oesterreicher vom 19. bis 22. April zwischen der Donau und der Isar auf Regensburg zurückgedrängt, das der Erzherzog mit seinem geschwächten Heere vor den nachstürmenden Franzosen am 23. räumte, um einen Ruhepunkt in Böhmen zu suchen.

Die Niederlage des österreichischen Hauptheeres an der Donau vereitelte die inzwischen auf andern Kriegsschauplätzen gewonnenen Erfolge. Tyrol war befreit, Erzherzog Ferdinand hatte das Herzogthum Warschau überrannt und dessen Hauptstadt eingenommen, Erzherzog Johann den Vicekönig von Italien, Eugen, Stiefsohn Napoleon's, auf die Etsch zurückgeworfen — aber der Weg nach Wien lag den Franzosen offen.

Gleichzeitig mit den unglücklichen Ereignissen in Baiern fand ein Volksaufstand in Hessen statt, unter Mitwirkung von Offizieren und bürgerlichen Beamten vorbereitet durch den westphälischen Obersten Dörnberg, welcher dabei auf das von ihm befehligte Bataillon Gardejäger zählte, durch widrige Umstände aber verhindert wurde, dasselbe in der beabsichtigten Weise heranzuziehen. Die schlecht bewaffneten Bauernhaufen, welche dem Obersten schließlich allein zu Gebote standen und

mit denen er versuchte, Kassel zu überfallen, wurden durch die Truppen des Königs Hieronymus leicht zersprengt. Die Tausende der einfachen Theilnehmer an dem Aufstande ließ die westphälische Regierung mit kluger Schonung behandeln; Dörnberg wurde zum Tode verurtheilt, konnte sich jedoch nach Böhmen retten.

Nachhaltiger war ein anderes Unternehmen ähnlicher Art, das acht Tage später von Berlin ausging. Der Major Ferdinand Schill, welcher sich bei der Vertheidigung von Kolberg einen glänzenden Namen gemacht und eine warme Volksgunst gewonnen, glaubte sich berufen, den Krieg gegen die Franzosen auf eigne Hand zu beginnen, in der Hoffnung, Deutschland in allgemeiner Begeisterung mit sich fortzureißen. Mit vier Schwadronen Husaren, die er durch flammende Worte an sich gefesselt, zog er in die nächstgelegenen Rheinbundslande, wo ihm mancher kühne Handstreich gelang, ohne daß jedoch seine Erwartung eines massenhaften Anschlusses der inzwischen durch die Nachrichten von der Donau und aus Hessen entmuthigten Bevölkerung in Erfüllung ging, zumal die preußische Regierung sich laut und nachdrücklich von der Sache Schill's lossagte und die Anhänger derselben unter die strengste kriegsrechtliche Verantwortlichkeit stellte. Seine Schaar war indessen auf 1500 Mann angewachsen, als er sich nach dem von den Franzosen besetzten schwedischen Pommern warf und am 25. Mai mit stürmender Hand Stralsund einnahm, das er zu einem deutschen Saragossa zu machen gedachte. Ehe aber die demgemäß unternommenen Befestigungsarbeiten weit genug gediehen waren, um einigen Schutz zu gewähren, wurde die Stadt am 31. Mai von einer vierfachen Uebermacht angegriffen, zu welcher, außer Holland und Oldenburg, auch das neutrale Dänemark mit gehässiger Dienstbeflissenheit einige Bataillone gestellt hatte. Schill mit einer großen Anzahl der Seinigen fiel im Straßenkampf, ein Theil seiner Schaar erlangte freien Abzug, fünf- bis sechshundert Mann derselben jedoch wurden

gefangen genommen und von westphälischen und französischen Kriegsgerichten theils zum Tode, theils zur Galeerenstrafe in Frankreich verurtheilt, aus welcher erst der Sturz Napoleon's sie befreite. Das deutsche Volk aber betrauerte und feierte in Schill seinen jüngsten Helden. —

Napoleon inzwischen, dem in der Richtung auf Wien nur noch 30,000 Mann unter General Hiller gegenüberstanden, die ihn vergebens aufzuhalten suchten, rückte am 13. Mai zum zweiten Male in die österreichische Hauptstadt ein. Gleichzeitig langte der Erzherzog Karl von Böhmen aus auf dem linken Donauufer im Angesichte von Wien an. Die Franzosen, 90,000 Mann stark, trafen sofort ihre Anstalten zum Angriff auf das um 10- bis 15,000 Mann schwächere österreichische Heer. Am 18. Mai begann Napoleon, mit Benutzung der Insel Lobau unterhalb Wien, den Uebergang über die Donau und am 21., bevor die Hälfte der französischen Truppen auf dem linken Flußufer Stellung genommen, kam es bei Aspern und Eßling zu einer heißen Schlacht, welche für die überlegenen Oesterreicher günstiger ausfiel, als für die Franzosen. Am folgenden Tage erneuerte sich der Kampf mit ziemlich gleichen Kräften, vom frühen Morgen bis zum Nachmittage wurde auf beiden Seiten heldenmüthig und bis zur völligen Erschöpfung der Kräfte gestritten, endlich aber wichen die Franzosen auf die Insel Lobau zurück, deren Verbindung mit dem rechten Ufer der Donau inzwischen durch den hochangeschwollenen Strom und durch die Arbeiten der Oesterreicher zerstört war. — Die beiden Schlachttage hatten dem Erzherzoge Karl 24,000 Mann, den Franzosen nicht viel weniger, vielleicht sogar noch mehr Blut gekostet, das große Ergebniß derselben aber war der jetzt zum ersten Male geführte Beweis, daß Napoleon selbst nicht unüberwindlich sei. —

Der Gang der bisherigen Kriegsereignisse hatte den österreichischen Hoffnungen auf auswärtigen Beistand keinen Vorschub geleistet und überdies zur Verwirklichung derselben kaum

die nöthige Zeit gelassen. Vom Kaiser Alexander waren die Aufforderungen Oesterreichs zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon sogar als verfrüht geradezu abgelehnt worden und der König Friedrich Wilhelm hatte von einem Besuche in Petersburg nur neue Zweifel und Bedenken zurückgebracht, die auch sein jetziger Minister Altenstein mit ihm theilte. Die Nachricht von den Tagen bei Aspern und Eßling brachte zwar den preußischen Volksgeist in heftige Gährung, die Kriegspartei auf den verzweifelten Gedanken einer Palastrevolution oder eines Losbrechens ohne den König; Friedrich Wilhelm jedoch schwankte nach wie vor zwischen Wollen und Nichtkönnen.

Ein durch Napoleon seines Landes beraubter kleiner Fürst dagegen, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des bei Jena unterlegenen Feldherrn, glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, unter den jetzigen Umständen wenigstens einen bewaffneten Protest gegen die französische Gewaltherrschaft in Deutschland zu erheben. Mit einer in Böhmen geworbenen Freischaar brach er am 21. Mai in das von Truppen entblößte Sachsen ein, bemächtigte sich, im Anschluß an eine österreichische Abtheilung unter General Am-Ende, am 11. und 22. Juni der beiden Hauptstädte des Landes, Dresden und Leipzig, mußte sich jedoch bald vor einer überlegenen sächsisch-westphälischen Streitmacht, unter der persönlichen Führung des Königs Hieronymus, über Zwickau nach Franken zurückziehen, das inzwischen bis nach Bamberg und Nürnberg von österreichischen Streifkorps überzogen war, mit welchen sich der Herzog jetzt vereinigte. Der vom Rhein her mit 10,000 Mann herbeigeeilte Marschall Junot wurde bei Gefrees zurückgeworfen, Dresden von Neuem besetzt, der westphälische König zur Räumung von Sachsen genöthigt. — In dieser günstigen Lage der Dinge traf die Nachricht eines zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen Waffenstillstandes ein, welche der erfolgreichen österreichisch-braunschweigischen Waffenbrüderschaft ein Ende machte.

Das Deutschordensgebiet, seit dem Preßburger Frieden dem Erzherzoge Anton als Erbfürstenthum anheimgefallen, war demselben wegen seiner österreichischen Gesinnungen gleich im Beginne des Krieges durch Napoleon aberkannt und dem Könige von Würtemberg überwiesen, gegen dessen hartes Regiment die Bauerschaft des kleinen Landes bei der Kunde von den Ereignissen bei Aspern und Eßling sich empörte. Der eben so unblutige wie ungefährliche Aufstand wurde durch würtembergische Truppen leicht überwältigt, der König Friedrich aber ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, seine beleidigte Majestät durch Hängen, Erschießen und Vermögenseinziehungen zu rächen.

An der Donau ruheten unterdessen die Waffen sechs Wochen lang. Beide feindliche Heere bedurften der Ruhe und Erholung und beide Feldherren boten alle Mittel auf, um sich für den bevorstehenden Tag der Entscheidung durch das Heranziehen neuer Streitkräfte zu verstärken. Der Erzherzog Ferdinand zog sich aus Warschau auf Galizien zurück und der Erzherzog Johann eilte aus Italien herbei, um zu dem Hauptheere zu stoßen, wurde jedoch von dem rasch nachrückenden Vicekönig Eugen nach Ungarn gedrängt und am 14. Juni bei Raab mit großem Verluste geschlagen.

In den ersten Tagen des Juli ging Napoleon, nachdem er sein Heer, namentlich durch Rheinbundstruppen, auf 180,000 Mann gebracht, zum zweiten Male über die Donau, auf deren linkem Ufer ihn der Erzherzog Karl mit 137,000 Mann erwartete. Bei Wagram auf dem Marchfelde, wo einst Rudolf von Habsburg durch seinen Sieg über Ottokar von Böhmen das Anrecht seines Hauses auf eine große geschichtliche Rolle erfochten, stießen die Heere auf einander. Die Oesterreicher behielten am ersten Schlachttage, 5. Juli, die Oberhand, am 6. aber mußten sie, nach ungeheuern Verlusten auf beiden Seiten, den Franzosen, wiewohl in geregeltem Rückzuge, den Kampfplatz überlassen. Nachdem sie einige Tage

später noch eine Schlacht bei Znaym ehrenvoll bestanden, wurde an diesem Orte am 12. Juli ein neuer Waffenstillstand geschlossen, dessen Napoleon kaum weniger bedurfte als der Erzherzog Karl, der aber gleichwohl Oesterreich übermäßig belastete und ihm kaum die Möglichkeit der Erneuerung des Krieges ließ.

Nicht allen deutschen Feinden der Franzosen indessen wand der Znaymer Vertrag die Waffen aus der Hand. Der Herzog von Braunschweig entschloß sich, den Kampf gegen Napoleon auf eignen Namen fortzusetzen, in der Hoffnung, entweder das heimathliche Niedersachsen in Aufstand zu bringen, oder sich mit einem englischen Heere zu vereinigen, dessen Landung an der Nordseeküste bevorstand. Mit zweitausend Mann brach er von Zwickau auf und über Leipzig, Halle, Halberstadt erreichte er, nach mehreren siegreichen Gefechten, am 31. Juli das Land seiner Väter, das ihn warm empfing, dessen Stimmung aber unter dem Eindrucke der österreichischen Ereignisse einer Erhebung in Masse nicht günstig sein konnte. Von Braunschweig schlug sich der Herzog durch nach der Weser, in deren Häfen Brake und Elsfleth er sich, da die gesuchte britische Streitmacht auf dem entfernten Walcheren gelandet und also für ihn nicht erreichbar war, am 7. August nach Helgoland einschiffte. — Der braunschweigische Herzog ist der letzte deutsche Kleinfürst gewesen, welcher das oberste Souveränetätsrecht der selbstständigen Kriegführung, nachdem es durch die Macht der Verhältnisse seit unvordenklichen Zeiten außer Kraft gesetzt worden, durch wirkliche Ausübung nochmals aufgefrischt. Seine Freischaar trat demnächst in englische Dienste, um den in Deutschland eingestellten Kampf gegen die Franzosen auf spanischem Boden fortzusetzen.

Länger noch als der Herzog Friedrich Wilhelm behaupteten die Tyroler das Feld. Tyrol, nachdem es sich seiner Selbstbefreiung kaum ein paar Wochen erfreut, war um die Mitte des Mai von dem baierischen General Wrede und dem französischen Marschall Lefebvre zum größten Theile wieder unterworfen worden. Die

unsäglichen Grausamkeiten jedoch, durch welche die baierischen Truppen ihren Sieg entehrten, ohne daß die Befehlshaber auch nur den rohesten Schandthaten ihrer Soldaten zu steuern vermochten, riefen unmittelbar darauf eine neue Empörung hervor. Der Sandwirth aus Passeyr, Andreas Hofer, rief das Volk jenseits des Brenner, im Etschlande, zu den Waffen, Joseph Speckbacher setzte das Innthal in Bewegung, Hormayr leitete den Aufstand in Vorarlberg, aller Orten erhob sich der Landsturm auf den Ruf bewährter Führer. Unterstützt von einer kleinen Abtheilung österreichischer Truppen, siegten die Tyroler am 29. Mai über die am Berge Isel bei Innspruck 8000 Mann stark aufgestellten Baiern, die in der folgenden Nacht die Hauptstadt heimlich räumten und demnächst das ganze Land bis auf die Festung Kufstein aufgaben. Die Tyroler und Vorarlberger konnten jetzt sogar zum Angriff jenseits der eigenen Gränzen übergehen; die baierischen und würtembergischen Nachbargebiete wurden von ihnen beunruhigt, Immenstadt, Füssen, Miesbach, Mengen, Constanz überfallen, Lindau, Weilheim, Kempten bedroht. Von Wien aus kamen huldreiche Lobsprüche des Kaisers Franz und die feierliche Zusage, daß derselbe keinen Frieden unterzeichnen werde, der nicht das Verbleiben Tyrols bei Oesterreich verbürge. Aber man hatte in Wien weder Mannschaft noch Geld für Tyrol und im Znaymer Vertrage wurde desselben mit keinem Worte erwähnt.

Als die Nachricht von dem Waffenstillstande nach Tyrol kam und gleichzeitig die österreichischen Truppen abzogen, während von allen Seiten Franzosen, Baiern und andere Rheinbundssoldaten einrückten, versagte dem preisgegebenen, ja verrathenen Volk im ersten Augenblick die Kraft des längern Widerstandes. Aber schon am 28. Juli erging ein neuer Aufruf Andreas Hofer's zum Kampf auf Leben und Tod „gegen den Feind des Himmels und der Erde", dessen Rückkehr sich abermals durch Mordbrennerei, Raub und Verwüstung ankündigte, am 4. August brach der Aufstand wieder los und nach Vernichtung

eines großen Theils der feindlichen Streitmacht zog der Landsturm am 15. August zum dritten Male siegreich in Innspruck ein, wo Hofer nunmehr als „Oberkommandant in Tyrol" die Regierung des Landes in die Hand nahm. Die Ueberbleibsel der französischen und der Rheinbundstruppen brachten sich binnen der nächsten acht Tage jenseits der Gränze in Sicherheit.

Drei Monate nach dem Waffenstillstande zu Znaym, am 14. Oktober, kam der österreichisch-französische Friede in Schönbrunn zu Stande, in welchem Oesterreich weitere 2000 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Einwohnern verlor. An Napoleon selbst mußte es Triest, Görz, Krain und Kärnthen bis an die Sau zur Bildung einer neuen Provinz Illyrien abtreten, an Baiern Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und das Hausruckviertel, an das Herzogthum Warschau einen beträchtlichen Theil von Galizien, an Rußland — obgleich Kaiser Alexander, statt den Franzosen die in Erfurt verabredete Kriegshülfe zu leisten, die Ereignisse in sehr zweideutiger Haltung abgewartet — gleichfalls ein Stück seiner polnischen Besitzungen. Außerdem hatte der Kaiser Franz die Einverleibung des ehemaligen Deutschordenslandes in Würtemberg zu genehmigen, eine nachträgliche Kriegskontribution von 85 Millionen auf sich zu nehmen, seinen Heerbestand auf den schwächsten Friedensfuß herabzusetzen, die von Napoleon in Spanien, Portugal, Italien vorgenommenen Staatsveränderungen anzuerkennen. — Oesterreich, seiner Seeküste beraubt, nach drei Seiten hin ohne schützende Gränzen, verarmt, entwaffnet, hatte an Macht und Unabhängigkeit wenig mehr vor Preußen voraus.

Tyrol war unterdessen von Wien aus bis zum letzten Augenblicke mit trügerischen Hoffnungen hingehalten, denen der Schönbrunner Vertrag, welcher das treue Gebirgsland vollständig preisgab, eine bittere Enttäuschung folgen ließ. Die Einmüthigkeit und Zuversicht der Tyroler wurde dadurch gebrochen, aber dennoch stellten sie dem nunmehr von Süd

und Nord mit Uebermacht eindringenden Feinde einen starken Widerstand entgegen. Hofer selbst wechselte wiederholt zwischen dem Entschlusse der Unterwerfung und der Fortsetzung des Kampfes. Im Laufe des December endlich wurden die Baiern und die ihnen die Hand reichenden Truppen des Vicekönigs Eugen Meister des ganzen Landes, das jetzt, in der Absicht, seine Widerstandskraft für immer zu lähmen, in vier Stücke zerrissen, zwischen Baiern, Italien und Illyrien vertheilt wurde. Die meisten der Führer des Aufstandes waren entflohen, Hofer jedoch, der sich nicht entschließen konnte, der Heimath den Rücken zu kehren, hatte in einer Sennhütte hoch im Gebirge ein den fremden Häschern unzugängliches Versteck gefunden. Aber der Verrath eines Nachbars aus Passeyr lieferte ihn aus. Am 27. Januar 1810 überfallen und gefangen genommen, wurde Hofer in Mantua vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und am 20. Februar erschossen. — Der Kaiser Franz, der ihm noch wenige Tage vor dem Friedensschlusse zu Schönbrunn eine goldene Ehrenkette geschickt, machte keinen Versuch, den tyroler Volkshelden zu retten, obgleich sein Wort bei Napoleon, der inzwischen der Verlobte seiner Tochter geworden, des Erfolges so gut wie gewiß war.

Napoleon hatte gesiegt wie immer, aber mit größerer Anstrengung und weniger entschieden als je zuvor. Denn dies Mal stand ihm nicht mehr, wie früher, bloß das soldatische Oesterreich auf den Schlachtfeldern gegenüber, sondern der Geist der empörten Völker des Kaiserstaats war endlich zum Mitstreiter des Hauses Habsburg geworden und machte das österreichische Heer dem französischen so weit ebenbürtig, daß dieses nur noch vermöge der großen persönlichen Ueberlegenheit seines Feldherrn und der aus seiner Schule hervorgegangenen Generale die Oberhand behielt, und zwar meistens ohne einen durchschlagenden Erfolg. Neben dem Heere bestand das tyroler Volk eine ruhmvolle Kraftprobe und manche Vorgänge auch im übrigen Deutschland zeugten von einer beginnenden Ermannung des öffentlichen Bewußtseins, die der französischen Zwangsherrschaft verderblich zu werden drohete, zumal die europäische Gesammtlage augenscheinlich zu widernatürlich war, um haltbar zu sein.

Napoleon indessen, in seiner Verwöhnung durch die Gunst des Glücks, hatte kein Auge für solche Vorzeichen eines Wechsels der Zeit, fühlte sich vielmehr in seinem Machtbesitze sicherer als jemals, und fuhr fort, Völker, Staaten, Kronen als das Spielzeug seiner veränderlichen Launen zu behandeln. Durch Verheirathung mit der Tochter des Kaisers Franz, Marie Luise, deren Hand der habsburgische Ahnenstolz dem mächtigen Emporkömmling nicht zu versagen wagte, drängte er sich in den Kreis der alten Herrscherhäuser ein, und was seinem prunkenden Hofe an anspruchsvollen Namen und Formen etwa noch fehlte, wurde bei diesem Anlaß im Sinne eines aufgefrischten Byzantinerthums ergänzt. Zur Bekräftigung der zwischen Wien und Paris glücklich zu Stande gebrachten Versöhnung trat der leidenschaftliche Franzosenfeind Stadion aus dem österreichischen Ministerium, um einem glatten Diplomaten, dem bei Napoleon sehr wohlgelittenen Fürsten Metternich, Platz zu machen, dessen Gewandtheit die auswärtigen Verhältnisse bald in eine leidliche Ordnung brachte, während die innern Zustände des Staats in großer Verwirrung blieben und insbesondere dessen Finanzen eine schwere Krisis durchzumachen hatten, die mit dem Bankerott endete.

Nach der Niederwerfung Oesterreichs lag das Schicksal Preußens in der Hand Napoleons, der, wenn keine thatsächlichen Feindseligkeiten, so doch unzweifelhaft feindselige Gesinnungen an der Regierung, dem Volke und dem Heere Friedrich Wilhelm's zu rächen hatte. Man sah demgemäß in

Preußen einem neuen Kriege mit Frankreich entgegen, in welchem, nach so vielen versäumten Gelegenheiten, aller Wahrscheinlichkeit zufolge nur noch die Waffenehre gerettet werden konnte, und hatte also hinlänglichen Anlaß zu schwerer Sorge und bitterer Reue, bis sich herausstellte, daß Napoleon seine Genugthuung dies Mal nur mit Zornesworten und Drohungen zu nehmen beabsichtigte, eine Art von Großmuth, welche Preußen hauptsächlich der beginnenden Kampfesmüdigkeit Frankreichs und dem fressenden spanischen Kriege verdankte.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Ostpreußen kehrte Friedrich Wilhelm im December 1809 auf den Wunsch Napoleon's, der den König in größerer Nähe haben wollte, nach Berlin zurück, wo eine seiner ersten Verordnungen die Aufhebung des dem französischen Kaiser verhaßten Tugendbundes aussprach. Zur Belebung der Staatsthätigkeit, welche unter dem Ministerium Altenstein's nur im Heer- und Unterrichtswesen ihren Aufgaben nachkam, auf allen andern Gebieten dagegen schwankte und stockte, berief der König, unter vorgängiger Zustimmung Napoleon's, im Sommer 1810 Hardenberg als Staatskanzler abermals an die Spitze der Verwaltung, und nunmehr wurden die seit der Verabschiedung Stein's unterbrochenen Reformarbeiten wieder aufgenommen.

Als die Unterlage seiner Neuerungen bezeichnete Hardenberg selbst den Grundsatz: daß jeder Einwohner des Staats, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines Andern daran verhindert zu werden, und daß alle öffentlichen Lasten gemeinsam zu tragen seien. Zugleich betonte er, als wesentliche Punkte seines Staatsplans, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze und dem Richter, die Zugänglichkeit aller Staatsämter für jedes Verdienst, die Pflege des Gemeinsinns durch sorgfältige Wahrung aller rechtmäßigen Interessen. Diesen Absichten entsprechend, erging im Oktober 1810 eine Reihe von Gesetzen, durch welche Gleichmäßigkeit der Besteuerung, Gewerbefreiheit, Aufhebung der Bann- und Zwangsrechte, Abschaffung der Naturallieferungen für die Truppen, Freigebung des Handels- und Marktverkehrs angeordnet, und den besonders auf dem Lande noch vielfach unter unbilligem Druck stehenden dienenden Klassen wichtige Bürgschaften ihrer natürlichen Rechte gegeben wurden. Im nächsten Jahre folgte eine Verordnung, welche alle Domaniallasten für ablösbar erklärte, ein Grundsatz, der später auch auf den bäuerlichen Besitz im Verhältniß zu den Rittergütern Anwendung fand.

Die Einführung einer Provinzial- und einer allgemeinen Landesvertretung wurde dabei wiederholt in Aussicht gestellt; einstweilen aber berief Hardenberg, da sich eine lebhafte Opposition gegen seine Reformen unter Denen regte, deren bisherige Vorrechte dadurch berührt wurden, mehrere Notabelnversammlungen, zumeist aus großen Grundbesitzern zusammengesetzt, um denselben die Nothwendigkeit und die Bedeutung der getroffenen Maßregeln deutlich zu machen, sie zur bereitwilligen Mitwirkung bei deren Ausführung zu bestimmen und ihre etwaigen Einwendungen zu widerlegen. Der Erfolg dieser ersten parlamentarischen Versuche war indessen keineswegs ermuthigend. Die Notabelnversammlungen zeigten sehr wenig Verständniß für die Aufgaben der Zeit und noch weniger guten Willen, denselben gerecht zu werden, so daß ihre Dazwischenkunft lediglich dahin führte, den Widerspruch und Widerstand gegen die Reformpolitik zu steigern und daß die mit ihnen gemachten Erfahrungen nur dazu dienen konnten, den Eifer Hardenberg's für Einführung einer Repräsentativverfassung abzukühlen. Obgleich der Staatskanzler aber selbst zu Gewaltstreichen griff, um die conservative Opposition unschädlich zu machen, behauptete sie doch auf manchen Punkten das Feld so weit, daß einige der Hardenberg'schen Gesetze ein todter Buchstabe blieben.—

In dem rheinbündischen Deutschland schaltete Napoleon als der unumschränkte Gebieter, dessen Anordnungen, Wünschen und Winken Könige und Fürsten ohne Widerrede Folge zu leisten hatten. Selbst die rein persönlichen Forderungen der französischen Gesandten in Kassel, Karlsruhe, München ꝛc. waren für die dortigen Regierungen Gesetz, in großen wie in kleinen und kleinsten Dingen. Land und Leute dienten dem französischen Kaiser auch in Deutschland, wie dem Töpfer der Thon, als todter Stoff für willkürliche Formgebung nach Maßgabe augenblicklicher Einfälle. Nachdem er seinen Bruder Joseph von Neapel nach Spanien versetzt und demselben seinen Schwager, Murat, bisherigen Großherzog von Berg, zum Nachfolger gegeben, verlieh er das letztere 1809 dem noch im Kindesalter stehenden Sohne seines Bruders Ludwig, Königs von Holland, der seinerseits im folgenden Jahre den Thron in Amsterdam räumen mußte, um Holland der Einverleibung in Frankreich preiszugeben, ein Schicksal, welchem der Kirchenstaat bereits früher stückweise und unlängst auch dessen letztes Ueberbleibsel, Rom selbst, unter dem matten Bannfluche des Papstes Pius VII. verfallen war. Das nördliche Hannover, seit 1806 in der Hand Napoleon's geblieben und schonungslos von demselben ausgebeutet, wurde im Anfange des Jahrs 1810 zu dem Königreich Westphalen geschlagen, aber schon nach einigen Monaten zur Hälfte wieder davon abgetrennt und zugleich mit Oldenburg, den Hansestädten, dem Herzogthum Aremberg, einem Theile des Großherzogthums Berg und dem Fürstenthum Salm — ein Gebiet von 600 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern — „weil die Nothwendigkeit es verlange", mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt. Der Fürst-Primas, seit geraumer Zeit eins der fügsamsten und ehrlosesten fürstlichen Werkzeuge in der Hand Napoleon's, mußte Regensburg an Baiern abtreten und wurde dafür durch Hanau, Fulda und den Titel eines Großherzogs von Frankfurt entschädigt, welcher nach seinem Tode mit den Besitzungen,

an denen er haftete, auf den Vicekönig von Italien übergehen sollte.

Die angebliche Nothwendigkeit der Einverleibung der deutschen Nordseeküsten in Frankreich ging aus der Handelssperre gegen England hervor, welche sich, nachdem 1810 auch Schweden in Folge seines schließlichen Friedens mit Frankreich derselben beigetreten war, über das ganze europäische Festland, mit Ausnahme der pyrenäischen Halbinsel und der Türkei, erstreckte, von den meisten der betheiligten Staaten jedoch, insbesondere auch von den Hansestädten, sehr lässig gehandhabt wurde. Je länger und kräftiger England den Kampf gegen Napoleon fortsetzte, desto hartnäckiger beharrte dieser bei seinem Vorhaben, den seinen Waffen unerreichbaren Feind wirthschaftlich zu Grunde zu richten, um ihn zum Frieden zu zwingen, und desto gewaltthätiger wurden seine Mittel zum Zweck. Durch Spione, verschwenderische Belohnung der Angeberei, Konfiscationen und barbarische Strafen konnte man es zwar nicht dahin bringen, die englischen Waaren vom festländischen Markte gänzlich auszuschließen, aber die Preise derselben verdoppelten und verdreifachten sich, die der Kolonialerzeugnisse stiegen sogar bis auf das Zehnfache, der französische Staatsschatz bezog in einem einzigen Jahre 150 Millionen aus dem Verkaufe der mit Beschlag belegten Güter, Handel und Wandel wurden zu Grunde gerichtet, der Schmuggel verdarb die Sitten der Tausende und aber Tausende, die denselben betrieben oder doch benutzten, und die Völker litten empfindlich unter dem ihnen auferlegten Verzicht auf die gewohnheitsmäßige Befriedigung mancher alltäglichen Bedürfnisse.

Bei der Störung des auswärtigen Handels konnten natürlich auch die einheimischen Erwerbszweige nicht blühen; der Wohlstand ging zurück, während sich die Abgaben vermehrten und die französische Habgier immer neue Opfer verlangte. Die Finanzen der Rheinbundsstaaten geriethen demnach in die

traurigste Verfassung; die Einnahmen reichten bei Weitem nicht hin, um die Ausgaben zu decken, Anleihen waren nirgends mehr aufzubringen, die Gehalte der Beamten blieben im Rückstand, man lebte auf gut Glück von verzweifelten Nothbehelfen auf Kosten der Zukunft.

Noch unerträglicher als der wirthschaftliche Druck lastete das Joch auf Deutschland, welches Napoleon und seine Handlanger dem deutschen Geiste aufgelegt. Mochte der Süden weniger unter demselben leiden als der Norden, so machte sich die Schwere desselben doch überall fühlbar. Die Staatszustände und die Machthaber forderten Haß und Verachtung zu dreist heraus, als daß die Wirkung hätte ausbleiben können; die Sitte, das Gewissen, das Ehrgefühl des deutschen Volks vereinigten sich mit seinen Interessen in einer gemeinsamen Empörung, deren äußere Kundgebung die Wächter der öffentlichen Ordnung mit allen Mitteln, gleichviel wie hart und wie schlecht sie sein mochten, hintertreiben sollten. Bücherdruck, Buchhandel, Zeitungswesen unterlagen einer beispiellos strengen Ueberwachung, die Post wurde eine alltägliche Helfershelferin der Polizei, ein allgegenwärtiges Spürwesen vergiftete nicht bloß den geselligen Verkehr, sondern drängte sich auch in das Familienleben ein; namenlose Angeberei, nächtlicher Ueberfall, heimliche Wegführung in unbekannte Kerker, ohne Urtheil und Recht, bedroheten einen Jeden, der sich eines freien Wortes oder einer verdächtigen Gesinnung schuldig machte. Um lästige Klagen zum Schweigen zu bringen, wurden sogar Beschwerden und Bittschriften an Napoleon bei harter Strafe verboten. So kam es durch Wirkung und Gegenwirkung endlich zu einer Spannung der Verhältnisse und der Geister, von welcher selbst der König Hieronymus im December 1811 voraussah und dem Kaiser Napoleon voraussagte, daß sie bei dem nächsten Kriege in einen allgemeinen Aufstand zwischen Rhein und Oder ausbrechen werde. „Die wirkende Ursache dieser Gährung, hieß es in dem bezüglichen

Schreiben des Königs von Westphalen an seinen Bruder, ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Erbitterung über das französische Joch; sie liegt auch in dem Unglück der Zeiten, in dem wirthschaftlichen Verfall aller Klassen, in der Ueberbürdung mit Auflagen, mit Kriegssteuern, mit Ausgaben zum Unterhalt der Truppen, mit Einquartierung und Plackereien aller Art, die ohne Unterlaß auf einander folgen."

XVII.

Der Umschwung.

Durch die Ereignisse von 1809 war die in Tilsit und Erfurt geschlossene Freundschaft zwischen Napoleon und Alexander sichtlich gelockert. Der französische Kaiser hatte Ursache zur Unzufriedenheit mit Rußland wegen seiner lauen Theilnahme an dem Kriege gegen Oesterreich, während der Zaar seinerseits diese Theilnahme durch den ihm im Frieden zu Schönbrunn gewordenen Antheil an der österreichischen Beute nicht hinlänglich belohnt fand und überdies die neueste Vergrößerung des Herzogthums Warschau als den gefährlichen Anfang einer Wiederherstellung Polens betrachtete. Das nächste Jahr brachte weitere Ursachen der gegenseitigen Entfremdung. Alexander empfand die Beraubung des Herzogs von Oldenburg, seines nahen Verwandten, wie eine persönliche Beleidigung, und Napoleon sah in einem neuen russischen Zolltarif die Lossagung des Zaaren von der Kontinentalsperre und eine Feindseligkeit gegen den französischen Gewerbfleiß und Handel. Seit Anfang des Jahrs 1811 machte man sich von beiden Seiten auf einen Bruch gefaßt und im Sommer bereits galt der Krieg für gewiß.

In seiner jetzigen Schwäche schwebte Preußen in augenscheinlicher Gefahr, bei dem bevorstehenden Zusammenstoße der beiden größten Mächte des Zeitalters erdrückt zu werden. Neutralität war eben so unmöglich wie eine wirksame Ver-

mittlung; Preußen hatte die Wahl der Partheinahme entweder für Frankreich oder für Rußland, in dem einen wie in dem andern Falle aber eine fast hoffnungslose Lage in Aussicht. Durch den Anschluß an Frankreich verstärkte es den ohnehin übermächtigen Todfeind, durch den Anschluß an Rußland lieferte es sich demselben von vorn herein in die Hände; denn die Franzosen standen immer noch mit Heeresmacht im Herzen des niedergeworfenen und fast entwaffneten Landes, hatten außer Danzig die Oderfestungen Stettin, Küstrin, Glogau mit großen Truppenmassen besetzt, konnten aus Sachsen, Westphalen, dem Großherzogthum Warschau binnen weniger Tage ansehnliche Kriegshülfe heranziehen, waren mit einem Worte an Ort und Stelle, auch ohne zeitraubenden Nachschub aus Frankreich, stark genug, um sofort vernichtende Schläge gegen Preußen zu führen. Mit Gedanken dieser Art beschäftigte sich Napoleon ohnehin, wie man wußte, seit den Tagen des Tilsiter Friedens, durch den er Preußen zu tief gedemüthigt, um jemals auf Versöhnung mit diesem Staate rechnen zu können, den er doch auf der andern Seite, auch in dessen jetziger Erniedrigung, nicht zu fürchten aufgehört hatte.

In Berlin schwankte, wie gewöhnlich, die Waage des Entschlusses, der freilich dies Mal schwieriger war als je. Der König und Hardenberg, um die Gefahr wenigstens hinauszuschieben, neigten auf die französische Seite, während Scharnhorst, Gneisenau und ihre Gesinnungsgenossen darauf drangen, daß die ganze preußische Streitmacht auf den Kriegsfuß gesetzt und sofort Stellung genommen werde gegen Frankreich. Durch Abkürzung der Dienstzeit hatte es Scharnhorst dahin gebracht, ohne Ueberschreitung des von Napoleon vorgeschriebenen Heerbestandes von 42,000 Mann, binnen drei bis vier Jahren 124,000 Mann kriegstüchtiger Truppen zu bilden, die, wie er und die Gleichgesinnten hofften, dem ersten Ansturm der Franzosen hinlänglichen Widerstand leisten würden, bis russische Hülfe am Platze sei.

Im März 1811 kam die preußische Regierung zu dem Entschlusse, dem französischen Kaiser ihre Bundesgenossenschaft anzubieten, erhielt jedoch eine ausweichende Antwort und eine scharfe Abmahnung von voreiligen Kriegsvorbereitungen. Angesichts dieser Haltung Napoleon's, welche allen Umständen nach für eine schwere Drohung gelten mußte, wandte sich Friedrich Wilhelm an den Kaiser Alexander mit dem Vorschlage, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, um dem Verhängniß wenigstens mit den Waffen in der Hand entgegen zu gehen. Da jedoch auch der Zaar mit einer offenen und befriedigenden Antwort zurückhielt, Frankreich dagegen im Herbst endlich mit bestimmten Vorschlägen an Preußen herantrat, so mußte man sich in Berlin, das inzwischen auf allen Seiten von französischen Heeresabtheilungen umstellt war, dazu verstehen, die Bedingungen Napoleon's anzunehmen, so hart sie auch waren. Am 24. Februar 1812 wurde der französisch-preußische Bundesvertrag dahin abgeschlossen, daß Preußen sich verpflichtete, zum Kriege gegen Rußland 20,000 Mann zu stellen, ohne jedoch seinen Heerbestand in entsprechender Weise vermehren zu dürfen, ferner die französischen Heere auf dem Durchmarsche auf preußische Kosten zu verpflegen und außerdem an den östlichen Gränzen große Magazine anzulegen, deren Kosten auf den noch rückständigen Theil der Kriegskontribution angerechnet werden sollten. — Nach Abschluß des Bündnisses mit Frankreich nahmen Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz und dreihundert andere preußische Officiere ihren Abschied, um nicht unter Napoleon's Fahne fechten zu müssen, und traten großen Theils in russischen Dienst.

Der Vertrag vom 24. Februar, aus Zwang und Schwäche hervorgegangen und aus Mißtrauen und Unaufrichtigkeit zusammengesetzt, trug den breiten Stempel der Nichtigkeit an der Stirn. Napoleon nahm einen Mitstreiter an, welchen er bewußter Maßen zu seinem ewigen Feinde gemacht, und Preußen leistete einem unbarmherzigen Sieger Heerfolge, dessen Niederlage ihm die einzige Aussicht auf Rettung gewährte — eine Doppellüge, die sich wenigstens an einem der Urheber und hoffentlich an dem Hauptschuldigen bitter rächen mußte und aus deren Wortlaut sich sittliche Pflichten und Rechte irgend einer Art nimmermehr ableiten ließen. Nichts natürlicher im Gegentheil, als daß die preußische Regierung sich von vorn herein, unter dem Vorwande eines letzten Vermittlungsversuchs, mit dem Kaiser Alexander in ein heimliches Einverständniß setzte gegen den Kaiser Napoleon — ein falsches Spiel, das freilich eben so wenig ehrenvoll war, wie die Nothlage, aus welcher es hervorging, dessen Verantwortung aber an erster Stelle dem frevelhaften Mißbrauche der Uebermacht oblag, welcher diese Nothlage geschaffen.

In mildern Formen und auf billigern Bedingungen kam am 14. März ein österreichisch-französisches Bündniß zu Stande, kraft dessen Oesterreich 30,000 Mann zum Kriege gegen Rußland stellte und dafür Anspruch auf mehr als hinreichende Entschädigung erhielt. Dagegen mißlang der Versuch Napoleon's, auch Schweden auf seine Seite zu ziehen, obgleich dort jetzt ein französischer Marschall, Bernadotte, durch Volkswahl die Anwartschaft auf den Thron erworben hatte; Schweden trat vielmehr in Kriegsgemeinschaft mit Rußland unter Zusicherung russischen Beistandes zur Eroberung von Norwegen, als Ersatz für das verlorene Finnland. Um vollends freie Hand gegen die Franzosen zu gewinnen, schloß Kaiser Alexander überdies Frieden mit der Türkei, unter Verzicht auf den größten Theil der in mehrjährigem Kriege gegen dieselbe eroberten Moldau und Walachei.

Die ungeheuern Schwierigkeiten und Gefahren des französischen Angriffs auf das russische Reich waren aller Welt

einleuchtend und die unterjochten Völker sahen dem bevorstehenden Riesenkampfe hoffnungsvoll entgegen. Die weite Entfernung Rußlands, seine großen Raumverhältnisse, sein schwacher Anbau bei dünner Bevölkerung, sein rauhes Klima bildeten wichtige Hülfsmittel des Widerstandes, welche keinem andern der von den Franzosen besiegten Länder zu Gebote gestanden und deren Werth man in Frankreich und sogar in dem sonst so zuversichtlichen französischen Heere keineswegs gering anschlug. Nur Napoleon selbst verachtete alle Hindernisse, die sich der Fortsetzung seiner Laufbahn entgegenstellten und hatte kein Ohr für die Warnungen, welche ihm dies Mal nicht fehlten. Vom Machtschwindel geblendet, wurde er von seinem sonst so sichern Urtheile gänzlich im Stiche gelassen, hatte er jeden Maßstab für das Verhältniß des Mittels zum Zweck verloren, schien er nicht einmal eine Ahnung davon zu haben, daß bei seinem jetzigen Spiele auch im glücklichsten Falle der mögliche Gewinn tief unter dem Einsatz bleiben müsse. Darum konnten denn auch nüchterne Geister sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der große Meister des Kriegs durch ein strafendes Verhängniß gezwungen werde, sich mit eigner Hand der Rache des mißbrauchten Glücks auszuliefern.

In den ersten Monaten des Jahrs 1812 begann die Bewegung der französischen und der verbündeten Truppen in östlicher Richtung, um die Mitte des Mai fand sich Napoleon bei dem Heere ein, zu Dresden nahm er die Huldigung des Kaisers Franz, des Königs Friedrich Wilhelm, der Rheinbundsfürsten entgegen und gegen Ende Juni überschritt er mit 450,000 Mann, denen andere Hunderttausende folgten, die russische Gränze. Rußland hatte dieser Heeresmacht kaum 200,000 Mann entgegenzustellen, die unter dem Oberbefehl des Livländers Barclay de Tolly, theils in Gemäßheit eines von deutschen Generalen ausgehenden Kriegsplanes, theils im Bewußtsein der Ueberlegenheit des Gegners, vor demselben zurückwichen. In Polen und Litthauen wartete der Franzosen

ein begeisterter Empfang. Mit ihnen glaubte man dort die Stunde der Wiederherstellung des polnischen Staats gekommen; Napoleon jedoch meinte Gründe zu haben, diesen hoffnungsvollen Aufschwung der Geister vielmehr darnieder zu halten, als zu unterstützen, seine Zurückhaltung entmuthigte den polnischen Patriotismus, und die Lasten des Krieges, welche bei der bereits sehr mangelhaften Verpflegung und der rasch einreißenden Zuchtlosigkeit des Heeres mit schwerer Wucht auch auf das befreundete Gränzland drückten, vollendeten die Ernüchterung der großen Masse des Volks.

Das französische Hauptheer, welches, 250,000 Mann stark, unter Napoleon's persönlicher Führung die Richtung auf Moskau nahm, stieß erst bei Smolensk auf ernstlichen Widerstand. Gezwungen durch das Murren des russischen Heeres und durch die Ungeduld des Kaisers Alexander, stellte sich Barclay de Tolly am 17. August zum Kampfe, in welchem er zwar unterlag, der aber auch den Franzosen theuer zu stehen kam. Einige Tage später gab Barclay de Tolly, der als Deutscher und als Zauderer in die laute Mißgunst des russischen Heeres gefallen war, den Oberbefehl an Kutusow ab, welcher am 7. September bei Borodino die von seinem Heere mit Ungestüm verlangte Hauptschlacht lieferte, die jedoch keine andere Entscheidung brachte, als daß sie den Franzosen den Weg nach Moskau frei gab.

Am 14. September hielt Napoleon seinen Einzug in die von der Einwohnerschaft verlassene alte Hauptstadt der Zaaren, am Abend des nämlichen Tages bezeugten einzelne Feuersäulen den Empfang, welchen der Gouverneur, Graf Rostopschin, dem französischen Heere bereitet und nach sechs Tagen lagen zwei Drittheile von Moskau in Asche. Die Friedensanträge, welche Napoleon jetzt an Alexander richtete, fanden kein Gehör, der französische Kaiser erkannte die Unmöglichkeit, sich den Winter hindurch in Moskau zu behaupten und am 18. Oktober trat

er mit seinem Heere, das auf 100,000 Mann zusammengeschmolzen war, den Rückzug an, welcher zwar in guter Haltung begonnen wurde, aber unter Entbehrungen aller Art, bei wachsender Entmuthigung und unabläßiger Verfolgung durch Kutusow endlich in regellose Flucht ausartete. Die ungewöhnlich früh eintretende Winterkälte vollendete die Auflösung und Vernichtung der Truppen Napoleon's, von denen nur 20- bis 30,000 Mann von der Mitte des December an im kläglichsten Zustande über die Memel zurückkehrten, welche der weitern Verfolgung durch die gleichfalls erschöpften Russen das erste Hinderniß entgegenstellte.

Das preußische Kontingent des französischen Heeres war als eine Division des zehnten Armeecorps unter dem Marschall Macdonald in die russischen Ostseeprovinzen eingerückt und vorzugsweise zur Belagerung von Riga verwendet worden, von dem Schicksale der Hauptstreitmacht Napoleon's demnach unberührt geblieben. Auf die Nachricht von deren Vernichtung trat Macdonald den Rückzug auf Tilsit an, während dessen die preußische Division, unter dem Befehl des Generals York, sich durch langsamern Marsch von ihm trennte und den Russen die Möglichkeit gab, ihr durch einige kleine Abtheilungen den Weg zu verlegen. York, der schon seit Anfang November in einiger Verbindung mit den russischen Befehlshabern in den Ostseeprovinzen gestanden, die ihn zum Abfall von den Franzosen drängten, überzeugte sich, daß mit dem Untergange des französischen Heeres die Stunde gekommen sei, das Joch Napoleon's zu brechen, seine in diesem Sinne nach Berlin gerichteten Mittheilungen jedoch wurden bis zum letzten Augenblicke ausweichend beantwortet. Die militärische Lage York's wurde inzwischen mit jedem Tage schwieriger, die russischen Generale bestürmten ihn immer heftiger mit ihren Anträgen und endlich faßte er nach hartem inneren Kampfe den Entschluß, sich auf eigne Verantwortung von der Waffengemeinschaft mit den Franzosen loszusagen. Durch einen am

30. December in Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch abgeschlossenen Vertrag verpflichtete er sich, unter jubelnder Zustimmung seines Offizierkorps und seiner Truppen, dem Marschall Macdonald den Gehorsam zu kündigen und in einstweiliger Neutralität die Befehle des Königs abzuwarten.

Damit war die Entscheidung für den weitern Gang des Krieges gegeben. Jetzt erst wurde es gewiß, daß die Russen nicht etwa, wie Kutusow und andere wichtige Männer im Heere und in der Umgebung des Kaisers Alexander wollten, an der Gränze des eignen Landes Halt machen und Deutschland sich selbst überlassen würden, jetzt war ein zündender Funke in den deutschen Volksgeist gefallen, der sich nicht mehr ersticken ließ, jetzt blieb dem Könige von Preußen, obgleich die Nachricht aus Tauroggen im ersten Augenblicke wie ein betäubender Donnerschlag auf ihn gewirkt, keine Möglichkeit des längern Schwankens. Inmitten einer starken französischen Besatzung in Berlin konnte er freilich kaum umhin, den Vertrag vom 30. December öffentlich zu verdammen und den General York scheinbar zur Verantwortung zu ziehen, aber in einer noch zwingendern Nothlage befand er sich gegenüber dem eignen Volk und Heer, deren mächtig aufgeregter Geist ihn selbst wider Willen in die von York eingeschlagene Richtung hineintrieb.

Ohne die von Berlin aus an ihn ergangene Abberufung vom Heerbefehl zu berücksichtigen, trat York als Generalgouverneur der Provinz Preußen auch an die Spitze der bürgerlichen Verwaltung, deren erster großer Schritt die Einberufung des Landtags war. Am 5. Februar 1813 trat derselbe in Königsberg zusammen und unter Leitung hoch patriotischer Männer, wie die Grafen Dohna, der Bürgermeister Heidemann, Schön, Auerswald, beschloß er nicht nur starke Aushebungen für das Heer, sondern neben denselben auch die allgemeine Volksbewaffnung, das Aufgebot der waffenfähigen Männer bis zum sechzigsten Jahre, eingetheilt in Landwehr

und Landsturm. Diese Maßregel gab der tiefen Bewegung, welche bereits durch das Volk ging, einen gewaltigen Schwung und binnen weniger Wochen stand ganz Ostpreußen in Waffen. Gleichzeitig vollzog sich der Uebergang aus der zu Tauroggen angenommenen Neutralität in den Kampf gegen die Franzosen von selbst.

Der König hatte unterdessen Berlin verlassen, um sich gegen einen etwaigen Handstreich der Franzosen nach Breslau in Sicherheit zu bringen, und von hier aus erging am 3. Februar sein Aufruf zum Eintritt in ein neu zu bildendes Korps freiwilliger Jäger, die sich auf eigne Kosten ausrüsten sollten. Der Feind, welchem es galt, wurde noch nicht genannt, das der Entschlüsse des Königs ungeduldig harrende Volk aber blieb jetzt keinen Augenblick länger in Ungewißheit darüber, daß die Stunde des Befreiungskampfes endlich geschlagen habe. Die Wirkung des königlichen Aufrufs ging über alle Erwartungen weit hinaus. Die gesammte waffenfähige Jugend der vom Kriegsdienst bisher noch verschonten gebildeten Stände strömte zu den Anmeldestellen, Studenten, Schüler, Handel- und Gewerbtreibende, Staatsbeamte, Professoren, Geistliche. Wer seine Ausrüstung nicht mit eignen Mitteln bestreiten konnte, dem gewährten die reichlich fließenden Gaben der Wohlhabenden, der Dienstunfähigen, der Frauen, der Kinder die erforderliche Aussteuer. Berlin allein stellte 9000 Freiwillige, der freudigste Opfermuth, ein begeistertes Pflichtgefühl, eine wahrhaft religiöse Zuversicht erhob die Seele des ganzen Volks aus tiefer und langer Ermattung mit einem Schlage zur höchsten Stufe der sittlichen Kraft.

Am 28. Februar erfolgte zu Kalisch der Abschluß eines preußisch-russischen Schutz- und Trutzbündnisses, als dessen großer Zweck die Befreiung Europas von der Gewaltherrschaft Napoleon's vorangestellt wurde und kraft dessen der Kaiser Alexander dem preußischen Staate die Wiederherstellung in dem Umfange und der Macht verbürgte, welche er vor dem

Kriege von 1806 besessen. Preußen übernahm 80,000, Rußland 150,000 Mann ins Feld zu stellen. Eine weitere Uebereinkunft, das Werk Stein's, der seit Mai 1812 der Vertrauensmann des Zaaren geworden und den stärksten Einfluß auf denselben übte, setzte am 19. März fest, daß diejenigen deutschen Gebiete, deren Regierungen sich dem Kampfe gegen Frankreich nicht anschließen würden, als Feindesland besetzt und unter die vorläufige Verwaltung eines preußisch-russischen „Centralraths" gestellt werden sollten, vorbehaltlich vertragsmäßiger Entscheidung über deren weiteres Schicksal.

Die preußische Kriegserklärung gegen Frankreich, am 16. März dem französischen Gesandten in Breslau übergeben, wurde am 17. März in Gestalt eines Aufrufs des Königs an das preußische Volk veröffentlicht, dem er, unter Hinweisung auf seine ruhmvolle Vergangenheit und seine schmachvolle Gegenwart, die Wahl stellte zwischen Sieg und Vernichtung. Aehnliche Ansprachen, noch kräftiger und beredter gehalten, ergingen im Namen der russischen Generale Wittgenstein und Kutusow. Zugleich wurde durch die Ausdehnung der Einrichtung der Landwehr und des Landsturms auf den ganzen Staat an jeden Preußen die gewissermaßen persönliche Aufforderung gerichtet, gegen das Vaterland seine Schuldigkeit zu thun. Und nicht vergebens. Wie die Jugend zum freiwilligen Heerdienst, so drängten sich die Männer reiferen Alters zum Eintritt in die neue Volkswehr und binnen der ersten fünf Monate des Jahrs hatte Preußen aus der Mitte seiner kaum 5 Millionen zählenden Bevölkerung wenigstens 270,000 Streiter in Reih und Glied gestellt, zum großen Theile freilich noch ungeübt, über das ganze Land zerstreut, durch die von den Franzosen noch besetzten Festungen stark in Anspruch genommen. Mehrere mit königlicher Genehmigung gebildete Freischaaren, insbesondere die des Majors von Lützow, wenn sie keine großen militärischen Leistungen versprachen, dienten wenigstens als weitere Heerde des patriotischen Feuers, dessen Funken durch die zün-

denden Worte eines Fichte, Schleiermacher, Arndt, Jahn, Körner in die Herzen auch der Rheinbundsbevölkerung und der der unmittelbaren französischen Herrschaft unterworfenen Deutschen getragen wurden.

Napoleon, der sein Heer auf dem Rückzuge aus Rußland am 5. December verlassen, um nach Paris zu eilen, hatte den Oberbefehl über die Trümmern desselben seinem Schwager Murat übergeben, der sich seinerseits, nachdem er bis Posen zurückgewichen, der mißlichen Aufgabe zu Lasten des Vicekönigs Eugen entledigte. Durch Verstärkung aus den französischen Besatzungen der Nachbarschaft brachte Eugen 20,000 Mann streitfähiger Truppen zusammen, mit denen er sich auf Berlin und von dort in den ersten Tagen des März an die Elbe zurückzog, während jedoch längs der Oder und der Weichsel, wie auch in Polen, immer noch eine Reihe fester Plätze, Danzig, Thorn, Stettin, Küstrin, Glogau ꝛc. in den Händen der Franzosen blieb. Am 17. März hielt York seinen feierlichen Einzug in Berlin, inmitten eines Freudenrausches der Einwohnerschaft, die sich, obgleich die Franzosen schon am 4. die Hauptstadt geräumt und russischen Truppen Platz gemacht hatten, erst unter dem sichtbaren Schutze der preußischen Waffen wieder frei fühlte. An dem nämlichen Tage wurden durch einige Schwadronen Kosaken unter dem General Tettenborn die französischen Behörden aus Hamburg vertrieben und unter stürmischem Volksjubel die Wiederherstellung der alten Unabhängigkeit der Stadt ausgerufen, Lübeck, Harburg und andere Nachbarstädte folgten dem hamburgischen Beispiel, der Großherzog von Schwerin sagte sich öffentlich vom Rheinbunde los, der Herzog von Dessau war der zweite, welcher seinen Austritt erklärte, in Oldenburg, Bremen und an andern

Punkten Norddeutschlands, selbst in Dresden, gährte der Aufstand.

Den Oberbefehl über das preußisch-russische Heer führte, obgleich die Russen kaum 50,000 Mann stark in Preußen eingerückt waren, der Feldmarschall Kutusow, alt, schwach, kriegsmüde, mit einer seinen persönlichen Eigenschaften entsprechenden Lahmheit, bis zu seinem am 29. April erfolgten Tode. Der Zweitkommandirende im russischen Lager, General Wittgenstein, folgte in Verbindung mit York dem Vicekönig Eugen in der Richtung auf Magdeburg, und bei Möckern kam es am 5. April zu einem heißen Treffen, in welchem die Verbündeten die Oberhand behielten und aus dem besonders der Name des Generals Bülow mit Ruhm hervorging.

Wichtigere Entscheidungen bereiteten sich unterdessen in Sachsen vor. Der König Friedrich August von Sachsen hatte das Land am 25. Februar mit seinen Schätzen verlassen, um in Prag die Ereignisse abzuwarten, und mit Hinterlassung von Befehlen, welche ihm seine weitern Entschlüsse nach beiden Seiten frei halten sollten. Die französische Besatzung von Dresden zog am 26. März ab, und Blücher rückte am 30. in die sächsische Hauptstadt ein. Am 24. April folgten ihm dahin der König von Preußen und der Kaiser von Rußland unter dem Zujauchzen der Einwohnerschaft. Friedrich August trat in Verhandlungen mit den Verbündeten, kam aber nicht hinaus über den Wunsch, sich und seinem Lande eine Art Neutralität zu wahren, die ihm weder von der einen noch von der andern Seite zugestanden werden konnte. Daß vielmehr gerade Sachsen der Schauplatz großer Kriegsereignisse werden solle, kündigten die Bewegungen der beiden feindlichen Heere deutlich an.

Napoleon hatte seit seiner Rückkehr nach Paris mit gewohnter Thätigkeit und Meisterschaft daran gearbeitet, sich einen Ersatz für das in Rußland verlorene Heer zu verschaffen, neue Aushebungen bis zum Belaufe von mehr als

500,000 Mann angeordnet, aus Italien und Spanien Truppen herangezogen, den Rheinbundsfürsten die Gestellung neuer Kontingente aufgegeben, für die Beschaffung von Kriegsgeräth in mehr als hinlänglicher Masse gesorgt und gewaltige Streitkräfte nach dem Innern Deutschlands in Bewegung gesetzt. Am 24. April brach er selbst von Mainz auf, um sich an die Spitze des französischen Heeres zu stellen, das sich an der mittlern Elbe und der Saale sammelte. Am 2. Mai traf er bei Lützen mit 120,000 Mann auf das verbündete Heer, das unter Wittgenstein, Miloradowitsch, York, Blücher, Kleist, bei 90- bis 95,000 Mann zählte. Nach langem und gewaltigem Ringen, in welchem die Preußen namentlich bei dem Dorfe Großgörschen ihrer Fahne Ehre machten, behielt das überlegene Talent und die Einheit des Willens der französischen Führung die Oberhand; die einzige Frucht des Sieges Napoleon's aber war dies Mal die Behauptung des Schlachtfeldes, das von den Verbündeten in voller Ordnung und ohne Verlust von Gefangenen oder Geschützen geräumt wurde. Im preußischen Heere hinterließ der Tag bei Lützen oder Großgörschen keineswegs den Eindruck einer Niederlage, sondern vielmehr ein gesteigertes Selbstvertrauen. — Der Schöpfer der jetzigen Wehrkraft Preußens, der General Scharnhorst, fand bei der ersten rühmlichen Probe seines Werkes den Tod.

Auf den weitern Gang der politischen und der Kriegsereignisse übte der 2. Mai gleichwohl einen sehr ungünstigen Einfluß. Nicht nur wurde der König Friedrich August dadurch wieder auf die Seite Napoleon's gebracht, sondern die Verbündeten sahen sich auch in der strategischen Nothwendigkeit, ihren Rückzug bis nach Dresden und darüber hinaus in die Lausitz fortzusetzen; überdies lockerte sich das niemals sehr vertraute Einverständniß zwischen der russischen und preußischen Kriegführung unter der Ungunst des Glücks so weit, daß sogar von einer vollständigen Trennung der beiden Heere die Rede war.

Am 20. stellten sich Preußen und Russen bei Bautzen zum neuen Kampfe. Die Verbündeten sowohl wie die Franzosen standen einander wieder in der frühern Stärke gegenüber, die schwächere Führung der erstern aber war dies Mal noch augenscheinlicher, als bei Lützen. Gleichwohl endete der Tag ohne Entscheidung. Am 21. wurde die Schlacht frühmorgens wieder aufgenommen, bis um drei Uhr Nachmittags mit ziemlich gleichen Kräften und unter beiderseitigen schweren Verlusten unterhalten, endlich aber von den Verbündeten abgebrochen und den Franzosen abermals das Schlachtfeld überlassen.

Die zweite verlorene Schlacht aber war von noch viel tieferer Einwirkung auf den allgemeinen Stand der Dinge, als die erste. Die preußisch-russische Mißstimmung steigerte sich bis zur Erbitterung. Wittgenstein mußte derselben weichen, der Oberbefehl ging auf Barclay de Tolly über und dieser, nachdem das Heer den Rückzug unter fortwährenden harten Kämpfen bis an die Oder fortgesetzt, bestand darauf, die russischen Truppen nach Polen zu führen, um sie dort zu erfrischen und zu ergänzen, ein Vorhaben, dessen Ausführung nach der Ueberzeugung der preußischen Staatsmänner und Generale nichts Anderes bedeutet haben würde, als den Rücktritt Rußlands vom Kriege, wiewohl der Kaiser Alexander bis jetzt mit tapferer Ausdauer an der gemeinschaftlichen Sache festhielt.

In dieser verhängnißvollen Lage öffnete Napoleon selbst den Verbündeten einen erwünschten Ausweg. Um seinen großen Theils ganz jungen und stark angegriffenen Truppen einige Ruhe zu verschaffen und im Vertrauen auf seine Ueberlegenheit auch auf dem Felde der Diplomatie, bot er einen Waffenstillstand an, der am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer auf sechs Wochen vereinbart wurde — ein Vertrag, dessen Abschluß er selbst später den größten Fehler seines Lebens nannte.

Wenige Tage vor dem Eintritte der Waffenruhe fiel Hamburg wieder in die Hände der Franzoſen. Schwach beſetzt durch einige Abtheilungen deutſcher und ruſſiſcher Truppen, denen von Seiten der Einwohnerſchaft nur eine geringe Unterſtützung zu Theil wurde, war die flüchtig verſchanzte Stadt der anſehnlichen franzöſiſchen Streitmacht, welche der Marſchall Davouſt, Fürſt von Eckmühl, im Mai heranführte und welcher auch die Dänen Vorſchub leiſteten, nachdem ſie um die Mitte des Monats die volle Gefahr der ſchwediſchen Anſchläge auf Norwegen kennen gelernt, bei Weitem nicht gewachſen. Der Kronprinz von Schweden, welcher inzwiſchen mit 20,000 Mann in Pommern gelandet war und ohne Mühe rechtzeitige Hülfe bringen konnte, ließ Hamburg verrätheriſch im Stich. Am 30. Mai rückte Davouſt in Hamburg ein, als Vollſtrecker einer barbariſchen Rache, die ihm Napoleon ſelbſt in allen Einzelnheiten vorgeſchrieben. Von den in ihr ehemaliges Amt wieder eingetretenen Senatoren ſollten fünf erſchoſſen, die übrigen in eine franzöſiſche Feſtung abgeführt werden, die ſämmtlichen Soldaten einer neugebildeten hanſeatiſchen Legion wurden vom franzöſiſchen Kaiſer durch gebieteriſche Anweiſung zu den Galeeren, ihre Offiziere zum Tode, fünfzehnhundert der reichſten Bürger zur Vermögenseinziehung, die Stadt ſelbſt zur Zahlung einer Brandſchatzung von 48 Millionen Franken verurtheilt. Demnächſt ließ Davouſt die ganze männliche Bevölkerung von Hamburg zur Frohnarbeit am Schanzenbau aufbieten, und eine Zahl von 20- bis 25,000 der ärmeren Einwohner, in Ausſicht auf eine bevorſtehende Belagerung, aus der Stadt treiben. Einige Tage ſpäter traf Lübeck ein ähnliches Schickſal.

An andern Punkten Norddeutſchlands fielen erfreulichere Ereigniſſe in die letzten Tage vor dem Waffenſtillſtande. Bei Luckau wurde ein Vorſtoß Oudinot's gegen Berlin durch Bülow abgewehrt, die Freiſchaaren des Rittmeiſters Colomb und des Majors Hellwig führten manchen glücklichen Handſtreich im

Rücken der Franzoſen aus, den großen Koſakenſchwärmen Tſchernitſcheff's gelang mehr als ein Ueberfall feindlicher Truppenkörper, von den belagerten Feſtungen mußten ſich Thorn und Spandau ergeben. Dagegen erlitt die Lützow'ſche Freiſchaar, nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes und im Vertrauen auf denſelben, durch ſchaamloſen Treubruch eines franzöſiſchen und des würtembergiſchen Generals Normann bei Kitzen einen Mordanfall, dem einige Hunderte ihrer Mannſchaft zum Opfer fielen.

Der Vertrag zu Poiſchwitz war unter weſentlicher Rückſicht auf Oeſterreich abgeſchloſſen worden, das, nachdem es den Krieg gegen Rußland als Bundesgenoſſe Frankreichs in ganz ähnlicher Weiſe geführt, wie Rußland in der nämlichen Verbindung den Krieg von 1809 gegen Oeſterreich — das heißt mit der größten Zurückhaltung, unter ſorgfältiger Schonung ſeiner Truppen und im ſtäten Hinblick auf den Fall eines etwaigen Wechſels der Rolle — nach Beendigung ſeines thatenloſen ruſſiſchen Feldzugs eine neutrale Stellung angenommen hatte, in welcher jedoch deutliche Merkmale der Neigung zur Partheinahme gegen Frankreich hervortraten. Insbeſondere der Wiedereintritt des Grafen Stadion in die Staatsgeſchäfte mußte als ein Zeichen der Wiederbelebung franzoſenfeindlicher Geſinnungen und Abſichten des Wiener Hofs angeſehen werden, und es galt nicht für unwahrſcheinlich, daß ohne die beiden letzten Siege Napoleon's Oeſterreich, in altem Haſſe gegen denſelben und in neuer Beſorgniß vor dem weitern Wachſen ſeiner Uebermacht, dem preußiſch-ruſſiſchen Bündniß bereits beigetreten ſein würde. Hatte Oeſterreich bisher nach beiden Seiten hin zum Frieden geſprochen,

so durfte man doch annehmen, daß es ihm auch heute noch vielmehr um einen rechtmäßigen Grund zur Theilnahme am Kriege gegen Napoleon zu thun sei, wenn dieser sich nicht etwa dazu verstand, die Fortdauer oder Erneuerung der österreichischen Bundesgenossenschaft um irgend einen überaus hohen Preis zu erkaufen. Aus einem Verbündeten Frankreichs verwandelte sich Oesterreich allmälig in einen Rathgeber, dessen Ton von Tag zu Tag dringender wurde und dem Napoleon endlich Gehör geben mußte, um ihn nicht sofort zum offenen Feinde werden zu lassen. So kam es denn zu jener Kriegspause unter dem Vorwande von Friedensverhandlungen, die von keinem der Betheiligten ernstlich gemeint waren, die jeder derselben vielmehr zu andern Zwecken auszubeuten gedachte: Napoleon zur Vereinigung seiner Gegner, Preußen und Rußland zur Verstärkung ihrer Streitmacht und zur Vervollständigung ihrer bisherigen Einverständnisse mit Oesterreich, und Oesterreich selbst zur Vollendung seiner Rüstungen.

Am 14. Juni kam, nach Ueberwindung vielfältiger Schwierigkeiten, welche die welfische Politik des Grafen Münster durch Ansprüche auf künftige Vergrößerung von Hannover verursachte, ein preußisch-englischer Vertrag zum Abschluß, nach welchem Preußen bis Ende des Jahrs 666,666 Pfund Sterling britischer Hülfsgelder erhalten sollte, ein für die bedrängte Finanzlage des Staats knapp bemessener Beistand, welcher durch den ihm gleichzeitig zugemutheten, aber nicht sofort bewilligten Verzicht auf Ostfriesland zehnfach aufgewogen werden sollte. Eine ähnliche Beihülfe erhielt Rußland in reichlicherem Maße und ohne andere als militärische Gegenleistung.

Am 27. Juni gelangten die zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich seit Monaten geführten Verhandlungen zum Ziele, indem die drei Mächte sich zu Reichenbach über die Bedingungen einigten, unter denen Frankreich der Friede angeboten werden und deren Verwerfung sie zur Kriegsgemeinschaft gegen Napoleon vereinigen sollte, nämlich: Auflösung

des Herzogthums Warschau, Räumung der Festungen, welche Frankreich noch in Polen und Preußen besetzt hielt, Rückgabe Illyriens an Oesterreich, Verzicht auf die Hansestädte und das norddeutsche Küstengebiet überhaupt. Diese Forderungen konnten freilich den bisherigen Zwecken des Kampfes gegen Napoleon bei Weitem nicht genügen, aber in der jetzigen Kriegslage gingen sie weit genug, um die Erwartung zu rechtfertigen, daß der französische Kaiser sich nimmermehr auf dieselben einlassen werde.

Noch in halber Unkenntniß der Reichenbacher Uebereinkunft, verstand sich Napoleon nach einer langen und leidenschaftlichen Unterhaltung mit Metternich dazu, in Friedensverhandlungen einzutreten, die unter österreichischer Vermittlung in Prag geführt und in den ersten Tagen des Juli beginnen sollten. Aber der Juli verging und der 8. August kam heran, der vorletzte Tag vor Ablauf des Waffenstillstandes, bevor der förmliche Vorschlag der Verbündeten an den französischen Kaiser gelangte, die Bedingungen des Reichenbacher Vertrages, denen nachträglich noch die Auflösung des Rheinbundes hinzugefügt wurde, anzunehmen und zwar binnen der nächsten 48 Stunden. Napoleon ließ die ihm gestellte Frist verstreichen, machte auch in den folgenden Tagen nur halbe Zugeständnisse, die Gefahr eines faulen Friedens ging vorüber, Oesterreich trat in die preußisch-russische Bundesgenossenschaft ein und mit dem Umfange des Krieges wuchsen dessen Zwecke.

Die drei jetzt verbündeten Mächte hatten die Zeit des Waffenstillstandes mit äußerster Kraftanstrengung ausgenützt, so daß jede derselben jetzt, einschließlich der zu den Belagerungen verwendeten Truppen, wenigstens 250,000 Mann in den Dienst der großen gemeinschaftlichen Sache stellen konnte.

Der österreichische Feldmarschall Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl über das ganze Bundesheer, dessen Hauptmasse, 240,000 Mann stark, unter seiner unmittelbaren Führung sich in Böhmen sammelte, während 100,000 Mann dem alten aber jugendfrischen Blücher in Schlesien und 150,000 Mann, auf den Wunsch des Kaisers Alexander, dem zweideutigen Kronprinzen von Schweden in Norddeutschland zugewiesen wurden. Napoleon hatte eine beträchtlich geringere Truppenzahl, dagegen aber den unschätzbaren Vortheil, der alleinige Herr seiner Kriegführung und Politik zu sein, während auf der Gegenseite wenigstens vier verschiedene Kriegsherren und eben so viele gesonderte Staatsinteressen in Betracht kamen.

Im Norden begann Oudinot die Feindseligkeiten mit einem zweiten Vormarsch gegen Berlin. Der Kronprinz von Schweden, obgleich in der Ueberzahl, machte Miene, die preußische Hauptstadt preiszugeben; nachdem er jedoch bis nach Groß- und Kleinbeeren, wenige Stunden von den Thoren Berlin's, ohne Kampf gewichen war, kündigte ihm General Bülow den Gehorsam, griff am 23. August die Franzosen auf eigne Verantwortlichkeit an und warf sie zurück. — Der neue Feldzug nahm damit einen guten Anfang, die Landwehr hatte ihre Feuertaufe rühmlich bestanden, der Mittelpunkt der patriotischen Bewegung in Deutschland war von jetzt an außerhalb des unmittelbaren feindlichen Bereichs.

So wenig Bernadotte zu dem Siege Bülow's beigetragen, eben so wenig fand er sich zur Verfolgung des geschlagenen Feindes veranlaßt; dagegen wurde ein von Magdeburg aus zur Verstärkung Oudinot's abgeschicktes Korps von 10,000 Mann durch die märkische Landwehr unter General Hirschfeld bei Hagelberg zur Hälfte mit Bajonnet und Kolben vernichtet, zur Hälfte gefangen genommen.

Der erste Hauptschlag des Feldzugs indessen fiel in Schlesien. Am 26. August stießen Blücher und der Marschall Macdonald in der Nähe des Klosters Wahlstadt an der Katzbach auf einander, die Franzosen erlitten eine vernichtende Niederlage, verloren über hundert Kanonen, ließen 18,000 Gefangene in den Händen der Sieger und geriethen in vollständige Auflösung.

Dem großen Siege in Schlesien folgte schon am nächsten Tage eine noch größere Niederlage in Sachsen. Aus Böhmen hervorbrechend, unternahm Schwarzenberg am 27. August einen schlecht vorbereiteten Angriff auf Dresden, welcher von Napoleon selbst, unter schweren Verlusten der Verbündeten, abgewiesen wurde. Schwarzenberg mußte den Rückzug nach Böhmen antreten, Napoleon aber schickte den General Vandamme mit 35- bis 40,000 Mann auf einem Richtweg voraus, ihm die Straßen durch die Gebirge zu verlegen, und die Rettung des ganzen Hauptheeres der Verbündeten hing davon ab, daß dieser Zweck vereitelt werde. Die russischen Generale Ostermann und Prinz Eugen von Würtemberg warfen sich mit schwachen Streitkräften Vandamme entgegen, hielten ihn am 29. August bei Kulm auf und gaben dem General Kleist Zeit, dem Feinde am 30. von Nollendorf aus in den Rücken zu fallen. Zwischen zwei Feuer genommen, erlitt Vandamme eine Niederlage, welche die bei Dresden davon getragene Scharte hinlänglich auswetzte, um die Verbündeten mit frischer Siegeszuversicht zu erfüllen.

Das nächste große Kriegsereigniß war eine Schlacht, welche Bülow, auch dies Mal von Bernadotte kaum unterstützt, am 6. September bei Dennewitz, in der Nähe von Jüterbogk, über den Marschall Ney gewann, auf welchen Napoleon die Führung des bisher von Oudinot befehligten Heeres übertragen. Ney ließ 80 Kanonen und 15,000 Gefangene in den Händen des Siegers und die Ueberbleibsel seines völlig zersprengten Heeres verdankten ihr Entkommen nur dem Verzichte des Kronprinzen von Schweden auf jede nachdrückliche Verfolgung.

Napoleon hatte sich unterdessen dem aus Schlesien nach

der Lausitz vorbrechenden Blücher entgegengeworfen, welcher ihm jedoch die Schlacht verweigerte und unter blutigen Gefechten zurückwich, bis Bewegungen im Heere des Fürsten Schwarzenberg den französischen Kaiser nöthigten, am 6. September nach Dresden zurückzukehren. Von hier aus wandte er sich während der nächsten Wochen bald gegen Schwarzenberg, bald gegen den, sobald er den Rücken gekehrt, wieder vordringenden Blücher, ohne daß jedoch der eine oder der andere den ihm angebotenen Kampf annahm. Der Kreis aber, durch den die Verbündeten, jetzt in großer Ueberzahl, Dresden einzuschließen trachteten, verengerte sich allmälig; Schwarzenberg und Blücher gewannen Boden, ein neues russisches Heer von 50- bis 60,000 Mann — zum Theile freilich aus Baschkiren und Kalmücken bestehend, die mit Bogen und Pfeil zu Felde zogen — war unter General Bennigsen im Anmarsche, Bernadotte näherte sich Dresden auf Befehl aus dem großen Hauptquartiere, in welchem sein mächtiger Gönner, Kaiser Alexander, das entscheidende Wort hatte, die Verbindungen der Franzosen mit dem Rhein wurden durch preußische Streifkorps, Freischaaren, Kosackenschwärme gefährdet und gestört, König Hieronymus mußte am 30. September vor Tschernitscheff aus Kassel flüchten, auch das südwestliche Deutschland gerieth in Gährung, die Rheinbundstruppen wankten, erwiesen sich unzuverlässig, benutzten sogar manche Gelegenheit, um in größern oder kleinern Schaaren überzugehen.

War die Stellung Napoleon's in Dresden bereits am Ende des September sehr schwierig geworden, so wurde sie gänzlich unhaltbar, als Blücher, nachdem er in Schlesien durch Bennigsen abgelöst worden, am 3. Oktober in einem heißen Kampfe bei Wartenburg, aus welchem York und die schlesische Landwehr den höchsten Ruhm davontrugen, den Uebergang über die Elbe erzwungen und Bernadotte, gern oder ungern, ihm am folgenden Tage auf das linke Flußufer gefolgt war. So trat denn Napoleon am 7. Oktober nothgedrungen den

Rückzug von Dresden auf Leipzig an, ließ jedoch auffallender Weise den Marschall St. Cyr mit 30,000 Mann in der sächsischen Hauptstadt zurück. Der König Friedrich August aber, welcher sich dem französischen Kaiser schließlich mit Leib und Seele in die Arme geworfen, fühlte sich unter dem Schutze St. Cyr's so wenig sicher, daß er seiner Residenz im Troß des abziehenden französischen Heeres den Rücken kehrte.

Nächst dem sächsischen Hofe hielten bis jetzt die Regierungen der südwestdeutschen Rheinbundsstaaten, Baiern, Würtemberg, Baden und Darmstadt, fest an der Sache Napoleon's. Durch ungewöhnliche Beflissenheit in Förderung derselben that sich der König Friedrich von Würtemberg hervor, der, gleich dem sächsischen Könige und seiner Umgebung, seine in das Lager der Verbündeten hineinreichenden Verbindungen insbesondere benutzte, um den Franzosen Kundschafterdienste zu leisten. Die Großherzoge von Baden und Darmstadt wurden schon durch das Gefühl ihrer Hülflosigkeit unter dem unmittelbaren Griff Napoleon's an denselben gebunden; der mächtigste der Rheinbundsfürsten aber, Maximilian Joseph von Baiern, gehörte zu denjenigen unter ihnen, welche mit Freudigkeit, wenn nicht gar mit Stolz, die Farben des Herrn und Meisters trugen, dem er seine vermeinte Souveränetät und seinen Rang unter den gekrönten Häuptern verdankte. Selbst die ungeheuern Opfer, welche der russische Feldzug kostete, zu dem Baiern 30,000 Mann stellte, die nicht wieder zurückkehrten und sofort durch neue Aushebungen ersetzt werden mußten, machten ihn nicht irre in seiner Rolle des getreuen Helfershelfers der Fremdherrschaft; als jedoch im Herbst die Geschicke Napoleon's augenscheinlich eine schlimme Wendung nahmen und als überdies das baierische Volk, von dem neuen Geiste angeweht, welcher durch Deutschland ging, den weitern Zumuthungen für französische Zwecke eine bedenkliche Haltung entgegenstellte: da wurde Maximilian Joseph plötzlich andern Sinnes. Kraft eines am 8. Oktober zu Ried abgeschlossenen Vertrags mit

Oesterreich trat Baiern dem Bündnisse gegen Frankreich bei, gegen Gewährleistung seiner jetzigen Souveränetät und vollen Ersatzes für den unvermeidlichen Verlust von Tyrol und für etwaige andere Gebietsabtretungen. — Der baierische Minister Montgelas, als er den französischen Gesandten in München von der eingetretenen Veränderung benachrichtigte, fügte beschwichtigend hinzu: was auch weiter geschehen möge, Baiern wird Frankreichs immer bedürfen.

Wie im stillschweigenden Einverständniß der beden feindlichen Heere war die Ebene bei Leipzig zum Schlachtfelde bestimmt. Am 14. Oktober zog Napoleon in Leipzig ein, in dessen unmittelbarer Nähe das böhmische Heer des Fürsten Schwarzenberg fast gleichzeitig eintraf und noch am nämlichen Tage wurde die bevorstehende Entscheidung durch einen großartigen Reiterkampf bei Liebertwolkwitz eingeleitet, der zum Vortheil der Verbündeten ausschlug. Der folgende Tag verging unter Vorbereitungen zu der Hauptschlacht, in welcher am 16. 200,000 Verbündete 150,000 Franzosen gegenüberstanden. Der Brennpunkt des Kampfes war Wachau, im Süden von Leipzig. Trotz der Minderzahl des Feindes machte die Kriegsmeisterschaft Napoleon's, bei sehr fehlerhaften Anordnungen Schwarzenberg's, den Ausgang des Tages lange zweifelhaft. Die verbündeten Monarchen selbst waren einen Augenblick in unmittelbarer Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen. Schon glaubte Napoleon sich des Sieges sicher, schon befahl er, die Glocken in Leipzig zu läuten, schon ließ der König von Sachsen ein Tedeum singen, als nach achtstündigem furchtbaren Ringen das Gleichgewicht wieder hergestellt wurde und die einbrechende Nacht die Waffen zur Ruhe brachte. — Im Norden von Leipzig, bei Möckern, erfocht York über den Marschall Marmont einen vollständigen aber beispiellos blutigen Sieg.

Obgleich der 16. Oktober keinen Ausschlag mit sich brachte, verschlimmerte er doch die Lage Napoleon's in hohem Grade; denn er gab den Verbündeten eine werthvolle Frist

zum Heranziehen bedeutender Verstärkungen, insbesondere der Heere Bennigsen's und des Kronprinzen von Schweden, welcher die bisher unter nichtigen Vorwänden verweigerte Theilnahme an dem großen Kampfe jetzt nicht länger ablehnen konnte, während auf der andern Seite die Rheinbundstruppen im Laufe jenes zweifelhaften Tages entweder bereits abgefallen, oder doch dem Entschlusse des Abfalles nahe gekommen waren. Gleichwohl verlor Napoleon, dessen Schicksal wahrscheinlich an wohlbenutzten Stunden hing, den 17. Oktober über einem aussichtslosen Versuche, Verhandlungen mit Franz von Oesterreich anzuknüpfen, indem er demselben durch den gefangen genommenen General Meerveldt, unter starker Betonung seiner Eigenschaft eines Schwiegersohns des österreichischen Kaisers, Verzicht auf die deutschen Nordseeküsten, den Rheinbund, Illyrien und das Herzogthum Warschau anbieten ließ. Auf diese Vorschläge indessen erfolgte gar keine Antwort und am 18. Oktober begann das furchtbare Waffenspiel von Neuem.

Napoleon hatte seine Streitmacht bis auf 145,000 Mann wieder ergänzt, denen jedoch die Verbündeten die doppelte Zahl entgegen stellen konnten. Die Franzosen und die in ihren Reihen unter Poniatowski kämpfenden Polen leisteten der Uebermacht heldenmüthigen Widerstand, bei Probsthaida, Paunsdorf, Schönfeld und an mehreren andern Punkten wurden eben so viele selbstständige Schlachten geliefert, die Erde bebte unter dem Donner von tausend Kanonen, die Leichen thürmten sich zu Hügeln auf, zehn brennende Dörfer, in denen die Verwundeten zu vielen Hunderten unter gräßlichem Jammergeschrei den Feuertod sterben mußten, beleuchteten den Schauplatz des massenhaften Verderbens. Schon am Vormittage gingen von den Resten des sächsischen Rheinbundskontingents 3000 Mann zu den Verbündeten über und bald darauf folgten ihnen einige hundert würtembergische Reiter, ein doppelter Zwischenfall, der bei der geringen Zahl der betheiligten Truppen ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse blieb. — Der

Tag endete damit, daß die Franzosen von allen Seiten unter die Mauern von Leipzig zurückgedrängt wurden.

In der folgenden Nacht begann Napoleon den um achtundvierzig Stunden verspäteten Rückzug, dessen Möglichkeit er nur den unzulänglichen Gegenmaßregeln der Verbündeten und insbesondere der Scheu Schwarzenberg's vor einem letzten Kraftstreiche der Verzweiflung des Feindes verdankte. Während die französische Hauptmacht in der Richtung auf Weißenfels abzog, stürmten die Verbündeten das von einer starken Nachhut noch behauptete Leipzig, das gegen Mittag von verschiedenen Thoren aus gleichzeitig genommen wurde. Rathlosigkeit und Verwirrung, die Verstopfung der Straßen und Ausgänge durch Fuhrwerk und Geschütze, das voreilige Sprengen der Elsterbrücke lieferten den größten Theil der noch in der Stadt zurückgebliebenen feindlichen Truppen und unter ihnen das badische Rheinbundskontingent in die Gefangenschaft des Siegers. Hunderte von Flüchtlingen, namentlich der ritterliche Fürst Poniatowski, ertranken in der Elster. Am Nachmittage hielten die verbündeten Monarchen unter dem jubelnden Zuruf der Einwohnerschaft ihren Einzug in die Stadt, welche alles Leiden der jüngsten Vergangenheit und die fortdauernde Noth des Tages in dem glücklichen Gefühle einer endlichen Erlösung vergaß. — Der in Leipzig zurückgebliebene König von Sachsen wurde als Kriegsgefangener unter Bewachung gestellt.

Die drei Schlachttage bei Leipzig hatten ungeheure Menschenopfer verschlungen, deren Zahl man für die verbündeten Heere auf 50,000 Todte und Verwundete schätzte, welche sich in annähernd gleichem Verhältniß auf Preußen, Oesterreicher und Russen vertheilten, während das schwedische Heer Bernadotte's dabei nur mit hundert Mann betheiligt war. Welche Ströme deutschen Blutes der Sieg aber auch gekostet, er war in dem allgemeinen Bewußtsein nicht zu theuer erkauft und die stürmische Begeisterung des Triumphes ließ keine störende

Empfindung aufkommen. Ja, das welterschütternde Ereigniß der „Völkerschlacht" brachte die erste kräftige Lebensregung in der Gesammtseele des deutschen Volkes hervor, ihre Donnerstimme weckte, wenn auch nur für einen flüchtigen Augenblick, ein Nationalbewußtsein, das bisher höchstens geträumt hatte.

Wie mächtig indessen auch die Eindrücke jener Tage waren, sie erzeugten doch zunächst nur Gemüthsstimmungen und gaben weder Willensrichtungen noch Zwecke. Die Befreiung Deutschlands, von Anbeginn des Krieges die von Stein, Arndt, Gneisenau und den ihnen Gleichgesinnten ausgegebene Loosung, wurde jetzt allerdings das allgemeine Feldgeschrei von der Memel bis zum Rhein, vom Meer bis zu den Alpen, und der goldne Klang des Wortes berauschte Millionen Herzen; der doppelte Inhalt desselben aber verschmolz sich in der Auffassung der Menge zu einer einzigen und sehr einfachen Vorstellung. Was die ungeheure Mehrzahl in Volk und Heer unter der Freiheit verstand, an welche der letzte Blutstropfen gesetzt werden sollte, war nichts Anderes als die Vernichtung der Fremdherrschaft, deren Allgegenwart, deren zunehmender Druck, deren wachsender Uebermuth das geduldigste aller Völker endlich bis zur Wuth gereizt, deren Schmach im Laufe langer Jahre sogar die deutsche Rachsucht in Harnisch gebracht.

Sicherlich, in allen deutschen Landen hatte man auch unter den einheimischen Regierungen viele gerechte Beschwerden gehabt, alle frühern Ursachen zur Unzufriedenheit aber verschwanden gegenüber dem entehrenden Unglück des französischen Jochs, und wenn das deutsche Volk dieses Joch jetzt abschüttelte, so entlehnte es den Willen und die Kraft dazu seinem Haß, seinem empörten Stolz, mit einem Worte seinem Gefühle und seiner Leidenschaft, in die sich keine Art politischer Berechnung einmischte. Einige der Anstifter und Führer der großen Bewegung allerdings warfen den Blick über das nächste Ziel derselben hinaus, hofften, daß die Befreiung von der

Franzosenherrschaft auch neuen Spielraum schaffen werde für die seit Jahrhunderten im Absolutismus erstarrte politische Lebensthätigkeit des Volks, dachten an Erneuerung des Ständewesens und andere Bedingungen der bürgerlichen Wohlfahrt; solche Vorstellungen aber waren selbst für diese einzelnen ihrer Zeit vorgreifenden Geister nur schwankende Zukunftsbilder, die mit den gebieterischen Forderungen des Augenblicks nicht das Mindeste gemein hatten: die Freiheit, welche jetzt erkämpft werden sollte, war für die Fahnenträger wie für den großen Haufen die Unabhängigkeit von Frankreich.

Und in der nämlichen Vorstellung ging für die Volksmenge auch der Begriff des deutschen Vaterlandes auf, dessen Name jetzt in Aller Munde war. Eine politische Bedeutung hatte auch dieser Name nur in den Absichten vereinzelter patriotischer Männer. In dem berühmten Aufruf des Königs von Preußen: „An mein Volk", dem man mit Recht den stärksten Einfluß auf die Volksbewegung zuschrieb, fand sich nicht die leiseste Hindeutung auf gesammtdeutsche Staatsgedanken, und wenn einige russische Proklamationen, namentlich die von Kalisch datirte des Generals Kutusow, solche Gedanken zur Sprache brachten, so geschah es ohne alle Beglaubigung durch eine zuständige Auktorität, und lediglich auf Antrieb von deutschen Privatleuten im russischen Lager. Das Deutschthum der Volksbegeisterung war lediglich der Gegensatz des Franzosenthums, der Ausdruck der gemeinschaftlichen Sache gegen über Napoleon. Wenn in diese Auffassung immerhin dunkle Erinnerungen und Hoffnungen deutscher Einheit, Größe und Macht hineinspielten, so boten sie doch selbst in den bevorzugten Köpfen keine bestimmten Punkte der Anknüpfung an die Gegenwart. Der Masse des deutschen Volks blieben solche Wünsche oder gar Erwartungen völlig fremd. Sie stand kurz und gut gegen die Franzosen auf und ihre deutschen Zwecke gingen nicht hinaus über den gemeinschaftlichen Kampf

und Sieg. Das in den Gesichtskreis weniger Geister hineindämmernde Nebelbild eines geeinigten Deutschland schwebte haltlos in der Luft, ohne allen Zusammenhang mit den Antrieben zum Kampfe und mit dessen Zwecken, und kein lebender Mensch hatte auch nur eine Ahnung von den Vorbedingungen der Verkörperung jenes Schattenwesens, geschweige denn, daß irgend Jemand die Mittel zum Zweck anzugeben gewußt hätte. Mit einem Worte, die Idee der staatlichen Gestaltung Gesammtdeutschlands war so weit entfernt von der Reife, daß sie vielmehr kaum zu keimen begann.

Und dennoch, ohne Wissen und Wollen der ungeheuern Mehrheit des Volks, wurde in dem Unabhängigkeitskampfe der Grund gelegt zu der Einheit und Freiheit Deutschlands. Nicht nur durch die Erfüllung der ersten Voraussetzung des Erwerbes dieser Besitzthümer, durch den Sturz der Fremdherrschaft, sondern auch durch die Erzeugung nie dagewesener nationaler Gedanken, Empfindungen, Leidenschaften, die aus dem gemeinschaftlichen Ringen und Siegen hervorgingen, sittliche Kräfte, die freilich nach schwachen Anfängen das langsame Wachsthum eines Menschenalters nöthig hatten, bevor sie anfangen konnten, sich in der Welt der Thatsachen zu bethätigen.

Der Rückzug Napoleon's ging über Freiburg und Naumburg auf Erfurt und Frankfurt. Obgleich nur schwach und planlos verfolgt, gerieth ein großer Theil seiner von dem Leipziger Schlachtfelde geretteten Mannschaft — bei 100,000 Mann — durch Anstrengung und Entbehrung in einen Zustand der Auflösung und des Elends, welcher an den Rückzug aus Rußland lebhaft erinnerte. Bei Hanau stellte sich der vom Inn herbeigeeilte baierische General Wrede den Trümmern des französischen Heeres in den Weg, wurde jedoch in

Folge seiner fehlerhaften Anordnungen von Napoleon selbst an der Spitze seiner Garden, die noch ihre gute militärische Haltung bewahrten, überrannt. In den ersten Tagen des November ging Napoleon mit 60- bis 70,000 Mann, die ihm, der Mehrzahl nach mit dem Keim des Todes in der Brust, bisher hatten folgen können, über den Rhein nach Mainz und fast gleichzeitig nahmen die Verbündeten ihr Hauptquartier in Frankfurt.

Die Ermüdung der Heere und die Unschlüssigkeit der gekrönten Häupter führte jetzt eine Pause in der Kriegführung herbei, welche durch mancherlei diplomatische Ereignisse ausgefüllt wurde. Die bis zum letzten Augenblicke unter der Fahne Napoleon's gebliebenen Rheinbundsfürsten erklärten nunmehr, da sie die Sache desselben unrettbar verloren sahen, ihren Abfall. Zuerst der König von Würtemberg, nachdem er noch unmittelbar zuvor den Sieg des französischen Kaisers bei Hanau durch ein Fest gefeiert, kraft eines am 2. November zu Fulda abgeschlossenen Vertrags mit Oesterreich, der ihm seine Souveränetät gewährleistete, dann Weimar, Hessen-Darmstadt, Baden, Nassau, Koburg u. s. w., denen zwar gleichfalls ihre bisherige Landeshoheit verbürgt wurde, aber unter Vorbehalt derjenigen Einrichtungen, welche die Sicherstellung der Unabhängigkeit Deutschlands erfordere. Ausgeschlossen von dem Ausgleich mit den Verbündeten blieben der König von Westphalen, der Großherzog von Berg, der Fürst-Primas in Frankfurt als bloße Geschöpfe Napoleon's, und die Fürsten von Isenburg und von der Leyen, die eine besonders gehässige Rolle im Dienste desselben gespielt hatten. Die vertriebenen Regenten von Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Hessen-Kassel dagegen nahmen ohne Verzug wieder Besitz von ihren Fürstenstühlen und eben so traten die Hansestädte und Frankfurt ihre freistädtische Selbstregierung von Neuem an. Gleichzeitig mit ihrer Befreiung von der Franzosenherrschaft erfolgte der Eintritt aller dieser Staaten in

die Kriegsgemeinschaft gegen Frankreich, in welcher nunmehr das ganze Deutschland zum ersten Male nicht bloß der Form nach, sondern auch durch den Willen und die That vereinigt war.

Ob es aber überhaupt zur weitern Fortsetzung des Krieges kommen werde, blieb einstweilen sehr zweifelhaft. Im Lager der Verbündeten hatte man noch nicht aufgehört, Napoleon zu fürchten und die Gefahren eines Angriffskrieges gegen Frankreich lebten noch frisch in der Erinnerung. Nach solchen Erwägungen einigten sich die in Frankfurt versammelten Minister der großen Mächte mit Einschluß Englands, aber ohne Preußen, das in Abwesenheit Hardenberg's bei diesen Verhandlungen nicht vertreten war, über einen Friedensvorschlag auf Grundlage der Rheingränze und des französischen Verzichts auf Spanien und Holland, welcher durch den bisherigen französischen Gesandten in Weimar, St. Aignan, am 15. November nach Paris überbracht wurde. Napoleon, der inzwischen bereits gewaltige neue Rüstungen ausgeschrieben, antwortete anfänglich ausweichend und als er sich einige Tage darauf eines Bessern besann, kam seine Einwilligung glücklicher Weise zu spät. Stein war inzwischen in Frankfurt eingetroffen und hatte durch seinen Einfluß auf den Kaiser Alexander, dem der Kaiser Franz und der König Friedrich Wilhelm ungern, aber mit bereits gewohnter Unterordnung zustimmten, den Ausschlag für die Fortsetzung des Krieges gegeben. Der tapfere Entschluß wurde am 7. December durch ein schwächliches Manifest kund gethan, das vorzugsweise darauf berechnet war, die französische Nation dem Kaiser Napoleon abwendig zu machen und ihr die Zusage gab, daß sie jeden Falls im Besitze eines größern Gebietes belassen werden solle, als sie unter ihren Königen jemals besessen.

Inzwischen waren zwei der wichtigsten Plätze gefallen, welche die Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig im Innern Deutschlands noch innegehabt, Dresden und Danzig mit Besatzungen von je mehr als 30,000 Mann, die sich kriegs-

gefangen ergeben mußten; Stettin, Torgau, Küstrin, Glogau, Wittenberg, Erfurt, Magdeburg, Hamburg hielten sich zum Theil bis tief in das folgende Jahr. Dagegen erlitt das verbündete Heer eine freilich nur scheinbare Schwächung durch den Abzug der schwedischen Truppen Bernadotte's, der sich alsbald nach den Tagen bei Leipzig gegen Dänemark wendete und im Frieden zu Kiel am 14. Januar 1814 die Abtretung von Norwegen erzwang.

Am Rhein verzögerte die Vielköpfigkeit der Kriegsleitung die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bis zum Ende des Jahrs; im Beginn des folgenden aber drangen die Verbündeten mit großer, jedoch über-weite Räume vertheilter Heeresmacht von allen Seiten in Frankreich ein. In der Neujahrsnacht ging Blücher bei Caub über den Rhein, unterstützt und freudig empfangen von der jenseitigen Bevölkerung, während andere Abtheilungen seines Heeres bei Koblenz und Mannheim den Strom überschritten, der hinfort nicht mehr Deutschlands Gränze sein sollte. Von Holland aus rückte Bülow heran, welcher dieses Land schon im December unter dem Jubel des Volks von den Franzosen befreit hatte, und dem sich demnächst ein kleines englisches Heer anschloß. Die Hauptmacht der Verbündeten jedoch, unter Schwarzenberg, nahm ihre Richtung durch die Schweiz, deren napoleonische Verfassung jetzt zusammenbrach und die in Folge davon ihre Neutralität ohne Widerstreben preisgab, nach der Freigrafschaft und der Champagne. Zugleich brach von den Pyrenäen her der Herzog von Wellington in das südliche Frankreich ein. Die Franzosen hielten nirgends Stand und wichen auf Paris zurück.

Der Fürst von Schwarzenberg, begleitet von den Monarchen und Diplomaten der großen Bundesgenossenschaft, nahm in der zweiten Hälfte des Januar 1814 sein Hauptquartier in Langres, wo abermals eine Reihe von werthvollen Tagen in militärischen und politischen Zweifeln verloren wurde, bevor man sich zum langsamen weitern Vorrücken verstand. Darüber

gewann Napoleon Zeit, Streitkräfte genug zu vereinigen, um sich am 29. Januar mit Uebermacht auf den in Brienne stehenden Blücher zu werfen, der ihm den Kampfplatz überlassen mußte. Aber schon am zweitfolgenden Tage konnte Blücher, mit welchem sich Schwarzenberg inzwischen vereinigt und dem er den Oberbefehl abgetreten hatte, bei la Rothière Vergeltung üben; Napoleon unterlag und der Rückzug seines Heeres glich einer Flucht. Die Ausnützung des Sieges aber wurde durch Meinungsverschiedenheiten im Hauptquartiere, insbesondere durch österreichische Zweifel, Bedenken und Friedenswünsche verhindert. In Folge des abermaligen Zauderns konnte Napoleon sich nicht allein wieder sammeln, sondern auch verstärken, und während Blücher, dem sein siegreiches Ungestüm den Marschallsstab und den Beinamen des Marschalls „Vorwärts" gewonnen, längs der Marne und Schwarzenberg an der Seine auf Paris vorging, schickte der französische Kaiser sich an zu neuen glänzenden Proben seiner Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde. Die vereinzelten Hauptabtheilungen des Blücher'schen Heeres wurden zwischen dem 10. und 14. Februar der Reihe nach bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Vauchamps und Etoges von Napoleon überfallen und geschlagen, so daß der preußische Feldmarschall in diesen fünf Tagen bei 15,000 Mann verlor.

Die Nachricht von diesen gehäuften Unglücksfällen gab der Friedensparthei im Hauptquartier der Verbündeten das Uebergewicht. Hatten bisher nur Oesterreich und die englische Diplomatie auf schleunige Beendigung des Krieges unter den bescheidensten Bedingungen gedrungen, so trat jetzt auch Preußen aus seinem gewohnheitsmäßigen Schwanken heraus auf ihre Seite und endlich gab sich selbst der Kaiser Alexander für überstimmt, der nach dem unwandelbaren Rathe Stein's bisher der beharrliche Vertreter des Gedankens gewesen, nur in Paris Frieden mit Frankreich zu schließen. Schon in den ersten Tagen des Februar war, auf Metternich's Vorschlag und mit

Anknüpfung an die im December durch die Verbündeten von Frankfurt aus gestellten Anträge, zu Chatillon in Burgund ein Friedenskongreß eröffnet, der jedoch in Ermangelung bündiger Vollmachten von vorn herein gelähmt und am 10. des Monats sogar förmlich vertagt war; nach den wiederholten Niederlagen Blücher's gingen dem Kongresse die endgültigen Vollmachten der Verbündeten zu und trat er wieder in Thätigkeit.

Die Kriegführung jedoch sollte durch die Verhandlungen in Chatillon nicht unterbrochen werden. Demnach wandte sich Napoleon, nachdem er Blücher unschädlich gemacht zu haben glaubte, gegen das dem Heere des Fürsten Schwarzenberg angehörige Korps des Kronprinzen von Würtemberg, dem er am 18. Februar bei Montereau das Feld abgewann. Die Friedensströmung im Hauptquartier wurde dadurch gekräftigt und Schwarzenberg veranlaßt, sich über Troyes und Bar an der Aube bis nach Chaumont zurückzuziehen; Blücher jedoch erwirkte sich gleichwohl vom Könige Friedrich Wilhelm und vom Kaiser Alexander die Ermächtigung, einen zweiten Vorstoß gegen Paris zu machen, und zwar unter Verstärkung seines Heeres bis auf 100,000 Mann. Bernadotte, der nach dem Gelingen seines Handstreichs gegen Dänemark auf dem französischen Kriegsschauplatz erschienen war, übernahm die Beobachtung der im Rücken Blücher's zurückbleibenden Festungen.

Die Führung Blücher's war, in Folge eines bedenklichen Unwohlseins und vielleicht auch gehemmt durch das rechtmäßige Mißtrauen gegen Bernadotte, dies Mal nicht so rasch und sicher, wie gewöhnlich, das plötzliche Erscheinen Napoleon's mit ansehnlichen Streitkräften veranlaßte ihn sogar zu einer ausweichenden Bewegung bis nach Laon, in dessen Nähe, bei Craonne, am 7. März ein französischer Angriff mit schwerer Wucht die russische Heeresabtheilung des preußischen Feldmarschalls traf, welche nach beiderseitigen großen Verlusten das

lange behauptete Schlachtfeld schließlich räumen mußte. Zwei Tage später jedoch wurde diese Schlappe mehr als ausgeglichen in einem nächtlichen Ueberfalle, durch welchen York das französische Armeekorps des Marschalls Marmont bei Laon theils aufrieb, theils zersprengte. — Unterdessen war auch Schwarzenberg von Neuem vorgegangen, Napoleon warf sich ihm bei Arcis an der Aube entgegen, focht am 20. gegen dreifache Uebermacht mit der ganzen Vollkraft seiner besten Tage, scheiterte jedoch an der Unlösbarkeit der ihm dies Mal gestellten Aufgabe und zog sich am folgenden Tage ostwärts nach St. Dizier zurück.

Während dieser Kriegsvorgänge machte die Diplomatie ihren letzten Vermittelungsversuch. Als die Verhandlungen des Kongresses zu Chatillon am 17. Februar wieder eröffnet wurden, erklärten sich die Verbündeten zum Frieden bereit gegen Freigebung Hollands, der Schweiz, Italiens, Spaniens und Beschränkung Frankreichs auf die Gränzen, welche es im Jahr 1792 gehabt. Napoleon, durch die wenige Tage zuvor in der Champagne gegen Blücher gewonnenen Erfolge mit neuer Zuversicht in sein Kriegsglück erfüllt, wies diese Vorschläge wie entehrende Zumuthungen zurück. Er bestand vor allen Dingen darauf, die Rheingränze mit Einschluß von Belgien festzuhalten, und als am 24. Februar ein schwachmüthiger Waffenstillstandsantrag Schwarzenberg's an ihn gelangte und andere Zeichen der Unschlüssigkeit und Uneinigkeit der Verbündeten zu Tage traten, steigerte sich sein Trotz. Die Folge davon war die Erneuerung und Bekräftigung des Bündnisses der vier Mächte durch einen am 1. März zu Chaumont abgeschlossenen Vertrag und die Verallgemeinerung der von Stein und Blücher längst verfochtenen, im Kreise der Monarchen und Diplomaten aber bisher nur vom Kaiser Alexander getheilten Ansicht, daß nur durch die Entthronung Napoleon's zu einem dauernden Frieden zu gelangen sei. Am 18. löste sich der Kongreß in Chatillon auf, ohne zu irgend

einem Ergebnisse gekommen zu sein, und am 25. traten die Verbündeten den Marsch auf Paris an.

Die jetzt vereinigten Heere Schwarzenberg's und Blücher's zählten 170,000 Mann, denen die Marschälle Marmont und Mortier mit nur 25,000 Mann den Weg nach der französischen Hauptstadt vergebens streitig zu machen versuchten, während Napoleon selbst mit einer kaum größern Truppenzahl im Rücken der Verbündeten sich umsonst bemühete, dieselben von ihrem Vorhaben abzubringen. Am 30. März erschienen die Verbündeten im Angesichte von Paris, unter dessen Mauern Marmont und Mortier sich zur letzten verzweifelten Gegenwehr stellten, welche in einigen blutigen Stunden gebrochen wurde. Napoleon, in Gewaltmärschen herbeigeeilt, kam zu spät, um an dem Kampfe theilzunehmen oder ihn erneuern zu können, und wandte sich nach Fontainebleau in der Absicht, dort seine Streitkräfte zur Fortsetzung des Kriegs zu sammeln. In der folgenden Nacht schloß Schwarzenberg mit Marmont eine Kapitulation, welche den Verbündeten die Thore von Paris öffnete, und am 31. März um die Mittagsstunde hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen ihren triumphirenden Einzug in die französische Hauptstadt, deren Bevölkerung sie als Befreier empfing. — Wien, Berlin, Moskau waren gerächt!

Die erste Bedingung des Friedens mit Frankreich war die schon am Abend des Einzugs in Paris von den Verbündeten förmlich beschlossene Entthronung Napoleon's. Nach langem Sträuben und nur auf starkes und selbst drohendes Zureden Ney's und anderer Marschälle unterzeichnete der gestürzte Kaiser, dem als Entschädigung für sein Weltreich die kleine Insel Elba angewiesen wurde, am 11. April zu Fontainebleau seine Abdankung, und an dem nämlichen Tage trat der Graf von Artois im Namen seines Bruders, Ludwig's XVIII., die Regierung von Frankreich an — so wollten es die Verbündeten, so verlangte es die öffentliche Stimme Frankreichs, so gebot es die Lage der Dinge.

Die Auseinandersetzung zwischen den Verbündeten und der neuen französischen Regierung begann mit einem am 23. geschlossenen Waffenstillstande, welcher Frankreich zur Räumung der Festungen verpflichtete, die es außerhalb seiner Gränzen von 1792 noch inne hatte, und dagegen den gleichzeitigen Abzug der fremden Truppen aus dem französischen Gebiete zusagte. Der am 30. Mai im Namen Oesterreichs von Stadion, im Namen Preußens von Hardenberg und Humboldt unterzeichnete Friedensvertrag bestätigte den dem Waffenstillstande zu Grunde gelegten französischen Besitzstand vom 1. Januar 1792 und erweiterte denselben sogar nicht nur durch das weiland päpstliche Avignon und einen Theil von Savoyen, sondern auch auf schweizerische und deutsche Kosten durch die ehemals freie Stadt Mülhausen im Elsaß, das würtembergisch gewesene Mümpelgard und einige zur Abrundung geforderte Gränzstriche. Von Ersatz der Kriegskosten oder andern Geldentschädigungen war keine Rede, und selbst die Wiedererstattung des von Davoust geplünderten Silbervorraths der Hamburger Bank wurde nur unter der Voraussetzung ausbedungen, „daß sich die Besitzer dieser Werthe gerichtlich ausfindig machen lassen würden." Die deutschen Mächte verzichteten sogar stillschweigend auf die Zurückgabe der von Napoleon geraubten Schriftwerke und Kunstschätze, mit Ausnahme der Viktoria des Brandenburger Thors in Berlin und der den kaiserlichen Bibliotheken in Wien angehörigen Bücher und Urkunden, welche Preußen und Oesterreich kurzer Hand wieder an sich nahmen. Die Dotationen jedoch, welche Napoleon französischen Generalen und Staatsmännern mit großer Freigebigkeit in Deutschland verliehen, wurden für erloschen erklärt. — Die

Bedingungen des Friedens mit den übrigen Mächten lauteten gleichfalls sehr günstig für Frankreich. Ein nach Wien einzuberufender europäischer Kongreß sollte die zur Vollziehung des Pariser Vertrags erforderlichen nähern Bestimmungen treffen.

Der schließliche Sieg über Frankreich hatte Deutschland mit unermeßlichem Jubel erfüllt, dem deutschen Selbstgefühle eine lange entbehrte Genugthuung, dem erwachenden Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft einen mächtigen Halt gegeben; der Inhalt des Friedensvertrages aber übte einen starken Rückschlag gegen diese sittlichen Wirkungen des Kriegs. Der Gedanke oder die Empfindung, daß Frankreich zu leichten Kaufes davongekommen sei, war allgemein und verwandelte die Siegesfreude vieler guten Patrioten in bittern Unmuth, der sich insbesondere gegen die preußischen Unterhändler des Pariser Vertrages wendete, in denen man aus mancherlei Gründen die vorzugsweise berufenen Vertreter der deutschen Sache sah und die der freilich ziemlich wohlfeilen Großmuth des Kaisers Alexander, welcher Frankreich sein glimpfliches Abkommen vorzugsweise verdankte, nicht mit dem erforderlichen Nachdruck entgegengetreten zu sein schienen.

Die Verleihung von Standeserhöhungen und Dotationen, durch welche der König Friedrich Wilhelm die Generale und Staatsmänner belohnte, die sich durch That und Rath einen Namen gemacht, fand keinen Widerspruch, obgleich das Wort in Deutschland seit Jahr und Tag völlig frei war. Flugblätter und Zeitungen unterwarfen öffentliche Personen und Verhältnisse der strengsten Beurtheilung und brachten die deutschen Beschwerden und Anliegen mit der schärfsten Betonung zur Sprache. Allen Andern voran, als Wortführer der Wünsche und Bedürfnisse Deutschlands, stand Joseph Görres in dem Rheinischen Merkur, dessen patriotische Leidenschaftlichkeit mit ihren religiösen Anklängen der Stimmung der Zeit den zutreffenden Ausdruck gab und die gebildete Lesewelt gewaltsam mit sich fortriß. Der Haß gegen das Napoleonische

Franzosenthum und die Rheinbündelei, welcher das ganze deutsche Schriftwesen durchglühete, hatte im Rheinischen Merkur einen Wortführer von unvergleichlicher und unerschöpflicher Beredtsamkeit; in seiner Behandlung von Fragen der deutschen Verfassungspolitik aber, welche Görres zuerst auf die Tagesordnung der öffentlichen Verhandlung brachte, spiegelte sich nur die Unerfahrenheit, Unklarheit und Unsicherheit des zeitgenössischen Urtheils. Der Rheinische Merkur kam nicht hinaus über die ganz allgemein gehaltene Forderung der Wiederherstellung von Landständen in den einzelnen deutschen Staaten und den Vorschlag der Errichtung eines Fürstenrathes, als Vertreter der deutschen Staatsgemeinschaft. Arndt allerdings ging einen Schritt weiter, indem er in einer unter Einwirkung Stein's abgefaßten Flugschrift die Wiederherstellung eines deutschen Kaiser- oder Königthums beantragte, das in Gemeinschaft mit einem aus den ständischen Versammlungen der Einzelstaaten hervorgehenden und jährlich einzuberufenden Reichstage den allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands vorstehen sollte. Die Möglichkeit einer solchen Einrichtung wurde freilich nicht nachgewiesen, sondern nur vorausgesetzt. — Die große Menge des deutschen Volks wiegte sich in Hoffnungen künftiger besserer Zeiten, ohne sich mit den Fragen Wer, Wo und Wie zu befassen.

XVIII.

Die Neugestaltung.

Im September und Oktober sammelten sich in Wien die gekrönten Häupter und ihre Minister zu dem Kongresse, welchem im Pariser Frieden die Erledigung der noch schwebenden politischen Fragen vorbehalten war. Neben den Kaisern von Oesterreich und Rußland und dem Könige von Preußen erschienen in Person oder durch Gesandte nicht nur alle regierenden europäischen Fürsten, um ihre Anliegen wahrzunehmen, sondern auch die seit Anfang des Jahrhunderts mediatisirten Reichsstände, die säkularisirten Stifter, die Reichsritterschaft, alle in der Hoffnung einer mehr oder weniger vollständigen Wiedereinsetzung in ihre verlorenen Stellungen und Rechte. Unter dem Saus und Braus üppiger Festlichkeiten wurden die vorliegenden Geschäfte von den Bevollmächtigten der fünf Großmächte betrieben, der Form nach jedoch auch die Vertreter von Spanien, Portugal und Schweden, als Mitbetheiligter am Pariser Friedensschluß, zu den Berathungen herangezogen.

In den Vordergrund der zahllosen Aufgaben des Kongresses traten von vorn herein die sächsische und die polnische Frage. Sachsen war nach der Schlacht bei Leipzig dem kraft preußisch-russischen Uebereinkommens errichteten Centralrath zur Verwaltung der unter Kriegsrecht fallenden Rheinbundsländer übergeben, später unter unmittelbare preußische Verwaltung gestellt und nach mancherlei vorläufiger Abrede bestimmt, dem

preußischen Staate, unter Entschädigung des Königs von Sachsen auf dem linken Rheinufer, einverleibt zu werden, zumal als Ersatz für den größten Theil seiner ehemaligen polnischen Besitzungen, welche, sammt dem ganzen Herzogthum Warschau, Rußland entweder bereits in Besitz hatte oder doch beanspruchte. England fand gegen die preußischen Ansprüche auf Sachsen anfänglich wenig oder nichts einzuwenden, widerstrebte aber im Namen des europäischen Gleichgewichts dem weitern Vorrücken Rußlands nach Westen, während Oesterreich das unmittelbarste Interesse hatte, die Vergrößerung seiner beiden gefährlichen Nachbarn in möglichst engen Gränzen zu halten und überdies aus Legitimitätsgründen dem Könige von Sachsen wenigstens einen Theil seines Erblandes zu retten wünschte. Die Wechselbeziehung zwischen der sächsischen und der polnischen Frage brachte Preußen und Rußland dahin, in Betreff derselben gemeinschaftliche Sache zu machen, während auf der andern Seite auch Oesterreich und England sich bezüglich dieser Doppelfrage ins Einverständniß setzten und zur Verstärkung ihres Widerstandes gegen die preußisch-russischen Forderungen auch Frankreich zu den Berathungen über die Ländervertheilung heranzogen, von denen es durch ausdrückliche Bestimmung des Pariser Friedens ausgeschlossen war. Frankreich, das in dem Könige von Sachsen den beharrlichsten seiner frühern Bundesgenossen zu schützen hatte, und seinem gefährlichsten Feinde, Preußen, einen bedeutenden Machtzuwachs eben so wenig gönnen konnte, wie Oesterreich, dessen Eifersucht gegen den alten Nebenbuhler bereits wieder lebendig geworden, erlangte durch die Künste seines Vertreters, des Fürsten Talleyrand, in diesen Verhandlungen alsbald das Uebergewicht und brachte es dahin, daß die Angebote, welche man der auf das ganze Sachsen gerichteten preußischen Forderung entgegenstellte, im Laufe der Verhandlungen immer kleiner wurden. Der diplomatische Streit verschärfte sich endlich der Art, daß man sich auf einen gewaltsamen Bruch gefaßt machte. Am 3. Ja-

nuar kam es in der That zu einem förmlichen Kriegsbündnisse zwischen Oesterreich, England und Frankreich gegen Preußen und Rußland, sowie zu verschiedenen militärischen Vorbereitungen, eine Bedrohung des kaum errungenen Friedens, welche zwar wahrscheinlich nicht ernstlich gemeint war, die aber die Haltbarkeit der aus den ungeheuern Anstrengungen der letzten beiden Jahre hervorgegangenen Ordnung der Dinge und insbesondere die neue deutsche Einigkeit — zumal auch Baiern, Darmstadt und andere Kleinstaaten, und zum Theil sehr heftig, gegen Preußen Parthei nahmen — von vorn herein in ein äußerst zweifelhaftes Licht stellte.

Durch beiderseitiges Einlenken indessen gelangte man allmälig zu einem Ausgleiche. Preußen und Rußland ließen einen Theil ihrer ursprünglichen Ansprüche fallen, jenes begnügte sich mit der Hälfte von Sachsen, dieses verzichtete zu Gunsten Preußens auf den am schärfsten nach Westen vorspringenden Winkel des Herzogthums Warschau, die Provinz Posen. Als weitere Entschädigung erhielt Preußen die dem Könige von Sachsen als Ersatz für den Verlust seines ganzen Landes zugedacht gewesenen ehemaligen Gebiete der geistlichen Kurfürsten auf dem linken Rheinufer, ferner das Großherzogthum Berg nebst einigen andern Erweiterungen seines bisherigen Besitzes in Westphalen, und das von Schweden nach der Eroberung von Norwegen an Dänemark abgetretene und von Dänemark auf Preußen übertragene Vorpommern. Dagegen wurden die altbrandenburgischen Markgrafschaften Anspach und Baireuth und das wegen seiner Lage an der Nordsee unersetzliche Ostfriesland mit Hildesheim an Hannover abgetreten.

Gegen seinen Besitzstand von 1805 verlor Preußen durch den eingetretenen Wechsel bei 500 Quadratmeilen und tauschte es gegen ein ehemals in den Haupttheilen zusammenhängendes, ein in zwei Stücke zerrissenes Gebiet ein, dessen Bevölkerung über die frühere Einwohnerzahl von rund 10 Millionen um höchstens

einige Hunderttausende hinausging. Angesichts dieser Thatsachen konnte man zweifelhaft sein, ob Preußen trotz aller seiner Verdienste um die deutsche und die europäische Sache stärker oder schwächer geworden, als es im Anfange des Jahrhunderts gewesen, und die allgemeine Unzufriedenheit des Landes mit der in Wien geschaffenen preußischen Staatslage schien eine sehr rechtmäßige. Für ein scharfes Auge indessen waren von vorn herein dennoch einige große Vortheile erkennbar, welche sich für Preußen und für Deutschland aus der Veränderung der frühern preußischen Gebietsverhältnisse ergaben. Als einen wesentlichen Gewinn durfte man es vor allen Dingen ansehen, daß Preußen den größten Theil seiner bis auf 3 bis 4 Millionen angewachsenen polnischen Bevölkerung gegen Rheinländer, Westphalen und Pommern ausgetauscht, wiewohl freilich die entsprechende Verstärkung Rußlands keineswegs willkommen geheißen werden konnte. Für ein Glück mußte es ferner gelten, daß der Plan, den König von Sachsen auf das linke Rheinufer zu versetzen, nicht zur Ausführung kam, daß überhaupt die dortigen ehemals kurfürstlichen Länder unter den Schutz der starken preußischen Hand gestellt wurden. Und selbst die daraus hervorgehende Zerspaltung des preußischen Staatsgebiets in zwei Theile sollte mit der Zeit zur größten Wohlthat für Preußen und für Deutschland ausschlagen, indem sie beide gebieterisch auf einander anwies und der preußischen Politik insbesondere einen anspruchsvollen deutschen Ehrgeiz zur Pflicht der Selbsterhaltung machte.

Oesterreich hatte sich nach der deutschen Seite hin bloß mit Baiern abzufinden, von dem es Tyrol mit Vorarlberg, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel zurückerhielt, während es auf den Wiedererwerb von Belgien und des Restes der althabsburgischen Vorlande im Breisgau und der Ortenau Verzicht leistete und sich dafür in Italien schadlos hielt. Baiern dagegen erlangte für seine Abtretungen an Oesterreich Ersatz in Anspach und Baireuth, Würzburg, das sein letzter

Inhaber, der Großherzog von Toskana, wieder mit seinem italienischen Heimatlande vertauschte, und in dem durch die Beseitigung des Fürsten-Primas erledigten Aschaffenburg, außerdem aber unbestimmte Anweisungen auf einige andere Gebiete am Rhein, Neckar und Main. Unter den kleinen deutschen Staaten wurde Weimar in auffallender Weise durch neue Zuwendungen begünstigt. Das große Loos bei der Ländervertheilung in Wien aber fiel auf den ehemaligen Erbstatthalter, jetzigen König von Holland, dem nicht nur die gewesenen Reichslande Belgien und Lüttich zugesprochen wurden, sondern auch das wesentlich deutsche Luxemburg. Auch die Schweiz durfte sich auf Kosten Deutschlands bereichern, das sie im Besitze der ihr durch Napoleon zugewiesenen Stadt Rheinfelden, einst nächst Breisach die stärkste südliche Vormauer des Reichs, beließ. Ja sogar Dänemark, der beharrliche Schleppträger Napoleon's, erhielt für das im Dienste desselben verlorene Norwegen eine kleine Abfindung aus deutschen Mitteln durch Lauenburg.

Bevor noch diese Gebietsfragen zum endgültigen Abschluß gekommen, traf am 11. März die Nachricht in Wien ein, daß Napoleon von Elba entwichen und in Frankreich gelandet sei. Dieser Blitzschlag aus heiterm Himmel machte allen noch schwebenden Streitigkeiten innerhalb des Kongresses ein plötzliches Ende und ließ vorläufig keinen andern Arbeiten desselben mehr Raum, als solchen, welche das große Ereigniß des Tages erforderte. An die wichtigen Aufgaben des Augenblicks wurde mit völliger Einmüthigkeit und dem stärksten Nachdruck sofort Hand gelegt. Schon am 13. März erging eine förmliche Achterklärung gegen Napoleon, welche ihn „von dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Verbande" ausschloß und „als Feind und Störer des Friedens der Welt, der öffentlichen Rache" preisgab. Zum Behufe der Vollstreckung dieses Spruchs schlossen die Großmächte am 25. März einen neuen Bundesvertrag, durch welchen sich Oesterreich, Preußen und

Rußland verpflichteten, je 150,000 Mann gegen Napoleon ins Feld zu bringen und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er für immer unschädlich gemacht sei, während England zu diesem Zwecke, bei Aufstellung einer geringern Truppenzahl, die Zahlung von Hülfsgeldern im Betrage von 5 Millionen Pfund Sterling übernahm. Die kleinern deutschen Fürsten, durch frische Erfahrungen von der jetzigen Gefahr einer zweideutigen Haltung belehrt, eilten um die Wette, diesem Bündnisse beizutreten, unter Truppenangeboten, die über ihre Kräfte in manchen Fällen weit hinausgingen. — Die Großmächte selbst überschritten die versprochenen Kontingente um Hunderttausende.

Napoleon, nachdem er am 20. März in Paris eingezogen war, stellte der Welt die friedlichsten Gesinnungen zur Schau, verkündigte seinen Entschluß, die Pariser Verträge, die er fertig vorgefunden, ohne eine Verantwortlichkeit dafür zu haben, in allen Punkten gewissenhaft zu erfüllen und versuchte auf verschiedenen Wegen, sich mit den Verbündeten in gütliches Vernehmen zu setzen; seine Betheuerungen des guten Willens aber fanden nirgends Eingang, und seine nach allen Richtungen ausgesandten Kuriere wurden an den Gränzen zurückgewiesen. Von beiden Seiten rüstete man mit der äußersten Anspannung aller Kraft. Binnen dritthalb Monaten brachte das Genie Napoleon's und der wieder belebte Zauber seines Namens eine halbe Million Soldaten in Waffen, die freilich auf alle Gränzen vertheilt werden mußten und zugleich die Ruhe in einigen royalistisch gesinnten Provinzen aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen hatten. Die Verbündeten ihrerseits setzten weit überlegene Heeresmassen in Bewegung, ohne dieselben jedoch rasch genug ins Feld bringen und sammeln zu können, um sich von vorn herein mit erdrückender Wucht auf Frankreich zu werfen. Napoleon kam vielmehr, wie gewöhnlich so auch dies Mal, seinen Feinden mit dem ersten Schwertstreiche zuvor, indem er am 15. Juni mit 120,000

Mann über die Sambre in Belgien einbrach, zu dessen Vertheidigung Blücher und Wellington bereit standen.

Mit der Hälfte seiner Streitmacht wendete sich Napoleon am folgenden Tage gegen Blücher, der mit einer um 20,000 Mann größeren Truppenzahl, zum Theil jedoch ganz jungen Soldaten, bei Ligny stand. Nach sechsstündigem beispiellos blutigem Ringen mußten die Preußen den Franzosen das Schlachtfeld überlassen, ohne daß jedoch Napoleon im Stande war, seinen Sieg zu verfolgen. Ein gleichzeitiger Angriff des Marschalls Ney auf die Stellungen des Herzogs von Wellington bei Quatrebras wurde nach heißem Kampfe, in welchem der ritterliche Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig den Tod fand, abgewiesen. Gleichwohl zog sich der britische Feldherr am 17. Juni in der Richtung auf Brüssel zurück, um nach getroffener Abrede mit Blücher am nächsten oder zweitnächsten Tage die Entscheidungsschlacht zu schlagen.

Wellington stand mit 68,000 Mann, unter denen 24,000 Engländer, 30,000 Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer und 14,000 Niederländer, in starker Stellung bei Waterloo, als in der Mittagsstunde des 18. Juni Napoleon mit einer ähnlichen Truppenzahl, aber weit überlegener Artillerie und Reiterei zum Angriff schritt. Bei nahezu gleichen Kräften wogte der Kampf sechs Stunden lang wie Fluth und Ebbe: Napoleon hatte in Wellington einen ebenbürtigen Gegner vor sich, die eiserne Ruhe des britischen Feldherrn war dem Feuergeiste des französischen gewachsen, das Ungestüm der Franzosen wurde aufgewogen durch die kaltblütige Ausdauer der Engländer und Deutschen. Gegen Sonnenuntergang jedoch drohete das mörderische Feuer der um 100 Stücke zahlreicheren französischen Geschütze, unterstützt durch überwältigende Reitermassen, den Ausschlag gegen die Verbündeten zu geben, als endlich der Donner preußischer Kanonen die Hülfe Blücher's ankündigte, dessen Marsch durch grundlose Wege über Erwarten hinaus verzögert worden war. Mit dem Eintreffen

der Preußen auf dem Kampfplatze war der Sieg entschieden. Der Rückzug der Franzosen wurde bald zur wilden Flucht, welche auch Napoleon selbst mit sich fortriß. Rasche und kräftige Verfolgung des Feindes durch Gneisenau vollendete dessen Vernichtung und lieferte eine unermeßliche Kriegsbeute in die Hände der Sieger. — An Todten und Verwundeten kostete der Tag bei Waterloo wenigstens 50,000 Mann, die sich ziemlich gleichmäßig auf Freund und Feind vertheilten.

Nach Paris zurückgekehrt, wurde Napoleon durch die von ihm selbst einberufene Volksvertretung, und wiederum unter heftigem Widerstreben, zur Erneuerung seiner Abdankung gezwungen, von der man eine Erleichterung des Friedensschlusses hoffte. Damit war denn thatsächlich der Verzicht auf die weitere Vertheidigung ausgesprochen, und als Blücher in den letzten Tagen des Monats mit 60,000 Mann zum zweiten Male vor den Thoren der französischen Hauptstadt erschien, lieferte sich dieselbe durch eine in St. Cloud abgeschlossene Kapitulation den Verbündeten ohne einen Versuch der Gegenwehr in die Hände, obgleich sich inzwischen bei 100,000 Mann französischer Truppen in Paris und dessen nächster Umgebung wieder gesammelt hatten.

Am 7. Juli hielt Blücher mit seinen Truppen seinen zweiten Einzug in Paris, dies Mal mit brennender Lunte, in drohend ernster Haltung und von der Einwohnerschaft mit bangem Schweigen empfangen. Das Heer Wellington's, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland folgten dem preußischen Feldherrn und die nachrückenden Heeresmassen der Verbündeten überschwemmten den größten Theil von Frankreich, bis nach der Bretagne, der Provence und Languedoc. Die Pariser mußten sich jetzt die Einquartierung der fremden Truppen gefallen lassen, die ihnen im vorigen Jahre erspart worden war, und eine ihnen von Blücher auferlegte Brandschatzung von hundert Millionen wenigstens zum zehnten Theile bezahlen; der Rest wurde der Stadt durch eine, im Hinblick

auf die von den Franzosen in Deutschland geübten Erpressungen, geradezu anstößige Großmuth der beiden Monarchen erlassen. Auch das Vorhaben Blücher's, das österreichische Kanonenmetall der Vendomesäule zurückzufordern, scheiterte an der Einsprache Alexander's und Friedrich Wilhelm's. Dagegen kamen nunmehr endlich die von den Franzosen seit zwanzig Jahren aus allen von ihnen heimgesuchten Ländern geraubten Kunstwerke und Bücherschätze, einschließlich des besten Theils der einst von Tilly dem Papste geschenkten Heidelberger Bibliothek, den Napoleon seinerseits aus Rom entführt hatte, wieder in die Hände ihrer rechtmäßigen Eigenthümer — nicht ohne heftigen Widerspruch der französischen Regierung und unter erbitterten Klagen der Franzosen insgesammt über schmählichen Mißbrauch des Sieges durch Eingriff in einen ihrer Meinung nach geheiligten Nationalbesitz.

Bei den Friedensverhandlungen gedachten Oesterreich und Preußen ein noch wichtigeres Versäumniß des vorigen Jahres nachzuholen, die Zurückforderung von Elsaß und Lothringen. Bevor die beiden deutschen Mächte jedoch zur vollen Verständigung über die Einzelnheiten dieses Planes kommen konnten, wurde derselbe an die Franzosen verrathen und denselben damit die Möglichkeit wirksamer Gegenbestrebungen gegeben. Der Bruder des abgesetzten Großherzogs von Frankfurt, Dalberg, von Napoleon gleichfalls mit dem Herzogstitel ausgestattet und ein wo möglich noch verächtlicheres Werkzeug desselben, als der weiland Primas des Rheinbundes, hatte sich nach dem Sturze des Kaisers auf die Seite des Hauses Bourbon geschlagen und diente demselben als Kundschafter bei den verbündeten Monarchen und ihren Staatsmännern, zu denen ihn sein deutscher Ursprung und sein ehemals glanzvoller, jetzt freilich doppelt gebrandmarkter Name Zutritt verschaffte. Dank seinen Mittheilungen war der französische Minister Talleyrand im Stande, den noch unreifen Entwurf der deutschen Mächte zu vereiteln, indem er insbesondere den russischen Kaiser und Wellington

auf die Seite Frankreichs brachte und durch die Vermittlung des erstern auch Oesterreich und Preußen selbst beeinflußte. Das Uebergewicht der beiden Vormächte Deutschlands war zwar ohne allen Zweifel zur Zeit groß genug, um einen auf jenen Zweck gerichteten ernstlichen Willen auch ohne und selbst *gegen* Rußland und England durchzusetzen; die Zweiköpfigkeit des deutschen Willens aber lähmte natürlich von vorn herein dessen Kraft und erleichterte jeden Versuch, denselben an sich selbst irre zu machen. — Die seit hundert Jahren nicht dagewesene und vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, Elsaß-Lothringen an Deutschland zurückzubringen, ging zum zweiten Male verloren.

Der am 20. November abgeschlossene Friedensvertrag gewährte Deutschland nur eine unbedeutende Erweiterung der ihm im vorigen Jahre zugestandenen westlichen Gränze durch Landau und Saarlouis nebst einigen kleinen benachbarten Landstrichen mit einer Bevölkerung von 2—300,000 Einwohnern. Außerdem wurde Frankreich die Verpflichtung auferlegt, den Siegern die Kriegskosten mit 700 Millionen Franken zu ersetzen, von denen sechs Siebentel zur gleichmäßigen Vertheilung an die Großmächte bestimmt wurden, und 150,000 Mann fremder Truppen in seinen Festungen 5 Jahre lang auf eigne Kosten zu unterhalten. — Napoleon büßte seinen letzten Friedensbruch durch die Verbannung nach St. Helena.

Nächst der sächsischen und polnischen war es in dritter Reihe die *deutsche Frage*, welche den Wiener Kongreß beschäftigte. Daß die wiedereroberte Unabhängigkeit Deutschlands durch ein dauerndes gegenseitiges Schutzverhältniß verbürgt und die Erneuerung des französischen Einflusses auf die Rheinbundsfürsten möglichst hintangehalten werde, lag im Interesse Oesterreichs so gut wie Preußens, die demgemäß

dafür sorgten, daß schon dem ersten Pariser Frieden ein entsprechender Artikel einverleibt und dessen Ausführung den deutschen Mitgliedern des Wiener Kongresses vorbehalten wurde. Sobald aber ein zu diesem Behufe in Wien aus den Hauptbetheiligten gebildeter Ausschuß die ihm gestellte Aufgabe in die Hand nahm, stellten sich die großen Schwierigkeiten derselben heraus. Die für jenes Schutzverhältniß erforderliche politische Form wollte sich nicht finden lassen, und jeder der bezüglichen Vorschläge scheiterte sofort bei dem Versuche, der beabsichtigten Einrichtung vor allen Dingen irgend ein leistungsfähiges Organ zu geben; von der Wiederherstellung des habsburgischen Kaiserthums wollte selbst Metternich nicht reden hören, und die Errichtung eines Direktoriums in dieser oder jener Zusammensetzung erwies sich als eben so unausführbar, da nicht nur Oesterreich und Preußen, sondern auch Baiern und Würtemberg keine Beschränkung ihrer Selbstherrlichkeit durch Mehrheitsbeschluß gelten ließen. Wenn dagegen die Kleinstaaten durch Wort und That den guten Willen bezeugten, der deutschen Gesammtsache mancherlei Opfer zu bringen, so geschah es im Bewußtsein einer Ohnmacht, welche ihre Selbstverleugnung politisch werthlos machte. — Nach mehreren Wochen unfruchtbarer Berathungen mußte der deutsche Ausschuß seine Arbeiten unverrichteter Sache einstellen.

Die Rückkehr Napoleon's von Elba brachte mit der neuen Gefahr einen neuen Antrieb zur Erledigung der deutschen Sache. Die Reihe der scheinbaren Möglichkeiten einer gesammtdeutschen Staatsordnung wurde in Form von Vorschlägen und Anträgen nochmals erschöpft, bis Metternich endlich mit dem Entwurfe eines Bundesvertrags hervortrat, der durch seine Inhaltslosigkeit die Zustimmung aller Betheiligten gewann.

Am 8. Juni wurde die Deutsche Bundesakte in endgültiger Fassung angenommen und bei dem Tags darauf erfolgenden Schlusse des Kongresses vermöge eines auffallenden

Selbstwiderspruchs unter die Bürgschaft der europäischen Mächte gestellt, die man doch von den Verhandlungen über die deutsche Verfassungsfrage, in richtiger Würdigung Dessen, was man sich selbst und dem künftigen deutschen Gemeinwesen schuldig war, ausgeschlossen hatte. Der Vertrag vom 8. Juni vereinigte 38 deutsche Staaten, unter denen drei, nämlich Hannover, Holstein und Luxemburg, die Anhängsel fremder Mächte, und zu welchen später noch die von Hessen-Darmstadt abgezweigte Landgrafschaft Hessen-Homburg kam, in einem „beständigen Bunde zum Zweck der Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten." Mit diesen Worten war der ganze nationalpolitische Inhalt dieser neuen deutschen Verfassung erschöpft, die nichts Anderes sein konnte und sein sollte, als ein Vertheidigungsbündniß der Fürsten gegen Frankreich auf der einen und gegen die Revolution auf der andern Seite, unter gegenseitiger Verpflichtung, den allgemeinen Landfrieden zu halten. Die übrigen Bestimmungen der Bundesakte, so weit sie nicht die nothwendigsten Handhaben für die bezeichneten Aufgaben darboten, oder die Regungen des dynastischen Gewissens gegenüber den seit Anfang des Jahrhunderts aus der Reihe der regierenden Familien gestrichenen Standesgenossen beschwichtigen sollten, dienten nur zur Verzierung des kahlen Hauptinhalts. So die Ankündigung einiger gemeinschaftlichen staatlichen Einrichtungen, die der Bundesversammlung oder dem Bundestage aufgegeben wurden, dem ständigen Diplomatenkongreß in Frankfurt, welcher bestimmt war, das einzige Organ des Deutschen Bundes zu bilden, dem jedoch bei der für seine Beschlüsse in allen irgend wichtigen Angelegenheiten erforderten Einstimmigkeit von vorn herein unmöglich eine ernstliche Thätigkeit zugedacht sein konnte. Die den Einzelstaaten zu Gunsten ihrer Landesangehörigen durch die Bundesakte auferlegten Verpflichtungen beschränkten sich auf die Erweiterung

des Rechtsweges bis zu drei Instanzen, auf die rechtliche Gleichstellung der Angehörigen der verschiedenen christlichen Kirchen, die Freigebung der Auswanderung und den berühmten Art. XIII: In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung stattfinden.

Diese Bundesverfassung entsprach denn freilich in keinem einzigen Punkte dem Bilde, welches sich begeisterte Vaterlandsfreunde während des Krieges von dem künftigen Staatszustande Deutschlands gemacht hatten; sie konnte vielmehr höchstens als ein verblaßtes Abbild der ehemaligen, schon lange vor ihrer förmlichen Beseitigung dienstunfähig gewordenen Reichsverfassung gelten. Wer sich aber neben dem einzigen Preise, um welchen der Kampf geführt worden, neben der Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft, noch ein anderweitiges politisches Ergebniß von Belang für Deutschland versprochen, der durfte für seine jetzige Enttäuschung nur den vorhergegangenen patriotischen Selbstbetrug verantwortlich machen. Von der preußischen so wenig wie von der österreichischen, geschweige den Rheinbundsregierungen waren jemals Hoffnungen dieser Art angeregt oder genährt worden, die beim besten Willen nicht erfüllt werden konnten, und in den sachlichen Verhältnissen hatten dieselben niemals den mindesten Anhalt gehabt. Nicht die mannigfaltigen Verträge etwa, welche einer Anzahl deutscher Mittel- und Kleinstaaten die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung ihrer Selbstherrlichkeit zusicherten, stellten sich jenen patriotischen Wünschen entgegen, sondern die Natur der Dinge, aus welcher jene Verträge selbst hervorgingen und welche auch ohne dieselben durchgedrungen sein würde. Eine Nationalmacht, die über die künftige Staatsgestaltung hätte verfügen können, war überhaupt nicht vorhanden, die beiden deutschen Vormächte, welche etwa als Vertreter des fehlenden deutschen Gesammtwillens gelten mochten, hatten keineswegs freie Hand, sondern mußten wegen Hannovers wenigstens mit England rechnen, und endlich

konnte der deutsche Gesammtwille in dieser Gestalt nicht anders als zwiespältig in sich sein, halb österreichisch und halb preußisch. Angenommen selbst, die beiden deutschen Großstaaten hätten ganz Deutschland zu freier Verfügung gehabt, so wäre jede Verständigung derselben über die Benutzung einer solchen Vollmacht höchst unwahrscheinlich und jeden Falls nur möglich gewesen auf Grund einer Zweitheilung Deutschlands, die sogar den Namen und den Begriff des Ganzen aufgehoben haben würde. Noch weniger konnte man Preußen allein oder auch nur vorzugsweise verantwortlich machen für die scheinbaren Fehlgriffe und Versäumnisse in der Neugestaltung Gesammtdeutschlands, denn wenn Preußen ohne Zweifel den größten Antheil an dem gemeinschaftlichen Erfolge gehabt, so fehlten ihm doch augenscheinlich der rechtmäßige Anspruch und die irgend hinlänglichen Mittel, denselben ausschließlich oder vorzugsweise nach seinem vereinzelten Ermessen zu verwerthen.

Mochte also die Unzufriedenheit mit dem neuen Zustande der deutschen Dinge noch so rechtmäßig sein — die im Namen der Nation darüber erhobenen Beschwerden und Anklagen waren grundlos. Die deutsche Nation als solche hatte, in Ermangelung aller politischen Persönlichkeit und jedes Organs, nicht allein keinen nachweisbaren Antheil an dem großen Kampfe gehabt, durch welchen die politische Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse ermöglicht worden, sondern sie war dadurch überhaupt erst zu den dämmernden Anfängen des Bewußtseins ihrer Existenz gekommen. Den bestehenden Staatsmächten, die den Sieg gewonnen, gebührte von historischen Rechtes wegen auch die Frucht des Sieges, und das Volk in seinen staatlichen Gruppen war ganz damit einverstanden, hatte wenigstens nichts dagegen einzuwenden, daß diese Frucht staatlich vertheilt werde. Weder die Preußen noch die Oesterreicher, und die Hannoveraner so wenig wie die Baiern und Würtemberger bezeigten die mindeste Bereitwilligkeit, geschweige denn das Verlangen,

dem Gesammtvaterlande auf Kosten ihres Sonderstaats politische Zugeständnisse zu machen, insbesondere die Selbstherrlichkeit desselben, an welcher von jeher jeder Spießbürger seinen Antheil zu haben wähnte, einer souveränen Nationalgewalt unterzuordnen, und wenn hie und da vereinzelte Stimmen in diesem Sinne laut wurden, so blieb doch, wie die Erfahrung noch fünfzig Jahre später zur Genüge bewiesen hat, der starke Zweifel erlaubt, ob solche Wünsche die Probe des wirklichen Versuchs bestanden haben würden.

Nicht viel mehr als für den nationalpolitischen Aufbau Deutschlands, konnte die Bundesverfassung für eine befriedigende öffentliche Ordnung in den Einzelstaaten leisten, deren innere Verhältnisse, ganz abgesehen von der denselben zugestandenen Souveränetät, viel zu verschiedenartig waren, um eine eingreifende gleichmäßige Regelung auch nur ihrer Grundlagen zuzulassen. Daß sich der fürstliche Absolutismus nach den Ereignissen der letzten Jahre ohne Gefahr nicht länger aufrecht erhalten lasse, hatte man im Laufe derselben auf beinahe allen Seiten begriffen und zugestanden, die Frage aber, bis wie weit und auf welche Weise die Regierungsgewalt zu beschränken sei, mußte in Oesterreich natürlich anders beantwortet werden als in Hannover, in Preußen anders als in Liechtenstein. In der That besagte der vielbemängelte Art. XIII der Bundesakte in seiner Kürze und Unbestimmtheit so ziemlich Alles, was die sämmtlichen Einzelstaaten als allgemein gültiges Gesetz für ihr künftiges Verfassungsleben gelten lassen konnten. Mit tieferem Eingehen in die Sache selbst hatte schon vor Erlaß der Bundesakte der König von Preußen, auf Betrieb Hardenberg's, durch Verordnung vom 22. Mai die bevorstehende Errichtung von Provinzialständen und einer aus denselben hervorgehenden „Volksrepräsentation" mit vorausbestimmten Befugnissen angekündigt. Dem Volke in den Einzelstaaten war also das Wort der Machthaber für eine gewisse Betheiligung desselben an der Staatsthätigkeit von jetzt

an wirklich verpfändet, und es blieb einstweilen abzuwarten, in welcher Weise — denn an dem Ob durfte man ja nicht zweifeln — dasselbe eingelöst werden würde.

Die Summe der Ergebnisse des Krieges, des Friedensschlusses und des Wiener Kongresses ließ sich also dahin zusammenfassen: daß der eigentliche Kriegszweck, die Befreiung Deutschlands von den Franzosen und der Sturz Napoleon's, vollständig erreicht war, daß Deutschland die Gränzen wiedergewonnen, welche es 1790 gehabt, daß seine politischen Gesammtzustände im Allgemeinen wieder in die vorige Verfassung gebracht worden, daß die Bevölkerung seiner Einzelstaaten kraft geschriebenen Rechtes den Anspruch auf ein gewisses Maß bürgerlicher Freiheit erworben, und endlich, daß der deutsche Volksgeist aus der gemeinschaftlichen Feuertaufe verjüngt, gekräftigt mit neuen Gedanken und Antrieben und insbesondere mit den Keimen eines großen nationalen Ehrgeizes hervorgegangen.

XIX.

Ueberſicht der Ereigniſſe vom zweiten Pariſer Frieden bis zur Errichtung des neuen deutſchen Reichs.

Noch vor Abſchluß des zweiten Pariſer Friedens und in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſelbſt unterzeichneten die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland und der König von Preußen die „Heilige Allianz“, durch welche ſie ſich verpflichteten, ihre Regierungsgewalt nach den Geſetzen der Religion, der Gerechtigkeit, der Menſchenliebe auszuüben, ihre Völker als Glieder einer großen chriſtlichen Familie anzuſehen, einander jeden erforderlichen Beiſtand zu leiſten. Die übrigen europäiſchen Fürſten wurden zum Beitritt eingeladen, den ſie mit wenigen Ausnahmen erklärten. Ein ernſtgemeintes Anliegen indeſſen war das ſittlich-politiſche Glaubensbekenntniß, welches man den Heiligen Bund nannte, einzig und allein dem Stifter desſelben, dem Kaiſer Alexander, welchem die übrigen Theilnehmer nur aus Gefälligkeit zuſtimmten; die Bethätigung der darin ausgeſprochenen Grundſätze ging nirgends über das beſcheidene Maß hinaus, welches auch ohne ein geleiſtetes Gelübde im Namen des allgemeinen Geiſtes der Zeit erfüllt werden mußte.

Ganz unabhängig von der Heiligen Allianz ergab ſich die Fortdauer einer engern völkerrechtlichen Gemeinſchaft zwiſchen Oeſterreich, Preußen und Rußland aus der jüngſten Vergangenheit von ſelbſt. Dieſe drei Großmächte hatten die Vortheile des Zuſammenhaltens hinlänglich erfahren, um dieſelben möglichſt lange feſthalten zu wollen, und nicht eine vorübergehende Gemüthsſtimmung, ſondern ein großes ſachliches Intereſſe vereinigte ſie in dem Einverſtändniſſe, die mühſam errungene Ordnung der europäiſchen Dinge mit gemeinſamen Kräften gegen neue Störungen zu ſchützen. Es handelte ſich dabei keineswegs um die Durchführung irgend eines politiſchen Prinzips, ſondern lediglich um die Befriedigung des Bedürfniſſes der Ruhe, welches ſich nach zwei Jahrzehnten der heftigſten Stürme naturgemäß eingeſtellt, und daß die Führerrolle in dieſem formloſen konſervativen Dreibunde dem ruſſiſchen Selbſtherrſcher zufiel, war die ſelbſtverſtändliche Folge des Uebergewichts, welches der Kaiſer Alexander in den letzten franzöſiſchen Kriegen und bei dem doppelten Pariſer Frieden ausgeübt.

Mit einer vorzugsweiſe auf Erhaltung der beſtehenden Zuſtände gerichteten Politik konnte freilich nicht einverſtanden ſein, wer ſich durch die den Zeitraum der Umwälzungen abſchließenden Verträge in eine unerträgliche Lage verſetzt fand; in dieſem Falle aber war eine ganze Reihe europäiſcher Völker, und namentlich das deutſche. Deutſchland gehörte zwar nicht zu den bei der jüngſten Regelung der allgemeinen Staatenverhältniſſe am meiſten benachtheiligten Länder, wohl aber waren ihm manche alte Schäden ſeiner öffentlichen Zuſtände im Lichte der großen Ereigniſſe der letzten Jahre deutlicher geworden, als je zuvor, und bald kamen neue ſtaatliche Uebel zu den längſtgewohnten. Als neu wurden zunächſt die Mißſtände empfunden, welche unter der Franzoſenherrſchaft mancher Orten abgeſchafft geweſen waren und die jetzt, unter dem Namen des guten alten Rechts, wieder in Kraft traten, wie die Heimlichkeit des Gerichtsweſens, mancherlei widerſinnige Abgaben, mittelalterliche Feudalrechte, die rohen Formen der Beamtenherrſchaft — Rückfälle in eine ſchlimmere Vergangenheit, welche insbeſondere in den Ländern des Napoleoniſchen Königreichs Weſtphalen eintraten, nament-

lich in dem jetzt wiederhergestellten Kurfürstenthum Hessen, wo man als null und nichtig Alles behandelte, was seit 1807 geschehen war, die Restauration bis zur Wiedereinführung des Haarzopfs der Soldaten trieb, dabei jedoch ausnahmsweise diejenigen Neuerungen der Zwischenzeit aufrecht erhielt, welche der Habsucht des geldgierigen Kurfürsten Vorschub leisteten. Aber auch in andern der gewesenen Rheinbundsstaaten ging die Reaktion nicht selten bis zur Unvernunft und zum Frevel. Der König von Würtemberg zum Beispiel nahm keinen Anstand, den Befehlshaber seiner in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangenen Truppen, den freilich anderweitig berüchtigten General Normann, als Ausreißer vor ein Kriegsgericht zu berufen, und da derselbe sich nicht stellte, zu kassiren. In Mecklenburg erdreistete man sich sogar, den Bauer wieder in die Leibeigenschaft des Edelmanns — wenn anders dieser Name auf ein solches Verhältniß paßt — zurückzubringen.

So hatte denn freilich das Volk die Befreiung Deutschlands nicht verstanden und ein *solcher* Lohn seiner Opfer und Thaten zeugte allerdings vom schwärzesten Undank der Machthaber, welche deren beste Früchte eingeheimst. Jede Missethat dieser Art aber war von Rechtswegen nicht bloß straflos, sondern selbst der Beschwerdeführung entrückt. Der im November 1816 eröffnete Bundestag, von allen Seiten mit rechtmäßigen Klagen und Bitten bestürmt, legte dieselben, der Bundesakte gemäß, stillschweigend zu den Akten. Außer gelegentlichen dürftigen Mittheilungen erfuhr Deutschland überhaupt nichts von dem Reden und Thun des Frankfurter Diplomatenkongresses, welcher die oberste politische Instanz eines Volks von 30 bis 40 Millionen vorstellte, und die sich gewaltsam aufdrängende Folgerung aus diesem Schweigen ging dahin, daß in der Bundesversammlung überhaupt nichts vorgehe, was der Oeffentlichkeit werth sei und dieselbe vertrage. Je mehr aber die Verstimmung über solche Mißverhältnisse zunahm, desto schärfer wachte die Censur, die nach kurzer

Freiheit der deutschen Presse wieder auferlegt wurde, darüber, daß sie wenigstens nicht laut werde.

Die tiefe Bewegung des deutschen Geistes, welche die Ereignisse der drei letzten Jahre zur Folge gehabt hatten, ließ sich durch Polizeimaßregeln freilich nicht beschwichtigen und da ihr das bürgerliche Leben einstweilen gar keinen Spielraum bot, so mußte sie ihren Tummelplatz zunächst im Reiche der Ideen und der Träume suchen, dessen Mittelpunkt die Hochschulen bildeten. Die jetzige Generation der studirenden Jugend, zum großen Theil durch den Krieg hindurchgegangen und frühzeitig zu männlichem Ernst gereift, war von einem patriotischen Drange erfüllt, der ihren Vorgängerinnen völlig fremd gewesen. Die überlieferte akademische Zwanglosigkeit, die Vereinigung vieler Hunderte gebildeter junger Leute auf einem engen Raume, der alltägliche Verkehr mit warmherzigen Gesinnungsgenossen brachte es mit sich, daß die Universitäten zu Brennpunkten der politischen Wünsche, Hoffnungen, Vorstellungen wurden, die in der deutschen Volksseele glüheten oder doch glimmten. Hier gab es keine Ueberwachung der Meinungen und ihres Austausches, hier fand die politische Debatte die Stätte, welche ihr sonst allenthalben versagt war, hier galt Selbstverwaltung, ungehemmte Entwicklung des Partheiwesens, Versammlungsrecht, Opposition. — Unter solchen Umständen gestaltete sich die patriotisch erregte Jugend der Hochschulen unter dem Namen der *Burschenschaft* zu einer Art von Vertretung des politischen Nationalgeistes, dem jedes andere Organ fehlte oder versagte. Daß die Burschenschaft sich eine Rolle anmaßte, welche der Jugend überhaupt nicht zukam, daß sie sich durch Unerfahrenheit, Unklarheit, Schwärmerei, Selbstüberhebung großen Verirrungen aussetzte, daß sie über politischen Träumereien die eigentlichen Aufgaben der Universitätszeit vernachlässigte — diese und ähnliche Beschuldigungen trafen zu; gleichwohl aber füllte die Burschenschaft mehrere Jahre lang eine klaffende Lücke im deutschen öffentlichen Leben wenigstens nothdürftig

aus, und war sie die erste Schmiede, in welcher der Gedanke eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes im Feuer bearbeitet wurde, so daß er über alle Staats- und Stammesgränzen zündend hinwegsprühete. — Hand in Hand mit dem studentischen ging das von Jahn gestiftete Turnwesen, zunächst bestimmt, dem jugendlichen Körper zu seinem lange verkannten Rechte auf kräftige Entwicklung zu verhelfen, ihn insbesondere für den Waffendienst im Unabhängigkeitskampfe geschickt zu machen und zu stählen, nach dessen glücklicher Beendigung aber durch die, wenn auch noch leise und langsame, Strömung der Zeit fast unbewußt in die Richtung auf das dunkel vorschwebende Ziel eines geeinigten freien Deutschland hineingezogen. Sittlicher Ernst, Hingebung an dämmernde Ideale, Pflichtgefühl, religiöse Grundstimmung adelten viele der Wortführer und Träger des neuen Geistes der deutschen Jugend und sicherten ihrem Beispiele Beachtung und Nachfolge.

In mehreren der Einzelstaaten ging man im Verlauf der nächsten Jahre vor mit Ausführung des Art. XIII der Bundesakte. Einiger unbedeutenden Fürstenthümer nicht zu gedenken, erhielten Baiern und Baden 1818, Würtemberg, wo inzwischen ein willkommener Thronwechsel stattgefunden, und Hannover 1819 ständische Verfassungen nach dem Zweikammersystem, die der bürgerlichen Bethätigung in Staatsdingen ein zwar knapp bemessenes, aber immerhin dankbares Feld eröffneten — eine Schule des den Deutschen völlig fremd gewordenen Verfassungslebens, die vom ersten Tage an eifrig benutzt wurde und längere Zeit sehr gute Dienste leistete. Oesterreich verstand sich wenigstens dazu, die Verfassungsreste, welche seinen einzelnen Landschaften seit dem siebenzehnten Jahrhundert geblieben, wieder in eine gewisse Uebung zu

setzen — leblose Formen freilich, ohne alle sachliche Bedeutung. In Preußen dagegen, wo der alt und stumpf gewordene Hardenberg im Ministerium blieb, die rüstige Kraft Stein's aber nach wie vor von den Staatsgeschäften ferngehalten wurde, betrieb man zwar allerlei Vorarbeiten zur Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesakte, ohne jedoch während vieler Jahre zu irgend einem Ergebnisse zu kommen. Man scheute zurück vor den neuen Schwierigkeiten der politischen Organisation Preußens, welche die ständischen Einrichtungen allerdings herbeiführen mußten, ohne die dadurch auf der andern Seite in Aussicht gestellten großen Erleichterungen in Rechnung zu bringen. Die am 22. Mai 1815 angekündigte Absicht der Einführung einer Volksvertretung wurde zwar 1820 nochmals bestätigt durch die Verordnung, daß etwa nothwendig werdende Staatsanlehen nur mit reichsständischer Bewilligung sollten aufgenommen werden können; gleichwohl aber dauerte es bis 1823 und 1824, bevor auch nur die Provinzialstände in Wirksamkeit traten, denen die Wahl der Volksvertretung oder der Reichsstände vorbehalten war, und zwar Provinzialstände ohne alle nennenswerthe Befugnisse und mit entschiedenem Uebergewicht der ritterschaftlichen Bestandtheile. Damit wollte denn Preußen der Bundesakte Genüge geleistet haben; die Frage von den Reichsständen wurde nicht weiter berührt und schien todtgeschwiegen werden zu sollen.

So waren denn die beiden deutschen Großstaaten einem feierlich gegebenen Worte der Sache nach untreu geworden, so hatten denn Oesterreich und Preußen ihren Völkern statt des versprochenen Brodes einen Stein gegeben. Für Oesterreich allerdings gab es, wenn nicht in der öffentlichen Meinung, so doch für ein reifes politisches Urtheil, wichtige Entschuldigungsgründe seines Verfahrens. Das habsburgische Staatswesen in seiner bunten Zusammensetzung konnte, seiner ganzen Natur nach, nur durch eine unbeschränkte Regierungsgewalt

zusammengehalten werden und jede Lockerung dieses Bandes drohete, unversöhnliche Gegensätze innerhalb des Reichs zu entfesseln; kein Staat aber kann eine gültige Verpflichtung eingehen, die Grundbedingungen seines Bestandes eigenhändig zu zerstören. — Ganz anders bei Preußen. Die wesentliche Gleichartigkeit der weit überwiegenden Bestandtheile desselben gestattete ihm nicht nur, sondern gebot ihm, in großen gemeinschaftlichen Staatseinrichtungen, und vorzugsweise in einer verfassungsmäßigen Gesammtvertretung der Bevölkerung, das Mittel zur beschleunigten Ueberwindung der Schwierigkeiten zu suchen, welche die plötzliche Einverleibung so vieler neuen Gebiete mit sich brachte. Daß Preußen die Gesetze und Einrichtungen der jüngsterworbenen Lande mit großer Schonung behandelte, war eine einfache Forderung der gewöhnlichsten Klugheit, daß man aber von Berlin aus namentlich den in französische öffentliche Gewohnheiten eingelebten linksrheinischen Provinzen die Rückkehr zu Deutschland und die neue Staatsangehörigkeit nur durch den Wechsel der Farben und Uniformen zu veranschaulichen wußte, zeugte von einer großen Armuth an Staatsgedanken. Mit einem Worte, das Verfassungswesen, welches für Oesterreich Lebensgefahr gewesen wäre, war für Preußen beinahe Lebensbedingung, durch deren Nichterfüllung man sich herben Schicksalsstrafen aussetzte.

Wurde das schwere preußische Versäumniß ohne Zweifel theilweise durch das österreichische Beispiel und durch den Einfluß des Wiener Kabinets verschuldet, so gab dabei eine noch viel schwächere Mitursache wahrscheinlich den letzten Ausschlag: die Ermordung Kotzebue's, als vermeintlichen russischen Kundschafters, durch einen krankhaft überspannten jungen Mann, Karl Ludwig Sand, gewesenes Mitglied der Burschenschaft zu Jena. Dieses Ereigniß versetzte die Regierungen in eine entwürdigende Aufregung. Fürsten und Minister glaubten sich unter dem Dolche von Mitverschworenen Sand's ihres Lebens von einem Tage zum andern nicht sicher und einige Monate

nach der That desselben, im August 1819, trat ein Kongreß in Karlsbad zusammen, um solche Gefahren zu beschwören. Das Ergebniß der Karlsbader Berathungen war eine Reihe von Beschlüssen, die darauf hinausgingen, dem Ständewesen die engsten Schranken zu ziehen, für den Fall bürgerlicher Unordnung eine stets schlagfertige Staatspolizei zu errichten, das Schul- und Universitätswesen unter strenge Aufsicht zu stellen, die Censur zu verschärfen und eine Art von Staatsinquisition zur Erforschung und Verfolgung von „demagogischen Umtrieben" einzusetzen. — Damit begann denn eine planmäßige und beharrlich durchgeführte Reaktion, welche hart auf das Geistesleben Deutschlands drückte, Hunderte von meistens sehr harmlosen jungen Leuten als Staatsverbrecher auf lange Jahre in die Kasematten der preußischen Festungen lieferte, jede Beschäftigung mit Politik zu einer verdächtigen und selbst für Männer wie Arndt und Jahn gefährlichen Sache machte, die Burschenschaft und die Turnerei mit einem gemeinschaftlichen Verbote traf; die große Wirkung dieser Maßregeln aber war eine sichtliche Erweiterung des Spaltes, der sich seit einigen Jahren zwischen Regierungen und Regierten aufgethan.

Zum Behufe der Erläuterung und Ergänzung der Bundesakte versammelte sich im November des nämlichen Jahres ein neuer Kongreß der deutschen Staaten in Wien, dessen Beschlüsse in der „Wiener Schlußakte" vom 15. Mai 1820 zusammengefaßt und am 8. Juni als Bundesgesetz verkündigt wurden. Der erste Artikel der Schlußakte kennzeichnete den Deutschen Bund als einen „völkerrechtlichen Verein" der souveränen deutschen Fürsten zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands. Demgemäß erfolgte die Aufstellung der Grundsätze, nach denen bei Gefährdung dieser Sicherheit zu verfahren sei, mit besonders nachdrücklicher Hervorhebung etwaiger Revolutionsgefahr, die man mehr und mehr zu fürchten anfing, wiewohl bisher nirgends ein beachtenswerthes Vorzeichen derselben hervorgetreten war. Um der

Revolution aber auch schon von Weitem vorzubeugen, gab die Schlußakte dem Art. XIII der Bundesverfassung die Auslegung, daß dessen Vollzug die im Staatsoberhaupt vereinigte „gesammte Staatsgewalt“ nicht schmälern, sondern nur „in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände“ binden dürfe. — Dadurch wurde denn die politische Lage vollends klargestellt: Deutschland hatte also eingestandener Maßen nur ein völkerrechtliches Dasein, ohne alle Aussicht auf eine staatsrechtliche und nationalpolitische Zukunft, die einzelnen Glieder des deutschen Bundes waren nicht die Staaten, sondern die Fürsten, und wenn die Unterthanen in Staatsangelegenheiten mitreden durften, so sollte es doch nur unbeschadet der grundgesetzlichen fürstlichen Allgewalt geschehen. — Ein solcher Verfassungszustand mochte immerhin der richtige Gesammtausdruck aller vorhandenen geschichtlichen Voraussetzungen und thatsächlichen Umstände sein; eine lange Dauer desselben aber war so wenig wünschenswerth wie wahrscheinlich.

Mißverhältnisse ähnlicher Art führten in andern europäischen Ländern zum Aufstande. Spanien, Portugal, Italien machten Revolution gegen den Absolutismus, die Griechen empörten sich gegen die Türkenherrschaft und Deutschland folgte diesen Bewegungen mit einer Theilnahme, welche von verwandten Stimmungen zeugte und dieselben verstärkte. Wurden die Aufstände in Spanien und Italien von Frankreich und Oesterreich niedergeschlagen, so blieben doch die Wirkungen des gegebenen Beispiels, und je prahlerischer die siegreiche Kabinetspolitik die Legitimität und das monarchische Prinzip als die nothwendigen Heilmittel gegen die Schäden der Zeit zur Schau trug, desto widerwilliger wandten sich die Völker von diesen Symbolen der fürstlichen Selbstsucht ab.

Die deutsche Geschichte verlief während der zwanziger Jahre langsam in unscheinbaren Rinnsalen, und wenn auch einige Fürsten, wie insbesondere die Könige Ludwig von Baiern und Wilhelm von Würtemberg, mit Volksthümlichkeit und Liberalismus spielten, so konnte es bei oberflächlichem Blicke gleichwohl scheinen, als ob sie in einen Sumpf münden werde, ähnlich dem der letzten Jahrhunderte des weiland heiligen römischen Reichs. Erst 1830 brachte die französische Julirevolution auch die deutschen Dinge wieder in frischen Fluß. Wie von allen europäischen Völkern, so auch von dem deutschen mit fast einmüthigem Jubel begrüßt, fand sie diesseits des Rhein mancherlei Nachahmung in kleinem Styl — namentlich in Kassel, Braunschweig, Dresden, Göttingen — und übte sie eine allgemeine, tiefe und nachhaltige Einwirkung auf die Anschauungen, Gesinnungen und Bestrebungen des deutschen Volkes. Konnte die äußere Ruhe allenthalben, mit oder ohne bewaffnete Gewalt, leicht aufrecht erhalten, oder, wenn auch mit einiger Einbuße der Legitimität und des monarchischen Prinzips, wiederhergestellt werden, so war doch die politische Unschuld der deutschen Volksseele für immer dahin. Das Beispiel einer Revolution, welche binnen drei Tagen ein verhaßtes und verachtetes Regiment gestürzt und durch eine leidlich befriedigende Ordnung der Dinge ersetzt hatte, bestach und verführte. Bei gründlicher Verkennung der unermeßlichen Verschiedenheit der Verhältnisse regte sich in Deutschland der Gedanke, durch einen ähnlichen Kraftstreich die Uebel, unter deren Druck man litt, ein für alle Mal abzuschütteln. Aber nur die Stimmung wurde revolutionär, nicht die Willensrichtung. Man wußte im Grunde so wenig, was man wollte, als was man konnte, es gab keine über die nächste Staatsgränze hinausgehende Uebereinstimmung, keinen bestimmten und gemeinverständlichen Zweck, der einer großen und gefahrvollen Anstrengung werth gewesen wäre. Die wesentlichen Punkte des libe-

ralen Wunschzettels der Zeit, Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Beschränkung der polizeilichen Allgewalt, Volksvertretung mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Mitwirkung an der Gesetzgebung, enthielten wenig Zündstoff der opfermuthigen Begeisterung, die großen nationalpolitischen Ziele dagegen lagen noch in nebelhafter Ferne und Niemand vermochte sich und Andern zu sagen, welcher Weg zu denselben führe, am wenigsten die vereinzelten Stimmen, welche die republikanische Losung ausgaben. — Schon vermöge ihres fremden Ursprungs war die ganze Bewegung in praktischer Richtung schwächlich, unsicher, von vorn herein fast hoffnungslos. Das Hambacher Fest vom Mai 1832, eine nach vielen Tausenden zählende Volksversammlung, in welcher sich nationaler Herzensdrang, rechtmäßiger Zorn und unklare Leidenschaft in stürmischen Reden Luft machten, wurde zum Endpunkt des mißlungenen Anlaufs. Die nach den französischen Julitagen anfänglich einigermaßen aus der Fassung gebrachten Staatsgewalten setzten sich wieder fest im Sattel und der Bundestag legte in seiner Weise dem Zeitgeiste neue und schärfere Zügel an.

Der Rückschlag gegen die gebändigte Bewegung war dies Mal stärker als in den zwanziger Jahren, aber dennoch weniger erfolgreich, denn die Opposition hatte inzwischen an Ansehen, Ausdehnung, Widerstandskraft beträchtlich zugenommen und manche feste Stellung gewonnen, aus der sie nicht mehr vertrieben werden konnte. So insbesondere in den Kammern der süddeutschen Staaten, unter denen namentlich die badische durch eine Anzahl hochangesehener und kühner Männer, wie Rotteck, Welcker, Itzstein, eine Zufluchtsstätte des freien Wortes wurde, dem ganz Deutschland mit gespanntem Ohre lauschte, so oft es die Schranken der Censur durchdrang.

Auf wirthschaftlichem Gebiete machte Deutschland während dieser zweiten Reaktionszeit einen sehr erfreulichen Fortschritt durch die Stiftung und rasche Ausbreitung des Zollvereins. Noch unlängst von einer Unzahl von Mauthlinien durchschnitten, welche im Namen der Landeshoheit den Verkehr in unerträglicher Weise belästigten, sah Deutschland seinen Gewerbfleiß, seinen Handel, selbst seinen Ackerbau zu einer ähnlichen Verkümmerung verurtheilt, wie sein staatliches Leben. Die gebieterische Noth des materiellen Daseins trieb es zur wirthschaftlichen Selbstbefreiung fast wider Willen. Nachdem sich gleichsam versuchsweise mehrere kleine Zollverbände gebildet, vereinigten sich in den dreißiger Jahren zuerst einige, dann viele, zuletzt fast alle deutsche Staaten, außer Oesterreich, in dem unter preußischer Vorstandschaft geschlossenen Zollverein, welchem manche Regierungen sehr ungern und mit schlimmen Ahnungen beitraten, gegen den sich die Bevölkerung theilweise, zumal im Süden, noch heftiger sträubte, dessen volle Bedeutung aber selbst Preußen anfänglich kaum zu ahnen schien, während die weitsichtige Wiener Politik frühzeitig Verdacht schöpfte und der gefährlichen Neuerung unter der Hand eifrig entgegenarbeitete.

Der dem österreichischen Staatswesen nothwendige Konservativismus wurde von dem seit mehr als zwanzig Jahren an der Spitze desselben stehenden Fürsten Metternich je länger desto strenger und bis zur Uebertreibung gehandhabt. Das Bücherwesen stand unter unbarmherziger Censur, eine Zeitungspresse war eigentlich gar nicht vorhanden, keine noch so leise Regung bürgerlichen Sinnes konnte aufkommen, die von Kaiser Leopold II. aus Toskana nach Oesterreich mitgebrachte geheime Polizei erreichte unter dessen Nachfolger die höchste Ausbildung in den Künsten des Ausspürens verdächtiger Worte und Gesinnungen. Eine wesentliche Bedingung der Durchführung eines solchen Systems meinte man durch die möglichst strenge Absperrung Oesterreichs von allen andern Ländern, aus denen schädliche Einflüsse kommen konnten, zu erfüllen und so wurden denn die deutschen Provinzen des Hauses Habsburg dem übrigen Deutschland planmäßig entfremdet.

Denn diesseits der österreichischen Gränzen konnte man

es der Metternich'schen Politik, bei aller Nacheiferung, in konservativen Leistungen dieser Art denn doch nicht gleichthun, das bescheidene Maß der freien Bewegung, dessen man sich im übrigen Deutschland erfreute, blieb vielmehr immer ein Gegenstand des Anstoßes und der Sorge für die Wiener Staatskunst und des Neides für das österreichische Volk. Auch in Preußen ging, schon vermöge der verschiedenen Stammesart, geographischen Lage, Geschichte und Kirchlichkeit stets eine weit frischere Luft als in Oesterreich; was hier als harter Despotismus in landesväterlicher Maske auftrat, war dort im Ganzen nicht viel mehr als politische Schulmeisterei im Style Jakob's I. von England.

Der sachliche Werth des Verfassungswesens in den Mittel- und Kleinstaaten, deren Bevölkerung sich nach und nach gewöhnte, mit einer gewissen Geringschätzung auf das absolutistisch regierte Preußen herabzusehen, wiewohl dasselbe in seinem Beamtenthum, dem an Befähigung, Pflichttreue und Freimuth kein anderes gleichkam, einen vielleicht bessern Schutz der Volksrechte hatte, als die Kammern anderer Länder gewährten, wurde im Jahre 1837 einer Hauptprobe unterzogen, die sehr ungünstig ausfiel. Der König Ernst August von Hannover sagte sich sofort nach seiner Thronbesteigung los von der Verfassung, welche 1833 unter den Nachwirkungen der Julirevolution mit unantastbarer Rechtsgültigkeit zu Stande gekommen war, um zunächst, und vorbehaltlich späterer Abänderungen, auf das Staatsgrundgesetz von 1819 zurückzugreifen, welches der Krone größere Geldvortheile gewährte. Das Land that mit unzähligen Stimmen und in den mannigfaltigsten Formen Einsprache gegen den schreienden Rechtsbruch, aber umsonst; der gegen den Gewaltstreich des Königs angerufene Bundestag erklärte sich, wie in allen ähnlichen Fällen, für inkompetent und nach einigen Jahren des Widerstrebens fügte sich Hannover der ihm aufgezwungenen öffentlichen Ordnung. Der politische Rechtszustand der konstitutionellen deutschen Staaten war damit

in ein Licht gesetzt, welches kaum noch eine ehrliche Selbsttäuschung über die Bedeutung desselben zuließ.

Ohne die bestehenden Verfassungen der Form nach zu verletzen, führte man in andern konstitutionellen Ländern ein kaum weniger rohes Willkürregiment. So namentlich in Baiern — dessen König Ludwig von den liberalen Anwandlungen seiner ersten Regierungsjahre gänzlich zurückgekommen war — zuerst unter dem Ministerium des Fürsten Wallerstein, dann unter dessen Nachfolger, Abel, welcher, im vollen Einverständnisse mit dem Könige, für den thatsächlich wiederhergestellten Absolutismus die festeste Stütze in einem von mittelalterlichem Geiste erfüllten Kirchenthum suchte. Baiern wurde wieder, was es bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen, eine feste Burg des Pfaffengeistes und der Möncherei.

Die innern Zustände Deutschlands waren maßgebend für seine auswärtigen Verhältnisse. Hatten Oesterreich und Preußen einige Geltung im Auslande, so fehlte dem Deutschen Bunde jedes diplomatische Gewicht, jede Stimme im Rathe der Mächte, und selbst gegen Staaten dritten Ranges wurde es ihm schwer, die rechtmäßigsten Forderungen durchzusetzen. So konnte Holland, dem unzweideutigen Wortlaute der Wiener Kongreßakte zum Trotz, die deutsche Schifffahrt an den Rheinmündungen fünfzehn Jahre lang schwer belästigen, bevor es dem Deutschen Bunde mit seinen beiden Großmächten gelang, die erste Abhülfe zu schaffen. Sogar gegen das revolutionäre und also in den Augen der Höfe von Wien und Berlin keineswegs zu einer besonderen Schonung berechtigte Belgien vermochte der Bund sein Anrecht auf Luxemburg, das sich dem belgischen Aufstande gegen Holland angeschlossen, nur kümmerlich zu wahren, und als der holländisch-belgische Streithandel endlich 1839 zum Austrage kam, verzichtete man im Thurn- und Taxis'schen Palaste zu Frankfurt nicht allein auf den wallonischen Theil des doppelsprachigen Landes gegen eine bloße Scheinentschädigung in Limburg,

sondern lieferte man sogar ein gutes Stück deutsch-luxemburgischen Gebietes, aus reiner Unwissenheit, wie es scheint, an Belgien aus. — Auf die schon in den zwanziger Jahren begonnenen Streitigkeiten Schleswig-Holsteins mit der dänischen Regierung übte Gesammtdeutschland Jahrzehnte lang nicht den mindesten Einfluß.

Eine auswärtige Verwicklung bedrohlichen Aussehens brachte das Jahr 1840 mit sich. Bei der siegreichen Empörung des Pascha von Aegypten gegen den Sultan nahm Frankreich Parthei für den erstern, die vier andern Großmächte für die Pforte, und Thiers, Minister des Königs Ludwig Philipp, machte Miene, im Namen Frankreichs dem übrigen Europa den Handschuh zuzuwerfen. Thiers gedachte, den deutschen Regierungen gegenüber die Fahne einer zahmen Revolution im Style des jetzigen französischen Konstitutionalismus zu entfalten, die alten Erinnerungen an das französische Regiment auf dem linken Rheinufer wieder zu beleben, den durch Mißgriffe der preußischen Regierung gereizten Katholicismus der Rheinländer für Frankreich auszubeuten, und es mochte von vorn herein einigermaßen zweifelhaft sein, wie weit er dabei eine Fehlrechnung mache. Alles Mißtrauen dieser Art indessen schwand alsbald vor den Kundgebungen eines einmüthigen Volksgeistes, welcher die französischen Kriegsdrohungen vielmehr als eine Beleidigung, denn als eine Gefahr aufnahm. Frankreich steckte das schon halb gezogene Schwert wieder in die Scheide, in Deutschland aber hinterließ der leere Kriegslärm einen erfrischenden und nervenstärkenden Eindruck.

Eine ähnliche Wirkung versprach der fast gleichzeitige Thronwechsel in Preußen. Das preußische Volk hatte Friedrich Wilhelm III. in Anerkennung seiner ehrenwerthen persönlichen Eigenschaften und in Erinnerung an langes gemeinschaftliches Unglück und an die endliche ruhmvolle Rettung eine warme Pietät bewahrt, welche die langwierige Probe eines mehr und mehr greisenhaften und verknöcherten Regiments bis zum

letzten Tage des Königs bestand. Am 7. Juni 1840 folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., in allen Stücken das Gegenbild seines Vaters, nicht mehr jung an Jahren, aber von jugendlicher Lebendigkeit des Wesens, vielseitig gebildet, hochsinnig, begeisterungsfähig, beredt, unternehmungslustig, mit Geist und Phantasie in Ueberfülle begabt.

Die Persönlichkeit des neuen Königs von Preußen erregte die gespannte und freudige Erwartung ganz Deutschlands um so mehr, als das bisherige Regierungssystem in der weit vorherrschenden Ueberzeugung nicht länger lebensfähig war. Daß Friedrich Wilhelm IV. die ausgefahrenen Geleise der Politik seines Vorgängers verlassen werde, galt im Namen des Staatswohls und der Staatsvernunft für unausbleiblich, wenn schon man freilich keinen Grund hatte, eine ernstliche Neigung zum Verzichte auf einen Theil der bisherigen königlichen Machtvollkommenheit bei ihm vorauszusetzen. Das Verlangen, in den Kreis der konstitutionellen deutschen Staaten einzutreten, der bescheidene Ehrgeiz, nicht länger hinter Baiern, Sachsen, Würtemberg in der Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten zurückzustehen, kurz, die politischen Rechtsforderungen und das bürgerliche Selbstgefühl, welche sich aus schonender Rücksicht auf den vorigen König seit vielen Jahren Stillschweigen auferlegt, kamen jetzt zum lauten Durchbruch. Der im September in Königsberg versammelte Krönungslandtag machte sich fast einstimmig zum Dolmetscher des auf das Versprechen vom 22. Mai 1815 gestützten Anspruchs des preußischen Volks auf eine Gesammtvertretung seiner politischen Persönlichkeit; die Antwort des Königs aber war eine unzweideutige, wenn auch nicht unumwundene, Ablehnung.

Die hoffnungsvolle und hingebende Volksgunst, mit welcher die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. begrüßt worden war, erlitt dadurch einen harten Stoß. Einige kleine Zugeständnisse an die öffentlichen Wünsche, wie Milderungen der Censur, Verbesserungen des Gerichtswesens, Sühne des an

Arndt und anderen treuen Patrioten begangenen Unrechts verhinderten zwar eine gänzliche Entmuthigung der auf den König gesetzten bürgerlichen Hoffnungen; so oft dieselben jedoch mit einem gewissen Nachdrucke laut wurden — auf Provinziallandtagen, in Versammlungen von Stadtverordneten, in einschneidenden Flugschriften — erfolgten neue und schärfere Zurückweisungen. Es stellte sich heraus, daß Friedrich Wilhelm IV. eine Vorstellung von seinem königlichen Berufe hatte, welche ihm die Behauptung der Machtvollkommenheit der preußischen Krone als das Gebot einer heiligen Pflicht erscheinen ließ und daß er, bei einem lebhaften Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Volkswohl, auch ganz allein für dasselbe einstehen zu müssen glaubte. — Die unausbleibliche Wirkung einer Auffassung, welche das Königthum weit über das Volk hinausrückte, war die fortschreitende Entfremdung zwischen dem einen und dem andern.

Noch übler vielleicht, als die politische Eigenart Friedrich Wilhelm's IV. und sein Festhalten an der staatlichen Ueberlieferung seines Vorgängers, wurde es empfunden, daß derselbe im kirchlichen Bereiche der Verwaltung von den bisherigen Wegen gänzlich abwich, daß er zumal in der Schule aller Grade an die Stelle des verständigen praktischen Christenthums, dem sein Vater ergeben gewesen, einen gefühlsseligen Pietismus, wie er dem Ueberschwange seines eigenen Gemüths entsprach, zu setzen suchte — eine Veränderung, welche die ganze norddeutsche Volksart geradezu anwiderte, einer wenigstens zweihundertjährigen preußischen Gewohnheit Gewalt anthat und den Argwohn weiter gehender Absichten um so mehr erregte, als zugleich dem Katholicismus und seiner Hierarchie eine auffällige Aufmerksamkeit und Pflege von Seiten des Hofes zu Theil wurde.

Von Jahr zu Jahr spannten und verschroben sich die preußischen Zustände. Gegenüber der zusehends wachsenden und sich verschärfenden Opposition schloß der König sich immer

enger an die Kirche beider Bekenntnisse an und suchte er den Adel und das Beamtenthum fester als je an den Thron zu binden. Das Beamtenthum aber theilte in seiner großen Mehrheit unzweifelhaft die herrschende Stimmung der Zeit und konnte kaum anderweitig im Sinne des Königs wirksam bearbeitet werden, als durch allerlei zweideutige oder Gewaltmittel, die der preußischen Regierungskunst bis dahin völlig fremd gewesen waren. Wenn die Verwaltung noch unter dem vorigen Könige, bei aller drückenden Bevormundung, welche sie über den Bürger ausübte, auch nach unten hin einen zuverlässigen Schutz der gesetzlichen Ordnung gegen widerrechtliche Eingriffe gewährt, so verwandelte sie sich jetzt nur allzu rasch in ein gefügiges Werkzeug der Neigungen, Launen und politischen Interessen der Krone. Ja sogar die althergebrachte Zuverlässigkeit der preußischen Rechtspflege blieb vom Einflusse der Regierungspolitik nicht unbeeinträchtigt. So konnte es geschehen, daß die öffentliche Meinung an dem Berufe und an der Zukunft des preußischen Staats vielfach irre wurde, und wenn der König im Laufe der Zeit den Forderungen im Betreff der Volksvertretung um einige Schritte entgegenkam, namentlich durch die 1847 erfolgte Einberufung des Vereinigten Landtags, so waren diese Zugeständnisse viel zu unbedeutend, um zu beschwichtigen und zu versöhnen, geschweige denn zu befriedigen.

In dem zweiten deutschen Großstaate, Oesterreich, trat keiner der Gegensätze, welche Preußen bewegten, zu Tage. Nachdem Kaiser Franz 1835 gestorben und sein schwachsinniger Sohn Ferdinand sein Nachfolger geworden war, hatte Metternich allein das Staatsruder in der Hand, das er mit unvergleichlicher Sicherheit zu führen schien. Durfte man der Außenseite trauen, so waren Ruhe, Zufriedenheit, Wohlstand das Gemeingut aller österreichischen Völker, und wenn wirklich diejenigen Staaten die bestеingerichteten sind, von denen man am wenigsten redet, dann stand Oesterreich allen andern voran.

Baiern wurde im Sinne des Abel'schen Ministeriums regiert, bis dasselbe 1847 über der Leidenschaft des Königs Ludwig für eine spanische Tänzerin zu Falle kam. Der ultramontanen Parthei zum Trotz, wendete sich der König jetzt wieder dem Liberalismus zu. Er berief den Fürsten Wallerstein zum zweiten Male in das Ministerium, der nun gleichfalls mit vollen Segeln in die liberale Richtung hineinsteuerte und in Voraussicht kommender großer Dinge das Seinige that, um Baiern auf einen Umschwung der allgemeinen deutschen Verhältnisse vorzubereiten.

Ueberall im außerösterreichischen Deutschland gährte es hörbar und sichtlich. Daß ein gewaltiger Bruch mit der Vergangenheit nahe bevorstehe, wurde während des Jahrs 1847 für alle Welt zur Gewißheit, wiewohl man sich von Dem, was kommen werde, nicht die mindeste Vorstellung zu machen wußte. Bundesreform oder Revolution wurden die Schlagwörter des Tages, deren Inhalt jedoch so unklar blieb, wie er von jeher gewesen.

Einen besonders scharfen Sporn erhielt der Geist der Neuerung in Deutschland durch die Vorgänge und Zustände in Schleswig-Holstein. Dänemark trat 1846 offen mit der Absicht hervor, die beiden Herzogthümer dem Königreiche einzuverleiben, die fremden Mächte stimmten zu, Oesterreich und Preußen verhielten sich gleichgültig, die Schleswig-Holsteiner selbst aber wehrten sich tapfer gegen den ihnen angedrohten Bruch ihres alten verbrieften Staatsrechts und das deutsche Volk sandte ihnen seinen hunderttausendstimmigen Beifallsruf. Dabei blieb sich Deutschland denn freilich vollkommen bewußt, daß mit all seiner Theilnahme wenig oder nichts für die Schleswig-Holsteiner gethan sei, und mehr als alles Andere reizte das bittere Gefühl seiner Ohnmacht, selbst gegenüber dem schwächsten aller seiner Nachbarn, den beleidigten Volksgeist bis zur Empörung.

Die Nachricht von der Pariser Februarrevolution des Jahrs 1848 fiel wie der Zündfunke in die geladene Mine. Der französische Vorgang war jedoch dies Mal nicht die Ursache der deutschen Nachfolge, sondern nur deren zufälliger Anlaß, und so verschieden die jenseitigen und die diesseitigen Staatsverhältnisse und Volksnaturen, so verschieden war der Verlauf der Ereignisse hier und dort. Die deutsche Revolution machte ihre Runde im Sturmschritt durch das ganze Land, aber trotz aller rechtmäßigen Leidenschaft nicht mit den Waffen in der Hand, sondern mit gemäßigten und unabweisbaren Rechtsforderungen auf den Lippen, deren Bewilligung den heftig aufgeregten Massen von den Regierungen theils entgegengetragen, theils nach kurzem Sträuben gewährt wurde; sie war fast allenthalben ein sittlicher Sieg der guten Volkssache über das böse Gewissen der Machthaber. Nur in Wien wich Metternich dem Volkshasse, der nach vieljährigem Schweigen jetzt endlich zum wilden Ausbruche kam, am 13. März erst nach einem blutigen Zusammenstoß der Truppen mit der tobenden Menge vor der kaiserlichen Burg. In Berlin dagegen hatte Friedrich Wilhelm am 18. März dem moralischen Druck der Umstände bereits nachgegeben, alle ihm abverlangten Zugeständnisse bewilligt, seinen förmlichen Frieden mit dem Volke der Hauptstadt gemacht, als ein Mißverständniß oder ein unglücklicher Zufall einen Straßenkampf veranlaßte, der damit endete, daß das Königthum die Waffen vor dem Aufstande streckte. — Die Berliner Besatzung mußte die Stadt räumen, der König huldigte der siegreichen Revolution, hielt einen Rundritt durch die Straßen unter Vortragung der schwarz-roth-goldnen Fahne und erklärte mit Eidschwur, daß er sich, unbeschadet der Rechte seiner Mitfürsten, für die Dauer der vorhandenen oder bevorstehenden Landesgefahr an die Spitze Deutschlands stellen werde, als Gewährsmann der deutschen Einheit und Freiheit. —

In allen Einzelstaaten waren jetzt Männer des öffent-

lichen Vertrauens, meistens aus der entschiedensten Opposition heraus, in die Ministerien berufen worden, manche drückende Uebelstände, vor allen andern die Censur, wurden sofort beseitigt, alle Reformen zugesagt, welche auf der Tagesordnung des Liberalismus standen. Den wichtigsten Punkt der schwebenden Fragen indessen hatten die Ereignisse in den Einzelstaaten noch kaum berührt, geschweige denn der Beantwortung näher gebracht: die deutsche Gesammtverfassung. Auch die neuen Regierungen wußten dieser Aufgabe nicht beizukommen, der nunmehr gleichfalls zum Liberalismus bekehrte Bundestag zeigte sich in Betreff derselben so rathlos, daß er ohne die Unterstützung von Vertrauensmännern der Opposition nicht vorgehen zu können glaubte, die Erklärung des Königs von Preußen blieb einstweilen ohne andere Folge, als einen fast allgemeinen Unwillen und Spott.

Eine in Heidelberg abgehaltene Versammlung namhafter Männer aus verschiedenen Theilen Süddeutschlands sprach am 5. März das erste Wort zur Sache in der deutschen Frage. In ihrem Auftrage wurde auf den 30. des Monats das „Vorparlament" nach Frankfurt einberufen, eine Versammlung von Mitgliedern der deutschen Landtage und andern Politikern, denen die Heidelberger Stimmführer oder die sich selbst den Beruf zuschrieben, in der großen Angelegenheit der Nation an erster Stelle mitzureden. Am bezeichneten Tage fand sich in Frankfurt eine nicht nur ihrer Zahl, sondern auch ihren Bestandtheilen nach — trotzdem, daß ihre Zusammensetzung eigentlich dem Zufall überlassen geblieben — ansehnliche Versammlung ein, die in mehrtägigen Verhandlungen zu dem Hauptbeschlusse kam, von dem Bundestage zu fordern, daß er binnen kürzester Frist die Einberufung einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Nationalversammlung veranstalte, welcher die ausschließliche Machtvollkommenheit zum Erlaß der deutschen Gesammtverfassung zustehen solle, vorbehaltlich jedoch ihrer Befugniß, sich mit den Regierungen in's

Verständniß zu setzen. — Als Beirath des Bundestags oder vielmehr zu dessen Ueberwachung bestellte das Vorparlament, nachdem es einen Antrag auf Permanenzerklärung zurückgewiesen, einen Ausschuß von fünfzig seiner Mitglieder, welcher während der nächsten sechs Wochen thatsächlich die oberste deutsche Staatsbehörde bildete.

Der Beschluß des Vorparlaments wurde von dem Bundestage und sämmtlichen deutschen Regierungen anerkannt und vollzogen, und den stürmischen Bewegungen der letzten Wochen folgte ein freudiges Vertrauen auf eine glückliche Zukunft, deren erste und wichtigste Bedingung jetzt erfüllt schien. Wenn gleichwohl während der Vorbereitungen zu den Wahlen zwei gewesene Mitglieder des Vorparlaments, Hecker und Struve, den Versuch machten, den Ergebnissen derselben und der Nationalversammlung selbst durch eine republikanische Schilderhebung im badischen Oberlande vorzugreifen, so konnte die Eigenmächtigkeit und das unausbleibliche Mißlingen dieses Unternehmens die unverkennbar vorherrschende entgegengesetzte Volksstimmung nur verstärken, die denn auch in den mit der lebhaftesten Theilnahme und in vollster Freiheit vorgenommenen Wahlen zum überwiegenden Ausdruck kam.

Am 18. Mai erfolgte in der Paulskirche zu Frankfurt die Eröffnung der Nationalversammlung. Seit den zweitausend Jahren seiner Geschichte trat das deutsche Volk an diesem Tage zum ersten Male als ein staatsrechtlicher Körper auf den Weltschauplatz, als eine Nation im vollgültigen Sinne des Worts, auf deren Namen es bis dahin keinen berechtigten Anspruch gehabt. Jetzt war es die große Aufgabe der in der Frankfurter Paulskirche versammelten jungen Nation, die endlich gewonnene Persönlichkeit durch Thaten zu bewähren, zu vervollständigen, sicher zu stellen gegen den Rückfall in das völkerrechtliche Nichts ihres bisherigen Daseins. Es handelte sich darum, gemeinschaftliche Staatseinrichtungen für Deutschland zu schaffen und dieselben unter den Schutz eines einheit-

lichen Staatswillens zu stellen. Zu diesem Zwecke boten sich scheinbar zwei Mittel dar: die Nationalversammlung mußte entweder alle bestehenden deutschen Staatsgewalten beseitigen und deren gesammte Macht in der eignen Hand vereinigen, oder mit dem stärksten der deutschen Staaten gemeinschaftliche Sache machen gegen die übrigen, und demgemäß eine angemessene Theilung des Siegespreises eingehen.

Nach diesem doppelten Gesichtspunkte gingen denn auch in der That, bewußt oder unbewußt, die beiden Partheien in der Paulskirche auseinander, denen es mit dem politischen Aufbau Deutschlands überhaupt Ernst war. Die eine derselben gedachte die deutschen Throne, vor denen die Revolution, nach der Ausdrucksweise des Tages, stehen geblieben war, nachträglich von Frankfurt aus zu Falle zu bringen, um auf den Trümmern derselben die deutsche Republik zu errichten, der man leichtes Spiel mit den weitern Schwierigkeiten der Aufgabe zuschrieb, während die andere Parthei, freilich von den verschiedensten Ausgangspunkten aus, in der Ueberzeugung zusammentraf, daß das Werk der Nationalversammlung nur durch den Beistand des starken preußischen Arms zu Stande gebracht werden könne. Was zwischen diesen beiden entgegengesetzten Auffassungen der Aufgabe in der Mitte lag, war Selbsttäuschung oder bewußter Betrug.

Die republikanische Parthei befand sich in der Paulskirche in so entschiedener Minderzahl, daß sie von vorn herein nicht die mindeste Aussicht hatte, auch nur in der Nationalversammlung selbst die Oberhand zu gewinnen, also das erste Werkzeug zu dem beabsichtigten Umsturze der Monarchie in die Hand zu bekommen, gar nicht zu reden davon, daß die inzwischen nach Wien und Berlin einberufenen Landesparlamente durchaus keine republikanischen Gesinnungen und noch weniger Neigung zur Unterordnung unter die Frankfurter Versammlung an den Tag legten; die kecke und beharrliche Verfolgung des revolutionären Weges der „Linken“ wurde also zur nutzlosen

Verschwendung von Zeit und Kraft. Obgleich weit zahlreicher als die „Linke“, trat die preußisch gesinnte „Rechte“ in der Paulskirche viel weniger dreist und zuversichtlich auf, nicht nur, weil der Name Friedrich Wilhelm's IV. zur Zeit in einem großen Theile Deutschlands verhaßter war, als irgend ein anderer, sondern auch, weil man in ihrer eignen Mitte starke Zweifel hegte, ob der jetzige König von Preußen der Mann sei, die ihm zugedachte Rolle anzunehmen und durchzuführen.

Die am 28. Juni, unter Auflösung des Bundestags, beschlossene Einsetzung einer „Provisorischen Centralgewalt“, zu deren Träger eine große Stimmenmehrheit den vermeintlich gut deutschgesinnten Erzherzog Johann berief, bahnte der Hauptentscheidung den Weg insofern, als damit die Nothwendigkeit eines einheitlichen Regimentes anerkannt und nebenbei die österreichische Regierung durch ihre Zustimmung zu der Wahl des Erzherzogs bei der spätern Kaiserwahl einigermaßen an ihr eignes Beispiel gebunden wurde.

Bis tief in den Sommer hinein ließen die Regierungen die jeweilige revolutionäre Auktorität in Frankfurt — das Vorparlament, den Fünfziger-Ausschuß, die Nationalversammlung — als die oberste politische Instanz in Deutschland gelten, deren Anordnungen, wenn auch noch so mißmuthig, Folge geleistet wurde; seit August jedoch verminderte sich mit dem Gefühle der Schwäche auch die bisherige Fügsamkeit der größern Staaten und im folgenden Monate schon trat die Nichtigkeit der vermeinten Frankfurter Souveränetät offen zu Tage.

Schleswig-Holstein hatte sich in den Märztagen von jeder staatlichen Verbindung mit dem Königreiche Dänemark losgesagt, vorbehaltlich der Personal-Union nach Maßgabe des Vertrages von 1460, und war gegen die überlegene dänische Militärgewalt durch preußische Truppen geschützt worden, welche die Dänen binnen kürzester Frist nicht nur aus den Herzogthümern, sondern auch aus Jütland verdrängten, während

freilich Deutschlands schimpfliche Ohnmacht zur See um so greller hervortrat. Die diplomatische Einmischung anderer Mächte jedoch, welche sich von russischer Seite bis zur Kriegsdrohung steigerte, brachte Preußen dahin, auch die zu Lande über Dänemark davongetragenen militärischen Vortheile eben so rasch wieder aufzugeben, wie sie gewonnen waren, der Krieg gerieth ins Stocken, es kam zu Unterhandlungen und am 26. August in Malmö zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der einer Preisgebung der Sache der Herzogthümer sehr ähnlich sah. Die Nationalversammlung widersetzte sich der Vollziehung dieses Vertrages, mußte sich jedoch bald überzeugen, daß ihr Widerstand vergeblich sei und gab denselben durch Beschluß vom 16. September auf. Die Folge davon war ein gegen die provisorische Centralgewalt und die Nationalversammlung selbst gerichteter Volksaufstand, in welchem zwei ihrer Mitglieder, Fürst Lichnowski und General Auerswald, ruchlos ermordet wurden, bevor er im heftigen Straßenkampf niedergeschlagen werden konnte.

Von jenem Tage an, welcher das Geheimniß der Schwäche der Nationalversammlung Aller Augen enthüllt hatte, ging es rasch abwärts mit dem Ansehen derselben und mit den auf sie gesetzten Hoffnungen. Oesterreichische und preußische Ereignisse verstärkten in den folgenden Monaten den in Frankfurt eingetretenen Rückschlag. Fürst Windischgrätz bändigte einen neuen Aufstand in Wien durch Waffengewalt und bezeugte dabei seine Geringschätzung der Frankfurter Nationalversammlung, indem er ein Mitglied derselben, Robert Blum, trotz seiner parlamentarischen Unverletzlichkeit, als Theilnehmer an der Empörung erschießen ließ. In Berlin unterlag demnächst der seine jungen Kräfte überschätzende Parlamentarismus im November beim ersten Zusammenstoße mit der Krongewalt, die nach der im März erlittenen Erschütterung ihren alten festen Boden allmälig wiedergefunden. Die am 8. November erfolgte Einsetzung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel und die

am 2. December geschehene Abdankung des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph bezeichneten in Preußen und in Oesterreich den vorläufigen Abschluß der im Frühjahr begonnenen revolutionären Bewegung.

Als die Nationalversammlung nach langem Zaudern und Tasten gegen Jahresschluß endlich weit genug mit sich selbst ins Klare gekommen, um an ihre bis dahin zurückgeschobene Hauptaufgabe Hand legen zu können, war eine glückliche Lösung der Verfassungsfrage bereits sehr unwahrscheinlich geworden. Diese Frage stellte sich jetzt mit ausschließlicher Bestimmtheit dahin, ob es gelingen werde, die bundesstaatliche Einigung Deutschlands mit preußischem Erbkaiserthum allseitig zur Annahme zu bringen, die bei Oesterreich allerdings nur in dem freiwilligen Verzicht auf die staatliche Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland bestehen konnte. Die Nationalversammlung faßte die erforderlichen Beschlüsse, wiewohl mit sehr schwachen Mehrheiten, und rief am 28. März den König Friedrich Wilhelm IV. zum Erbkaiser von Deutschland aus. Die Kleinstaaten gaben ihre Zustimmung, die Königreiche Baiern, Würtemberg, Sachsen und Hannover dagegen verweigerten dieselbe, Oesterreich erhob nachdrückliche Einsprache, Preußen selbst zeigte sich unschlüssig, machte Vorbehalte, suchte Aufschub. Eine große Abordnung der Nationalversammlung, welche dem Könige Friedrich Wilhelm am 3. April die Beschlüsse derselben überbrachte, erhielt zunächst eine zweideutige Antwort, der jedoch einige Wochen später die unumwundene Ablehnung folgte.

In mehreren deutschen Ländern entwickelte sich unterdessen eine lebhafte Bewegung im Sinne oder unter dem Vorwande der Reichsverfassung. Der König von Würtemberg wurde gezwungen, die Annahme derselben auszusprechen, in Dresden erfolgte ein bewaffneter Aufstand gegen die ihre Unterwerfung unter die Reichsverfassung verweigernde Regierung, in Baden mußte der Großherzog, obgleich er seine Anerkennung der

Reichsverfassung bereitwillig ausgesprochen, vor einem im Namen derselben angestifteten Soldatenaufruhr aus dem Lande weichen. Auch in der Rheinpfalz erhob sich die republikanische Parthei unter der Fahne der Reichsverfassung.

Die Nationalversammlung, deren große Mehrheit ihre Rolle mit gutem Grunde als erschöpft ansah, gerieth im Laufe des Mai durch den allmäligen Austritt der meisten ihrer Mitglieder in volle Auflösung. Der kleine Rest derselben, welcher am Ende dieses Monats noch übrig geblieben, fast ausschließlich der „äußersten Linken" angehörig, beschloß, da er sich in Frankfurt nicht länger sicher fühlte, die Uebersiedlung nach Stuttgart, welche in den ersten Tagen des Juni erfolgte, in der Hoffnung, der badischen und rheinbaierischen Revolution — der Aufstand in Dresden war bereits niedergeschlagen worden — Eingang in Würtemberg zu verschaffen und dieselbe von hier aus wo möglich über ganz Deutschland zu verbreiten. Da aber die würtembergische Volksstimmung sich solchen Erwartungen nichts weniger als günstig erwies, so handelte es sich für das Stuttgarter Rumpfparlament nach wenigen Tagen nur noch um einen anständigen Schlußakt, den ihm die würtembergische Regierung insofern gewährte, als sie dasselbe am 18. Juni mit einem sehr überflüssigen Aufwande von Waffengewalt sprengte und vertrieb.

Wie in Dresden, so wurde jetzt auch am Rhein die Revolution — in Baden nicht ohne hartnäckigen Widerstand — durch preußische Truppen bewältigt; die Führer, welche sich nicht durch die Flucht retten konnten, unterlagen dem in solchen Fällen in Deutschland noch niemals zur Anwendung gekommenen Standrecht.

So war denn der erste Versuch, Deutschland unter einer lebendigen Verfassung staatsrechtlich zu einigen, schon auf halbem Wege gescheitert, nicht sowohl an den ungeheuern Schwierigkeiten der Aufgabe, welche die Nationalversammlung, so viel an ihr lag, mit glücklichen Griffen bemeistert hatte,

als an der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV., welche die Fortsetzung des Versuchs bis zu dem entscheidenden Punkte, wo die alte und die neue deutsche Staatsordnung ihre Kräfte auf dem Gebiete der Thatsachen mit einander gemessen haben würden, unmöglich machte; glücklicher Weise, mochte man hinzufügen, da ein wirkliches Eingehen dieses Königs auf die ihm zugemuthete und über seine Kräfte weit hinausgehende Rolle die Katastrophe wohl verzögern konnte, aber sicherlich nicht verhindert und unfehlbar erschwert haben würde. Die aus solcher Erkenntniß gezogene Folgerung, daß der von der Nationalversammlung betretene Weg überhaupt der falsche gewesen, daß vielmehr nur eine von Frankfurt aus ins Werk gesetzte republikanische Revolution zum Ziele hätte führen können, ließ sich, abgesehen von vielen andern Gegengründen, schon durch die Entgegnung zurückweisen, daß Deutschland, wie gerade die Wahlen zur Nationalversammlung und deren Zusammensetzung unwidersprechlich bewiesen, einen allgemeinen und gründlichen Umsturz nicht wollte; daß sich aber ein monarchisch gesinntes und gewöhntes Volk nicht durch einen Handstreich in ein republikanisches umwandeln lasse, mußte jedem urtheilsfähigen Kopfe auch ohne den Hinweis auf nahe liegende Beispiele einleuchten.

In der That war die der Nationalversammlung gestellte Aufgabe unter den obwaltenden Umständen unlösbar gewesen, und daß die Lösung derselben innerhalb der bisherigen staatlichen Zustände Deutschlands bedingt sei durch das wesentliche Einverständniß der deutschen Nation und der preußischen Staatsgewalt, war jetzt zu einem Erfahrungssatze geworden, dessen Ueberzeugungskraft sich mit der Zeit auch an widerwilligen Geistern bewähren mußte. Ob die große Interessengemeinschaft, welche ein solches Einverständniß verlangte, rechtzeitig zur Anerkennung kommen werde, war jetzt die wichtigste Vorfrage der deutschen Zukunft.

Das preußische Königthum hatte kaum den Bruch mit

der Nationalversammlung vollzogen, als es bereits seinerseits nach Anknüpfungspunkten mit der Nation suchte, deren erstes Entgegenkommen es spröde abgewiesen. Man vereinbarte in Berlin am 28. Mai zunächst mit den Regierungen von Sachsen und Hannover einen Verfassungsentwurf für einen innerhalb des Deutschen Bundes zu gründenden engern Bund, eine in allen wichtigen Punkten abgeschwächte Nachahmung der Reichsverfassung vom 28. März, welche zwar nach keiner Seite hin befriedigen konnte, aber dennoch die vorläufige Zustimmung nicht bloß der sämmtlichen Kleinstaaten, sondern auch der großen Mehrheit der in den letzten Tagen des Juni in Gotha versammelten erbkaiserlichen Parthei des Frankfurter Parlamentes erhielt.

Bevor es zu weitern Maßregeln zur Vollziehung des Vertrags vom 28. Mai, des sogenannten „Dreikönigsbündnisses", kam, gingen mancherlei Veränderungen in der öffentlichen Lage vor sich, welche auch dem ohnehin mattherzigen zweiten Versuche der staatlichen Einigung Deutschlands ein schlimmes Ende in Aussicht stellten. Der im Frühjahr wieder begonnene Krieg Preußens gegen Dänemark erlitt, abermals auf russische Einsprache, im Juni eine neue Unterbrechung durch einen zweiten und für die Herzogthümer noch nachtheiligeren Waffenstillstand, welchem bald darauf der preußisch-dänische Friede folgte; Oesterreich wurde seiner innern und äußern Schwierigkeiten vollends Herr durch Abfindung mit Sardinien und durch die mit russischer Hülfe bewirkte Niederwerfung des aufständischen Ungarn; die Provisorische Centralgewalt in Frankfurt, die freilich nur die grundsätzliche Verneinung des Bundestags gewesen, in dieser Eigenschaft aber doch eine gewisse Bedeutung gehabt, mußte einem „Interim" weichen, welches die österreichische Stimme in deutschen Angelegenheiten in aller Form in ihre Rechte wieder einsetzte. Unter solchen Umständen, welche jeden Gedanken preußischen oder auch revolutionären Zwanges beseitigten, schwand die letzte Hoffnung, Baiern und

Würtemberg für das Dreikönigsbündniß zu gewinnen, von dem sich schließlich, unter Berufung auf die Weigerung der süddeutschen Königreiche, auch Sachsen und Hannover wieder lossagten.

Auf sich selbst und einige zwanzig, theilweise bereits gleichfalls widerwillige, Kleinstaaten beschränkt, entschloß sich Preußen erst nach langem Zweifeln, ob es seinem Unternehmen noch weitere Folge geben solle, das Parlament des zu gründenden engern Bundes, „der Union", auf den 20. März 1850 nach Erfurt einzuberufen. Gleichzeitig traten Baiern, Würtemberg, Sachsen und Hannover dem Entwurfe der Unionsverfassung mit dem „Vierkönigsbündnisse" entgegen, welches der Nation die Beibehaltung ihrer bisherigen Verfassungszustände unter veränderten Namen und Formen, mit Hinzufügung eines Schattenbildes von Volksvertretung, anbot und von Oesterreich lebhaft gefördert wurde, ohne jedoch über die ersten Vorstufen der Verhandlung hinauszukommen.

Um der preußischen Regierung jeden Vorwand zum Abfall von ihrem eigenen Werke zu entziehen, nahm das Erfurter Parlament die ihm gemachte Verfassungsvorlage in Bausch und Bogen an, zur großen Unzufriedenheit der Berliner Machthaber, für welche der Standpunkt, auf den sie sich bei Abfassung ihres Entwurfs gestellt, inzwischen zu einem überwundenen geworden war, und die den Versuch des Parlaments, sie an ihr früheres Wort zu binden, als eine Art Staatsverbrechen betrachteten. Wenn man gleichwohl in Berlin einige Anstalten traf, mit der Vollziehung der Unionsverfassung vorzugehen, so geschah es augenscheinlich ohne ernstliche Absicht.

Dennoch fand sich Oesterreich durch die preußischen Scheinmaßregeln veranlaßt, den seit fünf Vierteljahren außer Thätigkeit gesetzten Bundestag wieder einzuberufen, zu welchem sich denn auch wirklich am 1. September die Gesandten von zwölf Staaten einfanden. Der Rumpfbundestag eröffnete die Feindseligkeiten gegen Preußen durch den in einer zu Bregenz ab-

gehaltenen Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit den Königen von Baiern und Würtemberg gefaßten Beschluß, in Kurhessen zu Gunsten des ruchlosen Hassenpflug'schen Regiments Bundesexekution gegen das von Preußen auf Betrieb des Ministers Radowitz in Schutz genommene Verfassungsrecht des Landes eintreten zu lassen. Im November rückte ein österreichisch-baierisches Heer in Hessen ein, die dort stehenden preußischen Truppen zogen sich, nach einigen Flintenschüssen bei Bronzell, zurück, die im letzten Augenblicke angeordnete Mobilmachung des ganzen preußischen Heeres erwies sich als verspätet, der Kaiser von Rußland, dessen Vermittlung Graf Brandenburg anrief, schlug sich auf die österreichische Seite, Radowitz dankte ab, Manteuffel trat an dessen Stelle, ging zur Unterhandlung mit dem österreichischen Minister Schwarzenberg nach Olmütz und unterwarf Preußen allen Bedingungen, welche ihm der Gegner vorschrieb. — Die Union war bereits aufgelöst, Schleswig-Holstein, das sich bisher mit eignen Kräften im südlichen Theile der Herzogthümer gegen Dänemark behauptet hatte, und Kurhessen wurden unter thätiger Mithülfe Preußens der Rache der Dänen und Hassenpflug's und seines Kurfürsten ausgeliefert.

Einer der in Olmütz getroffenen Verabredungen gemäß eröffnete man, unter Betheiligung sämmtlicher Bundesstaaten, gegen Ende Decembers in Dresden „Ministerialkonferenzen" über die deutsche Verfassungsfrage. Es ließ sich annehmen, daß es den Regierungen aufrichtig darum zu thun sei, bei diesen Berathungen irgend ein Ergebniß zu gewinnen, welches man der Nation als Zeugniß des guten Willens und als Beweis der Möglichkeit einer organischen Bundesreform darbieten könne; die Macht der sachlichen Verhältnisse aber war stärker als die Absichten der Fürsten und Minister, welche denselben vorstanden. Nach mehrmonatlichen Verhandlungen, in denen alle scheinbaren Möglichkeiten einer zweckmäßigen Vertheilung der Bundesgewalten und der Beseitigung wenigstens

der augenfälligsten Uebelstände, welche aus der Vielköpfigkeit der Souveränetät für die Gesammtheit hervorgingen, erschöpft wurden, ergab sich die völlige Gewißheit, daß der Deutsche Bund aus sich selbst heraus unverbesserlich, jeder Entwicklung unfähig, daß die Bundesakte, gleich der alten Reichsverfassung, das vollendete Abbild der thatsächlichen politischen Zustände sei, welche in ihr zur Erscheinung kamen, daß der völkerrechtliche Verein, den man Deutschland nannte, wie der Jesuitenorden, nur die Wahl habe, zu sein wie er war, oder nicht zu sein. Demnach trat denn auch der Bundestag im Mai 1851 wieder vollzählig in die alte Rolle ein, um dieselbe nach zweijähriger Unterbrechung in unveränderter Weise fortzuführen. Die Protokolle der Dresdner Konferenzen fanden als „schätzbares Material" ihren Platz in seinen Archiven. —

Dem Gange der deutschen Gesammtangelegenheiten entsprach der Verlauf der politischen Dinge in den Einzelstaaten. Ueberall betrieben die Machthaber, zumal nach der freudig bewillkommneten Wiederherstellung des Absolutismus in Frankreich, als ihr wichtigstes Anliegen die Rückkehr zu den „vormärzlichen" Zuständen. Oesterreich sagte sich von dem Verfassungswesen gänzlich los und bekannte sich offen wieder zum Absolutismus; Preußen, durch den Eid des Königs an sein Staatsgrundgesetz gebunden, säuberte dasselbe wenigstens durch wiederholtes Reinigungsverfahren von den meisten der dem Souveränetätsbewußtsein Friedrich Wilhelm's IV. anstößigen Bestimmungen; in den Mittel- und Kleinstaaten wurden die Neuerungen der letzten Jahre entweder mit Hülfe gefügiger Kammern, oder auch kürzester Hand und ohne alle Rechtsform entweder ganz beseitigt oder doch nach dem freien Ermessen und dem vermeintlichen Bedürfniß der auf den alten Fuß wiederhergestellten Regierungsgewalten zugestutzt. Kurhessen verlor, unter Zustimmung des Bundestags und beider Großmächte, sogar sein ganzes Verfassungsrecht, in dessen unangefochtenem Besitze es zwanzig Jahre lang gestanden, und wurde

dem Hassenpflug'schen Regimente auf Gnade und Ungnade preisgegeben.

Ein ähnliches Schicksal traf die Herzogthümer Schleswig-Holstein, nachdem sie durch österreichische Militärmacht, unter mittelbarer Mitwirkung Preußens, entwaffnet und wieder unter die Botmäßigkeit Dänemarks gebracht waren. Eine neue dänische Verfassung von 1852 erklärte die Herzogthümer für unzertrennliche Bestandtheile des Königreichs und hob demgemäß nicht allein ihre selbstständige Thronfolgeordnung, sondern auch die bisher unter ihnen bestandene engere staatsrechtliche Verbindung auf. Diese neue Ordnung der Dinge wurde von Oesterreich, England, Frankreich, Rußland im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 anerkannt, welchem demnächst und nach einigem Sträuben auch Preußen seine Zustimmung gab, und welches, als eine Willenserklärung der sämmtlichen europäischen Großmächte, über die Zukunft der Herzogthümer unwiderruflich entschieden zu haben schien. Die Schleswig-Holsteiner selbst aber hielten trotz alledem fest an ihrem alten Rechte, während auffallender Weise auch der Bundestag dem Londoner Protokoll seine allerdings ziemlich werthlose Anerkennung verweigerte.

Gleichzeitig mit diesem allgemeinen Rückgange der politischen Entwickelung geriethen auch die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands in Gefahr, ein mühsam errungenes werthvolles Gebiet wieder zu verlieren. Der bevorstehende Ablauf der Zollvereinsverträge gab der österreichischen Regierung, unter der kräftigen Leitung des Fürsten Schwarzenberg, die willkommene Gelegenheit zu einem Versuche, entweder den Zollverein, der ihr von jeher ein Aergerniß gewesen, zu sprengen, oder sich in denselben einzudrängen und damit auch den wirthschaftlichen Einfluß Preußens zu lähmen. Die sämmtlichen Mittelstaaten, bis zu den beiden Hessen herunter, mit alleiniger Ausnahme von Hannover, einigten sich 1852 in Darmstadt zu einer Koalition, welche dem österreichischen

Plane bereitwillig die Hand bot, und schon war das Auseinandergehen Deutschlands in ein preußisches und ein österreichisches Zollgebiet höchst wahrscheinlich geworden, als man im letzten Augenblicke ein Auskunftsmittel darin fand, daß der Zollverein, durch Hannover und Oldenburg ergänzt, für jetzt einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Oesterreich einging, auf dessen Grundlage nach einigen Jahren über weitere Annäherungen verhandelt werden sollte.

Hand in Hand mit der politischen ging eine beispiellose kirchliche Reaktion, begünstigt und gepflegt von den Staatsgewalten, die den wiedergewonnenen Grund und Boden der Bundesakte auch durch geistliche Bollwerke gegen den Ansturm künftiger Volksbewegungen verschanzen zu können und zu sollen meinten. Die katholische Kirche hatte sich im Namen jener Freiheit, welche die Märzrevolution aller Welt versprach, durch raschen Zugriff sofort in den Besitz der vollsten Unabhängigkeit von der Staatsgewalt gesetzt, die Klöster vervielfältigten sich ungestört vermöge des Vereinsrechts, die Geistlichkeit beanspruchte kraft ihres Amts die Herrschaft über die Volksschule, die Bischöfe bemächtigten sich nach französischem Muster der ganzen Erziehung der für den geistlichen Stand bestimmten Jugend und der ausschließlichen Leitung ihres wissenschaftlichen Bildungsganges, kirchliche Vereine, Betbruderschaften, Jesuitenmissionen bearbeiteten mit mehr oder weniger Erfolg den Sinn des großen Haufens. Die Regierungen ließen nicht nur gewähren, sondern leisteten auch mittelbaren und unmittelbaren Vorschub. Oesterreich, Würtemberg, Baden lieferten sich selbst und ihre katholische Bevölkerung der Kirche durch Konkordate in die Hände, in denen eine selbstständige Machtstellung der Kirche innerhalb des Staats in weitem Umfange anerkannt wurde, insbesondere auf dem Gebiete des Eherechts und der Schule. Preußen, ohne sich durch förmliche Verträge mit der römischen Kurie zu binden, ließ ähnlichen kirchlichen Bestrebungen, an denen Friedrich Wilhelm IV. selbst seine krank-

haften religiösen Bedürfnisse und seine mittelalterlichen Liebhabereien gleichmäßig weidete, wenigstens freien Spielraum. — Der strenggläubige Protestantismus, oder was dafür gelten wollte, suchte sich so viel wie möglich den vom Katholicismus eingehaltenen Bahnen zu nähern.

Der russisch-türkische Krieg, welcher 1853 ausbrach und dessen Verlauf England und Frankreich im folgenden Jahre zu Bundesgenossen der Pforte machte, offenbarte wieder einmal die ganze Schwäche der europäischen Stellung Deutschlands. Während Oesterreich, seiner natürlichen Aufgabe gemäß, stark dahin neigte, mit den Feinden Rußlands gemeinschaftliche Sache zu machen, glaubte Preußen seine Rechnung bei einer russenfreundlichen Neutralität zu finden, und machten die in Bamberg zu einer neuen Koalition zusammentretenden Staaten zweiten und dritten Ranges den hoffnungslosen Versuch, zwischen den auseinander gehenden Bahnen der preußischen und österreichischen Politik einen Mittelweg zu finden, auf welchem man zwischen allen Wechselfällen eines europäischen Zusammenstoßes hindurchschlüpfen könne. Das Ergebniß dieser Zersplitterung der Ansichten und Zwecke der verschiedenen Staaten des Bundes war der nothgedrungene Verzicht auf jede Bethätigung der deutschen Interessen an der orientalischen Krisis, welche zwei Jahre lang den ganzen Welttheil in Spannung hielt und deren Ausgang auf das Wohl und Wehe insbesondere Deutschlands von tiefgreifendem Einfluß sein mußte. Wenn dieser Verzicht ohne greifbaren Nachtheil blieb, wenn die spätern Nachwirkungen desselben sogar zu Gunsten der Nationalsache ausschlugen, so war es nicht das Verdienst einer berechnenden Politik, sondern eine zufällige wohlthätige Folge der dem Deutschen Bunde angeborenen Rath- und Thatlosigkeit.

Obgleich ohne deutschen Beistand gewonnen, entlastete der Sieg der Westmächte über das Zaarenreich Deutschland dennoch von dem entwürdigenden Druck des aus der Zeit und der Geschichte des Unabhängigkeitskrieges herstammenden russischen Uebergewichts, das Kaiser Nikolaus, namentlich seit Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1830, durch welche er zuerst die ansteckende Wirkung der Julirevolution gebrochen, auf Oesterreich und in noch höherem Maße auf Preußen ausgeübt und den kleinern deutschen Staaten vollends bei mancher Gelegenheit mit geradezu empörendem Uebermuthe fühlbar gemacht. Mit Nikolaus selbst fiel der lebendige Götze des Absolutismus in den Staub, die seinem Tode gleichzeitige Niederlage seines Regierungssystems öffnete den staatlichen Gedanken und Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts das letzte der europäischen Länder, welches denselben noch verschlossen gewesen, und die fürstliche Selbstherrlichkeit in Deutschland verlor dadurch einen mächtigen moralischen Rückhalt.

Einstweilen indessen nahm die Reaktion in sämmtlichen deutschen Staaten ihren ungestörten Fortgang auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiete. Nachdem bereits die meisten andern Regierungen die Wiederherstellung und in manchen Fällen auch die Erweiterung ihrer vormärzlichen Machtbefugnisse in mehr oder weniger formloser Weise durchgesetzt, kam es 1856 auch in Hannover, auf Betrieb oder doch unter Mitwirkung des Bundestages, nochmals zum offenen Verfassungsbruch, der wiederum im Geldinteresse des Königs ausgebeutet wurde. Preußen und Baiern waren jetzt die einzigen nennenswerthen deutschen Staaten, deren Regierungen ihre freiheitsfeindlichen Zwecke ohne eigentlichen Gewaltstreich gegen das Verfassungsrecht des Landes erreicht hatten, zugleich aber auch diejenigen, in denen, mit wenigen Ausnahmen, die Reaktion, wiewohl auf verfassungsmäßigen Wegen, am rücksichtslosesten vorging. In Preußen machte ein theils beschränktes, theils durch überraschende Ereignisse außer Fassung

gebrachtes Junkerthum unter dem Ministerium Manteuffel-Westphalen, dessen Armseligkeit selbst auf das weiland Regiment der Haugwitz und Lombard ein versöhnendes Licht warf, einen zehnjährigen Sturmangriff auf den Staatsgeist des Jahrhunderts, welcher dadurch freilich weniger geschädigt als gereizt wurde, dessen Rache aber darum nicht minder gefährlich werden konnte. In der That wuchs die öffentliche Unzufriedenheit mit dem Gange der politischen Dinge in Preußen bis zur höchsten Erbitterung, der preußische Staat in den Händen der jetzigen Regierung sank zusehends in der europäischen Achtung, wurde in Deutschland selbst ein Gegenstand des Unmuthes, des Spottes, des Widerwillens und gerieth in Gefahr, den Glauben an sich selbst zu verlieren. — In Oesterreich fuhr das Ministerium Bach seit Anfang der fünfziger Jahre mit voller Dampfkraft im Fahrwasser der Metternich'schen Politik, deren Strömung auch Ungarn, trotz alles Sträubens des Magyarenthums, mit sich fortriß.

Die ohne Unterlaß steigende Fluth der Reaktion hatte einen Höhepunkt erreicht, von welchem aus sie die letzten Dämme der Staatsvernunft hinwegzuschwemmen drohete, als Friedrich Wilhelm IV. einer Geisteskrankheit verfiel, welche eine Stellvertretung des Staatsoberhauptes nöthig machte, die der Prinz von Preußen im Oktober 1857 im Auftrage des Königs übernahm und ein Jahr lang, als gewissenhafter Bevollmächtigter, in dessen bisherigem Sinne führte. Gegen Ende des folgenden Jahres aber weigerte sich der Prinz, noch länger das Werkzeug einer Politik zu sein, welche er selbst von Herzensgrund verachtete und deren bisheriger königlicher Träger sich mit raschen Schritten dem Zustande gänzlicher Unzurechnungsfähigkeit näherte; man mußte sich demnach entschließen, dem Thronerben die vollberechtigte Regentschaft zu übertragen, und mit diesem Personenwechsel trat sofort eine Wendung in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte ein: an die Stelle Manteuffel's und Westphalen's traten zwei

Ehrenmänner von bewährter liberaler Gesinnung, Auerswald und Schwerin, an denen man vielleicht manche andere staatsmännische Eigenschaft vermissen mochte, aber sicherlich nicht den redlichen Willen und die Pflichttreue im Dienste des öffentlichen Wohls. Mit Preußen selbst athmete ganz Deutschland auf bei dieser Kabinetsveränderung, von der man sich eine neue Aera des Fortschritts versprach. — Die nächste Wirkung des in Berlin begonnenen Umschwungs war das Einlenken auch der baierischen Politik in liberale Bahnen.

Diese ersten Schritte der Umkehr auf dem Wege zum Abgrunde, dem die Reaktion Deutschland entgegengeführt, waren kaum geschehen, als eine neue Kriegsgefahr an dessen Gränzen herantrat. Durch seinen italienischen Besitzstand gerieth Oesterreich in Kampf mit Sardinien und Frankreich, und an Deutschland erging von Wien aus die Zumuthung, die österreichische Sache zu der seinigen zu machen. Regierungen und Volk der süddeutschen Staaten zeigten die freudigste Bereitwilligkeit, der österreichischen Aufforderung Folge zu leisten, viel weniger allerdings aus Hingebung an die Interessen des Hauses Habsburg, als in leidenschaftlicher Erregung über den aus dem Stegreif begangenen Friedensbruch und in dem richtigen Vorgefühl, daß der Bonapartismus nach dem Gelingen des Angriffs auf Oesterreich früher oder später zur bewaffneten Abrechnung mit Deutschland schreiten werde. Preußen dagegen nahm Anstand, für die unhaltbare Stellung Oesterreichs jenseits der Alpen in den Krieg einzutreten, der vom Wiener Kabinete angerufene Bundestag konnte gegen die preußische Stimme weniger als je zu einem Entschlusse kommen, und während fruchtloser Verständigungsversuche zwischen den Höfen von Wien und Berlin und halber Rüstungen Preußens verlor Oesterreich im Juni 1859 bei Magenta und Solferino zwei Feldschlachten, in deren Folge Kaiser Franz Joseph den ihm von Napoleon angebotenen Frieden, obgleich oder weil Preußen jetzt, spät aber immer noch rechtzeitig, aus seiner bisherigen Zurückhal-

tung heraustrat, unter Verzicht auf die Lombardei, am 11. Juli in Villafranca abschloß. Die gewöhnlich stumme Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Vormächte brach nunmehr in lauten Hader aus, welcher sich dem ganzen deutschen Volke mittheilte: Oesterreich beklagte sich im Angesichte der Welt, von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen zu sein, Preußen antwortete im entsprechenden Tone, das übrige Deutschland schlug sich mit seinem Urtheile und seinen Gefühlen auf die eine oder die andere Seite.

Die Erfahrungen des österreichisch-französischen Krieges brachten indessen auch andere und erfreulichere Wirkungen im deutschen Geiste hervor. Die Erkenntniß, daß der Deutsche Bund ein alles politischen Wollens und Handelns unfähiger Körper sei, drang in weite Kreise ein, die Hülflosigkeit Deutschlands bei ernstlicher Gefahr war dem Volke gewissermaßen leibhaftig vor Augen getreten, der Trieb der nationalen Selbsterhaltung begann sich zu regen, der Ruf nach einer durchgreifenden Bundesreform, nach diplomatischer und militärischer Centralisation unter preußischer Führung, ging durch das Land und nur in Baiern und Würtemberg versagte die gebildete öffentliche Meinung diesen Forderungen eine warme Zustimmung. Das politische Leben in den Einzelstaaten zeigte einen rascheren Pulsschlag. Dem Hause Habsburg wurden durch die in Italien erlittenen Niederlagen neue Zugeständnisse an den Konstitutionalismus abgenöthigt, in Preußen kam das Ministerium Auerswald-Schwerin den öffentlichen Erwartungen, wenn auch mit langsamen und unsichern Schritten, entgegen, in den kleinen Staaten machte sich fast allenthalben die Rückwirkung der österreichischen und preußischen Vorgänge fühlbar und wurde hie und da, wie namentlich in Baden und Würtemberg, der römischen Kirche die bisherige Bundesfreundschaft ganz oder theilweise gekündigt.

Unter solchen Umständen kam die vorzugsweise sogenannte „deutsche Frage“ aus dem Bereiche der Presse, auf den sie

bisher beschränkt gewesen, auch in den der Volksversammlungen und Vereine und von dort auf die Tagesordnung auch der Kammerverhandlungen und der Kabinetspolitik. Das Beispiel Italiens, das sich 1859 und 1860, bis auf Venetien und einen Rest des Kirchenstaats, unter dem Königthum Viktor Emanuel's geeinigt, gab den entsprechenden deutschen Bestrebungen einen weitern Sporn. Wenn die Regierung Wilhelm's I. von Preußen, der seinem Bruder am 2. Januar 1861 auf dem Throne folgte, diesen Bestrebungen, für welche die Person des preußischen Königs den gegebenen Mittelpunkt bildete, einstweilen jeden Vorschub versagte, so unterließ sie doch andererseits, dieselben zu entmuthigen und schärfte dadurch die wachsame Eifersucht Oesterreichs und das bange Mißtrauen der Mittelstaaten. Im Bundestage selbst kam die wachsende Unruhe der Höfe in mancherlei Formen zum Ausdruck, insbesondere in wiederholter Anregung von Reformen des deutschen Staats- und Heerwesens, durch welche man unabweislichen Bedürfnissen der Zeit nothdürftiges Genüge zu leisten und gewaltsamen Neuerungen zuvorzukommen hoffte, die jedoch ohne Ausnahme an dem unheilbaren österreichisch-preußischen Gegensatze und an dem grundsätzlichen Widerspruche Preußens gegen Veränderungen von Namen und Formen, bei nothgedrungener Beibehaltung des Wesens der Dinge, scheiterten. So im Jahre 1861 ein von den Mittelstaaten in Würzburg vereinbarter Antrag auf Verbesserung der Bundeskriegsverfassung und ein Vorschlag Hannovers zur Gründung einer, natürlich unter hannöverschen Oberbefehl zu stellenden, Nordseeflotte. Ein von dem sächsischen Minister Beust ausgegangener Entwurf der Reform der Bundesverfassung selbst, welcher, unter ausdrücklicher Wahrung des völkerrechtlichen Charakters der deutschen Verfassung, eine Versammlung von Delegirten der deutschen Kammern neben den Bundestag und ein zwischen Oesterreich und Preußen wechselndes Präsidium an die Spitze desselben gestellt wissen wollte,

wurde von Preußen mit einer Entgegnung beantwortet, welche auf dem seiner Zeit dem Dreikönigsbunde von 1849 zu Grunde gelegten Gedanken eines Bundesstaates innerhalb des Staatenbundes fußte, ein Standpunkt, welchen sich Baden, Weimar und Koburg-Gotha aneigneten, gegen den jedoch Oesterreich und die wichtigsten der andern deutschen Staaten, als einen bundeswidrigen und gänzlich unstatthaften, durch gleichlautende Noten im Februar 1862 nachdrückliche Verwahrung einlegten. Diesem Proteste folgte von Seiten der Urheber ein Versuch, thatsächlich im Sinne des Beust'schen Entwurfes vorzugehen, in Form eines Antrages am Bundestage auf Einberufung einer Delegirtenversammlung zur Berathung über ein gemeinsames deutsches Prozeß- und Obligationenrecht, ein Unternehmen, welchem Preußen seinerseits, als einem die Zuständigkeit des Bundes überschreitenden, den stärksten Widerspruch entgegensetzte.

Nachdem die auf Verfassungsveränderung gerichtete Volksbewegung auch die Höfe und die Kabinete ergriffen, empfing sie durch die Streithandlungen der Regierungen fort und fort neue Antriebe, welche ihren Strom vertieften und ausbreiteten. Nächst den Landtagen, die sich der deutschen Sache mit lebhaftem Eifer annahmen, traten auch sogenannte Abgeordnetentage — freie Versammlungen von Mitgliedern der verschiedenen Kammern — mit Nachdruck in dieselbe ein, und zwei große Volkspartheien stellten sich unter dem Namen des Nationalvereins und des Reformvereins, oder auch der Klein- und der Großdeutschen, auf die preußische und die österreichische Seite. Die Jahresversammlungen von Gelehrten und Fachmännern, die Schützen- und andern Volksfeste wurden zu Kampfstätten der politischen Debatte, in welcher die Männer der bundesstaatlichen Einigung unter preußischer Führung den Anhängern des bestehenden Zustandes, insbesondere den politischen und kirchlichen Partheigängern Oesterreichs, gegenüberstanden. Eine augenfällige Scheidelinie zwischen den beiden

Partheien wurde allerdings durch die Gränze zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden gebildet; der eigentliche Gegensatz beider aber beruhete auf der Verschiedenheit des Maßstabs, den man diesseits und jenseits an den Werth des Einzelstaats legte, welchem man angehörte. Eine natürliche Wirkung dieses Verhältnisses war es, daß die auf ihre Selbsterhaltung verständig bedachten Regierungen, wie die würtembergische, den Volkswünschen in der jetzigen Sachlage mit ungewöhnlicher Bereitwilligkeit entgegenkamen. — Anders freilich der Kurfürst von Hessen, welcher auch Angesichts des augenscheinlich heraufziehenden Sturmes beharrlich daran arbeitete, sich zum Gegenstande des allgemeinen Hasses zu machen, so daß ein gebieterisches und durch drohendes Aufgebot zweier Armeekorps unterstütztes Einschreiten Preußens, welches ihn zwang, dem zehnjährigen Verfassungsstreite durch Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes von 1831 ein Ende zu machen, in ganz Deutschland wie ein Sieg der öffentlichen Moral gefeiert wurde, obgleich die preußische Berechtigung zu diesem Vorgehen, welchem die österreichische Regierung und der Bundestag ihre widerwillige Zustimmung nicht versagen zu können glaubten, mehr als zweifelhaft war.

Die durch die Verfassungsfrage hervorgerufene Spannung zwischen Preußen auf der einen und Oesterreich und den Mittelstaaten auf der andern Seite steigerte sich durch einen handelspolitischen Streit, welchem gleichfalls die Nebenbuhlerschaft der beiden Vormächte und die mittelstaatliche Furcht vor dem preußischen Uebergewichte zu Grunde lag. Preußen schloß, als Geschäftsführer des Zollvereins und in Ausübung seines vertragsmäßigen Vorrechts, einen auf Ermäßigung des beiderseitigen Schutzzollsystems gerichteten Handelsvertrag mit Frankreich, welcher Oesterreich die Vortheile mittelbar entzog, die ihm bei der letzten Erneuerung des Zollvereins auf Betrieb der Mittelstaaten zugestanden waren und welcher damit die Mittelstaaten des neuen Rückhalts gegen Preußen beraubte,

den sie durch die Erpressung jener Zugeständnisse an den österreichischen Interessen gesucht und gefunden. Von Wien aus ergingen lebhafte Proteste gegen diese Neuerung, die Regierungen von Baiern, Würtemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt schlossen sich denselben an, Preußen aber erklärte, daß der Zollverein mit dem französischen Handelsvertrage stehe und falle. Oesterreich verlangte nunmehr, selbst in den Zollverein einzutreten, die Mittelstaaten unterstützten diese Forderung, Preußen aber lehnte dieselbe unbedingt ab. Der Fortbestand des Zollvereins, wiewohl alle zur Zeit versammelten Landtage, mit Ausnahme des baierischen, dessen Aufrechterhaltung mit Nachdruck verlangten, wurde zweifelhafter, als er vor zehn Jahren unter ähnlichen Umständen gewesen.

Auf allen Seiten von Schwierigkeiten ernster Art umringt, verfiel Preußen im Laufe des Jahrs 1862 obendrein in eine schwere Krisis seines innern Staatslebens. Eine von der Regierung ohne vollgültige Zustimmung des Landtages unternommene Umgestaltung und Verstärkung des Heerwesens veranlaßte einen Zwiespalt zwischen der zweiten Kammer und dem Ministerium, der auf beiden Seiten übereilte Beschlüsse herbeiführte, der „neuen Aera" ein Ende machte und in der Person Bismarck's, des bisherigen preußischen Gesandten in Paris, im September 1862 einen Mann an die Spitze der Regierung brachte, in welchem sich nach der herrschenden Meinung Junkerthum und Reaktion verkörperte. Die schwebende Streitfrage erhitzte sich zwischen dem neuen Minister und der Kammer bis zu einer Gluth, welche den ganzen öffentlichen Rechtszustand in Brand zu setzen und die besten Kräfte des preußischen Staats zu verzehren drohete. Die Kammer verweigerte die Kosten der Heeresreorganisation und Bismarck regierte ohne Budget. Nach wiederholten Kammerauflösungen gingen aus den Neuwahlen immer die nämlichen oder noch größere liberale Mehrheiten hervor, zum Zeichen der beharrlichen und sogar wachsenden Partheinahme der öffentlichen

Meinung gegen die Männer und das Verfahren der Regierung. — Statt die „moralischen Eroberungen" im übrigen Deutschland zu machen, durch welche König Wilhelm die Lösung der deutschen Verfassungsfrage anbahnen zu wollen erklärt hatte, verlor Preußen in Deutschland Schritt um Schritt den bisher gewonnenen Boden.

Obgleich der preußische Einfluß am Bundestage noch stark genug war, um die Ablehnung des österreichisch-mittelstaatlichen Antrags auf Einberufung einer Delegirtenversammlung zur Anbahnung einer gemeinschaftlichen bürgerlichen Gesetzgebung zu bewirken, wagte das Wiener Kabinet Angesichts der innern preußischen Zerwürfnisse einen neuen und sogar noch kühnern Versuch, durch eine Scheinreform des Bundes dem gefürchteten deutschen Ehrgeize Preußens und den gewaltsamen Neuerungen, zu denen derselbe früher oder später greifen könnte, den Weg zu verlegen. Auf den 16. August 1863 berief der Kaiser Franz Joseph einen Fürstentag nach Frankfurt, um demselben eine „Reformakte" mit der Zumuthung sofortiger Annahme vorzulegen, welche dem Bundestage — zum Bundesrathe umgetauft — eine Delegirtenversammlung beigab und ein Direktorium von fünf Staaten, unter dem Vorsitze Oesterreichs, an die Spitze desselben stellte. Die Weigerung des Königs von Preußen, an dem Fürstentage Theil zu nehmen, machte die Beschlüsse desselben, die übrigens in manchen Punkten von den österreichischen Vorschlägen abwichen, von vorn herein hinfällig, und wenige Wochen, nachdem die Frankfurter Versammlung in den letzten Tagen des August auseinandergegangen, war die Reformakte bereits todt und begraben.

Neben der Verfassungsfrage trat demnächst die schleswig-holstein'sche Angelegenheit in den Vordergrund der deut-

schen Interessen. Nachdem der Bundestag wegen der den Herzogthümern in der dänischen Gesammtmonarchie zu gebenden Stellung zwölf Jahre lang mit Dänemark gehadert, ohne dessen eigenmächtigen Maßregeln gegenüber jemals über leere Worte und ohnmächtige Beschlüsse hinaus zu kommen, bewirkte der Tod Friedrich's VII., mit welchem die königliche Linie des Hauses Oldenburg, im November 1863, ausstarb, eine wesentliche Veränderung im Stande der deutsch-dänischen Streitfrage. Nach altem Rechte kam jetzt das Haus Augustenburg in den Herzogthümern zur Erbfolge, während nach dem Londoner Protokoll von 1852 der dänische Gesammtstaat unter Christian von Glücksburg vereinigt bleiben sollte. Christian trat in der That die Regierung im Sinne des Londoner Vertrages an, Friedrich von Augustenburg jedoch machte sein Erbrecht in den Herzogthümern durch öffentliche Erklärungen geltend, denen die Zustimmung der großen Mehrheit der Schleswig-Holsteiner freudig entgegenkam. Das deutsche Volk stellte sich so gut wie einmüthig auf die Seite der Herzogthümer, deren Sache ihm von jeher eine nationale Herzensangelegenheit und ein Ehrenpunkt gewesen, und deren Lostrennung von dem tief verhaßten Dänemark jetzt in Süd und Nord mit Ungestüm gefordert wurde. Die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten zeigten sich dies Mal dem einstimmigen Nationalverlangen, das nach Umständen gefährlich werden konnte, nicht unzugänglich; Oesterreich und Preußen aber glaubten sich durch das Londoner Protokoll gebunden, und ohne die beiden Vormächte war der Bundestag auch beim besten Willen jeder Kraftäußerung unfähig. Die völkerrechtliche Schranke zwar, welche dem Vorgehen Oesterreichs und Preußens entgegenstand, wurde alsbald von den Dänen selbst beseitigt. Eine Volksbewegung in Kopenhagen zwang den König Christian wenige Tage nach seiner Thronbesteigung zur Verkündigung einer neuen Verfassung, welche, im unzweifelhaften Widerspruch mit den vertragsmäßigen Verpflichtungen Dänemarks,

die vollständige Einverleibung Schleswigs in das Königreich und die staatsrechtliche Trennung der beiden Herzogthümer bezweckte. Dieser Gewaltstreich übte indessen einstweilen keinen wesentlichen Einfluß auf die Entschlüsse der beiden Vormächte, während die deutsche Volksbewegung dadurch neue Antriebe erhielt und in stetigem Wachsen eine Höhe erreichte, welche den Kabinetten von Wien und Berlin Besorgnisse erregte und sie zu dem gemeinschaftlichen Entschlusse brachte, den aufgeregten Volksgeist durch einige Zugeständnisse zu beschwichtigen und sich zugleich durch rasches Einschreiten zu Meistern der Lage in Schleswig-Holstein zu machen.

Wiewohl noch weit entfernt von der Absicht, die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark durchzusetzen, veranlaßten Oesterreich und Preußen am 7. December einen Bundestagsbeschluß auf militärische Zwangsvollstreckung einiger bereits seit Monaten zu Gunsten der Herzogthümer gestellten Forderungen; um die Mitte Decembers rückte ein Bundesheer in Holstein ein, die Dänen zogen sich ohne Widerstand vor demselben zurück, das holstein'sche Volk rief aller Orten den Herzog Friedrich aus, welcher selbst nach Kiel eilte, die Regierung des Landes aber den die deutschen Truppen begleitenden Bundeskommissären überlassen mußte.

Nachdem sie einmal den ersten gemeinschaftlichen Schritt gethan, verständigten sich die beiden Vormächte, trotz der schweren Streitfragen, welche zwischen ihnen selbst schwebten, mit auffallender Leichtigkeit über ein weiteres Vorgehen. Im Februar 1864 dehnten sie, unter erneuter Anerkennung der den dänischen Gesammtstaat gewährleistenden Verträge und unter dem dadurch hervorgerufenen Widerspruch einer großen Mehrheit des Bundestages, die Zwangsvollstreckung gegen Dänemark, wegen Verweigerung der Zurücknahme der die Herzogthümer beeinträchtigenden neuen Verfassung, auch auf Schleswig aus, das, bei tapferer Gegenwehr der Dänen, unter blutigen Kämpfen von österreichisch-preußischen Truppen besetzt

wurde. Die Mittelstaaten, welche in dem eigenmächtigen Verfahren der Großmächte den Entschluß der thatsächlichen Verleugnung der von der Mehrzahl der Fürsten schon im eigenen Standesinteresse begünstigten Rechte des Herzogs Friedrich sahen, traten zu Würzburg in Berathung über die Mittel zum Schutze derselben, ohne andern Erfolg jedoch, als eine neue Schaustellung ihrer eigenen Ohnmacht.

Das österreichisch-preußische Heer unterdessen rückte auch in Jütland ein, das die Dänen ohne weitern Widerstand bis an den Lymfjord räumten. Die auswärtige Hülfe, auf welche Dänemark zuversichtlich gerechnet, indem es den ungleichen Kampf mit Deutschland aufnahm, blieb beharrlich aus. England ließ es freilich an diplomatischer Verwendung für Dänemark nicht fehlen, weniger vielleicht aus Theilnahme für den von Uebermacht bedrängten kleinen Staat, als aus Scheu vor einer europäischen Kriegsgefahr; aber seine bis zur Drohung gesteigerte Einsprache brachte in Wien und Berlin keineswegs die beabsichtigte Wirkung hervor, zumal man an den deutschen Höfen überzeugt war, daß hinter den britischen Worten keine Bereitschaft zur That stehe, und aus dem nämlichen Grunde blieben auch die Werbungen Englands um die Unterstützung Frankreichs bei einer beabsichtigten kriegerischen Demonstration zu Gunsten Dänemarks erfolglos. Rußland seinerseits war durch einen polnischen Aufstand und dessen Nachwirkungen zu sehr in Anspruch genommen, um sich auf den deutsch-dänischen Handel einlassen zu können, und Schweden fühlte sich zu schwach, um, auf sich selbst beschränkt, bei der größten Bereitwilligkeit, den Dänen helfen zu können.

Eine im April in der britischen Hauptstadt zusammentretende Konferenz der Unterzeichner des Londoner Protokolls erwirkte zwar einen Waffenstillstand, scheiterte aber in ihrem Bemühen, die Kriegsursache durch Ausgleich zu beseitigen, an der Hartnäckigkeit Dänemarks, welches den Vorschlag der beiden deutschen Mächte, das Verhältniß der Herzogthümer zu dem

Königreiche auf den Boden der Personal-Union zurückzuführen, entschieden zurückwies. Oesterreich und Preußen sagten sich nunmehr förmlich los von dem Londoner Protokolle und verlangten die vollständige Trennung der Herzogthümer von Dänemark zu Gunsten des Herzogs Friedrich. Der Krieg begann von Neuem, die Deutschen eroberten Alsen, drangen in Jütland bis an die Skagener Nordspitze vor, die seit Kaiser Otto dem Großen kein deutscher Kriegsmann mehr betreten, besetzten die schleswig'schen Nordseeinseln, bemächtigten sich der zur Vertheidigung derselben bestimmten dänischen Flotille und trafen Vorbereitungen zu einer Landung auf der Insel Fünen, von welcher aus Seeland und Kopenhagen selbst gefährdet werden konnte. Jetzt gab Dänemark seine Sache verloren und schon am 1. August erkaufte es den Frieden durch Abtretung der Herzogthümer, einschließlich Lauenburgs, an Oesterreich und Preußen. Der deutsche Bund wurde dabei ebenso mit Stillschweigen übergangen wie der Herzog Friedrich.

So weit war Oesterreich blindlings mit Preußen gegangen, ohne eignen Willen und eignen Zweck, von Schritt zu Schritt fortgerissen durch das persönliche Uebergewicht Bismarck's über den österreichischen Minister Rechberg. Als sich aber bei der im Spätjahr 1864 eintretenden Entscheidung der Zollvereinskrisis herausstellte, daß Oesterreich sich durch seinen Anschluß an Preußen die ihm bis dahin eng befreundeten Mittelstaaten entfremdet, ohne den Dank Preußens zu gewinnen, als die im Einverständnisse mit Oesterreich gegen den französischen Handelsvertrag aufgetretenen Mittelstaaten einer um den andern ihren Widerstand fallen ließen und Preußen, trotz der Bundesgenossenschaft mit Oesterreich, dessen handelspolitischen Ansprüchen nach wie vor seine bestimmte Weigerung entgegenstellte, als der Zollverein demnach auf der alten Grundlage und ohne nennenswerthes Zugeständniß an Oesterreich erneuert ward, da wurde man in Wien irre an der im Geleite Bismarck's verfolgten Bahn; Rechberg gab seinen

Platz im Ministerium im Oktober auf und ein weniger fügsamer Staatsmann, Mensdorff, trat an dessen Stelle.

Die Gemeinschaft der schleswig-holstein'schen Politik der beiden Großmächte hatte Oesterreich indessen zu weit geführt, als daß der kaiserlichen Regierung eine plötzliche Umkehr möglich geworden wäre. Das fortwährend gespannte Verhältniß des Wiener Hofes zu Italien, Frankreich, Rußland, die jetzige tiefe Verstimmung der deutschen Mittelstaaten, die schwierige Verfassungslage, welche durch das sogenannte „Februarpatent" von 1861, dem Ungarn und Venetien jede Anerkennung verweigerten, kaum erleichtert war, die wachsenden Finanzverlegenheiten endlich, verboten Oesterreich einen raschen Bruch mit Preußen und nöthigten auch Mensdorff, einstweilen noch die Wege Bismarck's in Schleswig-Holstein zu gehen und den nächsten Zweck desselben, die Verdrängung der zu Ende des vorigen Jahres zur Zwangsvollstreckung gegen Dänemark in Holstein eingerückten Bundestruppen und des dort eingerichteten Bundeskommissariats im December nicht allein geschehen zu lassen, sondern sogar zu befördern.

So lag denn jetzt das Schicksal der Herzogthümer ausschließlich in der Hand der beiden Großmächte, wiewohl schon nach den bisherigen Erfahrungen zu sehr ungleichen Theilen. Hatte Preußen von Anbeginn die entscheidende Stimme gehabt, so waren mit seinen diplomatischen Erfolgen die Aufgaben sichtlich gewachsen, welche es seiner schleswig-holstein'schen Politik stellte. Seit Ende des Jahrs 1864 wurde aller Welt klar, daß Bismarck nicht für die Selbstständigkeit der Herzogthümer und die Souveränetät Friedrich's von Augustenburg, obgleich er denselben auf den Londoner Konferenzen als den bestberechtigten Thronerben anerkannt, gesiegt haben wollte, daß er vielmehr entschlossen war, die gewonnenen Vortheile vor allen Dingen dem preußischen Staate selbst zuzuwenden. Die preußische Volksmeinung kam den Absichten des Ministers auf mehr als halbem Wege entgegen, und wenn die Vertreter

derselben im Abgeordnetenhause sich inmitten des fortdauernden Verfassungsstreites jeder öffentlichen Zustimmung enthalten zu müssen glaubten, so verlautete aus ihrer Mitte doch auch kein Wort des Widerspruchs. Im übrigen Deutschland dagegen, und besonders in den Herzogthümern selbst, erhob sich einmüthiger und leidenschaftlicher Protest gegen die Bismarck'sche Begehrlichkeit.

Für den preußischen Minister indessen kam zunächst nur die Einwilligung Oesterreichs in Betracht; seine nach Wien gerichteten Vorschläge aber, den Herzog Friedrich unter einer Art preußischer Oberherrlichkeit in sein Erbrecht einzusetzen, wurden von Mensdorff abgelehnt. Preußen versuchte jetzt, Oesterreich die Mitregierung in Schleswig-Holstein zu verleiden und sich durch eigenmächtiges Vorgehen thatsächlich der ausschließlichen Herrschaft in den Herzogthümern zu bemächtigen, stieß jedoch bei diesem Unternehmen auf einen Widerspruch und Widerstand, den Bismarck mit lauten Kriegsdrohungen beantwortete, bis eine im August 1865 zu Gastein getroffene Uebereinkunft den schwebenden Streit vorläufig dadurch erledigte, daß die beiden Mächte ihren gemeinschaftlichen Besitzstand in den Herzogthümern geographisch theilten, Preußen Schleswig, Oesterreich Holstein übernahm, und daß der österreichische Antheil an Lauenburg gegen klingende Münze an Preußen abgetreten wurde.

Das Gasteiner Abkommen erwies sich indessen bald als ein bloßer Nothbehelf, der nach keiner Seite hin befriedigte und am wenigsten die Zwecke Preußens förderte, dessen strammes Regiment in Schleswig durch die volksfreundliche österreichische Verwaltung in Holstein geflissentlich in Schatten gestellt wurde. Insbesondere die planmäßige Begünstigung, welche Oesterreich der augustenburg'schen Parthei in Holstein angedeihen ließ, reizte den Unwillen Bismarck's, der nach einem schließlichen Scheinversuche, sich mit dem Herzoge Friedrich auf Bedingungen zu verständigen, deren Annahme nach damaliger Auffassung

geradezu unmöglich war, mit der Absicht, die Herzogthümer um jeden Preis dem preußischen Staate einzuverleiben, offen hervortrat. Zugleich aber erweiterte Bismarck den Bereich seiner Politik durch Aufstellung des Entwurfs einer durchgreifenden Bundesreform, auf Grund der Einberufung einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Nationalversammlung. —

Unter mancherlei Reibungen zwischen den beiden Großmächten gediehen die Dinge schon im Februar 1866 zu neuen preußischen Kriegsdrohungen und im folgenden Monat zu den ersten kriegerischen Vorbereitungen Oesterreichs, denen entsprechende Gegenmaßregeln Preußens folgten. Die Mittelstaaten wurden durch ihre ganze Stellung und durch ihre Furcht vor Preußen, trotz ihres augenblicklichen Grolls gegen Oesterreich, auf dessen Seite gedrängt und versuchten auf einer Zusammenkunft ihrer Bevollmächtigten in Bamberg eine politische und militärische Verständigung zum Behufe einer gemeinschaftlichen Partheinahme gegen Preußen. Der Volksgeist in Süddeutschland ging den Regierungen in der preußenfeindlichen Richtung sogar voran, und nächst dem von Preußenhaß und Preußenfurcht getriebenen Ultramontanismus, bot insbesondere die sogenannte demokratische Parthei ihren freilich sehr unbedeutenden Einfluß auf, um die öffentliche Meinung für Oesterreich in's Feuer zu bringen, und zwar im Namen der deutschen Freiheit, obgleich in dem habsburgischen Kaiserstaate selbst, nachdem das Februarpatent als unausführbar im September 1865 außer Kraft gesetzt war, der nackte Absolutismus in der Gestalt des Ministeriums Belcredi wieder am Ruder saß. In Norddeutschland, einschließlich Thüringens, überwog zwar nach wie vor die Ueberzeugung, daß das Heil der Nation auf Preußen beruhe und daß Preußen, mochte man seine schleswig-holstein'sche Politik gutheißen oder verdammen, nimmermehr dem Hause Habsburg geopfert werden dürfe; mit Freudigkeit aber sah sogar das preußische Volk den kommenden Ereignissen nicht entgegen. — In Deutschland fast gänzlich vereinsamt, suchte und fand Bismarck eine Stütze seiner Pläne in Italien, das am 8. April mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß schloß, dessen Preis Venetien sein sollte.

Im Mai wurden die Heere Oesterreichs und Preußens auf den vollen Kriegsfuß gesetzt, ein auf Betrieb Frankreichs Anstands halber unternommener Vermittelungsversuch der unbetheiligten Großmächte schlug fehl, am 1. Juni rief Oesterreich den Bundestag, auf dessen Mehrheit man in Wien mit Sicherheit zählen konnte, zur Entscheidung der schleswig-holstein'schen Streitfrage auf, Preußen erklärte diesen Schritt für einen Bruch des Vertrages zu Gastein, in welchem allerdings vom Bundestage mit keinem Worte die Rede gewesen, und ließ seine Truppen von Schleswig aus, kraft seiner durch die Aufhebung jenes Vertrages wiederhergestellten *Mitherrschaft über beide Herzogthümer*, in Holstein wieder einrücken, das von seiner kleinen österreichischen Besatzung freiwillig geräumt wurde. Nunmehr erhob Oesterreich, am 11. Juni, beim Bundestage Anklage gegen Preußen wegen gewaltthätiger Selbsthülfe, mit dem Antrage, das ganze Bundesheer binnen vierzehn Tagen in Kriegsbereitschaft zu setzen, und am 14. erfolgte der zustimmende Bundestagsbeschluß, bei welchem von fünfzehn abgegebenen Stimmen, außer der preußischen, nur fünf, die von Oldenburg, Mecklenburg, Luxemburg, der sächsischen Herzogthümer und der Mehrheit der freien Städte, verneinend ausfielen. — Der preußische Gesandte erklärte diesen Beschluß für bundesverfassungswidrig und für eine Kriegserklärung.

So war denn also das Wort gesprochen, vor welchem Deutschland seit Monaten gebangt und morgen sollte es zur That werden! Das ganze deutsche Volk, mit alleiniger Ausnahme der von Preußenhaß berauschten Fanatiker, vernahm die Ankündigung des Bürgerkrieges mit Haarsträuben und schleuderte Fluch auf das Haupt seines Urhebers. Daß Bis-

marck die ganze Verantwortlichkeit für das nach der allgemeinen Ueberzeugung über das Vaterland hereinbrechende entsetzliche Unglück trage, war unzweifelhaft. Er allein hatte die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen auch um diesen Preis gewollt, ohne seine dämonische Gewalt würde es nimmermehr gelungen sein, den König Wilhelm für einen so zweifelhaften Anspruch, wie den schleswig-holstein'schen, in den Kampf gegen Oesterreich hineinzureißen, nur Bismarck war der Mann gewesen, den in der königlichen Familie weit überwiegenden Friedenswunsch, die dringenden Abmahnungen der befreundeten Höfe, die aus dem Verfassungsstreite mit dem Abgeordnetenhause, aus der Kriegsunlust nicht bloß des Volks, sondern auch des Heeres, insbesondere der Landwehr, hervorgehenden Schwierigkeiten zu bewältigen; nur Bismarck hatte es dahin gebracht, daß der preußische Staat seinen Bestand an den Entschluß setzte, sich einer Provinz zu bemächtigen, die ihm zwar sehr wichtig, aber keineswegs unentbehrlich war. Daß für Bismarck ein größerer Zweck, als die Aneignung der Herzogthümer, im Spiele, daß es ihm darum zu thun sei, auf den schleswig-holstein'schen Anlaß hin den deutschen Bundesstaat auf nationalparlamentarischer Grundlage zu verwirklichen, wollte selbst den eifrigsten Anhängern Preußens nicht einleuchten; ganz allgemein galt vielmehr die Annahme, daß der Krieg um die Herzogthümer die letzte Karte eines verzweifelten Spielers sei, der nur die Wahl habe, im äußersten Augenblick einen großen Erfolg zu gewinnen oder unterzugehen.

Wohl war die bundesstaatliche Nationalpartei längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die tödtliche Krankheit Deutschlands, die Vielstaaterei und der österreichisch-preußische Dualismus, nimmermehr ohne Blut und Eisen geheilt werden könne, immer aber hatte sie dabei ein freisinniges preußisches Regiment und die dadurch gewonnene Zustimmung und Mitwirkung eines überwiegenden Theiles der Nation vorausgesetzt; wenn aber jetzt ein despotisch waltender und in ganz Deutschland tödtlich gehaßter preußischer Staatsmann jene Bundesreform in die Hand zu nehmen und mit Gewaltmitteln durchzusetzen suchte, so konnte ein solches unbegreifliches Wagestück, auch wenn es ernstlich und ehrlich gemeint war, in den Augen der preußischen Parthei selbst wahrscheinlicher Weise nur auf die Vernichtung aller ihrer Hoffnungen, vielleicht für Menschenalter, hinauslaufen.

Die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges war in den Augen der Welt überhaupt auf der österreichischen Seite, das, einschließlich seiner deutschen Bundesgenossen, dem kaum zwanzig Millionen zählenden Feinde die Wehrkraft von mehr als fünfzig Millionen entgegenzustellen und eine an Zahl jeden Falls nicht geringere, an Kriegsübung ihrem Hauptbestandtheile nach weit überlegene Truppenmacht zu seiner Verfügung hatte. Allerdings wurde diese Ungleichheit einigermaßen verringert durch das preußische Bündniß mit Italien, kraft dessen Preußen gegen die Hunderttausende von Ungarn und Slawen, welche den österreichischen Fahnen folgten, eine ähnliche Zahl von Italienern ins Feld führen konnte, aber der Werth dieser beiderseitigen Hülfskräfte war zu verschieden, als daß sie einander aufgewogen hätten. — Die der Sache Preußens günstigste Auffassung der Lage ging dahin, daß die preußische Kraft nachhaltiger sei, als die österreichische, daß Preußen sich nach anfänglichen Niederlagen zum endlichen Siege durchkämpfen werde.

Preußen begann die Feindseligkeiten am 15. Juni mit dem gleichzeitigen Einrücken in Sachsen, Hannover und Kurhessen, deren Regierungen am Tage zuvor die ihnen angebotene Neutralität abgelehnt und ihre Truppen südwärts geschickt hatten. Das hannöversche Heer, 19,000 Mann stark, wurde bei Langensalza von den Preußen eingeholt und nach einem ehrenvollen Kampfe genöthigt, die Waffen zu strecken; die sächsischen und die kurhessischen Truppen konnten zu den Oesterreichern stoßen.

Am 22. Juni brachen drei preußische Heere, unter dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich Karl und dem General Herwarth von Bittenfeld von Sachsen und Schlesien aus in Böhmen ein, wo ihnen der gefeierte Feldmarschall Benedek mit der österreichischen Hauptmacht in ziemlich gleicher Stärke entgegenstand. Jeder der nächsten Tage brachte den Preußen einen Sieg — bei Nachod, Skalitz, Gitschin, Königinhof u. s. w.; nur bei Trautenau erlitten sie eine unbedeutende Schlappe. Am 3. Juli aber erfolgte bei Königgrätz die Entscheidungsschlacht, welche mit einer vernichtenden Niederlage des österreichischen Heeres endete.

Diesen raschen und zermalmenden Gang der Ereignisse hatte Niemand gehofft, Niemand gefürchtet. Die Nachricht von dem Tage bei Königgrätz traf die offenen und heimlichen Feinde Preußens wie ein Donnerschlag. In den Tuilerien, wo man den Vorbereitungen und den Anfängen des Krieges mit berechneter Unthätigkeit zugesehen, in der Hoffnung, daß die beiden Gegner sich in langwierigen Kämpfen wechselseitig aufreiben und daß schließlich das Schiedsrichteramt und eine entsprechende Beute Frankreich zufallen würden, war man davon eben so betäubt, wie in der kaiserlichen Hofburg zu Wien, welche obendrein die bittere Erfahrung machen mußte, daß die österreichischen Völker, und sogar die Einwohnerschaft der Hauptstadt des Reichs, das Mißgeschick der kaiserlichen Waffen, wenn auch mit Bestürzung, so doch zugleich mit einer gewissen Schadenfreude aufnahm.

Die österreichische Regierung ermannte sich indessen rasch und faßte den Entschluß, durch den freiwilligen Verzicht auf Venetien, der nach einem über Viktor Emanuel bei Custozza erfochtenen großen Siege unbeschadet der Staatsehre geleistet werden zu können schien, den Frieden mit Italien zu erkaufen und das österreichische Südheer mit seinem Feldherrn, dem Erzherzog Albrecht, auf den deutschen Kriegsschauplatz zu berufen. Um die Vermittlung des Ausgleichs mit Italien angegangen, ergriff Napoleon mit beiden Händen die ihm dargebotene Gelegenheit zu einer diplomatischen Einmischung, welche ihm die Möglichkeit gab, die bisherigen Versäumnisse, welche ihm Frankreich mit tiefer Entrüstung vorwarf, wenigstens zum Theil wieder gut zu machen. Obgleich nun aber Italien seinerseits, unter Berufung auf seine Bundespflicht gegen Preußen, die österreichisch-französischen Anträge zurückwies, zog Oesterreich dennoch seine Truppen, bis auf die Besatzungen einiger festen Plätze, aus Venetien zurück, um das Heer des Erzherzogs Albrecht in größter Eile nach Deutschland zu werfen, entschlossen, wie es schien, den Kampf gegen Preußen bis zum Aeußersten fortzusetzen.

Die preußischen Heere verfolgten unterdessen ihre Siegeslaufbahn im Sturmschritt. In Süddeutschland erneuerten die unter Prinz Alexander von Hessen vereinigten Truppen von Würtemberg, Baden, Hessen, Nassau die Rolle der weiland Reichsarmee; — ohne festen Zusammenhalt und ohne Vertrauen in die Führung wurden sie von dem preußischen General Vogel von Falckenstein mit einem Armeekorps von 40- bis 50,000 Mann in jedem Treffen geworfen, über den Main und den Neckar zurückgedrängt, unschädlich gemacht. Wenig bessern Erfolg hatte der Prinz Karl von Baiern an der Spitze des baierischen Heeres, welches, trotz der tapfersten Gegenwehr, ganz Franken bis nach Würzburg, Bamberg, Nürnberg preisgeben mußte. — Der Bundestag flüchtete nach Augsburg, wo er sein fünfzigjähriges trauriges Dasein in aller Stille beschloß

Von Königgrätz aus waren die Preußen in Gewaltmärschen durch Mähren und Ungarn im Angesichte von Wien angelangt, als die inzwischen, wiederum unter der nach Lage der Dinge unabweislichen französischen Vermittlung, in Nikolsburg eröffneten Friedensverhandlungen am 26. Juli einen Waffenstillstand auf dem österreichischen Kriegsschauplatze und die vorläufige Feststellung der Grundzüge des demnächstigen Friedens herbeiführten. Der österreichisch-preußische Friedens-

vertrag selbst kam am 23. August in Prag auf Bedingungen zum Abschluß, in denen die Hand Frankreichs sich deutlich erkennen ließ. Oesterreich verzichtete darin auf seine bisherige und überhaupt jede politische Stellung in Deutschland, übertrug seinen Antheil an dem eroberten Schleswig-Holstein auf Preußen, unter Vorbehalt indessen des Rechtes der Nordschleswiger, zwischen der deutschen und der dänischen Staatsangehörigkeit zu wählen, gab seine Zustimmung zur Errichtung eines deutschen Bundesstaats unter preußischer Führung, von welchem jedoch die Staaten südlich vom Main ausgeschlossen sein sollten, und verpflichtete sich zur Zahlung von 20 Millionen Thalern Kriegskosten.

Die mit Oesterreich verbündet gewesenen Mittelstaaten, die zu den österreichisch-preußischen Friedensverhandlungen in Nikolsburg und Prag nicht zugelassen worden, mußten den Frieden durch Einzelverträge mit Preußen suchen. Hannover, Kurhessen, Nassau freilich wurden als gänzlich niedergekämpfte und eroberte Länder von Bismarck gar nicht mehr als völkerrechtliche Persönlichkeiten anerkannt und, eben so wie Schleswig-Holstein, zur völligen Einverleibung in Preußen bestimmt. Das nämliche Schicksal traf die Stadt Frankfurt, welche zwar am Kriege nicht theilgenommen, aber bezüglich der Bundestagssitzung vom 14. Juni gegen die Mehrheit der freien Städte und für das Aufgebot des Bundesheeres gestimmt hatte. — Baiern und Hessen-Darmstadt erlitten einige Gebietsverluste und trugen, wie auch Sachsen, Würtemberg und Baden, verhältnißmäßige Antheile an den Kriegskosten des Siegers. Durch geheime Verträge endlich stellten sich alle diese Staaten zu Schutz und Trutz unter die kriegerische Führung Preußens, eine Verpflichtung, durch welche die eigentliche Absicht des auf französischen Betrieb im Prager Frieden ausgesprochenen Ausschlusses Süddeutschlands von dem künftigen deutschen Bundesstaate von vorn herein vereitelt wurde.

Ein im Juli neugewähltes preußisches Abgeordnetenhaus

machte gleichfalls Frieden mit dem Könige Wilhelm und mit Bismarck, denen die Umgestaltung des Heerwesens, aus welcher der vierjährige Verfassungsstreit hervorgegangen, nach den Ereignissen der letzten Monate nicht länger streitig gemacht werden konnte und die ihrerseits mit größter Bereitwilligkeit die Hand zur Versöhnung auf billige Bedingungen boten. Im September und November genehmigte der preußische Landtag fast einstimmig die Einverleibung der eroberten deutschen Länder in den preußischen Staat, dessen Bevölkerung damit einen Zuwachs von vier Millionen erhielt.

Am 15. December legte Preußen den Regierungen der einundzwanzig Staaten, welche in die politische Gemeinschaft des neuen Deutschland eintreten sollten, den Entwurf einer Bundesverfassung vor, welcher am 9. Februar allseitig angenommen und unterzeichnet wurde. Der laut desselben aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene und auf den 24. Februar nach Berlin einberufene Reichstag eröffnete seine Verhandlungen über den Entwurf am 9. März und beendete dieselben, nach mancherlei wichtigen Abänderungen der gemachten Vorlage, am 16. April durch einen von 230 gegen 53 Stimmen ausgesprochenen Beschluß, welchem Bismarck am folgenden Tage im Namen der verbündeten Regierungen die Zustimmung ertheilte. Der „Norddeutsche Bund“ unter dem „Präsidium“ des Königs von Preußen war fertig.

Deutschland stand nicht am Ziele seiner Wünsche, aber es war demselben so nahe gekommen, daß die letzten Schritte nur die Frage einiger Jahre mehr oder weniger sein konnten. Der Weg freilich, auf welchem es geführt worden, lag auf seiner ersten Strecke weitab von der Bahn, welche die wärmsten Patrioten sich ausgesonnen, daß man aber keinen Irrweg gegangen, zeigte der Erfolg. Der Mann an der Spitze der

Bewegung, obgleich unendlich weit entfernt von der Höhe der Volksgunst, deren mächtigen Beistand man als die erste Voraussetzung des Gelingens angesehen, war stark genug gewesen, diesen Beistand entbehrlich zu machen und die Geschicke selbst des widerwilligen Deutschland der Hauptsache nach zu erfüllen!

Bei aller Ueberraschung durch die Ereignisse fand sich Deutschland dennoch mit der Sicherheit des nationalen Naturtriebes sofort in seiner neuen Lage zurecht. Die der Norddeutschen Bundesverfassung zustimmende große Mehrheit des Reichstages erwies sich als der treue Ausdruck der durch die letzten Erfahrungen erweiterten öffentlichen Erkenntniß und des dadurch geschärften politischen Urtheils. Nicht bloß im alten Preußen, das durch den gemachten Gewinn an Land und Leuten möglicher Weise bestochen sein konnte, sondern auch in den zwangsweise einverleibten neuen Provinzen stellte sich, Dank insbesondere der langen Vorarbeit der Nationalparthei, von vorn herein ein ziemlich befriedigendes Verhältniß der Bevölkerung zu der jetzigen politischen Ordnung der Dinge heraus. Zwar in Schleswig-Holstein und Hannover gab es eine starke und laute augustenburgische und welfische Opposition, Kurhessen und Nassau dagegen fügten sich ohne auffälligen Widerspruch in das Mißgeschick, welches ihre Fürsten betroffen. Nur in Frankfurt, das allerdings unzweifelhafte eigene Verluste erlitten, zeigte sich eine fast einmüthige bittere Feindseligkeit gegen das preußische Regiment, das sich freilich unmittelbar nach Besetzung der freien Stadt, und ehe es zu deren Einverleibung entschlossen war, schwerer Mißgriffe gegen dieselbe schuldig gemacht, namentlich durch Einforderung zweier Kriegskontributionen von 5 und von 25 Millionen Gulden, von denen übrigens die letztere gar nicht geleistet, die erstere später zurückgezahlt wurde.

Die Bevölkerung der Kleinstaaten hatte die Nichtigkeit ihres bisherigen Staatswesens hinlänglich kennen gelernt, um die Einordnung desselben in ein großes Ganze ohne Rückhalt

willkommen zu heißen. Die kleinen Fürsten ihrerseits mochten immerhin den Verlust ihrer bisherigen Souveränetät im Herzen betrauern, aber sie hatten, mit wenigen Ausnahmen, Selbstbeherrschung genug, um solche Empfindungen nicht laut werden zu lassen. In Sachsen dagegen, dem einzigen von der Mediatisirung betroffenen Mittelstaate, wurde der Hof seiner bittern Gefühle nicht weit genug Herr, um sie nicht wenigstens von aller Welt errathen zu lassen, und auch ein großer Theil des sächsischen Volks versöhnte sich schwer mit der Einbuße, die sein König erlitten. — Die sächsischen Kammern übrigens, wie die Landtage der sämmtlichen Kleinstaaten, genehmigten die ihnen vorgelegte Norddeutsche Bundesverfassung mit ansehnlichen Mehrheiten.

Baiern, Würtemberg, Baden konnten die Folgen des unglücklichen Krieges, aus welchem sie schließlich so leidlichen Kaufes davon gekommen waren, ziemlich leicht verschmerzen. Weder bei den überwundenen Regierungen, noch in der Bevölkerung, ja sogar nicht einmal in den geschlagenen Heeren, blieb jener herbe Groll zurück, welchen die Niederlage sonst hervorzubringen pflegt. War es eine Wirkung der Dankbarkeit für die, wenn auch nicht ganz freiwillige, Mäßigung des Siegers, oder der Entmuthigung, oder des, bewußt oder unbewußt, sich geltend machenden Nationalgefühls — Baiern und Würtemberg setzten sich nach dem Frieden sofort in ein Verhältniß zu Preußen und dem Norddeutschen Bunde, das man ein beinahe freundschaftliches nennen konnte, wiewohl allerdings die ultramontane und die demokratische oder jetzt sogenannte Volksparthei — jene aus unauslöschlicher Feindschaft gegen das protestantische Preußen, diese aus Erbitterung über die eingetretene Verkümmerung ihrer revolutionären Hoffnungen — dem neuen deutschen Staatswesen den Vertilgungskrieg schwuren, den sie bei den demnächstigen Zollparlamentswahlen mit überraschendem Erfolge eröffneten. Was Baden anbetrifft, dessen längst nationalgesinnter Fürst nur widerwillig

in den Kampf gegen Preußen gegangen war, und in dessen Bevölkerung die Bundesstaatspartei ihre festesten Stützpunkte in Süddeutschland besaß, so begann dort sogar, fast unmittelbar nach dem Abschluß des Prager Friedens, und trotz des Artikels desselben, welcher das neue preußische Machtgebiet durch den Main abgränzte, eine lebhafte Bewerbung um den Eintritt in den Norddeutschen Bund.

In Hessen-Darmstadt dagegen, das mit seinem rechtsmainischen Gebiete dem Bunde angehörte, mit dem linksmainischen und dem linksrheinischen dagegen die Stellung der übrigen süddeutschen Staaten theilte, machte sich beim Hofe und in der Regierung, der neuen deutschen Staatsordnung gegenüber, bei jeder Gelegenheit die gehässigste Gesinnung Luft. Im Vertrauen auf den ihn schützenden Einfluß des Kaisers von Rußland, seines Schwagers, dessen Verwendung allein er es vermuthlich verdankte, nicht das Schicksal seines kurhessischen Vetters getheilt zu haben, machte der Großherzog gar kein Hehl aus seiner Erwartung, die Franzosen heute oder morgen über den Rhein kommen und die Ergebnisse des Krieges rückgängig machen zu sehen. Um so ehrenhafter aber war die Haltung der großen Mehrheit der hessen-darmstädtischen Bevölkerung.

Dem Hause Habsburg hatte der Krieg zu schwere Verluste gebracht und zu viel Selbstbewußtsein und Staatskraft gelassen, als daß man sich in der kaiserlichen Hofburg in Wien mit dem erlittenen Geschick ein für alle Mal hätte abfinden sollen. Die österreichische Regierung, daran war kein Zweifel, behielt sich vor, gegen die Entscheidung bei Königgrätz ihrer Zeit und Gelegenheit Berufung einzulegen. Die österreichischen Völker aber dachten anders. Sowohl die Niederlage auf dem Schlachtfelde, wie die Abtrennung Venetiens vom Kaiserreiche wurde von den Magyaren und den Slawen hoch willkommen geheißen, von den Deutschen wenigstens rasch verwunden. Die allgemeine Rechnung, daß der preußische Sieg

den Belcredi'schen Absolutismus brechen werde, traf zu, für alle österreichischen Länder begann ein neues Verfassungsleben und die in ihre parlamentarischen Rechte wieder eingesetzten österreichischen Völker erkannten die Ursachen der günstigen Wendung ihres Geschicks und die Bedingungen ihrer Dauer zu gut, um den Rachegedanken des kaiserlichen Hofes den Arm leihen zu wollen.

Das Ausland kam für Deutschland einstweilen nur in der Gestalt Frankreichs in Betracht. Die Fehlrechnung, kraft deren Napoleon den deutschen Krieg gewähren lassen, welchen er durch seine Einsprache wahrscheinlich verhindern, dem er durch seine spätere Partheinahme vielleicht eine andere Wendung geben konnte, wurde dort sehr schwer empfunden. Der französische Kaiser selbst, obgleich augenscheinlich von Reue und banger Sorge heimgesucht, bemühte sich, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und Frankreich zu beweisen, daß seine Machtstellung bei der Dreitheilung Deutschlands wesentlich gewonnen; das französische Volk aber ließ sich nicht überreden und Napoleon und Preußen mußten seine Erbitterung gleichmäßig entgelten. Traf den Kaiser der entrüstete Vorwurf der unverzeihlichen Pflichtversäumniß in einer Lage, in welcher die wichtigsten Interessen Frankreichs in Frage gestanden, so richtete sich der leidenschaftliche Zorn der Franzosen gegen Preußen, weil es Deutschland gegen künftige Angriffe Frankreichs widerstandsfähig gemacht, durch seine Siege den französischen Kriegsruhm, namentlich die französischen Thaten bei Magenta und Solferino verdunkelt, ja sogar den Zweifel wachgerufen, ob Frankreich auch noch der Stärkere, die anerkannte europäische Vormacht sei. — Sühne für Königgrätz wurde die Losung der französischen Patrioten aller Farben.

Ein erster Anlaß zum Bruch zwischen Deutschland und Frankreich bot sich schon in den ersten Monaten des Jahrs 1867. Luxemburg, das, als ein Anhängsel der holländischen

Krone, nur dem Namen nach dem frühern deutschen Bunde angehört, war in den Norddeutschen Bund nicht aufgenommen, um die Erneuerung eines trügerischen Doppelverhältnisses zu vermeiden, das in seiner bisherigen Gestalt keinem der Betheiligten, und vielleicht am wenigsten dem neuen Deutschland zusagen konnte. Seiner deutschen Bundespflichten entlassen, forderte der König von Holland den Verzicht Preußens auf sein allerdings zweifelhaft gewordenes Besatzungsrecht in Luxemburg, und, von Geldverlegenheiten gedrängt, trat er mit dem Kaiser Napoleon in Unterhandlungen wegen Abtretung des vermeintlich seiner freien Verfügung anheimgefallenen Landes. Darüber entspann sich ein diplomatischer Streit, welcher bald eine drohende Miene annahm, zuletzt jedoch, unter Vermittlung der unbetheiligten Großmächte, durch einen am 11. Mai zu Stande gebrachten Ausgleich dahin geschlichtet wurde, daß Preußen auf sein Besatzungsrecht in Luxemburg, Frankreich auf den Erwerb des Herzogthums verzichtete und daß dem kleinen Staate volle Unabhängigkeit und Neutralität zugesprochen wurde. — Deutschland und Frankreich fühlten sich durch diesen Ausgang des luxemburgischen Handels gleichmäßig beeinträchtigt und die beiderseitige Stimmung wurde in Folge davon keineswegs verbessert.

In den beiden nächsten Monaten erfuhr die im Prager Frieden zwischen Nord- und Süddeutschland gezogene Mainlinie einen weitern bedeutenden Riß durch die Erneuerung des Zollvereins auf parlamentarischer Grundlage. Mittels Errichtung eines Zollbundesrathes und Zollparlaments wurde die Verwandlung des Norddeutschen in den Deutschen Bundesstaat zur Hälfte vollbracht. Frankreich ergrimmte doppelt, aber schwieg.

Die innere Entwickelung Deutschlands nahm während der ersten Friedensjahre einen Verlauf, welcher zwar hochgespannte Erwartungen nicht befriedigte, billigen Ansprüchen aber Genüge leistete. Aus der einsichtigen und gewissenhaften Arbeit des Norddeutschen Reichstags und seinem guten Einverständnisse mit Bismarck und dem Bundesrathe ging eine Reihe von Gesetzen hervor, welche auf wichtigen Gebieten des öffentlichen Lebens die lange und schwer vermißte Gemeinschaft des Rechts, wenigstens für den überwiegenden Theil von Deutschland, herstellte. Das Zollparlament, obgleich die Wahlen für dasselbe in Süddeutschland sehr ungünstig ausgefallen waren — Würtemberg sandte lauter Abgeordnete von ausgesprochener Feindseligkeit gegen die neue Ordnung der Dinge nach Berlin, in der baierischen Vertretung zählte nur eine Minderheit und in der badischen eine knappe Mehrheit zu deren Anhängern — gelangte durch das Uebergewicht der bundesstaatlich gesinnten Mehrheit der Reichstagsmitglieder zu manchen befriedigenden Ergebnissen. Schwache Versuche, die Südstaaten nach dem Vorbilde des Norddeutschen Bundes in einen engern politischen Verband, sei es mit oder ohne Oesterreich, zu bringen, kamen über die ersten Anfänge nicht hinaus. In Preußen lag das althergebrachte, von absolutistischen Gewohnheiten und Neigungen stark beeinflußte Regierungssystem mit der von der neuen Lage des Staats dringend geforderten liberalen Politik in einem Kampfe, den die Macht der Verhältnisse allmälig zum Vortheil der letzteren wendete, dessen langsamer und von manchen gelegentlichen Rückfällen unterbrochener Gang jedoch die innerliche Aneignung der neuen Provinzen sichtlich erschwerte.

Oesterreich seinerseits fuhr, unter den Nachwirkungen von Königgrätz, mit vollen Segeln im liberalen Winde. Unter einem Ministerium, dessen Mehrheit aus den Männern der entschiedensten bisherigen Opposition bestand und an dessen Spitze der talentvolle sächsische Staatsmann Beust trat, wurde

der endliche Ausgleich zwischen dem Hause Habsburg und Ungarn dadurch herbeigeführt, daß man den Magyaren die Wiederherstellung des öffentlichen Rechtszustandes von 1848 bewilligte und Ungarn, als einen selbstständigen Staat, aus dem Reichsverbande beinahe vollständig entließ, der sich also fortan auf die westliche Reichshälfte, einschließlich Galiziens, beschränkte. Auch diesem Ländergebiete, Cisleithanien genannt, gewährte die Regierung eine Fülle von öffentlichen Rechts- und Freiheitsbriefen, welche den Neid nicht bloß Preußens, sondern auch aller andern deutschen Staaten erregen konnten, wenn die That in Oesterreich mit dem geschriebenen Worte Schritt hielt. An parlamentarischen Staatseinrichtungen war Oesterreich jetzt überreich. Außer dem cisleithanischen Reichsrathe und dem ungarischen Reichstage bestand eine von beiden zu gleichen Theilen zu beschickende Delegirtenversammlung in mehr völker- als staatsrechtlicher Eigenschaft, und außerdem hatten die einzelnen Kronländer Cisleithaniens ihre besondere Vertretung in siebenzehn Provinziallandtagen. Die ersten Schwierigkeiten der neuen Einrichtung des politischen Haushalts Oesterreichs überwand oder glättete Beust mit gewandter und glücklicher Hand; wie aber jener vielgliedrige Verfassungsbau sich in der Uebung des staatlichen Lebens auf die Dauer und unter Sturm und Wetter bewähren werde, blieb abzuwarten.

Mit den Nachbarländern hatte Deutschland drei Jahre lang Frieden, ohne jedoch auch nur einen Augenblick zum Gefühl der Sicherheit gegen plötzliche Störung desselben zu gelangen. Frankreich, dessen feindselige Gesinnungen nicht zweifelhaft waren, rüstete mit aller Kraft und wartete augenscheinlich nur auf einen Anlaß zum Versuche der berufenen

Vergeltung für Königgrätz. Preußen zu seinem Theile versäumte nichts, um das Norddeutsche Heerwesen auf die volle Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu bringen, und schloß zu diesem Zwecke mit der Mehrzahl der verbündeten Staaten Militärverträge, welche die Truppen derselben dem preußischen Heere mehr oder weniger vollständig einverleibten. Auch die Südstaaten begannen, die Verschiedenheiten zwischen ihrem und dem preußischen Heerwesen auszugleichen. Die Bundesregierung vermied indessen geflissentlich Alles, was Frankreich einen Kriegsvorwand hätte geben können und in diesem Sinne lehnte Bismarck insbesondere die Bewerbung Badens um Eintritt in den Norddeutschen Bundesstaat beharrlich ab; denn eine solche Ueberschreitung der dem preußischen Machtgebiete durch den Prager Frieden gezogenen Maingränze wurde von Frankreich ziemlich unverblümt als Kriegsfall bezeichnet, den man in Berlin an dieser Stelle nicht für gegeben hielt, so lange es sich bloß um einen einzelnen und zumal den kleinsten der Südstaaten handelte.

Der von Frankreich gesuchte Bruch mußte also an einem schwächern Punkte der preußischen Politik gesucht werden, und ein solcher bot sich, nach französischer Auffassung, im Sommer 1870 dar. Sobald Frankreich in Erfahrung gebracht, daß Spanien, nachdem es fast zwei Jahre lang vergeblich um einen Ersatzmann für die im September 1868 vertriebene Königin Isabella geworben, deren Krone dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen angetragen und daß dieser, unter Genehmigung des Königs Wilhelm, des Oberhauptes des hohenzollern'schen Hauses, seine vorläufige Zustimmung gegeben, war sein Entschluß gefaßt: Preußen sollte entweder gedemüthigt, oder mit den Waffen in der Hand zur Verantwortung dafür gezogen werden, daß sein König gewagt, in einer Familienangelegenheit ein Wort zu sprechen, welches den Franzosen mißfiel und das sie für eine Beleidigung und für eine Bedrohung ihrer Sicherheit ausgaben. Die erste Er-

klärung, welche der französische Minister, Herzog von Gramont, in diesem Sinne am 6. Juli über die spanische Thronfrage im Gesetzgebenden Körper abgab, war eine Kriegslosung, die das Volk sich sofort einmüthig aneignete. Das ganze Land hallte wider von tobenden Ausbrüchen des Hasses und der Kriegswuth. Da jedoch einige Tage später der Prinz Leopold seine Bewerbung um den spanischen Thron zurücknahm, schien Napoleon persönlich zu der Ansicht zu neigen, daß mit der Ursache des Streits auch dessen Fortsetzung aufzuhören habe; die erregte Volksleidenschaft aber, in Uebereinstimmung mit den Berechnungen der Gramont'schen Politik, und der Einfluß der nach Rache für den preußischen Sieg über Oesterreich lechzenden Umgebung des Kaisers, insbesondere der schwindelnde Ehrgeiz seiner Gemahlin, vielleicht auch deren spanischer Ketzerhaß gegen Preußen, behielten die Oberhand und bewirkten die beispiellose Zumuthung an den König Wilhelm, eine Bürgschaft gegen die etwaige Erneuerung der Thronkandidatur des Prinzen Leopold zu leisten. Nachdem dieses Ansinnen am 13. Juli die verdiente und ohne Zweifel vorausgesehene Abfertigung erfahren, erfolgte die französische Kriegserklärung, in welche der Gesetzgebende Körper, die Presse, das Volk selbst, überall, wo es zu Worte kam, mit wildem Jubel einstimmte. Nach Berlin! war das allgemeine Feldgeschrei und das französische Heer versprach sich, am 15. August das Napoleonsfest in der preußischen Hauptstadt zu feiern. — Deutschland bezeugte durch Haltung und Sprache, daß es die frevelhafte Herausforderung Frankreichs mit furchtbarem Ernste und mit kaltblütiger Selbstzuversicht angenommen.

Unter allen Franzosen war Napoleon vielleicht der einzige, welcher Deutschland hinlänglich kannte und unbefangen genug beurtheilte, um die Schwere des bevorstehenden Kampfes richtig zu würdigen. Seine demgemäß nicht gesparten Bemühungen um auswärtige Bundesgenossenschaften aber blieben erfolglos. Die deutschen Südstaaten, auf deren altüblichen Abfall von

der vaterländischen Sache man in Paris stark gerechnet, stellten sich beim ersten Rufe zu den Waffen an die Stelle, welche die Nationalehre, die Bundespflicht und das Interesse der Selbsterhaltung ihnen anwies. Beim Kaiser Franz Joseph und bei Viktor Emanuel mochten die Vorschläge Napoleon's kein abgeneigtes Ohr finden, aber die österreichische sowohl wie die italienische Regierung hatten mancherlei triftige Gründe zur vorläufigen Zurückhaltung. So sollten sich denn Deutschland und Frankreich, ganz auf sich selbst gestellt, zum ersten Male im Laufe ihrer langen Kriegsgeschichte, in ihrer Vollkraft auf dem Schlachtfelde an einander messen — abgesehen freilich von den zehn Millionen deutscher Oesterreicher, deren Fehlen bei der Waffenprobe die Reinheit des bevorstehenden Ergebnisses derselben einigermaßen trübte.

Der Krieg begann am 2. August mit dem Einrücken der Franzosen in Saarbrücken, das sie jedoch nach einigen Stunden wieder verließen, um den deutschen Boden nicht zum zweiten Male zu betreten. Am 4. August erstürmten die Baiern die starke Stellung des Generals Douay in und bei Weißenburg, am 6. wurde bei Wörth, Reichshofen und Fröschweiler das Heer des Marschalls Mac Mahon, des ruhmreichsten der französischen Feldherren, vom Kronprinzen von Preußen zertrümmert, am nämlichen Tage nahm Göben mit stürmender Hand die mächtige Stellung der Franzosen auf der steilen Höhe von Spicheren bei Saarbrücken und wurde von ihm das Heer des Generals Frossard in wilde Flucht geschlagen. — Binnen drei Tagen war die französische Feldarmee der Auflösung nahe gebracht.

Paris ward durch die Kunde von diesen Niederlagen aus den stolzen Siegesträumen rauh geweckt, in denen es mit gewohnter Siegeszuversicht und auf Grund falscher Nachrichten geschwelgt. Die Enttäuschung reizte die tödtlich beleidigte französische Eigenliebe bis zur Tobsucht. Die ersten Soldaten der Welt konnten natürlich nur durch Verrath drei Mal

hinter einander besiegt worden sein; wie und durch wen dieser Verrath begangen sei, wußte man freilich einstweilen nicht ausfindig zu machen, aber die in Frankreich lebenden Deutschen waren sicherlich dessen Helfershelfer, sie leisteten dem Feinde jeden Falls durchweg Spionendienste und mußten also ohne Verzug unschädlich gemacht werden. Demnach begann alsbald eine allgemeine Hetze gegen die Deutschen in Frankreich, welche, weit über hunderttausend Köpfe stark, ohne Schonung von Alter und Geschlecht, in unbarmherziger Hast und unter der rohesten Behandlung über die Gränzen geschafft wurden. Die kaiserliche Regierung, weit entfernt, der Raserei und Brutalität der Menge, wenn nicht aus Ehr- und Pflichtgefühl, so wenigstens vermöge ihrer bessern Einsicht, nach Kräften steuern zu wollen, ließ der Volkswuth gegen die vermeintlichen Miturheber des Mißgeschicks, welches sie selbst allein zu verantworten hatte, vielmehr geflissentlich die Zügel schießen. Gegen die deutschen Heere wurde von der gesammten französischen Presse, in Ermangelung besserer Waffen, mit dreister Lüge gefochten und keine Beleidigung war so roh, keine Verleumdung so giftig, keine Erfindung so plump, daß sie nicht im französischen Volk und namentlich in der hochgebildeten Pariser Welt eine massenhafte gläubige Zuhörerschaft gefunden hätte.

Während Mac Mahon seine zersprengten Truppen in Chalons wieder sammelte und durch neue Regimenter verstärkte, übernahm der Marschall Bazaine die nämliche Aufgabe für das bisherige Frossard'sche Heer, mit welchem er, nachdem er alle benachbarten Streitkräfte an sich gezogen, zu Mac Mahon stoßen sollte. Inzwischen aber wurde ihm von den deutschen Feldherren die Rückzugslinie abgeschnitten, welche er in drei heißen Schlachten — am 14. August bei Borny oder Courcelles, am 16. bei Vionville oder Mars-la-Tour, am 18. bei Gravelotte oder Rezonville — vergebens wieder zu gewinnen suchte. Mochte der Ausgang des einen oder des andern dieser furchtbaren Kämpfe, in deren letztem je 200,000

Mann einander gegenüber standen, nicht ganz unzweifelhaft sein — das Gesammtergebniß derselben war, daß Bazaine auf Metz zurückgeworfen und unter dessen Wällen von einem eisernen Gürtel deutscher Stellungen eingeschlossen wurde, an dessen Festigkeit seine verzweifelten spätern Befreiungsversuche scheiterten.

Bei dieser Wendung der Dinge setzte sich nunmehr Mac Mahon in Begleitung des Kaisers seinerseits gegen Ende des August in Bewegung nach Metz zum Entsatze Bazaine's. Die deutschen Heere verfolgten, begleiteten, überflügelten ihn und warfen ihn in drei blutigen Schlachttagen auf Sedan. Hier, von allen Seiten eingeschlossen, Angesichts der offenbaren Unmöglichkeit eines Durchbruchs, in der Wahl zwischen der Gefangenschaft und der Vernichtung, streckte die ganze „Maasarmee", mehr als 80,000 Mann stark, das Gewehr. Napoleon selbst übergab seinen Degen dem Könige Wilhelm, welcher, trotz seiner dreiundsiebenzig Jahre, in Begleitung Bismarck's dem Feldzuge von Anfang an beigewohnt und alle Anstrengungen des Lagerlebens mit seinen Truppen getheilt hatte.

Dieser beispiellose Erfolg der deutschen Waffen bewirkte in Paris einen Gegenstoß, welcher das kaiserliche Regiment stürzte und Frankreich wieder einmal in eine Republik umwandelte — wenn anders die in wildem Sturm und Drang ausgerufene Diktatur einer Anzahl von Volksmännern so genannt werden darf. An die Spitze derselben trat Jules Favre mit der Losung: dem Feinde keine Scholle unseres Bodens, keinen Stein von unseren Festungen!

Von den Schlachtfeldern bei Metz und Sedan nahm der dort entbehrliche Theil der deutschen Heere die Richtung auf Paris, in dessen Angesicht der Kronprinz am 17. September sein Lager aufschlug und das binnen weniger Tage vollständig umzingelt wurde. Jetzt erst ließ sich die republikanische Regierung zu einem Schritte herbei, den sie am Tage nach dem Umsturze des kaiserlichen Thrones zur bessern Stunde und

mit stärkerer Wirkung hätte thun können — Jules Favre erschien im deutschen Lager, den Frieden zu suchen. Die Anerbietungen aber, welche er Bismarck entgegenbrachte, wurden auf das erste Wort von der Hand gewiesen: Favre machte den Vorschlag, sicherlich ohne den mindesten Glauben an die Möglichkeit der Annahme, die Ansprüche, welche Deutschland in der Abwehr des frevelhaftesten Angriffs mit dem Blute vieler Tausende seiner Söhne gewonnen, durch Geld abzukaufen! Das deutsche Volk aber und die deutschen Regierungen waren gesonnen, eine Abrechnung anderer Art mit Frankreich zu halten, und Bismarck stellte aus der Seele von vierzig Millionen die Gegenforderung: Elsaß-Lothringen.

Bei solcher Verschiedenheit der beiderseitigen Ausgangspunkte wurden die Verhandlungen alsbald wieder abgebrochen und den Kämpfen auf den Schlachtfeldern mit ihren raschen und großartigen Ergebnissen folgte nunmehr der langsam fortschreitende Festungskrieg. Der erste wichtige Platz, dessen sich die Deutschen bemächtigten, war Straßburg, das sich, nach acht Wochen der tapfersten Vertheidigung, am 27. September ergab. Bei der Nachricht, daß die einst so schmählich verlorene Hauptstadt des Elsaß endlich wieder in deutscher Hand sei, ging ein unermeßlicher Jubel durch das Land, wiewohl leise gedämpft durch die Wahrnehmung, daß Straßburg bei der Wiedervereinigung mit dem alten Vaterlande sich geberdete wie etwa ein vorlängst von Zigeunern gestohlenes Kind bei seinem unfreiwilligen Wiedereintritt in das Vaterhaus.

Einen Monat später feierte Deutschland einen vielleicht weniger begeisternden, aber im militärischen Sinne unendlich größern Erfolg durch die Einnahme von Metz, das, für Waffengewalt unbezwinglich, durch den Mangel an Lebensmitteln genöthigt wurde, sich am 27. Oktober mit dem ganzen Heere des Marschalls Bazaine, welches, abgesehen von 25,000 Mann Verwundeter und Kranker, noch 150,000 Mann kampffähiger Truppen zählte, dem Prinzen Friedrich Karl zu ergeben. — Der unerhörte Tag bei Sedan war um das Doppelte überboten.

Eine lange Reihe anderer französischer Festungen fiel nach kurzem Widerstande, Paris aber behauptete sich Monate lang, nicht sowohl durch kriegerische Thaten seiner durch die Bewaffnung der ganzen wehrfähigen Einwohnerschaft bis auf mehr als 500,000 Mann gebrachten Besatzung, als durch seiner gesammten Bevölkerung rühmliche Tapferkeit und Ausdauer im Entbehren. Jedermann in Paris war sich bewußt, daß an dem Schicksal der Hauptstadt das Schicksal Frankreichs hänge, und der französische Nationalgeist half den verwöhnten und für weichlich gehaltenen Parisern aller Stände über die mannichfaltigen Proben hinweg, auf welche ihre patriotische Standhaftigkeit durch den nothgedrungenen Verzicht auf ihre sonstigen üppigen Lebensgewohnheiten, und mit der Zeit selbst durch peinlichen Mangel des Unentbehrlichen, gestellt wurde. Paris hoffte zuversichtlich auf Entsatz aus den Provinzen, wo der Kriegsminister Gambetta mit Feuereifer und fieberhaften Anstrengungen das Aufgebot der ganzen waffenfähigen Mannschaft des Landes und die Bildung neuer Heere betrieb; wenn durch diese Maßregeln aber auch Hunderttausende unter den Fahnen der Generale d'Aurelles de Paladine, Chanzy, Faidherbe, Bourbaki zusammengebracht wurden, so entsprach die Leistungsfähigkeit der neuen Truppen doch nicht ihrer Zahl, und um mit denselben gegen die Belagerer der Hauptstadt wirksamer vorgehen zu können, warteten die Generale in den Provinzen ihrerseits auf das Entgegenkommen der Pariser Besatzung.

In den jetzt erneuten Bemühungen um auswärtige Hülfe war die republikanische Regierung Frankreichs nicht glücklicher, als im Beginn des Kriegs die kaiserliche gewesen. Umsonst bereiste der gewandteste der französischen Staatsmänner, Thiers, die europäischen Höfe, von denen etwa Beistand gehofft werden mochte. In Wien freilich und in Florenz traf er wohlwollende Stimmungen, aber keine Dienstbereitschaft. Indessen

auch auf sich selbst beschränkt, leistete Frankreich, obgleich ein volles Drittel seines Bodens in der Gewalt der Deutschen war, eine hartnäckigere Gegenwehr, als man ihm, nach den schweren Niederlagen, die es in rascher Folge erlitten, zugetraut hatte, und als das Ende des Jahres herankam, ohne daß Paris wankte und ohne daß, obgleich bei jedem Zusammentreffen geschlagen, die Provinzialheere von ihren Vorstößen gegen die belagerte Hauptstadt abließen, wurde in Deutschland Ungeduld und Sorge laut, und fehlte es auch im deutschen Heere nicht an Zeichen der beginnenden Ermüdung.

Unter dem Eindrucke der großen Ereignisse der drei ersten Monate des Kriegs traten die deutschen Südstaaten mit Preußen in Unterhandlungen über ihren Eintritt in den bisherigen Norddeutschen Bund. In Versailles, wo König Wilhelm in dem stolzen Schlosse Ludwig's XIV. sein Hauptquartier genommen, kamen diese Unterhandlungen im November zum Abschluß durch eine Reihe von Einzelverträgen, welche die Bedingungen feststellten, unter denen Baiern, Würtemberg, Baden — von Darmstadt nicht zu reden, das durch gehässige Sprache und Haltung das Recht verwirkt, Bedingungen zu machen — sich der bundesstaatlichen Gemeinschaft einzuordnen bereit waren, Bedingungen, die denn freilich im Namen der beiden süddeutschen Königreiche auf eine Abschwächung der preußischen Centralgewalt abzweckten und dadurch manches Bedenken erregten, namentlich in dem in Berlin versammelten Reichstage, welcher indessen schließlich seine Genehmigung aussprach. Eine von König Ludwig II. von Baiern an den König Wilhelm gerichtete Aufforderung, nunmehr den deutschen Kaisertitel anzunehmen, konnte kein Gegenstand des Widerspruchs für die übrigen Bundesfürsten sein und fand die freudige

Zustimmung des Reichstags, welche durch Absendung einer Deputation, die der König am 19. December in Versailles empfing, zum feierlichen Ausdruck kam. Die erforderliche Bestätigung der Versailler Verfassungsverträge von Seiten der süddeutschen Landtage wurde in Würtemberg, Baden und Hessen so gut wie einstimmig ausgesprochen, während in Baiern eine starke Anwendung des Regierungseinflusses auf die ultramontane Parthei nöthig war, um in beiden Kammern die erforderliche Zweidrittelsmehrheit zu erreichen. Noch bevor übrigens der Münchener Landtag seinen Beschluß gefaßt hatte, erfolgte am 18. Januar in Versailles die feierliche Verkündigung des neuen Kaiserthums. —

Inzwischen gingen die Lebensmittel in Paris so stark auf die Neige, daß die französische Regierung die Unterhandlung über die Bedingungen der Uebergabe der Hauptstadt nicht länger hinausschieben konnte. Am 26. Januar kam es zu einem Waffenstillstande, von welchem nur ein Theil der östlichen Departements, insbesondere das hart belagerte Belfort ausgenommen wurde, zu dessen Entsatz der General Bourbaki mit einem großen, aber in der Eile zusammengerafften und sehr locker gefügten Heere von der Loire heranzog. Der preußische General Werder, der Zahl nach drei oder vier Mal schwächer als Bourbaki, wies dessen wiederholte Angriffe auf das Lager vor Belfort ruhmvoll ab und nöthigte ihn zum Rückzuge, welcher unter dem scharfen Drängen des vom Norden herbeigeeilten Manteuffel damit endete, daß die französischen Truppen, noch mehr als 80,000 Mann stark, in völliger Auflösung am 1. Februar auf schweizerisches Gebiet übertraten und dort die Waffen niederlegten. Vierzehn Tage später beendete die Uebergabe von Belfort die Kriegsereignisse.

Kraft des Waffenstillstandes besetzten die Deutschen am 28. Januar die sämmtlichen Forts von Paris, das ihnen jetzt kein Zugeständniß mehr verweigern konnte. Dennoch leistete Preußen in den am 26. Februar aufgestellten Vorbedingungen des Friedens Verzicht auf mehrere seiner ursprünglichen Forderungen, namentlich, was besonders in Süddeutschland peinlich empfunden wurde, auf das theuer erkaufte Belfort. Dagegen mußte sich Frankreich zur Abtretung des übrigen Elsaß, Deutsch-Lothringens und der Festung Metz mit einem schmalen Gürtel des angränzenden französischen Sprachgebiets verstehen und die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 5000 Millionen übernehmen. Bis zur Genehmigung dieses Vertrages durch eine inzwischen nach Bordeaux einberufene Nationalversammlung nahmen die deutschen Truppen Besitz von einem Theile der französischen Hauptstadt, in Formen jedoch, welche mehr auf die Schonung der Eigenliebe der Besiegten, als auf Befriedigung des rechtmäßigen Selbstgefühls der Sieger berechnet waren. — Auf Grund des Präliminarvertrages kam am 10. Mai der Friede selbst in Frankfurt am Main zum Abschluß.

Die am 25. März stattfindende Eröffnung des ersten Deutschen Reichstags vollendete die Neugestaltung Deutschlands. Aus dem Sprachgebiet war ein Staat, aus der Stammesgenossenschaft eine Nation geworden, deren Namen das deutsche Volk zwar von Alters her geführt, aber im ganzen Laufe seiner Vergangenheit niemals verdient. Später als die andern europäischen Länder hatte sich Deutschland zum Range eines Nationalstaats emporgeschwungen, gestützt auf einen planmäßigen Gedanken und einen selbstbewußten Zweck, welcher seinen Vorgängern auf der nämlichen Bahn völlig fremd gewesen; der deutsche, wie außer ihm nur noch der

italienische Staat, war aus der Idee heraus zur Wirklichkeit geworden. Allerdings aber hatte auch Deutschland jener weitern Hülfe bedurft, welcher andere Nationalstaaten und namentlich Frankreich ihr Dasein ausschließlich verdankten: das Schwert, das unentbehrliche Werkzeug aller Staatenbildung und also der Geschichte überhaupt.

Der seit zwei Menschenaltern lebendig gewordene deutsche Gedanke und Wille, anfänglich das Eigenthum einiger vereinzelten Vorläufer des künftigen Geschlechtes, dann in die Seele der gebildeten deutschen Jugend mit Begeisterung aufgenommen, später langsamen Fortschritts in weite Kreise eingedrungen, zählte seine Bekenner auch im letzten Augenblicke vielleicht nur nach Hunderttausenden, während ihm wahrscheinlich eine kaum geringere Zahl von geschworenen Widersachern und Millionen Gleichgültige oder doch Ungläubige gegenüberstanden; aber in diesem Gedanken und Willen beruhte die einzige große schöpferische Kraft der Zeit, und als Preußen endlich den unermeßlichen Werth dieser sittlichen Macht begriff und sich entschloß, mit derselben gemeinschaftliche Sache zu machen, war der Sieg dieser Bundesgenossenschaft unfehlbar.

Auf Preußen war seit fünfzig Jahren der Blick und die Hoffnung aller ernsten Geister gerichtet, die von der Zukunft das Vaterland verlangten, welches die Gegenwart ihnen nicht gewährte. Der deutsche Beruf Preußens gab sich in der That in vielfältigen Wahrzeichen zu erkennen, die ein aufmerksamer Beobachter nicht übersehen konnte: im ganzen Gange seiner Geschichte, in seiner Waffenmacht, in der Naturanlage seines Volks, in der Unfertigkeit seines Gebiets. — Das Volk der preußischen Stammlande hatte den nüchternen Sinn und das kalte Blut seiner sächsischen Voreltern geerbt und im vielhundertjährigen Kampfe um das Dasein an den Kulturgränzen der mittelalterlichen Welt mochte sein Wesen härter geschmiedet sein, als dasjenige der von weniger schweren Hammerschlägen des Schicksals für die Neuzeit bearbeiteten

Süd- und Westdeutschen. Das Leben in andern deutschen Landen war reicher an materiellen Gütern sowohl, wie an Poesie, Kunst, Wissenschaft und jeglichem Schmuck des menschlichen Daseins; die wesentlichen Bedingungen der Heereskraft und der politischen Macht aber waren nirgends auch nur annäherungsweise in ähnlichem Maße gegeben, wie in dem Staate des großen Kurfürsten und des großen Königs. An Treue, Opfermuth, Thatkraft, Ausdauer standen die Preußen hinter andern Deutschen keinen Falls zurück, und selbst jene weniger liebenswürdigen Eigenschaften ihres Wesens, die man ihnen verargen mochte, gehörten im Grunde zu den Voraussetzungen des deutschen Berufs des preußischen Staats.

Dieser Beruf war jetzt, allen Zweifeln zum Trotz, nicht bloß angetreten, sondern auch so weit erfüllt, daß die weitern Aufgaben desselben mit der Nation selbst wenigstens zu gleichen Hälften getheilt werden konnten und getheilt werden mußten. Deutschland trat unter den günstigsten Bedingungen in die Mündigkeit und die Selbstverantwortlichkeit ein. Noch gestern ein Spielball seiner großen Nachbarn und selbst den Uebergriffen eines Königreichs Holland oder Dänemark gegenüber hülflos, stand es heute in der ersten Reihe der europäischen Mächte, und aus öffentlichen Rechtsverhältnissen, deren Unnatur und Armseligkeit durch keine Verurtheilung zu scharf getroffen werden konnten, war es in einen Verfassungszustand versetzt worden, der freilich die aus der Vergangenheit überkommenen Uebelstände nicht mit plötzlicher Zauberkraft heilte, wohl aber für jedes vorhandene Gebrechen Mittel der Abhülfe bot und keinem gesunden staatlichen und gesellschaftlichen Entwickelungstriebe Luft und Licht versagte. Der Gedanke einer grundstürzenden Revolution, in welchem ungeduldige Geister zu wiederholten Malen die letzte verzweifelte Zuflucht in hoffnungsloser Lage gesucht, inmitten einer politischen Versumpfung, deren Dauer Leib und Seele des Volks, Land und Leute dem sichern Verderben entgegengeführt haben würde,

stand außer aller Frage von dem Augenblicke an, wo die Nation verfassungsmäßige Mittel in der Hand hatte, die eigne Gegenwart und Zukunft nach Maßgabe ihrer Lebensbedürfnisse zu gestalten. — Deutschland war in seiner Laufbahn auf einer Höhe angekommen, wo sein weiteres Aufsteigen durch keine andere Voraussetzung mehr bedingt war, als durch Ausdauer und Mäßigung.

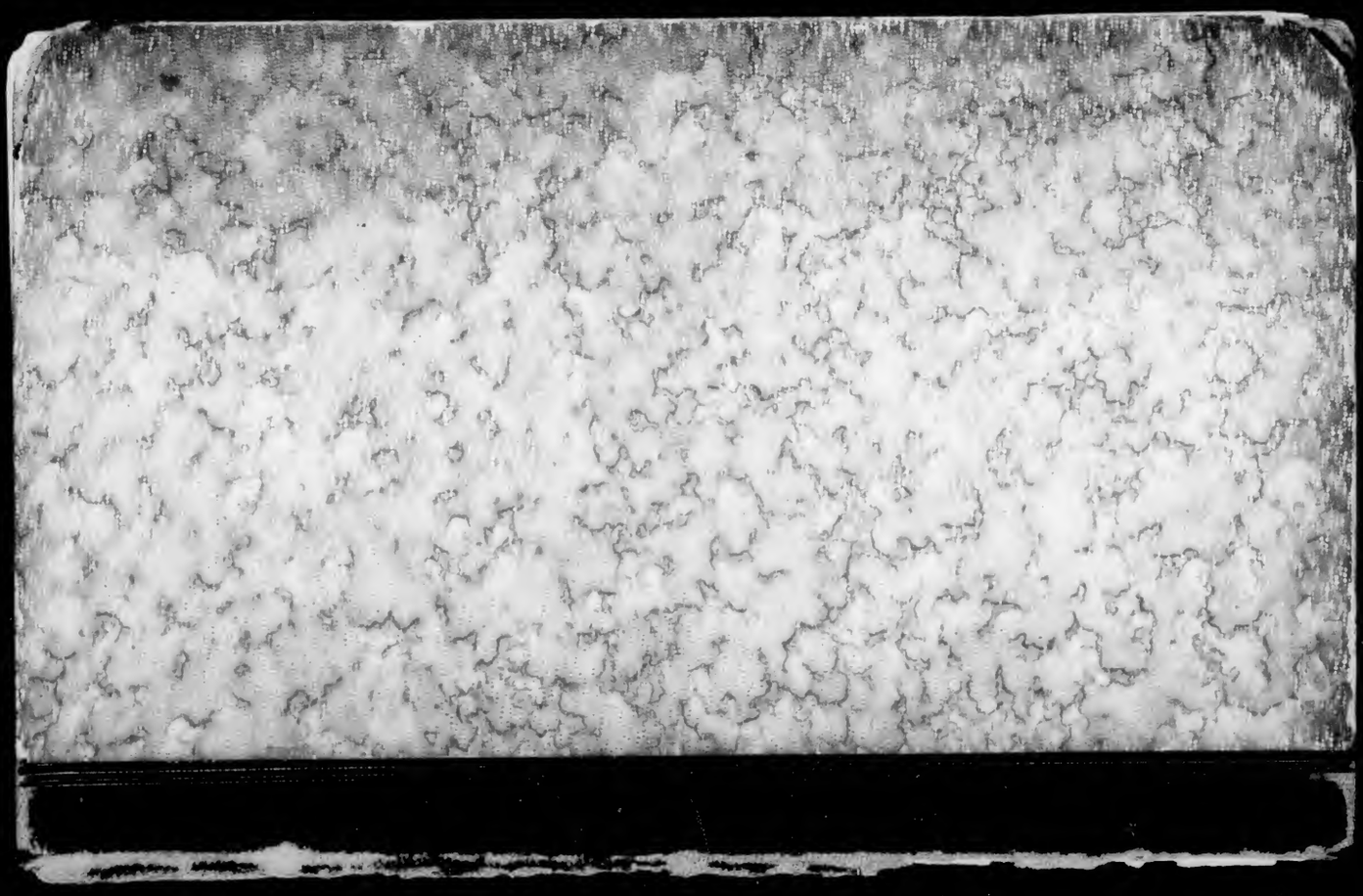
Berichtigungen.

S. 4 Z. 17 v. u. als zu streichen.
" 15 Z. 2 v. u. hinter Habsburger einzuschalten: und in deren Nachbarschaft.
" 49 Z. 3 v. o. statt verlange lies verlangt.
" 66 Bei dem Absatze fehlt die Ueberschrift: III A. Wenzel; der Schwäbische Städtebund; Landstände.
" 79 Z. 6 v. u. statt Stelle lies Stätte.
" 210 Zu der Anmerkung: Die jesuitische Deutung der hier in Betracht kommenden Worte: obedientia ad peccatum mortale geht übrigens dahin, daß damit die Verpflichtung nicht zu, sondern bei Todsünde ausgedrückt sein solle.
" 338 Bei dem Absatze fehlt die Ueberschrift: XI A. Deutsche Hof- und Staatsverhältnisse im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts; der Oesterreichische Erbfolge- und der Nordische Krieg.
" 475 Z. 7 v. u. statt der lies die.
" 611 Z. 9 v. o. statt 1790 lies 1792.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0114671379

DUE DATE

AUG 08 1990

201-6503

Printed
in USA